Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

H y.

MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

THE UNI HIGAN LIBRARIES

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Hirsch.

Band II. 1879.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

Kley Public Library

15407[4]

nhalt des zweiten Bandes.

Seite

velle von *Josephine Gräfin Schwerin* 769
Worte Von *Herman Schrader* 796
zos. Ein literarisches Porträt Von *Adolf Gerstmann* 806
ngel. Novelle von *Franz Hirsch* 819
ss. Eine Reiseerinnerung von *Adolf Prowe* . 832
Von *Rudolph Brohm* 841
enntniss. Novellette von *Ernst Eckstein* . . . 842
zen. Von *Paul d'Abrest* 855
Gedicht von *Alfred Friedmann* 859
; von Berlin. Von *Alphonse Daudet.* Deutsch von
. 860
z und die Wissenschaft Von *W. v. T.* . . . 865
edicht von *Bruno Freiherr von Seckendorff* . . . 870
aus der Bühnenwelt. Von *Karl Haffner* . . . 871
relle von *Fr. Henkel* 897. 1071
l. Ein Erinnerungsblatt. Von *Julius Duboc* . . 930
bendgebet. Gedicht von *F. H.* 939
echte. Ein Sittenbild nach dem Russischen des
. 940
Worte. Von *Herman Schrader* 953
edicht von *Alfred Friedmann* 960
h Brüssel. Nach dem Holländischen des *Johan*
dolf Müldener 961
e an neue literarische Adressen 971
Populär-medicinische Plaudereien. Von Dr. med.
. 972
altdeutscher Rechtspflege. Von *Werner Hesse* . 975
Erzählung von *Friedrich Gerstäcker* 984
Der Toilettenteufel der Bühne. Von *K. H.* 1003
Ein Künstler. Nach dem Dänischen des *Carit Etlar* von *O. Gleiss* 1025

Seite

Hochzeiter. Von *George* 1057
oz 1062

Ein geistliches Gaukelspiel 1088
Von *Franz Hirsch* . . . 1211
rpathen von *Luitpold Faust* 1098
r 1115
Fr. von *Hohenhausen* . . . 1116
! *Friedmann* 1124
. 1125
. 1130
Amelungen 1158
. 1210
t *Eckstein* 1221
honne Daudet 1225
se zur Literatur von *Wolf-* 1232
F. v. Berlepsch 1240
Randglosse zu gewissen 1241
. 1245
ischen Idee. Von *Richard* 1261
Vely 1281
ser 1308
die Zukunftsmusik. Von 1310
trait von *Adolf Gerstmann.* 1318
m Dreissigjährigen Kriege 1328
uchholz 1336
Droz 1337
. 1344
olfgang Kirchbach . . . 1348
n *H. Palm* . . . 1350 1467
ulie Dohmke 1367
ene Zimmern 1368
t *Harte.* Deutsch von *Alfred* 1374
nzel 1383
psch 1056

Seite

Der Pfarrer von Sanct Jakob. Eine Reiseerinnerung von *Richard Glass* 1384
Ein Wort für Fräulein Doctor 1389
Der Chevalier. Novelle von *G. von Berlepsch* 1409
Der fähigste Mann der Welt. Dem Amerikanischen nacherzählt von *L. Frank* 1444
Die verstehn's! Ein Beitrag zur Geschichte der Reclame. Von *Hugo von Kupffer* 1458
Die Menschenfreunde 1464
Ketzereien von der Münchener Kunstausstellung. Von *Wolfgang Kirchbach* 1506
Des Kaisers Statthalter 1518
Poetisches Turnier 877. 1133. 1391
Für den Bücherschrank 878. 1006. 1134. 1263
Salonpost 880. 1008. 1136 1264. 1392. 1520
Neueste Moden. . . . 881. 1009. 1136. 1264. 1393. 1521

Kunsthlätter.

ttanz.
ı Felde.
und traute Heimat.
tenwald mit dem Wettersteingebirge.

ı Raub gestört.
ıen mehr.
sta vor fünfzig Jahren.
n vor fünfzig Jahren.
Krebsfang.
ıge
unstreiter auf Reisen.

agerin.
ıeilen.
der Venus in der Stadt.
der Venus auf dem Lande
ıchenke

itiker.
Freiherr von Manteuffel.

Der Salon.

Ein Kuß.

Novelle von **Josephine Gräfin Schwerin.**

Die Julisonne lag schwül über den Höhen der Wartburg; den Horizont deckten schwere Gewitterwolken, und der Donner grollte leise in der Ferne. Die anwesenden Gäste hatten sich in den Speisesaal des kleinen, freundlichen Hotels zurückgezogen, in dem die Hitze weniger fühlbar war, als draußen, und der durch die ihn rund umgebenden hohen Fenster dennoch einen ungehemmten Blick auf die köstliche Landschaft gestattete. Kleinere und größere Gruppen saßen lachend, plaudernd, essend um die Tische; da ertönte die Glocke, die zum Besuch der Wartburg einlud, und der größte Theil der Anwesenden folgte ihrem Rufe. Unter den wenigen Zurückbleibenden befanden sich zwei Damen, die gesondert von der übrigen Gesellschaft Platz genommen hatten; die eine jüngere, die kaum die Grenze von dem Kindesalter zur Jungfrau überschritten und von einem ungewöhnlichen, jugendlichen Liebreiz übergossen war, hatte sich bei dem Klange der Glocke halb erhoben und ihre ältere Begleiterin mit einem fragenden und bittenden Blicke angesehen. Diese hatte die Hand auf ihren Arm gelegt und sie auf diese Weise zum Niedersitzen gezwungen und gesagt: „Wir gehen später; noch ist es so heiß, daß ich zu jeder Bewegung unlustig bin."

Dann fuhr sie, eine scheinbar früher schon begonnene Mittheilung wieder aufnehmend, fort: „Also wie gesagt, Graf Herbert und ich waren unzertrennliche Spielgefährten, wir nannten uns Mann und Frau, stritten und versöhnten uns, wie es Kinder thun, und ich glaube, mein Vater und Tante Hortense, die Herbert verwöhnte, wie eine alte, thörichte Großtante ihren schönen, wilden Neffen nur verwöhnen kann, hofften, aus dem Spiele werde einmal Ernst werden. Du mußt nämlich wissen, daß durch die Verbindung zwischen Graf Herbert und mir, die alten, an zwei Linien vertheilten Familiengüter vereinigt worden wären — mithin hatte diese eine praktische Seite. Als Herbert fünfzehn Jahre zählte und ich zwölf, mußte sich Tante Hortense von ihm trennen, um ihn endlich einer höheren Bildungsanstalt zu übergeben. Er besuchte ein Gymnasium, dann die Universität, dann ging er auf Reisen, und Benderode, Tante Hortense und Ines, seine kleine Frau, waren vergessen. Doch mußt Du nicht glauben, daß ich darum

hätte, ich nahm Revanche und vergaß ihn ebenso; ich wuchs heran,
schön, gefeiert, angebetet und empfing unzählige Heirathsanträge.
wählerisch, — durfte es sein, und erst mit zwanzig Jahren verlobte
it Deinem Onkel. Die Wahl war keine glückliche; mir hatte seine
nste, eigenthümliche Persönlichkeit, ihm meine Schönheit imponirt,
e uns Beiden Beides ein alltägliches Ding, das wir nicht mehr
mochten, und wir fanden, daß unsere Neigungen und Gewohn-
t auseinandergingen. Dennoch haben wir keine unglückliche Ehe
vir wußten uns mit unserem Schicksal und mit einander abzu-
d hätte der Tod ihn nicht so bald, nach einer kaum sechsjährigen
, so würden wir auch ferner das Muster eines aufmerksamen und
ollen Ehepaares geblieben sein, wie wir es bis dahin waren. Das
mir mein Gatte hinterließ, bist Du, Kind; es war ein Segen,
och wenige Monate vor seinem Tode in unser Haus kamst. Wie
iese beiden einsamen Witwenjahre überdauern sollen ohne Dich,
en Frohsinn, Deine jugendliche Frische."

was wäre aus mir, der armen Waise, geworden, ohne Deine
eine liebende Fürsorge, Tante Ines?" erwiederte das junge
nnig.

Jugend und Anmuth dürfen nicht sorgen, sie finden allezeit ihren
der Welt! So warst Du nicht die Empfangende, sondern die
Laurette, und wie lange wird es noch dauern, dann verläßt Du
einem Gatten zu folgen!"

denkst Du hin, Ines? Ich und heirathen, das hat noch lange Zeit,
mich ja noch so oft ein Kind!"

hrhaftig, Du bist roth geworden!" lachte Ines, mit der Hand
blonden Locken des Mädchens fahrend. „Nun, erschrick nicht,
chterne Taube, mir ist es schon recht, wenn ich Dich noch eine
mir behalte, allein — es ist immerhin gut, wenn ich mich recht-
ehe, was aus mir einsamen, alten Witwe werden soll, wenn Dich
vorhergesehen ein Täuber in sein Taubenhaus holt."

einsame, alte Witwe, Du!" lachte Laurette. „Du bist so

d, ich bin bald neunundzwanzig Jahre", unterbrach sie Ines,
in großes Geheimniß, das Du nicht verrathen darfst, und eine
dreißig Jahren ist alt, so schön sie auch immer sein, so jung sie
rzen auch fühlen mag. Also man muß seine Maßregeln danach
Mithin überlegte ichs mir, daß Tante Hortense nicht so unrecht
vergessenen Jugendpläne wieder aufzunehmen, daß" — sie wandte
t von Laurette ab und ließ den Blick zum Fenster hinausschweifen,
eifrig die Gegend betrachte — „Graf Herbert und Ines von
n vielleicht heute noch ein ebenso passendes Paar sein würden, als
echzehn Jahren annahm. So bin ich denn nun auf der Reise zu
rtense, um mir dort ein Rendezvous mit Herbert zu geben, ihn
hn Jahren wiederzusehen; und wenn ich Dir, mein Liebling, nicht
hätte machen wollen, den historischen Boden der Wartburg, die
am so am Wege lag, zu betreten, ich wäre ohne Aufenthalt nach
gereist. Ich habe heute einmal Lust, Dich zu meiner Vertrauten
Kleine, also will ich Dir gestehen, daß ich nicht gleichgültig dem
n entgegenharre, daß mich danach verlangt, zu erfahren, was aus

dem schönen, stolzen, stürmischen Knaben geworden ist in sechzehn Jahren ungebundenen Umherschweifens durch die Welt, ob der Mann gehalten hat, was der Knabe versprach."

Ihre Wangen hatten sich während der letzten Worte geröthet und ihre Augen leuchteten in hellerem Glanze.

„Und Graf Herbert?" fragte Laurette.

Ines lachte, — etwas gezwungen schien es und schlug mit dem Battisttuch auf Laurette's Hand.

„Ei sieh, die übermüthige Jugend", sagte sie, „kaum hast Du behauptet, ich sei jung und schön, und nun zweifelst Du doch, ob Herbert Lust haben wird, aus dem Spiel, das er mit dem Kinde getrieben, der alten Frau gegenüber Ernst zu machen."

„O Ines, was denkst Du —"

„Laß es gut sein, Kind, Du hast vielleicht nicht unrecht, aber diesmal kann ich Dich beruhigen: Herbert hat mir geschrieben, er hat, ich könnte beinahe sagen, um mich geworben, wenigstens um dieses Rendezvous bei Tante Hortense, das die alten Jugendbeziehungen wieder anknüpfen soll, in Worten gebeten, die keinen Zweifel über die eigentliche Meinung derselben lassen. Eine meiner Hauptbedingungen, unter denen ich ihm das Jawort gebe, wird die sein, daß er verspricht, Dir ein guter Pflegevater zu werden, mein Kind."

Sie streichelte Laurettens rosige Wange und diese zog ihre Hand an die Lippen.

„Wie gütig Du bist, Tante Ines."

Neue Gäste waren eingetroffen, die früheren kehrten von ihrer Wanderung durch die Burg zurück, bald schwirrte ein buntes Durcheinander verschiedener Stimmen durch das Zimmer und der blaue Dampf der von den Herren angezündeten Cigarren erfüllte die Luft.

Frau von Gönhausen erhob sich.

„Komm hinaus, Kind, ich glaube, draußen wird es jetzt frischer sein, als hier."

Sie nahm Hut und Sonnenschirm, und auch Laurette drückte den weißen Strohhut in die blonden Locken. Als sie die Thüre erreicht hatte, hörte sie eine Männerstimme neben sich: „Wenn ich nicht irre, gehört dieser Handschuh Ihnen, mein Fräulein?"

Laurette wandte sich um.

„O, ich danke", sagte sie, aber gleichzeitig flammte eine helle Röthe in ihrem Gesicht auf, als sie zwei überrascht und bewundernd auf sie gerichteten Augen begegnete.

„Ah, mein Fräulein, hätte ich gewußt, daß der Handschuh Ihnen gehörte, ich hätte ihn nicht zurückgegeben", sagte der junge Mann lächelnd mit einer eleganten Verbeugung.

Laurette erröthete noch mehr und eilte Ines nach, die wartend stehen geblieben war.

„Wo bleibst Du, Kind?" sagte sie.

„O, Ines, wie abscheulich! Derselbe Herr, der mir heute, als ich bei dem Gange auf dem Sängersteg hinter Dir zurückgeblieben war und dann thörichte Furcht auf den schmalen Felsstufen empfand, die Hand bot und mich dabei so — so — nun mehr als nöthig ansah — derselbe Herr ist jetzt auch hier und brachte mir einen verlorenen Handschuh nach."

Vögelchen! Es ist freilich ein entsetzliches Unglück, wenn
eines Mannes lesen, daß er den guten Geschmack hat,
."
—"
s gut sein, wir wollen dem Verräther aus dem Wege
in dieser Ecke findet er uns nicht."
Stunde später ertönte von Neuem die Glocke, welche die
burg zusammenrief, und bald erstieg die Schaar derselben
m alten Landgrafenhause. Laurette war entzückt; sie be-
beinahe andächtigen Bewunderung die Bilder aus dem
Elisabeth, den Sängersaal und dann den Banketsaal,
nigen Erklärungen des Führers lauschte sie aufmerksam.
:", rief sie, die Leute um sich her vergessend, „wie schön,
st es, als hörte ich hier Wolfram von Eschenbachs wunder-
s Tannhäusers wilde Melodien."
, daß Laurettens laute Aeußerungen die Aufmerksamkeit
regte und flüsterte ihr lächelnd zu: „Wir sind nicht allein,

das Fenster, Laurette blieb in halber Verlegenheit er-

ch in dem Ausdruck Ihrer holden Freude nicht stören,
scholl es neben ihr, „die lebende Jugend und Schönheit
ziehender, als diese Zeugen einer längst überwundenen

hete tief; sie kannte diese Stimme wohl, sie wußte genau,
zt zum dritten Mal mit unverhohlener Bewunderung auf

ich begreife nicht", stotterte sie, „Sie haben kein Recht —"
Schönheit zu bewundern?" fiel er ein, „o doch, mein
lgemeines Menschenrecht und ich mache den umfassendsten
Es würde mich indeß unglücklich machen, wenn ich da-
erregen sollte, während ich doch glaubte, ein Anrecht auf
worben zu haben, durch die Zurückerstattung jenes Hand-

in Herr, schweigen Sie", unterbrach Laurette ihn ängst-
Ines, die sie nun nicht mehr verließ.
ist unbeschreiblich reizend", flüsterte der junge Mann

ht niedlich, doch verliert sie gegen die strahlende Schön-

ja, Sie haben Recht — ich weiß nicht, die Züge sehen
– für mich aber hat diese jugendliche Frische und An-
iz, eine noch unerblühte Knospe, das Haar von jenem
Blond und ein reizender, küssiger Mund!"
in Feuer, Wangen", lachte der Andere. „Vergessen Sie
der Reise zu Ihrer Verlobten sind."
ist sie's nicht — und außerdem — diese Verlobung ist
Familienangelegenheit. Noch habe ich das volle Recht,
sie mir entgegentritt, zu bewundern. Bin ich erst ver-

heirathet, so werde ich, davon bin ich fest überzeugt, das Musterbild eines soliden Ehemannes sein."

„Wozu Sie soeben den besten Anfang gemacht haben", spöttelte der Andere.

„Beim Himmel, Sie scheinen wie ein Mönch zu leben", rief Wangen, „wenn Sie einigen Schmeicheleien, die man einem hübschen Mädchen sagt, ein solches Gewicht beilegen. Es sind überdies vermuthlich die letzten Tage der Freiheit, die mir nur das zufällige Zusammentreffen mit Ihnen bereitet hat, sonst wäre ich längst in die Fesseln — der Liebe? nun, wer weiß — oder der Vernunft gelegt. Kommen Sie, wir versäumen sonst den überaus interessanten Vortrag unseres hochweisen Führers."

Frau von Gönhausen und Laurette wollten in dem kleinen Wartburg-Hotel nächtigen und erst am nächsten Morgen nach Eisenach, um von dort aus die Weiterreise nach dem nahegelegenen Benderode anzutreten. Die Besucher entfernten sich allmälig, es wurde stiller und stiller und an dem jetzt wieder vollkommenen klaren Himmel stieg der Mond langsam empor. Laurette hatte ihrem jugendlichen Entzücken und ihrer Wißbegier nicht genug thun können, und Ines war, ihren Wünschen nachgebend, mit ihr durch alle Höfe gestreift, sie hatten jede alte, epheuumsponnene Mauer, jede ausgetretene Treppe, jeden vertrockneten Brunnen beschaut und waren dann nach einem schattigen Weg hinabgestiegen, der zu einer einsamen Bank führte, auf der sie ruhend und träumend gesessen. Ines war gegen ihre sonstige Gewohnheit in sich gekehrt und schweigsam gewesen, und Laurette hatte. sie still beobachtend, sich gefragt, ob sie wohl an Graf Herbert und ihre Zukunft an seiner Seite denke. Nun erhob sie sich rasch.

„Komm Kind", sagte sie, „es ist schon spät und ich bin müde, wir haben heute einen anstrengenden Tag gehabt, ich will schlafen gehen."

Sie hatte sich rasch entkleidet und Laurette saß nun auf dem Rande ihres Bettes und sagte ihr unter Liebkosungen Gutenacht.

„Schlaf wohl, Liebste", sagte sie, sie noch einmal küssend, „ich verlösche das Licht und setze mich noch ein wenig ans Fenster, sieh nur, wie hell der Mond scheint, es ist so köstlich, und ich bin noch so munter — so munter, ich könnte gar nicht schlafen!"

„Kleine Schwärmerin, thu, wie Du willst, wenn Du mich nur schlafen läßt, ich bin todtmüde."

Ihre tiefen Athemzüge bewiesen schon nach wenigen Minuten, daß sie wirklich fest schlief, während Laurette am Fenster stand und auf die im blauen Mondlicht schimmernde Landschaft sah. Sie fühlte sich von den mannigfachen Eindrücken des Tages aufgeregt, hier im Zimmer war es so schwül, wie herrlich mußte es draußen auf dem Balcon sein, nur einen Blick von dort aus. auf das mondbeschienene Thal, auf die silberglänzenden Wipfel der Bäume! Sie zögerte einen Moment, dann warf sie mit raschem Entschluß ein Tuch über und schlüpfte leise, um Ines nicht zu wecken, hinaus. In wenig Augenblicken stand sie auf dem Balcon, und ein Laut des Entzückens entschlüpfte ihr, die Wirklichkeit hier draußen in der köstlichen Mondnacht war noch schöner, als sie es gedacht.

„Nicht wahr, mein Fräulein, es ist herrlich? Ich preise den Zufall, der es mir eingab, hier noch eine Stunde verträumen zu wollen und mir dadurch das Glück gewährte, Sie noch einmal zu sehen, Ihnen noch sagen

ich den Tag niemals vergessen werde, der mich, — nun
n Male — in Ihre holde Nähe führte."
nd der junge Mann neben ihr, dessen Anwesenheit sie nicht
öte, daß außer Ines und ihr Niemand oben geblieben wäre.
:swillen", flüsterte sie ängstlich, „ich glaubte hier ganz allein
' mir so heiß — der Mondschein so schön — was müssen
ıken!"
nichts Böses, mein Fräulein", entgegnete er rasch. „Auch
:aß Sie noch hier seien, nun aber dürfen Sie mir nicht ent=
schon reise ich weiter — Sie wahrscheinlich auch — und
uns wohl nie mehr wieder. Warum wollen Sie es mir
ir Ihre holden Züge noch einmal einprägen zu dürfen —
Fräulein, es liegt viel Romantik in einer solchen unvorher=
nung, im Mondschein, hoch oben, von aller Welt geschieden,
trenge Beschützerin wahrscheinlich schläft."
yre Hand ergriffen, sie aber riß sich jetzt hastig los und eilte
)er Thüre zu.
rfen Sie mir nicht entschlüpfen, wenigstens nicht ohne Ab=
hr nacheilend, „denken Sie an den Handschuh, mein Lohn

ohne sich umzusehen, den Flur erreicht, nun aber fand sie in
Mondlicht und in der Aufregung des Augenblicks nicht so=
hrem Zimmer führenden Stufen — sie hörte seine Schritte
er sich und im nächsten Augenblick fühlte sie sich von zwei
und ein Kuß wurde auf ihre Lippen gedrückt. Sie riß sich
e die Thür erreicht hatte und athemlos in das Zimmer
noch ein leises, fröhliches Lachen hinter sich.
Gott, Tante Ines", rief sie, halb weinend, „sei mir nicht
wache doch nur auf!"
ımels willen, was ist geschehen?" fragte Ines erschrocken,
e sitzend.
, der Mond schien so schön — ich ging noch einmal auf
und — und — da war er wieder — der abscheuliche
.er derselbe — und nun — ich wollte nicht mit ihm sprechen
Haus zurück — er mir nach — und dann — ach Gott, er
!! O, es ist schändlich, ich könnte weinen!!"
es bereits in reichlichen Strömen, mein Kind", sagte Ines,
ı streichelnd, „aber wie thöricht auch, allein in der Nacht
ich werde anfangen müssen, Dich strenger zu halten, leicht=
Doch nun beruhige Dich, Geschehenes ist nicht mehr zu ändern,
ıisen wir fort, und Du wirst diesen Don Juan nie mehr
Und eine gute Warnung wird es Dir bleiben, künftighin
ein und nicht mehr Nachts allein in fremden Häusern um=

, ich schäme mich so sehr!" klagte Laurette, sich an sie

b, es ist ja ein Geheimniß, das wir Beide ganz allein wissen",
,und — er, doch dieser leichtsinnige Mann kommt uns aus
ennt Deinen Namen nicht, und — im Vertrauen gesagt —
einlich nicht die Erste, die er geküßt hat — „aber in Spanien

Tausend und Drei!" Also beruhige Dich, Du thörichtes, wildes Kind, ich werde künftig die Thüren vor Dir verschließen müssen und nun Gutenacht, mache, daß Du schnell ins Bette kommst, morgen war Alles nur ein ängstlicher Traum."

Als sie am nächsten Morgen gefrühstückt hatten und eben zur Abreise gerüstet, das Speisezimmer verlassen wollten, begegnete ihnen in der Thür ein elegant gekleideter, junger Mann, der sie verbindlich grüßte. Laurette wurde über und über roth, Ines dankte mit einer kaum merklichen Neigung des Kopfes, während sie ihn groß und ernst ansah. Er blickte ihnen lächelnd nach.

„Die Kleine hat geplaudert", murmelte er vor sich hin. „Kaffee!" rief er dann dem Kellner zu und entzündete sich eine Havannah.

Schloß Benderode war ein alterthümlicher, zwar in großartigem Stil errichteter, aber ziemlich geschmackloser und unfreundlicher Bau. Der große Saal mit den alten, steifen und unbequemen Möbeln war trotz des hellen Sonnenscheins auch heute ein düsterer Raum, den die zwei hohen Fenster um so weniger genügend zu erhellen vermochten, als die alten, nahe davor stehenden Nußbäume dem Licht den freien Zugang wehrten. Darin war auch vielleicht der Grund zu suchen, daß hier, ungeachtet der Juliwärme, eine ziemlich frostige Temperatur herrschte, so daß das hell lodernde Kaminfeuer wohl angebracht schien. Vor demselben saß in einem Lehnsessel Gräfin Hortense, eine kleine, schwächliche Gestalt, deren ganze Erscheinung einem früheren Jahrhundert anzugehören schien und deshalb wohl zu der alterthümlichen Umgebung paßte. Ihr gegenüber stand in einem eleganten Reitanzuge Frau von Gönhausen und nestelte an dem blauen Schleier, der von ihrem Hut herabflatterte.

„Herbert muß heute kommen, ohne Frage", sagte Gräfin Hortense, „ich wünschte, Du bliebest zu Hause."

„Er muß nicht eben großes Verlangen nach dem Wiedersehen mit mir tragen, da er uns nun schon zwei Tage vergeblich warten ließ", lachte Ines, obgleich diese Heiterkeit nicht ganz natürlich schien, „so wird er denn, falls er wirklich während meiner Abwesenheit hier eintreffen sollte, sich nicht allzuschwer bis zu meiner Rückkehr gedulden können. Ueberdies, was soll ich machen, Tantchen, Laurette brennt darauf, einen ersten Reitversuch zu wagen, Herr von Poldeck hat gestern ihre Lust gar zu rege gemacht und überdies versprochen, sie heute abholen zu kommen. Ich kann doch die beiden jungen Menschen nicht allein reiten lassen. Es ist ja Deinen Pferden auch recht gesund, wenn sie sich einmal etwas Bewegung machen müssen, Tantchen", fügte sie scherzend hinzu, den Arm um den Nacken der alten Dame schlingend, „und Du läßt sie träge und ungeschickt werden."

„Als ob's um die Pferde wäre!" erwiederte Gräfin Hortense achselzuckend. „Reite mit Herbert täglich, so viel Du willst, nur heute nicht mit diesem Poldeck —! Was hatte er gestern gleich herzukommen, was will er hier, zu mir alten Person kommt er doch wahrhaftig nicht! Die Verwandten begrüßen will er! Hat sich was mit der Verwandtschaft, mit mir hatte er's gar nicht so eilig; der Herr Lieutenant stand, glaube ich, schon ein halbes

er es nöthig fand, in Benderode ſeinen Beſuch zu machen.
e Eile!"
ı ihn für einen gefährlichen Nebenbuhler für Herbert,
Ines lachend, „darum ängſtige Dich nicht. Dieſe ſchmucke
ten Reiz für mich, und ihm werde ich alte Frau auch nicht
ı! Er hat ja geſtern auch keine zehn Worte mit mir ge-
ırette fanden ſich ſchon beſſere Anknüpfungspuncte, ſie ſind
ie Kinder."
wiederholte Gräfin Hortenſe, „wozu haſt Du ſie mitge-
ſt ſie zu Hauſe laſſen können, was ſoll ſie hier!"
rtenſe, Du wirſt beleidigend", ſagte Ines in einem Ton,
gen ſollte, aber unwillkürlich eine gewiſſe Gereiztheit ver-
ıicht, daß ein Vergleich zwiſchen mir und Laurette möglich
ht von Herbert. Ah, da iſt ſie! Du kommſt mich holen,
ı Poldeck iſt ſchon da? Gut, ich bin bereit. Adieu, Tante

der alten Dame noch einen Gruß zu und ſtand wenige
r mit Laurette bei den harrenden Pferden. Herr von Pol-
ucker Huſarenlieutenant, der in der ſchönen Uniform ſeines
legant ausſah, deſſen muntere, braune Augen, deſſen fröh-
und aber zugleich von einem guten, unverdorbenen Herzen
lf den Damen in den Sattel und belehrte Laurette, wie ſie
ten habe. Dann ſchwang er ſich ſelbſt auf's Pferd und ſah
:k aus, daß Ines vielleicht nicht unnöthig warnte, indem
:: „Nun aber, Sie kühner Herr Lieutenant, laſſen Sie alle
Seite, wir ſind vornherein davon überzeugt, daß Sie der
nd vollendetſte Reiter der Welt ſind, heute aber reiten Sie
noch dazu mit einer ſehr jungen Anfängerin, die nur das
:empo nehmen kann. Wenn Sie das auch nur einen Augen-
droht Ihnen mein ſchrecklichſter Zorn. Hören Sie wohl,
er?"
ıädigſte Couſine", antwortete er lachend, „ich werde nicht
ıs Seite weichen und werde es keinen Augenblick vergeſſen,
k habe, ihr Lehrer ſein zu dürfen, was ich durch irgend eine
ı verſcherzen würde."
rette lächelnd an, und ſie lächelte wieder — glücklich, ſelig,
zum erſten Mal zu Pferde an dieſem köſtlichen Sommer-
ı dunklen Wald, neben ſich die wogenden Aehrenfelder.
: ſo dahin ritten, war im Schloſſe geſchehen, was Gräfin
ı hatte. Graf Herbert war angekommen, der Diener — noch
„Junker Herbert" vor ſechzehn Jahren bediente — hatte
mer geführt, er hatte ſchnell die Toilette gewechſelt und
ortenſe gegenüber vor dem Kamin, und die alte Dame be-
liebevollen Augen.
nicht etwas eſſen, mein Söhnchen?" fragte ſie, „ein Co-
ı Beefſteak? oder ein kaltes Hühnchen? Mamſell kann
:n! Nichts von alledem? So doch wenigſtens eine Taſſe

nels willen, Tante!" rief Herbert.
erſchrick nicht, mein Söhnchen, es iſt kein Gift; aber ein

Glas Wein, ja?" Sie schellte. „Nun, Du sollst auch von dem Besten bekommen, dem gelb gesiegelten, dem Doctor setze ich den blau gesiegelten vor, der ist gut genug, an seinem Tische wird wohl nicht viel Wein fließen — er trinkt diesen mit vielem Behagen — Friedrich, eine Flasche von dem Gelbgesiegelten, für den Herrn Grafen — und auch Poldeck bekommt den Blauen, für solch ein junges Blut ist er gerade feurig genug, und die jungen Leute müssen nicht verwöhnt werden; wohin soll das führen!"

„Poldeck?" fragte Herbert. „Einer von den Westendorfern? Du sahst ihn bisweilen?"

„Ja wohl, es ist der jüngste Sohn des Westendorfer Vetters, er steht in M. in Garnison und beehrt mich bisweilen mit seinem Besuch, vielleicht glaubt er, daß es von mir etwas zu erben giebt. Da irrt er sich aber gewaltig."

Herbert lächelte, ohne zu antworten. Er hatte schon einige Male unruhig nach der Thür gesehen, und als jetzt Friedrich, der den Wein gebracht hatte, diese wieder hinter sich schloß, fragte er: „Und Cousine Ines? Darf ich ihr mein Compliment machen, oder soll ich sie hier erwarten?"

„Mein Söhnchen, Ines ist ausgeritten, sie hat da so ein junges Ding mitgebracht, eine Nichte, Pflegetochter oder dergleichen, und Poldeck will das Kind reiten lehren. Er ist ein Narr, der Poldeck! Im Vertrauen gesagt, Söhnchen, ich glaube, sie ärgerte sich, daß Du auf Dich hast warten lassen, Du hättest schon vorgestern hier sein und sie empfangen sollen."

Herbert lachte.

„Das wäre ich auch, Tante, wenn ich nicht zufällig mit einem lieben Freunde zusammengetroffen wäre, den ich mehrere Jahre nicht gesehen; wir trennten uns damals in Kairo, er ging nach Europa zurück, während ich den Kaffern noch einen kleinen Besuch zu machen wünschte. Wir hatten uns viel zu erzählen und ich durfte ihn nicht so schnell verlassen und überdies — dieses Geschäfts- und Familienabkommen wird ja noch frühe genug geschlossen. Es ist eine bittere Pille, Tante, die goldene Freiheit aufzugeben."

„Söhnchen, Söhnchen", rief Gräfin Hortense erschrocken, „lasse das nicht Ines ahnen.

„O, Tante, sie wird ja vernünftig genug sein, die Sache nicht anders anzusehen, natürlich aber darfst Du auf meine ritterliche Galanterie bauen, die sich ihr gegenüber nicht verleugnen wird. Und weißt Du, ma chère tante, die Männer, die in ihrer Jugend etwas wild gelebt haben — wie z. B. ich — werden dann die zahmsten Ehegatten. Gräfin Ines wird mich zum Lamm machen, ich zweifle nicht daran, und eben das schreckt mich. Aber sei ohne Sorgen, ich habe mir die Sache nach allen Vernunftgründen überlegt, ich bin es meinem Namen schuldig", nicht als der Letzte meines Stammes zu sterben, und Cousine Ines ist eine durchaus passende Partie. So wird sie meine Gemalin."

„Doch nur, wenn sie will, Söhnchen, die Ines hat Charakter", sagte Gräfin Hortense, den Kopf hin und her wiegend.

„O, Tante, wo denkst Du hin, natürlich will sie; sie hat ja durchaus keinen Grund, nicht zu wollen! Aber bei Gott, dieser Poldeck scheint ja ein Teufelskerl zu sein, reitet da stundenlang mit zwei Damen umher und vergißt das Wiederkommen."

In diesem Augenblick öffnete Friedrich die Thür und meldete: „Herr Lieutenant von Poldeck."

„Ich wollte mir nur noch die Ehre geben, Ihnen mein Compliment zu machen, gnädigste Gräfin, und den verehrten Herrn Vetter zu begrüßen, dessen Ankunft uns eben gemeldet wurde", sagte Poldeck mit einer eleganten Verbeugung gegen Gräfin Hortense und reichte dann Herbert die Hand.

„Sie sind so lange von der Heimat entfernt gewesen, Herr Graf", fuhr er fort, „daß Sie gewiß keine Ahnung mehr von uns Westendorfern haben, am wenigsten natürlich von mir, der ich dazumal noch im Knabenkittel herumlief."

„Um so erfreulicher ist es mir, daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihre Bekanntschaft — wir wollen sagen, erneuen zu dürfen", erwiederte Herbert verbindlich, während seine Augen mit sichtbarem Wohlgefallen auf dem jungen Manne ruhten. „Doch — wo sind die Damen?"

„Sie wollten zuerst die Reitcostüms ablegen", antwortete Poldeck, „aber ich sage Ihnen, meine Gnädigste", wandte er sich dann wieder an Gräfin Hortense, „es war wirklich ein famoser Ritt, Frau von Gönhausen reitet brillant, die wahre Amazone, und das Fräulein sitzt so muthig, so schön zu Pferde, auf Ehre, Niemand könnte glauben, daß sie einen ersten Versuch machte. Es war wirklich entzückend."

Es entspann sich nun ein Gespräch zwischen den beiden Herren, während dessen jedoch Herbert seine Unruhe nicht verbergen konnte. Endlich öffnete sich die Thür an der, dem Kamin entgegengesetzten Wand, Herbert sprang auf. Das Dämmerlicht, das den Saal erfüllte und durch das Kaminfeuer noch unsicherer gemacht wurde, verhinderte ein deutliches Erkennen der Eintretenden.

„Endlich, verehrteste Cousine, gönnen sie mir das Glück, Sie begrüßen zu dürfen", sagte er.

„Willkommen in der Heimat, Cousin Herbert", lautete die Antwort.

Sie standen sich gegenüber, die ausgestreckten Hände im Begriff, sich zu berühren, — ein unwillkürlicher Laut der Ueberraschung entschlüpfte den Lippen Beider, Ines Hand fiel herab, und Laurette trat, wie Schutz suchend, mit von flammender Röthe übergossenen Wangen hinter sie. „Herbert jedoch faßte sich schnell.

„Tausend Mal habe ich es mir gesagt, daß sechzehn Jahre verflossen sind, seit ich Sie zuletzt gesehen, Cousine Ines", sagte er, „und dennoch verwirrt es mich jetzt, das Kind in die schöne Frau metamorphosirt zu sehen."

„Keine Schmeichelei, Cousin", antwortete Ines kühl. „Daß sechzehn Jahre den Menschen verändern, finde auch ich in diesem Augenblick bestätigt. Hier, Fräulein Laurette von Lauchingen", fuhr sie, zurücktretend und Laurette bei der Hand nehmend, fort, „meine Nichte und Pflegetochter."

Sie hatte die letzten Worte mit besonderer Betonung gesprochen, Herbert hatte sich mit einigen verbindlichen Worten gegen Laurette verneigt, diese stand stumm, mit niedergeschlagenen Blicken, ein Bild fassungsloser Verlegenheit vor ihm.

„Was sprecht Ihr denn da", rief Gräfin Hortense, mit weit vorgestrecktem Kopfe, die großen Gläser ihres Lorgnons gegen die Augen drückend, „ich verstehe kein Wort, Ihr flüstert ja, was soll das, sind's Geheimnisse? Nun?"

„Bewahre Tantchen, wir tauschten nur einige gleichgültige Redensarten", entgegnete Ines, rasch zu dem Kamin tretend und einen Stuhl neben den Sessel von Gräfin Hortense ziehend. „In Augenblicken eines so über-

raschenden Wiedersehens, wie das zwischen Graf Herbert und mir soeben, pflegt man nicht allzu geistreich zu sein."

„Ueberraschenden Wiedersehens!" wiederholte Gräfin Hortense. „Ich denke, Ihr wußtet genau, Euch hier zu treffen."

„Eben deshalb, Tante", entgegnete Ines, „da hatte ich mir denn das Bild des fünfzehnjährigen Knaben treu ins Gedächtniß gerufen, dem nun der Mann nicht mehr entspricht. Wahrscheinlich ist es Graf Herbert ebenso ergangen."

Sie hatte die letzten Worte leicht hingeworfen, ohne Herbert anzusehen.

„Allerdings", antwortete er rasch, „Cousine Ines war damals gütiger gegen mich, als heute Frau von Gönhausen."

„Vielleicht hatte sie Veranlassung dazu", entgegnete Ines, den Goldreif an ihrem Finger hin und her schiebend. „Doch genug davon —", sie wandte sich rasch um, und da sie Laurette noch wie vorher verlegen und mit gerötheten Wangen mitten im Zimmer stehen und Herrn von Poldecks Blicke verwundert von Einem zum Andern schweifen sah, sagte sie: „Herr von Poldeck, Sie wollten Fräulein von Lauchingen von jenem großartigen Wettrennen in der Residenz erzählen, ich glaube, sie wartet auf diese Mittheilung, Graf Herbert wird uns unterdeß vielleicht von seinen sechzehnjährigen Entdeckungsreisen in Afrika — dort waren Sie ja wohl! — Einiges zu berichten wissen."

„Ich mache mich selbst und meine Erfahrungen nicht gern mit directer Absicht zum Mittelpunct des Gespräches", erwiederte Herbert kühl.

„Ei, so schüchtern!" spöttelte Ines. „Ich meine doch, daß Schüchternheit sonst nicht zu den Eigenschaften des Grafen Wangen gehört. Vielleicht sprechen Sie lieber, als von Afrika, von dem Zunächstliegenden, z. B. von der Wartburg."

Ines hatte bei den letzten Worten den Blick erhoben und Herbert scharf fixirt. Sie sah mit Genugthuung, daß ihm eine helle Blutwelle über Stirn und Schläfe lief, aber er erwiederte, ohne ihrem Blick auszuweichen, in leichtem Conversationston: „Wenn Sie befehlen, gnädige Cousine, spreche ich von der Wartburg. Ich verlebte dort mit meinem Freunde einen schönen Tag, voll der glücklichsten und fröhlichsten Erinnerungen. Wir hatten uns in Constantinopel kennen gelernt, hatten dann zusammen das gelobte Land durchreist und waren zuletzt nach Algier gegangen. Solche gemeinsame Strapazen verknüpfen fest mit einander, wir hatten tausend lustige Schwänke, aber auch viele ernste Erinnerungen uns zurückzurufen. Nur die Begegnung mit diesem lieben Freunde konnte mich hindern, schon vor Ihnen, Cousine Ines, in Benderode einzutreffen, um Sie auf dem Boden Ihrer alten Kinderheimat zu begrüßen."

„Werden Sie nicht sentimental, Cousin", rief Ines, „ich glaube Ihnen kein Wort davon, reden wir von etwas Anderem. Waren Sie im Harem?"

„Nein, Cousine, wahrhaftig nicht", lachte Herbert.

„Oder im gesegneten Staat Utah bei den Mormonen!"

„Bewahre, die westliche Halbkugel hat mein Fuß noch nicht betreten, Amerika ist kalt und poesielos, anders ist es mit den glühenden Farben des Orients —"

Er sprach weiter, und fast wider seinen Willen vertiefte er sich in die Reiseschilderungen, die er vorhin abgelehnt hatte, während Ines ebenso, fast

wider ihren Willen, den beredten Worten, die die ganze üppige Pracht des Südens vor ihr entfalteten, lauschte.

Unterdeß war Herr von Poldeck an Laurette herangetreten.

„Wollen Sie mir also gestatten, Ihnen von jenem Rennen zu sprechen, gnädiges Fräulein?“ sagte er. „Das Terrain war außerordentlich günstig —“

Er sah nach dem Kamin zurück, und als er bemerkte, daß sie von dort aus nicht beobachtet wurden, brach er ab und fuhr in leiserem Tone fort: „Um Gotteswillen, mein gnädiges Fräulein, beruhigen Sie mich, sagen Sie mir, was Ihnen geschehen, Sie sehen so erregt, so beängstigt aus, wahrhaftig, in Ihren Augen stehen Thränen, kann ich Ihnen dienen, Ihnen in irgend einer Beziehung nützlich sein, bitte, befehlen Sie über mich, Sie machen mich damit zum glücklichsten Menschen.“

„Es ist nichts, wahrhaftig nichts, Herr von Poldeck“, antwortete Laurette rasch, „ich bin so thöricht, noch so unerfahren, ich verstehe noch nicht, meine Züge zu beherrschen, Tante Ines wird schelten —“

„O, das darf Frau von Gönhausen nicht, ich habe wohl bemerkt, daß sich auch ihre Miene seltsam veränderte, selbst Graf Wangen, nein, nein, Fräulein Laurette, Sie dürfen sich keine Vorwürfe machen, die Anderen machten es nicht besser.“

„So? wirklich? Sie haben Alles bemerkt?“ fragte Laurette. „Aber bitte, verrathen Sie das nicht, es würde Tante Ines sehr unangenehm sein, und — und — es war ja auch gar nichts. Also Schweigen.“

Sie legte den Finger auf die Lippen und er antwortete mit derselben Pantomime.

„Wir haben ein Geheimniß, gnädiges Fräulein, wie mich das glücklich macht.“

Dann begann er von Neuem von dem Wettrennen zu sprechen, da er aber bald bemerkte, daß Laurette ihm nur unaufmerksam zuhörte und sichtbar die Verlegenheit, die sie so plötzlich überkommen, noch nicht überwunden hatte, erklärte er, aufbrechen zu müssen und empfahl sich rasch.

Dadurch wurde Laurette genöthigt, sich dem um den Kamin versammelten kleinen Kreise anzuschließen. Sie rückte einen niedrigen Sessel hinter Ines Stuhl, und so beklommen sie sich anfangs fühlte, so fesselten doch auch sie bald Herberts interessante Erzählungen, die er mit der eleganten Weise des gewandten Weltmannes vorzutragen wußte. Plötzlich wandte sich Ines um, irgend eine leise Bewegung mußte ihr Laurettens Nähe verrathen haben.

„Ah, Du hier!“ sagte sie in einem Ton, der beinahe wie ein Tadel klang. Sie stand rasch auf. „Es ist hier unerträglich heiß, und Tante Hortense gestattet nicht, daß man ein Fenster öffnet.“

„Erlauben Sie mir, Sie in den Garten zu führen, Cousine?“ fragte Herbert, „ich glaube, es muß ein köstlicher Abend sein.“

Er bot ihr den Arm, sie aber zog Laurettens Arm durch den ihren und sagte kurz: „Ich danke, Laurette soll mich begleiten.“

„O Cousine, Sie sind grausam“, rief Herbert. „Befehlen Sie nun, daß ich in dem schwülen Zimmer bleibe?“

„Wie sollte ich?“ entgegnete Ines. „Ich kann Ihnen ja nicht verbieten, den Garten zu betreten, der überdies eine Menge von Wegen hat.“

Sie neigte leicht den Kopf und verließ, ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu lassen, das Zimmer.

„Sagte ich es Dir nicht, mein Söhnchen", begann Gräfin Hortense sofort, „Du hast es mit ihr verdorben, Du hast sie erzürnt, o, ich kenne die Ines, sie weiß, was sie will —"

„Launen, nichts als Launen, Tante", unterbrach Herbert sie, „ich hoffe, diese bald überwunden zu haben. Und, auf Ehre, Tante, Ines ist schön, wunderbar schön, ich ahnte das nicht. Diese Augen sind von einer Tiefe, einer Macht! Diese stolz gewölbten Brauen, dieses classische Profil! Warum hast Du mir das nie geschrieben?"

„Meine alten Augen sehen davon nicht viel", sagte Gräfin Hortense, „ich kenne sie nun ja auch seit nahezu dreißig Jahren, ja, ja, mein Söhnchen, am 24. September wird Ines neunundzwanzig Jahre, volle neunundzwanzig Jahre. Wenn es nicht um der Familiengüter willen wäre, die Du in Deiner Hand vereinigen sollst, dann wäre sie zu alt für Dich, Du könntest bei dem jüngsten und schönsten Mädchen werben, keine würde Dich ausschlagen, Du bist ein schöner Mann und ein kluger Mann."

„Und Ines ist schön und geistreich und interessant, jeder Mann dürfte glücklich sein, der ihr Herz gewinnt."

„Wirb Du vorläufig um ihre Hand mein Kind, ich glaube, das Herz spielt bei ihr keine große Rolle."

„O Tante, verleumde sie nicht! Diese Augen können nicht lügen! Ich will ihr aber denn doch in den Garten folgen."

Er eilte raschen Schrittes hinaus und Gräfin Hortense sah ihm kopfschüttelnd nach. „Er brennt ja in lichterloher Flamme", murmelte sie, „was solch' jugendliches Blut heiß ist. Nun ja, ja, man hat's ja auch gekannt. Tempi passati, tempi passati!"

Kaum daß Ines und Laurette das Zimmer verlassen hatten, als diese auch schon, beide Hände um Ines Arm schlingend, ausrief: „Tante Ines, also Graf Wangen war es, o wie schrecklich!" Ines zuckte die Achseln. „Was ist's denn mehr, Kind, er ist ein Don Juan geworden, wie tausend andere Männer auch, nur daß ich es von Herbert nicht glaubte, weil ich noch immer an den treuherzigen, offenen Blick der braunen Kinderaugen dachte."

„Weißt Du, den hat er noch, Tante Ines", rief Laurette lebhaft.

„Ei, hast Du seine Augen so genau beobachtet!" fragte Ines."

„O nein, — das nicht — allein, als er erzählte, so schön erzählte, da mußte ich ihn doch ansehen — und da —"

„Schon gut, schon gut, Kind, wir sprechen nicht weiter davon, Herbert ist nun eben ein ganz uninteressanter Mensch für uns. Hörst Du? auch für Dich, Laurette."

„Doch nicht für Dich, Ines?"

„Gewiß für mich. Es war thöricht von mir, Dir von einer Sache zu erzählen, die auf so schwankem Grunde stand, thöricht, daß ich an den Knaben dachte, den ich kannte, statt an den Mann, der mir fremd war, ganz fremd."

„O Tante Ines", rief Laurette beinahe weinend, „wie schrecklich, daß ich es verschuldet habe —"

Ines wandte ihr rasch das Gesicht zu und sah sie mit einem großen Blick an.

„Du?" fragte sie gedehnt, „was solltest Du verschuldet haben? Ich fürchte nicht, daß Du Graf Wangen Veranlassung gegeben hast, Dir auch nur mit einem Schein von Berechtigung so zu nahen, wie er's that."

O, wie kannſt Du glauben —"
Nun alſo, woher denn dieſe Worte ohne Sinn! Du wirſt indeß gut Dich von ihm ſo fern als möglich zu halten. Die jungfräuliche Zart- bietet es. Ich werde natürlich unſern Aufenthalt hier abkürzen, ſo ls möglich, ohne Tante Hortenſe zu beleidigen, die ſelbſtverſtändlich von jener Don Juanaffaire Herberts erfahren darf."
Sie gingen ſchweigend weiter; Laurette mit dem unbeſtimmten Gefühl, r Ines zürne und mit dem heißen Wunſch, ſie zu verſöhnen, ohne doch Weg dafür entdecken zu können.
Der Abend dieſes Tages verlief ziemlich unbehaglich für jeden Einzel- es kleinen Kreiſes. Herbert, der alle dieſe Verwirrungen angerichtet, doch ſelbſt der Unbefangenſte; allein, ſeine Verſuche, eine ungezwungene altung herbeizuführen, gelangen nur ſchlecht; ſie ſtockte in jedem Augen- Laurette ſah verlegen zu Boden, Ines gab die einſilbigſten Antworten räſin Hortenſe ſah mit halb erſtaunten und halb neugierigen Blicken inem zum Andern, ja, ſie bediente ſich ſogar wiederholt ihres Lorgnons, rch dieſes Hülfsmittel vielleicht die ihr durchaus unverſtändliche Situa- t klären. Da ſich daſſelbe aber als gänzlich unwirkſam erwies, ſo be- ſie ſich damit, während des Thees die Stille dadurch zu unterbrechen, : Herbert wiederholt ermahnte: „Iß, mein Söhnchen, iß, das thut und dann auch wohl hinzufügte: „Mamſell verſteht es, einen Salat eiten", oder: „dieſer Braten iſt vortrefflich!"
So war es für alle eine Erleichterung, als Gräfin Hortenſe nach Fried- ellte und ſich von ihm in dem Rollſtuhl, den ſie den ganzen Tag nicht , in ihr Schlafzimmer bringen ließ.
lls Herbert, der die Tante noch bis in das Nebenzimmer geleitet zurückkehrte, fand er auch Ines und Laurette ſchon im Aufbruche en.
„Gute Nacht, Couſin", ſagte die Erſtere, ohne den Kopf nach ihm um- en
Ah, Couſine, auch Sie ſchon!" rief Herbert. „Ich meine, es iſt noch ich früh —"
„Ich bin müde", antwortete ſie gleichgültig. „Sie können ja noch eine ſcheinwanderung durch den Garten antreten, wir, ich und Fräulein von ngen, lieben dergleichen nicht mehr, wir haben Furcht vor Geſpen- oder Nachtwandlern. Komm, Laurette."
Herbert biß ſich auf die Lippe. Laurette, die bei Ines letzten Worten eröthet war, hatte ſich, ohne ihre Aufforderung abzuwarten, bereits der zugewandt, ſo daß er, nahe an Ines herantretend, ihr, ohne von Lau- gehört zu werden, zuflüſtern konnte: „Bleiben Sie nur noch einen blick, Couſine, ich muß Sie ſprechen."
„Ich ſagte Ihnen ſchon, Graf Herbert, ich bin müde", antwortete Ines ſelben kühlen Ton, „Sie werden bis zu einem günſtigeren Augenblick müſſen. Nochmals Gutenacht."
Herbert blieb in einer ſchwer zu beſchreibenden Stimmung zurück. Er mit ſich ſelbſt, mit Ines, mit Laurette, mit jenem Freunde, der ihn zu unglücklichen Wartburgtour veranlaßt hatte, mit der ganzen Welt! tte noch heute Morgen die Verbindung mit Ines als ein Opfer an- , das er ſeinem Namen und den Traditionen ſeiner Familie brachte: Geſchlecht der Grafen von Wangen durfte nicht erlöſchen und es war

zugleich wünschenswerth, daß die schönen Familiengüter in einer Hand blieben. Starb Ines kinderlos, so fielen freilich ihre Besitzungen immer an Graf Herbert zurück, verheirathete sie sich aber zum zweiten Mal, was kaum zu bezweifeln war, so waren ihre Kinder die Erben, da ihre Güter Allodialbesitz waren. Schon als Ines sich mit Herrn von Gönhausen verlobt, hatte Herbert einen Klage- und Jammerbrief von Tante Hortense erhalten, dem sogar einige Vorwürfe für das „geliebte Söhnchen" beigemischt waren. Damals hatte er die Sache nicht wichtig genommen und der Tante in einem scherzhaften Tone geantwortet: „Cousine Ines möge doch heirathen, wen sie wolle, er denke noch gar nicht daran, sich in das Ehejoch zu schmieden und könne ebensowenig von der Cousine verlangen, daß sie auf den Zeitpunct warten solle, zu dem er es für möglich halten würde, sein Wanderleben aufzugeben und sich ein festes Heim zu gründen!" Als nun Herr von Gönhausen gestorben, und, nach Ablauf der Trauerzeit, Tante Hortense von Neuem auf den alten Plan zurückgekommen war, hatte er ihn für zweckmäßig und seinen Pflichten als Träger eines aristokratischen Namens entsprechend gehalten und war demgemäß darauf eingegangen. Dessen ungeachtet wäre es ihm bis heute Morgen nicht unerwünscht erschienen, wenn irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß die geknüpften Fäden wieder zerrissen hätte. Ihn dünkte die Heirath an sich ein Uebel, wenn auch unter seinen Verhältnissen ein nothwendiges, und Ines war neunundzwanzig Jahre alt und Witwe! Dieser Dreiklang dünkte ihn unharmonisch! So lag die Sache für ihn: bis heute, nun aber hatte er sie gesehen und plötzlich war Alles anders geworden. Sie war schön, geistvoll, anmuthig, elegant, sie schien ihm begehrenswerth, wie noch nie zuvor ein Weib. Es war ihm in diesem Augenblick vollkommen gleichgültig, daß diese Verbindung eine Familienangelegenheit war, daß sie ihn in den Besitz einer halben Million setzte, — er wollte nur sie, sie allein. Wie viele Frauen hatte er schön, bezaubernd gefunden, aber geliebt, wirklich und wahrhaftig geliebt, hatte er noch keine. Jetzt liebte er, trotz ihrer Herbigkeit wollte, mußte er sie gewinnen, vielleicht reizte ihn gerade der unerwartete Widerstand, der ihm entgegentrat. Er war es gewöhnt, daß die Herzen aller Frauen ihm mühelos zuflogen, seine Schönheit, seine ritterliche Galanterie, sein Geist hatte noch jede für ihn gewonnen und er hatte unzähligen von Liebe gesprochen, ohne doch je an die Wahrheit der Liebe zu glauben. Nun glaubte er nicht nur daran, er hatte sie erfahren und nun gerade mußte ihm das Schicksal diesen Streich spielen! Er hatte sich gar oft Fortuna's Lieblingskind genannt, die wankelmüthige Göttin war ihm stets günstig gewesen und nun, gerade jetzt mußte dieser unglückliche Kuß ihm Ines Gunst entziehen. Er wollte Himmel und Erde in Bewegung setzen, um sie zu versöhnen und, bei Gott, sie konnte nicht unversöhnlich sein, es war unmöglich, die ganze Sache war ja eigentlich eine Lächerlichkeit und gar nicht so vielen Kummers werth. Ines spielte wohl nur ein wenig die Zürnende und würde sich leicht überzeugen lassen, daß es kein Verbrechen sei, ein hübsches Mädchen zu küssen, nur ein Unglück, daß dieses Mädchen eben Laurette von Lauchingen war.

So hatte sein leichter Sinn bald die Sorgen abgeschüttelt, die Zukunft erschien ihm im rosigsten Lichte, — wie göttlich schön mußte es sein, Ines als geliebtes Weib in den Armen halten zu dürfen, und er eilte, ein fröhliches Lied vor sich hinsummend, die Treppe hinauf. Dort hinter jener Thür schlummerte Ines, er warf einen Kuß dorthin und sang das italienische

Liebeslied leise weiter, jedes einzelne Wort in Gedanken auf sie und sich beziehend. Er ahnte freilich nicht, daß Ines, noch wachend, auf der chaise longue lag und das sein Gesang ihren Groll nur noch verschärfte. Er konnte singen! So gleichgültig also war es ihm, sie beleidigt, tödtlich beleidigt zu haben. Vielleicht dachte er an Laurette während er sang, vielleicht galt ihr die süße Liebesweise! Und sie weinte, Thränen des Zorns, der Empörung — so meinte sie wenigstens. Laurette hatte heute nicht mehr wie sonst zu einem abendlichen Plauderstündchen in ihr Zimmer kommen dürfen, sie hatte ihr kurz Gutenacht gesagt und die Thür geschlossen. Laurette hatte sie dann in dem Zimmer auf- und abgehen hören, auch den Lichtschimmer durch die Thür dringen sehen; sie hatte wach bleiben und auf die Bewegungen im Nebenzimmer lauschen wollen, aber der Schlaf hatte sich dessen ungeachtet auf die jugendlichen Lider gesenkt und sie hatte bald nichts mehr gehört.

Am nächsten Morgen eilte sie schon früh hinunter, um, wie sie es an den vorhergehenden Tagen gethan, auch heute für Ines einen Blumenstrauß aus dem Garten zu holen und denselben vor ihrem Platz auf den Frühstückstisch zu legen. Sie hatte bald einige Rosen, Levkoyen und Resedablüthen gepflückt und zum Strauße geordnet, und als sie nun damit in das Zimmer trat, indem sie höchstens den alten Friedrich, mit der Anordnung des Frühstücks beschäftigt, zu finden dachte, stand Herbert an den Kamin gelehnt vor ihr.

Sie erschrak heftig und wollte eilends das Zimmer wieder verlassen. Doch in demselben Momente war Herbert an ihrer Seite.

„Erschrecken Sie nicht, gnädiges Fräulein", sagte er, „ich bin wahrhaftig kein so gefährlicher Mensch. Ich möchte so gern diesen Augenblick benutzen, um Ihre Verzeihung zu erbitten, denn Sie zürnen mir und haben ein Recht dazu. Beurtheilen Sie mich nicht nach jenem Moment leichtsinniger Aufwallung, in dem ich Ihr jungfräuliches Zartgefühl verletzte. Ich war durch das unerwartete und erfreuliche Zusammentreffen mit einem lieben Freunde in eine erregte lustige Stimmung versetzt, eine übermüthige Jünglingslaune hatte mich erfaßt, ich hätte wahrhaftig die tollsten Streiche begehen können. Mir ahnte ja nicht, konnte nicht ahnen, wen ich mit dieser Laune kränkte, ich glaubte Sie niemals wiederzusehen, bitte, gnädiges Fräulein, sagen Sie mir, daß Sie mir nicht mehr zürnen!"

„O, Graf Wangen, Sie haben mich sehr unglücklich gemacht", entgegnete Laurette, hoch erröthet, mit stockender Stimme, „ich liebe Tante Ines so sehr und sie — ach Gott —"

„Sie ist sehr erzünt auf mich", fiel ihr Herbert in's Wort, „ich weiß es, aber ich versöhne sie wieder, gewiß, es gelingt mir, nur müssen Sie mir erst verzeihen, bitte, geben Sie mir die Hand und glauben Sie, daß ich aufrichtig bereue, daß ich wahrhaftig zu den unglücklichsten Sterblichen gehöre, wenn Sie mir dadurch nicht beweisen wollen, daß Sie mir die Beleidigung, die ich Ihnen zugefügt, nicht nachtragen werden. Bitte, bitte, Fräulein Laurette!"

Er sah sie mit seinen guten Augen so flehend an, daß sie wirklich nicht widerstehen konnte und ihre kleine Hand, wenn auch ein wenig zögernd, in die seine legte. Dann riß sie sich los und entschlüpfte ihm, so daß nur noch sein fröhliches „Dank, Fräulein Laurette, tausend Dank", hinter ihr her tönte.

Der heutige Vormittag verging nicht angenehmer, als der gestrige Abend

und Gräfin Hortense fragte, wie sie meinte, flüsternd, aber doch so laut, daß Ines kein Wort entging: „Söhnchen, was hat die Ines mit Dir! Habt Ihr Euch gestritten?“

Herbert schüttelte nur mit dem Kopfe und lächelte. Dieses Lächeln ergrimmte Ines förmlich, wie durfte er es wagen, über ihren, so gerechtfertigten Zorn zu lächeln! Fortan sah sie über ihn hinweg, als ob er Luft sei und überlegte, wann sie abreisen könne, ohne Tante Hortense allzusehr zu erzürnen und ohne Herberts Eitelkeit glauben zu machen, daß sie vor ihm fliehe. Das durfte um keinen Preis geschehen, lieber ertrug sie noch länger diesen peinigenden Zustand.

Am Nachmittage, als man den Kaffee genommen, hatte sich Ines in eine Fensternische zurückgezogen und blätterte mit gleichgültiger Miene in einem Buch.

„Tante Ines!“ erscholl da Laurettens etwas zaghafte Stimme neben ihr.

Ines fuhr auf.

„Nun, was soll's?“

„Liebe Ines“, fuhr Laurette schüchtern fort, „Herr von Polbeck hatte versprochen, uns heute um fünf Uhr wieder zu einem Spazierritt abzuholen, Du weißt es doch? Müßten wir da nicht Toilette machen?“

„Herr von Polbeck? So? That er das?“ sagte Ines. „Ich habe es total vergessen! Wer kann denn auch bei solcher Julihitze reiten! Ich wenigstens nicht, reite Du allein mit ihm, wenn Du Lust hast.“

„O, darf ich?“ fragte Laurette, mit so unverkennbarer Freude, daß es Ines sicher zu jeder anderen Zeit aufgefallen sein würde. Heute bemerkte sie es nicht.

Herr von Polbeck kam pünctlich um fünf Uhr und auch er schien nicht unangenehm davon überrascht zu werden, daß er heute nur eine Dame zu geleiten habe.

Herbert war hinausgegangen und hatte noch einige Worte mit Herrn von Polbeck gewechselt, dann sah er den Beiden nach, bis sie zum Parkthor hinausgeritten waren. Wie stattlich sie zu Pferde saßen und wie fröhlich sie mit einander plauderten, wie zwei glückliche Kinder, denn auch Polbeck hatte, trotz seiner goldgestickten Uniform, noch etwas knabenhaft Jugendliches an sich. Dann kehrte er in den Salon zurück.

Gräfin Hortense saß wie gewöhnlich vor dem Kamin, Ines stand am Fenster, weit genug entfernt, damit die harthörige alte Dame nichts von einem dort mit gedämpfter Stimme geführten Gespräch verstehen konnte.

„Endlich finde ich die ersehnte Gelegenheit, mit Ihnen allein zu reden, Cousine“, sagte Herbert, zu ihr tretend. Er hatte ihre Hand ergriffen, als bemerkte er schon die leise Wendung, die sie nahm, um ihn zu verlassen.

„Ich wüßte nicht“, begann sie kühl.

„O, doch, Cousine Ines, Sie wissen es, müssen es wissen“, fiel er ihr ins Wort, daß ich danach verlange, heiß und sehnsüchtig verlange, mich vor Ihnen zu rechtfertigen —“

„Ich begreife nicht, wie das möglich sein sollte“, unterbrach ihn Ines herbe.

„O, Cousine, seien Sie nicht so grausam, lassen Sie mich hoffen, daß Sie mir verzeihen wollen, wenn auch vielleicht noch nicht jetzt gleich, aber doch künftig einmal!“

„Ich verstehe wirklich nicht, Cousin, was ich Ihnen verzeihen soll, worüber Sie sich vor mir rechtfertigen wollten. Ich bin Gottlob nicht zum Hüter über Sie gesetzt, und Laurette werde ich vor Ihnen zu schützen wissen. Sie dürfen auch nicht fürchten, daß ich Tante Hortense verrathen werde, daß ihr „geliebtes Söhnchen" nicht der Tugendheld ist, für den sie es hält. Ich bin sehr discret."

„O, ich dachte nicht an Tante Hortense, mir ist es wahrhaftig gleichgültig, was sie von mir hält, nur Sie, Ines, sollen mir einen Moment übermüthigen Leichtsinns vergeben."

„Sie sind zerstreut, Cousin", entgegnete Ines kühl, „und wenden sich an die falsche Adresse. Laurette haben Sie um Vergebung zu bitten, nicht mich."

„O, Fräulein Laurette hat mir schon verziehen."

„Ah, so schnell", rief Ines spöttisch und befreite mit einer raschen Bewegung ihre Hand, die er noch immer in der seinen gehalten. „Sie hat ja ein sehr sanftmüthiges Herz, das so bald die Beleidigung eines Edelmannes vergißt. Ja, ja, Cousin Herbert, ich nenne es eine tödtliche Beleidigung, die ich — als ich noch jung war, jetzt bin ich eine alte Frau und vor dergleichen Aventüren sicher — niemals verziehen hätte, hören Sie wohl, niemals!"

Sie hatte sehr erregt gesprochen, ihre Stimme hatte gebebt und Herbert sagte nun ebenfalls nicht ohne Erregung: „Wie Sie das gewaltsam nehmen, Cousine, mein Gott, ist denn ein Kuß ein Staatsverbrechen?! Ich wollte wahrhaftig, Freund Alfred hätte mich nicht zu dieser unglücklichen Wartburgtour verleitet."

„Nicht doch, Cousin", entgegnete Ines schnell, „ich preise das Geschick, das uns dazu verhalf, rechtzeitig die Verschiedenheit unserer Lebensauffassungen kennen zu lernen."

„Aber um's Himmels willen, Ines, was wissen Sie denn von meinen Lebensauffassungen!" rief Herbert. „Nichts, gar nichts!"

„Vollkommen genug, um nach einem Mehr davon kein Gelüste zu haben", sagte Ines. „Ich —"

„Redet Ihr Geheimnisse? Ich verstehe kein Wort", ertönte da die scharfe Stimme von Gräfin Hortense. „Ihr scheint sehr eifrig."

„Durchaus nicht, Tante", entgegnete Ines, auf den Kamin zugehend, „wir entwickelten nur unsere Anschauungen über gewisse Dinge."

„O, o! wie die Jugend schwerfällig wird", seufzte Gräfin Hortense, „zu meiner Zeit plauderten junge Leute mit einander, heute entwickeln sie Anschauungen. Gerechter Himmel! Nun, natürlich hattet Ihr genau dieselben! Wie?"

„Bewahre, Tante", sagte Ines, sich in den Lehnsessel niederlassend, „wir haben entdeckt, daß ich eine alte Frau bin, während Cousin Herbert noch sehr jung ist, kaum zwanzig Jahre!"

„Unsinn, Kind, Unsinn!" rief Gräfin Hortense, „was sagst Du dazu, Söhnchen?"

„Nichts weiter, Tante", erwiederte Herbert, „als daß ich die Hoffnung nicht aufgebe, Cousine Ines von ihrem Irrthum zu überzeugen."

Er hatte die letzten Worte lächelnd mit einer leichten Verbeugung zu Ines gewandt gesprochen. Sie zuckte schweigend die Achseln, ohne den Blick zu ihm zu erheben. Seine Zuversicht reizte, empörte sie.

Tag um Tag verging, ohne in der Situation eine wesentliche Veränderung herbeizuführen. Herberts Versuche, noch einmal ein eingehendes Gespräch mit Ines einzuleiten und in Folge dessen ihre Verzeihung zu erlangen oder doch sie sich günstiger zu stimmen, scheiterten an der Gewandtheit, mit der sie ihm auszuweichen wußte.

Sie wollte ihn verletzen, es mußte ihr doch ein einzig Mal wenigstens gelingen, ihn zu reizen, ihn zu beleidigen, ihm zu zeigen, wie sie ihn haßte — doch nein, er schien völlig unberührt davon, er lächelte und sprach weiter in demselben harmlos unbefangenen Ton, den er vorher angeschlagen. Täglich beschloß sie, abzureisen, da ihr längeres Verweilen keinen Sinn habe und täglich blieb sie dennoch — damit er nicht etwa wähne, daß sie seine Nähe und die Macht seiner Persönlichkeit, deren er sich so sehr bewußt schien, fürchte. So sagte sie sich wenigstens.

Auch in ihrem Verhältniß zu Laurette war eine wesentliche Veränderung eingetreten. Sie hätte es nie und nimmer zugegeben, ja selbst in der verborgensten Tiefe ihres Herzens gestand sie es sich nicht ein, aber unbewußt hatte es in ihrem Herzen einen Stachel zurückgelassen, daß Herberts Auge damals zuerst auf Laurette gefallen war, daß ihn nicht ihre Schönheit, sondern Laurettens Liebreiz zuerst gefesselt hatte, daß Laurette — wenn auch selbst schuldlos — doch die Veranlassung zu dem Zerreißen des Bandes geworden, daß leise von ihm zu ihr geschlungen gewesen. Die zaghafte Scheu, mit der Laurette fortgesetzt Herbert begegnete, mißdeutete Ines, und sie steigerte ihren Groll. So wurde sie fast willenlos kühl und verschlossen gegen Laurette, die sich in natürlicher Folgerichtigkeit nun auch verschüchtert von Ines zurückzog, während diese wiederum in dem Mangel der früheren Offenheit und innigen Hingabe des Mädchens an sie, ein Schuldbewußtsein zu entdecken wähnte. So sprachen sich Beide kaum mehr, als in Gegenwart der Anderen, jene trauliche Plauderstunde am Morgen und Abend, in der Laurette ihre ganze kindliche Naivetät entfaltet und Ines sich glücklich in der Liebe des holden Kindes gefühlt hatte, war eingestellt, dieser Austausch vom Herzen zum Herzen war verstummt. Laurette fühlte sich recht unglücklich, denn sie liebte Ines warm und voll Dankbarkeit und manche stille Thräne floß ihrem Kummer. Sie erschien sich plötzlich so verlassen und einsam, wieder eine Waise, wie sie es damals gewesen, als Herr von Gönhausen sie in sein Haus geholt hatte. Da war es denn ein Glück, wirklich eine gute Gabe des Schicksals, daß sie gerade jetzt, nun sie Ines verloren, einen anderen Menschen gefunden hatte, der ihr soviel Theilnahme erwies und sich so sehr für Alles interessirte, was sie anging! Und das war Herr von Poldeck. Er kam täglich, sie zum Spazierritt abzuholen — sonderbar, er hatte so vielen Dienst, aber er fand doch täglich Zeit, nach Benderode herauszukommen, um ihr die Reitstunde zu geben, wie er es nannte, und ein — nein, zwei Mal hatte Gräfin Hortense ihn auch aufgefordert, den Abend über dort zu bleiben.

Herbert hatte anfangs geäußert, daß er mit Vergnügen sich den gemeinsamen Spazierritten anschließen werde, da er ein leidenschaftlicher Reiter sei und auch versprechen wolle, seine Lust an wilden und gefährlichen Ritten in Begleitung der Damen zu zügeln. Darauf hatte Ines erklärt, daß sie ein für alle Mal das Reiten aufgegeben habe, da es ihr zu ermüdend sei. Stillschweigend hatte nun auch Herbert seine Absicht nicht zur Ausführung gebracht, und was Ines vor wenigen Tagen nicht gestattet, ja für unmöglich

erklärt hätte, geschah nun, d. h. Laurette machte täglich mit Herrn von Poldeck allein die weitesten Spazierritte. Es waren das für sie die schönsten Stunden des ganzen Tages; dann wich die Scheu, die sie Herbert und leider auch Ines gegenüber empfand, der glücklichsten Heiterkeit, dann plauderten und lachten sie zusammen und — es war seltsam, sie kannte Herrn von Poldeck doch erst so kurze Zeit — aber sie konnte ihm so offen, so unbefangen Alles erzählen, es war, als ob der warme Blick seiner Augen ihr das Herz erschloß. Ja, sie hatte ihm sogar von ihrem veränderten Verhältniß zu Ines gesprochen — freilich, den Grund konnte sie ihm nicht nennen, nicht um die Welt — aber gewiß, er ahnte, daß er mit Herbert zusammenhing, und er hatte sie getröstet und gemeint, sie solle nur Geduld haben, es werde Alles wieder anders und besser werden. Und sie hatte ihm glauben müssen, er sprach so zuversichtlich, seine Stimme schon klang so vertrauenerweckend, so daß sie schnell ihre Thränen getrocknet und wieder gescherzt und gelacht hatte, wie vordem. Dann aber, mitten unter alle den fröhlichen Plaudereien waren Momente gekommen, — das Blut stieg ihr heiß ins Gesicht, wenn sie nur daran dachte, und sie verbarg es unwillkürlich in beiden Händen — Momente, in denen er sie angesehen, mit einem Blick, der ihr tief, tief, bis in das Herz drang und Worte gesprochen, die sie kaum verstanden, sie wußte wenigstens keine Silbe mehr davon, aber in so tiefen, innigen Lauten, wie sie sie noch nie zuvor gehört, und dann waren sie Beide verstummt und waren ganz still nebeneinander hergeritten, bis er endlich wieder angefangen zu sprechen, als ob nichts geschehen sei. Einmal aber war das Schweigen noch nicht gebrochen, als sie Benderode erreicht hatten; da hatte er ihr ganz still vom Pferde geholfen, und ihre Hand hatte wohl etwas länger als nöthig in der seinen gelegen, und dann hatte er leise geflüstert: „Auf Wiedersehn, Laurette!“ Wie schön der Name von seinen Lippen klang.

Von alledem wußte nun Ines nichts, Laurette hatte jetzt nicht den Muth zu der Mittheilung, nach der doch ihr jugendlich offenes Herz sich sehnte.

So wenig Ines sich auch mit ihr zu beschäftigen schien, Eines sah sie doch: daß die Knospe sich rasch zur Blüthe erschloß, daß das Kind zur Jungfrau herangereift war. Was konnte diese schnelle Veränderung herbeigeführt haben, als die Liebe? Und wen sonst konnte Laurette lieben, als Herbert? Für Ines gab es eben hier keinen Andern, als Herbert, sie hatte wahrhaftig Herrn von Poldeck total vergessen. Ihr Herz krampfte sich zusammen in bitterem Groll, so oft sie es sich auch sagte, daß es ihr ja ganz gleichgültig sein könnte, daß sie mit Herbert gebrochen habe, und er für sie ein fremder Mann sein müsse, wie jeder Andere.

Aber zu einem Entschluß trieb sie diese vermeintliche Entdeckung doch: sie wollte abreisen, sie war es Laurette schuldig, sie sollte dem Einfluß seiner Persönlichkeit entrückt werden, sie hatte Mutterpflichten gegen das Kind und Herbert war ein leichtsinniger Mensch — ein Don Juan, sie wußte es ja!

Sie hatte Laurette am Morgen mitgetheilt, daß sie Benderode am nächsten Tage verlassen würden. Ihr tiefes Erröthen, dem dann ein ebenso tiefes Erbleichen folgte, das erschreckte, stockende: „Jetzt schon? Schon morgen?“ waren beredte Zeugen dafür gewesen, wie fest sie sich hier gebunden fühlte.

„Ich meine, Du solltest Dich unserer Abreise freuen“, sagte Ines scharf, „es kann Dir nicht erwünscht sein, Graf Wangen täglich und stündlich zu begegnen.“

„O nein, Tante Ines — aber —"

Sie stockte, Ines wandte sich um und fixirte sie scharf.

„Aber?" wiederholte sie, „nun, was denn?"

„Nichts", sagte Laurette leise und eilte auf ihr Zimmer, damit Ines die Thränen nicht sehe, die unwillkürlich in ihre Augen gestiegen waren. Wie ersehnte sie heute die Nachmittagsstunde, in der Herr von Poldeck sie abholen würde — zum letzten Mal! — Und die Stunden schienen zu schleichen!

Endlich, endlich kam er; er sah ihre umflorten Augen und fragte erschrocken, was geschehen sei.

„Ich sage Ihnen Alles draußen", flüsterte sie.

Er hob sie in den Sattel und dann ritten sie hinaus, in den Wald hinein, wo es einsam und stille war und Niemand sie belauschte, als die grünen Bäume, die nicht ausplauderten, was sie hörten.

Ines war auf ihrem Zimmer geblieben. Sie wollte ihre Sachen ordnen und noch einige nothwendige Briefe schreiben, und dann — sie mochte es sich selbst nicht gestehen, aber sie scheute das Zusammensein mit Herbert. Er war heute Mittag, als er erfahren, daß sie morgen abreisen werde, so sichtlich erschrocken gewesen, seine Augen hatten so traurig, so bittend auf ihr gelegen — sie wollte das nicht noch einmal sehen. Sie wurde von einer seltsamen Unruhe hin- und hergetrieben, so daß sie ihre Sachen, statt sie zu ordnen, durcheinander warf und die Briefblätter unbeschrieben wieder in ihre Mappe verschloß. Es war heute eine unerträglich schwüle Luft, diese Gewitteratmosphäre lastete so schwer auf ihr! Sie stieß ein Fenster auf, aber nur Hitze strömte hinein, so daß sie es schnell wieder schloß. Sie wollte doch lieber hinunter in den Saal gehen, dort war es gewiß kühler. Sie erhob sich schnell, da wurde an ihre Thür geklopft und diese fast gleichzeitig mit ihrem antwortenden Hereinruf geöffnet. Herbert stand vor ihr.

„Sie verzeihen", sagte er rasch und sichtbar erregt, „daß ich es wage, Sie in Ihrem Zimmer aufzusuchen; doch Sie sind bisher beharrlich jedem Gespräch mit mir, so eifrig ich es auch gesucht habe, ausgewichen und nun wollen Sie morgen fort, ich aber darf Sie nicht von hier lassen, bis es klar zwischen uns geworden ist."

Sie war unwillkürlich bei seinem Eintritt erbebt, nun aber hatte sie sich vollkommen gesammelt und sagte, während sie selbst auf dem Sopha Platz nahm und ihn durch eine Handbewegung zum Niedersitzen nöthigte: „Ich meine, daß nichts Unklares zwischen uns ist, Cousin, wir haben uns einmal nach sechzehn Jahren wiedergesehen und scheiden nun, wahrscheinlich auf ebenso lange Zeit, vielleicht auf immer. Das ist Alles."

„Weichen Sie mir nicht mit Worten aus, da sie es mit Ihrer Person nicht können, Ines", entgegnete er. „Sie wissen ebenso gut als ich, welches der Zweck unserer Begegnung war, welches —"

„Beleidigen Sie mich nicht, Graf Herbert", unterbrach sie ihn mit leidenschaftlich vibrirender Stimme, „indem Sie auf eine Möglichkeit zurückkommen, die unter Voraussetzungen ins Auge gefaßt wurde, welche — nicht eingetroffen sind."

„Lassen Sie uns nicht mit dunkeln, halb verständlichen Worten der Wahrheit aus dem Wege gehen, Ines", rief er. „Wir verabredeten eine Begegnung in Benderode, um dann, wenn, wie wir hofften, etwas von dem

alten Wohlgefallen, das wir als fröhliche Kinder für einander empfunden, wieder erwachte, uns zu vermälen."

Ines machte eine Bewegung, als ob sie sich erheben wolle, er legte die Hand auf ihren Arm, nur einen Moment, aber er zwang sie damit, sitzen zu bleiben und fuhr fort: „Wir betrachteten Beide diese Verbindung zunächst nur als eine Familienangelegenheit, als erwünscht aus einigen praktischen Gründen, deren Berücksichtigung der Erhaltung und dem Glanz des Namens Wangen zugute kommen würde."

„Sie sind außerordentlich offen, Cousin", sagte Ines gereizt, während sie mit nervöser Heftigkeit an ihrem Taschentuch zupfte.

„Ich spreche von der Zeit, da ich Sie nicht kannte, Ines, da ich nur ein halbverwischtes Bild des zwölfjährigen Kindes in mir trug", fuhr er fort. „Dann aber sah ich Sie, und Alles war vergessen, was vorher kühle Ueberlegung, kluge Prüfung der Verhältnisse gewesen, denn ich liebe Sie, Ines, so tief, so wahr, so innig, wie nur ein Mann ein Weib, sein Weib, lieben kann."

Er hatte ihre Hand ergriffen, sie aber entzog sie ihm heftig.

„Und das wagen Sie mir zu sagen?!" rief sie mit bebender Stimme. „Mein Gott, wofür halten Sie mich denn, daß Sie meinen, mir von Liebe sprechen zu dürfen, nachdem" — sie stockte — „ich Ihnen auf der Wartburg begegnet bin!"

„Beim Himmel, was that ich denn dort!" antwortete er rasch, „doch sicher nichts, was mich Ihrem Haß, Ihrer Verachtung preisgeben könnte! Ich begegne in heiter angeregter Stimmung einem anmuthigen, jungen Mädchen, das ängstlich vor einigen steilen ausgetretenen Steinstufen steht, ich biete ihr meine Hand, sie legt die ihre erröthend hinein, ich lächle über ihre verlegene Scheu, die sie nur noch lieblicher erscheinen läßt; ich begegne ihr zum zweiten, zum dritten Mal, finde ein, vielleicht ein wenig thörichtes, aber doch bei Gott nicht sträfliches Vergnügen daran, sie von Neuem erröthen zu machen, und als dann ein tückisches Schicksal sie mir noch einmal in romantischem Mondlicht entgegenführt, eile ich in übermüthiger Laune der vor mir Fliehenden nach und küsse sie! Mein Himmel, Ines, kann denn solch ein leichtsinniger Scherz, für den ich — ich gestehe das ein — mit meinen zweiunddreißig Jahren zu alt bin, mich unwerth Ihrer Liebe machen? Schelten Sie mich, strafen Sie mich, nur verzeihen Sie mir dann, denn ich kann ohne Sie nicht leben, Ines, und wenn Sie mich fortschicken, wenn Sie bei Ihrem herben Nein beharren — bei Gott, Ines, ich weiß nicht, was ich dann thue."

„Ich aber, Graf Herbert, begreife nicht, wodurch ich Ihnen ein Recht gegeben, zu glauben, daß ich jemals meine Hand einem Manne reichen könnte, den ich — glücklicherweise noch rechtzeitig — auf einer Don Juan-affaire betraf, wie Sie", entgegnete Ines stolz.

Herbert war aufgestanden und hatte einige Male das Zimmer mit großen Schritten durchmessen. Nun warf er sich wieder in den Stuhl neben ihr und sagte mit in tiefer Erregung bebender Stimme: „Gut denn, Ines, ich will es zugeben, daß das harte Wort, mit dem Sie mich strafen, berechtigt ist — aber giebt es denn keine Entschuldigung für mich? Bedenken Sie: Meinen Vater habe ich nie gekannt, meine Mutter, die mich als das einzige Pfand eines früh verlorenen Glückes leidenschaftlich liebte, starb, als ich kaum sechs Jahre zählte; ich blieb bei Tante Hortense, die mich in ihrer

Weise liebte, verwöhnte und mir keinen Wunsch versagte, ohne doch auch nur eine Spur von Verständniß für das eigentliche Wesen des Knaben zu haben, ohne auch nur die Absicht einer vernünftigen Erziehung. Dann kam ich auf die Schule, auf die Universität; das Lernen wurde mir leicht, meine Lehrer lobten mich und hatten mich als einen ihrer besten Schüler gern, doch in mir selbst, in meiner eigensten, innersten Entwickelung stand ich allein. Ich wußte, daß ich über ein großes Vermögen zu gebieten hatte, daß, wenn ich studirte, lernte, ich es zu meinem Vergnügen that, nicht, weil meine Zukunft davon abhing; ich verfügte damals schon über bedeutende Summen, mein Vormund schickte mir so viel Geld, als ich brauchte, ohne je zu fragen, wozu ich es wollte, ohne sich überhaupt um mich zu kümmern. Ich hatte über alle meine Genossen durch meinen Namen, meine zukünftige Stellung als Besitzer großer Güter, mein Vermögen, ein Uebergewicht, ich benutzte dasselbe, aber es verleidete mir zugleich den Umgang mit ihnen, so daß ich keinen wirklichen Freund hatte. Ich hatte einige Jahre studirt, ohne eigentliche Freude am Studium; es war ja ein zweckloses; ich brach es ab, Niemand hinderte mich daran. Ich hätte meine Güter übernehmen können, allein es lockte mich nicht, ich verlangte danach, die Welt kennen zu lernen, das Leben zu genießen, mein Geist und mein Herz waren gleich unausgefüllt, ich dürstete nach einem Glück, dem ich keinen Namen zu geben wußte, ich suchte etwas, das mich befriedigen, mein leeres Dasein reich und schön machen sollte. Mir fehlte ja nichts, ich hatte Alles und dennoch fühlte ich mich arm, ich durchstreifte die Welt; ich sah unsäglich Schönes und dennoch befriedigte es mich nicht, dennoch war ich einsam, ungeliebt —"

„Sie hätten es nicht sein dürfen, Herbert", unterbrach ihn Ines — in ihrer Stimme zitterten Thränen.

„O Ines, Sie mahnen mich an eine Schuld und doch machen Ihre Worte mich glücklich!"

„Nicht wahr, Ines, ich habe Sie überzeugt, Sie verstehen mich —"

„Vielleicht — Sie mögen Recht haben", flüsterte sie.

„So sagen Sie ja?" rief er.

Er wollte den Arm um sie legen, sie erhob sich rasch und trat einen Schritt zurück.

„Sie irren, niemals kann ich die Ihre werden. Jene Wartburgscene wird ewig, ewig trennend zwischen uns stehen."

„Mein Gott, Ines, das ist Thorheit, Sie wollen mir eine rasch gelebte, wilde Jugend verzeihen und nur diesen einen Kuß nicht! Es ist ja nicht möglich!"

„Diesen einen Kuß auf Laurettens Lippen nicht. Glauben Sie denn, daß ich es je vergessen könnte, was zwischen Ihnen geschehen? Müßte ich nicht in jedem Augenblick fürchten, daß Laurettens Anmuth, ihr jugendlicher Liebreiz, den Sie so sehr zu rühmen wußten, Ihnen von Neuem gefährlich werden könnte!"

„Ines, Sie beleidigen mich!" unterbrach er sie heftig.

„Und dann", fuhr sie fort, ohne auf seine Worte zu achten, wie stünde ich vor Laurette da, was müßte sie von mir denken, die sie bisher wie eine mütterliche Freundin geliebt, zu der sie emporgesehen hat, und die sich nun nicht scheut, den Mann zu ihrem Gatten zu wählen, vor dem sie, das Kind, in Angst und Thränen, hülfesuchend zu mir geflohen ist! O, ich müßte

ugen vor ihr zu Boden ſchlagen und müßte ſie doch wieder
e erheben, um ſie vor ähnlichen Scenen zu ſchützen."
. war allmälig immer ſchroffer und kälter geworden. Sie
abgewandt, die Hand feſt auf die Tiſchplatte geſtützt.
rief er leidenſchaftlich, „mein Leben liegt in Ihrer Hand, Sie
i einem glücklichen und zu einem neuen Menſchen machen, mit
is Leben für mich reich und ſchön, neue, herrliche Aufgaben
ir, ich habe dann eine Zukunft; beharren Sie aber eigen-
em Willen, bleiben Sie dabei, daß dieſer eine Moment leicht-
ilung uns trennt, wohl — ſo werde ich gehen, aber was dann
das haben Sie zu verantworten — auf Ihr Haupt die Folgen!"
rohungen ſchrecken mich nicht", entgegnete Ines kalt, „Sie
ur, daß ich recht thue, mein Leben nicht mit dem eines ſo
oſen Mannes zu verbinden. Ich wiederhole alſo nur mein Nein."
es denn, wie Sie wollen", ſagte er und ſtürmte hinaus.
hte auf ſeinen verhallenden Schritt und preßte die Hände auf
opfendes Herz. Sie hatte recht gethan, gewiß, alſo mußte ſie
ie ging im Zimmer umher — welch eine aufregende Scene
weſen! — Da hörte ſie den Tritt von Pferdehufen auf dem
es Hofes; ſie eilte ans Fenſter: Herbert ſchwang ſich in den
t im Galopp durch das Thor. Sie fühlte einen Stich im
l Lauretten nach, dachte ſie und verwarf doch ſofort den Ge-
richt. Gewitterwolken ſtanden am Horizont, es gab ſicher
Unwetter! Sie warf ſich in den Seſſel. Wenn ſie ihm nun
ortet hätte — wie dann?! Dann — es überlief ſie ſiedend-
kte das Geſicht mit den Händen und plötzlich — ja wahr-
Finger waren naß von Thränen. Sie trocknete raſch die
ie thörichten Thränen rannen immer von Neuem über die
bald widerſtand ſie ihnen nicht mehr, ſondern weinte heiß und
Sie drückte das Tuch gegen das Geſicht und murmelte vor
bin wahrhaftig nervös geworden, dieſes Zuſammenſein mit
nach dem Vorhergegangenen, ſo aufregend; gut, daß ich morgen
r mich und Laurette."
nach der Uhr. Eine Stunde war ſchon verfloſſen, ſeit Herbert
ob er ihr nachgeritten? — Nein, nein, es war unmöglich!
raſch: „Wo das Kind nur iſt, ſie bleibt heute länger aus,

e leiſe die Thür geöffnet, und Laurette ſteckte den Kopf hinein:
kommen, Tante Ines?" fragte ſie. „Ich habe ſchon mehr-
doch Du antworteteſt nicht, nun aber hörte ich Dich gehen
— ich mußte Dich ſprechen."
imme klang wunderbar erregt, Ines ſah ſie forſchend an, ihr
ie mit Blut übergoſſen.
allſt Du, Kind? Was iſt geſchehen?"
vergaß in dieſem Augenblicke die Entfremdung, die in der
iſchen ihnen geherrſcht hatte; ſie ſchlang beide Arme um ihren
erte, den Kopf an ihrer Schulter verbergend: „Tante Ines,
— weißt Du, ich ahnte es ſchon längſt, aber heute hat er

r es, als ob ihr Blut zu Eis erſtarrte, der Athem verſagte

ihr — also doch! Und in demselben Augenblick! Von ihr eilte er zu Laurette, o, diese Lüge, dieser Verrath, er hatte sie entehrt, beleidigt — o, es war nichtswürdig!

„Tante, Du sagst kein Wort?“ flüsterte Laurette. „Zürnst Du uns?“

Ines löste Laurettens Arme von ihrem Halse und sagte nur: „Und Du?“

„Ach — Tante —“ antwortete sie zaghaft, „ich — ich habe ihn unaussprechlich lieb —“ Ines zuckte zusammen — „ich bin so glücklich — nur er fürchtete, Du würdest unzufrieden sein und nicht Deine Einwilligung geben wollen.“

„So? fürchtete er das wirklich? Ei, wie klug“, sagte Ines mit herbem Spott.

„Ach, liebe Tante, sei doch gütig“, bat Laurette, „er ist wirklich so verständig und ernst, wenn er auch noch jung ist und auch ich will es werden, und er will sogar den Abschied nehmen, wenn Du es meinst, obgleich sein Vater das nicht wünschen würde, der noch so rüstig ist, daß er —“

Ines hatte mit steigender Verwunderung zugehört und unterbrach sie nun mit der Frage: „Von wem redest Du denn, Kind?“

„Nun, von Poldeck“, antwortete Laurette erstaunt, „von wem denn sonst!“

„Ah — von Poldeck“, wiederholte Ines, und in ihrer Stimme klang es wie heller Jubel. „Natürlich, ja, von wem denn sonst, verzeihe, Kind, ich war zerstreut!“

Sie hatte sie in die Arme geschlossen und küßte ihr zärtlich die rosigen Wangen. „Du liebst ihn also? Ja? Ich bin nicht grausam, Kind, Du sollst ja glücklich sein. Du hättest ihn mitbringen sollen zu mir. Er hatte Angst vor mir? Auch Du? O, wie thöricht! Ja, ja, ich war in diesen Tagen übellaunig, verstimmt — nun aber bin ich froh um Deinetwillen!“

Sie fühlte sich so frei, so glücklich — Laurette liebte Herbert nicht! Freilich, was war damit geändert? Nichts — und doch Alles!! Sie hatte gegen Laurette etwas gut zu machen, denn sie war unfreundlich gewesen; jetzt saß sie zu ihren Füßen und beichtete ihre kurze Liebesgeschichte. Ines hatte wenig davon gehört, ihre Gedanken waren mit Anderem beschäftigt gewesen, aber sie strich ihr zärtlich über die blonden Locken und beugte sich herab, um einen Kuß auf ihre Stirn zu drücken.

„Wie schön, daß ich Dir Alles erzählen darf, Tante Ines!“

„Sprich nur, sprich, mein Herzenskind, ich höre das so gern.“

Die Zeit verrann und sie hatten Beide nicht darauf geachtet, daß die am Horizont drohenden Wetterwolken heraufgezogen waren, erst ein heller Blitz und rasch darauf folgender gewaltiger Donnerschlag schreckte sie auf. Sie eilten Beide an das Fenster. Der Himmel war mit einer grauschwarzen, tief herabhängenden Wolkenmasse bedeckt, über die nur einzelne hellere, ins Gelbliche schimmernde Wölkchen hinjagten. Ein heulender Sturm hatte sich erhoben; er trieb den Staub und Sand des Bodens in wildem Wirbel durcheinander und die Kronen der Bäume bogen sich unter seiner Macht tief herab. Das Unwetter war im Moment mit rasender Gewalt losgebrochen; die Blitze kreuzten sich unaufhörlich und knatternde, heftige Donnerschläge folgten ihnen, während ein wolkenbruchartiger Regen sich ergoß.

„Poldeck ist längst zu Hause, er reitet kaum eine halbe Stunde bis zur Stadt“, sagte Laurette.

„Herbert ist draußen, vielleicht im Walde“, rief Ines gleichzeitig.

namenloſe Angſt ergriff ſie; vielleicht abe
ſie hatte es im Geſpräch mit Laurette übe
n das Wohnzimmer. Gräfin Hortenſe ſa

lich kommſt Du", rief ſie ihr entgegen, „ke
ch hätte hier ſchon vom Blitz erſchlagen un
ſein können in alle der Zeit!"
iſt Herbert?" fragte Ines, ſtatt der Ant
iſt Herbert?" wiederholte Gräfin Horten
rt iſt er! Er kam wie der wilde Jäger h
ſchrie mich heiſer, bis er mich endlich hört
: „Ich reite aus!" Da war er auch ſch
iſſen, weshalb er ſo eilig war. Zu meine
lten, verſtändigen Leute vorher überlegt und
das Alles anders geworden! Da thut da
hört und erfährt nichts, und dann ſoll ma
Wo iſt Herbert? Wunderliche Frage, als ob
kann!"
hatte von dem Schluß dieſer langen Sen
nur das Eine: er iſt noch nicht zurückge
m Walde — vielleicht in Gefahr! Ihre Üb
ſchreckhafteſten Möglichkeiten vor die Seele,
mmer in das andere, das Unwetter tobte ſo
ju Moment grauſiger. Endlich — ihr ſchi
ß der Regen langſamer und leiſer, die S
inander, der Donner grollte in der Ferne
n, nun rieſelte der Regen nur noch ſacht

athmete auf — nun mußte er doch komm
ortenſe aus Kamin und verſuchte ein Geſp
ergebliche Mühe — ſie wußte nicht, was
die Antworten, denn ſie lauſchte mit geſpa
- doch es blieb ſtill und immer ſtill. Sie
m ruhelos von Zimmer zu Zimmer: ſie h
en zu haben, und nun kehrte ſie wieder -
vorher. Wenn er vom Blitz erſchlagen i
gehört, daß ein Baum vom Blitz zerſchme
es gefährlich ſei, bei ſo ſtarkem Gewitter
ald mußte er ja geritten ſein — wohin de
— plötzlich — kam ihr ein neuer, gräßliche
ie und ſie ſank bleich und zitternd in die
ben liegt in Ihrer Hand. Was geſchieht,
rren, das haben Sie zu verantworten -
Wenn er — ſie wagte es nicht auszud
chſtäblich gemeint hatte — er war ſo wil
ſeinem Leben ein Ende gemacht hatte!
n Gott!" Dann raffte ſie ſich auf und ke

nte", ſagte ſie mit mühſam aufrecht erhalte
i ſehr erregt geweſen?"

„Wild und unbändig, wie er als Kind war! Ja, ja, nun machst Du ein ängstliches Gesicht, hättest Dir das vorher überlegen sollen, ehe Du ihn so aufbrachtest. Nun kommt die Reue zu spät!"

„Um Gottes willen, Tante, quäle mich nicht mit Vorwürfen, ich bin so schon elend genug", rief Ines. Sie verließ das Zimmer wieder, sie wollte allein sein. Ihre Todesangst steigerte sich von Minute zu Minute, jede dünkte ihr eine Ewigkeit und sie reihten sich an einander und Stunde nach Stunde verging und er kam nicht. O Gott, sie hätte ihm ja Alles, Alles vergeben, wenn er nur gekommen wäre — denn sie liebte ihn ja, so unsäglich, so heiß und innig!

Sie hatte sich auf einen Divan geworfen und den Kopf in die Kissen vergraben. Da plötzlich erscholl eine Stimme, sie fuhr auf und lauschte — es war seine Stimme! Sie stürzte an's Fenster, — er hatte den Reitknecht gerufen und warf ihm die Zügel zu: nun wandte er sich um und schritt die Stufen zur Hausthür hinauf. Ohne Besinnen, ja, fast ohne daß sie wußte, was sie that, eilte sie ihm entgegen.

„Herbert, da sind Sie, Gott sei Dank", rief sie, jubelnd und doch zugleich mit halb von Thränen erstickter Stimme.

„Ines, mein Gott, was ist Ihnen? Was ist geschehen?" fragte er halb erschrocken, halb glücklich. Er wagte ihre Erregung nicht zu deuten, aber er sah sie zittern, schwanken und legte den Arm stützend um sie.

„Sie blieben so lange fort — in diesem Unwetter", flüsterte sie, „ich habe mich so sehr um Sie geängstigt."

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und weinte leidenschaftlich.

Er hielt sie wortlos fest in seinen Armen, an seinem Herzen. Endlich hob sie das Thränen überströmte Gesicht zu ihm auf und sagte lächelnd: „Schelten Sie mich thöricht, ich war kindisch, ich weiß es."

„O, Ines, wie glücklich macht mich diese süße Thorheit", antwortete er, dann beugte er sich zu ihrem Ohr herab und flüsterte:

„Bist Du nun mein?"

„Dein, Dein auf immer."

Sie hatten die Welt umher vergessen, erst Tante Hortensens schrille Stimme weckte sie, die rief: „Wo bleibt Ihr denn Alle? Wo ist Herbert? Ich hörte doch längst die Hausthür gehen?"

„Komm zu ihr", sagte er lächelnd und zog Ines, den Arm um sie geschlungen, in den Salon. „Da bin ich, Tante", rief er fröhlich, „und hier ist meine Braut."

Gräfin Hortense schlug die Hände zusammen. „Wahrhaftig, habt Ihr Euch endlich entschlossen!

„Ich aber", sagte Ines, „habe Euch noch eine Verlobung mitzutheilen: Herr von Polbeck und" — sie schlug das Auge lächelnd zu Herbert auf — „Laurette."

„So habe ich ihm mein Glück zu danken!" scherzte Herbert. „Nun, so feiern wir an einem Tage unsere Hochzeit und dann entführe ich mein süßes Weib nach Italien. Ists Dir so recht, Ines?"

Sie nickte und lehnte sich zärtlich an ihn.

„Wie Du willst", flüsterte sie, „nur nach der Wartburg reisen wir nie wieder!"

Sprechen ohne Worte.

Von **Herman Schrader.**

at das nicht ein wunderliches und wohl gar widerſinniges Thema
Sprechen heißt doch gerade durch Worte ſeine Gedanken aus-

och iſt das Sprechen ohne Worte nicht wunderlicher und wider-
s etwa ein Schreiben ohne Buchſtaben. Wer dies Letztere etwa
ſollte, der frage nur hier und da einen Schüler, der wird ihm
ſein geſtrenger Herr Lehrer ſeine Anſicht über Ungehorſam und
m ohne Buchſtaben ſehr leſerlich auf dem Rücken, oder ohne
Tinte mit der rechten Hand auf den linken Backen gar verſtänd-
geſchrieben habe. — In einem ähnlichen übertragenen Sinne,
nicht gerade in ſo ſchmerzhafter Weiſe reden die Menſchen ohne
er einander von den uräkteſten Zeiten an bis auf den heutigen
olche Reden werden im Allgemeinen eben ſo gut verſtanden wie
Worte. Ja dieſe Art Reden haben vor den jetzigen gangbaren
er Völker noch den beſonderen Vorzug, daß man ſie nicht erſt
nglische, Spaniſche, Griechiſche mühſam zu erlernen braucht, ſon-
ner der Türke ohne Weiteres den Deutſchen, und der Deutſche
und den Inder verſteht. — Unſere deutſchen Krieger vor Metz,
as Gewehr im Anſchlag hatten, ſenkten es doch ſogleich, wenn ſie
zöſiſchen Reiter, ein weißes Fähnlein ſchwenkend, heranſprengen
ſie wußten, daß er nicht als Feind, ſondern als friedlicher Bote
als das zermalmte franzöſiſche Kaiſerreich die weiße Fahne in
zog, verſtanden die deutſchen Sieger dieſe wortloſe Sprache voll-
nd jubelten auf; denn ſie erkannten, daß die Blutarbeit dieſes
ges vollendet ſei. Und wenn eine Hinrichtung vollzogen werden
i Augenblicke der Vollziehung kommt mit verhängtem Zügel ein
t einem weißen Tuche wehend, ſo weiß der Verurtheilte ſowohl
:utirenden Beamten, daß dies weiße Tuch die Begnadigung aus-

icht werden Sie mir ſagen: das ſind ja willkürlich verabredete
s könnte ebenſo ein grünes Tuch oder eine blaue Fahne ſein. —
aber doch nicht alſo. Ich halte dieſe Zeichen für bedeutungsvoller
Natur mehr liegend, als wenn mir in einem Hotel geſagt wird,
iges Klingeln bedeutet den Kellner, zweimaliges das Stuben-
nd dreimaliges den Hausknecht. — Nein, jenes iſt nicht zufällig
rlich verabredet, und es wird ſicher niemals geſchehen, daß die
Seeräuber und die jetzigen ſocialdemokratiſchen Petroleure ihre
fahne abthun und dafür etwa eine weiße eintauſchen. Ebenſo-
rt eine beſondere Verabredung dazu, wenn in Kriegszeiten eine
herannahenden Sieger die Schlüſſel der Stadt übergeben läßt.
rſtehts ohne Worte, daß ihm die Stadt die Thore öffnet und ſich

ihm ohne Gegenwehr unterwirft. Nicht anders war es, wenn in alten Zeiten die persischen Könige von griechischen Staaten Erde und Wasser forderten. Erde und Wasser eines Landes an einen fremden Gewalthaber liefern: das ist doch wohl sehr verständlich gesprochen; das ganze Land für unterwürfig erklären. — In früheren Zeiten wars Gebrauch, ich weiß nicht, ob jetzt noch, daß auf dem Schaffot der executirende Beamte den zum Tode Verurtheilten das richterliche Erkenntniß vorlas und dann einen Stab über ihn brach, zum Zeichen, daß das gebrochene und verwirkte Leben des verurtheilten Verbrechers dem Nachrichter übergeben werde.

Wenn nur ein recht treffendes äußeres Bild oder Zeichen für den auszusprechenden Gedanken gefunden wird, da findet sich ein und dasselbe redende Zeichen bei verschiedenen Völkern, die kaum in solchem Verkehr gestanden haben, daß ein Volk solches Zeichen sollte von dem andern entlehnt haben. Denn auch z. B. im classischen Alterthume finden wir eben dasselbe, was der Evangelist Matthäus vom Landpfleger Pontius Pilatus bei der Verurtheilung Jesu Christi berichtet. Der heidnische Statthalter brachte aus Rom dieselbe Sitte mit, die bei den Juden schon zur Zeit der Bücher Mosis üblich war (5. Mos. 21, 6). Er ließ sich eine Schüssel mit Wasser bringen und wusch sich die Hände zum sinnbildlichen Ausdruck dessen, was er — den Nahestehenden vernehmbar, den Fernstehenden nicht hörbar — mit ausdrücklichem Wort hinzufügte: Ich bin unschuldig an dem Blut dieses Gerechten. Wollt Ihr einen offenbaren Justizmord begehen, so möget Ihr zusehen, wie Ihrs vor Gott und der Welt verantworten könnt; ich für meine Person bezeuge durch dies Händewaschen meine Schuldlosigkeit an dieser Blutthat.

Etwas anders schon verhält es sich mit der Weisung, welche der Herr seinen auszusendenden Jüngern giebt. Wenn sie in einer Stadt voll und ganz verworfen werden, so sollen sie dieselbe verlassen und draußen vor den Thoren den Staub von ihren Füßen schütteln. Dies Letztere ist doch eine Situation, von der man nicht wohl annehmen kann, daß das tägliche Leben und der bürgerliche Verkehr häufig Anlaß zu derselben gegeben habe. Aber, wenn auch zum ersten Male ausgesprochen und zum ersten Male ausgeführt, die Bedeutung drängt sich auf der Stelle mit voller Klarheit auf: Es soll jegliche Gemeinschaft mit solchen Menschen bis zu dem Grade aufgehoben werden, daß man auch nicht einmal ein Stäubchen, das sich etwa an die Kleider oder an die Sandalen gehängt haben sollte, aus solcher Stadt davon tragen will.

Es fehlt aber auch nicht bei solchem Reden durch Zeichen an Beispielen, die nur ein einziges Mal vorgekommen sind und somit jede Uebereinkunft ausschließen. Der Römer Sextus Tarquinius hatte sich der Stadt Gabii bemächtigt und da er nicht wußte, wie er sich gegen die unterworfenen Einwohner verhalten sollte, so schickte er einen Boten mit dieser Frage an seinen Vater, den König Tarquinius Superbus. Dieser aber, der dem Boten weder mündliche noch schriftliche Antwort geben mochte, führte denselben in seinen Garten und vor dessen Augen schlug er nun mit einem Stabe die höchsten, über die anderen hervorragenden Mohnköpfe ab und hieß ihn seinem Sohne berichten, was er gesehen habe. Dem Sohne wars gleich verständlich und er deutete es ganz richtig im Sinne des Vaters, dadurch, daß er die Höchsten und Vornehmsten der Stadt aus dem Wege räumte.

Ganz ähnlich verhält sich's mit folgendem Beispiele aus dem griechischen Alterthume, wo beide Theile durch sprechende Zeichen reden. Ein König

te einſt, um die Griechen vom Krie
Sack voller Mohnkörner nach Gr
bar wie dieſe Mohnkörner ſei die
ber, welche dieſe Sprache nicht blos
der Perſerkönig in ihr zu reden wußten, ſandten ihm einen
mit Pfefferkörnern, und ſagten ihm damit: wir haben zwar
aten, aber ſie beißen.
ile verſtanden Rede und Gegenrede ſehr wohl. Die Geſchichte
riechen Recht gegeben und gezeigt, daß Pfeffer doch in Wahr-
res Gewürz iſt als Mohnöl.
ger treffend, weil gar vieldeutig und deswegen dunkel, war
orreſpondenz zwiſchen Darius von Perſien und dem Scythen-
rſus.
ch Darius durch Geſandte von dieſem forderte, daß er ſich
Seinige ihm unterwürfe, ſchickte ihm Idanthyrſus anſtatt der
Maus, einen Froſch, einen Vogel und fünf Pfeile. Darius
für ein Anzeichen, daß die Scythen Land (Maus), Waſſer
uft (Vogel) und ihre Waffen den Perſern überliefern wollten.
den Großen ſeines Reiches deutete die geſendeten Sinnbilder
geſetzt, der Scythe habe den Perſern ſagen wollen: „Wenn
e Mäuſe unter die Erde, oder wie die Fröſche unter das
ie die Vögel in die Luft davon geht, ſo werdet ihr unſern
tgehen.“ Aber Darius konnte nicht überredet werden, dieſe
wahr zu halten, er blieb bei ſeiner Meinung, die Scythen
werfung bereit; er griff ſie deshalb an, und ward mit großem
Scythen zurückgetrieben.
e mich noch eine derartige ſinnige Rede von einem engliſchen
gen. Der Name deſſelben iſt mir im Augenblicke nicht gegen-
t aber nichts zur Sache. Der König fuhr eines Abends ins
r er hatte ſich um ein Weniges verſpätet; und der Beginn der
ſte bis zu ſeiner Ankunft verzögert werden. Das Publicum,
nig unwillig, begrüßte ihn deshalb nicht, wie das ſonſt üblich,
ge der engliſchen Nationalhymne, ſondern hielt ſich vollkom-
nd ſchweigend. Was ſollte nun der König thun? Etwa
ſprechen? Das hätte ſich nicht geziemt. Die kleine Demü-
ruhig einſtecken? Das wäre auch nicht königlich geweſen.
e den glücklichen Gedanken, ohne Worte zu der Verſammlung
at es in ſehr ſinniger Weiſe. Er trat an die Brüſtung der
Uhr aus der Taſche und warf einen Blick auf dieſelbe. Hier-
em Geſicht einen Ausdruck des Unwillens, ſchüttelt den Kopf
ärgerlichen Geberde wirft er die Uhr — als die Anſtifterin
rch ihr Zuſpätgehen — hinab in das Parterre. Die Zu-
en augenblicklich dieſe wortloſe Rede, brachen in Jubel aus
außergewöhnlicher Begeiſterung die Nationalhymne.

aus dem bisher Geſagten, daß ich Alles ausſchließe, was
der Willkür, der Uebereinkunft und Verabredung trägt. Ich
r mit Dem zu thun, wo das ſinnliche Zeichen und der natür-
urch ſich ſelbſt ſpricht und keines angelernten Schlüſſels be-
llkürlichen Zeichen ſind ja darum an ſich geiſtlos und ent-
en Sinnes. Was ich hier aber behandle, das iſt an ſich in

seiner äußeren Erscheinung ein sinniges Bild von geistigen Vorgängen. Darum haben wir's hier auch nicht etwa mit der Zeichensprache der Taubstummen zu thun. Das sind rein willkürlich gewählte Zeichen, wenn man sie gleich ihrer Faßlichkeit und Behaltbarkeit willen verständig ausgewählt hat, so daß zwischen Zeichen und Bedeutung womöglich ein gewisser Zusammenhang besteht. Aber ebenso gut hätte man auch ganz andere Zeichen festsetzen oder den festgesetzten Zeichen andere Bedeutung geben können. Darum gehen uns hier auch die Signale der optischen Telegraphen nichts an; nichts, wenn auf den Eisenbahnstationen an den Signalstangen dieser oder jener Arm zu dieser oder jener Benachrichtigung gezogen wird; nichts, ob auf den meerfahrenden Dampfschiffen vorn oder rechts oder links weiße oder grüne oder rothe Laternen brennen müssen. Denn all' dergleichen Dinge sind wirklich verabredet; und es hat oft mühsamer Verhandlungen bedurft, bevor eine Vereinbarung hat erzielt werden können. Aus gleichem Grunde weise ich auch die Frage nach der Farbe der Trauer ab. Wir zwar sind so sehr von den Voreltern her an das Schwarz als Trauerfarbe gewöhnt, daß wir uns kaum eine andere Farbe als passend denken können. Und dennoch könnte es recht wohl anders sein, wie es ja wirklich bei andern Völkern z. B. den Chinesen anders ist, wo man in weißen Farben trauert. Zur Zeit des Königs Heinrich III. von Frankreich war dort die weiße Trauer üblich; woher sich der sonderbare Ausdruck schreibt, daß man die königlichen Witwen die weißen Königinnen nannte; weil sie weiße Trauerkleider trugen.

In den Zeiten des alten Testamentes scheint man auch keine besondere Trauerfarbe gekannt und angewandt zu haben. Man drückte damals die innerliche Trauer äußerlich dadurch aus, daß man in Sack und Asche trauerte. Dem liegt folgender richtige Gedanke zu Grunde. Wer im Herzen schwere Trauer trägt, der hat keinen Sinn für schöne Kleider und sorgfältige Toilette — der macht sich nichts daraus, wenn auch an seinen Kleidern sich etwa ein Schmutzfleck oder gar ein Riß zeigt; der beachtet es kaum, ob sein Haupthaar sorgfältig gekämmt und frisirt ist. Zu diesem Naturgemäßen tritt nun aber in jenen Symbolen etwas äußerlich Gemachtes, mit Absicht Hervorgerufenes hinzu, das Natürliche willkürlich verstärkend. Man legte wohl geflissentlich gröbere und schlechtere Kleider an, als die gewöhnlichen, ohne auf die Farbe Rücksicht zu nehmen, ja, machte absichtlich Risse in dieselben, und erzeugte künstlich durch eingestreute Asche ein verworrenes, schmutziges Haupthaar. Das Sinnbild nimmt hier zwar einen naturgemäßen Ausgang; aber es geht aus dem rein Natürlichen heraus durch erweiternde und steigernde Zuthaten.

Sie sehen, daß auf diesem Gebiete gar Vieles willkürlich und wandelbar ist. Wo sich Zwei mit einander verabreden, da können sie jeglichem Zeichen jegliche Bedeutung geben; und es ist gar nichts Unerhörtes, daß zwei Freunde unter dem äußeren Scheine von Familienangelegenheiten sich Mittheilungen über hochwichtige politische Begebenheiten gemacht haben. Hat doch — beispielsweise — ein großer Bankier in Wien im Jahre 1866 so verfahren, in jenen Tagen, als es sich um den Abschluß des Friedens zwischen Preußen und Oesterreich handelte. Er wußte, daß den Telegraphenbeamten die strengste Weisung gegeben war, keinerlei Depesche irgend welchen politischen Inhaltes anzunehmen und zu befördern; er wollte aber gar zu gern seine eben erlangte Kenntniß von dem eben abgeschlossenen Frieden zu einer großen Speculation benutzen. Wie das machen? Er gab die scheinbar

che auf: Herr Scholem ist soeben glücklich hier einge-
ohenbeamte, welcher Herrn Scholem wohl für einen
Verwandten des benannten Hauses halten mochte und
n Hebräischen wußte, daß es Friede bedeute, beförderte
nd dem Herrn wird wohl ohne Zweifel die beabsich-
ickt sein.

rs, wie im December 1877 die erste Kunde von
s durch die Russen in einem Pariser Telegramm nach
ngefähr (ich erinnere mich der Wortfassung nicht genau)
h zeige Ihnen hiermit die Verlobung von Fräulein
Alexandrowitsch ergebenst an. — Als Garibaldi 1860
en mit sieben Schiffen seiner Rothhemden landete,
bereits, daß er einige Tage vorher abgesegelt und daß
Die größte Wachsamkeit war demnach überall anbe-
ffe vor Marsala in Sicht waren, telegraphirte der
amte in Marsala an den Chef des Revolutions-
„Sieben Ballen rothe Wolle angekommen." Sofort
enügend vorbereitete — Aufstand los und sämmtliche
Palermo wurden zerschnitten, so daß Niemand vom
Befehle empfing und Antworten und Verhaltungsmaß-
Der Beamte in Palermo hatte die Depesche als
en Adressaten ausliefern lassen.

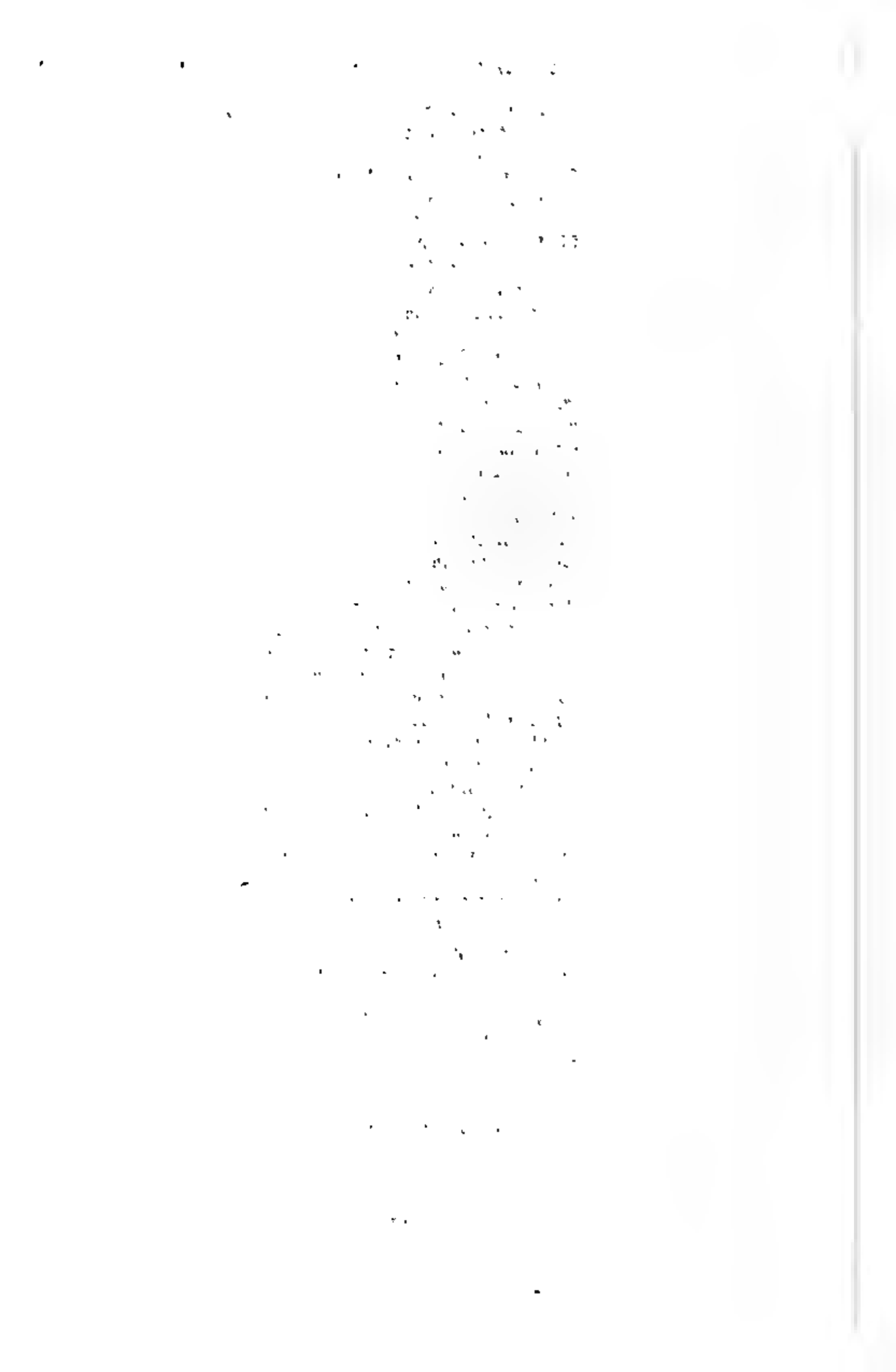
on dieser Stelle aus einen kurzen Rückblick auf das
uerst meine ich, haben wir erkannt, daß es wirklich ein
bt und daß dies von den ältesten Zeiten an bis auf
nigfaltig geübt worden ist. Sodann haben wir von
le diejenigen Gebiete zurückgewiesen, wo solches Reden
ich verabredete Zeichen (oder auch Worte als Zeichen)
s hier eben nur mit solchen Gegenständen zu thun
e Zeichen unmittelbar und naturgemäß die geistige
wo beide in natürlichem Zusammenhange stehen.

nun vielleicht sagen, daß solches Reden ohne Worte
ch dem Allen wohl fest. Aber schade nur, daß sich
n bürgerlichen und gesellschaftlichen Verkehr nicht ver-
was bisher hier mitgetheilt ist, das sind doch meist
t und wer kann dafür stehen, daß er in solcher Situa-
rtigen passenden geistigen Einfall habe!

h Folgendes antworten. Wir Alle stehen mitten innen
ohne Worte, wir wenden es tagtäglich, ja unaufhör-
bloß, wenn wir mit Andern beisammen sind, sondern
llein sind; und wohl Jeder von uns macht, wenn er
in der einen oder andern Weise davon Gebrauch.

n Nachsicht bitten. Denn — das Feld, das ich be-
ch ein fast unbebautes zu sein. In unserer ganzen
Werk über diesen Gegenstand existiren, wie mir von
f Anfragen wiederholt versichert wurde. *)

danken finden sich in Engels Mimik; mehrere tiefsinnige
h meinem hochverehrten Universitätslehrer Herrn Professor
einige hübsche Geschichten (von Garibaldi und aus der
hochverehrten Herrn Major E. v. Sch.



Solches Sprechen ohne Worte üben wir jeden Tag, auch heute, da diese Zeilen gelesen werden. Und — hab' ich denn nicht Recht? Haben wir uns nicht schon zu gegenseitiger Begrüßung die Hand gegeben? Warum thun wir gerade also? Warum legen wir nicht zur Begrüßung unsere Hände etwa kreuzweis auf den Rücken oder stecken sie in die Taschen? Nein, wir geben uns die Hände, verbinden sie mit einander und schlingen sie zusammen, zum Zeichen, daß wir ein Band, einen Bund, eine Gemeinschaft zwischen uns aufrichten. Und wenn wir etwa zum Ausdruck besonderer Herzlichkeit uns noch obenein die Hände schütteln, so will das sagen: wir schlingen gleichsam noch einen Knoten aus diesem Bande, auf daß es recht fest halte. Wo dies Handgeben wegen räumlicher Trennung nicht stattfinden kann, da nicken wir uns wohl mit dem Kopfe zu. Auch in diesem Zunicken ist eine Annäherung ausgesprochen, eine Gemeinschaft angedeutet.

Dasselbe Sinnbild, was in der Art unserer Begrüßung liegt, liegt annähernd auch in der Begrüßung der Neuseeländer, wo die beiden sich Begrüßenden ihre Nasen an einander reiben; freilich nicht so sinnig wie bei uns, zu Zeiten vielleicht auch nicht so — appetitlich. Eigenthümlich ist die gegenseitige Begrüßung bei den Chinesen.

Da ballt jeder der Begrüßenden die eine Hand, legt dann die andere Hand um die erste und steht nun eine geraume Zeit auf seinem Platze und schüttelt fortwährend seine eignen Hände und verneigt sich fortwährend dabei. Dann thut er ein paar Schritte vorwärts und jene amüsante Begrüßung hebt von Neuem an. Es liegt diesem sonderbaren Gebahren derselbe Gedanke, wie unserm Handgeben und Handdrücken zum Grunde; nur, was bei uns Zweie thun, verrichtet dort der Eine allein aus übergroßer Höflichkeit und aus Respect und Scheu, den Andern zu berühren.

Nehmen wir das Falten der Hände. An und für sich und zunächst spricht es befriedigte Ruhe des Gemüthes aus. Ein Mensch in dieser Gemüthsstimmung liebt es zu sitzen, er lehnt sich mit dem Rücken möglich weit zurück an, legt die Knie über einander und faltet die Hände über dem Schooß zusammen oder schränkt auch wohl die Arme über die Brust in einander. So bietet er in Allem ein Bild der Ruhe dar, von Thätigkeit möglichst weit entfernt. Aus dem genannten Grunde ist das Händefalten auch eine für das Gebet so sehr passende Geberde. Es stellt das ruhige, in sich gesammelte Gemüth dar. Dazu kommt noch, daß die in einander gebundenen Hände, weil sie sich nicht mit fremden Dingen beschäftigen können, die Zerstreuung der Seele hindern. Wollte man noch weiter symbolisiren, so könnte man sagen, ein betender Mensch mit gefalteten Händen hat sich gleichsam selbst gebunden, seinem Herrgott gegenüber, gleich einem gefesselten kriegsgefangenen Soldaten, und übergiebt sich seinem Gott auf Gnade und Ungnade. Sobald das Gebet aber den Charakter einer dringenden, inbrünstigen Bitte annimmt, werden die Hände aus einander gethan und weit geöffnet, die Arme strecken sich gen Himmel empor, zum Zeichen, daß Gott von Oben herab in die bittenden leeren Hände seine Gabe legen wollte.

Bei angestrengtem schweren Nachdenken — wie auch bei schweren Sorgen, was sich ja nahe berührt — stützen wir den Kopf, wir legen ihn sanft in eine Hand. Das will sagen: Die Gedanken des Kopfes sind allzu gewichtig und schwer, sie bedürfen einer leiblichen Stütze, wie ein übervoller Obstbaum der Stütze bedarf. Dazu kommt noch, daß das Haupt der Mittelpunct des Nervensystems ist. Drum hat man wohl nach angestreng-

rzen, Congeſtionen; denn es beſteht ein natürlicher
der Empfindung des Nachdenkens und den Con-
enkt zwar nicht mit dem Kopfe, ſondern mit dem
das Nachdenken im Kopfe. Uebung freilich ſtumpft
, welcher gern und viel nachdenkt, bekommt nicht
chdenken, als ein anderer, der ſelten nachdenkt.
h mit einem Freunde und erzählen ihm Etwas.
ſerer Rede; denn der Name eines Ortes, einer
haben, fällt uns nicht bei. Wir ſchweigen plötz-
ſen ohne Worte zu reden. Wer da nun mehr
legt wohl den Zeigefinger an die Naſe, reibt die-
. Warum das? warum wird gerade die Naſe
auf etwas beſinnen will? Das Geſuchte nicht
nah zu liegen ſcheint, iſt ein eben ſolch prickeln-
n nieſen will und doch nicht dazu kommen kann.
s Reiben der Naſe ſoll dieſe im natürlichen Sinne
ctragenen Sinne dazu veranlaſſen, das geſuchte
n und ſomit von dem peinlichen Prickeln unſerer
mehr lebhafter Natur iſt, der ſtreckt bei ſolchem
lenen Namen wohl den rechten Arm aus gegen
ret und reibt den Daumen der Hand voller Unge-
n den zweiten und dritten Finger. Er taſtet alſo
ren Fingern, was er dort nicht findet, wie er in
n Namen ſucht; er ſtreckt dabei den Arm zu dem
dieſer ſuchen helfen und das Gefundene gleichſam
Geſellt ſich zu dieſer peinlichen Verlegenheit des
Verdruß und Aerger, daß wir das Geſuchte nicht
n wohl den Mittelfinger ſtark gegen den Daumen
nab auf den gebeugten vierten Finger, kurz man
Es kann damit auch ein gleichzeitiges Schnalzen
ſein. Ja, man ſtößt zugleich auch wohl mit dem
ren. Das Alles verſinnbildlicht den Gedanken
Wort, das wir ſuchen und das wir zu unſerer
t finden können, gleicht einem loſe aufgehängten
ſtande, den wir durch die Erſchütterung zum Her-
Darum drücken wir uns in unſerer Sprache
ir ſprechen: es fällt mir wieder ein.
ng genommen, hier nicht ganz hergehören, aber
haft oder großen Aehnlichkeit willen, laſſen Sie
as Lachen und Weinen ſagen. Dieſe Aeußerun-
dem bisher Genannten dadurch, daß ſie nicht
chen. Sie laſſen ſich nicht durch willkürliche Ent-
nd faſt noch weniger laſſen ſie ſich zurückdrängen,
ſie hervorruft. Lachen und Weinen können wir
Belieben rufen und abweiſen. Die Franzoſen
ort, das da lautet: „Eine Frau lacht, wenn ſie
will.“ Sie ſehen, daß der Franzoſe auch nur
Weinen, vom Willen abhängig ſein läßt, daß er
t abſpricht, das Weinen willkürlich hervorzurufen,
weiblichen Geſchlechte vindicirt.

Ob solche Macht etwa nur den französischen Frauen innewohnt? Ob nicht vielmehr unsere deutschen Frauen solche Macht als eine sehr bedenkliche Ehre von sich abweisen werden? Das möchte ich doch einer freundlichen Erwägung anheim geben.

Das Lachen hängt mit dem Komischen und Spaßhaften vielleicht in folgender Weise zusammen. Beim Lachen stoßen wir die Luft aus, ähnlich, aber nur stärker als beim Sprechen.

Es ist, als wenn man anfangen will zu sprechen, kann aber nicht dazu kommen. Ein ganz ähnlicher Widerspruch liegt in dem Komischen. Da ist erst etwas scheinbar Großes, das aber in überraschender Weise mit etwas Niedrigem endet.

Das Weinen nun steht mit dem Lachen im engsten Zusammenhange. Viele Menschen machen beim Weinen fast ganz genau ebendasselbe Gesicht, wie beim Lachen. Daher war es von dem Maler Pietro von Cortona gerade kein allzu schwieriges Kunststück, durch einen einzigen Pinselstrich ein weinendes Kind in ein lachendes zu verwandeln. Es liegt im Weinen offenbar eine Linderung des Schmerzes. Unsere deutsche Sprache drückt sich auch hier wiederum sehr sinnig aus. Wenn uns ein Plan, ein Wunsch, eine Hoffnung vereitelt wird, so sagen wir wohl: er ist zu Wasser geworden. Ebenso im recht eigentlichen Sinne wird der Schmerz durch die Thränen zu Wasser; wird er nicht völlig hinweggenommen, so wird er doch gelindert.

Wie es aber zugeht, daß der seelische Schmerz auf die Thränendrüsen einwirkt und dort eine Absonderung hervorbringt und durch diese Absonderung eine Erleichterung: das zu erforschen, überlassen wir von Rechts wegen den Herren Aerzten und Physiologen.

Vielleicht bietet Folgendes eine Handhabe zu einer Erklärung. Ein Thränenerguß erfolgt aus leiblicher Ursache, wenn das Auge durch einen hineingerathenen fremden Körper (oder durch blendendes Licht) heftig gereizt wird. Durch die sich bildenden Thränen wird der fremde Körper aus dem Auge hinausgeschwemmt (und die Gewalt des Lichtstrahls gebrochen). In ähnlicher Aeußerung offenbart sich der Seelenschmerz, der durch die Thränen gleichsam weggeschwemmt wird. Daher mags kommen, daß die Thiere keine Leidensthränen vergießen, weil sie so intensiver Schmerzempfindungen nicht fähig sind wie der Mensch. Auch ganz kleine Kinder bringen es, trotz des gewaltsamsten Schreiens nicht zu einem Thränenerguße; sie müssen das Weinen erst lernen.

Uebrigens wollen wir noch gern zugestehen, daß das Weinen sich leichter durch den Willen hervorrufen läßt, als das Lachen. Ein künstlich gemachtes Lachen verräth sich gar leicht als ein erzwungenes Lachen. Nicht so das Weinen. Es giebt Menschen von so lebhafter und reizbarer Phantasie, daß sie schnell und mit großer Gewalt sich ergreifende, erschütternde, tieftragische Bilder vor die Seele zu führen vermögen, welche dann schnell den Erguß von Thränen erzeugen. Hierdurch wird das erklärlich, was wir aus dem Alterthume her von den sogenannten Klageweibern lesen, welche für Bezahlung jeden beliebigen Todten zu jeder beliebigen Stunde mehrere Tage hindurch zu bewеinen vermochten. Da solche reizbare Phantasie dem weiblichen Geschlechte in höherem Grade zu eigen ist, so hat es seinen guten Grund, daß man Klage*weiber* nahm, indem man gleich brauchbare Klage*männer* schwerlich gefunden haben würde.

Vom Lachen und Weinen ist nur ein kleiner Schritt hin zum Erröthen

ſen. Auch dieſe beiden Aeußerungen der Empfindung haben wir
erer willkürlichen Gewalt. Das haben Beide mit einander ge-
ie ſich im Blute offenbaren; beim Erröthen ſtrömt das Blut in
eile, beim Erblaſſen zieht es ſich in die inneren zurück. Wir
des ſehr gut beobachten und ſomit auch leicht erklären können,
unſern Blick auf den Zorn, auf die Angſt und auf die Scham
as iſt der Zorn? Ein Trieb zum Ankämpfen, Anſtürmen gegen
elt, die unſere Rechte — wahre oder vermeintliche — verletzt hat.
eſes Ankämpfens willen iſt es ſo ſehr erklärlich, daß ſich der Zorn
:bhaften, muthigen Perſonen findet. Bei ängſtlichen, ſcheuen,
Perſonen verwandelt ſich der Zorn in Aerger. Dieſer Aerger
:n nichts an; der wüthet vielmehr gegen ſich ſelbſt, weshalb
'ache wiederum ſo bezeichnend ſagt: er frißt den Aerger in
— Der Zorn aber rüſtet ſich zum Kampf gegen die Außen-
gibt ſich kund in dem Herzen, dieſem Blutbeförderer, in den
rganen und in den Gliedern, welche vorzugsweiſe mit der Außen-
:n haben, die zum Faſſen, zum Kämpfen, zum Zerſtören geeignet
.m ſtrömt das Blut in die äußeren Theile, daß ſie von Blutfülle
er Zornige wird roth. Die Adern der Stirn, der Schläfe, des
ellen an. Selbſt die Augen ſind mit Blut unterlaufen und ſchei-
:m Rollen förmliche Blitze zu ſchießen. Zähne und Hände ſetzen
Thätigkeit. Die Zähne werden gefletſcht und knirſchen. Es zuckt
zerſpitzen. Die Hände zittern, ziehen ſich wohl auch krampfhaft
ja es ſteigert ſich wohl bis zum unſinnigen Umſichſchlagen. Dazu
der Stimme, eben weil die Organe des Athmens mit bethei-
:s Schreien, ja das Brüllen der Worte, weil es dem Zornigen
ſt, leiſe zu reden. Gleich dem brüllenden Stier, der mit ſeinen
:n Boden aufwühlt und den Staub in die Luft wirbelt; gleich
der mit ſeinen Krallen ſeinen Fang zerreißt; gleich dem Tiger,
em Gebiß ſeine Beute zerfleiſcht.

o ganz anders die Angſt! Sie iſt das offenbare Gegentheil und
ch darum in gerade entgegengeſetzter Weiſe. Die Angſt weiß
Kampf gegen die Außenwelt; ihr iſts vielmehr darum zu thun,
r Außenwelt zurückzuziehen und abzuwenden. Während daher
das Blut nach außen ſtrömt, zieht es ſich bei der Angſt vielmehr
nnern zurück, es will ſich retten und in den verborgenſten Schlupf-
bergen. Daher wird der Angſtvolle blaß. Während beim Zorn
ißen ſich voll Gewalt anſpannen und nach außen ſich ſtrecken,
ch bei der Angſt zurück, die Hände bergen ſich nahe dem Körper
wohl eine abwehrende Bewegung nach außen, die innere Hand-
außen gekehrt; die Knie knicken wohl ein und die Füße verſagen
ſo daß ein Entfliehen zur Unmöglichkeit wird.

mmt auch vor, daß ein Zorniger abwechſelnd roth und blaß wird.
ſeln eben die entgegengeſetzten Empfindungen in ſeiner Seele.
h hat die Begierde, Vergeltung zu üben, die Oberhand; dann
ene genannten Erſcheinungen des Ankämpfens gegen die Außen-
und er wird roth. Dann aber übermannt ihn auch wohl das
erduldeten Unbill; er fühlt ſich ſo tief gekränkt und gedemüthigt,
:ut zum Herzen zurückſtrömt, daß er folglich blaß wird und daß
l die Arme ſchlaff am Körper herabſinken läßt.

Wenn wir nach dem hier Beigebrachten nun die Versinnbildlichungen des Zornes und der Angst richtig verstanden haben, so hält es nicht schwer, auch das Erröthen und Erblassen des Sichschämens richtig zu erklären. Die Scham ist nämlich ihrem Wesen nach nichts Anderes, als eine Art von Zorn oder von Angst. Wenn man beschämt wird, so ist man zornig gegen sich selbst oder gegen Andere; man möchte sich gern entschuldigen und glaubt auch, sich mit Grund entschuldigen zu können. Drum regt sich das, was der Außenwelt zugekehrt ist, das Blut strömt nach außen und man wird roth. Wer aber blaß wird, wenn er sich schämt, der hat Angst. Er zieht sich von der Außenwelt zurück, das Blut strömt nach den inneren Theilen und verbirgt sich. Der Erblassende verbirgt sich gleichsam und deutet damit an, daß er etwas zu verbergen hat.

Aus dieser Ursache sagen wir mit vollem Rechte: wer roth wird, wenn er sich schämt, hat (in der Regel) ein besseres Gewissen, als wer blaß wird.

Haben wir bisher mehr solches Reden ohne Worte betrachtet, bei welchem der Wille des Menschen mehr zurücktritt und welches mehr unmittelbar geschieht, so wollen wir jetzt den Blick mehr auf solche Erscheinungen richten, wo in gewissem Grade der Wille des Menschen mit wirksam ist, um die innere Empfindung zur äußerlichen Darstellung zu bringen. Es könnte freilich scheinen, als seien dergleichen leibliche Aeußerungen keinem Gesetze unterworfen, weil sie eben im gewissen Sinne vom Willen des Menschen abhängig sind, und ja jeder Mensch nach Belieben andere Bewegungen und ganz verschiedenartige Geberden machen könnte. Allein schon eine flüchtige Beobachtung der Menschen und die allgemeine Erfahrung lehrt, daß gewisse Geberden allen Menschen gemeinsam sind und daß sie von jedem Menschen aus jedem Volke unmittelbar verstanden werden; woraus wir mit Recht folgern, daß ein gesetzmäßiger Zusammenhang stattfinde und ein allgemeiner, tiefer Sinn ihnen innewohne. So, meine ich, wirds wohl auf dem ganzen Erdenrund keinen Menschen geben, der nicht die Pantomime der Schläge verstünde. Ein loser Bube erzählt uns, er habe wohl große Lust zu dem und dem muthwilligen Streiche, wenn er nicht fürchten müßte — und nun schweigt er und legt die eine Hand auf den Rücken und fährt da mit ihr auf und ab. Ists nicht handgreiflich gesprochen, daß er schon die zu erwartenden Schläge fühlt und liebkosend mit der Hand die getroffenen Stellen reibt? — Oder: Es hat Jemand einen muthwilligen Jungen vor sich und spricht: „Wenn Du das noch 'mal thust, so" — er schweigt und streckt seine flache Hand aus und bewegt sie horizontal schnell durch die Luft. Der Junge versteht recht gut die angezeigte Maulschelle oder Ohrfeige. — Oder: Jener ballt die Faust und erhebt sie und schwingt sie schnell schräg nach unten, oder — wie man es auch sehen kann: er feuchtet zuvor seine Hand mit Speichel an; es ist leicht zu deuten: er ergreift im Geist einen Stock und damit ihm dieser nicht aus der trockenen Hand fliege, feuchtet er sie erst ein wenig an. Der Junge weiß recht gut, daß ihm dies Indiehandspucken eine Tracht Prügel aus dem ff andeutet. — Es ist vielleicht von solchen Gesticulationen hergenommen, daß wir sagen, es liege etwas „Schlagendes", unmittelbar Sprechendes, Ueberzeugendes in den Geberden. Wir sehen hier immer einen innern Zusammenhang zwischen der innern Empfindung und der äußern That, und die Geberde vermittelt Beides.

(Schluß folgt.)

l Emil Franzos.

: Porträt. Von **Adolf Gerſtmann.**

eibe dabei — es giebt keine Novellenſchreiber mehr,
ıe etwas Vernünftiges zu ſchaffen wüßten; etwas,
liche Leſewuth befriedigt, ſondern vermöge ſeiner
lusarbeitung —"
ɔoch wohl zu ſtreng?"
ɔitzen Sie einmal in meinem Redactionszimmer,
Geſchichten durch, die von Nah und Fern in faſt
ɔ einlaufen, um — wie die ſtereotype Wendung
chätzten und weitverbreiteten Blatte abgedruckt zu
iten Sie ſich durch all den Wuſt durch, und dann
Bedeutendes darunter entdeckt haben. Sie werden
ıte drängen ſich eben alle Schriftſteller, die etwas
ten, zur dramatiſchen Dichtung — ſie iſt nach der
ntieme die materiell lohnendſte und zugleich die-
s Dichters die weiteſte Verbreitung ſichert; oder
nicht glücken wollte, der geht zum Roman über,
ɛ Intrigue, und wenn er dieſe dann durch drei
t hat und das geehrte Publicum dabei ſo recht zu
irteſte Art zu erregen wußte, ſo iſt ſein Name als
geſichert. Seine Werke werden zwar vom Publi-
in Deutſchland nicht üblich, aber alle Leihbiblio-
t — und das iſt doch immer etwas. Daß ein
inmal eine kleine anſpruchsloſe Novelle in wirklich
n verfaßte, das kommt nicht vor. Sie mögen es
en Romanen ſich mehr Ruhm zu holen vermeinen;
glaube, die Meiſten können es gar nicht."
n Jahre 1869, als dieſe Unterhaltung ſtattfand
: eines Wirthshauſes, deſſen Gäſte zum größten
ſteller, Studenten u. ſ. w. waren. Jener Mann,
Verfall der deutſchen Novelliſtik geäußert, war der
triſtiſchen Blattes „Edelweiß", Namens Zwiedinek;
enten. Einer von ihnen, ein junger Mann, der
weit über die engeren Grenzen ſeiner Verbindung
te, fragte, ob es denn gar ſo ſchwer ſei, eine gute

eicht gelingt Dir's!" So klang's in vielſtimmigem
ls ermunternd.
verſuchen. Hab' ich mich getäuſcht, ſo hat eben
eur, ein unbrauchbares Manuſcript mehr leſen

müssen, und da es deren so viel giebt, so wird es ihm auf eins mehr wohl auch nicht ankommen."

Das Gespräch bekam eine andere Wendung und Viele von der Tafelrunde hatten den Zwischenfall bald vergessen. Am vierten Abend wurden sie jedoch wieder daran erinnert, denn jener Student übergab dem Herrn Dr. Zwiedinek das Manuscript einer Novelle. Und es ward Morgen und es ward Abend, und wieder war der Kreis versammelt. Der Redacteur des „Edelweiß" näherte sich dem jungen Zweifler, gab ihm feierlich sein in Papier gehülltes Scriptum zurück und fällte das Urtheil: durchaus unbrauchbar.

Ueber dieses Verdict hätte sich nun der Dichter wohl kein graues Haar wachsen lassen — das lag überhaupt nicht in seinem Wesen. Aber der Spott seiner Commilitonen ärgerte ihn doch, und als auch der wackere Redacteur einige neckende Bemerkungen machte, da platzte er heraus;

„Gut! Ihr sollt in einer der besten deutschen Zeitschriften meine Novelle lesen!"

Es war ein kühnes Wort, das auch gehörig belächelt und bespöttelt wurde und das in dem Herzen selbst Dessen, der es gesprochen, bald Reue erweckte — aber was half's? Die eingegangene Verpflichtung mußte erfüllt werden, und so wanderte das Manuscript nach Braunschweig in die Redaction der Westermann'schen Monatshefte. Acht bange Tage vergingen — da kam günstiger Bescheid. Die Novelle war angenommen, gelangte unter dem Titel „Das Christusbild" zum Abdruck und der Verfasser gab der staunenden und glückwünschenden Tafelrunde in Graz etwas zum Besten — er hatte ja verhältnißmäßig viel Honorar erhalten.

Jene Novelle, der übrigens sobald keine neue schriftstellerische Leistung folgte, war die erste Arbeit eines Mannes, der jetzt eine Zierde der zeitgenössischen Literatur ist. Der junge Grazer Studiosus der Rechte trug einen Namen, der jetzt allen Gebildeten — auch weit über Deutschland hinaus — geläufig ist, er hieß Karl Emil Franzos.

Der Name „Franzos" ist kein altererbter oder selbstgewählter, er verdankt der souveränen Laune eines k. k. österreichischen Beamten seinen Ursprung. Vor langen Zeiten siedelte nämlich ein Mann, Namens Michel Levert aus Nancy in Lothringen, nach Warschau über und begründete daselbst ein industrielles Unternehmen. Der Sohn dieses Levert zog im Jahre 1773 nach Tarnopol und setzte das Geschäft seines Vaters, die Fabrikation von Wachskerzen, fort. Die Juden im damaligen östlichen und zum größten Theil wohl auch im westlichen Europa führten keine eigentlichen Familiennamen; sie setzten entweder dem Vornamen noch den ihres Vaters oder ihrer Mutter mit kleinen Veränderungen hinzu, oder nannten sich nach rein äußerlichen Kennzeichen. Derartige Namen vererbten natürlich nicht vom Vater auf den Sohn. Als nun im Jahre 1774 Galizien an Oesterreich fiel, kam der Befehl, dem herrschenden Unwesen zu steuern. Die Juden sollten gleich allen andersgläubigen Staatsbürgern Zunamen führen. Die zum Zwecke der Namensgebung eingesetzte Commission verfuhr nun sehr willkürlich und so geschah es, daß auch Levert, der seinen Namen schon aus Frankreich mitgebracht hatte, einen neuen ortroyirt bekam. Die Leute der Gasse nannten ihn nach seiner Abstammung: „der Franzos." Das war genügend; die k. k. Commission kam dem erhaltenen Befehle im weitesten Umfang nach. Trotz allen Protestes verschwand der Name Levert aus den amtlichen Listen und

zenannten Volksnamen, der nun amtlich beglaubigt

en Juden war damals das conservative Element das
chmach, Bedrückung und Zurücksetzung, welche diese
vegen ertragen mußten, hatte natürlich die Folge, sie
und das, wofür sie nun einmal leiden mußten, als
liches Gut zu betrachten. So war ihre ganze Lebens-
auf Erhalten der von den Vätern überkommenen
et. Wer von dieser Norm abwich, seinem Leben eine
gab, oder gar, das Studium in den heiligen Büchern
trachtend, ein Gewerbe ergriff, wurde halb und halb
lten Glauben betrachtet. Eine solche Stellung nahm
1 Juden in Tarnopol ein. Seine industrielle Thätig-
m Westen angehörigen Sitten, seine höhere Bildung
ren Gemeindemitgliedern als ungehörig betrachtet und
ndet. Diese Verstimmung wuchs noch, als Franzos,
Oesterreicher in's Land gebrachten deutschen Elemente
eigt zeigte, vereint mit einem Gesinnungsgenossen —
Perl — aus eigenen Mitteln die erste jüdisch-deutsche
ründete. Jener ließ sich das aber nicht anfechten und
seine Kinder eine gediegene Ausbildung erhielten.
ar der erste Jude aus Galizien, der sich an einer
ne Kenntnisse aneignete und — es ist dies so interes-
erwähnenswerth ist — auch der erste Jude, der Mit-
ft wurde. Es geschah dies im Jahre 1833 in Er-
ude, den die „Christlich-Germanischen" in ihren Bund
old Auerbach, und zwar 1834 in Tübingen.
Studien kehrte Dr. Heinrich Franzos nach Tarnopol
Eltern Abschied zu nehmen. Es schien ihm, der ein
s Deutschthums war, unmöglich, sich unter einer Be-
, die theils aus Polen bestand, welche alles Deutsche
s aus orthodoxen Juden, die für seine freien Regun-
itten. In Wien oder in München wollte er sich als
eim gründen. Das Schicksal hatte es jedoch anders
n Tarnopol ein Mädchen von wunderbarer Schönheit
Anlagen kennen, für das er eine so tiefe Neigung
m köstlicher dünkte, als die Befreiung aus den engen
. Eine Verbindung mit jenem Mädchen war nur
ande blieb und baldmöglichst ein sicheres Auskommen
Stelle als k. k. Bezirksarzt in Czortkow, einem kleinen
en. Er nahm sie an und führte im Jahre 1836 das
ls Gattin heim.
sich nun das Leben des Bezirksarztes im Hause, an
n Weibes und bald auch im Kreise der Kinder ge-
war es nach Außen. Ein Landarzt in Podolien —
es, und trotz unermüdlicher Arbeit hatte Dr. Franzos
ämpfen. Er hätte sie leichter ertragen, wäre es ihm
kreise von Leuten zu verkehren, die seine Begeisterung
hen Strebens theilten, ja nur verstanden — das war
ohn seitens der übermüthigen Polen und Anfeindung

von Seiten der glaubenseifrigen Juden, krasseste Unwissenheit und Indolenz auf beiden Seiten — das war es, was der die deutsche Cultur enthusiastisch verehrende Mann fand, als er, ein Pionier der Aufklärung, derselben im fernen Osten eine Stätte bereiten wollte. Dazu kamen die politischen Stürme des Jahres 1848, die gerade in Galizien besonders heftig wütheten, so daß viele Familien ihr Heim verließen. Im September dieses Jahres flüchtete auch die Gattin des Czortkower Arztes nach Russisch-Podolien. Die Gegend hat keinen besondern Namen; man nennt sie „Pod lisu" (hinter dem Walde). Hier erblickte in einem Forsthause am 25. October 1848 ein Knabe das Licht der Welt. Er war das letzte Kind und der einzige Sohn der Franzos'schen Familie und erhielt die Namen: Karl Emil.

Eigenartig schien das Wesen des Knaben gestaltet zu sein. Ein weicher, sinniger Zug machte sich frühzeitig an ihm bemerkbar. Im Uebrigen jedoch herrschte eine Doppelnatur in ihm. Bald blieb er scheu und melancholisch im Hause, die Altersgenossen meidend, bald trieb er sich, der ausgelassenste und tollste unter den Buben, halbe Tage lang auf der Haide umher. Als er den Campe'schen Robinson gelesen hatte, war seiner Phantasie ein neues, unendlich reiches Gebiet eröffnet. Er entlief dem elterlichen Hause, um in der Haide, selbst ein Robinson, Abenteuer zu suchen. — Ich halte etwas Derartiges durchaus nicht für den Ausfluß einer überspannten Phantasie, vielmehr gerade für den Beweis eines unendlich reichen Schatzes an natürlichem Gefühl, an eigenschaffender Geisteskraft. Nur ein geistig beanlagtes Kind ist im Stande, in jedem Gräschen ein exotisches Gewächs, in der einsam stehenden Buche ein Palmenwäldchen zu erblicken, den über die Haide gehenden Wandrer als farbigen Diener Freitag sich auszumalen und sich in alle diese selbstgeschaffenen Herrlichkeiten so hineinzuleben, daß es womöglich auch von Andern verlangt, an die Gebilde der eigenen Phantasie zu glauben. Ein Kind, welches alle Gegenstände um sich nur in ihrem wahren Lichte, in ihrer wahren Gestalt erblickt, ist zu bedauern wie der Erwachsene, der an keine Ideale glaubt und seinen eigenen Realismus allen Verhältnissen, allen Lebenslagen anpassen muß.

Damals aber nahm die Geschichte einen für den kleinen Emil sehr realistischen Verlauf. Ein Fuhrmann fand ihn, brachte ihn den auf's Höchste erschrockenen Eltern zurück, und außer der Strafpredigt erhielt er die Zusicherung, daß er von nun an, um ähnliche Vorfälle zu vermeiden, sehr streng gehalten werden solle.

Schon frühzeitig empfing das Gemüth des Knaben die verschiedenartigsten Eindrücke, die sich fest einprägten und ihn bald zum Nachdenken anspornten. Das liebevolle, hochgebildete Elternpaar und im Gegensatz zu ihnen das geistig beschränkte Wesen der übrigen Bewohner Czortkows regte ihn zu Vergleichen, zum Urtheile an. Neue Nahrung erhielt sein Geist durch die verschiedenen Individualitäten, wie sie — nach Nationen und Confessionen sich sondernd — im engen Rahmen des podolischen Landstädtchens vereint waren, und ganz besonders durch die Verschiedenartigkeit seiner Lehrer. Den polnisch-lateinischen Unterricht erhielt er bei den Dominikanern, den hebräischen bei einem theologischen Schwärmer, den deutschen endlich von den Eltern in den späten Abendstunden. Alles das schärfte seine Beobachtungsgabe und rief bald eine bestimmte Ueberzeugung in ihm wach.

Am 1. Juli 1859 starb sein Vater. Daß der Tod dieses Mannes in allen Kreisen der Bevölkerung wahr und aufrichtig betrauert wurde, war ein

e Leute zwar seine geistigen Bestrebungen nicht zu würdigen
ine vorzüglichen Eigenschaften als Mensch, seine Pflichttreue
e wohl anerkannten. Für die Familie war der Schlag ein
seiner Jugend empfand ihn der Knabe in seiner ganzen Ge-
ernst und lernte eifrig, um den Seinen möglichst bald eine
n. In Czernowitz war damals das einzige deutsche Gym-
reichischen Ostens und hierhin siedelte die Mutter mit ihren

rücke harrten des Knaben. Am Gymnasium in Czernowitz
ich erst, was das Wort „Stammesunterschied" zu bedeuten
ule war nämlich allein als deutsche Anstalt übrig geblieben,
che anderen deutschen Gymnasien in Galizien, Ungarn, Sie-
rtien, Dalmatien, Südtirol und dem czechischen Böhmen auf
chiedenen Stämme und Nationalitäten die jeweilige Landes-
nführen müssen. Das Czernowitzer Gymnasium hatte sein
den Deutschen in der Bukowina zu danken, mehr wohl aber
cht zwischen den Ruthenen und Rumänen, die es einander
So blieb es deutsch, und jetzt, da in Czernowitz eine öster-
sität errichtet ist, ist die Annahme gerechtfertigt, daß sein
alle Zeiten gesichert ist.

er war, wie gesagt, dem durchaus nicht so. Die Kämpfe,
s Lehrgebäudes um die Nationalität geführt wurden, fanden
be einen Wiederhall. Deutsche, Rumänen und Ruthenen
, die einander auf's Heftigste bekämpften. Das ließ den
tionale Verschiedenheiten nachdenken, ein Studium, in welches
mer mehr vertiefte und dessen Ergebniß die uns jetzt vor-
bilder aus jenen von gegenseitigem Haß erfüllten Nationen
führlich und interessant beschrieb Franzos diese Epoche seines
kizze: Martin der Rubel.

Scharmützel, die die Deutschen unter Franzos' Führung in
sen lieferten, hinderten diesen jedoch nicht, während des Un-
Hause — eingedenk der Pflicht gegen die Seinen — sehr
en und bald nicht nur für sich allein. Vom Jahre 1862 an
mlich seinen Unterhalt durch Stundengeben, und mag dem
das stolze Bewußtsein, sich sein Brod selbst zu verdienen,
he schwere Stunde körperlicher und geistiger Abspannung hin-
en.

stimmten mit ihm darin überein, daß er Philologe werden
doch die Universität bezog, machten sich schwerwiegende Be-
Franzos war Jude, und damals — im Jahre 1867 — zu
Oesterreich ein Jude eine Professur erhalten könne, wäre
trug gewesen. Andere Umstände kamen hinzu, die ihn hin-
Lieblingsstudium sich zu widmen und er wurde, gegen seine
das Bewußtsein seiner eigenen Fähigkeiten, Jurist. Mit
t der Mann, so oft er heute von seinen Jünglingsjahren
Zeit zurück. Das trockne Studium der Rechtslehre, zu
den geringsten Drang verspürte, ja — dem er nicht einmal
resse entgegentrug, widerte ihn an. Vier lange, unendlich
Jahre waren es, und er hätte die Zeit über wohl auch nicht
an er nicht auf andere Weise Gelegenheit gehabt hätte, seinen

Geist durch ihm mehr zusagende Studien rege zu halten und für das verhaßte Rechtsstudium sich auf anderen Gebieten, die ihm freieres Denken gestatteten, zu entschädigen.

In den Jahren 1867—1868 besuchte Franzos die Universität Wien. Es war damals an dieser Hochschule ein wildes, aufgeregtes Leben. Standen doch, zwar geeint durch das geistige Band der Wissenschaften, im Uebrigen aber sich heftig befehdend die Vertreter der verschiedensten Nationalitäten nicht nur, sondern auch innerhalb derselben die Verfechter der einzelnen politischen Richtungen einander gegenüber. Die Deutschen z. B. bildeten allein fünf Gruppen: die Groß-Oesterreicher, welche trotz Königsgrätz von einem einigen Reiche unter Habsburgischem Scepter träumten; die Demokraten, welche eine allgemeine deutsche Republik herbeisehnten; die Klerikalen, der Führerschaft in Rom huldigend; die Deutsch-Oesterreicher, welche Preußen nicht mit Waffengewalt, sondern mit stiller Verachtung gestraft wissen wollten; endlich die zahlreichste Partei, die Deutsch-Nationalen. Sie sahen das Heil im künftigen deutschen Einheitsstaat und jubelten dem Programm Bismarcks zu.

Die Begeisterung für die deutsche Nationalität, die im elterlichen Hause in das Herz des Knaben gepflanzt war, trieb jetzt im Jüngling die vollste Blüthe. Er schloß sich den Deutsch-Nationalen an, wurde bald ihr Führer, und als 1868 in Berlin ein Burschentag stattfand, wurde er als Deputirter der Wiener hin gesandt. Das Deutschthum war es, dem er zujubelte, und das Deutschthum in Oesterreich vertrat er in Berlin. Die Behauptung, daß er schon 1866 nach Berlin gekommen sei, um den Preußen seinen Glückwunsch zum Siege bei Königsgrätz auszusprechen, wie sie von einigen Zeitungen colportirt wurde, ist eine böswillige, verleumderische Erfindung. Ein solcher Act wäre ein hochverrätherischer gewesen, jener von 1868 dagegen, also nach Gründung des norddeutschen Bundes, war der Ausdruck einer nationalen Gesinnung, die im Vorgehen Norddeutschlands einen Theil ihres Programms verwirklicht sah.

Außer den juristischen hörte der junge Student auch philosophische und historische Vorlesungen. So eignete er sich eine gründliche wissenschaftliche Bildung an und wußte sich trotz alledem noch Zeit abzumüßigen, in der er für seinen Unterhalt sorgte. Er gab Nachhülfestunden und war Erzieher.

Auf die gleiche Weise schlug er sich in Graz durch, wo er von 1869 bis 1872 studirte. Die politische Erregung war damals in Oesterreich eine so große, daß auch — und nicht zuletzt — die Grazer Studenten in dieselben hineingezogen wurden. Franzos wurde Mitglied des „Orion", einer Verbindung, welche die Formen der Burschenschaft verwarf, ihren Geist jedoch pflegte. Als unbestrittener Führer der Deutschen hielt er in jenen bewegten Tagen unzählige, zur Hochhaltung des deutschen Paniers anspornende Reden; eine derselben, bei Gelegenheit der Arndtfeier gehalten, machte die Runde durch alle deutsch-österreichischen Blätter.

Da kam das Ministerium Hohenwart-Jirecek und versetzte die Gemüther in fieberhafte Erregung. Der Candidat Franzos hielt eine Rede gegen das Ministerium, wurde in Anklagezustand versetzt, trotz glänzender — eigener — Vertheidigung verurtheilt und dadurch zugleich der Aussicht auf eine Anstellung im Staatsdienst beraubt.

Daß sein eigentlicher Beruf auf dem Gebiete der Dichtkunst und nicht auf dem der Politik liege, davon hatte er selbst noch keine Ahnung. Einiges

ohl geſchrieben — darunter jene Nov
enthümliche Geneſis ich zu Beginn
n ſchon genannten religiöſen Schwär
n Unterricht hatte, in idealiſirter Ge
Arbeiten verhinderte ihn jedoch der A
freie Stunden und dieſe füllte er dan
derzeit, an die Tage in Czortkow zu
ſich vor ſeiner Seele jene Geſtalten, i
ſe, in denen ſie zu einander geſtanden
mer mehr in dieſes Studium, das i
enſchlichen Gemüths, ſeines Lieben un
n war. Wo ihm eine Lücke in den
ums zu ſein ſchien, da füllte er ſie au
n Phantaſie. So ward er ein Poet
ſich dieſes Talentes auch bewußt.

im Jahre 1872 ſchrieb er, einige
lück und nur ein kleiner Bruchtheil

Allmälig aber wurden die Redacte
jungen Dichter aufmerkſam, der ſeine
hteten Gebiete entnahm und ſie ſo
arzuſtellen und ſie bei größter Natu
u formen wußte. Die Artikel fanden
neue Beiträge gebeten. Zuerſt war
jüdiſchen Leben ſeiner Vaterſtadt, di
niederſchrieb. Den Namen „Czartk
"; ſpäter ging er über die Grenze
Land und Leute im öſtlichen Oeſterrei
aus dem Leben dieſer von der europä
Und ſchilderte er zuerſt dieſe Völker,
rer Zeichnung keine Fehler zu machen
yre Sache zu ſeiner eigenen machte, u
den, die ſich als Folge ſchlechter Verw
ab des Mangels an einem die Culti
n Vorbilde herausſtellten, abzuhelfen.

ld erſchien eine Anzahl der Skizzen
lbaſien". Eine zweite Sammlung f
ngaſſe ſeiner Vaterſtadt; ſie iſt betitel
kurzer Zeit mußten von dieſen Büche
da die erſten vergriffen waren. Se
und in eine todte, die hebräiſche, S
Anfänger war ein berühmter Schrif

ſer ſelbſt hatte in den Jahren von
ohnſitz. Um Land und Leute kennen zu [illegible] terische Thätigkeit zu finden, reiſte er. Mit Ausnahme von Skan- und Spanien hat Franzos alle europäiſchen Länder geſehen. Noch te er dieſes Leben weitergeführt, wenn ſich nicht am Sohne wieder- t, was den Vater zur ſchnellen Gründung des eigenen Herdes ver- itte. Franzos lernte die Tochter eines Wiener Kaufmanns kennen, benedikt. Das gemüthvolle Weſen der jungen Dame, ihr Geiſt und

ihre Bildung machten auf den jungen Dichter so tiefen Eindruck, daß er sich um ihre Hand bewarb. Er erhielt sie und im Januar 1877 führte er die Gattin in sein Haus.

Seit dieser Zeit sind zwei neue Sammlungen von Arbeiten des fleißigen Schriftstellers erschienen: „Vom Don zur Donau" (Neue Culturbilder aus Halbasien) und „Junge Liebe", ein Bändchen Novellen, daß der Verfasser seiner Gattin zueignete. Seine Gedichte und Uebersetzungen rumänischer, ruthenischer und russischer Volkslieder sind noch nicht gesammelt, auch der größte Theil seiner überaus zahlreichen Skizzen und Novellen harrt noch der Vereinigung in selbstständigen Werken. Zur Zeit arbeitet Franzos an einer Ausgabe der Werke von Georg Büchner und der Veröffentlichung des handschriftlichen Nachlasses dieses Dichters. Von andern Werken, an denen er mit gearbeitet, sind zu nennen: „Baker, die Türken in Europa" und „Groß, Kleine Münze"; zu erstgenanntem Buche schrieb Franzos historisch-ethnographische Erläuterungen, zu letzterem die Einleitung „Ueber das Feuilleton."

„Die Juden von Barnow" erschien zu Ende 1876 in erster, 1877 in zweiter Auflage. Das Buch ist jenem österreichischen Dichter gewidmet, der ebenfalls — allerdings in ganz anderer Weise und unter ganz andern Verhältnissen — Novellen aus dem kleinjüdischen Volksleben geschrieben hat: Leopold Kompert, dem Verfasser der „Geschichten einer Gasse." Nächst diesem hat eigentlich nur noch Einer auf dem gleichen Gebiete Vortreffliches geleistet: A. Bernstein, der Verfasser von „Mendel Gibbor." Seine Erzählungen unterscheiden sich von den Franzos'schen durch die Wahl des Stoffes sowohl, als auch durch die Art der Darstellung. Sie haben etwas, ich möchte fast sagen idyllenhaftes an sich; es sind ungemein anziehende Schilderungen, die unsere Sinne aber nicht in solchem Maße zu erregen im Stande sind, wie die Franzos'schen. Wenn es gestattet ist, den Vergleich aus dem Kreise einer andern Kunst zu entnehmen, so möchte ich sagen: Bernstein's Novellen gleichen den Oppenheim'schen Bildern aus dem jüdischen Familienleben, die von Franzos dagegen jenem im Vorwurf wie in der Ausführung gleich gewaltigen, unser ganzes Gemüth erfüllenden Bild von Bendemann: Jeremias auf den Trümmern Jerusalems. Und auch in anderer Beziehung dürfte dieser Vergleich treffend sein; als nur in Bezug auf die Ausführung: Bernstein zeichnet häusliches Glück. Seine Figuren leben in einem Kreise, an welchen sie sich gewöhnt haben in dem sie Gleichberechtigung genießen, und nur wie ein verklärender Schein umrahmt diese Menschen der Glaube an die Heiligthümer der Väter und an die eigene hohe Mission. Die Franzos'schen Gestalten dagegen leben in einer Umgebung, in welcher Haß und Verfolgung die Losung ist. Sie sehen sich auf Schritt und Tritt gedemüthigt und ihr Festhalten am Glauben hat etwas Verzweiflungsvolles, es ist ein krampfhaftes Anklammern an den letzten Halt. Klage über das verlorene Glück und Haß und Abscheu gegen ihre Feinde erfüllt sie; die Hoffnung auf eine ideale Zukunft ist ihnen schon vollständig geschwunden. Es ist die Sprache, die aus den grimmigen Gesichtern der Gefangenen auf dem Bendemann'schen Bilde zu uns dringt.

Diese glaubensstarren Menschen, die sich wohl beugen können, aber niemals unterliegen, zeichnet Franzos mit Vorliebe. Gleich die erste Novelle handelt von einem solchen Fanatiker, der sein eigenes Kind untergehen läßt, weil es sich vom Glauben losgesagt. Ihn kümmert das Geschwätz der Stadt

nicht, das da besagt, der Alte lasse sein Fl
er es weniger liebt, als sein Geld. Er h
„Der Shylock von Barnow."

Bei dieser ersten Erzählung ist gleich ei... ...
des Dichters zu bemerken. Ich meine die Art der Exposition. Er beginnt nicht sofort mit dem, was er zu erzählen hat, sondern führt uns auf Umwegen an dieses Ziel. Es ist das ein großer Fehler, wenn die Exposition breit und langathmig ist, wird aber zum Vorzug, wenn es so gehandhabt wird, wie hier. Die Exposition macht uns mit dem Boden vertraut, auf welchem die Geschichte sich abspielt, sie schildert uns Personen, die mit der Handlung eigentlich nichts zu thun haben, sondern dem Helden nur als Staffage dienen. Diese Nebenpersonen sind aber so interessant, auch sie
mit solcher Genauigkeit gezeichnet und sind um die Hauptperson so glück
gruppirt, daß sie, statt zu schaden, den Effect, den diese erzielt, nur erhöh

Die zweite Geschichte, „Das Kind der Sühne", bringt uns nicht Entwickelung eines großartig angelegten Charakters. Es ist eine Verhe lichung der Mutterliebe, also des Gefühls, das sich auch bei den uncivili testen und von der Cultur entferntesten Völkern stets rein und selbst offenbart hat. Hier zeigt es sich in elementarer Gewalt, denn es durchbr sogar den Glauben an ein unerbittliches Fatum, der von strengen Eifer geprebigt, dem jüdischen Volke des Ostens in Fleisch und Blut übergang ist und ihm wie eine Glaubenssatzung heilig ist.

Die folgende Novelle, „Nach dem höheren Gesetz", ist die Perle des Buches und überhaupt mit das Beste, was Franzos geschaffen hat. Den Stoff wählte der Dichter aus dem Gemüthsleben der orthodoxen Juden. Er kennzeichnet das Unnatürliche, daß diese Leute, denen mit Recht so warmes Mitgefühl, solche unermüdliche Hülfsbereitschaft nachgerühmt wird, gerade in dem wichtigsten Puncte, bei der Wahl der Lebensgefährten, durchaus keiner andern Stimme Gehör schenken, als der der Vernunft.

Chane Billes hat dem Sohne des reichen Silberstein ihre Hand gereicht. Die jungen Leute kannten einander kaum, der Vater des Bräutigams bestimmte seinem Sohne die Braut, dieser führte sie heim und wenn auch von Liebe keine Spur vorhanden ist, dergleichen ist eben nach Ansicht jener Leute Luxus, den sich der auf Vergrößerung seines Anwesens bedachte Kaufmann nicht erlauben darf, so achten sich die Gatten doch gegenseitig und finden darin Zufriedenheit und häusliches Glück. Das geht so lange, bis Frau Chane ein ihr vorher unbekanntes Gefühl für einen braven jungen Beamten empfindet, der täglich in ihrem Hause ein- und ausgeht. Auch Herr von Negrusz liebt die schöne Frau, gesteht es ihr aber nicht, weil er ja doch nicht hoffen darf, die verheirathete Frau, die noch dazu Jüdin ist, zu der Seinen zu machen. — Es folgt nun die Schilderung des Seelenkampfes, den diese beiden Menschen durchmachen, um ihrer Leidenschaft Herr zu werden. Das gelingt ihnen nicht, das Geständniß der gegenseitigen Liebe kommt über ihre Lippen und damit zugleich das Verlangen, das eheliche Band, das Chane an ihren Gatten fesselt, zu lösen, und dann einander anzugehören. Wie die Frau nun in ihrer Herzenspein dem Manne, den sie so hoch achtet und als dessen höchstes Kleinod sie sich geschätzt weiß, ihre Neigung gesteht, welchen Kampf der Mann ausficht, wie er sich entschließt, dem Glücke seines Weibes, das auch er jetzt, allerdings in seiner Weise, liebt, nicht hindernd im Wege zu stehen, das ist mit einer solchen psychologischen Schärfe, mit

solcher Kenntniß des menschlichen Herzens, mit solcher überraschenden Naturwahrheit geschildert, daß man sowohl dem Schilderungsvermögen als der Seelenkenntniß des Autors größte Bewunderung zollen muß. Auch hier ist die Exposition, die allmälige Entwicklung der Handlung und die Zeichnung der Nebenfiguren, deren jede für sich ein kleines Cabinetstück gelungenster Charakteristik ist, vorzüglich gelungen.

Während in den bisher besprochenen Schriften des Dichters das culturgeschichtliche Element nur den Hintergrund bildet, und das novellistische überwiegt, ist in denjenigen Arbeiten, welche unter dem Titel „Aus Halb-Asien" und „Vom Don zur Donau" vereint sind, das Umgekehrte der Fall. Ersteres Werk, erschien 1876 in erster, 1878 in zweiter Auflage, das letztgenannte wurde 1877 ausgegeben. In diesen Culturbildern zeigt sich Franzos in seiner ganzen Größe, hier können wir auch das Maß seines Talentes erkennen. Er schildert nicht nur die eigenthümlichen socialen und politischen Zustände jener Völker, denen er eingehendes Studium gewidmet hat, sondern er erweitert das Feld seiner Beschreibungen um alle jene einzelnen Gebiete, die, obgleich ein Theil der Culturgeschichte, doch nur selten dazu gerechnet werden, nämlich die Literaturgeschichte, die Volkspoesie, den Sprüchwörterschatz jener Nationen.

Vorurtheilslos hat er seine Beobachtungen angestellt, objectiv und wahrheitsgetreu hat er die Ergebnisse derselben niedergeschrieben. Haß gegen einzelne Nationalitäten ist ihm fremd; er bekämpft nicht die berechtigten Eigenthümlichkeiten derselben, sondern nur das unberechtigte, weil schädliche Festhalten an veralteten Institutionen. Wie er z. B. die Polen tadelt, weil sie durch maßlose Willkür die Entwickelung jeder freieren Regung in dem österreichischen Galizien hindern, so nimmt er sie in Schutz gegenüber den usurpatorischen Bedrückungen der Russen. Franzos wünscht nichts sehnlicher, als die weiteste Verbreitung des Deutschthums, aber nicht aus Patriotismus, sondern weil er im Deutschthum allein die Kräfte vereint findet, die jedem in der Cultur zurückgebliebenem Lande neues Leben verleihen können, nämlich nach oben die organisirte Verwaltung, nach unten die Lust an ehrlicher Arbeit. Für ihn ist jede Culturfrage vor allen Dingen eine Machtfrage, deshalb und nur deshalb will er dem Deutschthum die größte Macht im östlichen Europa eingeräumt wissen.

Den größten Reiz erhalten die Culturbilder durch die Art, wie sie dargestellt werden. Statt trockener Berichte, statt statistischer Aufzählungen haben wir Schilderungen voll Kraft und Leben. Jede einzelne Erzählung handelt nur vom moralischen und physischen Wirken einiger weniger Personen, diese sind aber mit solchem Reichthum an charakteristischen Einzelheiten ausgestattet, das wir daraus einen Schluß auf den ganzen Typus ziehen können, und indem wir scheinbar das Seelenleben nur eines Individuums kennen lernen, wird doch in Wirklichkeit dasjenige einer ganzen Nation blosgelegt.

In der farbenprächtigen Schilderung, in der treffenden Wiedergabe des Empfundenen oder Vernommenen, in der glücklichen Verschmelzung des Idealen mit dem Realen möchte ich Franzos mit Turgenjew vergleichen. Ersterer hat allerdings noch nicht Gelegenheit gehabt, sein Talent an solch großen Stoffen zu versuchen, während Letzterer nicht nur in Skizzen, sondern auch in großangelegten Romanen seine Befähigung zum Charakterisiren glänzend bewiesen hat; nach den bisherigen Proben darf man aber wohl annehmen, daß auch Franzos größere Aufgaben — wenigstens was die Charakterzeich-

lderung betrifft — zu lösen im Stande ist
ses so glücklich ist, wie der russische Dich
zung kommen, da die bisherigen Arbei
handensein auch dieser Gabe zu bestätige
zu vertiefen und poetisch zu gestalten weiß, das beweisen alle

t Puncte unterscheiden sich aber beide Dichter. Der Humor ist
chriften ein souveräner, während er in den Turgenjew'schen
tes, Gezwungenes hat. Franzos ironisirt und verspottet, bei
ngt es wie Hohn. Der Grund davon beruht in der Verschie-
erhältnisse, in denen Beide zu den Objecten ihrer Dichtung
s geißelt fremde Fehler, er tadelt fremde Schwächen. Wenn
em Lande geboren ist, das er schildert, so empfindet und denkt
on fremdländischer Familie stammend und in deutscher Weise
anders, als die eigentlichen Bewohner desselben. Turgenjew
e Mängel seines eigenen Stammes zu rügen, die Fehler der
ganz und vollständig angehört. Schmerzlich empfindet er, wie
olk auf der Stufenleiter der Cultur steht, und wenn er es
eines thatenlosen Dahinlebens, so empfindet er diese Strafe
einen Vater schmerzt, sein Kind einer Unart wegen züchtigen

noch einen dritten Schriftsteller, der, was Schilderungsver-
gt, mit Turgenjew und Franzos zugleich zu nennen ist, das ist
. Leider hat dieser hochbegabte Dichter sich daran gewöhnt,
lchen Gebieten zu entnehmen, und sie in solcher Weise zu be-
r nicht mehr zu den Culturschilderern gerechnet werden kann.
ungen der Natur, besonders der südrussischen und galizischen
en aber zu den besten, die je geschrieben wurden.
läßt Franzos seinem Humor eigentlich nur einmal die Zügel
st in der Geschichte „Wladislaw und Wladislawa". Er schil-
Industrieritter gewöhnlichster Sorte; das Ganze wird aber mit
erzählt, einzelne Personen werden so reizend persiflirt, daß
a Thema wirklich großes Interesse abgewinnt. Im Uebrigen
mit dem Ernste harmonisch vereint, wie in der Skizze „Schiller
oder er wird des Contrastes wegen benutzt, um das Tragische
urch den grellen Gegensatz noch mehr wirken zu lassen. Dies
all in den Erzählungen „Der lateinische Kanonier" und „Die

che Schilderungen der Natur enthalten die Aufsätze „Von
rnowitz", „Der Aufstand von Wolowce" u. s. w., solche aus
Volkes sind in „Rumänische Frauen", „Thodika", „Markttag
nd andern entfaltet. Meistentheils ist, wie gesagt, ein einzel-
und zwar auf novellistischem Hintergrund, geschildert, woraus
anze Gattung ein Schluß gezogen werden kann.
lturschilderer ist in gewissem Sinne auch Culturförderer,
Kunde von dem Culturzustand anderer Völker bereichert er
) somit die Cultur seines eigenen; und durch die Schilderung
Fehler macht er die eigene Nation aufmerksam, nicht in die-
len. Drittens giebt er den Völkern, deren Cultur er schildert,
einen Spiegel in die Hand, der ihnen ihr Bild zeigt, wie es

wirklich ist, nicht wie es sie sonst nationaler Stolz und nationaler Dünkel erblicken läßt. Franzos kann nun doppelten Anspruch darauf machen, ein Culturförderer genannt zu werden. Erstens in dem oben geschilderten Sinne, und ferner, weil nachweislich zwei seiner Skizzen bewirkt haben, daß sofort den in ihnen gerügten Schäden so viel wie möglich abgeholfen, und damit zugleich ein bedeutender Fortschritt in der Cultur des betreffenden Landes erzielt wurde.

In dem Werke „Aus Halb-Asien" geißelt Franzos unter dem Titel „Todte Seelen" die Verkommenheit der rumänischen Verwaltung, die es Betrügern aus aller Herren Länder ermöglichte, die hinter ihnen herlaufenden Steckbriefe dadurch zu nichte zu machen, daß sie sich, natürlich für Geld und gute Worte, von rumänischen Behörden einen Todtenschein über ihre eigene werthe Persönlichkeit ausstellen ließen und denselben in ihre Heimat sandten. Mit der amtlich beglaubigten Todesnachricht erlischt selbstredend auch der Steckbrief und jene Biedermänner erfreuten sich unter einem angenommenen Namen des besten Wohlseins, ohne daß ihnen irgend Jemand etwas anhaben konnte. Franzos' Aufsatz hatte die Folge, daß die rumänische Regierung ihre Organe streng anwies, unnachsichtlich gegen alle Beamten, welche zu solchem Unfug ihre Hand boten, vorzugehen, und daß auch die auswärtigen Mächte ihre Consuln in Bukarest aufforderten, nach Kräften der geschilderten Demoralisation zu steuern.

Auf seinen zweiten Erfolg kann Franzos noch stolzer sein. Es ist ein Triumph des freien Wortes, das unbeirrten Vorwärtsschreiten auf der Bahn des Rechts über die Verlogenheit und Sittenlosigkeit einer mächtigen Partei.

In der Skizze „Gouvernanten und Gespielen" berichtet er über Thatsachen, welche alles, was man über französische Immoralität und cynische Gewissenlosigkeit gehört hat, bei Weitem übertreffen. Die rumänischen und polnischen Edelleute verschrieben sich nämlich aus Deutschland, Belgien und der Schweiz junge Damen, angeblich um in ihrem Hause die Stelle einer Erzieherin und Gouvernante zu bekleiden. Ließ sich dann ein armes Opfer verlocken, auf solch ein Anerbieten einzugehen, und kam es dann auf dem Gute des altadeligen Herrn an, um sich sein Brod redlich zu verdienen, so merkte es auch bald, in welche Hände es gefallen war. Durch Versprechungen und Geschenke und, wenn das nicht half, durch List und Gewalt suchte der Gutsherr zu seinem schändlichen Ziele zu kommen. Flucht war den armen Verblendeten unmöglich, da sie eingesperrt wurden. So blieb ihnen nur die Wahl, sich entweder den Wünschen des Lüstlings anzubequemen, oder die Erhaltung ihrer Ehre mit ihrem Leben zu erkaufen. Namenloses Elend haben diese Vorgänge erzeugt; die Zahl der Opfer kann freilich nie festgestellt werden, jedenfalls aber ist sie eine ungeheure. Von diesem Treiben hat Franzos durch seine Enthüllungen den Schleier gerissen und die Augen der ganzen Welt auf den Schandfleck in den Donauländern gelenkt. Natürlich suchte man sofort dem verbrecherischen Treiben Einhalt zu thun. Die Schweiz ging mit gutem Beispiele voran und hat unter Anderm die Verordnung erlassen, daß keine Landesangehörige in den Donauländern eine Stellung annehmen darf, bevor nicht durch die schweizerischen Consularagenten festgestellt ist, daß das Haus, in welches die Dame eintreten will, einen durchaus guten Ruf genießt.

Das Bändchen „Junge Liebe" (erschienen 1878, erste bis dritte Auflage) enthält zwei Novellen, welche frei von allen culturschildernden Zu-

thaten, Episoden aus dem gesellschaftlichen Leben der großen Welt schildern. War der Dichter zaghaft, unter so ganz neuen Bedingungen vor den Leser zu treten; fühlte er sich nicht heimisch auf dem Boden, auf dem ihm jede Fühlung mit seinem eigentlichen Elemente abgeht? kurz, diese beiden Geschichten stehen hinter den in seinen früheren Werken veröffentlichten zurück. Ihr Inhalt ist nicht bedeutend genug, um eine solche Ausdehnung, wie sie Franzos gegeben, zu ertragen. Die Vertiefung des Stoffes läßt sich, besonders in der Novelle „Die Vettern von Brandenegg", nicht verkennen, aber sie kommt nicht zur vollen Geltung. Die Wirkung wird abgeschwächt durch die vielen Zuthaten, die nicht genügend interessiren, um die Breite in den Novellen zu entschuldigen. Auch wären hier die Ausbrüche des eigenen Gefühls über die Schicksale seines Helden besser von Franzos zu unterdrücken gewesen. Was der Leser, besonders der Leser einer Novelle, empfindet, denkt er sich selbst und hat es nicht gern, wenn ihm seine Gefühle gewissermaßen vorgeschrieben werden, daß der Verfasser in seinen Culturbildern seinen persönlichen Gesinnungen Ausdruck verleiht, ist natürlicher, da in denselben reale Zustände geschildert werden. Hierbei ist es dem Erzähler ebenso wie dem Zuhörer gestattet, den Empfindungen seines mitfühlenden Gemüthes Ausdruck zu verleihen. In den Novellen aber, in denen doch nur erdichtete Zustände erzählt werden, haben derlei Aeußerungen etwas Anempfundenes. Es ist, als ob der Bildhauer, der doch am besten weiß, daß seine Statue nur aus Stein geformt ist, derselben eine Liebeserklärung machen und vom Zuhörer verlangen wollte, daß er an die Echtheit dieser Empfindung glaubt.

Auf den vorliegenden Blättern sind nur diejenigen Schriften von Franzos kritisch beleuchtet worden, welche bisher gesammelt vorliegen. Sie gestatten aber dennoch einen Einblick in die geistige Werkstatt des Dichters, da seine andern überaus zahlreichen in allen deutschen Zeitschriften zerstreuten Arbeiten demselben Genre, dem der culturgeschichtlichen Novelle oder der reinen Culturschilderung, angehören. Die Ausgabe von Georg Büchner's Werken nebst handschriftlichem Nachlaß, an welcher Franzos jetzt arbeitet, scheint nach den Proben, welche mehrere Blätter gebracht haben, das Resultat sorgfältigster Forschungen zu sein, wie auch die Biographie Büchner's eine musterhafte von großem Fleiß und tiefem Verständniß zeugende Arbeit zu werden verspricht.

Auf dem dramatischen Gebiet hat sich Franzos bis jetzt noch nicht selbstständig versucht. Daß er auch zu diesem Zweige der Dichtkunst sich hingezogen fühlt, erhellt daraus, daß er Gogols „Revisor" für das deutsche Theater bearbeitet hat. Das Stück wird in dieser Einrichtung demnächst am Wiener Stadttheater unter Laube's Leitung in Scene gehen.

So bietet die Darstellung von Franzos' schriftstellerischer Thätigkeit ein Bild regsten Fleißes und vollkommenster Hingabe zum erwählten Berufe. Spät erkannte der Dichter seine Fähigkeiten, entfaltete sie aber auch in fast unglaublich kurzer Zeit. Seiner Thätigkeit wurde fast uneingeschränktes Lob, seinen Bestrebungen allgemeinste Anerkennung gespendet. Noch hat Franzos ein großes Ziel vor sich; hoffentlich erreicht er es und erfüllt damit die Mission, zu der er auserlesen zu sein scheint, die Ausbreitung deutscher Bildung, deutscher Cultur und deutschen Fleißes und die Erweckung der Völkerschaften in den Donauländern zum Sonnenlicht vollständiger Civilisation.

Im goldenen Engel.

Novelle von **Franz Hirsch.**

Ein frischer, sonnenheller Octobertag, dem der herbstliche Wind die Blätter erbarmungslos wegfegte und mit Schadenfreude das Grün des Sommers in das neidische herbstliche Gelb färbte, lag mit seinem dunkelblauen metallenen Himmel kalt über der kleinen Stadt, zu deren nicht weit entferntem Bahnhof ein junger Mann in elegantem Einspänner dahinfuhr. Die Octobersonne glänzte nicht minder hell auf seinem von Gesundheit gerötheten Antlitz als das sichtliche Gefühl großen Wohlbehagens. Wie er so dahin sauste mit seinem weitausgreifenden Rappen, der über das Pflaster des Städtchens hinwegtanzte, wie er dreinschaute in den klaren Nachmittag, mit seinen großen, blauen Augen, die frei und zuversichtlich in die Welt blitzten, mochte er wohl ein behagliches Bild geben. Der große merkwürdig blonde Vollbart stand seinem etwas gebräunten Teint gar nicht übel und wer ihn nun sah, der übrigens wohl kein Vierteljahrhundert so keck in die Welt geblickt hatte, wie er gewandt dem Diener die Zügel abgab, sich aus dem Gefährt schwang und die Stufen zum Bahnhof hinaufeilte, der mußte von der schlanken und doch kräftigen Gestalt sagen, daß sie in der That einem stattlichen Mann eigne. Der Zug nach G. war schon eingeläutet, die Schaffner riefen zum Einsteigen und schlugen die Waggonthüren zu, als der junge Mann noch gerade zur rechten Zeit anlangte und sich in eine Ecke eines nicht stark besetzten Coupés warf. Gleich darauf pfiff das Dampfroß und keuchte schnaubend in die langweilige Oede der mitteldeutschen Landschaft hinaus.

Der junge Blondin schien die Gegend mit ihren ewigen Kartoffelfeldern auch nicht gerade erbaulich zu finden. Er öffnete das Fenster und paffte in starken Zügen eine wohlriechende Havannah in die Luft, da er im Coupé zwei Damen bemerkt hatte und er zu zartfühlend war, — nicht alle jungen Blondins sind so zartfühlend — um dem Coupé die zweifelhafte Ehre des Cigarrenduftes zu gönnen. Schließlich wurde ihm auch das langweilig und er begann seine Reisegesellschaft zu mustern. Zum Glück war die unvermeidliche Species des Handlungsreisenden nicht vertreten und nur ein älterer Herr, der in einem abgegriffenen Reisehandbuche las, und die genannten beiden Damen befanden sich im Coupé. Von der einen dieser Damen konnte man das Beste sagen, was man guten Frauen nachrühmen kann: nämlich gar nichts, wenn man nicht einen breiten Mund, eine noch breitere Nase und eine sehr breite, fettglänzende Stirn zu den Merkwürdigkeiten zählen will. Wäre diese mittelalterliche Dame aber noch so schön gewesen, sie hätte unserm Freunde doch Abscheu erregt, denn sie trug einen blauen Hut mit grünen Bändern und einen dunkelrothen Mantel.

Und doch machte sich der Blonde Vorwürfe, nicht früher seine Coupégesellschaft einer Ocularinspection unterworfen zu haben. Denn die Dame, die ihm vis-à-vis saß, fesselte sein ganzes Interesse. Es war eine Dame in

ie die in „Minna von Barnhelm“ und wohl ein
· Blonde. Gewiß iſt es eine der merkwürdigſten
ſchwarze Tracht hübſchen Frauen vortrefflich ſteht
von ſchwarzer Wäſche jede Frau politiſch handelt,
Trauer anlegt. Der Geſchmack des nicht miſogyni-
ch ſehr. Im Frühling liebte er Blondinen mit roſi-
r Brünetten mit braunem Teint, im Herbſt Blon-
int und im Winter Brünetten mit hellem Teint.
ur, daß er mit einem Male dunkle Augen mit kühn
t, dunkelbraunes Haar, das in üppiger Fülle aus
hervorquoll und das die weiße Stirn wie mit dunk-
mrahmte, allerliebſt fand? Und neugierig war unſer
hätte er ſonſt — natürlich nur um zu ſehen, ob die
is auf das Schwarz der Stiefeletten erſtreckte —
auf den Boden des Coupés geheftet, wo ein Paar
ht gehörten, gar anmuthig aus dem Gewande her-

n das Terrain recognoscirt war, den Angriffsplan
ernde Schöne blickte den fröhlichen Blonden, deſſen
e Kriegserklärung gegen jede Trauer war, gar nicht
n Fenſter hinaus, oder ſie lehnte nachläſſig in einer
loß halb die langbewimperten Augen. Wenn ſie ſo
zu ſchlafen verſuchte, legte ſie ein in Maroquin ge-
Und darauf gründete der blonde Vollbart ſeinen Plan.
oß wieder die Lider, als der Zug ſich nach einem
ver in Bewegung ſetzte. Nicht die Spur einer frauen-
ſeihlichen Koketterie zeigte die decente noble Haltung
t. Kein heimlicher Seitenblick ſtreifte das blonde
eil ſchien eine vornehme Gleichgültigkeit die ſchönen
mor zu verſteinern. Das Buch lag ihr zur Seite
des Fahrens ſchwankte es auf dem Sitze hin und
achtete erwartungsvoll ſein Herabfallen. Es ſank
s mußte herabfallen, ehe die Trauernde wirklich ein-
die Gelegenheit zur Unterhaltung unwiederbringlich
lich folgte er den Schwankungen des rothen Maro-
Buch herunter. Er hob es auf und überreichte es
nem vis-à-vis.

mein Herr“, war die Antwort einer klangvollen
wohlklingenden Reinheit auch nicht die Spur eines

rzweifelt. Wie oft hatte er in Poſt- und Eiſenbahn-
enn ein ſtark hervortretender Dialect einer Schönen
Gelegenheit zur Verwerthung ſeiner Sprachgewandt-
dlichen Schwäbin, die er im Idiom des Käthchens
hatte er einmal ein prächtiges Abenteuer erlebt, und
als einen Kuß davongetragen zu haben. Natürlich
ie ſchwäbiſchen Küſſe, ſagte der Blonde, ſchmecken
tſchen, trotzdem nach Adelung und anderen Sprach-
Mund doch ganz apart gebaut ſein ſoll. Hier aber
chwarz glitten alle ſeine Intriguen wirkungslos ab.

Er faßte sich nun ein Herz und redete sie an, indem er anfragte, ob er das Fenster schließen solle.

Es störe sie durchaus nicht, war die von einem fast spöttischen Lächeln begleitete Antwort.

Alle Mittel waren erschöpft. Auch ein ehrenvoller Rückzug beweist einen guten Feldherrn, sagte unser Freund, lehnte sich nunmehr in seine Ecke und lenkte gewaltsam seine kecken Augen von dem Gegenstande seines Interesses ab. Er überdachte sein bisheriges Leben und kam zu einem sehr erbaulichen Resultat. Als einziger Sohn eines reichen Fabrikherrn hatte er Gelegenheit, das Leben von seiner besten Seite zu betrachten. Nun war sein Vater vor etwas mehr als einem Jahre gestorben und hatte ihn zum Erben und Inhaber einer weitrenommirten Maschinenfabrik gemacht, dem nichts fehlte als — eine Frau, wie seine liebe Mama sagte. Er war ein wackerer Junge, das mußte man ihm nachsagen; und wenn er so den Tag über in der Fabrik, die er sehr liebte und von deren Betrieb er ungemein viel verstand, thätig gewesen war mit Disponiren, Calculiren, Correspondiren und Arrangiren und mit gerötheten Wangen zur Frau Mama ins comfortable Zimmer trat, wo schwere Teppiche den harten Tritt dämpften und die Astrallampe eine wohlthuende Helle ausstrahlte, da fühlte er selbst, was ihm fehlte, denn er hatte ein treffliches Herz, einen kleinen Ableger vom Herzen seiner Mutter, und häusliche Behaglichkeit ging ihm noch über Cliquot, Austern und gute Rennpferde. „Prosper", sagte die Mutter dann zu ihm — denn Prosper, ein Name, über den der Sohn sich fortwährend ärgerte, hatte der Vater in dankbarem Andenken an sein seit der Geburt des einzigen Kindes großartig aufblühendes Geschäft ihn genannt — „Prosper, nun sei mein guter Junge und bringe mir nächstens eine hübsche Schwiegertochter nach Haus, aber eine solche, die keinen Chignon und nicht ellenhohe Absätze trägt." Denn die Mama war eine Frau vom alten Schlage.

Und nun saß Prosper Heindorf — das war sein voller Name — im Eisenbahncoupé und verzweifelte schier an seinem Talent, interessante Bekanntschaften zu machen. Sein großes Taschenbuch nahm er hervor und blätterte darin. Ein paar Photographien fielen heraus. Er beugte sich hinunter, um sie wieder aufzuheben, als er plötzlich das vorgebeugte, erschrockene Antlitz der Dame in Trauer gewahrte. Sie starrte aus weit geöffneten Augen eine Photographie an, die ihm vorhin entfallen war und nun sichtbar in seiner Hand lag.

„Sie sind erschreckt, mein Fräulein, oder gar unwohl", redete er die sichtlich bestürzte Dame an. „Befehlen Sie etwas alten Wein oder —"

Die Angeredete machte eine stumme abwehrende Bewegung. Also auch sein alter Sherry, das Universalmittel in seiner Reiseflasche, wollte nicht verfangen.

Und doch sprach sie:

„Dieses Bild, mein Herr, ist mir bekannt, und ich wunderte mich nur, es in Ihrem Besitz zu wissen."

Diese Worte kamen gepreßt heraus und ein wehmüthiger Ton zitterte in ihrer silberhellen Stimme.

„Sie meinen, mein Fräulein, das Bild dieses Officiers, nicht wahr? Es ist das Porträt meines Schulfreundes, des Premierlieutenants von Holthoven, der in den letzten Kämpfen vor Metz gefallen ist. Sie scheinen, verzeihen Sie die Frage, den Geschiedenen genauer gekannt zu haben?"

Die schöne Reisegefährtin sah den Frager mit einem langen, ernsten Blick an.

„Ich bin seine Witwe", sagte sie leise.

So heiter und lebensfroh auch Prospers Naturell war, so ehrte er doch den Schmerz. Er schwieg und sah die schöne Frau, die er bisher mit Fräulein angeredet, mitleidig an. Sie ward nur noch verschönt durch die Trauer in ihren Zügen. Aber das Siegel war der jungen Witwe von den Lippen gelöst. Sie erzählte dem Schulfreund des Gefallenen in kurzen Zügen die Geschichte ihrer kurzen Ehe und seines Todes. Am Allerseelentage 1869 hatte sie den um zehn Jahre ältern Mann geheirathet, der sie im Bade kennen gelernt und sich um sie beworben hatte, sie selbst eine Waise, die allein auf einem thüringischen Rittergut mit einem alten Verwalter, einer alten Katze, und ein paar angestammten Mägden hauste. Die Ehe, die nach ihren Schilderungen mehr eine Achtungsehe von ihrer Seite gewesen war, verfloß ihnen zu zwei Dritteln ungetrübt und friedlich, als der Ausbruch des französischen Krieges die Gatten trennte, die Frau in der kleinen märkischen Garnison zurückblieb und der Mann bei dem großen Ausfall von Mercy le Haut eine wälsche Kugel in die Schulter erhielt, die ihn nach zwei schmerzlichen Krankentagen tödtete. Nun war sie von den lothringenschen Schlachtfeldern, wo sie ihres Gatten Grab besucht, zurückgekehrt, auf der Rückreise in die Heimat begriffen, wenn sie die Stätte, wie sie mit wehmüthigem Spott bemerkte, eine Heimat nennen konnte, wo sie nun doppelt verwaist die bekannten Räume nicht an der treuen, sorglichen Hand des Gatten betreten sollte.

Prosper hörte aufmerksam und theilnehmend zu. Das Eis war ja nun gebrochen und eine Unterhaltung im Gange, aber das Unglück der jungen Schönen, die ihm nun plötzlich in ein duldendes Madonnenlicht gerückt wurde, erstickte in ihm alle vorigen Annäherungsgedanken. Sie dauerte ihn von ganzem Herzen. Freilich, wenn er sich des gutmüthigen, aber unbegabten Schulkameraden erinnerte, der das edle Geschlecht der Holthoven mehr durch breite Schultern und straffe Muskeln, als durch beträchtliche Hirncapacität repräsentirte, so konnte er sich kaum einreden, daß die trauernde Frau wirkliche Liebe für den Gatten empfunden haben sollte. Und auf diesem Punct begann sich wie auf einem Feuerherd Amors die Neigung Prospers für die Witwe des Gefallenen wieder zu entzünden. So begehrenswerth ihm auch ihre Schönheit bisher erschienen war, noch begehrenswerther erschien ihm ihre Anmuth, der feingebildete Geist, der sich in ihrer Erzählung kundgab, und das Zartgefühl, mit dem sie die subtileren Fragen ihrer Ehe berührte, ohne sie zu lösen. Sie war nicht allein eine schöne, sie war auch eine interessante Frau, und die kleine, weiße Hand, die sich zufällig den Handschuh abgestreift hatte, erschien ihm so erkämpfenswerth, wie ein großes, heißersehntes Glück.

Das Leben überwindet den Tod und es liegt keine Frivolität in dem Spruch: „Le roi est mort, vive le roi", sondern vielmehr die Tendenz, daß junges, blühendes Leben der Erinnerung an Todes, Vergangenes nicht für immer fröhnen soll, sondern wieder sich an das rasch pulsirende Leben anschließen. So dachte der junge Heindorf. Er erinnerte sich, auf seinen Reisen in Königsberg einmal einem Leichenzuge begegnet zu sein, der mit einem Trauerchoral auf den Kirchhof zog. Nach der Bestattung jedoch kamen die Musiker mit einem fröhlichen Marsch zurück — so ist es dort Sitte — gleich als wollten sie damit andeuten, daß sie nun wieder die edle Musica aus dem

Dienst des Todes in den ersprießlichern des heitern Lebens stellten. So dachte Prosper und ein heiterer Sonnenblick glitt wieder über seine bewölkte Stirn.

Dann sprachen sie ernst von der Vergangenheit und Prosper erzählte der Witwe des Freundes viel von der harmlosen Schulzeit, wo sie Beide unreife Köpfe gewesen und ihnen doch der ganze Himmel voll Geigen gehangen hatte. Die schöne Frau hörte den lebhaften Schilderungen Prospers aufmerksam zu, den Kopf leicht zurückgelehnt und den Mund, aus dem die weißen Zähne glänzten, ein wenig geöffnet, so daß fast der Zug von Trauer verschwunden schien, der ihre Mundwinkel umzuckt hatte. Ja, wenn Heindorf im Eifer der seligen Schulzeiterinnerungen von sich selbst lustige Geschichten erzählte, wie um die Trauernde zu erheitern, dann glitt wohl ein leises, schalkhaftes Lächeln über ihre Züge und die blassen Wangen färbten sich mit flüchtiger Röthe.

So fuhren sie dahin in den kühlen Herbstabend. Draußen dunkelte es bereits, auf der nächsten Station wurden die Laternen angezündet und weiter brauste der Zug in das Dunkel hinaus. Prosper plauderte noch weiter, denn es reizte ihn, vor der schönen Frau die guten Eigenschaften eines amüsanten Gesellschafters zu zeigen. Die mittelalterliche Dame und der Herr mit dem Reisehandbuch waren auf der letzten Station ausgestiegen und Prosper befand sich mit Frau von Holthoven allein im Coupé. Wie schön, dachte er träumerisch, würde es sein, wenn ich so mit einem jungen, geliebten Weibe in die Nacht hinausfahren könnte, der Heimat und dem Glück entgegen! Und wie würde die Mama die Augen aufreißen und sich freuen, daß der verzogene Sohn der Garçonwirthschaft entsagt hätte und sich von einem schmalen, goldenen Reif hätte in Fesseln schlagen lassen!

Ein schmaler goldener Reif! Der hätte gerade so aussehen müssen, wie der, den die junge Witwe soeben vom Finger zog, gleich als drückte sie der Trauring, um mit dem Handschuh einen kleinen Staubfleck zu reiben, den sie sich an der Hand beim Oeffnen des Coupéfensters gemacht hatte, gerade an der Stelle, wo der Ring saß. Der junge Heindorf scherzte gerade über seinen seltsamen Vornamen.

„Wie finden Sie den Namen Prosper, gnädige Frau? Ist es nicht der Vorname eines alten Kräutersammlers, oder irgend einer verschollenen Celebrität aus der Rumpelkammer der Geschichte, nicht aber der eines ehrlichen Christenmenschen? Gerade weil ich Prosper heiße, möchte ich beinahe glauben, daß ich niemals prosperiren werde; denken Sie nur, Prosper! Prosper! bitte, wiederholen Sie einmal das garstige Wort, damit Sie sehen, wie unförmlich es selbst Ihrem graziösen Gehege der Zähne entschlüpft."

Sie lächelte wieder. „Prosper", sagte sie mit einem lieblichen, schalkischen Aufschlag der Augen und in der nächsten Minute lag sie in seinen Armen.

Ein fürchterlicher Stoß, der die Frau vom Sitze geschleudert und sie Heindorf in die Arme geworfen hatte, erschütterte den Wagen. Verwirrtes Getöse schreiender Stimmen drang an das Ohr der Beiden, nachdem sie sich vom ersten Schreck erholt, die Thür geöffnet hatten und sahen, daß der Zug mitten auf den Schienen entzwei geborsten war; daß sich der Wagen, in dem sie saßen, losgekoppelt hatte von der Verbindungskette, und nach einem jähen Nachgleiten auf dem abschüssigen Terrain plötzlich mit einem gewaltigen Ruck stillgestanden war, während der übrige Zug, ohne Ahnung dessen, daß ihm ein Wagen fehlte, davongebraust und längst außer Sicht war. Nun standen

zig Passagiere im freien Wald in unbekannter Gegend und
zerten vereinsamte Lichter. Das Einfachste schien Prosper,
n Sinn die Lage sofort übersah, das zu sein, den Wagen
ıd sich auf die Lichter, die doch die Nähe menschlicher Wesen,
Dorf verriethen, hin zu dirigiren. Solch ein Abenteuer
m Sinne des jungen Mannes. Schnell entschlossen hing er
hrtin in seinen Arm, umhüllte sie mit schützendem Plaid
utsam wie ein hülfloses Kind über Stock und Stein, Rain
: Richtung der Lichter zu, während die übrige Gesellschaft
Wenn ein Graben das sumpfige Terrain durchschnitt, nahm
ı die Reisegefährtin in die Arme und trug sie hinüber, wäh-
ichem Muth, indeß sie am ganzen Körper zitterte, ihm ver-
ite blieb.

.e bald auf einen Landweg und näherten sich den Lichtern
den Kirchthurm eines Dorfes aus der Dunkelheit ragen sahen.
r", sagte Prosper, erinnern mich an den Allerseelentag und
ı Landbewohnern meiner Heimat, die Feuer rings im Kreise
auben, die Seelen der Verstorbenen tanzten um dieselben
ıer hat seinen Namen, und wessen Feuer zuerst erlischt, der
elben Jahre sterben. Wessen Feuer aber am längsten brennt
)chzeit."

, wiederholte die zarte Bürde an Prospers Arm, wie mecha-
)er Tag, an dem wir uns vermälten, und in ein paar Tagen
nerung an jenen Tag. Es ist sehr dunkel geworden, mein
el."

funkeln heller und näher", erwiederte Prosper zuversicht-
als sollte eines von ihnen länger brennen, als die anderen.
Sie geleiten, und hier sind wir schon im Dorfe. Die Hunde
wittern seltene Gäste. Aber ein Lager und einen Nacht-
se ich sicher aufzutreiben. Aber, was haben Sie, Theuerste,
Was haben Sie verloren?"

meinen Trauring", sagte die Witwe ängstlich. Wahrschein-
Coupé während des erschütternden Stoßes entfallen."

es Gesicht in der Dunkelheit hätte beobachten können, der
en, wie eine triumphirende Röthe die Wangen des jungen

die Beiden rüstig vorwärts, die dunkle Dorfgasse entlang,
us den Häusern hervordringende Lichter schwach erleuchteten.
behäbige Vollmond auf das wandelnde Paar der schiff-
:re, das dem Troß der Leidensgefährten vorangeeilt war,
scherzend bemerkte, wenigstens eine Hundehütte in diesem
st, das nach seiner Meinung entweder auf „rode", „bau-
" endigen müsse, zu ermitteln, in der Frau von Holthoven
betten könnte. Oder war sie etwa gar nicht müde? Fast
rosper, der besorgt auf seine Begleiterin blickte, beim vollen
es das lächelnde Gesicht mit den großen klugen Augen auf
:erweil er heiter scherzend ihr den Weg zu verkürzen suchte.
sie vor das Thor des Dorfwirthshauses, das durch ein
Schild, welches, soweit die Dunkelheit es gestattete, einen
l mit gelben Flügeln erkennen ließ, bezeichnet wurde. Und

so war es denn auch. Im Gasthofe „Zum goldenen Engel" machte man große Augen, als der verschlafene Tölpel von Hausknecht das seltsame Paar, verschmitzt lächelnd, zu einem Zimmer hinaufführte, das einzige „was für die Herrschaften wäre" und zwei Treppen hoch im Hofe hinter einer Hühnerstiege lag. Prosper führte seine Dame, die etwas mißtrauisch gegen den Comfort des Dorfhotels schien, achselzuckend in das niedrige Gemach mit der einst weißen Holzdiele, dem großen Tisch mit einer verschossenen saffrangelben Decke und dem morschen geflickten Sopha, das einst auf vier Beinen geruht hatte, nun aber in Folge Gott weiß welcher Campagne ein Bein eingebüßt hatte. Einladend sah dieses Nachtquartier nicht aus, aber hier mußte gute Miene zum bösen Spiel gemacht werden, wie nach Prospers Bemerkung die Katze zur Maus sagte, als sie sie verspeiste, nachdem sie mit ihr Versteckens gespielt.

Prosper war im Begriff, seiner Schutzbefohlenen „Gute Nacht" zu sagen und fragte den Hausknecht und Kellner in einer Person nach einem Nachtlager für sich selbst.

Der Mensch sah den Frager verdutzt an.

„Hi hi, mein Herr, das geht nicht an. Sehen Sie, es wäre wohl noch ein Zimmerchen mit sehr schöner Aussicht, aber —"

„Nun was aber? — "

„Da liegt eine Schwerkranke, des Wirths Tochter, die vorgestern den Wirth zum Großpapa gemacht hat und heute Nacht die Blattern bekommen hat, wie der Doctor aus Blecherode sagt, denn hier in Niederhausen haben wir keinen. Nun, der Herr wird doch nichts dagegen haben, mit der schönen Dame —"

„Schweig er!" herrschte der junge Fabrikant, „bring er ein wenig kalte Küche und eine Flasche guten Wein; heiz' er den Ofen, und dann troll' er sich und sage seinem Wirth, der „goldene Engel" solle sich schämen, so unchristlich und ungastlich an armen Pilgern zu handeln."

Der dienende Geist machte ein noch dümmeres Gesicht als vorher, kicherte und versicherte, daß die Küche geschlossen sei, die Wirthschaft auf nichts eingerichtet und außer einer Flasche Rheinwein, die immer für den Herrn Ortsrichter aufbewahrt würde, nichts Trinkbares aufzutreiben wäre, wenn der Herr nicht ein Gläschen „echten Nordhäuser" beliebe. Auch sei der Schlüssel zum Holzkeller nicht zu finden und der —"

Prosper war ein geduldiger Mann. Ein paar frische Eier vermochte der „goldene Engel" doch noch aufzutreiben und so hieß er denn den Ganymed, nachdem er jene Erzeugnisse eines nachdenklichen Brütens nebst einer bestaubten Flasche herbeigebracht, sich entfernen.

„Das ist eine schöne Situation", lachte der junge Mann. „Sie, meine Gnädige, hier unter den Flügeln des „goldenen Engel", der vermuthlich allen irdischen Genüssen abhold ist, ich ein Ritter von der traurigen Gestalt, der nichts vermag, als sie durch ein wenig eingefrorenen Humor aufzuheitern und, wenn Sie Appetit darauf haben sollten, ein wenig durch irgend eine Eierspeise zu erfrischen. Sehen Sie, Verehrteste, hier sind die Erzeugnisse der emsig brütenden Gluckhenne. Was belieben Sie nun zu genießen, Rühr- oder Spiegeleier?"

„Ohne Feuer, mein Herr", lachte die Dame, „dürfte es Ihnen wohl schwer werden, Ihre Kochkunst an rohen Eiern zu beweisen."

„Sie irren, gnädigste Frau, nichts leichter als das. Einen Spiritusapparat

auf Reisen immer mit mir und hier in meiner Reisetasche, die ich
aus dem Schiffbruch gerettet, befindet sich dieser höchst praktische
er. Bevor ich jedoch an die Erwärmung des Spiritus gehe, scheint
othwendig, Ihren leiblichen Menschen, der in dieser barbarischen
den weißen Teint blau friert und so die schönste bayrische Landes-
ducirt, zu erwärmen. Meine Reisedecke, die aus dem Felle irgend
uanischen Schafes gefertigt ist, wird Ihnen vortreffliche Dienste
gen Sie sich gefälligst auf dieses wurmstichige Kanapee und bedecken
mit der Decke. Als Kopfkissen habe ich die Ehre, Ihnen meinen
ilzhut, mein Necessaire und zwei Taschentücher zu offeriren, die zum
n Klumpen geballt Ihnen doch noch ganz gute Dienste thun können.
e Ihnen sogar eine Cigarre zur Erwärmung anbieten, wenn ich
: hätte und meine Tasche nicht bei der Reise nach dem „goldenen
er besser der „verschlafene" heißen sollte, eingebüßt hätte. Wenn
gegessen und einen Schluck von des Ortsrichters Lieblingswein ge-
en, wie es edlen Burgfrauen geziemt, will ich mich leise mit Elfen-
ntfernen, so weit dies meine knarrenden Stiefel zulassen. Und der
er Anmuth, der Sie bisher so gnädig bedacht, beschütze Sie, Ma-
ch diese Nacht in der Räuberhöhle!"

sah ihn ernst und theilnahmvoll an. Dann reichte sie ihm die Hand.
: sind ein echter Gentleman", sagte sie mit dem schwermüthig reiz-
fschlag ihrer Augen zu ihm emporblickend. „Ich empfinde das Pein-
r Situation noch mehr, als Sie. Aber Noth kennt kein Gebot. Und
nicht dulde, daß Sie wie ein irrender Ritter nach einem Nachtlager
fen werden, so bitte ich Sie, mit mir das Zimmer zu theilen. Hier
Prüderie auf, wenn ich überhaupt jemals Anlage zu einer solchen
be. Und ich muß Ihnen gestehen, da ich einmal zu Bekenntnissen
bin, daß ich sehr hungrig bin. Was werden Sie servíren, hoch-
Herr Oberküchenmeister?"

war der Blonde in seinem Element. Er küßte die dargebotene
rünstig; dann hüllte er die nicht Widerstrebende in die wärmende
nte ihren ausdrucksvollen Kopf, von dem sich eine rebellische Haar-
zelöst hatte, auf ein improvisirtes Kissen, so daß die Gefährtin be-
warm ruhte, und schickte sich an, mit seiner Spirituslampe, die er
ündete, ein Rührei zu kochen, das, wie er sagte, selbst für die Tafel
in von Golkonda zu lecker sein würde. Um die Ruhende, die ihm
zuschaute, noch wärmer einzuhüllen, zog er — natürlich mit obrig-
rlaubniß — seinen Rock aus und breitete ihn der Dame über die
o stand er da in Hemdsärmeln, eine schlanke, geschmeidige Gestalt,
tsam ausnahm, wie sie um die Bereitung des frugalen Mahles sich
ühte.

werden sich erkälten, Herr Prosper!" sagte sie besorgt.

meine Gnädige, wenn Sie mich bei meinem häßlichen Vornamen
wirklich klangvoll in Ihrem Munde wird, niemals. Uebrigens kann
Kochpflicht in Hemdsärmeln viel besser ausüben. Etwas Butter hat
che Ganymed auch mitgebracht — sie ist alt wie die griechischen
— und die Klinge meines Taschenmessers soll mir als Quirl vor-
Dienste leisten."

junge Witwe mußte laut auflachen, als sie den Reisegefährten mit
Wangen emsig quirlend über die Genesis des Rührei's gebeugt sah.

„Lachen Sie nicht, verehrte Freundin! Es ist das eine sehr, sehr ernsthafte Geschichte. Denn wenn mein gerührtes Ei nicht geräth, dann sitzen wir da und können statt dieses Göttermahls unsere Talglichte verzehren, wie die Eskimos, die übrigens von Eisenbahnunfällen bis jetzt noch verschont geblieben sind und deshalb noch immer nicht unter die Culturvölker zählen."

„Ich will Ihnen wenigstens helfen bei Ihrer Arbeit."

„Das dulde ich nicht. Bleiben Sie als stiller Compagnon auf Ihrem Sopha. Die Ehre muß mein sein und nur allein mein."

Endlich war das Rührei fertig und sehr gelungen, wie Frau von Holthoven bemerkte.

„Der Wein ist auch nicht schlecht", meinte Prosper. Aber o weh, wir haben nur ein Glas."

„Dann müssen wir eben aus einem Glase trinken. Sie, Herr Prosper, werden dabei aber schlecht wegkommen, denn ich bin auch durstig und die bessere Hälfte beansprucht auch hier die größere Hälfte."

„Köstlich!" jubelte Prosper. „Dann werde ich Ihre Gedanken errathen. Und ich weiß sie schon jetzt", sagte er, indem er einen herzhaften Schluck aus dem communistischen Glase nahm und geflissentlich an der Stelle trank, die ihre Lippen soeben berührt hatten.

„Bitte, rücken Sie mit Ihrer Weisheit nur muthig heraus."

„Sie haben sich nasse Füße geholt von der Expedition über die feuchten Wiesen und Sümpfe. Ich sehe so etwas wie Frostschauer Sie erzittern machen. Erzürnen Sie nicht Ihren Ritter und ziehen Sie Ihre Stiefeletten aus, die zwar für das Asphalttrottoir einer großen Stadt, nicht aber für die Feuchtigkeit ländlicher Wiesen berechnet sind. Eins — zwei — drei, ich drehe mich um und sehe nichts. Haben Sie die kleinen Nußschalen ausgezogen? Gut, ich sehe Sie sind ein artiges Kind. Nun hüllen Sie Ihr Piedestal gefälligst ganz dicht in die Decke, haben Sie? — So, nun reichen Sie mir die Stiefelchen herüber, auf daß ich sie ein wenig röste. Sehen Sie, nun setze ich sie unter den Spirituskessel, da sollen sie warm werden. Merkwürdig kleine Füße", setzte Prosper leise murmelnd hinzu, als er bewundernd das kleine Pärchen auf den Tisch setzte. „Und keine hohen Absätze und kein Chignon — ganz wie meine Mutter es wünschte", dachte er und verlor sich in träumerisches Nachsinnen.

Nach einiger Zeit blickte er auf und fand sie eingeschlafen. Er vernahm ihre ruhigen Athemzüge und freute sich, daß ein gesunder Schlaf die Müde stärkte, wenngleich er lieber die ganze Nacht mit ihr verplaudert hätte. Ihn fror nicht, trotzdem die Herbstnacht in dem kalten Zimmer sich sehr bemerklich machte und wenn auch einmal ein Schauer über seinen Leib ging, so erwärmte er sich an dem lieblichen Antlitz der Schlafenden, die so ganz in seine Obhut gegeben war und die wie ein Bild rührender Reinheit diese romantische Situation durchleuchtete. Und doch schreckte ihn eine Sorge auf. Nebenan lag eine Blatternkranke; wie wenn der Ansteckungsstoff diese glatten Wangen anhauchte und diese holden Züge häßlich entstellte, ja vielleicht die Seele aus dieser Gestalt raubte, die so heiter auf sein Scherzen eingegangen war? Ihm schien diese Nacht wie eine Novelle aus dem Decamerone. Wie in Florenz einst jener blühende Kreis von Jünglingen und schönen Frauen sich zusammengefunden hatte, um der wüthenden Pest zu entrinnen und sich die Nächte durch liebliche Märchen zu kürzen, so däuchte ihm diese durchplauderte Nacht in der Nähe der verderblichen Seuche wie eine Florentinische und seine Stirn leuch-

tete hoch auf, seine Brust hob sich höher, er führte leise das herabgefallene
schentuch der Gefährtin an die heißen Lippen und murmelte den
in das Tuch eingestickt war, den Namen Angelika. Wie es nun
mochte, er hatte seinen glücklichen Traum, sein unvergeßliches
habt, das mit leuchtender Schrift in sein empfängliches Herz ge-

.

orgen dämmerte herein, im Dorfe wurde es laut und die junge
ı aufdringlich in das Gemach, als Angelika erwachte. Sie
:rwundert um, gleich als begriffe sie nicht, wo sie sei, bis sie sich
gestrigen Affaire erinnerte und Prosper ernstliche Vorwürfe
er nicht auch geschlafen habe. Der junge Mann war allerdings
:n; wenn aber seine Augen etwas übernächtig aussahen, so war
weniger die Schlaflosigkeit der Nacht, als vielmehr das schmerz-
schuld: es muß geschieden sein. In aller Frühe hatte Prosper
er Selbstüberwindung ein Gefährt nach der nächsten Eisenbahn-
.t, um die junge Witwe dorthin zu geleiten. Ebendort trennten
:ge. Prosper fuhr in die nächste Fabrikstadt und Frau von
die letzte Garnison ihres Gatten, eine kleine Stadt der Mark,
endische Zunge hart an die deutsche stößt und die ländliche Be-
ch ihre slavische Tracht und Sitte bis auf den heutigen Tag treu
Auf dem Bahnhofe in K., der Station, wo die Eisenbahn nach
brikstadt, sich abzweigte, trennten sich die beiden Reisegefährten.
hm in kurzer Zeit so werth gewordene Witwe des Schulfreundes
é und lehnte sich über den Rand des geöffneten Fensters, um
:ibenden noch ein Wort des Abschiedes zu wechseln. Angelika
en erschien etwas bleich, sie sprach wenig und vermied es, den
:menen Freund anzusehen. Die Locomotive pfiff, der Dampf
nd heraus, die Thüren wurden von den Schaffnern geschlossen.
wie gestern, als ich abfuhr", dachte Prosper. „Und doch gestern
- welcher Unterschied!"
ıg setzte sich langsam in Bewegung. Angelika streckte noch ein-
nd aus und Prosper drückte sie fest und innig, gleich als wollte
r loslassen.
so schwer zu vergessen", flüsterte sie und lauter rief sie dann ein
:em Reisegefährten nach, während der Zug den Perron keuchend
d verließ.
so schwer zu vergessen", wiederholte der junge Mann leise, indem
oll dem dahineilenden Train nachblickte, der ihm den lieblichen
· Nacht für immer entführte.

—

:m kleinen Gärtchen, das sich an ihre Wohnung anlehnte, saß
olthoven, am Nachmittage des zweiten November, wenige Wochen
Eisenbahnabenteuer. Ein schöner Spätherbst hatte einige Rosen
rblühen lassen und die junge Witwe, die nunmehr das Trauer-
und hellere Farben angelegt hatte, saß nachdenklich auf der Garten-
lt einen Strauß von dunkelrothen Rosen in der Hand, die letzten,
chen getragen hatte. Draußen — Haus und Garten lagen dicht
r kleinen Stadt — zog eine Reihe von Spaziergängern vorbei,
nen Herbstsonne freuend; Kinder spielten Haschemännchen oder

ließen große Drachen fliegen, muntere halbwüchsige Schüler, die verbotene Cigarre im Munde, schlenderten singend, bunte Mützen auf den Köpfen, vorüber und junge Lieutenants, die soeben die Epaulettes erhalten, stolzirten mit martialischem Selbstbewußtsein einher, gleich, als ob sie recht wohl wüßten, daß hinter ihnen manch neugierige Schöne das Fenster öffnete und lachend ihnen nachschaute. In der katholischen Kirche, aus der jetzt Schaaren von Andächtigen strömten, war eben Todtenmesse gelesen. Denn es war heut das Fest Allerseelen, wo die Kirche der Verstorbenen gedenkt und nach dem Volksglauben die Seelen Nachts die heimatliche Erde wieder besuchen; wo Mütter, die im Kindbett gestorben, ihre Säuglinge heimlich besuchen und küssend segnen, wo aber auch das ganze gespenstige Heer tückischer Geister losgelassen scheint und ein toller Gespensterspuk die abergläubischen Gemüther schreckt. Allerseelen! Dieses Gedenktages war auch die junge Witwe bewußt, die vor Jahr und Tag das Weib eines Mannes geworden war, den sie wohl hochachtete, aber nicht lieben konnte mit der ganzen innigen Glut einer hingebenden Weibesseele. Kein Andenken und kein Gedenken hatte sie an ihren Gatten. Selbst das Symbol ihrer Ehe, der Trauring, war verloren, und wenn ein schmerzliches Gefühl der Wehmuth das junge Weib noch immer beschlich, so mischte sich in diese Empfindung doch auch der leise aufkeimende Wunsch, einmal im Leben das zu erfahren, was man Glück heißt. Noch blühen die Rosen, dachte Angelika bedeutsam, als sie auf den Strauß in ihrem Schooß blickte, und wenn sie welken, so welken sie der Blüthe eines neuen Frühlings entgegen. So keimt überall aus Tod Leben und wenn die wendischen Burschen heute Nacht die Allerseelenfeuer anzünden und sich dazu denken, dessen Feuer am ersten erlischt, der muß im nächsten Jahre sterben, und wessen Feuer am längsten brennt, der heirathet bald, so deuten sie damit eigentlich unbewußt auf eine tiefsinnige Symbolik hin, die nämlich, daß die Natur für jedes Leben, das auslöscht, ein anderes vorbereitet, das neu auflodert.

Leise summte Angelika einen alten Vers vor sich hin, den sie als Kind am Allerseelentage gesungen hatte:

„Allerseelen,
Kannst Du zählen
Geister, die da niedersteigen,
Sich zu Menschenkindern neigen;
Allerseelen
Kannst Du wählen
Eine Braut, die drob in Aengsten,
Ob das Feuer brennt am längsten."

So saß die Witwe lange sinnend im Garten, indeß schon die Sonne sank und der Abend kühler wurde. Woran aber mochte sie gedacht haben, wenn ihre Augen zuweilen aufleuchteten und ein brennendes Roth ihre Wangen überzog? Wer sie so belauscht hätte, der hätte vielleicht gar einen Namen ihren Lippen entgleiten hören, der nicht der Name des guten, braven Jungen war, dessen Gattin sie einst geheißen hatte.

Und doch schien es, als ob Angelika derlei Gedanken mit starkem Willen verscheuchen wollte. Hastig stand sie auf und durchschritt den kleinen Garten, die Lippen auf einander gebissen, als hätte sie auf der leicht gerunzelten Stirn die Fahne des Trotzes aufgezogen. Kühler wehte der Novemberwind; Guste, die alte Magd, kam sorglich mit Tuch und Hut, fragend, ob die gnä-

nger im Garten
itte ſie das Tuch
r zu traulich. D
ſekammer ſei, hat
die gnädige Frau
n Schale — den
abend. Und wen
aſſen wollte, ſie
ten Wendenmien
ihre Beſuche ma

rau ließ die geſ
fern von der Ge
endlich eine abw

ſich das Mädch
citte nach dem G
hür klinkte auf, e
sper Heindorfs
en.
irrte Angelika de
t ſeit jener Reiſe
ſer Minute. Nu
lugen blitzten die
gegenüber ſtand.
nicht, wie Sie
Schweigen. „A
rau, wenn Sie n
ener Octobernach
und laſſen Sie u
haft, Angelika, in
ten."
eindorf, Sie ſind
de Rückſicht auf,
etonung des letzt
erumgegangen, ſ
kleine Hand, Ih
h träumte von
m Tage, unfähig
ſtes Spielzeug ge
Sie mirs vom
in Trauer bemitl
rauergewand abg
mich ſo meluſin
unde hören. Si
gend an zur Ord
ebracht, nun ſehe
oder meine alt
unabhängig und
ntworten Sie, wo

Sie stand unbeweglich. Der Wind sauste durch die Bäume, Dunkelheit senkte sich über die Stadt, und glitzernd tauchte Licht an Licht in der Straße auf. Angelika that, als wäre sie abwesend und nichts von dem, was der Freund leidenschaftlich geredet, ginge sie an. Prosper trat näher, sah der Geliebten lange und innig in die Augen und ergriff ihre Hand.

Angelika entzog sie ihm nicht. Sie begegnete seinem Blick ruhig, sicher, aber wie es schien, mit künstlicher Gezwungenheit. „Nein", sagte sie endlich, „nein, nein, Freund, ich bin es mir selbst schuldig, mich nicht von einem vorübergehenden Gefühl überrumpeln zu lassen. Ich bin die Witwe eines Soldaten und die wissen, was feige Uebergabe bedeutet. Ich bleibe fest und — allein, allein für mein ganzes Leben."

Unmuthig wandte sich Prosper ab, er ließ ihre Hand aus der seinen gleiten, hielt einen Moment seine Hand vor die Augen, warf dann noch einen langen, vorwurfsvollen Blick auf die Geliebte und schickte sich an zu gehen. Um seine erregten Mienen spielte ein Zug unheimlicher Entschlossenheit. Er lüftete seinen Hut und schritt schweigend von dannen.

Ein Schrei hielt ihn zurück. Als er sich umwandte, gewahrte er Angelikas schlanke, mädchenhafte Gestalt, die in sich zusammengebrochen war und knieend das weinende Antlitz mit den Händen bedeckte. Ein Moment und Prosper hielt sie im Arm, die Ersehnte lag an seiner Brust und küßte den theuren Mann mit der ganzen Glut lange verhaltener Leidenschaft.

„Du bist stärker als ich", flüsterte sie an seinem Herzen, so nimm mich denn und Gott möge mir vergeben, wenn ich sündig gehandelt — Gott und der Todte, dem ich Treue gelobt. Ach, ich wußte, daß ich Dich lieben würde, schon als ich meinen Trauring verlor, denn das bedeutet immer Unglück."

Er küßte ihr die Thränen von den Augen und Arm in Arm schritten die Verlobten dem Hause zu. Noch einen Blick warfen sie auf die Höhen vor dem Garten, die nun im Strahl der Allerseelenfeuer, die aus·angezündeten Reisigbündeln hergestellt wurden, erglühten und lächelnd sprach sie zu Prosper: „Sieh, Geliebter, nun wähle ich mir schon im Voraus die Feuergarbe aus, die am längsten brennt, denn nun weiß ich ja doch ganz genau, wer in diesem Jahre Hochzeit macht, und leise sang sie:

„Allerseelen,
Kannst Du wählen
Eine Braut, die drob in Aengsten,
Ob das Feuer brennt am längsten."

Er aber, Prosper, der Glückliche, wie er sich jetzt, mit seinem Namen versöhnt, nannte, flüsterte in das Ohr der schönen Braut:

„Und noch etwas Angenehmes kann ich Dir mittheilen. Du brauchst Dein Siegel nicht ändern zu lassen, denn Heindorf und Holthoven beginnen beide mit einem H."

Was die alte Guste gesagt hat, als die Liebenden eng umschlungen in das behagliche Wohngemach traten, berichtet uns die Fama nicht. Es sei denn, daß sie sich wacker freute, noch ein Couvert und eine Tasse mehr aufzustellen und nachher versicherte, die alte Wendenmiene, die Kartenlegerin, habe ihr schon lange prophezeit, daß es mit ihrer Herrschaft am Allerseelentage so kommen mußte.

Auf den P

Eine Reiseerinnerung von

„Das siehst Du nun doch wohl ein, daß Du am deutschen Parnaß vergebens auf den Gipfel zu gelangen suchst. Komm! laß uns nach Griechenland reisen und sehen, ob Du dort vielleicht die Spitze des wirklichen Parnaß erklimmst."

Gesagt, gethan.

Die schöne blaue Donau war bald erreicht und die unvergleichbar schönste Fahrt auf Erden, im sanftgewiegten Salondampfer hinab die völkerverbindende breite Wellenbahn — Europas Heerstrom — nur allzufrüh vollbracht. Bald lag auch Constantinopel hinter uns mit seinen Pfeifenrohrsäulchen von Minarets und seinen wie Seifenschaumblasen oder Schildkrötenhäufchen zusammengekrösten Kuppelmoscheen; mit all' seinen todten und lebend-sterbenden Osmaniden; mit deren Marmorgräbern aus durchbrochener

von Schnee oder zartem Silberstein gemeißelt und ihren

osporus duftig hingehaucht, wie Feenzauber auf tiefblauer

id .... Versunken und vergessen war das Gedränge und Gelärme von Pera und Galata, mit ihren Chodjas und Aghas, ihren Cafés chantants und dunkeln Mördergruben von Matrosen-, Trunk- und Spielhöllen; verschwunden war selbst der letzte Blick vom kaiserlich alten Serail am goldenen Horn; für immer, vielleicht auf Niewiedersehen, auch das häßliche, schmutzige, staubige, pflasterarme, doch schutt- und ruinenreiche hölzerne Stambul, das grenzenlos liederlich durcheinandergebaute wüste Türkenheerlager hinabgesunken am Horizont mit seinen Sofas und Hamaks.

Sonnig lacht drüben Asien, hüben Europa und rücken sich immer näher — beiderseits paradiesisch schön und paradiesisch menschenleer. Welch' köstliche Fahrt. Wie in jungfräulich unberührtem Urgelände schwimmen wir zwischen bezaubernden Blumengestaden. Ach! wenn dies Eden erst glückliche Menschen bewohnten, zahlreich wieder bewohnten, wie einst in der klassischen Zeit! . .

Endlich naht der Hellespont.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegenschauen
Leuchtend in der Sonne Gold?
Wo der Hellespont die Wellen,
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt? ....
Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an den Felsen bricht? —
Asien riß sie von Europen
Doch die Liebe schreckt sie nicht!

Lothar Bucher preist voll inniger Begeisterung die Macht der Schiller'schen Verskunst und wunderbaren Sprachmalerei, womit hier in wenigen, kraftvoll gedrungenen Worten die ganze weltberühmte Situation geschildert sei. Aber

erst, wenn man Nachts im Dunkel die breiten Flächen der unaufhaltsam wallenden Fluthenmassen zu beiden Seiten des hohen Schiffs nach Asien und Europa sich ausdehnen sieht, ergreift unsre Seele die schaurige Vorstellung vom einsamen Schwimmer auf weiter finsterer Wasserwüste, dem kühnen Liebenden, dessen Hero, gefesselt vom tückischen Schlaftrunk, ihm nicht die erlösende, rettende Fackel anzünden kann.

Mitternachts noch, ob auch fröstelnd, sahen wir mit bewegtem Gemüth vom einsam gewordenen Verdeck fern gleich dunklem Gewölk die uralt heiligen Götterinseln andachtsvoll am finstern Horizont hoch aufragen: Tenedos Apollos morgensonniges Eiland an Trojas vielumsungener Küste; Lemnos, wo Hephäst-Vulcan, der lahme Gott der Schmiede, vom Himmel herabfiel; Imbros und Thasos, Uranfänge europäischer Cultur, dem noch rohen Hellenenthum zugetragen von asiatischen Semiten .... Was war damals Europa? was die Europäer insgesammt? Kazikenbeherrschte Wilde!

Spät entschlummert unter Sorgen, neue Schönheit zu verschlafen, weckt uns des fröhlichen Steward Ruf schon früh um Tagesanbruch: Athos! Athos! Rasch auf und hinauf! Rechtzeitig sind alle Genossen versammelt und lassen feierlich schweigend näher und näher rücken und dann nach einander an uns vorüberwandeln alle drei vorspringenden Spitzen der hochbewaldeten Halbinsel Chalcidice; zuerst den klosterreichen heiligen Athos mit seinem abnormen, wohl einzig dastehenden Bergstaat von Mönchen; dann die andern — hoch und schwarz. Mit dem Fernrohr suchten wir die zerstreuten Menschennistplätzchen im nächtigen, mächtigen Waldgebirge.

So verging der Morgen. Delphine umspielten uns, die Götterboten. Um ein Uhr Mittags erblickten unsere begnadigten Augen zum ersten Mal im Leben den Olymp, den Götterberg: „kindliche Schauer treu in der Brust!“ Massenhaft klumpig lag er da — zur Linken; schwarzumhüllt vom dichten Wolkengewühl, wie ein abgesonderter finsterer Gewitterhimmel! Da fühlten wir es mit unserm andern Dioskuren, welche Andacht das schwache Menschenherz ergreift, wenn der uralte heilige Vater mit gelassener Hand aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde sät! Im Hafen von Salonichi erlebten wir solch' brausenden Weltsturm, der mehrere Schiffe zerschlug.

Am selben Abend fuhren wir ab, dem Süden zu. Beim Ankerlichten war uns zu Muth, als ginge es aus dem Lande kannibalischer Wilden auf sicherer schwimmender Festung zurück zum gesitteten Land, denn der Schnabel unseres Schiffs war ja dem schönen Hellas zugewandt. Wir dampften längs dem Ossa und Pelion am thessalischen Ufer dahin, eine prächtige Nacht durch und kamen bei schönster Morgenfrühe in den Argonautenhafen von Jolkos, die heutige Bucht von Volo. Da stiegen wir ans Land, um, trotz der eifrigen Warnungen aller Officiere vor gesetzlosen türkischen Baschibozuks und erbarmungslosen griechischen Briganten, das Waldgebirge zu erklimmen.

Nicht leicht war's Esel zu verschaffen.

Man mußte sich zankend und drohend rücksichtslos aufsetzen und die Treiber zu folgen zwingen. So gings die Berge hinauf selbviert zum traulichen waldduchhegten, von herrlicher Schattennacht der ragenden Eichen beschirmten, quellendurchrieselten, unvergeßlichen Makrinitza, dem vergleichungslos schönsten, lieblichsten Fleck, den Italien und Griechenland uns geboten. Welch' ein vergnügter Tag, welcher Himmel, welches Meer, welche Farbenpracht in allen Grenzen des Sehfeldes! Wie sich die Augen zum allerersten Mal im Leben am wirklichen blauen Wunder Hildebrands erlabten und glauben lernten

ſt blaue gemalte Wunder. Kann, wers nie erſchaut, be-
was dieſe Bläue bedeutet, dieſe himmliſchen Contouren,
Schönheitslinien? Ja, das iſt Jolkos, wo Jaſon mit
Orient und Occident ſich vermälten zum einzigſten
Selbſt als wir ſpäter auf Kronaï, der Inſel in Spartas
ſtaub gedachten, den Paris dort vollbracht, und dort eben
ſtiefen ſinnigen Mythe von des Orients und Occidents
nachſannen, war der Vergleich doch zu Gunſten von
ja Gythion im Süden mit ſeiner lakoniſchen Bucht ſich
afrikaniſch-ſyriſchen fernen Welttheils weit ausgeſpannt
andete, von Aegypten durch Proteus erlöſt, Menelaos
vonnenen Helena ... hier in Jolkos Jaſon mit der ge-
nderſam ahnungsreiche Sagen — hier in dieſen Landen
e geheime Bedeutung. Hier iſt die Schwelle der mond-
nacht morgenländiſcher Märchenwelt und daneben die
iſch maßvoller, weisheitgeſättigter Tageshelle. Phantaſie
ſind ſie Eins, wie — Fauſt und Helena. So hat Goethe
eiten Theil des Fauſt Euphorions Geburt verlegt; aber
abe auf Pharſaliſchen Feldern am zauberkräftigen Ufer
Tempethal mündet, ſpielt die klaſſiſche Walpurgisnacht,
gen Verſinken vor dem Schönheitsurbild Galathea der

er Fahrt zum Parnaß.

pften wir die nächſte Nacht entlang und ſahen wieder bei
in der Ferne auf der Waſſerheerſtraße des Abend- und
Spuren und Zeichen europäiſcher Cultur, das regſte
zahlreiche Dampfer und Segel bezeugt. Sonnen-
Louna vor uns da, das antike Sunionvorgebirge mit den
henentempels aus perikleiſcher Zeit.

te Sunion ſonnigbeſtrahlt uns den erſten beglückenden
s Vorbote; und dann verſchleierte ſchwarze Nacht Alles.
ppel war triefende Finſterniß. Wie das ſo plötzlich kam,
wiederholten wir uns unwillkürlich das antikheidniſche:
gnet, der Himmelsherr Zeus! Uns aber wars, als miß-
erſchaft im Aether uns im Heidenthum Schiller's und
und Sophokles Erzogenen den vollen Anblick der lang

Tief niederhängender Wolkentrauerflor umſchleierte
barg uns wie Londoner Nebel ſelbſt die Inſeln Aegina
dir Anfangs erkannt, und die weit ferner noch herüber-
Kuppe von Akrokorinth — „auf hohem Bergesrücken".

, gelandet, im prächtigen Landauer vom Piräeus
auf der Chauſſee, deren Grundlage die eine lange Mauer
freuten wir uns des günſtigen Regens, der allen Staub
er lachte der Himmel und in Pallas Athenens heiligen
Oelwald hob ich mich vom Wagenſitz empor und ſtarrte ſie
g meine Seele erharrt, mit leiblichen Augen, nicht nur
— alle die Höhen, die Hellas Hauptſtadt rings um-
d Pentelikon rechts, Kithäron links und gerade vor uns
r der Akropolis .... Neben ihr drängte ſich unbeſcheiden
t lebenden Architekten Hanſen für Baron Sina gebaute

prachtvolle Sternwarte! Wie darf sich die zur Seite des Parthenon stellen? Arm ist die reichste Kunst der Neuzeit neben der einfachen Wirksamkeit und seelenbefriedigend, ruhigen Schönheit der Antike. Wie wenn Goethe's „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll" verglichen wird mit pomphaften, weitläufigen Schilderungen der Natur bei Thompson und Brockes!

Aber noch tragikomischer wirkt die Eisenbahn, die dicht am Tempel des Theseus vorbeizischt. Was hilft das Alles! Die Gegenwart überwiegt. Wir fahren in die schnurgrade Hermesstraße, an deren Endpunct das moderne Königsschloß ragt, mit seinem schönen Hintergrund des schattigen Palmenhains und dichtverwachsenen Hofgartens, der einzigen, saftiggrünen Stelle, die in der staubigen Ebene rund um Athen wie ein thaufrischer Augentrost daliegt.

Kaum im Hotel erholt und umgekleidet, besuchen wir Lykabettos, Akropolis und das Olympieion. Von diesem größten Tempel Athens ragen nur noch dreizehn Riesensäulen empor. Hier unter Kaiser Hadrians Prachtwerk saßen wir Abends beim kühlenden Wiener Bier, erquickt vom herüberwehenden Meereshauche, vor uns das Thal des Ilissos, im Süden aufglitzernd vom silbernen Mondstrahl die bläuliche Buchtung bei Phaleron, in welcher uns seitdem manch' Seebad Nachmittags erfrischt hat. Rechts blickte man über dem Triumphbogen des Hadrian hinauf zum Parthenon. Hier plötzlich begrüßte uns ein junger griechischer Schuldirector, mit dem wir durch den Präsident des Syllogon, oder Vereins für Hebung der Schule in Griechenland, Fürsten Maurokordatos, bekannt geworden. Er fragte: ob ich mit ihm und einigen seiner Freunde den Parnaß besteigen wollte? — „Gewiß, dazu bin ich ja hergekommen." — „Wohlan, so reisen wir Donnerstag ab."

Pünctlich erschienen am trefflichen Kaffee- und Speisehaus von Zaccas, genossen wir erst die Militärmusik, die allwöchentlich einmal hier, einmal im Schloßgarten spielt. Um neun Uhr schloß das Concert und wir gingen zur Post. Hier stand ein trefflich bespannter, doch landkutschenartig alter und schwerfälliger Omnibus. Jede Sitzreihe nahm vier bis fünf Mitfahrende auf. Im engen Gestell zusammengepreßt, ersehnten wir die Landluft; denn selbst bis Mitternacht ist es in Athen noch drückend schwül und trotz aller Zugwindvorrichtungen schläft man oft erst in der etwas gemäßigteren Morgenfrühe ein.

Fort rasselte der plumpe, hochbepackte Kasten; fort stampfte das herrliche Thessaler Viergespann. Ueberhaupt sah ich in Griechenland nie schlechte Pferde. Fort trug uns die rumpelnde an das Altengland aus Hogarths Zeit erinnernde Kutsche gen Daphnis Fichtenwaldschlucht und nach Eleusis hin. Den Athenern mußten wir hier zu Führern dienen, da wir kürzlich Demeters Stadt mit Jugendfreunden besucht und besser Bescheid darin wußten, als die Griechen selbst.

Freilich ist es nicht leicht, in dem häßlichen Albanesendorf sich zurecht zu finden. Wie ärmlich Alles ist, hatte uns das traurige Schulhaus gelehrt, ein fensterloser, ungedielter Raum, in dessen dunklem Erdgeschoß die junge Lehrerin, eine Inselgriechin, den albanesischen Kindern die Buch- und Staatssprache beizubringen sich mühte. Ihre und ihres alten Vaters Wohnung war der ärmliche Oberstock. Dort zeigte sie uns auch den Brautstaat einer Dreizehnjährigen, ganz mit Silber- und Goldmünzen behängt, ein todtes Capital. Prächtig sah's aus! Wie sahen wohl hier vor 2000 Jahren die Festzüge und Festkleider aus? Der große Demetertempel ist bis auf wenige Marmortrüm-

mer verſchwunden. Traurig über
in dämmernder Sternennachtſtille.
ſollte nicht in Eleuſis an Schiller
erzogenen Reiſegefährten aber wu
gerühmte Seminar, Neuwieds Erzi
ihren Zöglingen aus Hellas nicht ei
helleniſchen Dichtungen vermittelt.
zuerſt Shakeſpeare lernen müſſen.
und Deutſchen.

Um zwei Uhr erreichten wir d

Man höhnt oft Hellas wegen
wie die von uns paſſirten ſah, wei
und iſt mit den Anfängen des arm

Ja, wenn Griechenland ſo wi
deutſch-franzöſiſchen Thalern gepfla
iſt ſchon eine Gotthardſtraße im K
daß wir ausſtiegen und zu Fuß de

Erſt wollten die vier wilden
Bergwald vorgeſchirrt, nicht anzieh
Germane war ich dem Kutſcher hü
Griechen gingen gleichgültig fort.
herab, ich holte raſch im Dunkel de
Rad und ſuchte mehr. Indeß w
geworden, glaubte mich hinten einge
Losbrechen ſtürmte das Viergeſpann
Nachrennen half nichts, den Berg
Rädergeraſſel und Peitſchengeknall
Kithäron, ſo iſt's im ſchauerlichen
Nacht war wunderſchön; aber der B
feſt beleuchtet, hatte ſich ſchon unt
Dämmer ſah ich einen Menſchen
Anblick ſo ruhigen Schlummers un
rungen durch die verlaſſenſten Wink
ſo ging ich ſorglos weiter und rie
fährten, auf die ich nach der eiligen
noch beſinnen konnte. Das kürzte
antworteten Stimmen. Ich verdo
des Weges brach eine Schaar Men
„Saht Ihr die Poſt hier fahren?"
„Schnell lauf!?" Mit dem raſch f
lachte der eine Bauer: idou tachy
Geſehen aber hatten ſie nichts. W
Merkwürdig, wie belebt der Kithä
leute. Dieſe griechiſchen Bauern
Wunder bei der tödtlichen Tageshit

Glücklich vereint mit den Geno
vom Dreißig-Tyrannenjoch, Felſen
mythiſchen Geburtsort des Weingo
kahl werdende Steinwüſte begriffen
ein troſtloſes Todtenfeld; aber die

delte Antigone mit dem blinden Vater und Bruder — hier zog Pelopidas mit Jagdnetzen nach Theben, ein edles Wild zu fangen — hier war das Perserheer herübergestiegen, Athen zu zerstören — dort unten links lag Platää, wo die asiatische Macht zerschellte, ferner drüben am Helikon weg Hesiods Heimat Askra. Die Fernsicht muß trösten für mangelnde Schönheit der Berglandschaft, — in Thüringen ist es doch anders!

Nieder ins Thal reißt aber pfeilgeschwind uns die tollkühne Fahrt. Griechische Kutscher knallen unaufhörlich mit der Peitsche, als müßten die Pferde fliegen, um ihnen genug zu thun. Seit der letzten Station zeigt nun sich wieder das erste Haus — eine Telegraphenstation! Hübscher Gegensatz mit Amphiaraos und den Sieben vor Theben, mit Kadmos und Epaminondas. Wie stolz diese Griechen thun, wenn ihre Ahnen genannt werden, als hätten sie ein Verdienst um Pindar und Phidias! Aber laß sie reden. Ihre Ahnen sind ja geistig unsere Ahnen. Das Hellenenthum ist die ewige Jugendquelle der Menschheit. Wie natürlich ist dieser Nationalstolz und nicht eben kränkend äußert er sich. Nur wie bei geborenen Aristokraten in liebenswürdigster Form.

Nur eine breite Dorfgasse, zu beiden Seiten winklig verfallene Hütten, wie in der schlechtesten Vorstadt von Bukarest kaum zu finden — das ist Theben. Ein junger, ostfriesischer Archäolog hauste hier schon die sechste Woche! Beneidenswerther Idealismus! — und keine Aussicht, die Kadmeia zu finden, kein Gedanke an Entdeckung von Dirke's Quell oder gar von Amphions leiergeformten Mauern. Wir hatten „zwanzig Meter gegraben", klagte er, „da kamen wir erst auf den Mosaikboden einer Christenkirche; wie tief mag nun erst der Schutt auf den echten Tempeln ruhen?"

Aber ein Museum war da: ein Stall mit Steinstücken!

Zeus sei gelobt; der neue Wagen steht bereit — nur weg aus diesem Theben! Doch auf dem Bock sitzt schon ein Pope mit Frau, drinnen schon ein thessalischer Gymnasiast, das wird eng und die Morgenglut wirkt schon empfindlich, also nochmals: nur fort, Rosselenker! Im scharfen griechischen Trab stäubt die versengte Straße dahin das Zwiegespann. Im flachen Böotien braucht man nicht mehr vier Pferde zum Fahren, wie im steinigen Attika!

Orchomenos, Koroneia berührten wir, Leuktra, Thespiä, — welche Namen und — welche Nester! Im schmutzigen Polen, auf der Fahrt nach Plock genau ein Jahr zuvor, hatte ich kein so entsetzliches Dorfwirthshaus getroffen, wie das in Haliartos am Kopaissee, dem mythisch gefeierten und historisch berühmten Haliartos: Harz-Reginawein, steinhartes Brod und glücklich im wüsten Krautgarten aufgetriebene, frischgelegte Hühnereier — o Griechenland! o fette Kopais-Aale! — Das war wieder Wasser auf meine Mühle. Die Griechen ertrugen die Stiche auf ihre Beköstigung würdevoll; weniger die der giftigen Sumpfmücken. Denn der Kopais kann nicht mehr See heißen, er ist nur ein Sumpf! Wunderbar würdig ertrug auch der Pop' einen Stich des Journals, das der junge Thessalier vorlas: He ekklissia echi chrian tis megaliteras anamorfossias; die Kirche bedarf gründlicher Reform. Alle Bauern lachten zuhörend; lächelnd schwieg der Pfarrherr. Weiß er ja doch, daß sie ihm wieder demüthig den Rockzipfel küssen.

Endlich ging er mit seiner Frau von uns ab, um Gelegenheit nach ihrer Heimat Elatea zu suchen. Ich stieg auf den Bock, aber mußte mit Gewalt einen Sonnenschirm nehmen; so besorgt waren die Freunde um mein Wohl

lich die Glut nach der Mittagsstunde stieg zu ent-
chirender Nachbar sang albanesische Lieder. Ich

ıge verderben allein
ıdies voll Farb' und Duft!
das Auge der leuchtenden Luft —
e Ohren verdoppelte Pein . . . .

s Ende der Fahrt, die Hauptstadt von Mittel-
erstreut anklebende Häuschen, tiefer im Thal ein
on den brausenden, donnernden Wasserfällen der
dieser Orakelhöhle selbst eine Unzahl Votivtafel-
and; heidnisch genau ebenso, wie irgend nur
christlichen Grotten. Getrieben vom Sturzquell
briken. Das ganze von oben hoch übersehbare
n Bergen ein Baumwollenfeld. Singend vor
ımmte Ortschaft zur Arbeit, singend und lachend
gen, oft zwei bis drei Frauen und Mädchen auf

er Eselpartie.
t in gastfreien aber nicht insectenfreien Bürger-
Maulthier bergan auf den Parnaß . . . .
st auf den Trümmern von Chäroneia. Der Löwe,
lt auf dem Grabe der heiligen Schaar und dem
heit, liegt jetzt in sechs bis acht Stücke zersprengt
enlands, dem Turkophagen Odyss. Einsam ist die
iumen. Hier spielte der Knabe Plutarch um den
sog er die Herrlichkeitsfülle ein der althellenischen
ıs in unsterblichen Werken.
: im Oleandergebüsch aufsteigenden Rauch — ein
unde stürzen los auf uns . . . . Mit Steinwürfen
on uns. Pistolen- und Flintenbewaffnete, zottige
nengebräunte Weiber lugen hervor. Ueber offenem
Wir kaufen frisch gekochten Käse, wie unterwegs
s Berlin rasch wieder sich gewöhnend selbst ihn —
ın gekauft und aus der Hand gegessen . . . Trug
ıgen Athens Finanzminister seine frischgekauften
ıuse. Dienstmädchen thuns ja nicht! Reichen Vor-
ere Freunde warfen nach kurzem französischen
lden Räuberhauptmann einen durchlöcherten öster-
ie Füße.
zuletzt recht eintönigem Ritt kamen wir in der
, Dadi; der Heimat eines Mitreisenden, welcher
: Genf jetzt wieder zurückkehrte — nicht eben be-
wohl bei der Ausfahrt ins Leben gehofft.
pfingen uns rührend herzlich mit unaufhörlichem
Mutter gar, — wir mußten bei ihr Kaffee trinken.
er nur eine Tasse. Die Nachbarschaft half. O
Die beste geliehene Tasse zertrat ein Advocat aus
ıldigung! mit dem Fuße stieß er die Scherben bei
ie keinen Tisch in der Veranda?" Das war Alles

und gerade dieser junge Mann war ein Wohlthäter in seinem ganzen Umkreis — aber Entschuldigungen sind nicht würdegemäß.

Auf der Veranda nämlich saßen wir — sitzt Alles in Hellas. Wer könnte in Stuben sein — außer zu schlafen!

Schlaflogis gab uns der reichste Jugendfreund des Heimgekehrten im schöngebauten, aber unmöblirten neuen Hause. Wie seltsam stachen die architektonischen Zierlichkeiten ab von der unsäglichen Einfachheit der Wirthschaftsgeräthe und ganzen unaussprechbar armseligen Hauseinrichtung!

Wenigstens weniger schlaflos war die Nacht als im finsteren Gastfreundhause von Lebadea. Doch am schönsten blieb der dritte Nachtbesuch im Kloster auf dem Parnaß.

Sonntag Abend geleitete nämlich ein starkbewaffneter Trupp unsere kleine Cavalcade den Berg zum Kloster hinauf. Unermüdliche Bergsteiger sind diese Dadier! Man zeigte mir den sechzigjährigen Iros mit dem Beinamen Hypenetis (Allerweltsdiener) und sagte: der läuft 25 Stunden in einem Athem, eine Stunde mehr als der Tag hat, so schnell ist er. Oft mit den Pferden um die Wette. Das Sprüchwort lautet: Entläuft Dir ein Dadier, so schick' ihm einen Dadier nach — kein anderes Geschöpf holt ihn ein.

Der Abt aber wies mir die Stellen, wo beim Thermopylensiege, den unser Wilhelm Müller im Alexander Ypsilanti besang, der Turkophag Odyss das Kloster vertheidigt. Wir declamirten ihm Müllers Ypsilanti vor und ich dachte beim Anblick der wilden Menschen im kienspanbeleuchteten Refectorium an die Scene, da Heinrich Barth den Tuaregs Th. Körners Harras den kühnen Springer am Wüstenfeuer declamirte. Der Abt, entzückt von der Glut des Vortrags, schloß innigsten Bruderbund mit dem alten Deutschen und bat mit lang und breit ins Taschenbuch geschriebenen Worten, ihm nur recht bald den Sohn zu schicken. Er wollte den zum ganzen Griechen erziehen. Kann man sich naiver und liebenswürdiger ausdrücken? Wahrhaft indianischer Nationalhochmuth! Mancher Grieche büßte die Begeisterung für Ypsilanti am Morgen mit schwerem Kopfweh.

Nachmittags kamen wir in die Schneeregion.

Hier war das schlimmste Nachtquartier, eine Steinhütte im Schnee mit steinerner Hürde umkränzt, voll Schafherden und gräßlicher Bluthunde. Breter wurden auf den kalten Boden gelegt und unsere Plaids darauf. Der civilisirte Dadier, der eben aus Genf gekommen, wurde krank. Ich rieth, ihm Kaffee zu kochen. Es gab aber keinen Zucker, und ohne den trinkt kein Hellene Kaffee! Der Zucker war im Kloster vergessen oder ver — — griffen, wie mans nennt. Ein Hirtenbub wollte hinab und in zwei Stunden wieder hier sein — eine Tagereise in zwei Stunden! Ich erschrak davor und rieth Wein zu wärmen. Das half denn. Die Andern kühlten ihren Wein mit Schneewasser. Mir ekelte vor Trinken und Essen in dem Eskimoschmutz und dem Kranken mich widmend vermied ich jeden Anstoß. Hellenen in feinster Pariser Tracht, Minister in spe oder a. D. auf Du und Du brüderlich mit den Samojeden des Parnaß. Staunend sah ich ihnen zu:

Einen Stein hübsch ausgemeißelt deckten Bergschnees graue Massen.
Draus in schmalgehauner Steinrinn' abwärts in ein Milchfaß langsam
Nieder rieselte geschmolzen graues Wasser kühl Schneewasser!
Wein in einer Zinnblechschale brachte sich der eine Grieche
Schnitt darein mit seinem Messer eine Scheibe grauen Schnees, hielts
Nach dem Feuer und so tranken All' Schneemischwein mit Behagen,
Jeder ißt mit blanken Händen von der Schafkäsmass' und grad' auch

ı geschmorten Nierenspeckumbratnen Holzstiel. —
weitgekommnen Wächtertrupps uns braten sah ich
en Hammel — durch die Stirn gebohrt die Stange
erm Lager auf die Drehgabel zu liegen
ieß sich drehen und der Schafskopf drehte stumm sich
ugen, seine leeren Augenhöhlen sah'n mich
ıelancholisch an, sich unaufhörlich drehend!
nem Messer lange Stück' ab nach Belieben
oss'nen still und stummm sich dreh'nden Spiesschöps.
frommen Thiers drang ihm der Bratpfahl; das unschuld'ge
blutig immer immer langsam in die Runde.
Anblick Jedem dieses langen Stangenhammels — —
npfe seiner Bein' erbarmungsvoll gefaltet
verzweifelnd um den Todesspieß des Rückgrats
mm unschuldig! Kannibalen Lämmlein essend!
blut'ge sanfte Schafhaupt zu mir murmeln
neben meinem und auch meins begann zu drehn sich

uß, da bellten die Hundemeuten laut wildheulend!
s war Zeit. Die höchste Spitze galts zu erklimmen,
:he die Sonne aufging. Und es gelang, aber Niemand
tand mir ein Grieche: nur, weil er mich noch immer
weiter. Sobald ich aufgehört, hätte ers auch. Aber
nicht, ohne den Deutschen zurückzubleiben.

aufgehäuften Steinpyramiden, dem einzigen Bollwerk
Bind hielten wir uns mühsam. So machtvoll hatte
gar nicht gekannt. Nur eng zusammengekauert, auf
chten wir uns hinter dem Steinwall zu halten, immer
m solchen beschützt. Und so lagen wir und froren und
hwarze Unsichtbarkeit hinaus, zähneklappernd, in die
lappernd und blasend begrüßten wir auf dem Parnaß
ders wohl bliesen und klapperten da vor 3000 Jahren
hrend ihrer bacchantischen Waldmänadenfeste — hier,
naß . . . Und wir? Ja — von Zeit und Raum gesagt,
:

llerschönste der Erdenwelt
vor Dir und hinter Dir . . . .
Hellas vom Morgen auf einmal erhellt
nd kniee Du hier!

:ulturgeschichtlichen imposanten Gedanken hörte ich leise
chöne Heimat: oröa patris! i mikrónissos entefthen!
ähnlich leise Freudenlaute heraus, wenn er seine
: sahen bis zum Olymp im Norden, fast das ganze
uns schien den Peloponnes völlig umblitzt vom sonnen-
Westlich aber, wo Alles am besten von der Frühsonne
:sen wäre, sah man nichts als die Parnaßfelswüste bis
hatte ichs auch auf den Alpen gelernt. Vom großen
Venedig — aber was sieht man? Horizontschimmer
tzernd. Man glaubt zu sehn und freut sich. Nur
ıan sein, um einen ganzen Tag droben verweilen zu
eine Geographielection von zwanzig Minuten (länger

hielts oben Niemand von uns aus) in der That nicht recht die Strapazen werth

Acht Tagereisen um eine Aussichtsviertelstunde! Und nun gings bergab. Eine allgemeine Trennung fand statt. Auf Wiedersehen! ruft Jeder und weiß doch: es ist — auf Nimmerwiedersehn!

Zeitepigramme.

Von **Rudolph Brohm.**

Liebe.

Liebe ist blind, drum stolpert sie leicht auf dem Wege der Ehe
Weil sie die Steine nicht sieht, stößet daran sich der Fuß.

Frauenpoesie.

Wie auf gewöhnlichem Pferd, so auch auf dem Pegasus reitet
Meist einseitig die Frau, sitzt auf dem Sattel die Quer.

Die Fackel des Blinden.

Wer für Andre nur weiß, der trägt wie ein Blinder die Fackel,
Leuchtet voran und geht selber in ewiger Nacht.

Schulphilologen.

Habt drei Stunden des Tags ihr die Classiker interpretiret,
Und in des Lernenden Brust classischen Geist nicht geweckt;
Eure Schuld dann ist's, wenn befreit von dem Zwange der Schüler
Eilig den Cicero flieht, schnell Homeros vergißt,
Weil Sprachformen ihr nur, nicht Sprache — Wörter, nicht Werke
Lehret verstehn, und dem Geist Stein ihr geboten statt Brod.
Nur wenn des Geist's Lichtglanz aufstrahlte in lauterer Schönheit
Kehret zum Lichtbild gern wieder das Auge zurück.

Verfehlt.

Schleudern vom Centrum aus auch stets Brandfackeln die Redner
Traf doch in's Centrum nie, wie sie auch zielten, ihr Schuß.

Socialdemokraten.

Alles für Alle und Nichts für Jeden, so heißt Euer Stichwort;
Tausend von Nullen addirt geben doch immer nur Null.

Glück und Erkenntniß.

Novellette von **Ernst Eckstein** *).

Die nachstehende kleine Erzählung spielt um's Jahr zweitausend nach Ehristi Geburt. Daß die Wahl dieses Zeitpunctes nicht etwa einer Schrulle, einem falschen Drange nach Originalität entspringt, wird der Leser im Verlauf der Ereignisse zur Genüge begreifen. So wenig es möglich ist, ein novellistisches Problem, dessen Lösung durch ein Telegramm oder durch ein Eisenbahnunglück herbeigeführt wird, in das Zeitalter des Perikles zu verlegen, so wenig eignet sich die Gegenwart für die physiologischen Voraussetzungen, auf welchen sich meine im Uebrigen sehr einfache Geschichte aufbaut. Ich bemerke nur noch, daß ich der äußeren Bequemlichkeit halber wie üblich im Präteritum vortrage. Nach dieser kurzen Einleitung beginne ich ohne Weiteres wie folgt.

Es war im Sommer des Jahres zweitausendundsechs. Am Fenster einer Dachstube, unweit des Kreuzberges, lehnte ein junger Mann in schwarzer Kleidung. Trotz der vorgeschrittenen philosophischen und naturwissenschaftlichen Erkenntniß des Zeitalters und der hierdurch bedingten Verbreitung einer antidogmatischen Weltanschauung war der junge Mann Candidat der Theologie; denn es gab noch immer eine vom Staate subventionirte Landeskirche. Die Eltern des jungen Mannes, arme Landleute aus der Mark, hatten den gefügigen und zärtlichen Sohn nach bestem Glauben und Wissen in diese Laufbahn hineingedrängt. Auch sonstige Verhältnisse waren maßgebend gewesen, und so sah sich denn Lorenz Bartholdy mit einer Veranlagung, die dem Wesen der Theologie schroff zuwider lief, in die Fesseln des Dogma's gebannt und darauf angewiesen, durch Verkündigung von Lehren, die seine philosophische Ueberzeugung ablehnen mußte, das tägliche Brod zu erwerben.

Anfangs hatte er sich mit stiller Resignation in diese Lage gefunden: allmälig aber begann ihm der Zwang unerträglich zu werden. Seine Wahrheitsliebe und sein leidenschaftliches Verlangen nach Erkenntniß bäumten sich auf gegen die Nothwendigkeit, sich um äußerer Vortheile willen verleugnen zu müssen.

---

*) Es wird dem Leser nicht entgehen, daß die Hülle, die den Kern obiger Novellette umschließt, dem „Lebensbild aus dem Jahr 2000" verwandt ist, das wir im vorigen Heft brachten. Eckstein's Beitrag ging uns merkwürdigerweise einen Tag nach der ebengenannten Skizze von C. Michael zu, so daß beide Autoren ganz unabhängig von einander auf dieselbe Form gekommen sind. Während jedoch in dem „Lebensbild" der vorigen Hefte das Aeußerliche, die Form, welche immer neue Phantasmen von Zukunftserfindungen hervorsprudelt, die Hauptsache war, ist die obige Novellette ihrem Kern nach eine tief innerliche, nachdenkliche Geschichte, die nicht nur die Phantasie, sondern das Denken anregt. Die Redaction.

Traurig lehnte er so an der Brüstung des Fensters und schaute in die Tiefe der Straße hinab, als ihn eine wohlbekannte Stimme mit hellem Ruf aus seiner trübseligen Versunkenheit aufschreckte.

„Salve!“ klang es lustig hinauf. „Was brütest Du, alter Kopfhänger? Komm mit ins Grüne! So herrlich wie heute hat die Sonne nie auf die Hauptstadt herabgeleuchtet!“

Ueber die Züge des Theologen zuckte ein wehmüthiges Lächeln.

„Ich komme!“ rief er hinunter.

Er nahm den Hut vom Simse und eilte die Treppe hinab

„Guten Tag, Felix!“ sagte er herzlich, indem er dem Freunde die Hand bot; „ich bin Dir dankbar, daß Du mich aus meiner freudlosen Einsamkeit herausreißest. Du glaubst nicht, was ich während der letzten Zeit durchgemacht habe!“

„Wie so?“ fragte Felix. „Immer wieder die alten seelischen Kämpfe? Ich dächte, es wäre so leicht, seiner Ueberzeugung zu leben!“

„Nicht so leicht, wie Du meinst.“

„Pah, Du denkst immer und immer wieder an's tägliche Brod. Es ist doch sehr gleichgültig, ob die paar tausend Mark, die Du beanspruchst, aus dem Säckel der Kirche oder sonst woher fließen. Ein Mann von Deinen Talenten muß heutzutage Carrière machen! Arbeite ein halbes Jahr lang auf unserem Laboratorium, Du wirst über Deine eigenen Fortschritte staunen! Oder werde Schriftsteller!“ fügte er scherzend hinzu. „Die haben ja jetzt ihr goldenes Zeitalter.“

Lorenz Bartholdy schüttelte seufzend das Haupt.

„Ach, Freund“, sagte er, „Du kennst noch nicht die ganze Bedeutung meines Dilemma's. Ich habe bis jetzt geschwiegen, aber ich sehe, ich that Unrecht daran. Du mußt Alles wissen, wenn Du meine Halt- und Rathlosigkeit nicht falsch beurtheilen sollst. Erfahre denn, was mir die Fähigkeit aller Entschlüsse lähmt. Ich liebe die Tochter des Oberhofpredigers.“

„Fräulein Tosca, die schlanke, blonde Tosca?“

„Dieselbe.“

„Und liebt sie Dich wieder?“

„Von ganzer Seele.“

„So wünsch' ich tausendmal Glück, Du Beneidenswerther.“

Der Candidat seufzte abermals.

„Beneidenswerth, — freilich, wenn Alles nach Wunsch ginge . . . ! Aber die Götter wissen, was die Zukunft uns bringen wird. Ich sage Dir, Freund, der Zwiespalt, der mir die Seele zerreißt, macht mich nachgerade fast wahnsinnig. Tosca's Vater . . . Du kennst seinen strengen, zelotischen Sinn. Wenn ich der Gottesgelehrheit den Rücken kehre, wenn ich die bewußte Stelle an der Sophienkirche demnächst ausschlage, dann ist jede Hoffnung auf den Besitz meines Mädchens verloren. Er wird nie, nie einwilligen, und Tosca verehrt ihren Vater zu aufrichtig, zu kindlich . . .“

Felix blickte inzwischen überaus nachdenklich vor sich hin.

„Du bist überzeugter Anhänger unserer neuesten Philosophie?“ begann er nach einer Weile.

„Ob ich es bin!“ sagte der Candidat.

„Und macht Dich diese philosophische Ueberzeugung glücklich?“

„Glücklich?“ wiederholte Lorenz gedehnt. „Jedes Erkennen an sich giebt Befriedigung, — aber glücklich im strengen Sinne des Wortes, glücklich, wie

unſere Altvordern, iſt doch nur das naive Gemüth, dem d
Weſen der Dinge verſchloſſen bleibt. Der Jüngling von
Schleier gehoben . . .“

Felix ergriff den Freund bei der Hand. „Morgen
ſagte er haſtig; „ich will Dir meine neueſte wiſſenſchaftlich
theilen. Verſprich mir, daß Du Dich im Laufe des Vo
wirſt.“

Lorenz war mit Freuden bereit.

Es gelang nun der allzeit fröhlichen Laune des jung
ſeinen Freund nach kurzer Friſt aufzuheitern. Sie verbrac
behagliche Stunden in den Anlagen des zoologiſchen Parke
erſt beim Hereinbrechen der Dämmrung.

Am folgenden Tage machte ſich Lorenz frühzeitig a
war ein herrlicher, thaufriſcher Morgen. Auf dem Gutzko
ihm die Equipage des Oberhofpredigers, der, von ſeiner
eine Spazierfahrt nach dem Thiergarten machte. Niemals
didaten ſo weich und wehmüthig zu Sinne geweſen als heut
einer Art von Zerknirſchung. Bei dem holden, roſigen L
ihm ſpendete, gab es ihm einen Stich in das Herz. D
Zauber des erwachenden Junimorgens ſchien ſich in dieſe
Antlitz, in dieſen ſchalkhaft zärtlichen Blicken, auf dieſem
Mund zu vereinigen. Auch der Oberhofprediger ſah milder a
Um das kräftige Doppelkinn ſpielte Etwas, wie väterliches
weiße Binde glänzte nicht ganz ſo dogmatiſch wie in der
ſchaft, wo der vortreffliche Mann ſo nachdrücklich gegen die
gen der Gehirnforſcher und ähnlicher Glaubensfeinde geda

Lorenz ſchaute dem Wagen, wie er ſo an dem eherne
vorüber in die große Ringſtraße einbog, gedankenvoll nach.
blonde Tosca noch einmal ihr Köpfchen; die blauen E
Hutes flatterten wie zum Gruße im Morgenwind. Loren
auf's Herz und ſchritt wie im Traum nach dem prächtige
Sockel reich mit Reliefſchilderungen geſchmückt war. Di
der ſein Blick haftete, war Uriel Acoſta. Es überkam ihn
ſeines künftigen Schickſals. Erſt vor wenigen Tagen h
theater am ehemaligen Gensdarmenmarkt, der ſeit dem g
helm's V. über die Ruſſen umgetauft worden war und d
lenkaplatz führte, das berühmte Trauerſpiel zum ſo und ſo
ſehen, — und war tiefer als jemals davon ergriffen worde
Anblick des Dulders von Neuem jene Empfindungen, d
Abend ſo klar und bedrohlich durch die Seele gezogen.

„Tosca!“ rief er aus, „wäre es möglich? ſollte au
Frühlingstraum in Aſche verſinken? Sollte auch ich um de
qualvoll entſagen müſſen? Ach, warum ſind uns die Sch
wenn uns in der Höhe des klaren Aethers, zu der wir em
Herzblut erſtarrt! Glückliches Einſt! Holdes Dämmerlicht der Vergangenheit! Wie ſchlicht und glaubensſtark fühlte noch ſelbſt das Jahrhundert Wilhelm's des Siegreichen; das Jahrhundert, in welchem Gutzkow ſeinen Uriel Acoſta ſchrieb! Wie ſchüchtern beſprachen die Schriftſteller alle diejenigen Fragen der Wiſſenſchaft, die mit den Theſen der Landeskirche im Widerſpruch ſtanden! Die öffentliche Meinung, das Volksbewußtſein war alſo da-

mals noch buchstabengläubig! Es fiel selbst dem begabteren Kopfe nicht schwer, ein gewisses Streben nach Aufklärung mit den Pflichten der Orthodoxie, ja mit dem Beruf eines Priesters zu vereinigen . . . ! Jetzt aber, wie hat sich Alles gewandt! Unser Jahrhundert ist das der Alles zertrümmernden, Alles umschaffenden Philosophie. Fast jeder Tag bringt eine neue Entdeckung auf dem endlosen Gebiete der Naturwissenschaft. Jede Stunde löst ein neues Problem. Noch haben wir Nichts, das wir erfolgreich an die Stelle des Entschwundenen zu setzen vermöchten; noch ist die Weltanschauung des einundzwanzigsten Jahrhunderts im Werden: aber so viel ist zweifellos, die schönen Tage von Einst sind unrettbar vorüber, und nur künstlich werden ihre äußeren Formen noch aufrecht erhalten. Ach, wie beneid' ich euch, ihr frommen Gemüther, um den freundlichen Schleier, der eure Augen umfing! Gebt mir nur die Hälfte eurer freudigen Zuversicht, eurer beglückenden Unbekanntschaft mit der Natur, eurer unphilosophischen Redlichkeit! Könnte ich glauben! Könnte ich mein Wissen von den ehernen Gesetzen des Weltalls wie eine falsche Ziffer von der Tafel meines Herzens hinweg wischen! Welches unsagbare Glück wäre der Preis dieser Austilgung! Ein Leben an ihrer Seite und der schöne Traum, in alle Ewigkeit mit ihr verbunden zu bleiben!"

In diesem Augenblick schlug es von dem nahgelegenen Versammlungshause der Pantheisten dreiviertel auf Zehn. Der helle Klang des Metalls rüttelte ihn aus seinen Betrachtungen auf. Er schritt quer über den Platz und bog in die Stephanstraße. Ein Zeitungsverkäufer bot ihm die neueste Nummer der „Deutschen Reichszeitung" an. Die öffentliche Meinung beschäftigte sich damals lebhaft mit einem Grenzstreite zwischen Griechenland und dem Kaiserthum Ungarn. Der Depeschenwechsel zwischen Byzanz und Budapest war ein äußerst erregter. Ungarn hatte sogar mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen gedroht, und nur der Vermittlung Deutschlands und Frankreichs war es geglückt, den Ausbruch offener Feindseligkeiten zu hintertreiben. Lorenz kaufte also das Blatt und suchte ein wenig zerstreut nach der Abtheilung „Hellas". Die Nachrichten boten diesmal wenig Interesse. Eben wollte unser Freund die Zeitung zusammenfalten und einstecken, als in dem nichtpolitischen Theile ein Telegramm aus Wien seine Aufmerksamkeit fesselte. Da stand nämlich unter Anderm zu lesen:

„Einer unserer talentvollsten jüngeren Gehirnforscher, Herr Felix Stein aus Berlin, wird demnächst in unserer philosophischen Gesellschaft „Anthropos" Vorträge halten über eine von ihm gemachte, wie es scheint höchst bedeutsame Entdeckung auf dem Gebiet der Gehirnlehre. Ueber das Wesen dieser Entdeckung herrscht vorläufig ein tiefes Geheimniß: dürfen wir jedoch dem Berichte eines uns befreundeten Ungarn glauben, der mit Herrn Stein wiederholte Unterredungen hatte, so erschließt sich hier ein ganz neues Gebiet des Wissens wie der praktischen Thätigkeit. Der erste Vortrag wird Ende August stattfinden, da Herr Stein bis dahin mit allerlei experimentellen Ausarbeitungen beschäftigt ist."

Diese kurze Notiz übte auf Lorenz eine unbeschreibliche Wirkung aus. Die Einladung von Gestern gewann plötzlich eine neue, räthselhafte, Beleuchtung. Er brannte vor Ungeduld, seinem Freund gegenüber zu treten. Wie es kam, wußte er selber nicht: aber er dachte in dem gleichen Augenblicke an Tosca. Als hinge sein Glück davon ab, rannte er auf den nächsten Miethswagen zu, sprang hinein und nannte dem Kutscher Straße und Hausnummer.

Die fiebernde Ungeduld ließ ihn auch unter dem Fahren nicht los. Er

blätterte zwar mechaniſch in der Zeitu
Spalte zu Spalte. Selbſt ein intereſſan
Goethe's Hermann und Dorothea rüh
Dichtern her, und ſei nur zuſammengeſch
dieſe hochwichtige literarhiſtoriſche Abhan
Unruhig zerknitterte er das ſchöne, feſt
einer Ecke des Polſters in die andere.

Da endlich hielt das Fuhrwerk a
hauerperſpective. Lorenz entlohnte den K
den elektriſchen Lampen hindurch ins
im Studirzimmer ſeines Freundes.

Der weite, luftige Raum mit den
gewährte einen ebenſo maleriſchen wie
öffnete Eckfenſter geſtattete dem Licht und
Roſendüfte, wie ſie in vollen köſtlichen
ten, über die mannigfachen Chemikalien,
auf Tiſchen und Repoſitorien ſtanden, de
Maſchine, die Lorenz, ſo viel er wußte,
dem Eckfenſter gegenüber zwiſchen zwei B
rad blinkte goldhell im Sonnenſchein.
Räderwerkes ließ erkennen, daß dieſe Ma
tricität, ſondern durch jene neue Wunderkr
bindung des Fluor mit dem Sauerſtoff her
heimniß ihrer Erfinderin, der genialen Ruſ
Forſcherin verkaufte die Erzeugniſſe ihrer n
Thätigkeit für beträchtliche Summen; de
die eigenthümliche, graublaue Maſſe —
geringe Quantitäten bezahlt wurde, doch
fähigkeit noch bei Weitem billiger als all
Das Lydium durfte etwa mit einem
verglichen werden; nur daß die von ih
ungleich größeren Raum einnahmen. Ar
feſten in den gasförmigen Zuſtand nach Belieben verlangſamt oder beſchleu-
nigt werden. Ein Gramm Lydium genügte ſchon damals, um eine Maſchine
von zehn Pferdekräften zwei Tage lang im Betrieb zu erhalten. Auf mehre-
ren Eiſenbahnlinien hatte man bereits die Dampfkraft durch dieſes ungleich
praktiſchere Betriebsmittel erſetzt. Viele Fabriken, zumal in Norddeutſchland,
waren dieſem Beiſpiel gefolgt. Dabei beſchäftigte das Lydium unausgeſetzt
den ganzen Scharfſinn und die glühendſte Wißbegierde unſerer Gelehrten.
Ein Chemiker in Paris hatte nach wiederholten Verſuchen Eigenſchaften des
neuen Stoffes entdeckt, die ſelbſt der Erfinderin überraſchend waren. Kurz,
das Wort Lydium hatte für alle wiſſenſchaftlichen Kreiſe etwas geradezu Auf-
regendes.

Lorenz war allerdings ſchon zweimal „Lydium gefahren", wie die Ber-
liner zu ſagen pflegten: auf der Strecke nämlich von Leipzig nach Dresden,
die ſich zuerſt in Deutſchland der neuen Triebkraft bemächtigt hatte; aber er
hatte noch niemals die Wirkungen und die Thätigkeit einer Lydialmaſchine
eingehender beobachtet. Sein Auge flammte daher vor Neu- und Wißbe-
gierde, als er das blinkende Räderwerk und das eigenthümliche ſtählerne Käſt-
chen wahrnahm, in welchem das Lydium verkauft wurde.

„Bezieht sich Deine Entdeckung auf diesen Allerweltsstoff?“ fragte er nach der Maschine deutend.

„Der Stoff ist dabei im Spiele“, versetzte Felix.

„Wunderbar! Diese Russin scheint eine förmliche Revolution in allen gelehrten Köpfen des Erdballs anzurichten! Es sollte mich nicht überraschen, wenn es demnächst mit Hülfe des Lydiums gelänge, sämmtliche Elemente in jene hypothetischen Urelemente auseinander zu legen, von denen unsere Naturphilosophie jüngsthin so überzeugungskräftig geredet hat.“

Felix lächelte, — augenscheinlich zerstreut. „Wohl möglich“, sagte er achselzuckend. Dann öffnete er bedächtig die Flügelthüre, die ins Nebengemach führte und ließ einen kurzen, dreimal wiederholten Pfiff ertönen. Lorenz vernahm ein eigenthümliches Scharren und ein leises, freudiges Bellen. Schweifwedelnd trat eine große Dogge ins Zimmer, die Liebkosungen ihres Herrn zärtlich erwidernd.

„Schaff' die verwünschte Bestie fort!“ rief Lorenz, hinter einen Stuhl retirirend. „Es ist unverantwortlich, daß Du diesen Köter ohne Maulkorb herumlaufen lässest. Du selber hast ja von seiner Bissigkeit unangenehme Proben erlebt, trotz Deiner Autorität als Gebieter.“

„Versuch es dreist: ich stehe dafür, daß er sich streicheln läßt wie ein Schooßhündchen.“

„Mich gelüstet's nicht, ihn auf die Probe zu stellen.“

„Aber merkst Du denn nicht, daß Cheops völlig verwandelt ist? Sieh nur, wie sanft, wie schmiegsam!“

„In der That! Aber das macht die Gewohnheit. Endlich merkt auch die schlimmste Creatur, wer Macht und Recht über sie hat. Ich als Fremder ...“

„Ich versichere Dich, Du riskirst nicht das Mindeste. Ich gebe Dir mein heiligstes Wort darauf. Thu' mir den Gefallen und ruf' ihn zu Dir. Ich hab' ein besonderes Interesse dabei.“

„Gut denn!“ erwiederte Lorenz, der noch immer nicht seine Besorgniß verwunden hatte. „Aber gieb wenigstens Acht, daß Du nöthigen Falls rechtzeitig ...“

„Ungläubiger Thomas“, lachte Felix, indem er dem Hund einen leichten Schlag versetzte.

„Komm, Cheops, komm!“ rief der Candidat ein wenig gepreßt.

„Geh hin, guter Cheops“, fügte Felix mit einer aufmunternden Handbewegung hinzu.

Und der Hund eilte schweifwedelnd zu Lorenz und rieb den kurzen, häßlichen Kopf traulich an dessen Knie.

„Ists möglich?“ rief der Candidat schier verblüfft. „Dieser Cheops, dieses scheußliche Unthier, der Bissigste aller Bissigen, den Du wie ein Curiosum seiner überschwänglichen Niederträchtigkeit wegen aus der Hefe des Hundethums auserlesen zu haben schienst, er spielt mit einem Male den Gutmüthigen, den Gefühlvollen? Allen Respect vor Deiner Dressur, das muß ich sagen.“

„Die Dressur hat mit der Sache wenig zu schaffen“, erwiederte Felix geheimnißvoll „Die Dressur könnte allerdings zur Noth ein paar äußere Manieren ankünsteln, die, oberflächlich betrachtet, wie Sanftmuth aussähen: aber nach kurzer Frist würde der wahre Charakter des Thieres wieder zum Durchbruch kommen. Nein, lieber Junge, dieser Hund *spielt* nicht den Gutmüthigen: er ist gutmüthig, und diese Charakteränderung, die sich beiläufig

gesagt, binnen vierundzwanzig Stunden vollzogen hat, ist das Werk Deines Freundes!"

„Unmöglich!"

„Es ist, wie ich sage. Uebrigens darfst Du Dir das Problem, das ich hier glücklich gelöst habe, nicht allzu verwickelt vorstellen. Was wir die Bösartigkeit meines wackern Cheops nannten, war nicht etwa die Totalität seines Charakters, sondern eine cholerische Reizbarkeit, eine Hyperfunction gewisser Gehirntheile, ein abnormes Zuviel. Es galt also nur, dieses Zuviel zu beseitigen und der Normalcharakter des Hausthieres, wie er sich unter dem Gesetze der Vererbung und Anpassung seit Jahrhunderten entwickelt hat, mußte zum Vorschein kommen."

Lorenz, der sich gerade für die großen Probleme der Gehirnwissenschaft lebhaft interessirte, starrte bei diesen Worten seines gelehrten Freundes den schweifwedelnden Cheops an wie ein Phänomen.

„Das klingt so einfach", sprach er nach einer Weile. „Es handelt sich allerdings nur um den festen Punct: sobald er gegeben ist, läßt sich die Welt bequem aus den Angeln heben; aber wer giebt uns den Punct? Es leuchtet mir ein, daß es nur die Beseitigung jenes Zuviel galt, um diese Umwandlung zu bewirken; aber wie Du diese Beseitigung selber bewirkt hast, das übersteigt meine kühnste Combinationsgabe."

„Theoretisch müßtest Du der Sache doch nahe kommen. Du weißt, schon vor Jahrhunderten war man im Besitz von Mitteln, die ein Zuviel des Gehirnlebens wenigstens vorübergehend beseitigen konnten; zunächst allerdings ein Zuviel des Bewußtseins. Eine Reihe von anästhesirenden Stoffen war bereits zu Lebzeiten Darwins und Häckels im Schwange. Zahlreiche andre Substanzen sind im verflossenen und im laufenden Jahrhundert hinzugekommen. Ich erinnere Dich nur an die überraschenden Wirkungen jenes Strontiumpräparates, das auf Tage hinaus gewisse Functionen des Gedächtnisses aufhob, ohne die übrigen Geisteskräfte zu beeinträchtigen. Später hat man Versuche gemacht, gewisse Theile des Gehirns, die man vorzugsweise als den Sitz dieser oder jener geistigen Thätigkeit erkannt hatte, zu beeinflussen; allein, wie Du weißt, mit sehr bedingten Erfolgen. Die Topographie des Gehirns, wenn ich so sagen darf, hat zwar gerade in den letzten Jahren nie geahnte Fortschritte gemacht: man weiß, unter welchen Umständen diese oder jene Function an diese oder jene Windung gebunden ist u. s. w. Die Schwierigkeit aber lag darin, die dem Blute durch die Verdauungs- oder die Athmungsorgane zugeführte Substanz an die betreffende Stelle des Centralorganes zu dirigiren. Die Versuche, die man zunächst in Paris und später auch bei uns und in Petersburg angestellt hat, waren überaus geistvoll geplant: aber die praktischen Resultate blieben gleich Null. Mir ist's nun gelungen, die einzelnen Gehirntheile direct zu beeinflussen und zwar, was bei der Sache höchst wesentlich ist, derart, daß die erzielte Wirkung auf immer vorhält, falls nicht eine leicht zu bewerkstelligende Gegenoperation eintritt. Der Stoff, den ich in Anwendung bringe, ist eine eigenthümliche Combination des Lydiums mit Schwefeläther. Ich löse meine Aufgabe nicht von Innen, nicht durch Vermittlung des Blutes, sondern von Außen, indem ich eine Art von Trepanation en miniature ausführe und das wunderwirkende Gas durch ein silbernes Röhrchen auf die Gehirnhaut einströmen lasse. Die Operation ist völlig gefahrlos, da dieses Gas gleichzeitig die Eigenschaft hat, jede Entzündung zu verhindern und später die Heilung der kleinen Wunde

überaus zu beschleunigen. Mein guter Cheops war in drei Tagen wieder vollständig hergestellt."

Der Candidat beugte sich unwillkürlich über den Schädel des Thieres, um die Stelle ausfindig zu machen, wo die Operation stattgefunden. Aber da war nicht das Geringste zu sehen. Erst als er das Haar des Hinterkopfes gegen den Strich zurückschob, bemerkte er eine kahle Stelle von der Größe eines Fingernagels.

„Die herausgesägte Knochenscheibe ist noch weit kleiner", erläuterte Felix. „Der Apparat fungirt in der That musterhaft. Siehst Du dort die kleine eiserne Kapsel, die fast die Gestalt eines Schröpfkopfes hat? Meine Erfindung! Jansen, der Mechanikus in der Häckelstraße, hat sie nach meinen Angaben construirt. Ein kräftiges Uhrwerk läßt die eigenthümlich geformte Säge die vorgeschriebenen Kreise beschreiben, und zwar mit jeder Umdrehung ein Hundertstel Millimeter tiefer. Dabei sind verschiedene Sicherheitsvorkehrungen angebracht ... hier zum Beispiel ..."

Er schritt nach dem Ecktische und nahm das unscheinbare Instrument in die Hand, um seinem staunenden Freunde einige Details zu erklären.

Nun entstand eine lange Pause. Der Candidat war augenscheinlich ganz in die wunderbare Fülle von Gedanken vertieft, die der Freund in ihm angeregt hatte; Felix dagegen schien mit einem Plane zu ringen, der ihn unwiderstehlich ergriffen hielt und doch das Wort scheute. Zwei, drei Mal, durchmaß er das Zimmer mit großen Schritten; dann warf er sich, wie aus langer Betrachtung erwachend, in die Ecke des Divans, bat Lorenz, im Sessel am Fenster Platz zu nehmen und offerirte ihm scheinbar gleichgültig eine Porzellanpfeife, wie sie damals bei der akademischen Jugend im Schwange waren.

„Laß uns jetzt von was Anderm reden!" sagte er lächelnd, indem er den Tabak durch den elektrischen Funken seiner zierlichen Rauchtischbatterie in Brand setzte. „Was Du mir gestern mittheiltest, hat mir zu denken gegeben. Du willst der Priesterlaufbahn den Rücken kehren; Du willst Dein Glück auf's Spiel setzen; Du willst einer gesicherten Zukunft, Du willst dem schönsten und liebenswürdigsten Mädchen, das Du anbetest und das Dich wieder liebt, muthig entsagen, nur um Deiner Ueberzeugung folgen zu können. Ich achte das, ich verehre das. Du hast eben Blicke in die geheimnißvollen Tiefen des Lebens gethan; Blicke, die das Festhalten am Dogma nur zum Acte eines freiwilligen Entschlusses, nicht aber zur Folge einer ethischen Nothwendigkeit machen würden; mit einem Worte: Du hast den Glauben verlernt und willst nicht den Glauben erheucheln, um äußerer Vortheile willen. Indessen — Du kennst ja die uralte Frage: Was ist Wahrheit? Wer bürgt Dir dafür, daß so manche Errungenschaft unserer exacten Forschung, so manche scheinbar unumstößliche Lehre unserer Naturwissenschaft mehr ist als ein gut formulirtes Dogma? Und wenn wir schließlich den ganzen Kern des Daseins aus seinen tausendfachen Hülsen herausgeschält hätten, bist Du gewiß, daß uns diese Erkenntniß glücklicher und tauglicher machen würde für eine Wanderung, die, mag sie über sonnenbeglänzte Höhen oder durch dämmernde Tiefen führen, doch allzeit im Thale des Todes mündet? Gerade heraus: Du kannst und willst die Rolle eines Priesters nicht fortspielen, weil die Kraft Deiner philosophischen Erkenntniß Dir das Widerspruchsvolle gewisser Lehren enthüllt, weil Dein philosophisches Denken die Glaubensfähigkeit im Keime erstickt. Käme diese garstige philosophische Logik, wenn ich so sagen darf, minder lebhaft zum Wort, so würden gewisse Vorstellungskreise, die in den

· Kindheit unſer Fühlen und Denken beherrſcht haben und allmälig der Erkenntniß erſtarrt ſind, wieder aufthauen; Du würdeſt glau- würdeſt, was Dir jetzt wie ein Mythus erſcheint, für möglich, halten; Du könnteſt Prieſter bleiben, ohne daß Deine Ueberzeugung m Berufe in Zwieſpalt träte. Das Organ der philoſophiſchen Le- t ſeit den Forſchungen des unvergleichlichen Volkmar auf's Genaueſte ſich fixirt. Meine neue Entdeckung ſetzt mich in den Stand, dieſes rect zu beeinfluſſen und das Zuviel ſeiner Function auszutilgen... bündig, es wäre mir ein Geringes, Dir die Gläubigkeit Deiner gendjahre auf operativem Wege wiederzugeben. Alles, was Du je Geheimniſſe des Lebens, über die Räthſel des Weltalls, über die e des Bewußtſeins in ſchlafloſen Nächten gegrübelt haſt, läge als- iger Vergeſſenheit hinter Dir. Du würdeſt Dich nur einzelner Mo- eines wüſten Traumes erinnern; Du fändeſt in dieſer philoſophiſch der poetiſch reicheren Weltanſchauung die ganze Fülle jener ſeeliſchen wieder, die wir den Glaubensfrohen ſo oftmals glühend geneidet hne Gewiſſensſcrupel würdeſt Du die Stelle an der Sophienkirche, zt auszuſchlagen gedenkſt, annehmen; glückſtrahlend würdeſt Du ebte Tosca heimführen und Deinem Schwiegerpapa, dem Oberhof- in treu ergebener, mitſtrebender Sohn werden. Als ich Dich geſtern hig in das halbverlorene Paradies Deiner Sehnſucht blinzeln ſah, tiefe Leid bemerkte, das Dich gefangen hält, da faßte ich den Ent- h von meiner Entdeckung, die vorläufig für alle Welt noch Geheim- Kenntniß zu ſetzen und Dir meine Kunſt anzubieten. Ich wiederhole Operation iſt weder gefahrvoll noch ſchmerzhaft. In zehn Minuten rüber. Du fährſt nach Hauſe, hältſt Dich zwei Tage ruhig und am ge biſt Du wie neugeboren. Wähle alſo, mein Freund! Wie jener bgeſandte bei den Karthaginienſern trage ich Krieg und Frieden im einer Toga. Der Krieg nennt ſich Erkenntniß, der Friede nennt und Behagen. Ueberlege Dir's. Ich habe jetzt einen Gang nach raſſe. In einer Stunde bin ich wieder zurück: alsdann erwarte ich wort."

ing die Pfeife in den Metallring und verließ das Zimmer, ohne de Zeit zur Erwiderung zu laſſen. So eilig ſchlug er die Thüre bſt Cheops, der ſeinem Herrn folgen wollte, zu ſpät kam. Einige r lang ſtand das Thier ſchnuppernd an der Schwelle und lauſchte zogenen Ohren den Schritten, die im Treppenraume verhallten. j er ein leiſes, kurzes Geheul aus und kehrte zu Lorenz zurück, der bleich wie ein Marmorbild in den Polſtern des Seſſels lehnte. uerte ſich an der Seite des Candidaten ſtill in die Ecke, legte den die Pfoten und ſchloß die Augen.

ſich im Traum die Minute zu Stunden, zu Tagen, zu Jahren aus- durchlebte jetzt Lorenz in kurzem Zeitraum eine unendliche Summe n, Gefühlen, Gedanken und Erinnerungen. Seine ganze Exiſtenz von en Kindheit an glitt ihm an der Seele vorüber, nicht nur in großen n, ſondern mit tauſend Einzelheiten, mit Scenen und Stimmungen, lange vergeſſen glaubte. Das Glück des ſpielenden Kindes, der iche Frohſinn des Knaben, die beginnenden Kämpfe und die flür- ßbegierde des Jünglings, Alles dies zerlegte ſich ihm gleichſam , und mit nie gekannter Klarheit erblickte er die hellen und dunklen

Linien des Glaubens, des Gottvertrauens, des Zweifels und der philosophischen Resignation. Dann war ihm wieder zu Sinne, als vernähme er ein altes halbverklungenes Lied von der Nichtigkeit und Flüchtigkeit alles Lebens. Die phantastischen Todtentänze eines niederländischen Meisters, die er einst auf einer Ferienreise in Brüssel bewundert, tauchten mit einem Male wie gespenstische Mahnungen und Warnungstafeln in seinem Gedächtniß auf. Der Tod ...! Längst hatte er sich mit dem Gedanken an diesen großen Vernichter aller organischen Formen vertraut gemacht. Seine Philosophie hatte ihn gelehrt, das Grausenhafte, das der Instinct mit dem Begriffe des Nichtseins verbindet, siegreich abzustreifen. Aber völlig waren die angeerbten Regungen des Gemüthes nicht auszutilgen. Welch freundlicher Tausch, wenn ihm die Gunst des Geschickes jenen Glauben zurückgab, der da im Tode nur den Uebergang in ein besseres Dasein erblickt ...! Ach, und wenn seine jetzige Weltanschauung in der That die richtige war, wenn nur der geheimnißvolle Urgrund alles Seins, wenn nur das unfaßbare Wesen, das sich in der Erscheinungswelt manifestirte, ewige Dauer besaß — winkte dann die Versuchung, den flüchtigen Lebenstraum mit dem goldrosigen Schimmer des Glückes zu verklären, nicht doppelt reizvoll? Wer dankte es ihm, wenn er um des Wissens willen entsagte? Dieses Wissen selbst erlosch ja nach kurzer Frist in ewige Nacht! Eine Ueberzeugung zu heucheln, die er nicht hatte, — das freilich vermochte er nicht. Aber wenn sich die wunderbare Möglichkeit bot, jene Ueberzeugung in der That zu erwerben, — gleichviel auf welchem Wege —: weshalb hätte er zögern sollen, die dargebotene Hand zu ergreifen, und lieber im Kreise einer schlichten Lebensauffassung glücklich als mit aller Weisheit der Welt im Herzen elend zu sein? Wog das Gefühl der Erkenntniß in der That jenen himmlischen Zauber auf? War ein flüchtiger Blick in die Augen Tosca's nicht beseligender als der tiefste Blick in die Abgründe des Weltgeheimnisses? Die jugendfrische Gestalt des herrlichen Mädchens, das holde, schalkhaft lächelnde Antlitz, von den Wellen des dunkelblonden Haares umrahmt, der unbeschreibliche Klang ihrer Stimme, der ganze unsägliche Liebreiz ihres Wesens, das nur Licht und Blüthe zu sein schien, — dieser duftige Feentrug malte sich ihm jetzt so lebensvoll, so greifbar wirklich, daß er fast erschreckt aufsprang und die Hand auf das Herz preßte. Die Dogge, durch die jähe Bewegung aus ihrem Halbschlafe aufgeweckt, hob mit behäbigem Schütteln die Nase und klopfte mit dem kurzen Schweif wie in regelmäßigen Pendelschlägen den Boden. Lorenz setzte sich wieder und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen.

Fünf Minuten später trat Felix in das Gemach.

„Nun?“ fragte er schüchtern, nachdem er eine Weile dagestanden und den Candidaten betrachtet hatte.

Lorenz erhob sich und ergriff den Freund bei der Hand.

„Höre, Felix“, sagte er mit bebender Stimme; „unter einer Bedingung will ich von Deinem wundersamen Vorschlag Gebrauch machen.“

„Diese Bedingung wäre?“

„Daß Du die Operation nach Verlauf einiger Zeit wieder rückgängig machst. Ich will dem Zustand, den Deine Kunst mir in Aussicht stellt, nicht unwiderruflich anheimgegeben, ich will in der Lage sein, wirklich zu wählen. Verpfände mir also Dein Ehrenwort ...“

Felix lachte.

„Ich soll mein Ehrenwort geben“, rief er beinahe spöttisch. „Aber bester Freund, Du verkennst völlig die Situation. Was könnte mich verhindern,

Dir eine solche Zusage pünctlich und getreu zu erfüllen? Aber Du! Du wirst nicht wollen, wenn Du erst einmal die glückselige Ruhe Deiner vita nuova gekostet hast! Du wirst Dich weigern! Wenn Dir also ernstlich darum zu thun ist, so verpfände Du mir Dein Ehrenwort."

Lorenz rieb sich die Stirne.

„Gut", sagte er endlich, „sichern wir uns nach beiden Richtungen. Vollste Gegenseitigkeit schließe unsern Vertrag. Heute in vierzehn Tagen bin ich wieder zur Stelle, mag ich inzwischen gedacht, gefühlt, geträumt und genossen haben, was der Zufall und Deine Kunst wolle. Jetzt, — ohne Zögern ans Werk!"

* * *

Vierzehn Tage später erschien Lorenz zur festgesetzten Stunde im Arbeitsgemach seines Freundes. Die Operation war in jeder Hinsicht geglückt. Die geheimnißvolle Kraft jenes Lydiumpräparates hatte die philosophische Skepsis des Candidaten vollständig paralysirt; die betreffenden Gehirntheile waren so zu sagen in einen traumhaften Zustand versetzt und zum Theil ihrer vitalen Functionen beraubt worden. Wie der junge Mann jetzt auf die Schwelle trat, bot schon der Ausdruck seines leise gerötheten und ersichtlich rund gewordenen Angesichts die schönste Garantie für den stattgehabten Erfolg. Ein unbeschreiblicher Zug seelischer Harmonie leuchtete um die Augen, während sich die Lippen zu einem gutmüthigen, fast mitleidigen Lächeln verzogen.

„Willkommen!" rief der junge Gelehrte, einen flüchtigen Seufzer bemeisternd; „die Geschichte kann sofort losgehen. Alles ist vorbereitet."

Lorenz war überaus ernsthaft.

„Sieh, Felix, ich habe mich so zu sagen eidlich dazu verpflichtet, Deinen Hocuspocus noch einmal über mein unschuldiges Haupt ergehen zu lassen, und mein Wort ist mir heilig. Aber nicht wahr, Du nimmst mir nicht übel, wenn ich Dir mein tiefes Bedauern über die lästerliche Vermessenheit ausspreche, mit der Du vorgiebst, die Natur corrigiren zu können. Ich weiß ja, das Alles ist Tand, aber selbst im Spiele kann der Mensch das Heil seiner Seele gefährden. Als ich Dich neulich verließ, da ward mir das mit einem Male entsetzlich klar. Der Himmel hat mich erleuchtet; ich weiß nun, daß ich mich auf einer schiefen Ebene befand, die über kurz oder lang in den Abgrund führen und mein besseres Ich für alle Zeiten vernichten mußte. Ich beschwöre Dich, verbanne auch Du diese frevelhafte Gesinnung. Noch einmal: weil ein Versprechen mich bindet, füge ich mich Deinen unerquicklichen Possen: — aber dann, nicht wahr, das geloben wir uns, dann lassen wir ab von so übler Thorheit und ergehen uns im Glanze des Lichts."

„Was Du Erleuchtung nennst", sprach Felix wehmüthig lächelnd, „ist eben nur die Wirkung meiner Operation; ich habe Dich nicht getäuscht, ich habe kein Spiel getrieben."

Lorenz zuckte die Achseln.

„Sprich, was Du willst; die innere Stimme, die von Tag zu Tag lauter und lebendiger in meiner Seele zum Worte kommt, weiß das besser. Die Wege des Schicksals sind wunderbar. Gerade in dem Augenblick, da ich auf dem Gipfelpunct der Verblendung angelangt war, da ich so zu sagen Hand an mich selbst legte, gerade in diesem Augenblicke traf der warnende Zuruf mein Ohr, und ich kehrte um auf dem Wege des Irrthums."

Felix trat vor das halbgeöffnete Fenster und blickte eine Weile schweigend hinaus.

„Und Tosca?“ fragte er endlich.

Lorenz zögerte mit der Antwort.

„Fragst Du das auch ohne Frivolität, ohne Cynismus?“ stammelte er.

„Lorenz!“ rief der junge Gelehrte fast schmerzlich bewegt. „War ich nicht allzeit Dein treuester Freund? Hab' ich Dir jemals ein Recht gegeben, mich niedriger Gesinnungen für fähig zu halten?“

„Du hast Recht“, sagte Lorenz; „Dein Herz ist treu, wenn auch Dein Geist von den Irrlehren einer lichtlosen Philosophie umnachtet ist. Wisse denn, Tosca ist mein, mein vor Gott und der Welt. Noch in diesem Herbst feiern wir unsere Vermälung. Eine wunderbare Fügung hat es gewollt, daß die Frage meiner Anstellung gerade jetzt zur Entscheidung kam. Ich bin der glücklichste Mensch von der Welt; sonnig, wolkenlos, frühlingsfrisch liegt die Zukunft vor meinen Blicken: ein Leben mit ihr, ein stilles, trauliches Heim, verklärt durch den Zauber ihrer beseligend süßen Liebe, — ach, Felix, Worte vermögen nicht auszudrücken, was dieses jauchzende Herz empfindet! Hand in Hand werden wir unsere irdische Laufbahn durchmessen, verbunden in Freud und Leid, bis dereinst der Todesengel uns in die seligen Fluren des Paradieses einführt. Ach, Felix, auch dieses Paradies, ich kann mir's nicht ohne Tosca vorstellen, ohne sie, die ich mehr liebe als mich selbst! . . .“

Felix schwieg und setzte sich trübsinnig in die Ecke des Divans, während jetzt der Candidat an das Fenster trat und hinaus schaute in die sommerlich blühende Pracht des Hausgartens.

„Höre“, begann Felix nach einer Weile, „ich gebe Dir Dein Versprechen zurück; ich sehe Dich so reich beglückt durch die Wandlung, die mit Dir vorgegangen, daß es mir wie ein Frevel vorkäme . . .“

„Du Thor“, unterbrach ihn Lorenz mit lautem Gelächter; „spielst Du Komödie oder glaubst Du im Ernste . . .? Deine Operation ist spurlos an mir vorübergegangen! Und jetzt erst recht beharre ich bei unserer Vereinbarung. Ich will Dich in bester Form ad absurdum führen. Komm! Nicht einen Augenblick sollst Du zögern. Auf diese Weise wird mir zum guten Werke, was sonst nur ein müßiger Frevel wäre.“

Da half kein Sträuben. Uebrigens war ja die Wiederholung jener ersten Operation eine Kleinigkeit und Alles sprach dafür, daß der Candidat die Paralysirung der jetzt zu reactivirenden Gehirntheile wieder verlangen würde.

Felix griff also ganz wie das erste Mal zu dem eigenthümlichen Uhrwerk und ließ die zierliche Säge ihre Arbeit verrichten. Eine elektrische Batterie und einige andere Apparate thaten das Uebrige.

„Noch vor Abend wirst Du die Folgen verspüren“, sagte Felix, als der Freund mit verbundenem Haupt von ihm Abschied nahm.

Ein mitleidiges Lachen und ein kräftiger Händedruck waren die Antwort.

* * *

Sechs Tage später erschien Lorenz abermals im Studirgemach seines Freundes. Die kurze Frist hatte ihn diesmal so von Grund aus verwandelt, daß Felix ihn kaum wieder erkannte. Die Spuren der furchtbarsten seelischen Kämpfe lagen auf diesem aschfahlen Antlitz. Bleigraue Schatten unter den Augen erzählten von ruhelos durchgrübelten Nachtstunden. Der gepreßte

Mund verrieth ein unendliches Weh. Und doch lag etwas Feierliches im Blicke, etwas Klares und Weihevolles; ein Ausdruck von Sieghaftigkeit, wie er die christlichen Märtyrer gewisser italienischer Maler kennzeichnet.

Felix ging ihm entgegen und umarmte ihn schweigend.

„Theurer Freund", begann Lorenz, „wenn ich ein Dichter wäre, so könnte ich jetzt eine Divina Commedia von ureignem Gepräge schreiben. Du hast mich durch Himmel, Fegefeuer und Hölle geführt; mehr noch, Du hast mir gezeigt, wie vollendet diese drei Zustände im Gemüthe des Menschen liegen. Himmelslust und Höllenqual, — ich habe Alles bis auf den letzten Tropfen des Bechers ausgekostet, und nun schwebe ich, ein selig-unseliges Wesen, inmitten von Qual und Glück, ein echter Insasse jenes Fegfeuers, das da Erde heißt."

„Find' ich mich zurecht im Labyrinth dieser Bildersprache", erwiederte Felix zögernd, „so verlangst Du zurück in den Himmel?"

„Nein, o nein!" rief Lorenz mit schmerzlich bewegter Stimme. „Es wäre vielleicht eine Gunst des Schicksals gewesen, wenn es mir die Rückkehr zur Erkenntniß versagt hätte, — und frevelhaft bedünkt mich der Unberufene, der das beglückte Gemüth seiner Träume beraubt, ohne sie ersetzen zu können: aber nun, da die Kraft des Gedankens neu in mir aufblüht, da der Drang nach Wahrheit mich ungestümer denn je ins Getümmel der Geister treibt: jetzt freiwillig und mit vollem Bewußtsein abzudanken — das, theurer Felix, vermag ich nicht. Das Wissen erfüllt mit Schmerz; es zerfleischt das glückverlangende Ich, — aber es verleiht einen göttlichen Adel, den nichts auf der Welt zu ersetzen vermag. Es gewährt ein Glück, das mit dem Egoismus im gewöhnlichen Sinne allerdings nichts zu thun hat, ein Glück, das von Kämpfen und Leiden zersetzt und vielleicht eben darum einem denkenden Geschöpf adäquater ist, als der Friede der Hoffnungsfreudigen. Laß mich in meinem Fegefeuer, guter Felix! Auch Du verharrst ja in der Sphäre der Rastlosigkeit, obwohl es nur an Dir läge, diesem Kreise zu entfliehen; auch Du hast die wundersame Kraft Deiner Entdeckung nicht an Dir erprobt..."

„Ja, Du hast Recht", rief der junge Gelehrte den Freund umarmend, „die Erkenntniß an sich ist ein Segen, der alle Martern der Welt aufwiegt. Der Drang, der uns trotz aller Dornen vorwärts leitet, bürgt uns dafür, daß wir unsere Bestimmung so am Wahrsten und Reichsten erfüllen. Wir sind das Weltenauge; unser Beruf ist das Schauen. Laß uns schauen, mein Freund; laß uns dulden!"

Marseiller Skizzen.

Um 7 Uhr Abends dampft vom Boulevard Mazas ein Zug ab, der nur Reisende aufnimmt, deren Ziel über 250 Kilometer von Paris liegt. Es ist dies der eigentliche Geschäftszug, der die Distanz zwischen Paris und dem Mittelmeer so viel abkürzt, als es die Grenzen mathematischer Möglichkeit gestatten. In 17 Stunden wird die ungeheuere Strecke durchrast. Man hat in Paris das Diner eingenommen und findet zum Frühstück die auf dem Tische dampfende Bouillabaise, den Fischragout, das Nationalgericht der Phacäer. Der Eilzug, der dieses Wunder bewirkt, heißt auch train rapide, während die übrigen Eilzüge nur das Prädicat train express beanspruchen dürfen. Wie viel schöner und gemüthlicher würde sich's da fahren, wenn die P. L. M. Gesellschaft sich endlich einmal entschließen würde, die amerikanischen „bars" einzuführen und den Reisenden zu gestatten das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, die Fahrt süß in Morpheus Armen zurückzulegen. Aber die Verwalter der Bahn haben sehr conservative Gesinnungen und es liegt ihnen ganz besonders daran, so lange wie möglich ihre zweckmäßigen wohl aus Ironie als Bettcoupé's bezeichneten Separatabtheilungen zu verwerthen, wo es kein Bett giebt, die aber dafür horrend theuer sind. Wie frisch und wohlgemuth würde man da das Pflaster von Marseille betreten nach der staunend raschen Fahrt. Andererseits ist jedoch am hellen Mittag kaum thunlich, bei dem Geräusch, welches auf der Cannebière herrscht, beim Schlaf um Audienz nachzusuchen. Das Beste ist daher, sich die Augen zu reiben, in einem Becken Wasser Erfrischung zu suchen und sich sofort nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt umzusehen.

Die künstlerische Neugierde, wenn man etwa von einer solchen geplagt ist, wird sich bald befriedigt zeigen. Ein Blick auf das vor sechs Jahren aufgeführte ziemlich geschmacklose „Chateau d'eau", einen aus mehreren Bauten bestehenden Complex, und wir sind fertig. Marseille kann mit Rom nicht concurriren. Dafür aber kann man sich an dem Hafen nicht satt sehen. Dieser Hafen ist die wirkliche Sehenswürdigkeit Marseille's; er ist der Stolz der Stadt, der Beweis von der Größe und dem Reichthum seiner Bürger. Seitdem ich Hamburg und dessen Hafen kennen gelernt, drängt sich mir sofort, und viele Freunde werden wohl den imponirenden Eindruck der Königin der Nordsee im nämlichen Grade empfunden haben, wenn ich eine andere Seestadt betrete, der Vergleich mit der Elbestadt auf. Unwillkürlich schweift das Auge auf den stolzen Wald von Masten, den man vom Hügel auf St. Pauli erblickt, man zählt im Geiste, wie groß der Abstand ist und calculirt was für eine unermeßliche Summe Reichthums in einer Stadt wie Hamburg und in einem Marseille vor Anker liegen mag. Und steht man einen hellen, klaren Nachmittag auf dem Gelände, das über dem Hafen la Joliette lacht, und sieht, wie das indigofar-

bige Meer so mild und lieblich an die Quai's plätschert, so denkt man unwillkürlich an Eissperre, polarische Bilder von Schnee und Winterlandschaft ohne Ende unter grauem Himmel. Aber hier kennt man dergleichen nicht, wir sind ja bei der großen „gueuse parfumée", der duftigen Dirne, wie die Poeten des Mittelmeers die lachende Provence nannten, die Jahr aus Jahr ein im ausgeschnittenen Haar, mit grollenden Haaren, von einem Chor Minnesänger begleitet einherschreiten darf und für die Pelzwerk ein unnützer Luxusartikel ist.

Es laufen im Januar wie im Juni die Schiffe ein und aus, leicht erkenntlich an ihrem Bau, den das geübte Auge des Rhebers oder Maklers vom weitem unterscheidet. Den Reigen eröffnet ein solid gebauter Steamer der Gesellschaft Fraissonet, er bringt eine Ladung abgedankter Polizisten nach ihrem Heimatsorte Corsica zurück. Ihm folgt ein ebenso massives Dampfboot des Hauses Valery, beurlaubte Officiere des afrikanischen Occupationsheeres, Auswanderer, die unter der segnenden Sonne Algier's den Lohn ihrer Arbeit zu finden hoffen, eine Schauspielertruppe, Lieferanten u. s. w. befinden sich an Bord. In 36 Stunden erblicken die Reisenden das blendend weiße Amphitheater der Stadt Algier. Nun kommen die stolzen, schwimmenden Paläste der Messageries, die größten machen die Fahrt nach Jokohama, die anderen steuern der Levante zu und entledigen sich ihrer Reisegesellschaft zwischen dem Pyräus und dem Gestade von Beyruth. Zwischen diesen Dampfern bugsiren die Schleppdampfer, grün angestrichene, genuesische Briggs, chocolatfarbige spanische Barken und ungeheure britisch-indische Dreimaster zum Fahrwasser hinaus. Die Unterhandlungen mit diesen kleinen Schleppdampfern sind recht interessant. Die Leute fordern auf der einen Seite so viel als sie können, und auf der andern herrscht der Wunsch, möglichst wenig zu geben. Ehe der Markt abgeschlossen wird, giebt es von einem Bord zum andern weidlichen Austausch von gerade nicht sehr ästhetischen Ausdrücken, die vielmehr an die Wortkämpfe der Kutscher auf offener Straße erinnern als an Salongespräche. Zuweilen muß der Hafeninspector, der dem Conflict von seinem kleinen Häuschen zusieht, einen Nachen besteigen und hinaussteuern, um die Streitenden zur Ordnung zu rufen . . .

Doch ich Landratte erzähle da Dinge, die in jeder Hafenstadt zum Alltäglichen gehören. Für uns jedoch hat hier Alles den Reiz der Neuheit und die Neugierde kann sich an dem blendenden Schauspiel dieser mit Docks belegten durch herrliche Quais eingedämmte Bucht satt sehen. Wir wünschten uns oben auf dem Hügel Notre dame de la Garde, wo die frommen Matrosen ihre Dankesgebete an die gute Jungfrau derb und inbrünstig richten, um diesen feenhaften Anblick nicht aus dem Auge zu verlieren. Steile, schwarze Berge schließen nach Unten den Horizont ab, vor uns die Frioulinseln mit den kasernenartigen Bauten des strenge gehandhabten Quarantänedienstes, der romantische Thurm des Schlosses If und dahin die blaue, immer blaue See, auf der ein leiser, durchsichtiger Schleier lagert, bis er die Spiegelfläche des Wassers einhüllt, wie eine sorgsame Mutter das schlafende Kind. Und hinter uns die Stadt mit ihrem Getöse und Gewühle. Welch ein Leben in und um der Börse. Das stattliche monumentale Gebäude reicht nicht aus, um die Menge der Speculanten und Geschäftsleute aus allen Ländern, die hier nicht in Actien oder anrüchigen Papieren machen, sondern in Kaffee, Zucker, Indigo u. s. w. Hunderte und abermals Hunderte von Mäklern, Transitären, Commissionären, Spediteuren u. s. w. finden im Innern der Börse keinen

Platz, gerade wie bei einem Zugstück. Warum denn nicht, der Vergleich ist ganz zutreffend, denn die Geschäfte, die hier abgeschlossen werden, sind bedeutende Cassenstücke. Das Publicum ist eminent kosmopolitisch, der Orient stark vertreten, und vertreten durch Prachtexemplare, die keine Scham empfinden sich im Tempel Merkurs im nationalen Kaftan und dem Turban auf dem Kopf zu zeigen. Die schlauen Armenier, die routinirten Griechen, die geriebenen Maltheser, lauter Völkerschaften, welchen der Genuß des Handels inne liegt, beherrschen gewisse Branchen des Marktes und durch die Schlagfertigkeit, die er im Kampfe gegen solche gefährliche Nebenbuhler in der Selbstvertheidigung entwickeln mußte, bildete sich der Marseiller zum perfecten Geschäftsmann aus, der er ist. Hier finden wir bei der Verschiedenheit zwischen nordischem und südlichem Temperament manchen Berührungspunct zwischen dem Hamburger und Marseiller Homme d'affaires. Hüben und drüben der nämliche ausdauernde Fleiß, der nämliche Scharfblick, der Unternehmungsgeist und vor Allem der Solidität, die Verläßlichkeit im geschäftlichen Verkehr. Allerdings arbeitet jeder nach seinen natürlichen Anlagen. Der Marseiller wickelt seine Geschäfte gewissermaßen spielend ab, stets gut aufgelegt, er schreibt seine hinterindische Post ein Liedchen trällernd und findet Muße jede Ordre mit einem bon mot zu begleiten. Er verbindet die Solidität im Grunde mit echt provencalischer Leichtigkeit in der Form. Ein Telegramm, das nach Pondichery oder Hongkong fliegt, spielt bei ihm ebensowenig eine Rolle als eine Depesche, um einen Freund zu einer Partie im Gasthaus „de la Réserve" einzuladen.

Schon die äußere Erscheinung ist eine gefällige, elegante. Der Provencale bleibt immer der Abkömmling der raffinirten Höflinge des Roi René, auch wenn er hinter dem Comptoir sitzt und sich weit mehr um das Contobuch als um Troubadourgesänge kümmert. Diese Eleganz ist eine eigenthümliche, sie entlehnt nichts dem geckenhaften Aufzug der Boulevardstutzer, sie fragt nicht einmal viel nach der neuesten Mode, es ist der Chic eines behäbigen, wohlhabenden Bürgers, der auf die Pflege seiner Person sich versteht. Auffallend sind die vielen Leute mit weißen Binden, die man am hellenlichten Tage antrifft; wozu dieses feierliche Abzeichen, das man nur an Gallaabenden anzulegen gewohnt ist? Hier ist die weiße Cravatte eben nicht ein Bestandtheil des Soiréeanzuges, sie gehört auch zum Trauercostüm, eine andere Usance will, daß vor dem Hause des Verstorbenen unter freiem Himmel ein Tisch aufgestellt werde, worauf ein Register liegt, in dem sich die Angehörigen und Bekannten des Verewigten eintragen. Zuweilen giebt dieser Brauch Veranlassung zu manchen politischen Demonstrationen, so z. B. als Gaston Crémieux, der Hauptheld der Marseiller Commune erschossen wurde, füllte sich am Tage der Hinrichtung das vor der Wohnung aufgelegte Register mit den angesehensten Namen.

Im Allgemeinen ist der Marseiller und speciell der Geschäftsmann ganz besonders höflich, zuweilen mag diese Eigenschaft sogar affectirt oder manierlich erscheinen, aber sie wirkt immer nach und nach gewinnend. Höchst merkwürdig, aber ganz unverfälscht als Eindruck! Der vielbesprochene, viel bekrittelte Marseiller Accent des „Assan", der uns in nordischen Regionen Frankreichs wie eine knallende Peitsche am Ohr vorüberschnalzt, ist an Ort und Stelle kaum vernehmbar. Er liegt wahrscheinlich in der Luft und unser Ohr gewöhnt sich daran, gerade wie die noch vorgestern von der Kälte erstarrten Glieder sich süß an die provencalische Januarsonne gewöhnen.

Man gewöhnt sich hier leicht an Alles, so auch an die provencalische Küche, und hier finden wir wieder einen point de contact zwischen der Elbe- und der Mittelmeerstadt. In der einen wie der anderen verschmäht man den leckeren Bissen und den guten Schluck nicht. Der Ruf der Marseiller Kochkunst ist bei den Franzosen ebenso fundirt, wie der Ruf der Hamburger Küche in germanischen Landen. Die Zubereitung des Fisches, im Mittelmeere gehören wahrhaft mirakulöse Fange zu täglichen Erscheinungen, ist der Triumph der Marseiller Cafferolfeldherren. Aber auch wer sich nach den Fleischtöpfen Egyptens sehnt, findet hier solide Genugthuung, die italienische Küche erfährt in der Marseiller Behandlung eine Art von Verklärung und zum Nachtisch liefert Tunis seine saftigen Datteln, die Balearen ihre parfümirten Aepfel und die Berberei die Feigen, von welchen einst die Griechen schwärmten. Diese Wohlthat einer guten Magenpflege verstehen die Marseiller hochzuschätzen. In der vornehmen theueren „Reserve" wie in den bescheidenen Gasthäusern der Stadt und Umgebung tafelt man fortwährend und jeder auch entfernt festliche Anlaß wird benutzt, um gründlich zu banketiren.

Am liebsten jedoch empfängt der Marseiller bei sich zu Hause in seinem „Interieur", dem er sehr zugethan ist. Im Ganzen sind selbst bei den wohlhabenden Leuten die Wohnhäuser bürgerlich und ziemlich prunklos eingerichtet. Der Ehrgeiz geht hier nicht bis zur schloßartigen Villa mit künstlerisch ausgestatteten Zimmern, fürstlichen Möbeln und entsprechender Einrichtung. Einen Ahlenhorst kann Marseille nicht aufweisen, aber man liebt es, sein Häuschen im Freien zu besitzen, ein bescheidenes, freundliches Landhaus ohne Ansprüche, manchmal sogar genügt ein einfaches „Cabanon", eine Art von Schweizerhäuschen einstöckig, von wo aus Jagd- und Fischpartien ausgehen.

Ein zu dem Marseiller Leben unbedingt gehörendes Element ist das Café chantant. Dieses sticht jedoch sehr vortheilhaft gegen die deutschen Tingeltangels ab. Es ist keine Parade weiblicher Wesen im ausgeschnittenen Kleide, deren Lied nur eine Captatio benevolentiae an die Gunst des männlichen Publicums ist. Im Alcazar, ein ungeheueres maurisches Gebäude werden glänzend ausgestattete militärische Pantomimen gegeben. Im Casino ist das Programm ein wechselreiches. Unter anderen Curiositäten fand ich hier ein Künstlerpaar, das noch vor etlichen Jahren mit der Mandoline auf der Gasse gastirte! Ein pariser Photograph entdeckte diese beiden Sterne, er fand, poussirte sie und heute sind aus den Pflastervirtuosen wohlbestallte Künstler geworden, die sich gut bezahlen lassen — und merkwürdig aber wahr, ihrem photographirenden Wohlthäter ein dankbares Andenken bewahrt haben.

Die Presse, auch die ausländische findet im „Casino" die gastlichste Aufnahme. Die Coulissen dieses Etablissements haben für den wandernden Journalisten kein Geheimniß, er kann unter den Auspizien Collega's Berlin vom Semphore der ersten Chanteuse, einer ellenlangen Pariserin, die Cour schneiden oder dem Bruder des „Generals" Pelissier, auch einen Helden der Commune, der gegenwärtig in Rumea auf die Amnestie harrt, Prosit zu trinken.

Die Vorliebe für Alles, was mit der Bühne zusammenhängt, ist hier eine allgemeine und auffallende. Zum Schluß und zur Erhärtung dieser Wahrnehmung ein Anecdötchen. Am ersten Abend meiner Ankunft fiel ich in einem Gasthause zweifelhaften Ranges „rein." Der mit meiner Wenigkeit beschäftigte Kellner schien jedesmal, wenn er eine Platte auftrug, meinem Individuum eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es kam mir

vor, als wollte er mich um etwas fragen und wage es nicht, endlich bei der vorletzten Schüssel mußte er herausplatzen.

„Entschuldigen Sie, Monsieur, sind Sie nicht der Bariton der großen Oper?“

Begreiflich stutzte ich, faßte jedoch bald Muth. „Gewiß bin ich es.“

„O, Monsieur, was für eine Ehre für mich, Sie zu bedienen, bestellen Sie das Beste, ich möchte Ihnen das feinste Diner auftragen dürfen.“ Und er empfahl mir eine Menge Speisen, auch fügte er vertraulich hinzu: „Trinken Sie die ganze Flasche da, Sie brauchen doch nur die Hälfte zu bezahlen.“

Die enthusiastischen Kundgebungen des dienstbaren Geistes nahmen kein Ende und steigerten sich bis zum förmlichen Delirium, als ich seine Bewunderung großmüthig durch eine Anweisung auf zwei Sperrsitze für eine außerordentliche Vorstellung im altrömischen Circus von Orange zu lohnen versprach.

Paul d'Abrest.

Spaziergang.

Das Land liegt still und eben,
Die Berge schimmern blau.
Die Sonne sah ich schweben
Hinab durch's letzte Blau.

An meinem Arme führ' ich
Die süßeste, blondeste Frau,
Den wonnigsten Athem spür' ich
Und fühl' ihren Herzschlag genau.

Ich sag' in's Ohr ihr hinüber:
„Wie schön jetzt die Sonne erstirbt!“
Sie flüstert: „Mich hungert, mein Lieber,
Und unser Essen verdirbt!“

Alfred Friedmann.

Die Belagerung von Pa

Von **Alphonse Daudet.** Deutsch von **E.**

Ich kam mit Doctor B. die avenue des Champs den durchlöcherten Mauern, in den von den Kugeln ein wollten wir die Geschichte des belagerten Paris lesen. de l'Etoile blieb der Doctor stehen und wies auf eines je die sich so prächtig um den Triumphbogen gruppiren.

„Sehen Sie da die vier geschlossenen Fenster", f oben über dem Balcon? Dorthin wurde ich einst in August, jenes fürchterlichen August 1870, der uns so vi brachte, wegen eines Falls von Apoplexie mit geradezu gerufen. Mein Patient war der Oberst Jouve, ein Kaiserreichs, ein Greis, beseelt von dem hartnäckigsten J und Vaterlandsliebe, der bei dem Ausbruche des Krie den Champ-Elysées bezogen hatte — rathen Sie, wozu! zuge unseres Heeres beizuwohnen. — Der arme Al Weißenburg erfuhr er unmittelbar nach Tisch, und als leon unter der Meldung dieser Niederlage las, fiel er Donner gerührt.

Ich fand den alten Küraſſier lang auf den Tepp Gesicht blutunterlaufen und ausdruckslos, wie von Aufgerichtet mußte er sehr groß sein: liegend macht Ungeheuern. Seine Züge waren schön, die Zähne p deckten weiße, lockige Haare, mit achtzig Jahren hatte Sechzigers. — Neben ihm, in Thränen ganz gebadet, Sie war ihm außerordentlich ähnlich, sah man die Beid mochte man sie mit zwei schönen, griechischen Medaillen mit demselben Stempel geschlagen, nur daß die eine al rissen etwas verwischt, die andere glänzend und ne Glätte frischer Prägung sich darstellte.

Mich rührte der Jammer des Mädchens. Ihr Großvater, Soldat, war Officier im Stabe Mac Ma dieses großen, vor ihr hingestreckten Greises erweckt anderes, nicht minder schreckliches Bild. Nach besten zu beruhigen, aber im Grunde blieb mir wenig Hoffn ganz einfach einen Schlaganfall vor mir, und mit ach man den kaum. Wirklich verharrte der Kranke drei T Zustand — regungslos und ohne Besinnung.

Mittlerweile gelangte die Nachricht von Reichsh welcher seltsamen Gestalt, dessen werden Sie sich erin glaubten wir Alle an einen großen Sieg — zwanzigtau der Kronprinz gefangen. Nun weiß ich nicht, durch w

chen elektrischen Strom ein Echo dieses Jubels der Nation unsern armen Taubstummen im Schweigen seiner Paralysie erreicht hatte, sicher ist, daß, als ich an jenem Abend vor sein Bett trat, ich einen ganz andern Menschen fand. Das Auge war beinahe klar, die Zunge weniger schwer; er hatte die Kraft mich anzulächeln und stammelte zweimal:

„Vic . . to . . ri . . a!"

„Ja, Herr Oberst, ein großer Sieg!"

Und in dem Maße, wie ich ihm von diesem schönen Siege Mac Mahons Einzelheiten mittheilte, sah ich die Spannung aus seinen Zügen schwinden, sein Gesicht sich erhellen.

Als ich ging, erwartete mich das junge Mädchen; ganz bleich stand sie vor der Thür und schluchzte.

„Aber er ist ja gerettet!" sagte ich und ergriff ihre Hand.

Kaum hatte das arme Kind den Muth, mir zu antworten. Eben hatten Maueranschläge die Wahrheit von Reichshofen gemeldet: Mac Mahon auf der Flucht, die ganze Armee zersprengt. Bestürzt sehen wir einander an, sie betrübte sich im Gedanken an ihren Vater, ich zitterte in dem an den Greis. Sicherlich! Diesem neuen Stoß konnte er nicht widerstehen. Und doch, was thun? ihm seine Freude, die Täuschungen lassen, die ihn ins Leben zurückgerufen? — Doch dann müßte man lügen!

„Gut, so werde ich lügen", sagte das heroische Mädchen, trocknete ihre Augen und trat mit strahlender Miene in das Zimmer ihres Großvaters.

Sie hatte sich da eine schwere Aufgabe gestellt. In den ersten Tagen ging es noch an, der gute Mann hatte einen schwachen Kopf und ließ sich täuschen, wie ein Kind. Aber mit der wiederkehrenden Gesundheit wurden auch seine Vorstellungen deutlicher. Er wollte über die Bewegungen der Heere auf dem Laufenden erhalten sein, es galt also für ihn militärische Berichte abzufassen. Es war wirklich zum Erbarmen, dieses arme Kind Tag und Nacht über die Karte von Deutschland gebückt zu sehen, wie mit kleinen Fähnchen die Positionen markirte und sich anstrengte, einen förmlichen Siegeszug zu ersinnen: Bazaine vor Berlin, Frossard in Bayern, Mac Mahon an der Küste. — In alle dem fragte sie mich um Rath, und ich half ihr, so gut ich konnte. Aber am meisten half uns bei diesem erdichteten Feldzug der Großvater. Unter dem ersten Kaiserreich hatte er Deutschland so oft als Eroberer durchzogen! Er wußte alle Schläge im Voraus! — „Sehen Sie, jetzt werden sie sich dorthin wenden. — Geben Sie Acht, das wird man thun!" — Und seine Annahmen verwirklichten sich immer; was nicht verfehlte ihn mit Stolz zu erfüllen.

Doch das Unglück war: wir mochten Städte einnehmen, Schlachten gewinnen — für ihn ging es nie schnell genug — der Greis war unersättlich! — Jeden Tag erfuhr ich bei meiner Ankunft eine neue Waffenthat:

Doctor! Mainz ist genommen!" sagte das junge Mädchen, mich mit einem schmerzlichen Lächeln bewillkommnend; und hinter der Thür hörte ich eine freudige Stimme rufen:

„Es wird! es wird! in acht Tagen ziehen wir in Berlin ein!"

An dem Tage waren die Preußen nur noch acht Tagemärsche von Paris entfernt! — Im Anfang sagten wir uns, ob es nicht besser wäre, ihn in die Provinz zu schaffen. Allein, einmal draußen, hätte der Zustand Frankreichs ihm Alles verrathen; und ich hielt ihn noch für zu schwach, für zu erschüttert

eftigen Stoß, um ihn die W
eschlossen zu bleiben.
en Tage der Einschließung kan
u ihnen, mit jener Herzensan
n Paris geschlossen waren, d
das Weichbild unsere Grenze g
d und stolz.
sagte er zu mir, „die Belagern
ihn verblüfft an:
err Oberst, Sie wissen —?"
Enkelin wendete sich zu mir:
, Doctor! es ist das Tagesges
!"
das über ihre Handarbeit hi
tchen —! wie hätte er irgend
den Forts konnte er nicht hö
n seinem Unglück: er konnte
us sah, das war eine Wand
ube, lauter Trödel aus der
n seiner Täuschung zu erhalten
he nach Schlachtenbildern, der
große steife Consolen, geschmück
denken an den Kaiser, mit Med
na unter Glas — mit Mini
nit Locken im Ballkleid, bald
darstellten — alles das: die
e, die gelben Frauen mit den
it, die 1806 für Grazie galt —
d Eroberung ließ Dich mehr
ubefangen an die Belagerung
em Tage waren unsere kriegeris
e von Berlin war nur noch
er Greis zu ungeduldig wurde,
wohlgemerkt! einen erdichteten, denn nach Paris gelangte nichts
ch der Schlacht bei Sedan war der Adjutant Mac Mahons auf
Festung abgeführt worden. — Stellen Sie sich die Verzweiflung
ndes vor: ohne Nachricht von ihrem Vater, mit dem Bewußtsein,
gener, Entbehrungen ausgesetzt, vielleicht krank war, mußte sie
hen, allerdings etwas kurzen Briefen reden lassen, so kurz, wie
n Feld sie schreibt, wenn es immer vorwärts geht im Feindes-
weilen verließ sie die Kraft, und wochenlang fehlte jede Nachricht
beunruhigte sich der Greis, er schlief nicht mehr: so traf dann
ief aus Deutschland ein, und heiter trat sie an sein Bett, um
ulesen — während sie mit Thränen kämpfte! Der Oberst lauschte
ächelte mit der Miene eines Kenners, billigte oder kritelte und
ätze aus, die etwa unklar waren. — Schön aber waren vor Allem
, die er seinem Sohne schickte. „Vergiß nie, daß Du ein Franzose
te er ihn: „Sei großmüthig gegen diese armen Leute; mache
ch der Einquartierung nicht zu schwer!" — Ermahnungen, die
nahmen, wunderschöne Nachmittagspredigten über Achtung vor

dem Eigenthum, Höflichkeit gegen die Frauen: ein rechter militärischer Ehrenspiegel für den Gebrauch der Eroberer. Darin flocht er denn auch allgemeine Betrachtungen über die Politik und über die Bedingungen, die man den Besiegten auferlegen solle. In der Beziehung war er, ich gestehe es, anspruchslos:

„Entschädigung für die Kriegskosten — weiter nichts! Wozu ihnen Provinzen nehmen —? kann man Deutsche in Franzosen verwandeln? — —"

Das dictirte er mit fester Stimme, und aus seinen Worten klang eine so starke Ueberzeugung, ein so reiner Glaube an sein Vaterland hervor, daß man ihn unmöglich hören konnte ohne bewegt zu werden.

Während der Zeit ging die Belagerung — leider nicht die von Berlin! — ihren Gang. Es war die Zeit der großen Kälte, der Beschießung, der Epidemien und der Hungersnoth. Doch Dank unserer Aufmerksamkeit, unseren Bemühungen, Dank der verdoppelten Zärtlichkeit, die ihn unermüdlich umgab, wurde der Frieden des Greises keinen Augenblick gestört. Bis zuletzt konnte ich ihm Weißbrod und frisches Fleisch verschaffen. Nur für ihn gab es welches, das versteht sich! und Sie hätten nichts Rührenderes sehen können, als den Großvater beim Frühstück in seinem unschuldigen Egoismus: dem Alten im Bett, munter und strahlend, die Serviette unterm Kinn, und neben ihm, ein wenig bleich in Folge der Entbehrungen, seine Enkelin, die seine Hände führte, ihm zu trinken gab, kurz ihm half, alle diese guten Dinge zu essen, die ihr versagt blieben. Dann, belebt vom Mahl, in der behaglichen Stimmung, die eine warme Stube erzeugt, wenn draußen der Wintersturm pfeift und der Schnee vor den Fenstern tanzt, erinnerte sich der alte Kürassier seiner Campagne im Norden und erzählte uns zum hundertsten Mal von jenem unseligen Rückzug aus Rußland, wo sie nichts als gefrornen Zwieback und Pferdefleisch zu essen hatten.

„Kannst Du Dir das denken, Kleine? Pferdefleisch aßen wir!"

Sie wird es sich wohl haben denken können: seit zwei Monaten aß sie nichts anderes! — Indeß wie seine Genesung von Tag zu Tag fortschritt, wurde unsere Aufgabe dem Kranken gegenüber schwieriger. Zwei oder drei Mal hatte ihn der schreckliche Kanonendonner vom Thor von Maillot her aufgeschreckt; dann hatte er das Ohr gespitzt wie ein Jagdhund, und wir waren genöthigt einen neuen Sieg unter den Mauern Berlins zu erfinden, dem zu Ehren von dem Invalidendom die Kanonen gelöst wurden. Ein andermal, als man sein Bett ans Fenster gerückt hatte — ich glaube, es war am Donnerstag von Buzenval — sah er, wie sich die Nationalgarde auf der Avenue de la Grande-Armée aufstellte.

„Was wollen denn die Truppen da?" fragte er, und wir hörten, wie er zwischen den Zähnen murmelte: „Schlechte Haltung, schlechte Haltung!"

Da hatte er freilich Recht, wir aber sahen, daß wir viel Vorsicht anwenden müßten. — Leider wendeten wir deren nicht genug an.

Als ich eines Abends meinen Besuch machte, kam mir das junge Mädchen ganz bestürzt entgegen.

„Morgen ziehen sie ein!" redete sie mich an.

War die Stubenthür des Großvaters offen gewesen? In der That habe ich mich seitdem, bei näherer Ueberlegung, erinnert, daß sein Gesicht jenen Abend einen ungewöhnlichen Ausdruck trug: wahrscheinlich hatte er uns gehört. Nur sprachen wir von den Preußen, und der gute Mann dachte an die Franzosen, an den Triumphzug, den er so lange erwartete: Mac Mahon

reitet unter Trompetenschmettern, in einem Blumenregen die Avenue herunter, sein Sohn neben dem Marschall — und er, der Vater, auf dem Balcon, in der Uniform von Lützen begrüßt die zerschossenen Fahnen, die pulvergeschwärzten Adler —!

Armer, alter Jouve! Ohne Zweifel hatte er sich eingebildet, man wollte, um ihn einer übermäßigen Aufregung zu entziehen, ihn hindern, den Vorbeimarsch unserer Truppen zuzusehen. So hütete er sich denn, mit irgend Einem davon zu sprechen. — Aber am andern Morgen, zu derselben Stunde, wo auf der langen Bahn, die von dem Thor von Maillot nach den Tuillerien führt, die preußischen Bataillone vorsichtig anrückten, that sich oben leise die Glasthür auf, und auf dem Balcon erschien der Oberst mit Helm und langer Plempe und all' dem glorreichen Plunder eines alten kaiserlichen Kürassiers. Noch frage ich mich, welch' eine Willensstärke, welche Wiederkehr der Lebenskraft ihn so auf die Beine und in seinen Harnisch gebracht hat. Aber er stand da, da oben, aufrecht hinter dem Geländer, erstaunt, die Straßen so leer, so stumm, die Fenster geschlossen zu finden: Paris düster, wie ein großes Lazareth — Fahnen überall, aber sonderbare Fahnen: ganz weiß und ein rothes Kreuz darauf — — und Niemand, um unsere Krieger zu bewillkommnen!

Einen Augenblick durfte er an eine Täuschung glauben. —

Doch nein! da hinten, hinter dem Triumphbogen, erhob sich wirrer Lärm, zeigte sich eine schwarze Linie, die durch die Morgendämmerung vorrückte. Dann, allmälig blitzten Helmspitzen auf, die flachen Trommeln von Jena wirbelten, und unter dem Arc de l'Etoile, im Tact mit dem dumpfen Tritt der Bataillone, mit dem Aufstoßen der Säbel, ertönten die ersten Accorde von Schubert's Triumphmarsch.

Da — im unheimlichen Schweigen des weiten Platzes — hörte man einen Schrei: „Zu den Waffen! — zu den Waffen! die Preußen!“ — Und die vier Ulanen an der Spitze konnten sehen, wie da oben auf dem Balcon ein großer Greis die Arme erhob, taumelte und lang hinschlug. —

Diesmal war Oberst Jouve wirklich todt.

Der Thierschutz und die Wissenschaft.

Von **W. v. T.**

Wie das Bild der Welt, welches der Mensch vermöge der Construction seiner Sinnesorgane erhält, kein objectives Spiegelbild der Dinge, sondern ein subjectiv gefärbtes ist, so bleibt auch des Menschen Vorstellen und Denken fort und fort in subjectiven Irrthümern und Vorurtheilen befangen. Der großen Mehrzahl wenigstens ist es ebenso unmöglich, den anthropocentrischen Standpunct zu verlassen, als — wie Münchhausen that — sich am eignen Zopfe aus dem Sumpf zu ziehen. Nur einer kleinen Minderzahl ist es gegeben, durch die Kraft ihres Denkens einen objectiveren Standpunct einzunehmen und wenigstens die gröbsten Vorurtheile von sich abzustreifen. Zu diesen gehörte namentlich die Anschauung, daß die Welt und Alles was darinnen ist, nur für den Menschen geschaffen sei; die Sonne, nur um ihm zu leuchten, die Erde, nur daß er darauf wohne, Pflanzen und Thiere, daß er nach Belieben damit verfahre. Jetzt wissen wir, daß die Erde nur ein Tröpfchen unseres Sonnensystems, nur ein Punct im Weltall ist; daß der Mensch nur das nothwendige Product der irdischen Verhältnisse und das letzte Glied einer langen Kette von Lebewesen ist, und daß das „Recht" des Menschen, über seine Mitgeschöpfe zu herrschen, eben nur das Recht des Usurpators ist, der die Macht an sich gerissen hat. Und da man kein Bedenken trägt, den Usurpator, der seine Macht tyrannisch mißbraucht, aufs Härteste zu verurtheilen, so mußte man folgerichtig sich eingestehen, daß auch der Mensch seinen schwächeren Mitgeschöpfen, den Thieren, gegenüber ein gewisses Maß billiger Rücksicht einzuhalten schuldig sei.

Die Idee des Thierschutzes war dem Alterthume — von Indien abgesehen — noch völlig fremd. Wie hätte auch der Thierschutz aufkommen können, wo man an dem überwundenen Feinde Grausamkeiten verübte, gegen welche der Marterpfahl der Indianer als harmlose Geduldsprobe erscheint. Die Culturgeschichte der alten asiatischen Völker entrollt uns haarsträubende Bilder dieser Art. Selbst die hohe Cultur Griechenlands war nur eine Cultur innerhalb engster Kreise, die sich nach Außen hin um so schroffer abschlossen; und auch im alten Rom war der Sclave noch rechtlos, eine bloße Sache, um wieviel mehr also das Thier. Sogar das Christenthum brachte dem Thiere keinen Schutz. Dem Sclaven brachte es die Freiheit und nahm ihn als gleichberechtigt auf in die Gemeinschaft aller Menschen; aber dem mit unsterblicher Seele begabten Menschen blieb das „unvernünftige seelenlose Thier" nach wie vor schutzlos unterworfen. Erst die Wissenschaft der Neuzeit bewirkte eine durchgreifende Aenderung, die Wissenschaft, welche nachwies, daß auch die Thiere ein Seelenleben haben, dem unserigen ähnlich wenngleich untergeordnet, und daß die höheren Thiere auch im Körperbau eine so eigenthümliche Aehnlichkeit mit dem Menschen zeigen, daß man genöthigt ist, eine Blutsverwandtschaft anzunehmen. Die Descendenztheorie und der Darwinismus waren es, die der Idee des Thierschutzes hauptsächlich

:ge ebneten; zugleich der Einfluß der Schopenhauer'schen Philosophie, das Mitleid als Grundprincip der Moral aufstellt und es auf alle ſen ausgedehnt wissen will. Schopenhauer bezeichnet es als „empö- Rohheit", zu wähnen, daß die Thiere rechtlos seien und daß es gegen te Pflichten gebe. Die Gesetzgebung hat nun allerdings die philoſo- Anschauung, wonach die Thiere um ihrer selbst willen zu schützen icht zu der ihrigen gemacht, sondern will im Grunde nur den Men- hützen vor dem Mitleiden, welches er empfindet, wenn die Wahrneh- thierischen Leidens ihm recht intensiv zum Bewußtsein kommt. Allein lere Anschauung findet doch in den Reihen der Gebildeten mehr und Anhänger, und es haben sich allenthalben Thierschutzvereine gebildet, zum Theil weiter gehen als die Gesetzgebung und in ihrer meist ge- ſen Thätigkeit viel Gutes gewirkt, jedenfalls keinen Schaden gestiftet

Jenigstens noch nicht bei uns in Deutschland. Denn daß selbst die ache in ihrer einseitigen Uebertreibung schließlich in's Gegentheil um- t kann, hat sich vor Kurzem wieder auf's Eklatanteste erwiesen. Mit Male nämlich machte der Uebereifer der Thierfreunde die große Ent- , daß unter dem Mantel derselben Wissenschaft, welche den Thierschutz gerufen hat, die furchtbarsten Feinde der Thierwelt versteckt seien. tion! hieß das Schlagwort, bei dessen bloßer Nennung sich dem wah- ierfreunde schon die Haare sträuben mußten. O diese Vivisectoren! zt wurden sie entlarvt, diese verkappten Barbaren, und an den Pran- stellt, als die Unmenschen, die sie waren! Jetzt wurden dem über- n und entsetzten Publicum über ihre geheimen Scheußlichkeiten die geöffnet, und die fürchterlichen Qualen geschildert, welche Tausende nschuldigen Geschöpfen in der Stille der physiologischen Laboratorien en Händen ihrer Peiniger erdulden müssen, welche letzteren mit teuf- List ihrem Opfer sogar die Möglichkeit, seinen Schmerz zu äußern, ab- iden wissen!

Die große Nation jenseits des Canals war es, welche diesmal an der der Civilisation marschirte. Eine fanatische Agitation wußte im Nu kleidigen Herzen des schönen Geschlechts zu entflammen und ergriff immtliche Schichten der Bevölkerung. Der Menge leuchtete die Sache fort ein. Man wußte — Dank der Humanität des neunzehnten Jahr- ts — daß Thierquälerei verwerflich ist; man hörte nun, daß der tor die Thiere quält, und so verdammte man ihn. Wer aber aus tenkreisen etwa wissenschaftliche Bedenken geltend machte, dem wurde eußerung Darwins entgegengeschleudert, wonach die Vivisection ver- enswerth sei. Darwin selbst hats gesagt! Und damit war der der Thierfreunde entschieden. Die öffentliche Meinung brach über visection den Stab und Alle stimmten in den Verdammungsruf m einfachen Arbeiter bis zum edlen Lord, der, vielleicht soeben von Gute kommend, wo er nach alter guter Sitte in fröhlicher Gesellschaft undertundsoundsovielten Fuchs zu Tode gehetzt hatte, auf den wissen- lichen Thierquäler mit sittlicher Entrüstung den ersten Stein warf. Regierung mußte der erregten Stimmung des Publicums Rechnung und auf legislatorischem Wege vorgehen, indem sie ein Gesetz erließ, h die Vivisection wesentlich eingeschränkt und unter Controle gestellt

Diese Vorgänge sind bei uns in Deutschland nicht unbeachtet geblieben, sondern haben in der Presse ein lebhaftes Echo gefunden, und ihre Wirkung wäre schon mehr hervorgetreten, wenn nicht wichtige Tagesfragen unser Interesse anderweitig gefesselt hätten. Daß aber trotzdem die Vivisectionsfrage immer wieder auftaucht und vielfach in den gelesensten Journalen erörtert wird, das beweist den nachhaltigen Eindruck, den die Vorgänge jenseits des Canals auf das Volk der Denker gemacht haben. Und wenngleich wir der „Fragen" bereits mehr wie genug haben, die unser Interesse beschäftigen, so erscheint es doch in hohem Grade wahrscheinlich, daß auch die Vivisectionsfrage früher oder später bei uns Gegenstand öffentlicher Debatten, vielleicht sogar im Reichstage, werden wird. Es wird daher nicht überflüssig sein, diese Frage, welche bisher meist einseitig behandelt worden ist, nach ihren beiden Seiten hin möglichst objectiv zu beleuchten.

Die Vivisection im weitesten Sinne, also die Vornahme wissenschaftlicher Versuche an lebenden Geschöpfen, ist nicht etwa ein Product unserer Zeit, sondern ihre Anfänge führen uns bis in's dritte Jahrhundert v. Chr. zurück, nach Alexandria, wo schon damals das vivisectorische Experiment in den Schulen der Medicin in Gebrauch war. Bei dem dürftigen Zustand der Naturwissenschaften konnte es natürlich damals noch nicht zu bemerkenswerthen Resultaten führen und scheint auch später wieder außer Gebrauch gekommen zu sein, bis man es gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Italien, England und Deutschland wieder mehr zu cultiviren begann. Harvey, der Entdecker des Blutkreislaufs und Vater der modernen Physiologie, war Vivisector, und mit der fortschreitenden Ausbildung der Physiologie ging die Verbreitung der Vivisection in der Weise Hand in Hand, daß man berechtigt ist, letztere als die Bedingung der ersteren zu betrachten. In der That ist Physiologie als Wissenschaft nicht ohne Vivisection möglich. Wie wäre auch eine Wissenschaft von den Lebenserscheinungen denkbar, wenn sie sich auf die Zergliederung todter Körper beschränken müßte, ohne ins Innere des lebenden Organismus eingreifen zu dürfen, um die daselbst vor sich gehenden Lebensprocesse während des Lebens selbst zu beobachten! Andrerseits soll natürlich nicht behauptet werden, daß jede Vivisection verwerthbare Resultate geliefert hat, vielmehr sind unzählige solcher Experimente fruchtlos geblieben; aber im höchsten Grade ungerecht wäre es, wenn man hieraus die Nutzlosigkeit der Vivisection überhaupt deduciren wollte. Das vivisectorische, wie jedes andre naturwissenschaftliche Experiment, ist eine Frage an die Natur, auf welche die letztere in stummer Zeichensprache antwortet. War die Frage ungenau gestellt, so muß natürlich auch die Antwort an Ungenauigkeit leiden. Aber auch wenn die Frage richtig und präcis gestellt war, so liegt noch die Gefahr vor, daß der Beobachter die stumme Antwort der Natur falsch interpretirt oder aus derselben falsche Schlüsse zieht. Das sind die Gründe, weshalb die Vivisection so oft resultatlos bleibt oder ihre vermeintlichen Ergebnisse sich als trügerisch erweisen. Wer aber trägt die Schuld? Doch gewiß nicht die Vivisection als solche, sondern der Vivisector, d. h. sein Mangel an scharfer Auffassung und logischem Denken. Es liegen hier dieselben Umstände vor wie beim Arzte, der am Krankenbett die Symptome der Krankheit studirt; nur der mit scharfem kritischem Verstand begabte Arzt, der seine Kenntnisse logisch richtig zu verwerthen versteht, wird aus den Symptomen — der Zeichensprache der Natur — mit Sicherheit das Wesen der vorhandenen Krankheit zu erkennen vermögen. Solcher Aerzte giebt es

jedoch verhältnißmäßig wenige; die große Mehrzahl tappt unter hundert Fällen neunzig Mal im Dunkeln. In diesen Fällen handelt es sich aber um gequälte Menschen, bei der Vivisection um gequälte Thiere. Und der Vivisector sollte nicht das Maß von Nachsicht beanspruchen dürfen, das man dem Arzte zu Theil werden läßt?

Wer die Vivisection abschaffen will, der muß auf eine wissenschaftliche Physiologie verzichten. Nicht lange würde es dauern, so wäre die Physiologie wieder was sie früher war, ein Conglomerat haltloser Speculationen, ein phantastisches Kartenhaus, von demselben wissenschaftlichen Werthe, wie ein System der Metaphysik, denn durch reines Denken ohne vivisectorisches Experiment kann die Physiologie auf die Dauer unmöglich gefördert werden.

Verzichten wir aber auf eine wissenschaftliche Physiologie, so begeben wir uns dadurch zugleich des Anspruchs auf eine wissenschaftliche Medicin, welche ohne die erstere nicht möglich ist. Die Medicin besteht aus der Diagnostik und der Therapie; die Thätigkeit des Mediciners soll sein ein Erkennen und ein Heilen. Nun hat die Physiologie allerdings bisher mehr die Diagnostik gefördert als die Therapie; da aber erstere die Vorbedingung der letzteren ist, so liegt darin kein Vorwurf für die Physiologie, um so weniger, da sie als Wissenschaft ja noch verhältnißmäßig jung ist. Sie hat jedenfalls eine ebenso tiefgreifende wie heilsame Reform der Medicin angebahnt, welche zur Zeit noch lange nicht abgeschlossen ist. Diese Reform hat zuerst vorzugsweise ihre negative Seite herausgekehrt, indem sie den Augiasstall der Medicin reinigte, den Wust traditionellen Aberglaubens hinwegschwemmte und dabei die Reihen der althergebrachten „Heilmittel" erheblich lichtete. Doch auch Positives hat die Physiologie schon geleistet und wird dessen, wie mit Sicherheit anzunehmen, immer mehr leisten, so daß sie mit Recht als zum medicinischen Studium unentbehrlich betrachtet wird.

Also wie ohne Vivisection keine Physiologie, so ferner ohne Physiologie keine wissenschaftliche Medicin. Ohne letztere aber wäre die leidende Menschheit wiederum einem blinden Herumtappen seitens der Jünger Aeskulaps ausgesetzt, wenn sie es nicht vorzieht, sich lieber gleich Heilkünstlern im Sinne der indianischen Medicinmänner anzuvertrauen: dem weisen Schäfer, der Doctorbäuerin oder dem schlauen Geheimmittelverkäufer. Von da ist nur noch ein kleiner Schritt bis zu den Sympathiecuren und dem Amulettragen. Dann wären wir glücklich wieder auf dem „Naturzustand" angelangt.

Wenngleich es nun einerseits unzweifelhaft ist, daß die Vivisection für Physiologie und Medicin unentbehrlich, also für die leidende Menschheit von größtem Nutzen ist, und wenngleich man die Art und Weise *) wie nament-

---

*) Ein sehr beliebtes Steckenpferd der vivisectionsfeindlichen Agitation ist Brachet's berüchtigte „expérieuse morale." Der Versuch besteht darin, daß Brachet, um die Anhänglichkeit eines Hundes an seinen Herrn zu erproben, seinen Hund auf alle mögliche Weise quälte, ihm schließlich Gesicht und Gehör zerstörte und sodann constatirte, daß der Hund trotzdem noch Erkenntlichkeit für Liebkosungen seitens des Herrn zeigte. Der Versuch ist allerdings, abgesehen von seiner gänzlichen Unwissenschaftlichkeit, so grausam und unmenschlich, daß er allein genügt, den engen Gesichtskreis eines Fanatikers auszufüllen; er ist, namentlich wenn er so berichtet wird, als wäre er erst gestern passirt, vortrefflich geeignet zur Aufreizung des Publicums, das dann, mit gewohnter Oberflächlichkeit generalisirend, die Verdammung des einen Vivisectors ohne Weiteres auf alle überträgt. Vergißt man dagegen nicht, hervorzuheben — was freilich nicht im Sinne der Agitation ist — daß Brachet's Versuch vor hundert Jahren stattgefunden hat, so erledigt sich damit die Frage nach seiner Bedeutung von selbst.

lich in England gegen die Vivisection agitirt worden ist, verurtheilen muß, so ist doch anzuerkennen, daß dieser Agitation ein Körnchen Wahrheit zu Grunde liegt.

Denn die Vivisection an und für sich, als bloße Thatsache, ist und bleibt eine Thierquälerei, weshalb das oberflächliche und einseitige Urtheil der Menge nur zu schnell geneigt ist, sie anderen Thierquälereien einfach gleichzustellen, und als moralisch gleich verwerflich zu bezeichnen. Wer aber die Sache eingehender prüft, der findet, daß die Vivisection moralischer Momente nicht ermangelt und sich in Zweck und Motiv aufs Wesentlichste von der gewöhnlichen Thierquälerei unterscheidet; denn letztere entspringt aus Bosheit und Grausamkeit, erstere dagegen aus selbstloser Hingabe an die Wissenschaft und aus eifrigem Streben nach der Erreichung edler wissenschaftlicher Ziele. Niemand wird behaupten, daß der Vivisector zu seinem Vergnügen Thiere quält, daß es ihm nicht vielmehr große Mühe kostet, seinen Widerwillen davor im Interesse der Wissenschaft niederzukämpfen. Selbstlose Hingabe an die Zwecke der Wissenschaft ist aber etwas moralisch Anerkennenswerthes, umsomehr als der Endzweck dieser Wissenschaft ja nicht das Wissen um jeden Preis, sondern die Nutzbarmachung des Wissens für die ganze Menschheit und insbesondere für die Linderung ihrer Leiden ist. Wir können daher selbst vom ethischen Standpuncte aus die wissenschaftliche Vivisection nicht verwerfen des moralischen Motivs wegen, aus dem sie entspringt, und des moralischen Endzwecks wegen, den sie verfolgt.

Zuweilen freilich mag es vorkommen, daß eine Vivisection aus bloßer Neugierde oder aus unmotivirtem, überflüssigem Wissensdurst vorgenommen wird; eine solche ist zu verdammen und steht mit der gewöhnlichen Thierquälerei auf gleicher Stufe, denn sie hat von der Wissenschaft höchstens die Methode und den Apparat entlehnt, während sie des ethischen Zweckes gänzlich ermangelt. Sie — aber auch nur sie — muß daher strafbar erscheinen, und um sie unter Strafe zu stellen, würde eine kleine Modification des einschlagenden Paragraphen in unserm deutschen Reichsstrafgesetzbuch genügen, wobei zugleich eine angemessene Erweiterung des Thierschutzes überhaupt erreicht würde. Der § 360 Nr. 13 lautet in seiner jetzigen Fassung: „Mit Geldstrafe bis zu einhundertfünfzig Mark oder mit Haft (bis zu sechs Wochen) wird bestraft, wer öffentlich oder in Aergerniß erregender Weise Thiere boshaft quält oder roh mißhandelt.“ Zunächst würden die Worte „öffentlich oder in Aergerniß erregender Weise“ zu streichen sein. Sodann aber muß auch das Wort „boshaft“ wegfallen. Bliebe es stehen, so würde der Paragraph eine Bestrafung nur derjenigen Thierquälereien zulassen, die offenbar aus Bosheit und Grausamkeit hervorgehen, während ja auch die aus bloßer Neugierde oder unmotivirtem Wissensdurst hervorgehende vivisectorische Thierquälerei strafbar sein soll. Damit es jedoch nicht scheinen könne, als ob *jede* Vivisection unter diesen Paragraphen falle, wird noch ein entsprechender Zusatz nöthig sein, der diejenigen Versuche, welche nur ernster wissenschaftlicher Ziele wegen vorgenommen werden, von der Bestrafung ausschließt. Demnach würde etwa folgende Fassung angemessen erscheinen: „Mit Geldstrafe ꝛc. ꝛc. wird bestraft, wer *Thiere quält oder roh mißhandelt; wissenschaftliche Versuche bleiben straflos.*“

Ob ein *wissenschaftlicher* Versuch vorliege oder nicht, das muß der Richter im einzelnen Falle entscheiden, wobei einerseits die Persönlichkeit des Vivisectors wohl zu berücksichtigen, andrerseits aber festzuhalten sein wird,

daß Methode und Apparat allein die Wissenschaftlichkeit einer Vivisection noch nicht begründen, sondern daß das Entscheidende der erste wissenschaftliche Zweck ist. Eine genauere und zugleich allgemeine Definition dessen was ein wissenschaftlicher Versuch sei und wo die Wissenschaftlichkeit desselben aufhöre, ist ebenso unmöglich wie unnöthig. Es genügt, daß dieser Paragraph in seiner allgemeinen Fassung wie ein Damoklesschwert über dem Vivisector schwebt, ihn vor unnöthigen Thierquälereien warnt und ihn veranlaßt, sich auf solche Vivisectionen zu beschränken, deren Vornahme im Interesse der Wissenschaft und damit im Interesse der ganzen Menschheit entschuldbar oder sogar geboten erscheint.

Außerordentlich beklagenswerth wäre es dagegen, wenn der Uebereifer der Thierfreunde ein directes und allgemeines Verbot der Vivisection durchzusetzen im Stande wäre, weil dadurch der Wissenschaft eine hemmende Fessel angelegt und ein Hinderniß bereitet würde, dessen schädliche Folgen unausbleiblich sein und auf das Wohl der ganzen Gesellschaft in nachtheiliger Weise zurückwirken müssen.

Dämonisch.

Ich hab' Dich geliebt, Gott weiß es, wie sehr!
Ich wollte nur Dich, — auf der Welt Nichts mehr;
Und hätte der Tod mich genommen von hier,
Du wärest, ich weiß es, gestorben mit mir.
Du hättest gehabt auf Erden nicht Ruh',
Denn meiner Seele ein Theil bist Du.

Und wenn ich die Länder durchstreift, das Meer,
So zog Deine Seele mit mir daher;
Und eil' ich selig zum Himmel empor,
Oder spreng' ich der Hölle rothglühendes Thor:
Du folgst mir zum Fluche, Du folgst mir in's Heil,
Denn meiner Seele bist Du ein Theil.

Nun hab' ich zum Leben und Sterben nicht Lust,
Hab' Himmel und Hölle in meiner Brust,
Ein düster Geheimniß, das brennt und sticht:
Du bist nun mein, doch Du liebst mich nicht!
Deine Küsse sind kalt, verschleiert Dein Blick;
Verloren Seele, Liebe und Glück!

Bruno Freiherr von Seckendorff.

Vormärzliches aus der Bühnenwelt.

I.

Der lange Saphir und der kurze Angely.

Vor dreißig und etlichen Jahren war es noch ein Vergnügen, Journalist und Schriftsteller zu sein, weil es damals noch keine Preßfreiheit gab.

Der Schriftsteller konnte also ungenirt schreiben, was man wollte, und hatte keine Conflicte zu befürchten, wenn er nur nicht die Wahrheit schrieb.

Freilich gab es damals auch noch keine Journalisten, die den Abt um sein rundes Bäuchlein oder seine runde Köchin beneidet, über die Wallfahrten frommer Christen gewitzelt, an den Wunderthaten der Heiligenbilder gezweifelt und im höllischen Frevel sogar den heiligen Vater angeblasen hätten.

In jener guten alten Zeit verschoß der bekannte Humorist M. G. Saphir seine tückischen Bolzen in Pest.

Die Flachköpfe des Staates und der Kirche waren allerdings gefeit gegen sein Geschoß — aber alle Flachköpfe der Kunst und der Bühne waren vogelfrei erklärt, also noch immer Wilpret genug für den kritischen Nimrod.

Aber die Helden der Bühne hatten eine gar feine und empfindliche Haut, und es war ihnen keineswegs gleichgültig, wenn es einen Hofrath des Cabinets juckte und ein Hofrath der Bühne sich für ihn kratzen mußte.

Sie brüteten Rache gegen Saphir.

Einer der „Gekratzten" brachte ihn als Zeitungsschreiber Pfiffspitz auf die Bühne — ein so abscheulich gelungener Spaß, daß er Saphir wie Scipio aus seinem Vaterlande vertrieb.

Er hatte es nicht zu bereuen, denn überall wurde er auf das Freundlichste empfangen, ja in Wien und München war es die Polizei sogar selbst, die aufs Eifrigste für sein „Fortkommen" sorgte.

Nach längeren Kreuz- und Querzügen setzte er sich endlich in Berlin zur Ruhe, d. h. er setzte sich zur Ruhe, um Andere nicht in Ruhe zu lassen.

In Folge dessen bildete sich unter den Berliner Schriftstellern der sogenannte „Vierzehner-Bund", der, wie die Männer von Uri, den feierlichen Eid leistete, Saphir literarisch zu vernichten, oder ihn wenigstens in die Flucht zu schlagen.

An der Spitze dieser schrecklichen Brüder der Rache stand Louis Angely, ein Kerlchen, klein und putzig wie der daumlange Hansel — aber eine Rakete, die in jeder Stunde sechzigmal explodirte.

Völlig Feuer und Flammen speien konnte er, wenn man ihn seiner kurzen Figur wegen neckte oder lächerlich zu machen wagte, selbst wenn das in aller Unschuld geschah.

So wollte er z. B. giftsprudelnd einem Fischweibe den Bauch aufschlitzen, das ihm wohlmeinend nachrief: „Jüngelken, Jüngelken, Du verlierst ja Dein Schreibbüchelken!" als ihm, auf dem Wege zur Probe im Königstädter Theater, seine Rolle entfiel.

Nun, die Achillesferse des kleinen Männchen wars, die Saphir vorzugsweise aufs Korn nahm.

Angely schnellte wie eine Kautschukpuppe in die Höhe, so oft seine Ferse getroffen wurde.

Natürlich blieb es nicht bei einer anständigen Polemik zwischen den feindlichen Parteien — man ließ sich bis zu Mißhandlungen hinreißen, und immer war es Angely, der in der ersten Reihe der Kampfhähne stand.

Saphir beschränkte sich darauf, aus den Spalten seines Journals einen Pfeil nach dem andern auf seinen kleinwinzigen Gegner zu versenden.

So schrieb er z. B.:

„Unser kleiner Angely hat mich gestern in die Waden gebissen — ein Glück, daß er nicht höher reichen konnte, ein Biß ins Sitzfleisch wäre mir sehr unangenehm gewesen."

Die Komiker Spitzeder, Schmelka und Röseke, die der Spaß belustigte, sorgten fortwährend für Pulver, damit die Rakete nicht verpuffen konnte.

Schmelka hinterbrachte Saphir: Angely habe die fürchterlichsten Drohungen gegen ihn ausgestoßen.

Saphir antwortete: „Wenn er mir in die Tasche springt, behalte ich ihn."

Auf diesen neuen Hohn ließ ihn der kleine Mann fordern.

Saphir nahm die Herausforderung an, nur ließ er um Geduld bitten, er müsse sich erst ein Mikroskop auf die Nase passen lassen.

Röseke warnte Saphir vor einem Attentat Angelys.

Saphir dankte und erwiederte: Er werde sich zu seinem Schutz hohe Stiefel machen lassen.

Dergleichen Nadelstiche machten ihren Weg durch ganz Berlin und stachelten Angely zu einer Wuth, die possierlicher war als er selbst.

Von Freunden und Feinden gereizt, geschah es ihm gar oft, daß er übersprudelte, und Saphir im Ernste daran denken mußte, ihn von sich abzuwehren.

Unmuthig äußerte er in einem Künstlerkreise: „Die kleine Bremse summt mir schon zu lange um die Nase, ich muß mir eine Fliegenklatsche kaufen."

Auch diese Drohung wurde Angely hinterbracht, der augenblicklich zu Gericht eilte, mit der Meldung, daß ihm Saphir nach dem Leben trachte.

Kläger und Angeklagter wurden einander gegenüber gestellt.

Nachdem die Anklage entwickelt war, fragte der Richter den Letztern, ob er zugestehe, eine so gefährliche Drohung ausgestoßen zu haben?

„Eine gefährliche Drohung?" fragte Saphir befremdet.

„Den Schauspieler und Schriftsteller Louis Angely zu ermorden?"

„Ich?" erwiederte Saphir mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens. „Sehe ich denn wie ein Kindermörder aus, meine Herren?"

Die Richter lächelten — aber die kleine Rakete schoß prasselnd zur Thüre hinaus und hatte ausgepufft.

Somit war Friede in Deutschland, aber so oft der kleine Angely auf der Königstädter Bühne erschien, richtete Saphir aus seiner Loge ein kolossales Vergrößerungsglas auf ihn.

II.

Unser Zimmerherr.

„Wie heißt denn Du, kleines Jüngelchen?“

So fragte mich unser Zimmerherr, der berühmte preußische Hofschauspieler Ludwig Devrient, der auf dem Königsberger Theater Gastrollen gab und auf vier Wochen drei Zimmer unserer Wohnung gemiethet hatte.

„Karl!“ antwortete ich, „der kleine Karl, mein Stiefbruder, heißt auch Karl — aber das ist Karl der große.“

„Karl der Große! Potz Element, das ist ein gewaltiger Name! Nun sage mir einmal, kannst Du schon fertig lesen, kleiner Karl?“

„Ob ich schon fertig lesen kann?“ erwiederte ich mit erhobener Nase, in meiner Gymnasiastenehre gekränkt. „Ich übersetze ja schon den Publius Ovidius Naso, und werde beim nächsten Examen zum Tertianer vorgeschlagen.“

„Ah, Ah! Allen Respect, Herr Tertianer in spe! Nun, wenn Du schon so gelehrt bist, kleiner Karl, so komm ein bischen herein zu mir, um mir meinen Franz Moor zu souffliren. Du weißt doch, was das für ein wichtiger Mann ist, der Souffleur?“

„Ei ja doch! Der sitzt im Loch vor den Lampen und hilft den Komödianten, daß sie nicht stecken bleiben. Wir Quartaner souffliren uns auch, Einer dem Andern, beim Examen.“

„Sonst würdet ihr auch stecken bleiben, wie die Komödianten, he? Siehst Du, kleiner Karl, nicht nur die Komödianten — alle Menschen haben ihre Schwächen und brauchen ihren Freund in der Noth, der ihnen heimlich oder öffentlich auf die Beine hilft.“

So mit mir plaudernd hatte mich unser Gast in sein Studirzimmer geführt, hob mich auf einen hohen Stuhl und gab mir ein Heft in die Hand.

„Jetzt denke Dir, kleiner Karl, ich wäre Einer Deiner Schulkameraden, der ein paar Capitel aus der Botanik auswendig gelernt hat und den Du überhörst. Lies nach und hilf aus, wenn Du merkst, daß ich schwimme.“

Nach dieser Anweisung fing Ludwig Devrient seinen Franz Moor zu recitiren an. Ich folgte ihm aufmerksam, Zeile für Zeile, und flüsterte ihm schnell und gewandt einige Worte zu, wenn es haperte.

So hatte ich ihm vier Acte fleißig soufflirt, aber noch fleißiger gegähnt, weil er gar so schülerhaft plapperte.

Aber das sollte anders kommen.

Mit dem vierten Acte hörte das Recitiren auf, denn mit dem fünften Act fing Ludwig Devrient — zu spielen an.

Er spielte die große Traum- und Verzweiflungsscene mit seinem alten Diener Daniel — und ich gähnte nicht mehr.

Nicht unser freundlicher, gemüthlicher Zimmerherr, sondern ein Scheusal mit schwarzen, stechenden Augen und langem, blassen Gesicht stand mir gegenüber.

Mein Blut gerann mir in den Adern, mein junges Herz erbebte vor diesem Dämon, meine schwachen Glieder zitterten, und ich fing endlich vor Grauen und Entsetzen laut und bitterlich zu weinen an.

Da nahm mich der große Künstler in seine Arme und sagte freundlich lächelnd:

„Aha — hab' ich Dich! Das ist die Strafe fürs Gähnen, kleiner Spitz-

, nu, weine nicht, mein Jüngelchen, ich bin ja nicht der Böſewicht,
piele ihn nur, und bin im Grunde ein ſo harmloſes Kind wie Du,
meine Rolle ausgeſpielt. Da haſt Du einen blanken Thaler, geh
ditor Pomatti und thue Dir ein bischen bono nach dem Schreck."
nein!" erwiederte ich. „Ich will kein Geld zum Vernaſchen; aber
eine andere Freude, die ſie mir machen könnten, Herr Devrient."
n, laß hören!"
hmen Sie mich heute Abend mit auf die Bühne. Ich möchte Sie
Leben gern, ganz in der Nähe, den Franz Moor ſpielen ſehen."
n gut, mein Jüngelchen. Du fährſt mit mir in meiner Droſchke
ter, und nach dem Theater fahren wir wieder miteinander nach

Schauſpielhaus am Königsgarten war in allen ſeinen Räumen

n gab Schillers „Räuber", und Ludwig Devrient ſpielte den Franz
zweite Gaſtrolle.
ter der erſten Couliſſe lag ein Strohſack, und neben dieſem ſtand
ner großen Rumflaſche in der Hand.
vig Devrient ſpielte jede Scene mit ſeiner großen, erſchütternden
, und begeiſterter, enthuſiaſtiſcher Beifall lohnte den unvergeßlichen

r der große Künſtler ward zum ſchwachen Menſchen, wenn
hne verließ und hinter die Couliſſen trat.
ikend und erſchöpft ſank er auf den Strohſack, entriß mir mit
t zitternden Händen die Rumflaſche und ſchlürfte in raſchen Zügen
e Getränk, das ſchon in der Blüthe der Jahre ſeine edlen Lebens-
tete.
n ihn ſein Stichwort auf die Bühne rief, war er ein Gott an
Geiſt, und wenn er ſie verließ, ein ſchwaches Rohr, geknickt und
von der Gewalt einer unglückſeligen Leidenſchaft.
r Abend bot uns einen hohen Kunſtgenuß.
ganze Publicum jubelte — nur der Knabe mit der Rumflaſche
der weinen am Strohſack hinter den Couliſſen.

III.

Ein toller Hund.

enz hieß der Cerberus, oder Theaterfeldwebel in Königsberg.
trug einen aſchgrauen Rock, zu jeder Jahreszeit zugeknöpft bis zum
en Bart, der die ganze Bruſt bedeckte, und Kopfhaare, die wie die
eines alten Löwen über Geſicht und Nacken fielen.
: lebendige Vogelſcheuche war dieſer blaſſe Geſelle!
einzige Sohn eines wohlhabenden Handwerkers, hatte er in ſeinen
ßjahren ein hübſches Häuschen geerbt und ein Jahr ſpäter die Tochter
armen Nachbarin zum Altar geführt. Aber gleich nach den Flitter-
ſ ihm ſein Weibchen davon und noch dazu nicht allein, ſondern mit
n Jugendfreund des ehrlichen Lorenz.
nun, es war eine der alten Geſchichten, die ewig neu bleiben.

Ein Choleriker hätte geflucht und gewettert und ein Phlegmatiker gelacht über den Verlust eines treulosen Weibes; aber Lorenz fluchte eben so wenig als er lachte. Er verkaufte ganz in der Stille sein Vaterhaus, schickte das dafür erlöste Geld den Flüchtlingen nach und wünschte ihnen viel Glück und gutes Wetter zur Fahrt durchs Leben.

Darauf ging er selbst in die weite Welt, mit dem festen Vorsatz, den Tod zu suchen — denn er war fromm und wollte nicht selbst ein Werk zerstören, das Gott in einer Anwandlung von übler Laune aus der Rippe der ersten Hexe geschaffen hat.

Er wurde Matrose, Soldat, Bergmann — aber das Meer wollte ihn nicht verschlingen, die feindliche Kugel nicht verwunden und der Schacht nicht begraben, denn der Tod ist ein eigensinniger Dickkopf, er klopft meistens da an, wo er nicht gerufen wird und wo man ihn sucht, ist er selten zu finden.

Lorenz kam unverletzt in seine Vaterstadt zurück und um nicht sein tägliches Brod erbetteln zu müssen, nahm er den Dienst eines Theaterfeldwebels an.

Er sprach selten und wenig — mit den Weibern schon gar nicht und um ganz sicher zu sein vor ihrem Sirenengesang, that er das Gelübde, sich bis zu seinem Lebensende weder Kopf- noch Barthaare zu scheeren — und die Berechnung war ganz richtig, denn damals waren die menschlichen Bären noch wilde Thiere für die Weiber.

So hielt Lorenz mehrere Jahre ernst und schweigsam treue Wacht auf seinem Posten, ein Mann von Eisen in Amt und Pflicht, bis sein Haupt schon Simsons Haarschmuck und sein Kinn Barbarossas Bart zur Schau trugen.

Die Erde hatte abermals den weißen Mantel gegen den grünen Rock vertauscht — und in dem Wagen Saturns rollte ein neues Ostern daher — ein Freudenfest für jeden guten Christen, nur für den armen wandernden Komödianten nicht, ein Ostern schnürt ihm den Reisesack und er muß sich sein Stückchen Brod wieder suchen, wenn Jemand sein Osterlamm speist.

Am zweiten Feiertag in der Morgenstunde saß Lorenz unter dem alten Kastanienbaum im Theaterhofe, da öffnete sich die Straßenthür und in den Hof trat auch so eine blutarme, wandernde Künstlerfamilie: ein Mann im fadenscheinigen Salonfrack, in zerrissenen Lackstiefelchen, mit dicker Uhrkette von verdächtigem Gold und mit einem Diamanten in der Cravatte, der wahrscheinlich schon in einem Kronleuchter Parade gemacht haben mochte, denn eine gewisse schäbige Eleganz wird man selbst bei dem ärmsten Dorfkomödianten finden.

Ihm zur Seite wankte eine abgehärmte, blasse Frau mit einem kranken Kinde auf einem Arm und ein schmutziges, thränenfeuchtes Papier in der Hand, daß sie schüchtern dem Feldwebel reichte.

„Schon wieder eine Collecte!“ brummte Lorenz in seinen langen Bart und entfaltete das Papier.

Anfangs las er mechanisch die Bittschrift — aber je mehr er las, desto bleicher wurde sein Gesicht, desto krampfhafter ballten sich seine Hände und desto mehr erglänzte sein mattes Auge, das er endlich wie das Auge der Klapperschlange auf die Unglücklichen warf.

Sein treuloses Weib mit dem Bastard auf dem Arme und ihr Verführer standen vor ihm — es war, als ob sein Auge den Blitz der grollenden Gottheit auf sie schleuderte.

Seine Hand griff endlich convulsivisch nach dem Herzen, als ob er es zurückdrängen wollte in die stille, dunkle Kammer seiner Brust — und von seinem Herzen glitt seine Hand in die Tasche, aus der er eine volle Börse zog und sie dem zitternden Weibe reichte.

„Gott sei Dank, daß heute gerade Gagetag war!“ murmelte er vor sich hin. „Nehmt indeß Das, bis ich Collecte gemacht!“ rief er dann polternd mit verstellter Stimme und Vater und Mutter eilten mit dem weinenden Kinde schnell zum Thor hinaus.

„Ein toller Hund! Ein toller Hund!“ schrie man in diesem Augenblick aus hundert Kehlen auf der Straße.

Lorenz stürzte hinaus und sah sein Weib, das Kind an die Brust gepreßt, zusammengekauert und gelähmt vor Schreck mitten auf der Straße und kaum fünfzig Schritt entfernt die wüthende Bestie im Anlauf.

Schnell wie der Gedanke warf sich Lorenz dem schäumenden Unthier entgegen, ergriff es mit nervigen Fäusten am Halse und ließ nicht eher wieder von ihm ab, bis es erwürgt zu seinen Füßen lag.

Es war ein schöner Sieg, den er mit seinem Blute erkämpft hatte, das aus seinen Wunden quoll.

Alles wollte sich zu ihm drängen, loben, bewundern, danken — auch die Mutter mit dem Kinde — aber er wies sie Alle kurz und barsch zurück, hielt er sich doch jetzt selbst für einen tollen Hund und wollte kein neues Unheil stiften mit seinem vergifteten Blut.

Seit langer, langer Zeit zum ersten Mal wieder ein lustiges Liedchen pfeifend, ging er ins Spital und fand dort, was er auf dem Meere, auf dem Schlachtfeld und im Schacht vergebens gesucht, denn ein paar Tage später las man in der Zeitung:

„Der bekannte Theaterfeldwebel Lorenz ist gestern in der Mittagsstunde im hiesigen Krankenhause an der Hundswuth gestorben.“

Karl Haffner.

Poetisches Turnier.

Die Uebersetzungsaufgabe IV. war aus Dante's Divina Commedia, die Schilderung der Erscheinung Beatrices (Purgatorio 30):

Cosi dentro una nuvola di fiori,
Che dalle mani angeliche saliva,
E ricadeva giù dentro e di fuori,

Sovra candido vel, cinta d'oliva,
Donna m'apparve, sotto verde manto,
Vestita di color di fiamma viva.

E lo spirito mio, che già cotanto
Tempo era stato con la sua presenza,
Non era di stupor tremando affranto,

Sanza degli occhi aver più cono cenza,
Per occulta virtù, che da lei mosse,
D'antico amor sentì la gran potenza.

Als die gelungensten Uebersetzungen dieser klassischen Stelle publiciren wir folgende:

Die Wolke, die, aus Blüthen zart gewoben,
Den ganzen Raum mit süßem Duft erfüllt,
Von engelszarter Hand ward sie gehoben,

Und zeigt' auf weißem Grund ein Frauenbild,
Die Stirn umkränzt; aus grünen Mantels Falten
Ward mir ein leuchtendes Gewand enthüllt

Mein Geist jedoch, der lange schon in alten
Vergangnen Tagen durch ihr Bild entzückt,
Ward nicht durch bange Furcht zurückgehalten;

Und, ob dem Aug' sie ewig auch entrückt,
Fühlt ich, durch ihrer Tugend Reiz gefesselt,
Durch alter Liebe Zauber mich beglückt.

E. B., Berlin.

Entgegen rauscht ein Regen mir von Blüthen,
Die aufwärts sprudelten in weitem Bogen
Und dann wie Funken auseinandersprühten.

Und drinnen, wie von Nebelhauch umflogen,
Stand ein bekränztes Weib, in grünem Schleier,
Um dessen Haupt sich helle Flammen zogen.

Und dennoch fühlt' von Furcht ich nie mich freier. —
War sie es doch, die sich mir offenbarte,
Für die allein erklungen meine Leier.

Ja, seit der Tod entrissen mir die Zarte,
Hatt' ich so mächtig nie, wie jetzt, empfunden,
Daß ich die alte Liebe treu bewahrte.

E. M., Berlin.

Fernere mehr oder weniger treue, aber nicht formreife Uebertragungen haben eingesendet:

A. Vollmar in Augsburg, Mathilde in Mannheim, Th. F. Berlin, B. v. St. in Fr., Seltmann in Ch., Bertha Lorenz in Prenzlau, Fähnrich B. in M., Lehmann in Torgau, Philalethes II. in Hildesheim (mit der Frage: Wie kommt Dante dazu Beatrice in die jetzigen italienischen Nationalfarben zu kleiden?), Otto Below in Stargard, N. v. Br. in St., Perlitz in Altona, E. S. in Untersberg, Woldemar Krahe in L., Gräfin v. W. in Pr., Steininger in A., Anonymus in Erfurt, Neudörfer in Pilsen, Pl. S. in Offenbach, H. Cz. Posen, Frau Anonyma aus Stettin.

Als Uebersetzungsaufgabe V geben wir

LE PAPILLON.

Par ALPHONSE DE LAMARTINE.

Naître avec le printemps, mourir avec les roses;
Sur l'aile du zéphyr nager dans un ciel pur;
Balancé sur le sein des fleurs à peine écloses,
S'enivrer de parfums, de lumière et d'azur;
Secouant, jeune encor, la poudre de ses ailes,
S'envoler comme un souffle aux voûtes éternelles:
Voilà du papillon le destin enchanté.
Il ressemble au désir, qui jamais ne se pose,
Et, sans se satisfaire, effleurant toute chose,
Retourne enfin au ciel chercher la volupté.

Für den Bücherschrank.

Es ist wunderbar, wie viel Märchen unsere materialistische Zeit ersinnt! Alljährlich prangen auf dem deutschen Büchermarkt Blumen der Märchenromantik, Absenker der „blauen Blume" des Novalis. Manche dieser Blumen sind frische Waldblumen, viele aber nur Kunstblumen, von trockenem Papier ohne Duft und Thauglanz. Da wir jedoch nur echte Blumen dem Herbarium unseres Bücherschranks einverleiben wollen, so nennen wir nachstehend nur das Gediegenste der Märchenliteraturnovitäten.

Da sind zuerst die Märchen von Wolfgang Kirchbach mit Zeichnungen von Frank Kirchbach. Dresden, Friedrich Axt. Das sind Märchen ohne Bilder aber voll Phantasie und Gemüth, die große Beachtung verdienen. Ton und Stil dieser Märchen ist edel und warm und die Märchenliteratur wird diese Novität zu ihrem erfreulichen Zuwachs rechnen können.

Auch die Dänischen Volksmärchen von Svend Grundtvig, die Adolf Strodtmann meisterlich übertragen hat (Leipzig, Joh. Ambr. Barth), sind lebendiger, tiefinnerlicher, germanischer Volksphantasie entsprossen, deutliche Fundamente, auf denen Andersen seine Märchenpaläste errichtet hat. In das märchenhafte Gebiet greift ein in demselben Verlag erschienenes Büchlein hinüber, die Rococco-Plaudereien von M. v. M. Wir haben es hier wohl mit einer feinfühligen Dame zu thun, die nach Art Richard Leanders skizzirt und mit Intensivität seelische Vorgänge schildert in losem Aneinanderreihen ohne Composition, aber voll tiefen Einblicks in die Welt der Empfindung.

Zur Novelle und dem beseelteren Feuilleton leiten uns Karl Böttchers „Liebeswogen" hinüber, Silhouetten aus dem Herzensleben, wie sie der Autor nennt. Hieronymus Lorm, die so künstlich heraufgeschraubte Literaturgröße der Gedankensophistik und Professionist des Pessimismus, hat dazu ein Vorwort geschrieben, welches sich mehr überflüssig als flüssig erweist. Das letztere Epitheton ist den Liebeswogen nicht abzusprechen, aber es wogt hier auch von Phrasen und Ungeheuerlichkeiten des Empfindens, bei deren Anblick man sich wünschen möchte, aus diesen Wogen aufzutauchen und im Hafen des Geschmacks zu landen. Gleichwohl ist Böttcher Reichthum der Phantasie, Fülle des Colorits und Herzlichkeit nicht abzusprechen und wir zweifeln nicht, daß die Verlagshandlung (Wallishauser in Wien) im Hinblick auf die Phantasieaufregungsbedürftigkeit des Durchschnittspublicums ihre Rechnung finden wird.

Markig und kernig tritt vor uns eine andere bewährte Erzählerkraft. Für todt erklärt. Erzählung von Ernst Wichert. Diese das eintausendeinhundertundsiebzehnte Bändchen der Reclam'schen Universalbibliothek bildende Erzählung Wicherts spielt in der ödesten, weltverlorensten Gegend des deutschen Reiches, auf der kurischen Nehrung, auf der unseres Wissens nur noch eine — aber auch eine Meisternovelle deutscher Dichtkunst, Hofmanns Majorat von Rossitten spielt. Diese starken Naturen mit ihren seelischen Kämpfen uns so plastisch, herzerwärmend vorzuführen, vermag so recht Wicherts meisterliche Composition, die der untadelhaften Form einen lebendigen Inhalt zu geben weiß. Wichert ist Dichter und Maler. Seine Schilderungen sind treu der Natur und dem Seelenleben nachgedichtet und verfehlen daher nie ihre nachhaltige Wirkung auf den Leser. Ein noch nicht genug bekanntes anregendes Buch ist der Roman „Rudolf" von Hermann Presber, Leipzig, Theodor Thomas. Die Charakterisirung, die Noblesse der Sprache, der ganze warmblütige Habitus und das moderne Denken und Fühlen zeigen hier überall, was nach Franzens Ansicht im „Götz" den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.

Auf das Gebiet der historischen Monographie führt uns eine sorgliche historische Studie von L. Ferdinand Dieffenbach „Karl Ludwig Schulmeister", der Hauptspion, Parteigänger, Polizeipräfect und geheime Agent Napoleons I. Leipzig, J. H. Webel. Zur Geschichte der zwei ersten Decennien unseres Jahrhunderts giebt diese werthvolle auf streng archivalischen Forschungen berühmte Monographie wichtige neue Aufschlüsse. Das Buch ist glatt und prägnant stilisirt, die Objectivität des Biographen überall erfreulich erkennbar und so wird das Werk nicht nur dem Historiker von Fach, sondern auch dem geschichtsfreundlichen Leser von großem In-

tereſſe ſein. Zur Geſchichte des deutſchen Theaters hat der unermüdlich fleißige Theaterhiſtoriograph Joſeph Kürſchner ein Jahrbuch für das deutſche Theater bei Hermann Foltz in Leipzig erſcheinen laſſen, welches das verdienſtlichſte Werk ſeiner Art iſt, ein treffliches minutiös genaues Nachſchlagebuch für Alle, die dem Theater Sympathie entgegenbringen, eine Chronik der deutſchen Bühne im letzten Jahr, die an Reichhaltigkeit nichts zu wünſchen übrig läßt. Bei der Fülle des Gebotenen iſt es begreiflich, daß in dem Jahrbuch auch Irrthümer vorkommen, z. B. auf Seite 23: die Notiz, die Witwe Dörings ſei die ehemalige Soubrette Auguſte Sutorius. Die genannte Soubrette war allerdings die erſte Frau Dörings, von der er ſich jedoch ſchon vor dreißig Jahren ſcheiden ließ. Sie iſt vor Jahren in Amerika geſtorben. Die Witwe Dörings, ſeine zweite Frau, eine geborene Härle, war niemals Schauſpielerin.

Ein praktiſches gediegenes Werk ſei unſern Damen empfohlen. Es iſt dies das in elf hochelegant ausgeſtatteten Heften erſchienene Elitewerk: Die Schulen der weiblichen Handarbeit von J. D. Georgens und Jeanne Marie von Gayette Georgens. Auch die weibliche Handarbeit trifft die in Philadelphia erlittene Niederlage. Schön ſei es, was der Menſch in Form und Farbe bildet, in dieſem Sinne und zu einem allgemeinen Lehrzweck, wie zur conſequenten Durchführung des Arbeitsunterrichts in der Schule iſt die zweite Auflage des Werkes umgeſtaltet und erweitert worden. Vortreffliche Kupfertafeln fördern die Anſchauung und machen das Auge für die Schönheit der Handarbeit empfänglich und urtheilsfähig. Sicherlich wird bei einem neuen Unterrichtsgeſetz die weibliche Handarbeit neben dem Zeichenunterricht die ihr gebührende Stellung angewieſen erhalten.

Sehr zeitgemäß erſcheint ſoeben bei Pierſon in Dresden „Ein Kreuzzug nach Stambul.“ In dieſem Werk ſchildert der ſächſiſche Regierungsrath F. v. Criegern die Ereigniſſe und Wahrnehmungen während einer Reiſe, welche er im Auftrage der Königin Carola von Sachſen im October 1877 unternommen hat, um vier Albertinerinnen und acht Schweſtern vom Orden des H. Borromäus zu Zwecken der freiwilligen Krankenpflege nach Conſtantinopel zu geleiten. Dieſe Miſſion, ganz einzig in ihrer Art, indem ſie die Türkei mit einer bis dahin dort völlig unbekannten und allen orientaliſchen Begriffen auf's Entſchiedenſte widerſtreitenden Segnung europäiſcher Civiliſation bekannt machte, brachte den Verfaſſer in allernächſte perſönliche Berührung mit einer großen Zahl einflußreicher Perſönlichkeiten aus den höchſten Kreiſen, und gab ihm Gelegenheit weit tiefere Blicke in viele Verhältniſſe zu thun, als gewöhnlichen Reiſenden vergönnt iſt. In völlig unparteiiſcher Weiſe tritt Herr v. Criegern ebenſo ſehr der Schönfärberei der Turkophilen wie dem abſprechenden Urtheile Derer entgegen, für welche die Türkei nur ein verweſender Leichnam iſt. Er ſchildert die Verhältniſſe, wie er ſie fand, mit großer Schärfe und Klarheit; er deckt rückhaltlos die Urſachen des tiefen Verfalles und des Unterliegens im letzten Kriege auf; er zeigt, was Alles in der Türkei beſeitigt und reformirt werden muß, ſoll der Untergang abgewendet werden. Außerdem enthält das Buch eine Fülle intereſſanter und anſchaulicher Schilderungen der Stadt Conſtantinopel und ihrer Bewohner, die Bauwerke, Communicationsmittel, Volksfeſte u. ſ. w., ſo wie Betrachtungen über die Sprache, die Verkehrs- und Geldverhältniſſe, die Armee, das Beamtenthum, die Geſellſchaft, die Frauen und den Einfluß der Stellung des weiblichen Geſchlechts im Orient auf das Staatsleben; endlich über die Genfer Convention als Grundlage der freiwilligen Krankenpflege, und die Organiſation und Wirkſamkeit der auf ihr beruhenden Vereine des Rothen Kreuzes. Alles was den deutſchen Leſer in Betreff der Türkei vorzüglich intereſſirt, findet ſich hier in gedrängter Kürze zuſammengefaßt; namentlich iſt zum Schluß in überzeugendſter Weiſe dargethan, weshalb die Orientfrage von ſo eminenter Wichtigkeit für das ganze übrige Europa iſt und bleiben wird.

Salonpost.

H. P. in Frankfurt a. M. Es wird allerdings eine Gutzkowbiographie erscheinen und zwar aus der Feder des hierzu besonders begabten geistig rührigen Johannes Prölß. Derselbe erläßt soeben die Bitte an alle Zeitgenossen, die ihn durch Mittheilung von Documenten, Briefen, schwer zugänglichen Aufsätzen in Zeitschriften, eigenen Erfahrungen und Erlebnissen, in seinem Streben nach Vollkommenheit des zu entwerfenden literarischen Charakterbilds unterstützen können, ihm ihre freundliche Beihülfe und Unterstützung nicht zu versagen. In der Hauptsache handelt es sich für Prölß um die zeitweilige Ueberlassung jeder Art von Material, welches zur Klarstellung des Charakterbildes von Karl Gutzkow in seinen literarischen persönlichen Beziehungen dienen könnte. Die Adresse des Biographen ist: Redacteur Johannes Prölß, Leipzig, Nürnbergerstraße 42.

H. St. in Cöslin. Der Schillerpreis wurde 1859 gestiftet und sollte alle drei Jahre vergeben werden. 1860 fand die erste Zuerkennung des Preises an Friedrich Hebbel für die „Nibelungen", 1863 an Lindner für „Brutus und Collatinus", 1866 an Geibel für „Sophonisbe" und 1869 an Kruse für die „Die Gräfin" statt. 1872 und 1875 wurde kein Drama für preiswürdig befunden, bis endlich auf Wunsch des Kaisers am 10. November 1878 die letzte Preisvertheilung, richtiger Preistheilung an Nissel, Wilbrandt und Anzengruber stattfand.

E. u. S. Wir werden uns nach der Bezugsquelle der Ringe erkundigen.

Bertha L. in Fr. Alle Achtung vor Ihrem feinentwickelten Sittlichkeitsgefühl, welches nur ein Spötter Prüderie nennen könnte. Nicht wahr, die „frivolen Stellen", die Sie in einer Erzählung finden, unterstreichen Sie immer vorher, um sie nicht zu lesen? Sie würden bei Ihrem Feingefühl auch z. B. eine Wasserhose gewiß Wasserunaussprechliche nennen.

C. v. Br. in Fr. Der Herzog von Connaught bezieht vom Staat jährlich 15000 Pfund. Der Herzog von Marlborough bezieht aus Anlaß der von seinem Vorfahren gewonnenen Schlacht von Blenheim 4000 Pfd. St. jährlich, der Herzog von Wellington die gleiche Summe für die von seinem Vater gewonnene Schlacht von Waterloo. Letztere Pension wird noch dem Sohne des jetzigen Herzogs zugute kommen, mit dessen Ableben aber erlöschen.

Dr. O M. in B. Sie sind im Irrthum. Wir haben, angeregt durch Ihre Frage, die Sache selbst untersucht und gefunden, daß alle bedeutenden modernen Dramatiker ihre Erfolge nicht vor dem dreißigsten Jahre, die Mehrzahl (darunter Laube, Freytag, Augier, Hackländer) erst zwischen dem vierunddreißigsten und vierzigsten, eine Anzahl sogar (darunter Scribe, Otto Ludwig) erst in den vierziger Jahren erreicht haben.

C. v. R. in Bl. Sie meinen, Schweigen sei auch eine Antwort und deuten unser Schweigen auf Annahme des Manuscripts. Wir schweigen aber nicht Ja, sondern Nein.

Emil Breuner in Dresden. Wir danken Ihnen für die Mittheilung, daß Sie „ein bekannter deutscher Schriftsteller" sind. Sie werdens ja selbst wohl am Besten wissen.

H. L. in Magdeburg. Wir können Ihnen hier nicht unsere Ansichten über die Unsterblichkeit und die Auferstehung des Leibes mittheilen. Die beste Antwort auf Ihre Neugier finden Sie in dem Bescheid, den einst Friedrich der Große, als ihm ein nicht an die Unsterblichkeit glaubender Geistlicher denuncirt ward, mit den Worten gab: „Will er am jüngsten Tag nicht mit auferstehen, so mag er liegen bleiben!"

Clara Br. in Erfurt, Verfasserin von „Sehnsucht und Treue". Wir erlauben uns Ihnen unsere Ausgabe der zehn Gebote zu offeriren, in welchen das elfte Gebot heißt: Du sollst Deinen Mitmenschen keine Langeweile machen.

Werner H. in S. Sie singen:

> Ich denke Dein in schweigender Nacht,
> Deine Thränen haben mich trunken gemacht,
> Du hast mir berauschet die Sinne!

Heißt bei Ihnen vielleicht der Singularis von Thränen „im Thran"?

Neueste Moden.

Nr. 1. Taille für Diner- und Theater-Toilette.

Das Vordertheil dieser Failletaille zeigt als Plastron ein sehr fein gefälteltes weißes Faillepliffé, das in der Mitte vom Halsausschnitt bis ganz herab von einer

Nr. 1. Taille für Diner- und Theater-Toilette

spiralförmigen Spitze durchschnitten ist. Die Seiten dieses Plastrons sind mit einem Seidengalon besetzt. Der nur bis zum Ellbogen reichende Aermel ist auf der äußern Naht mit einem Galon garnirt; am untern Rande des Aermels eine schöne Spitzengarnitur.

Nr. 2. Chemiſett mit Manſchetten.

Dieſes Chemiſett iſt von Piqué oder weißem Atlas; im Innern mit einer Spitze mit Bogenmuſter beſetzt. Die Revers zeigen eine einfache Stepperei. Der Aermel iſt dem Gilet aſſortirt.

Nr. 3. Chemiſett mit Manſchetten für Trauer.

Der Buſenſchleier, durchaus von Crêpe-liſſe, iſt vorn mit einem breiten Schrägſtreifen von gekräuſtem Crêpe mit doppelter Stepperei und glatt gelegten Falten vom gleichen Stoff garnirt, ſo daß das Chemiſett unter einer viereckig ausgeſchnittenen Robe getragen werden kann. Großer Kragen von gekräuſtem Crêpe mit einer leichten Stickerei von matter Seide und nach innen und außen mit einer Rüſche von Crêpe-liſſe eingefaßt; darüber ein geſteppter Schrägſtreifen. Die Aermel ſind mit dem Uebrigen übereinſtimmend beſetzt.

Nr. 2 Chemiſett mit Manſchetten.

Nr. 4. Stadt-Toilette.

Der halblange Rock von fiſchotterfarbenem Caſchmir iſt mit mehreren kleinen aſſortirten Faillepliſſés garnirt. Der vorn offene Ueberrock iſt von geripptem Sammet und mit Caſchmirſchleppe, welche mit geripptem Sammet umrandet iſt. Taille von fiſchotterbraunem Caſchmir mit Kragen und Garnituren von geripptem Sammet, wie er auch an den Aermeln zu finden iſt. Dem Faillekragen dient eine kleine Failleſchleife als Abſchluß. Beigefarbener Filzhut mit einer ſchönen Feder von derſelben Farbe und einer Schleife von fiſchotterfarbenem Sammet. Bindebänder von letzterer Farbe.

Nr. 5. Toilette für den Weggang vom Ball.

Robe von weißem Atlas. Der in dicke Röhrenfalten gelegte Rock mit nicht zu langer Schleppe, deren unterer Theil mit einem großen Gazebouillonné auf durchſcheinender roſa Unterlage garnirt iſt. Die Schürze von roſa Atlas iſt auf dem Atlasrock, wo ſie ſich über einander legt, drapirt und unten von einer hohen Ma-

drilenenblonde mit ſilberfarbenen Reflexen umrandet. Paletot in Viſitenform mit großen viereckigen Aermeln ganz von roſa Atlas und weiß gefüttert und mit Chinchillapelz bordirt. Am untern Rande des viereckigen Aermels und zwar oberhalb des Chinchillabeſatzes eine große Schleife von roſa Moiré.

Nr. 6 und 7. Ringträger.

Die Geſtellſtäbe zu dieſem kleinen, 17 Cmtr. hohen Möbel ſind aus fünf dünnen Streifen ſpaniſchen Rohrs zuſammengewunden. Die untere Weite wird mit einem geſtickten Rand von braſilianiſchem Canevas (Deſſin Nr. 7, in natürlicher Größe) ausgefüllt. Die Contouren ſind in ruſſiſchem Stich in brauner Seide; die kleinen Carrés in nüancirter roſa Seide; die Spitzen blau nüancirt; das Kreuz in der Mitte grün und ſchwarz; die geraden Stiche blau, ſchwarz und gelb. Das Rund ſoll in der Mitte ein wenig vertieft ſein. Zu dieſem Zweck wird der Rand mittels eines Fadens ſo viel als nöthig zuſammengezogen, dann das Ganze mit Atlas

Nr 8. Chemiſett mit Manſchetten für Trauer.

unterfüttert und an den Stäben in geeigneter Weiſe befeſtigt. Das Rund wird mit einer aſſortirten Franſe und die obere Partie mit langen Quaſten verziert.

Nr. 8 und 9. Promenaden- und Viſiten-Toiletten.

Nr. 8. Großer halbanliegender ruſſiſcher Paletot von ſchwarzem Sammet. Die vorderen Ränder ſind mit einer leicht gefältelten Spitze garnirt; von beiden Schultern fällt eine ſchöne Paſſementerie von Cordonnetſeide und feinem Jetſchmuck über die Obertaille herab. An das untere Ende der Paſſementerie ſchließt ſich auf beiden Seiten eine reiche aſſortirte Quaſtenfranſe an. Auf der Mitte des Rückens laufen beide Paſſementerieſtreifen in einander. Der untere Aermel iſt von drei Reihen gefältelter Spitze umgeben, deren oberſte Reihe wiederum von einer Paſſementerieverzierung überſetzt iſt. Die Robe von ſchwarzer Faille iſt ohne Garnitur. Die Paſſe des ſchwarzen Sammethutes iſt mit altgoldgelbem Atlas gefüttert; auf der Calotte Band von der nämlichen Farbe, welches auch die Bindebänder bildet. Auf der linken Seite mehr nach hinten zu Roſenbouquet mit Blattwerk von Sammet.

Nr. 9. Paletot von ſchwarzer Sicilienne. Die Garnirung des Paletots be-

ſteht aus zwei Reihen gefälteltet Spitze, welche Rand gegen Rand geſetzt und mittels eines Röllchenbeſatzes von ſchwarzem Sammet mit einander verbunden ſind. Dadurch, daß dieſe Garnirung, nachdem ſie den ganzen Halsausſchnitt umgeben hat, nicht ſenkrecht herab, ſondern nach den Seiten weiter auseinandergeht, wird der Eindruck eines Gilets hervorgebracht, deſſen Mitte mit einer muſchelartig gefälteten Spitze beſetzt iſt, die Seiten hingegen mit kleinen Taſchen bedacht ſind, welche in einen Volant von der gleichen Spitze endigen. Doppelter Sammetaufſchlag mit Spitzenvolant an den Aermeln. Die Prinzeßrobe von beigefarbenem Caſchmir und fiſchotterbrauner Faille iſt auf der Rückſeite bauſchig und vorn über einem gefälteten Faillepaſtron offen. Die vordern Ränder der Robe ſind languettirt und im Roſenſtich feſtonnirt; auf den Languetten voll geſtickte fiſchotterfarbene Sterne. Dieſe Stickerei zieht ſich auch um den untern Rand der Robe und legt ſich auf den

Nr. 6. Ringträger.

die Robe abſchließenden Pliſſévolant. Gefältelte Halskrauſe Hut von fiſchotterfarbenem Atlas mit emporgebogener Paſſe; die Federn auf der Calotte ſind hell beigefarben.

Nr. 10. Panzercoſtüm für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren.

Der Rücken der Robe von glattem grünen Gros iſt mittels dreier Nähte geſchweift und das Vordertheil an den Seiten angenäht. Das Gilet iſt unten bogenförmig ausgeſchnitten und in der Mitte geknöpft; die Naht, mittels welcher es auf die Robe genäht iſt, wird durch einen Schrägſtreifen verdeckt, welcher nach der Rückſeite zu dicht über dem den Rock garnirenden Volant heraufſteigt. An den Seiten ein nach oben gehender Volant; Kragen und Aermelaufſchlag mit einem darüber hinausſtehenden Schrägſtreifen garnirt.

Nr. 11. Diner-Toilette für ein junges Mädchen.

Robe von blaßblauem Peking mit einfarbigen und blau mit weiß gemiſchten Streifen. Prinzeßpolonaiſe mit Seiten, vorn über ein langes Pekinggilet und eine ſchräg drapirte Schürze offen. Der Rücken geht in zwei lange Bahnen aus, welche cascadenförmig herabfallen und durch Bandſchleifen mit langen Enden gehalten werden. Der glatte Rock iſt mit zwei Pliſſés garnirt, von denen der des Randes von glatter Faille und der obere von Peking iſt. Am obern Theil des Gilets ein Stäbchenpliſſé, welches den viereckigen Ausſchnitt der Taille umrandet. Die Polonaiſe iſt mit einem Pekingpliſſé garnirt. Halblanger Aermel mit glatten Pekingaufſchlägen, welche zu jeder Seite mit einem glatten Faillepliſſé eingefaßt ſind. Im Haar eine weiße Roſe.

Nr 7. Deſſin zu Nr 6

Nr. 12. Stadt-Toilette.

Rock von bronzegrünem Damentuch. Jacket mit langen runden Schößen, vorn mit zwei Reihen Knöpfe. Die Tunica, deren viereckig geſchnittene Zacken mit blauer Litze eingefaßt ſind, öffnet ſich vorn ſchräg über eine Schürze von bronzegrünem Reigenſeſtoff mit blaßrothen und himmelblauen Streifen; Kragen, Aermelaufſchläge und Taſchen mit dem nämlichen Stoff garnirt. Schwarzer Sammethut mit grünen vorn quer über die Calotte gelegten Federn; eine ähnliche kleine Feder auf der Rückſeite.

Nr. 13. Stadt-Toilette.

Der Stoff hierzu beſteht aus fiſchotterbraunem Tuch. Am untern Theil des runden Rockes ein Pliſſévolant, über welchem ein breiter fiſchotterfarbener Sammetſtreifen. Auf der flachen, bis ziemlich nach unten zu knöpfenden Tunica vorn zwei V-förmige Sammetapplicationen; auf der Rückſeite iſt ſie glatt und einfach ab-

gesteppt. Die Taille gleicht im Allgemeinen dem in vorhergehender Nummer (Abb. 12) beschriebenen Jacket. Taschen und Aermelaufschläge sind einfach mit glattem Sammet garnirt; das Uebrige ist gesteppt. Hut von fischotterfarbenem Filz, mit schwarzem Sammet eingefaßt; an der linken Seite rosafarbene Schleife auf der Calotte ein Busch fischotterfarbener Federn.

Nr. 14. Cravattenende mit Medaillons.

Auf die mit der Vorzeichnung versehene Wachsleinwand wird englisches Spitzenbändchen in Medaillonform aufgeheftet und alsdann mittels Stäbchen und Spitzenzwirnstichen mit einander verbunden. Ist die Arbeit so weit fertig, so wird sie von der Unterlage abgelöst und mit Picots umrandet. Ist die Ausführung exact

Nr. 10. Panzercostüm für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren.

so gleicht das Ganze einer wirklichen Spitze und soll auch eine Nachahmung derselben sein.

Nr. 15. Papierpresser.

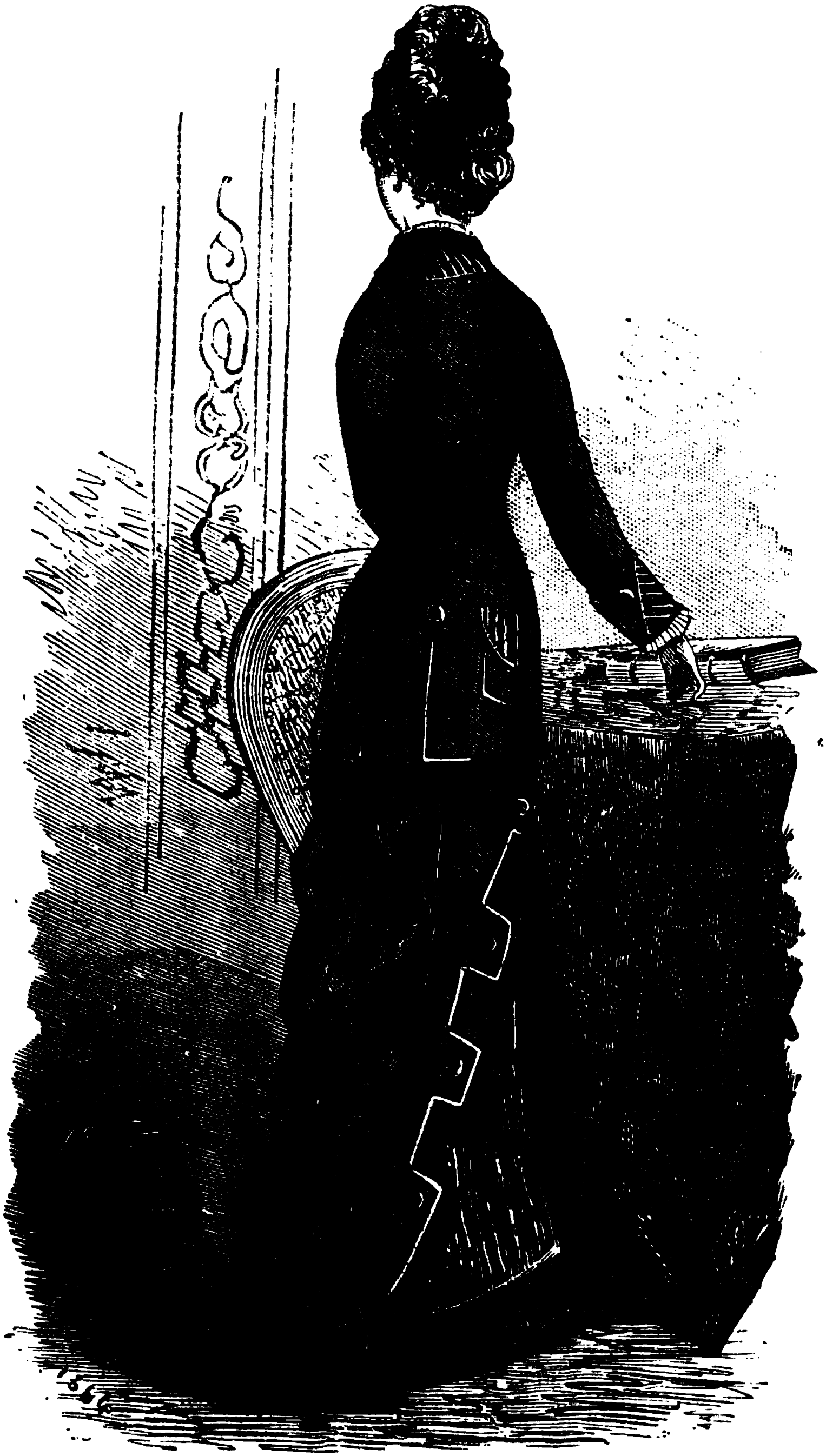
Dieser Presser ist ein elegantes und zugleich nützliches kleines Zimmermöbel, in welches das Brief- und Schreib-Papier unter einer Bleiplatte glatt zusammengepreßt wird. Die obere Fläche dieser Platte ist mit schwarzem Tuch oder Atlas überzogen, welcher mit einer weiße Blumen und Blätter darstellenden Stickerei im Hochstich verziert ist. Das für die Stickerei zu wählende Motiv ist zwar beliebig, doch erscheint das hier gegebene bei aller Einfachheit recht geschmackvoll. Mit den den Henkel bildenden, oben mit einander verschlungenen Schnuren sind auch die Ränder garnirt.

Nr. 16. Leere Taſche zum Aufbewahren von allerhand kleinen Gegenſtänden.

Dieſelbe iſt aus vier blütenförmigen Taſchen zuſammengeſetzt, welche über vier eigens zu dieſem Zweck geformte Triangel von ſtarkem Draht oder dünnem ſpaniſchen Rohr gezogen ſind. Zum Ueberzug wird feiner Javacanevas genommen. Auf

Nr. 11 Diner-Toilette für ein junges Mädchen.

der Mitte jeder Abtheilung wird eine Application von blaßblauem Atlas angebracht und auf dieſe ein Blumenkranz geſtickt, wozu man eine Vorlage nach eigenem Geſchmack wählen kann. Bei hier vorgeführtem Modell war die Farbenzuſammenſtellung wie folgt ins Auge gefaßt: die obere Roſe in drei Tönen roſa: das untere Blumenblatt im mittlern Ton, die beiden darüber in nur etwas dunklerm, die



Nr. 12. Stadt-Toilette.

Nr. 13. Stadt-Toilette.

nun folgenden beiden oberen wie das untere und das obere im hellen Ton; getrennt ſind ſie von einander durch einen Rückſtich mit der dunklern Seide der letzteren

Nr. 14. Cravattenende mit Medaillons.

Nr. 15. Papierpreſſer.

Blätter, das Herz iſt grün. Die Blüthen und Aehrenkörner ſind in engen Lanzettſtichen, welche mehrere Male zurückgeſtochen werden, ſo daß die Arbeit reliefartig

erſcheint. Die Blume zur Linken iſt in drei Tönen Blau und in Weiß; diejenige zur Rechten weiß; das obere Blümchen in zwei Tönen maisfarben; die Knospen von der Nüance der Blumen, die Aehren in drei abgeſtuften Tönen altgoldgelb, das Blattwerk in drei bis vier Tönen mosgrün gemiſcht mit hellmoosgrünen und

Nr 16. Leere Taſche zum Aufbewahren von allerhand kleinen Gegenſtänden.

nilgrünen Lanzettſtichen. Die Füße und die Handhabe ſind vergoldet; das Innere der Abtheilungen wird mit blauem Atlas gefüttert, der mit ſehr kleinen Stichen von andersfarbener Flockſeide beſtickt iſt. Um alle Ränder eine Muſchelrüſche.

Nr. 17. Wandtaſche.

Nr. 17. Wandtaſche.

Dieſe hübſche Taſche iſt zum Aufbewahren von allerhand kleinen Gegenſtänden, die man ſchnell aus der Hand legen und bald wieder zur Hand nehmen muß, beſtimmt und eignet ſich zum Aufhängen in einer leeren Zimmerecke. Das Innere

ist mit plüschartigem Atlas gefüttert. Die Stickerei, mit welcher das Vorderblatt garnirt ist, ist im Hochstich auf Canevas ausgeführt, welcher mit farbigem Seidenzeug unterlegt wird, so daß dieses durchscheint. Das Ganze wird mit einer hübschen Passementerie eingefaßt. Das Gestell ist von schwarzem Holz.

Nr. 18. Fischü für Soirée.

Dieses Fischü ist aus schwarzem Sammet und weißem Atlas zusammengesetzt und mit weißen und schwarzen Spitzen garnirt.

Nr. 18. Fischü für Soirée. Nr. 19. Elegantes Fischü.

Nr. 19. Elegantes Fischü.

Der große Kragen von weißem damaszirten Foulard ist mit einer weißen Atlaslitze eingefaßt; in gleicher Weise auch die beiden kleinen Rabatten, welche von der untern Seite des Kragens herabgehen. Die Rabatten bilden den Kopf von zwei Jabots von bretonischer Spitze, welche an ihrem obern Theil mittels Schleifengruppen von blauem oder rosa Faillebande zusammengezogen sind.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Harte Arbeit.

Nach einer Originalzeichnung von O. Leiber.

Der Salon.

Makellos.

Novelle von **Fr. Henkel.**

I.

„— Daß ich Dich unaussprechlich lieb habe!“ —

Das Landhaus des Advocaten Amra lag eine Stunde von der Stadt. Er besaß es gerade so lange wie seine junge Frau: ein Jahr. Als er sie geheirathet, im schönen Monat Mai, führte er sie dahin und verlebte dort mit ihr die ersten Monate seiner Ehe. Vor ihrer Verheirathung hatte sie als Mädchen mit ihrer Mutter und deren Schwester in seinem Haus in der Stadt gelebt; dann war ihre Mutter gestorben, die sich bestimmt geweigert, ihr blühendes junges Kind dem fünfzigjährigen verwachsenen Advocaten als Sonnenstrahl für seinen kommenden Lebenswinter zu geben. Indessen fand die Tante diese Gefühle sehr unpraktisch, wenn man in knappen Verhältnissen lebe und das achtzehnjährige Mädchen wurde verhätschelt und endlich hineingeschmeichelt in ein Glück, das sie der Tante und dem Manne bereitete, ihr aber nur ein sorgenloses Leben gewährte, was den Herbst schon in sich trug, ohne daß sie die Wonnen des Frühlings vorher empfunden hatte.

Es war der Jahrestag der Hochzeit. Der Tag sollte wieder am gleichen Ort gefeiert werden. Gäste waren geladen und zu ihrem Empfang bereits Haus und Garten geschmückt. Die Tante war noch ein Mal durch den Speisesaal gegangen, hatte lange prüfend über den gedeckten Tisch ihre dunklen Augen gleiten lassen, dann zufrieden genickt und ging nun über den Vorplatz nach der Treppe, welche in die erste Etage führte, wo sie zwei, sehr wohnlich eingerichtete Zimmer besaß. Auf der dritten Stufe angelangt, hörte sie die Hausthür sich öffnen. Sie bog sich über das Geländer und sah aufmerksam herunter. Es war schon dämmerig. „Sind Sie es, Heinrich, oder —“

„Ja, ich bin es, Fräulein Sarbeck, ich hatte etwas vergessen.“

„Gut, ich glaubte mein Neffe sei aus der Stadt gekommen.“

„Nein; der Herr Procurator müssen aber gleich kommen. Es ist bereits halb Sieben, man muß doch jetzt die Lampen anzünden.“

Fräulein Sarbeck hörte schon die letzten Worte nicht mehr, sie hatte selbst

Eile und rief, oben bei ihrem Zimmer angelangt, mit lauter Stimme: „Gretchen, rasch mein Kleid.“

Fräulein Sarbeck war eine kleine, zierliche Erscheinung. Ihre Züge waren fein und ansprechend, aber wenn sie nicht lächelte, was selten vorkam, obgleich ihre Worte oft gar nicht dem Ausdruck ihres Gesichts entsprachen, lag in den feinen Lippen etwas hartes, wobei sie die Augen zukniff und es zwischen den langen Wimpern herausblitzte wie Funken.

Es öffnete sich hastig eine Thür und ein Mädchen erschien mit Kleidungsstücken über dem Arm. „Den Augenblick, Fräulein Sarbeck.“

„Ist meine Nichte schon unten?“

„Ja wohl, ich räume nur noch etwas auf.“

Zwei Thüren schlossen sich und dann war Alles still.

Nach und nach begannen die Fenster des Parterre sich zu erleuchten und in dem klaren See, der dicht vor dem Haus lag, spiegelten sich lange Lichtstreifen, zwischen welche der weiße Schaum einer Fontaine leise niederrieselte. Der Frühlingswind trieb aus den blühenden Gebüschen den Duft durch die milde Luft; es war viel schöner als das Jahr zuvor — so erschien es wenigstens der jungen Frau, die langsam aus dem Garten nach dem Haus ging.

Sie stieg die wenigen Stufen, die nach dem Gartensalon führten, empor, wandt sich noch einmal um und wollte eben durch das Zimmer in das anstoßende Gemach gehen, als die Thür geöffnet wurde und der Bediente einen Herrn einzutreten bat.

Die junge Frau blieb stehen. Vermuthlich schon einer der Gäste und ihr Mann nicht anwesend! — Aber sie sah eine ihr vollkommen fremde Erscheinung vor sich. Das grelle Licht eines Kronleuchters fiel auf ein Gesicht, das ebenso vornehm und edel in seinem Ausdruck, wie in seinen Formen war; die stolzen großen Augen sahen ruhig in die ihren und sie horchte fast athemlos auf den Ton der etwas weichen Stimme.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, der Diener hat sich wahrscheinlich geirrt und in mir einen Gast vermuthet; ich ward in der Stadt hierher beschieden, wenn ich Ihren Herrn Gemal, den Procurator Amra, zu sprechen wünsche. Ich muß mich selbst vorstellen: Graf Wallis — meinen Namen haben Sie vielleicht schon nennen hören!“

„Nein“, sagte sie, „ich glaube nicht.“

Der Graf sah sie aufmerksam an, ehe er weiter sprach. Sie war so reizend, so lieblich, ihr dunkelbraunes Haar lag in natürlichen Wellen um die zarten Schläfe und war in einer Fülle von Locken am Hinterkopf mit einem blauen Band zusammengefaßt; sein Auge glitt von der feinen Nase zu den rothen Lippen und dann blieb es an einer schmalen Kette von Rubinen und Diamanten haften, die um den weißen Hals blitzte. Sie bemerkte sein Erstaunen, sie sah wie ein namenlos höhnischer Zug seinen Mund verzog und unwillkürlich griff sie mit der einen Hand nach dem Schmuck, den sie so sehr liebte, und den sie vor einigen Wochen von ihrem Mann zum Geburtstag bekommen.

„Der Augenblick ist schlecht gewählt“, sagte er. „Ich werde sehen, den Herrn Procurator zu einer passendern Zeit aufzufinden.“

„Wie Sie wünschen“, erwiederte sie zerstreut.

Er verbeugte sich und wandte sich zu gehen, aber ehe er die Thür erreicht, öffnete sich dieselbe und der Herr des Hauses trat ein. Es war ein

eigner Anblick, die beiden Männer sich gegenüber stehen zu sehen und es war umsonst — wie ihr Auge von Einem zum Andern flog, da rann es wie Eis durch ihre Adern und das junge Herz fühlte, daß es um seinen Frühling betrogen war.

Sie trat zurück in den Schatten des Zimmers, während der Graf und der Advocat einige Worte wechselten. Dann ging ihr Mann an die Thür und öffnete sie — einen Augenblick sah er nach seiner Frau — dann verneigte sich der Graf noch einmal vor ihr und ging rasch aus dem Zimmer, während Herr Amra ihm folgte. Die Schritte verhallten langsam, dann war es ganz still und man hörte nur das Rauschen der Fontaine.

Die junge Frau stand unbeweglich in der Fensternische am gleichen Ort. Noch immer schwebte ihr der eben erhaltene Eindruck vor der Seele. Hatte sie denn nicht schon oft andere Männer neben dem ihrigen gesehen? Gewiß, täglich; es hatte sie nie so abschreckend berührt, daß er eine hohe Schulter, einen schleppenden Gang, der Kopf zu groß für die Gestalt war und seine Augen — da sah sie wieder jene Augen vor sich und sie hielt die Hand vor die ihren und träumte sich mit süßem Schauder in eine nie gekannte Seligkeit.

Die Thür hatte sich wieder geöffnet, geräuschlos, denn Fräulein Sarbeck that das immer. Jetzt blieb sie stehen und betrachtete mit Erstaunen die unbewegliche Gestalt, die in ihrem weißen Brautkleid, den niedergebeugten Kopf in beiden Händen, wie eine Statue der Trauer aussah. Sie trat endlich näher und sagte, ihre Nichte leise berührend:

„Was ist Dir? Du weinst?“

Die junge Frau sah erschrocken auf. „Ich weine? — O nein.“

„Ich wüßte auch nicht warum“, erwiederte Fräulein Sarbeck in einem hastigen Ton. „Du brauchst nur um Dich zu sehen, was aus Dir geworden, der armen Rahel Lieh! Eine reiche, geachtete Frau und gerade heute ist der Tag, an welchem Dir dies beneidenswerthe Loos geworden; erinnere Dich, Du warst heimatslos und er, er nahm Dich auf, Dich, Kind, er, der kluge, welterfahrene Mann, zu dem Hoch und Niedrig sich drängt, um seine Hülfe zu erringen. Du mußt ihm jede Minute danken, die Du in seiner Nähe verlebst!“

Noch nie hatte Rahel ihre Tante so aufgeregt, so leidenschaftlich gesehen.

„Habe ich denn irgend etwas versäumt? Habe ich mich undankbar gegen ihn gezeigt?“ fragte sie erstaunt.

„Nein, nein, nicht gerade das, aber ich warne Dich nur und dann“, sagte sie und beugte sich vor, daß ihr Athem über den bloßen Arm ihrer Nichte streifte, „er ist nie zornig, aber hart wie Stahl, unerbittlich, unversöhnlich.“

Rahel starrte ihre Tante an; sie nahm deren Hand und schob sie leise zurück.

„Lehre mich solche Dinge nicht! Lehre mich nicht ihn fürchten, ihm mißtrauen!“

Fräulein Sarbeck lachte plötzlich auf. Alles war vorüber.

„Unsinn!“ sagte sie. „Wir haben uns verplaudert. Da höre ich die Hausthür, komm, es ist die höchste Zeit, wir wollen in den Salon.“

Unter den Gästen, die nach und nach die glänzend beleuchteten Zimmer des reichen Advocaten füllten, waren auch Einige, die heut vor einem Jahr nicht geladen gewesen; sie ließen sich aber erzählen, daß damals die Tafel nicht glänzender bestellt gewesen, daß das Ehepaar nicht um eine Linie älter ausgesehen.

„Und es ist sogar wieder ihr Brautkleid", flüsterte eine Dame ihrem Tischnachbar zu. „Nur hat sie diesmal diese reizende Rubinkette an, anstatt der kostbaren Perlenschnur. Wenn man denkt, so ein armes Ding wie sie war!"

„So, also arm war sie?" fragte der Herr neben ihr und schlürfte die kühle Auster mit seinen gespitzten Lippen in den Mund. „Ich hörte nur, er habe eine Schönheit geheirathet und das frappirte mich, denn bei ihm, dem guten Amra, haben die Grazien nicht Pathe gestanden."

Er trank seinen Wein herunter, sah zum Herrn des Hauses hin und fragte seinen Tischnachbar zur Linken:

„Neulich sagte mir Fehlert, daß Amra bald den halben Haushalt der Gräfin Wallis an sich gebracht habe. Ich wette darauf, die köstlichen alten Leuchter, die wir vor uns haben, sind daraus."

„Ach, warum nicht gar!" antwortete der Angeredete. „Der nimmt baare Zahlung. Was soll er mit Geräthschaften! Die kann er sich selbst kaufen."

„Er nimmt Geld, wo Geld ist", lächelte der Andere. „Wo das aber mangelt, nimmt er eben Dinge, die Geldeswerth haben. Der Proceß der Wallis dauert sechs Jahr, die Witwe hat eben ein Vermögen, wenn sie den Proceß gewinnt und einen Proceß führen, kostet —"

Der Hausherr hatte sich erhoben, er hielt sein Glas in der Hand, in welchem der goldige Wein leise hin und her schwankte, die Hand zitterte ein wenig, die es hielt.

„Ich trinke auf das Wohl meiner Gäste und daß der heutige Tag stets froh und heiter wiederkehren möge."

„Hoch! Hoch!" erklang es von allen Seiten, man lächelte der jungen Frau zu, stieß an ihr Glas, hoffte der Wunsch ging in Erfüllung und setzte sich dann wieder, um den Genüssen, welche die reich besetzte Tafel bot, ferner Genüge zu thun.

Fräulein Sarbeck war zu ihrem Neffen gegangen, hatte ihr Glas leise an das seine klingen lassen und ihm dabei gesagt, daß dieser Tag, ihrer Nichte und ihr, ein außergewöhnliches Glück gebracht, möge er ihm nur Segen bringen. Er nahm ihre kleine Hand drückte sie kräftig und führte sie dann rasch an seine schmalen Lippen. Sie eilte darauf zu ihrer Nichte, wiederholte dieselbe Phrase und sah währenddem zu dem Advocaten hin, welcher seiner Frau gegenüber saß, wobei sie einen jener listigen Blicke auffing, die aus den meist niedergeschlagenen Augen des Mannes zu Rahel hinüberblitzten.

Die Temperatur der Heiterkeit wuchs, je öfter die vollen Sectflaschen die leeren ersetzten. Die köstlichen Speisen verdrängte zum Schluß ein reiches Dessert. Die Gesundheit des jungen Ehepaares wurde nochmals getrunken, dann erhob sich die muntere Gesellschaft und ging, unter Lachen und Scherzen, aus der geöffneten Speisesaalthür in den Gartensalon. Dampfender Kaffee erwartete bereits, in zierlichen Sèvretassen servirt, die frohen Gäste, die sich je nach Gefallen an Tischen gruppirten, oder mit der Tasse in der Hand standen, um die schönen Bilder zu betrachten, die in geschmackvoller Art die Wände schmückten. Ueberall hörte man nur das Lob des Mannes, der der Besitzer all dieser Herrlichkeiten war.

„Ja, und doch", sagte der junge Baron Donath zu seiner Tante, einer reichen Bankiersfrau, die ihn heut Abend hier mit eingeführt, „ich ver-

sichere Dich, von allen hier aufgestellten Schätzen, ist der größte, der beneidenswertheste: seine Frau! Sie ist wirklich ravissante! Ich habe sie den ganzen Abend beobachtet. Es ist wirklich unerhört, daß mich der gute Mann nicht neben sie gesetzt."

„Mein Lieber, nur nicht so laut", erwiederte seine Tante, während sie mit dem goldnen Kaffeelöffel langsam in der Tasse rührte und that, als betrachte sie aufmerksam ein großes Oelbild. „Laß Dir übrigens nicht einfallen, der jungen Frau die Cour zu machen, es wäre wenig angebracht."

„Nun der Mann kann doch wohl nicht glauben, daß er der alleinige Herr bleiben wird, über einen solchen trésor? Dabei fällt mir ein, als ich heut Abend hier in die Hausthür will, wer kommt auf mich zu? Kurt Wallis."

„Nun, was ist denn dabei Erstaunliches?"

„Ich erkannte ihn erst, als er vorüber war. Er sieht gealtert aus. Aber, ich bitte Dich, was treibt er hier?"

„Ganz einfach, seinen Proceß. Du weißt ja doch, daß die Gräfin, seine Mutter, schon seit dem Tod ihres Mannes mit ihrem Schwager in Proceß liegt, wegen Mittelshof. Er behauptet, es sei nur Manneslehn, und sie will beweisen können, daß es erst ihr zufalle und daher später ihrem Sohn. Dieser Streit dauert nun, denke ich, bereits sechs Jahre. Wovon die Frau diesen Proceß führt, weiß man nicht, denn Amra läßt sich hoch bezahlen. Aber eine Frau ist ja viel zäher, wenn es gilt ihr Recht durchzusetzen und für ihre Kinder zu sorgen, als ein Mann."

Der junge Baron wollte antworten, als ein lauter Ruf des Erstaunens beide Herrschaften sich umwenden machte. Die Thüren des Salons waren geöffnet worden und man sah den dunklen Garten durch eine Menge, in verschiedenen Farben angebrachten Lampen magisch erleuchtet. Die Luft wehte würzig und kühlend den erhitzten Gesichtern um Stirn und Wangen und lockte die Gesellschaft ins Freie.

„Gnädige Frau, gestatten Sie mir, Ihnen erst einen Shawl zu holen, ehe Sie sich in den Garten wagen", sagte Baron Donath, als er es endlich vollbracht, in die Nähe von Rahel zu kommen.

„Hier ist mein Tuch", ertönte neben ihm die Stimme von Fräulein Sarbeck. „Ich kann es meiner Nichte überlassen."

Rahel wandte sich um und lächelte. „Du bist sehr gütig."

Baron Donath ließ sich indessen dadurch nicht das Recht des Cavaliers rauben, es der jungen Frau umzugeben und ging danach an ihrer Seite den matterleuchteten Gartenwegen zu.

Fräulein Sarbeck stand in der Thür und sah dem Paar gedankenvoll nach. Es war eine eigenthümliche Erscheinung, wie die weiße Gestalt mit der langen Schleppe dahin ging, an dem perlenden Wasserstrahl vorüber, als sei sie aus demselben entstiegen und wolle dorthin wieder zurückkehren. — Als Fräulein Sarbeck wieder in den Saal zurück wollte, stand der Advocat neben ihr.

„Ist Rahel in den Garten gegangen?"

„Ja, soeben; es ist prachtvoll draußen."

„Mit wem ging sie?"

„Mit dem jungen Laffen, mit dem Neffen der Frau Simon."

Der Advocat wandte sich stumm ab und Fräulein Ulrike eilte zu den Gästen.

„Und es war ein Bekannter von Ihnen?“ sagte Rahel und sah forschend in das Gesicht ihres Begleiters.

„Um nicht zu sagen, Freund. Aber gnädige Frau, wissen Sie denn nichts von diesem famosen Proceß? Es wundert mich, daß Ihr Herr Gemal Ihnen nicht von seinen interessanten Geschäften Mittheilung macht.“

„Ich weiß nicht, ob ich das wünschen würde. Aber er ist doch nicht Gegner?“

„Nein, der Herr Procurator ist Vertreter der Wallis'schen Rechte und ich bin fest überzeugt, der Proceß wird von ihm gewonnen. Ich muß gestehen, ich wünsche es von Herzen, denn die Familie ist für ihren Stand arm und würde mit Wiederbesitznahme des Gutes sich vollkommen rehabilitiren. Pardon, gnädige Frau, es scheint mir, der Weg wird feucht, ich habe keine Kenntniß des Terrains, um genügend zu führen.“

Rahel wandte sich um, ohne zu antworten und bog nach dem Haus zurück. Sie schritt in Gedanken neben ihrem Herrn weiter. Er suchte nach neuem Unterhaltungsstoff — im Grund genommen fand er die Frau sehr schwerfällig — um nicht zu sagen, langweilig. Endlich glaubte er die gewöhnliche Frage am passendsten:

„Werden Sie diesen Sommer hier bleiben, gnädige Frau?“

„Hoffentlich nicht. Aber ich bin mit meinem Wunsch nicht maßgebend, es hängt eben Alles davon ab, wie mein Mann von Geschäften frei ist.“

Der Wind erhob sich und trieb den Wasserstaub der Fontaine, an welcher sie jetzt angelangt waren, in sanftem Regen über Beide hin. Rahel blieb einen Augenblick stehen, sie richtete ihr Gesicht nach dem Thau, während sie mit beiden Händen ihren Shawl festzog. Herr von Donath sah die reizende Gestalt mit Bewunderung an. „Bei Gott! ich gäbe mein letztes Pferd hin, wenn ich Leben in diese Statue bringen könnte — und für einen Kuß —“

Seine Gedanken wurden unterbrochen, mehrere Gruppen der Gesellschaft näherten sich und die Unterhaltung wurde allgemein.

Es schlug Mitternacht. Die Gäste waren sämmtlich fort, die Lampen verlöscht, im Garten wie im Haus, bis ausgenommen auf ein Zimmer, wo noch ein Lichtstrahl sich in die Dunkelheit drängte. Der Lichtschein in dem Zimmer fiel auf das bleiche Gesicht des Advocaten. Es war selten Farbe darin, aber, mochte es vielleicht der grelle Lampenschein sein, es sah bleicher aus als je.

„Wenn Du Kopfweh hattest, mein Kind, so kann ich begreifen, daß Dir der Lärm einer muntern Gesellschaft unangenehm war. Dennoch muß man sich in solchen Fällen etwas Zwang auferlegen, die Leute könnten es sonst auffallend finden, wenn die Frau des Hauses an ihrem Hochzeitstage übler Laune ist.“

Herr Amra spielte mit seiner Uhrkette und sah dabei auf seine schmalen weißen Hände.

„Sicherlich war ich das nicht, Ferdinand“, erwiederte die schöne Frau hastig. „Nur nicht sehr gesprächig. Ich habe es nicht einmal selbst gefunden, Du hast es eben bemerkt, vielleicht Niemand außer Dir.“

„Vielleicht. Ich möchte Dich aber noch um etwas bitten“, fuhr er fort, ließ die Uhrkette fallen und hielt dafür die Hände fest auf die Seitenlehnen des Sessels, in welchem er saß. „Daß Du von jetzt an, nie wieder allein den Besuch eines jungen Herrn annimmst.“

„Ich habe —“

„Bitte, laß mich ausreden. Du bist noch zu unerfahren, gutes Kind, hast keinen Begriff von dergleichen Dingen, das weiß ich wohl. Du bist zwischen zwei alleinstehenden Frauen aufgewachsen, kennst noch wenig von der Welt. Diese Art junger Männer lieben es, sich mit jungen Frauen zu amüsiren; sie glauben das unterhalte auch die Frauen des Mannes, der durch seinen Beruf gezwungen ist, sie Stunden lang allein zu lassen. Eine anständige Frau wird aber so etwas vermeiden und ich bitte Dich daher, Rahel, diesen Wunsch und Rath von mir anzunehmen. Ich weiß, Du thust es, Du bist ein braves, gutes Kind.“

Jetzt sah er auf und sie stand vor ihm, unbeweglich, die Hände in einander gefaltet, um den Mund einen bittern Zug, in den Augen einen kalten, liebloſen Ausdruck. Er erschrak, der Mann mit dem Charakter aus Stahl und Eisen — das war nicht der Ausdruck eines Kindes.

„Rahel“, sagte er und stand auf, indem er ihre kalten Hände in die seinen nahm, „Du bedenkst doch, daß ich Dich unaussprechlich lieb habe?“

Und er zog die jugendliche weiße Gestalt in seine Arme, legte den reizenden Kopf an seine Brust und preßte glühende Küsse auf die weiße frische Stirn, auf das herrlich lockige Haar.

II.

Mutter und Sohn.

In der Katharinenstraße, einer der mehr entlegenen Straßen der Stadt H. wohnte die verwitwete Gräfin Wallis. Das Dämmerlicht war bereits in Dunkelheit übergegangen und noch immer saß die Dame in ihrem Sessel, wo sie bei Tageslicht gearbeitet, wo sie endlich die Arbeit in den Schooß gelegt und die Augen geschlossen, um nachzudenken. Sie durchlief immer wieder in Gedanken die alten Wege, die vielleicht zu Hülfsquellen führen könnten, um allen Bedürfnissen des Lebens zu genügen. Aber es bot sich nichts dar, als was sie bereits gethan und was auch bald erschöpft, das Familiensilber, der Familienschmuck. Sie war Herrin über alldies und doch dachte sie mit Angst daran, wenn ihr Sohn es vielleicht erführe, es mißbillige, und sie stöhnte auf und sprang rasch empor, um Licht kommen zu lassen. Die schreckliche Dunkelheit ängstigte sie namenlos. Zugleich mit dem Mädchen, welches die Lampe brachte, trat die älteste Comtesse ein. Sie hatte etwas vollkommen Aristokratisches in ihrer Haltung, wie in ihrem fein geschnittenen Gesicht; trotz ihres fast zu einfachen Anzugs, hätte man in ihr sofort die vornehme Dame erkannt.

„Jetzt bekommst Du erst Licht?“ sagte sie und küßte ihrer Mutter die kalte Hand. „Und Du bist auch allein?“

„Das ist Beides nicht schlimm, mein Herz! Kurt wird mit Clärchen spazieren gegangen sein —“

„In der Dunkelheit!“

„Beide lieben es so.“

Gräfin Wallis hatte entschieden etwas Aengstliches ihren Kindern gegenüber und entschuldigte gern Eines gegen das Andere. Sie ging an das Fenster und sagte darauf rasch:

„Da sehe ich zwei Gestalten auf das Haus zukommen, das werden sie sein."

Sie hatte Recht; kurz darauf traten Bruder und Schwester ein. Die jüngere Comtesse war klein und nicht hübsch, das Gegentheil ihrer Schwester, dennoch der Liebling ihrer Mutter.

„Wünsche guten Abend", sagte sie mit freundlichem Lachen. „Der Kutscher hat uns an der Ecke abgesetzt und der Jäger ist mit Commissionen in die Stadt geschickt."

Sie zog ihre Handschuhe aus und band sich den Hut auf, während sie weiter plauderte: „Und wir werden ein brillantes Souper bekommen. Es besteht: erstens —"

„Ich bitte Dich, Antonie, laß nur den Unsinn", unterbrach sie ihre Schwester und warf den Kopf hochmüthig zurück. „Das sind billige Scherze."

„Ja, mein Schatz", sagte die kleine Comtesse und streichelte ihre Mutter über die bleiche Wange, „deshalb mache ich sie auch."

„Nun Kurt", wandte sich die Gräfin zu ihrem Sohn, der mit trübem Lächeln seine kleine Schwester beobachtete, „waret Ihr weit spazieren?"

„Ziemlich, o ja; Du müßtest Dich nicht so viel zu Haus halten", sagte er und setzte sich neben seine Mutter.

„Ich gehe auch öfters, aber bin ich die langen Straßen gegangen, bin ich schon ermüdet, ehe ich ins Freie komme."

„Nun, mein Himmel, Du könntest Dir doch wohl dann und wann einen Wagen nehmen; Du mußt für Deine Gesundheit Sorge tragen."

Die beiden Comtessen entfernten sich leise, sie waren nicht gern Zeugen, wenn sich das Gespräch nach dieser Richtung drehte. Als sich die Thür hinter ihnen geschlossen, sagte die Gräfin:

„Lieber Kurt, Du hast lange nicht mit uns gelebt, Deine Schwestern brauchen mehr Toilette, sie können sich nicht mehr so zurückziehen von Allem, es ist nicht wie damals, wo sie noch Kinder waren."

Sie hatte die Gewohnheit angenommen, den Kopf zur Seite zu neigen und die Hände ineinander zu pressen. Die ernsten Augen des jungen Grafen sahen mit namenlosem Schmerz auf dieses Bild der Sorge und Bescheidenheit, das Mädchen aus dem vornehmen Haus, die Frau des schönen, vielfach begehrten Grafen Wallis — und dann stand jene glänzende Erscheinung vor ihm — war es denn möglich? und er sagte plötzlich:

„Gestern Abend, liebe Mutter, war ich bei dem Procurator Amra."

Bei Nennung dieses Namens zuckte die Gräfin leise zusammen und sah ihren Sohn erschrocken an; es war der nervöse Blick, den dieser Name zuletzt in ihr hervorgerufen.

„Er hat mir vor einigen Tagen mittheilen lassen", sagte sie, „daß demnächst Termin sein würde, und daß er hoffe, diesmal Beweise zu bringen, die unsere gerechten Ansprüche auf Mittelshof endlich klar darlegten. Ich war den Tag über sehr glücklich. Und was sagte er Dir?"

„Ungefähr dasselbe. Damals, als Du diesen Proceß begannst, war ich allerdings ganz Deiner Ansicht, unsere Ansprüche auf das Gut geltend zu machen. Indessen, hast Du Dich auch genau vorher erkundigt, ob der Mann, dem Du diese Angelegenheit übergeben, auch der Richtige war?"

„Amra? Gutes Kind, ich bitte Dich — aber Du kannst natürlich nicht darüber urtheilen, da Du lange Zeit nicht hier gewesen, Dich früher nicht um dergleichen hast zu kümmern brauchen. Er ist der beste, der tüchtigste Advocat, den wir hier haben — freilich verlangt er auch die höchsten Sporteln."

Graf Wallis sah das scharfe, magere Profil seiner Mutter an, dann sagte er bitter: „Das ist Dein Kummer, ich weiß es wohl und zu ihm geht alles Geld. Von Deinen schwer zusammengebrachten Summen bestreitet er mit die glänzenden Feste, putzt er die junge Frau, die ihn um dieses Mammons willen genommen hat. Und sage es mir doch nur, Mutter, ich könnte wirklich rasend werden vor Aerger! — es war Deine Rubinkette, die um den weißen Hals der Advocatenfrau schimmerte, Du hast sie dem gierigen Rechtspracticanten hingeben müssen, weil Du Aermste nicht genügend Geld schaffen konntest!"

„Und wo hast Du diese Frau gesehen?" fragte die Gräfin, indem ihre sanften Augen erstaunt über das Gesicht ihres Sohnes glitten.

„Durch eine Dummheit des Bedienten; vermuthlich glaubte er, ich sei einer der geladenen Gäste. Er schob mich in ein kleines Zimmer, wo ich anstatt des Herrn, die Dame vom Haus fand."

„Ja", sagte die Gräfin Wallis leise, „allerdings kann es mein Schmuck gewesen sein, aber kanntest Du denn das Collier?"

„Du schmücktest Dich nur selten für Feste und dem Kind macht zuweilen ein derartig ungewohnter Anblick tiefen Eindruck, und, sonderbarer Weise", fuhr er nachdenkend fort, „hatte diese Frau auch ein solch weißes Kleid an, wie Du damals. Und geht nun vielleicht nach und nach Alles was wir besitzen, das heißt, Du besitzest, in die Hände dieses Mannes?"

„Gutes Kind, beruhige Dich doch! Wenn er uns Mittelshof gewinnt, was liegt dann an ein paar Schmucksachen, an ein —", sie stockte und sagte hastig: „Uebrigens diese arme junge Frau ist nicht so schuldig wie Du glaubst; man erzählte mir, sie sei die ungleiche Ehe nur auf die dringende Bitte ihrer Tante eingegangen, nachdem diese ihren Plan scheitern sah, selbst die Frau des Advocaten zu werden."

Der Graf schien dieser Erklärung wenig Interesse zu schenken, er war aufgestanden und kam jetzt zu seiner Mutter zurück.

„Die häuslichen Angelegenheiten dieses Mannes können uns höchst gleichgültig sein, liebe Mutter; wir haben an uns zu denken, unsere Angelegenheit zu besprechen. Ich habe mir auf drei Monate Urlaub genommen, um mit Dir vereint zu handeln und Dir die Last der Sorgen tragen zu helfen. Erschrick doch nicht", sagte er und legte seine Hand leise auf ihre Schultern. „Du wirst fühlen, daß ich nicht mehr ein leichtlebiger Jüngling bin und nur nach der Empfindung des Augenblicks handle. Es ist hier ein Geschäftsgang eingerissen, der uns schließlich die Mittel aus den Händen nimmt, ihn zu einem glücklichen Ende zu führen und es heißt jetzt überhaupt: Ist Hoffnung zur baldigen Lösung der Angelegenheit vorhanden oder nicht — in letzterm Fall dann lieber das Wenige retten, als es noch dem liebenswürdigen —"

„Aber nicht wahr", fiel ihm seine Mutter rasch in die Rede, „Du wirst mir Glauben schenken, wenn ich Dir alles bisher Geschehene mittheile, Du wirst nicht eher mit Herrn Amra verhandeln, bis Du mich gehört, Du wirst nicht, Kurt!"

Sie neigte ihren Kopf zur Seite und ihre Augen, in einen Schimmer von Thränen gehüllt, sahen bittend in das schöne Antlitz ihres Sohnes.

„Nein, liebe Mutter, Du erregst und ängstigst Dich und das wollte ich gerade vermeiden."

„Die Schwestern kommen", sagte sie und lächelte heiter. „Laß uns in Gegenwart der armen Kinder nicht von Geschäften reden."

III.

Der Advocat.

Das Arbeitszimmer des Procurators Amra war in der zweiten Etage seines Hauses in der Stadt. Es war ein langes, mit zwei nach dem Garten und zwei nach der Straße liegenden Fenstern. An den Fenstern nach dem Garten stand der Schreibtisch des Advocaten, an den beiden andern die Tische der Schreiber. Durch die grünen Plüschgardinen war das Zimmer mit einem weichen, grünlichen Licht erfüllt, übrigens das einzig Angenehme im ganzen Raum, denn außerdem enthielt er nur an den Wänden herlaufende Reposituren, angefüllt mit Acten und Schränke, zu gleichem Zweck dienend.

Im Augenblick war Niemand gegenwärtig, als der Herr selbst und Graf Wallis. Die geschäftliche Besprechung mußte wohl bereits beendet sein, denn beide Herrn standen nicht weit von der Thür und Graf Wallis schien nur noch einen Augenblick zu zögern, vielleicht um noch eine Frage zu erörtern.

„Herr Procurator, ich möchte noch ein Mal wiederholen, daß die Entscheidung nicht mehr lange auf sich warten lassen darf, da weder die Mittel da sind, diesen Proceß noch länger hinzuziehen, noch der erschütterte Gesundheitszustand meiner Mutter diesen Sorgen länger Widerstand leisten kann. Ich habe nicht geglaubt, daß Beide so erschöpft sind."

Herr Amra sah vor sich nieder, er regte sich nicht. Endlich sagte er: „Die Frau Gräfin muß Sie nicht von Allem ganz genau unterrichtet haben, Herr Graf. Uebrigens sehe ich nicht ein, aus welchem Grund Sie sich —"

„Das glaube ich", unterbrach ihn der Graf rasch und um die jungen Lippen zitterte es einen Augenblick schmerzlich, die stolzen Augen hafteten mit Verachtung auf der verwachsenen Gestalt des Advocaten.

„Ihr Wunsch, sowie der Ihrer Familie ist es doch, auf Grund Rechtens die Besitzung Mittelshof in Besitz zu nehmen", sagte Herr Amra und steckte dabei die rechte Hand in seine Weste, während er mit der Linken sich auf einen mit Acten bedeckten Tisch stützte.

„Allerdings."

„Um dieses Recht zu finden, braucht es Zeit. Nicht ich habe mich um diese Arbeit bemüht, Ihnen einen Besitz zu verschaffen, der Ihrer Familie die Mittel giebt, standesgemäß zu leben. Lassen Sie mich lieber mit Ihrer Frau Mutter die weitern Verhandlungen unternehmen, sie ist seit sechs Jahren dem Geschäftsgang gefolgt und hat dadurch jedenfalls eine klare, sichere Einsicht."

„Ich werde mit ihr Alles besprechen, Herr Procurator, und Ihnen in Kürze die Resultate unserer Entschlüsse mittheilen."

Der junge Mann grüßte kalt höflich und verließ eilig das Zimmer.

Der Advocat sah nach der geschlossenen Thür und ein Strahl des bittersten Hasses, schoß aus den sonst kalten ruhigen Augen.

„Nur eine Gewißheit — und ich mache Dich zum Bettler, hochmüthiger Narr! In meiner Hand liegen jetzt Beweise, Euch die jahrelang erwartete Hülfe zu geben, aber wenn ich —"

Es klopfte leise an. Er wartete einen Augenblick, dann wandte er sich zu seinem Schreibtisch und rief laut: „Herein."

Erst als er die Stimme gehört, wandte er sich um.

„Ah, Ulrike, Sie sind es, und allein?"

Die kleine zierliche Gestalt Fräulein Sarbecks war in eine anspruchslose aber sehr geschmackvolle Toilette gehüllt, sie hatte von jeher das Geheimniß gewußt, sich mit wenig anständig und geschmackvoll zu kleiden. Sie eilte zu dem Advocaten, der sich gesetzt und ihr einen Stuhl hingeschoben.

„Guten Morgen, lieber Ferdinand", sagte sie und schlug ihren Schleier zurück, um genauer die Züge ihres Gegenüber studiren zu können. „Rahel sendet die besten Grüße, aber sie ist wirklich erkältet, hat dabei starkes Kopfweh, so daß ich selbst fand, es sei besser, sie bleibe heute bei dem Ostwind zu Hause."

„Also sie ist wirklich unwohl?"

„Habe ich Sie je belogen, je Ihr Vertrauen mißbraucht?"

„Nein, Ulrike, nein, beruhigen Sie sich."

„Ich wäre nicht in die Stadt gekommen, wenn ich es nicht für besser gehalten hätte, die nöthigen Einkäufe für den Haushalt selbst zu besorgen."

„Sie haben sehr Recht darin, aber thun Sie mir den Gefallen, Ulrike, und nehmen Sie in Zukunft Rahel zu solchen Commissionen mit, sie soll Geld schätzen lernen. Ich werde ihr nie etwas abziehen, im Gegentheil! Aber ich wünsche, sie fühlte, welche Wohlthat im Reichthum liegt."

„Lieber Ferdinand, Sie haben, wie immer, Recht, aber, glauben Sie mir, sie ist sich ihres Glückes vollkommen bewußt, vollkommen."

Amra sah Fräulein Ulrike scharf an und sagte dann leise: „Ich setze Zweifel darein."

Fräulein Sarbeck ließ erschrocken die Hände sinken. „Wodurch veranlaßt, bitte? Ich beobachte sie täglich, stündlich, und —"

„Vielleicht sehe ich schärfer. Es ist in ihr etwas wach gerufen, was ich nicht verlangen konnte, zu besitzen, das heißt — nicht so bald."

„Unmöglich! Niemand betritt die Schwelle unseres Hauses ohne meine Kenntniß."

Amra lachte. „Ja, man staunt oft, wie schlau Mutter Gelegenheit spielt. Ich will Ihnen hiermit sagen, Ulrike, daß Rahel durch einen Esel von Bedienten, einige Augenblicke allein mit dem jungen Grafen Wallis gewesen ist, an dem Abend, wo wir unser Hochzeitsfest feierten. Ich kam dazu, der junge Mann war vollkommen ruhig, aber nicht sie; sie war den ganzen Abend verändert, oft ganz abwesend —"

Jetzt trat die Erinnerung auch in Fräulein Sarbecks Gedächtniß an den Moment, wo sie zu ihrer Nichte gekommen und sie weinend geglaubt.

„Und was ist weiter geschehen?" fragte sie beklommen.

„Nichts, gar nichts."

„Ach so", seufzte Ulrike erleichtert.

„Ja, bis jetzt! Ich sage Ihnen aber, daß ich die Rechte meines Hauses wahren werde mit eiserner Strenge; daß ich nicht warten werde, bis man sich darüber unterhält, daß der kluge Advocat Amra dennoch von einer Frau hintergangen ist. Ich bin hier mein eigener Arzt und werde die Mittel wählen, wie ich sie für gut halte. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Ulrike, und weiß, daß Sie in meinem Interesse handeln werden, ich sage Ihnen in unserm."

Fräulein Sarbecks Augen leuchteten auf, sie reichte ihm die kleine Hand.

„Mein bester Freund, Ihre Ruhe, Ihr Glück sind ja mein heißester Wunsch!“

Der Advocat nahm diese Versicherung ziemlich gleichgültig auf. Er hatte nie das geringste Interesse für Frauen gehabt, hatte sich absichtlich nie um sie gekümmert, denn er war sich seiner äußern Mängel vollkommen bewußt; aber Rahel Lieh hatte drei Jahr in seiner Nähe gelebt, er hatte sie aufblühen sehen und sich an dieses schöne Kind so gewöhnt, daß, als ihm der Gedanke nahe trat, sie entbehren zu müssen, er eine nie gekannte Pein fühlte. Die Mutter hatte er durch nichts für sich gewinnen können, er hatte sich daher der Schwester genähert und diese, die in dem verzeihlichen Wahn war, ihr winke durch diesen Mann noch ein unabhängiges Dasein, vollkommen für sich eingenommen. Sie hatte sich bitter getäuscht, aber ihre Klugheit hatte ihr zur Seite gestanden und ihr ein Lächeln auf die Lippen gelegt, als er sie gebeten ihm behülflich zu sein, ihre Nichte ihm zum Weibe zu verschaffen. Es war ihr gelungen, sie hatte wenigstens dadurch ein sorgenloses Dasein — und nun wollte ihr diese Nichte vielleicht auch dieses rauben?

Sie stand nach der Unterredung mit dem Advocaten in ihrem Zimmer, demselben, das sie noch bei Lebzeiten ihrer Schwester besessen und sie grübelte darüber nach, wie sie einem solchen Uebel am besten vorbeugen könne; schließlich lächelte sie und sagte leise: „Ein einziges Mal gesehen, und da ist der Mann schon in solcher Angst! Aber natürlich ist es; fühlt er nicht beständig den Contrast seiner Erscheinung gegen die — ich bin aber diesem gefährlichen Grafen noch nie begegnet —“

Sie begann jetzt ihre Sachen zu ordnen, um ihre Aufträge für den Nachmittag auszuführen, da sie Abends mit Amra zurückfahren wollte. Aber zwischen alles Rechnen und Ueberlegen tönten ihr beständig die Worte des Advocaten. „Ja, er wäre Alles im Stande“, sagte sie und ordnete vor dem Spiegel ihren Anzug. „Dieser Teufel von einem Mann!“

Als sie mit ihrer äußeren Erscheinung zufrieden war, eilte sie die Treppe herab, bis an die Thür des Advocaten. Dort blieb sie horchend stehen. Einen Augenblick danach trat der Procurator heraus.

„Ich habe vergessen, brauchen Sie Geld, Ulrike?“

„Nein, bewahre! Haben Sie aber nicht irgend einen Wunsch, etwas zu besorgen?“

„Ich brauche nichts, danke. Uebrigens können Sie zurückfahren, wann Sie wollen, meine Geschäfte beanspruchen mich bis spät Abends und so komme ich erst morgen zu Tisch heraus.“

Ulrike sah ihn neugierig an.

„Das wird ein stiller Abend werden.“

„Ich will Ihnen Zeitungen mitgeben und auch ein Buch für Rahel. Grüßen Sie sie.“

Er ging rasch in sein Zimmer zurück; Fräulein Sarbeck schritt langsam die Treppe herunter.

IV.

Wie ein ungehorsames Kind.

Die Sonne leuchtete in langen Strahlen durch Gebüsche, belaubte Bäume, in den perlenden Wassertropfen der Fontaine und spielte in kleinen Lichtern zwischen dem welligen Haar der jungen Advocatenfrau. Rahel lag

auf einem Sopha, den schmerzenden Kopf mit einem nassen Tuch über der Stirn verbunden. Endlich schlug sie die Augen auf, es war ein langer, einsam schwüler Tag; ihr Blick ruhte eine Weile träumerisch auf ihren weißen Händen, auf dem Goldreif, der an dem vierten Finger der linken Hand glänzte. „So ein kleiner Reif!“ dachte sie. „Und doch zieht er einen Zauberkreis um Dich, so undurchdringlich, so unzerstörbar! Und wie die Hand noch frei war und die theure Mutter sie morgens so innig an sich drückte —“

Sie stand auf, die Erinnerung wollte sich über sie legen wie dunkle Nacht. Sie nahm das Tuch von der Stirn, drückte die Hand an die klopfenden Schläfe und ging dann nach der offenen Thür, die in den Garten führte. Vor ihr lagen die breiten, geordneten Wege, sie wußte so genau wohin sie führte — im Kreislauf — alle dann wieder hierher zurück. Da fiel ihr ein Weg ein, sie war ihn einmal mit ihrer Tante gegangen: eine kleine Strecke zwischen Hecken, dann bald zwischen Grasplätzen, Obstbaumhügeln weiter bis zu einem Punct, wo sich die Aussicht ausbreitete, wo man Bergketten in der Ferne sich vom Horizont bläulich abheben sah, wo zwischen Feldern und Waldstrecken hier und da ein Kirchthurm empordeutete, daß hier Menschen lebten und wohnten, die Vögel im Vollgenuß des weiten Aethers jubelnd dahin flogen und der Wind kühlend durch die Luft strich. Der Wind kühlend — sie griff an ihre glühende Stirn — ja, dort wollte sie hin! — Sie vergaß, oder wollte es vielleicht vergessen, daß Ulrike ihr gesagt, sie dürfe nie allein gehen, nie. Sie holte sich all ihre Sachen selbst herbei, ohne Gretchens Hülfe und verließ eilig das Haus, wie ein ungehorsames Kind. Sie sagte nicht einmal, daß sie fortging, sie kam ja bald wieder. Anfangs ging sie rasch, dann immer langsamer, ihr Kopfweh wurde besser, sie hielt den Sonnenschirm dicht über ihr Gesicht — es war nicht nöthig, daß sie Jemand sah. Aber je näher sie dem Punct kam, wo sie ins weite freie Land sehen konnte, desto mehr vergaß sie diese Vorsicht und endlich stand sie da und der Wind flog ihr entgegen, so kühl und erfrischend, als begrüße er sie und küsse ihr die kleinen rothen Lippen. Sie fühlte sich so viel wohler, sie vergaß sich selbst. Was mag für eine Welt hinter den Bergen sein? Gereist war sie noch nie, wie viele Dörfer lagen in dem Halbkreis, der sich vor ihr ausbreitete! Sie zählte langsam. Dann kam wohl ein Bauer oder eine Bauersfrau des Weges, vielleicht lag in der Nähe ein Ort; Einige grüßten und sie dankte ihnen freundlich. Dann hörte sie plötzlich auf dem weichen Boden das Geräusch von Pferdehufen, sie sah sich um, Niemand war sichtbar — — aber doch! jetzt kamen zwei Reiter rasch des Weges auf sie zu. Sie trat zurück und wollte fortgehen, aber sie sah doch hin, wer es war und dabei blieb sie stehen. Und beide Reiter grüßten, der Eine übermäßig höflich lächelnd, der Andere kalt, unhöflich.

„Sapristi!“ sagte Baron Donath und wandte sich im Sattel um. „Wallis, haben Sie sie gesehen, die schöne Advocatenfrau? Ganz allein.“

Graf Wallis zog die Zügel an und sagte ärgerlich: „Das Thier hält nie Schritt.“

Baron Donath sang mit lauter Stimme:

„Und säh ich auf der Haide dort — —“

Der Wind trieb die Worte nach einer andern Richtung, die junge Frau hörte nichts davon. Sie legte den Weg, den sie mit solcher Lust gegangen, mit Thränen in den Augen, mit zorngerötheten Wangen zurück. „Was kann

es sein!" wiederholte sie sich hundertmal. „Daß er mich so ansieht, so namenlos verachtungsvoll, so grenzenlos stolz! Nicht das Bettelweib am Weg kann er so grüßen wie mich!" — — Und ihre Schritte wurden immer eiliger, ihr Herz klopfte immer heftiger. Als sie endlich wieder in ihrem Zimmer war, warf sie Strohhut und Schirm auf den Tisch und stand einen Augenblick überlegend still. Die stolzen Augen hatten sich fest in ihr Herz gebrannt, die weiße hohe Stirn, von der er kaum den Hut genommen, es war nur ein Augenblick gewesen und doch hatte er genügt, daß sie dies Gesicht wieder bewundert, daß sie sich vor Zorn und Liebe auf das Sopha warf und die glühenden Augen mit den Händen bedeckte.

Sie rief sich wieder ihre erste Begegnung mit ihm zurück, da hatte er sie noch höflich gegrüßt, ja, dann aber, als er den Schmuck an ihrem Hals gesehen, hatte er sie verhöhnt, der stolze, vornehme, hochmüthige Mann. Warum darf eine bürgerliche Frau nicht auch solche Dinge tragen? Sie stand auf, es unterhielt sie, sich das Collier anzusehen; es war ihr Eigenthum, sie hatte nichts von ihren Sachen so lieb. Als sie zurückkam von dem Schrank, wo sie es verschlossen, trat sie damit an die offene Thür; die Kette war so geschmeidig gefaßt, sie hielt sie in den letzten untergehenden Sonnenstrahlen empor, betrachtete die feinen Goldkettchen, wodurch die Steine zueinander verbunden waren, sie schob das Schloß auseinander, betrachtete die kleinen funkensprühenden Diamanten, die einen tiefrothen Rubin umstrahlten und was sie früher als eine Verzierung des Graveurs gehalten, plötzlich kam es ihr anders vor. Sie sah aufmerksam darauf hin, hielt es noch mehr ans Licht, es war ein Wappen. Ein breites Band über glattem Feld, wo auf der einen Seite ein Stern, auf der andern ein Pfeil sichtbar war. Lange hielt sie die Kette in der Hand und sann nach. Ulrike hatte ihr gesagt, als sie dieselbe gefragt, wie es käme, daß dies Collier schon getragen schien: „vermuthlich ein Schmuck aus seiner Familie; frage ihn nicht weiter darum, freue Dich, daß Du ihn hast." Jetzt schauderte sie davor. Es kam ihr Etwas nahe, was ihr Angst machte — „vielleicht Jemand abgekauft, der in Noth war und ich trage solche Dinge, putze mich damit?" — Sie starrte vor sich hin. „Um Gotteswillen, fort, fort!" sagte sie leise und legte die Kette wieder in das Etui zurück und verschloß es am alten Platz.

„Gott sei mir gnädig", rief sie und preßte die kleinen Hände auf ihre klopfende Brust. „Wenn ich je wieder mich mit solchen Dingen schmücken sollte. Und an alldies hat auch er gedacht und er hatte Recht mich zu verachten. Ach, dürfte ich es ihm doch sagen, daß ich ja so wenig von der Welt noch weiß, daß ich in vielen Dingen ein Kind — horch! da kommen sie, der Wagen hält vor dem Haus!"

Sie wandte sich nach der Thür, ihre Augen sahen angstvoll dem Augenblick entgegen, wo erst ihr Mann, dann ihre Tante eintreten würden, jetzt kamen Schritte, „Guten Abend, Rahel." Und ihre Tante stand allein im Zimmer.

„Guten Abend, Du allein?"

„Wie Du siehst. Ferdinand läßt Dich herzlich grüßen, und sendet Dir ein Buch für heut Abend, aber denke Dir, er kommt leider erst morgen heraus; der Aermste hat so viel zu thun."

„Ah", sagte die junge Frau, griff nach dem Buch und las den Titel.

Fräulein Sarbeck sah ihre Nichte sprachlos vor Erstaunen an.

„Du nimmst die Abwesenheit Deines Mannes ja sehr kühl auf."

Rahel blickte auf und erwiederte zerstreut:

„Ich werde Dir aus dem Buch vorlesen, es ist der „Oberhof" von Immermann."

V.

Das Uebel.

Rahel und ihre Tante Ulrike waren durch einen Brief des Procurators eingeladen, Nachmittags in die Stadt zu kommen, um den Abend bei ihm zuzubringen, da er danach auf einige Tage verreisen mußte. Sie hatten seinem Wunsch Folge geleistet und waren Beide, auf Fräulein Sarbecks Rath, schon um zwei Uhr, nach Tisch, in die Stadt gefahren, um ja recht präcis einzutreffen. Die Fahrt war sehr heiß gewesen und Rahel saß, sich Kühlung zufächelnd, auf einem Stuhl am Fenster, während Fräulein Ulrike im Begriff war, einigen Luftzug in die lange verschlossen gewesenen Zimmer zu bringen.

Nachdem ihr dies gelungen, wollte sie einige Notizen in ihr Taschenbuch schreiben, als Rahel sie fragte:

„Wer waren die Damen, die uns so sehr freundlich grüßten?"

Fräulein Ulrike sah blinzelnd in die Luft. „Du bist so unbestimmt in Deinen Ausdrücken, mein Kind! Uns sind viele Damen heut begegnet."

„Wohl, aber gegrüßt haben uns nur diese Beiden. Du dankest doch, es war nicht weit von hier, wir bogen gerad um die Ecke."

„Ach ja." Fräulein Ulrike schrieb erst etwas in ihr kleines Buch und sagte dann, darin blätternd: „Das war die Gräfin Wallis mit ihrer ältesten Tochter."

„Kennst Du die Damen?"

„Vom Sehen. Der Gruß galt wohl mehr Deinem Mann, denn sie wissen nicht was sie ihm alles für Ehre anthun möchten, damit er ihnen hilft."

„Glaubst Du, daß es Ferdinand gelingen wird?" In Rahels Augen lag ein ängstlich forschender Ausdruck.

„Du bist ja sehr besorgt für Deines Mannes Ruf als geschickter Advocat."

Fräulein Ulrikens Lippen schlossen sich fest und ein höhnischer Ausdruck zog sie herab. Sie that als ob sie weiter schrieb, sah aber plötzlich auf und sagte kurz: „Dennoch möchte ich Dir rathen, sprich nicht mit Deinem Mann darüber, er ist durchaus kein Freund davon, mit Frauen über Geschäfte zu reden. Mir wäre es schon Recht", fuhr sie, weiter schreibend, fort, „wenn diese hochmüthigen Menschen erführen, was ein Titel ohne Mittel ist."

Rahel schwieg, sie schlug die Augen nicht auf, es war ihr unmöglich, das erbittert erregte Gesicht ihrer Tante zu sehen und nach einer Weile stand sie auf, um aus dem Zimmer zu gehen.

Als sie fort war, warf Fräulein Ulrike die Feder weg und stützte den Kopf auf ihre Hand. „Es ist wie ein Feuer, von dessen Dasein man die unheimlichen Beweise hat und nicht daran kommen kann, um es zu löschen." Sie räumte einige Kleinigkeiten zusammen, that sie in eine Schublade und als sie dieselbe zuschloß, sagte sie: „Dies alberne Kind muß fort."

Rahel, wenn auch noch in vielen Dingen unerfahren, unvorsichtig, über sich selbst im Unklaren, begann aber nach und nach zu fühlen, daß sie beobachtet wurde, daß man ihr die Fragen über die gräfliche Familie als ein Unrecht, etwas Unerlaubtes auslegte und als sie spät am Abend noch allein im Zimmer war, ehe ihr Mann und ihre Tante kamen, beschloß sie, dies zu vermeiden. Aber an ihn denken mußte sie. Sie lehnte den Kopf in den Sessel zurück, sie schloß die Augen — und da stand sie wieder auf dem Fleck, wo er an ihr vorübergeritten, und da hätte er sie nicht gesehen, sie umgeritten und sie hätte blutend am Boden gelegen, er wäre vom Pferde gesprungen, hätte sie emporgehoben, voll Angst und Schmerz angesehen — sie fuhr entsetzt auf, denn die Thür öffnete sich geräuschlos und ihre Tante trat ein, gefolgt vom Diener, der die Lampe trug.

Als beide Damen allein waren, sagte Fräulein Sarbeck: „So leid es mir thut, aber ich kann Euch heute Abend keine Gesellschaft leisten."

„Du bist eingeladen, zu Bredow's, nicht wahr?"

„Ja, ich konnte es nicht abschlagen, besonders da die Einladung auch für Dich war und Du schon absagen mußtest."

„Natürlich", sagte Rahel und holte sich ihre Arbeit. „Bitte, grüße Alle herzlich, wenn Ferdinand fort ist, kann ich mich ja morgen bei ihnen entschuldigen."

„Morgen? Bewahre! Ferdinand wünscht, daß wir sofort wieder auf's Land gehen; es ist nicht passend für Dich hier allein zu bleiben, wozu auch?"

„Das ist doch sonderbar", sagte die junge Frau, „man scheint als Frau noch weniger Freiheit zu haben, wie als Mädchen."

„Es kommt eben auf die Verhältnisse an."

Danach blieb es still. Der Schein der Lampe fiel auf das liebliche Gesicht Rahels, wie es über die feine Arbeit gebeugt, den ganzen Reiz der jugendlich weichen Formen trug. Sie hatte ein einfaches Kleid an, was sie oft als Mädchen getragen und als ihre Tante einen Augenblick ihre Augen auf ihr ruhen ließ, überkam sie die vollkommene Ueberzeugung, daß wer sie liebte, sie nie vergessen könne. Sie sagte nach einer Weile:

„Ich will nun gehen und mich anziehen, Rahel; Ferdinand arbeitet noch, aber er wird Dir bald Gesellschaft leisten, grüß ihn von mir; morgen früh sehe ich ihn noch, er geht nicht vor Elf."

„Unterhalte Dich gut, ich will Deinen Gruß ausrichten."

Erst gegen acht Uhr erschien Herr Amra bei seiner jungen Frau. Sie hatte den Tisch freundlich und einladend zurecht gemacht und empfing ihn mit einem heitern Lächeln.

„Ulrike ist ausgebeten", sagte sie und setzte sich ihm gegenüber. „Sie läßt Dich grüßen und wird Dich morgen noch sehen, ehe Du fortgehst."

Herr Amra dankte und sah dann zu seiner Frau auf.

„Meine Reise dauert vielleicht drei Tage. Du wirst morgen zurück nach Ernau gehen", so hieß die kleine Besitzung von ihm, „ich komme dorthin, wenn ich zurück bin, schreibe aber vorher."

„Drei Tage? Ulrike meinte zwei."

„Es kann auch sein."

„Du bist jetzt immer so beschäftigt", sagte Rahel. Sie legte unwillkürlich einen wärmern Ton in ihre Worte; er sah sie an und ein Blick glühender Liebe flog zu ihr hin.

„Wenn ich zurückkomme, wird es besser sein." Er schenkte sein Glas

voll Wein und bat sie anzustoßen. „Auf frohe Tage!“ sagte er und leerte es in einem Zug.

„Sie trank ein paar Schluck und erwiederte leise: „Ja, das ist ein schöner Gedanke.“

Nach einer Pause sagte er: „Du wirst mit Ulrike jeden Tag spazieren gehen oder fahren; vielleicht könntet Ihr Euch die Bredow's herausbitten.“

„Lieber nicht“, sagte Rahel hastig. „Ich bin viel lieber allein, es ist so schön jetzt draußen.“

„Wie Du willst, mein Kind.“ Der Advocat legte seine Serviette bei Seite und klingelte dem Diener zum Abnehmen. Das kleine Souper, der Wein hatten ihn mehr als sonst erregt.

Als der Diener aus dem Zimmer war, näherte sich der Advocat Rahel und zog sie sanft zu sich.

„Wie der Tropfen Wein Deine Wangen gefärbt hat!“ Er streichelte sie über das geröthete Antlitz; sie wehrte es ihm nicht, aber sie bog sich doch unwillkürlich zurück, sein echauffirtes Gesicht, die leuchtenden grauen Augen entsetzten sie, er bemerkte es nicht und versuchte seine Lippen auf ihren rothen Mund zu pressen. Da öffnete sich die Thür, Rahel entzog sich rasch der liebevollen Umarmung ihres Mannes, er wandte sich rasch um und fragte ärgerlich: „Was soll's?“

Der Diener hielt ihm einen Brief entgegen. „Vom Grafen Wallis, der Bote bekommt Antwort.“

Herr Amra trat an die Lampe, riß daß Couvert auf und las aufmerksam das darin enthaltene Schreiben. Dann ging er, von seinem Diener gefolgt, aus der Thür.

Rahel nahm das Couvert auf. Ein großes rothes Wappen leuchtete ihr entgegen. Als sie es erkannt, das breite Band über glattem Feld, den Stern und den Pfeil, da ließ sie das Papier sinken und bedeckte die Augen mit ihren Händen.

Die Thür ging geräuschlos auf und der Procurator blieb darin stehen. Er sah, daß zwischen seinem Verlassen des Zimmers und seiner Zurückkunft etwas hier vorgegangen war.

Als sie, durch ein Geräusch erschreckt, die Hände wieder sinken ließ, stand ihr Mann vor ihr, mit bleich verzerrtem Gesicht.

„Du kennst die Handschrift?“ fragte er und deutete auf den Brief.

Sie schüttelte mit dem Kopf.

„Lüge nicht“, sagte er und faßte ihre kleine Hand zwischen seine knöchernen heißen Finger. Du kannst Dich nicht verstellen, versuche es daher nicht.“

Er ließ ihre Hand fallen und ging einige Schritte im Zimmer auf und ab. Sie sah ihn nicht an, aber sie hörte seinen schleppenden Gang, als er wieder vor ihr stand, war er gefaßter.

„Was hat Dich erschreckt?“

„Das Wappen, das Wappen!“ sagte sie und eine dunkle Röthe stieg in ihr Gesicht.

„Was hast Du damit zu thun?“

„Es ist dasselbe, welches an dem Schmuck ist, denn ich von Dir bekommen, um Gotteswillen, wie kamst Du dazu?! Ich trage ihn nie, nie mehr!“

Sie schauderte zusammen. Der Notar stand vor ihr, wie an die Erde

gewachsen, fast schien es, als recke sich seine Mißgestalt empor, als hebe sich der Kopf aus den Schultern.

„Wahnwitziges, unvernünftiges Kind!“ rief er zornglühend. „Mich fragst Du, woher ich die Dinge nehme, die ich Dir in meiner Verblendung geschenkt? Das wagst Du? — Bin ich ein Dieb, denkst Du, der ungerechtes Gut erwirbt?“ —

Er schlug die Arme übereinander und sah sie eine Weile an, die zitternde Gestalt mit dem angstvollen, verstörten Gesicht, er liebte sie in diesem Augenblick mehr als je und der wahnsinnige Schmerz, daß sie ihn vielleicht verachte, daß sie, in ihrer kindlichen Einfalt, ein anderes Bild im Herzen vergöttere, riß ihn zu maßloser Heftigkeit hin. Er hätte sie vernichten können, wie der Künstler sein Lieblingswerk oft zerstört, wenn es ihm plötzlich durch einen Fehler verleidet ist. Aber sie wich scheu von ihm zurück und wehrte ihm leise mit der Hand, ihr zu nahen. Es lag so viel Weibliches in ihr, daß er unwillkürlich zurückwich.

„Als ich Dich zu mir nahm“, sagte er mit bebender Stimme, „warst Du ein armes, schutzloses Geschöpf; ich umgab Dich mit Allem was glücklich macht, ich fragte nicht nach Dank, ich hatte genug an Deinem Wohlergehen.“

Er lachte auf und sie fuhr entsetzt zusammen, denn es klang heiser und unnatürlich.

„Ich war einmal ein Narr, aber das bin ich nicht noch einmal. In meiner Hand lag Dein Glück, in meiner Hand liegt Deine Strafe —“ er zog den eben erhaltenen Brief aus seiner Brusttasche und hielt ihn empor.

„Du weißt also, mein Liebchen, von wem dies Schreiben kam? — So wahr ich dies Papier zerreiße, so wahr mache ich diesen Mann zum Bettler!“

Rahel sprang auf.

„Was hat er Dir gethan?“ rief sie und faltete die Hände verzweiflungsvoll. „Was? — Thue das nicht! — Wenn Du glaubst Jemand strafen zu müssen, so strafe mich, mich allein!“

„Dich, also Dich“, wiederholte er leise und jetzt bohrte sich der Schmerz immer tiefer in das klopfende Herz und sie ahnte nicht, daß sie's ihm offenbart, das Geheimniß, wen sie liebe, und anstatt ihn zu beruhigen, zu rasender Wuth anreizte. Er lachte auf. „Eine richtige Theaterphrase! Tödte mich, aber schone den Geliebten! — Nun, Du sollst Deinen Willen haben; der Proceß der Familie Wallis fällt aber dennoch zu ihrem Nachtheil aus, ich kann nicht helfen, aber Du trägst die Schuld, Du trägst sie, aber Du mußt es verschweigen. Uebrigens weiß ich, daß er nicht die schöne Rahel Amra liebt, eine Andere war so glücklich sein Herz zu rühren, also trage es in der Stille, daß Du durch unpassend sündige Liebe es verschuldet, daß die Familie an den Bettelstab kommt. Ich reise nun morgen nicht. Du wirst von meinen Beschlüssen hören, die ich mit Deiner Tante bereden will.“ Noch ein Mal sah er sie forschend an, dann ging er langsam aus dem Zimmer.

„O Mutter, Mutter!“ rief sie und fiel schluchzend zur Erde.

Der Advocat war allein in seinem Zimmer. Er war ermattet in sein Sopha gefallen, die ungeheure Aufregung ließ langsam nach, das bleiche Gesicht bekam einen schlaffen Ausdruck; er mußte so handeln und er war der Mann, der handelte, sobald das Wort gesprochen. Einen Augenblick schwebte ein Gedanke an ihm vorüber — Du verlierst einen langjährigen

Proceß, Dein Ruf als anerkannter Advocat wird einen Stoß erleiden — aber die süße Frucht der Rache lockte mehr und er hatte die Macht, sie zu pflücken. Er stand auf, öffnete ein Fach in seinem Schrank, nahm einige Papiere heraus, sortirte mehrere davon, die er theils in ein Couvert steckte, theils am Licht verbrannte. Als er kaum dieses Geschäft beendet, klopfte es an und Fräulein Sarbeck trat ein.

„Guten Abend, Ferdinand; ich bin so früh zurück und dabei finde ich Rahel schon zu Bett, wenigstens ist die Thür zu ihr verschlossen und —"

Sie redete nicht weiter, sondern trat näher zu ihrem Neffen und sah ihn eine Weile prüfend an. „Nun?" fragte sie zögernd und warf das kleine Tuch, das sie noch um den Kopf trug, zurück, als könnte es sie am Verstehen hintern. „Ist etwas vorgefallen?"

„Wollen Sie sich nicht setzen, Ulrike?" sagte der Advocat und deutete auf einen Stuhl in seiner Nähe. „Ich werde Ihnen allerdings Allerlei zu erzählen haben."

Er gab sich große Mühe, ruhig zu erscheinen, aber es gelang ihm nur, es zu scheinen.

„Sie erinnern sich meiner Ansicht, daß man ein Uebel gleich im Beginn auszurotten suchen muß. Fragen Sie mich nun nichts weiter, wie ich es erkannt, woran ꝛc. Meine Frau kränkelt und ich wünsche, daß sie einige Zeit ganz auf das Land zieht, natürlich nur mit Ihnen."

Da Herr Amra die Augen gewöhnlich zu Boden richtete, besonders wenn er etwas erklärte, so sah er nicht das entsetzte Gesicht Ulrikens. Sie schwieg, obgleich er eine gewisse Pause machte und als er nichts hörte, fuhr er fort.

„Unter meinen Clienten ist ein Baron Sender, dem vor einigen Monaten durch Erbschaft ein kleines Landgut, vier bis fünf Stunden von hier, zugefallen; ich habe die Angelegenheit zu besorgen und da er in Italien sich seiner Gesundheit wegen aufhält, vor der Hand auch nicht herkommen kann, hat er mich gebeten, wenn möglich im Herrenhaus öfter nachsehen zu lassen, ob Alles in Ordnung. Noch lieber wäre es ihm, wenn ich es selbst dann und wann bewohnte. Dort werden Sie, liebe Ulrike, mit Rahel für einige Zeit Aufenthalt nehmen. Ich war schon öfters da, es ist ganz hübsch, liegt gesund und ist theilweis sehr gut möblirt; die Pachtgebäude sind in der Nähe, Sie können dort Alles bekommen, was Sie und Rahel brauchen — natürlich, das heißt —" er stockte einen Augenblick, „ich werde Alles anordnen und Ihnen an die Leute einen Brief mitgeben."

„Das ist überraschend", sagte Fräulein Sarbeck. „Und darf ich wenigstens fragen, wann diese Uebersiedlung vor sich gehen soll! Man hat doch für allerlei Toilettengegenstände zu sorgen, Wäsche und dergleichen, denn damit werden uns doch die Pächtersleute nicht aushelfen können."

„Der Wagen wird morgen zu Ihrer Verfügung stehen. Indessen möchte ich Ihnen zu bedenken geben, daß der Weg dorthin nicht sehr gut ist und Sie sicherlich nicht zu spät dort ankommen dürfen.

„Weiß Rahel davon?"

„Ja, das heißt nichts Specielles; ich wollte das mit Ihnen besprechen, da Sie mir, denke ich, vor kurzer Zeit Ihre Hülfe in dieser Richtung hin zugesagt haben."

„Gewiß, gewiß. Aber Rahel ist ein halbes Kind, Ferdinand."

„Ganz recht", erwiederte der Advocat. „Und deshalb behandle ich sie auch danach."

„Rahel habe ich von Geburt an gekannt. Durch Güte ist sie eher zu etwas zu bewegen, was sie nicht gern thut, als durch Strenge."

„Sie reden aus der Zeit, wo man ihr vielleicht Kuchen versprochen, oder sonst ein Geschenk, um sie zu beruhigen und fügsam zu machen. Jedenfalls, meiner Ansicht nach, ein falsches Princip. Hätte ich sie von Kindheit an zu erziehen gehabt, wäre dies nicht vorgefallen."

Fräulein Sarbeck stand auf. Sie fühlte, daß hier nichts zu erringen war.

„Es ist gut, daß die Nacht zwischen diesen Entschlüssen liegt, man beruhigt sich wenigstens", sagte sie, nach der Thür gehend.

Es war zum ersten Mal, seit sie den Advocaten kennen gelernt, daß sie ihm einen weiblichen Trotz zeigte. Er wünschte ihr gute Nacht und schloß hinter ihr die Thür ab. Sie eilte hinauf nach ihrem Zimmer, riegelte es ab und gab ihrer inneren Wuth zuerst dadurch Ausdruck, daß sie ihre Sachen in alle Ecken warf; dann zündete sie ihr Licht an, setzte sich in die Sophaecke und überlegte, ob es nicht am Ende noch ein besseres Loos sei, die Sclavin einer Frau, als eines Mannes zu sein. Während dieses Nachdenkens beruhigte sich ihr heißes Blut und sie war schließlich mit sich einig, dem Advocaten zu gehorchen.

VI.

Die Nachbarn.

Wichterhausen, 10. Juni 18 . . .

Lieber Ferdinand! Die Bücher mit den übrigen Gegenständen sind angekommen, ich danke Ihnen für die prompte Besorgung. Unser Leben hier ist allerdings einförmig aber nicht langweilig, wenigstens klagt Rahel nie darüber; fast wollte ich sie thäte es zuweilen, denn sie verliert nach und nach von ihrer Frische und ihr beständiges: „Wie Du willst", hat etwas Nervenangreifendes für mich. Als ich ihr gestern mittheilte, daß Sie auf einige Wochen genöthigt wären, nach Wien zu gehen, um mit Baron Sender über seine Angelegenheiten Rücksprache zu nehmen, sagte sie: „Ich denke mir Wien wunderschön, aber augenblicklich bin ich lieber hier." Das war Alles. Diese Einsamkeit gefällt ihr also, aber ich wiederhole Ihnen dennoch, was ich Ihnen an dem Morgen sagte, als wir hierher reisten: Rahel wird durch Ihre Behandlung, mein Freund, mehr und mehr in die Rolle eines gehorsamen Kindes gedrängt, als daß sie sich als Ihre Frau betrachtet. Noch eine Frage bitte ich mir zu beantworten, ehe Sie abreisen. Gestern hat hier eine Frau von Teichel Besuch gemacht, wir hatten sie durch die Pächterin hier kennen gelernt, wo sie öfters hinkommt und allerlei Bestellungen macht; sie ist Besitzerin des sogenannten Kesselhofs, eines hübschen Landguts, anderthalb Stunden von hier. Haben Sie nichts dagegen, wenn wir diese Nachbarschaft frequentiren? — Heute haben wir herrliches Wetter, der laue Wind streicht durch Busch und Wald, Rahel trägt mir wirklich Grüße auf für Sie. Wie immer bin ich Ihre treu ergebene Ulrike Sarbeck.

„Meine Zeit ist sehr in Anspruch genommen, beste Ulrike, da ich in zwei Stunden abreise. Gegen den Verkehr mit Frau Teichel habe ich durch-

aus nichts, im Gegentheil, denke ich, darin liegt etwas Anregendes; ich kenne sie, es ist eine durchaus achtungswerthe Dame. Von Wien aus werde ich regelmäßig schreiben; ich bitte mir auch so zu antworten. Nach diesem Aufenthalt werden schon andere Zeiten eintreten, glauben Sie mir. Uebrigens möchte ich Ihnen noch mittheilen, daß der verloren gegangene Proceß der Familie Wallis, Glück in jenes Haus gebracht hat. Der Sohn des Grafen Wallis, dem jetzt die Besitzung Mittelshof zugefallen, hatte in der Stille eine Liebschaft mit der ältesten Tochter der Witwe Wallis gehabt, der Vater hätte nie seine Einwilligung zur Vereinigung gegeben, wenn ihnen das Majorat nicht zugefallen wäre. Nun hat sich das Blatt gewendet und das Brautpaar ist bereits proclamirt. Was aus dem Sohn der Witwe wird, weiß ich nicht, jedenfalls ist seinem Stolz eine Grube gegraben, in die er hoffentlich hineinfällt. Meiner Frau soll dies vollkommen Geheimniß bleiben. Leben Sie wohl, sorgen Sie für die Gesundheit Rahels, wie für die Ihre, und brauchen Sie Geld, wenden Sie sich an meinen Bureauvorsteher Engelhardt, er hat Vollmacht. Mit voller Hochachtung

Ihr Amra.

„Mein theurer Freund! Ihr letzter Brief vom zwanzigsten Juni hat uns Beide wohl und guter Dinge angetroffen. Rahel befindet sich wirklich hier sehr gut aufgehoben und ich muß wieder in der Stille Ihren Scharfblick bewundern, daß Sie uns hierher gesandt. Wir haben auch gestern Abend einen Besuch bei Frau von Teichel gemacht und es scheint, daß Rahel sich dort sehr glücklich fühlt. Man muß auch in der Nähe solch einer guten und harmlosen Frau etwas davon in sich aufnehmen und ich kann nur sagen, daß dieses Haus in seiner ganzen ländlichen, bescheidenen Einrichtung wie für Rahel gemacht ist, um dort gute Eindrücke zu empfangen. Sie bedauert, daß Sie so viel zu thun haben, bester Ferdinand, und ist froh, das geräuschvolle Wien nicht mit dem ruhig idyllischen Wichterhausen vertauschen zu müssen. Hoffentlich haben Sie angenehme Verhältnisse gefunden, damit Ihr Aufenthalt in dem schönen Wien nicht allein der Arbeit, sondern auch zu Ihrer Erholung dient.. Unser Aufenthalt hier, obgleich nur ein paar Stunden von der Stadt, ist dennoch so einsam und still, daß ich bis jetzt nichts Weiteres aus dem früheren Leben erfahren. Wenn es so bleibt, denke ich, vergeht der Sommer friedlich und der Herbst reift die Frucht für Ihr eheliches Glück. Von Herzen die Ihre Ulrike Sarbeck.

Als sie den Brief nochmals überlesen, fand sie vollkommen, daß er das ausdrückte, was sie wünschte; die kleinen Unwahrheiten, welche er enthielt, waren nothwendig, wie sie glaubte, und waren auch die Zustände noch nicht so wie sie schrieb, so wurden sie es hoffentlich. Im Ganzen fand sie es sehr angenehm, daß ihr „bester Freund" so fern war und mit seiner ewigen Pedanterie und Eifersucht sie nicht behelligte.

Seit dem Besuch in Kesselhof war Rahel heiterer geworden; sie sprach davon, Blumensamen kommen zu lassen, sie wollte ein wenig Gärtnerei treiben, und als sie unter den alten Familienbildern im Haus, einige fand, die ihr ausnehmend gefielen, bekam sie Lust dieselben in Pastellfarben zu copiren. Fräulein Ulrike begrüßte diese Zeichen wiederkehrenden Interesses am Leben, mit inniger, wenn auch heimlicher Freude.

„Ich bin ganz Deiner Ansicht, mein Kind", sagte sie, als Rahel von diesen Plänen sprach, „ich sehe nicht ein, warum wir uns hier in dieser Ein-

samkeit nicht so behaglich einrichten sollen als möglich. Und nun will ich Dir sagen, was mir noch eingefallen ist."

„Nun?" fragte Rahel erstaunt und nicht ganz ohne Scheu, was da kommen könnte.

„Morgen fährt der Verwalter nach der Stadt, ich werde mitfahren. Es ist sehr günstig, da er eine Nacht dort bleibt, ich also vollkommen Zeit habe, Alles zu besorgen; denn, gehen wir öfters nach Kesselhof, so haben wir wirklich gar keine passende Garderobe dazu hier."

„Ich glaube nicht, daß das hübsch wäre, wenn wir uns putzen wollten!" sagte Rahel schnell.

„Natürlich nicht! Aber etwas mehr Garderobe müssen wir haben, als wir augenblicklich besitzen. Ich bringe Dir außerdem also Deine Malutensilien mit und Du kannst mir auch aufschreiben, welche Blumensämereien Du wünschest. Du kannst mir alle Deine Wünsche notiren."

Andern Morgens, bei den goldnen Strahlen einer herrlichen Junisonne, fuhr Fräulein Ulrike mit Herrn Pauli, dem Verwalter, fröhlich und herzlich lachend über die köstliche Spazierfahrt, nach der Stadt. Rahel kehrte, nachdem sie ihre Tante verabschiedet, in den Gartensalon zurück und beschloß, den herrlichen Morgen zu einem langen Aufenthalt im Freien zu benützen. Als sie zu diesem Zweck über den großen Hausflur ging, sah sie Frau Pauli mit einem Brief in der Hand, ihr entgegen kommen. Sie grüßte Rahel sehr freundlich und sagte:

„Der Bote aus Kesselhof wartet unten auf Antwort."

Sie überreichte Rahel den zierlichen Brief und diese trat damit an das offene Fenster. Das Billet enthielt eine Einladung für beide Damen auf den Nachmittag und Abend. Sollten sie keinen Wagen zu ihrer Verfügung haben, würde sie ihnen den Korbwagen schicken, der sie auch wieder zurückbringen und wohl für die Nacht in Wichterhausen Unterkunft finden könne.

Rahel fragte die Verwalterin, ob das wohl möglich sei?

„Ei freilich! Gehen Sie ja herunter, Frau Procurator, was wollen Sie wohl hier so mutterseelenallein sitzen! Ein Tag wie heute, kann ja nicht besser dazu passen."

Ehe Rahel sich entschlossen, war die geschäftige Frau zu dem Boten geeilt und hatte ihm erklärt, daß die junge Frau allein sei und die Einladung gern annehme, außerdem im Stall Platz wäre, da ihr Mann mit dem Geschirr in die Stadt gefahren.

Der übrige Tag verging Rahel sehr rasch und als der leichte Korbwagen vor der Schloßthür stand, überkam sie plötzlich eine Art Scheu, unter so viele fremde Menschen zu gehen und sie stieg mit dem festen Vorsatz ein: dies sollte das erste und letzte Mal sein, daß sie einer derartigen Einladung Folge leiste. Vielleicht war es dieses Gefühl der scheuen Aengstlichkeit, bei ihrem Eintritt in die Gesellschaft, welches den lieblichen Eindruck ihrer Erscheinung erhöhte und eine purpurne Röthe auf ihre Wangen trieb. Sie war so einfach und bescheiden gekleidet, daß die Schwägerin von Frau von Teichel später behauptete, man wolle einen Scherz mit ihr treiben, indem man sie ihr als Frau vorgestellt.

Nachdem Rahel in die Gesellschaft eingeführt, die zu dem nähern und weitern Bekanntenkreis von Frau von Teichel gehörte, fühlte sie nach und nach durch die freie und herzliche Weise, mit der man hier verkehrte, sich ungenirt und heimisch. Die Gesellschaft bestand meist aus jungen Leuten

und Fräulein Berner, die Gesellschaftsdame der Frau von Teichel, schlug vor, nachdem man den Kaffee genossen, auf dem großen Rasenplatz einige Gesellschaftsspiele zu unternehmen.

Frau von Teichel freute sich herzlich, als sie nach einer Weile die junge Gesellschaft in heiterster Stimmung auf dem glatten Rasen sich belustigen sah.

„Aber sage mir, liebe Marianne", wandt sie sich zu ihrer Schwägerin, die neben ihr stand, „wo bleibt Dein Max? Ich hatte auf ihn gerechnet, er ist immer meine Haupthülfe bei diesen kleinen fêtes champêtres."

„Er kommt bestimmt, liebste Sophie; Du weißt wie gern er zu Dir kommt, aber er hatte noch Allerlei zu Haus zu thun."

Nach und nach fanden sich noch mehr Zuschauer bei dem Spiel der Jugend ein und der heitere Anblick versetzte die ältern Herrschaften ebenfalls in die fröhlichste Stimmung. Es sollte eine Pause gemacht werden, um Erfrischungen einzunehmen, aber man lachte viel lieber und bat, zu warten. Vor allen Dingen sollten die Pfänder erst ausgelöst werden; Fräulein Berner hatte dieselben in einem Körbchen.

„Was soll der thun, dem dieses Pfand gehört?" fragte sie und hielt das Pfand der ältesten Harsten heimlich in der Hand, aber als man rief: Ein Gedicht rathen! — nahm sie das von Rahel.

„Hier, die einzige junge Frau unter uns! Nun, wir wollen es ihr recht schwer machen."

Es ging ihr sonderbar, sie fand die junge Frau so herzgewinnend und doch hatte sie eine Freude daran, sie verlegen zu sehen, und Rahel war es im höchsten Grade. Sie mußte weit fortgehen und ja nicht etwa horchen! Dann wurde sie wieder gerufen, der Kreis lachender Gesichter nahm sie in ihre Mitte, sie begann zu fragen, sie dachte, sie überlegte, ging von Einer zur Andern, immer falsch, immer Gelächter, dabei hörte sie von ferne ebenfalls lautes Reden, mehrere Stimmen, und als sie nach der Richtung hinsah, da verschwand plötzlich Alles um sie her, da brauste es in ihren Ohren, als rausche Wasser um sie, die Hände sanken matt herab.

„Nein, nein" rief Fräulein Berner und umfaßte Rahel. „Es ist zu mühsam bei der Hitze. Wozu die Quälerei, so einen alten Vers zu rathen! Wir haben genug gespielt, da kommen die andern Herrschaften."

Der Kreis löste sich, Rahel blieb zurück. Fräulein von Harsten eilte an ihr vorüber, ein anderes Mädchen nach sich ziehend.

„Endlich Max! Und wen hat er denn da mitgebracht?"

Rahel schlich langsam nach; einen Augenblick dachte sie daran, unvermerkt einen andern Weg zu gehen, der sie vielleicht auf einige Zeit von der Gesellschaft trennte, aber da hörte sie ihren Namen und sie folgte dem Ruf mechanisch nach. Frau von Teichel stand vor ihr.

„Fräulein Berner sagte mir soeben, liebste Frau, Sie seien sicherlich ermüdet von den Spielen, kommen Sie mit mir, wir wollen uns jetzt ein wenig stärken. Ich habe im Freien decken lassen, denn wir bekommen einen herrlichen Abend."

„Ich weiß nicht", sagte Rahel und versuchte ihrer matten Stimme Festigkeit zu geben, „ich habe zuweilen einen Schmerz, der mich am Athmen hindert, hier —" sie blieb einen Augenblick stehen und deutete auf ihre Brust.

Frau von Teichel sah sie erstaunt an. „Das ist aber nicht gut", erwiederte sie und streifte mit besorgten Blicken über das bleiche Antlitz. „Was sagt Ihr Mann dazu, liebes Kind?"

„Ich habe es wirklich noch Niemand gesagt; eben that ich es nur, weil ich die Pein wieder empfand, jetzt ist es aber vorüber."

Beide Damen waren an dem Platz angelangt, wo man eine lange Tafel gedeckt sah, die von den munteren Gästen umringt war. Fräulein Berner kam ihnen eilig entgegen.

„Nun, es ist Alles fertig. Wir können aber keine bunte Reihe machen, Frau von Teichel, es fehlt eben an Herren."

„Dann kann man ja immer zwei Damen und einen Herrn nehmen."

Fräulein Berner eilte fort und brachte bald die vorgeschlagene Idee in Ausführung. Rahels Blicke irrten umher, sie suchte ihn, und doch erfaßte sie eine namenlose Angst, als sie ihn sah.

„Hier, so geht es", sagte Frau von Teichel. „Fräulein Berner, Frau Amra, Max — ach der ist schon versorgt — darf ich dann bitten, Graf Wallis?"

Und er folgte diesem Ruf und jetzt sah er Rahel vor sich stehen, bleich, zitternd, die schönen Augen zu Boden gesenkt. Einen Augenblick war er so betroffen, daß Frau von Teichel rasch sagte:

„Sie kennen die Dame wohl nicht, lieber Graf?"

Und da schlug Rahel die Augen zu ihm auf und er sagte verwirrt:

„Ich hatte schon einmal die Ehre."

Unter dem allgemeinen heitern Verkehr, verschwand die Möglichkeit auf Einzelnes zu achten und Fräulein Berner begann sofort sich mit Rahel angelegentlichst zu unterhalten.

„Nun will ich Ihnen doch sagen, Frau Procurator, welchen Vers man Ihnen zugedacht zu rathen: Unter allen Wipfeln ist Ruh —"

„O, ich kenne das herrliche kleine Gedicht sehr gut!" unterbrach sie Rahel eifrig. „Aber es war mir unmöglich unter all den verschiedenen, ganz anderen Gedanken, gerade an so etwas Schönes zu denken."

Fräulein Berner sah Rahel erstaunt an. Die Antwort war nicht unüberlegt! Beiden Damen gegenüber, saß Frau von Teichel mit ihrem Neffen, Max von Harsten.

„Wer ist die junge Dame, die neben Kurt Wallis sitzt?" fragte er. „Wo Du nur immer die schönen jungen Mädchen herbekommst!"

„Dies ist nun kein junges Mädchen, mein Herz, die Frau eines Procurators Amra; er hat die Geschäfte des Senders zu besorgen und Wichterhausen ist der Familie zugefallen seit dem Tod der Julie von Sender. Der Procurator ist jetzt in Wien, bei dem Baron."

„Advocat Amra?" wiederholte der junge Baron. „Mein Gott, liebste Tante, das ist ja eine verteufelte Geschichte! Der hat ja den Proceß von Wallis gegen die andere Linie verloren. Wie das Schicksal spielt! Nun sitzt die Frau von diesem Manne neben Kurt."

„Wie kann man denn so etwas ahnen!" sagte Frau von Teichel und schüttelte mit dem Kopf. „Aber am Ende! Was kann denn diese liebe Frau zu der Sache! Wenn Dein Freund in ihr Gesicht sieht, wird er keinen Groll gegen sie haben können."

Max von Harsten setzte seinen Kneifer auf und blickte unverwandt zu Rahel hinüber. Sie sah vor sich nieder und beschäftigte sich mit ihren Speisen, die ihr Fräulein Berner in reichlichem Maß zugewandt; ihre Gedanken hatten nur eine Richtung: wann war wohl dieser Abend vorüber? Und doch wieder! Wenn sie zur Seite blickte und seine schönen Hände dicht

neben sich sah und wenn sie zwischen all dem Stimmengewirr, sein volles ruhiges Organ hörte, dann war sie so glücklich, so überselig! Sie hatte ja geglaubt, ihn nie wieder zu sehen! Aber dann sah sie plötzlich im Geist ihren Mann vor sich, wie an jenem schrecklichen Abend, und wenn heut Ulrike mit hergekommen — und wenn sie morgen wiederkam, sollte sie ihr —?

„Wohnen Sie jetzt hier in der Nähe, gnädige Frau?"

Rahel schreckte zusammen, sie hatte sich schon hineingefunden, daß er sie nicht anreden würde.

„Ich wohne in Wichterhausen mit meiner Tante."

Sie hatte leise gesprochen und ihn nur flüchtig dabei angesehen; er hatte sie ruhig und ernst betrachtet.

„Ist der Herr Procurator noch in der Stadt?"

„Nein, er ist in Wien, in Geschäften."

„Ah so." Der Graf trank sein Glas Wein in raschen Zügen aus und dann fragte er kurz:

„Wie kommt es, daß Sie Ihr schönes Landhaus bei der Stadt verlassen, um sich hier in diese Gegend zu vergraben?"

Wenn Sie ihm die Wahrheit gesagt hätte! „Mein Mann glaubte, es sei passender für mich, während seiner Abwesenheit hier zu leben."

Graf Wallis lächelte höhnisch. Frau von Teichel, die den Grafen und die junge Frau immer im Auge hatte, in der Sorge, es könnte zwischen ihnen irgend eine Disharmonie entstehen, war dieser Blick nicht entgangen. Sollte er dem armen Kinde irgend etwas Böses gesagt haben? Sie rief ihr rasch über den Tisch zu:

„Wie geht es, liebste Frau? Wissen Sie, was ich mir eben ausgedacht habe? Sie bleiben über Nacht hier. Sie sind so allein in dem großen, einsamen Haus!"

Aber Rahel war der Gedanke höchst peinlich. Nein sie wollte fort!

„Das geht sehr gut", nahm Fräulein Berner sogleich das Wort. „Sie schlafen bei mir, mein Zimmer ist immer für diesen Fall eingerichtet."

„Sie sind sehr gütig!" sagte Rahel. „Aber das einsame Haus ist mir nicht beängstigend und der Weg nach Haus ist herrlich, wirklich, ich danke."

„Schläft denn Nachts Jemand im Haus?" fuhr Fräulein Berner fort.

„Der Knecht vom Verwalter, auch das Mädchen, das uns bedient. Gewiß, es ist nichts zu besorgen."

„Gut denn, wie Sie wollen; ich werde morgen kommen und sehen, wie es Ihnen geht."

„Das wird mich unendlich freuen."

Die Unterhaltung wurde unterbrochen, ein älterer Herr brachte einen Toast auf die Hausfrau aus, Alles stimmte jubelnd bei, man verließ die Plätze, um mit ihr anzustoßen. Als Rahel zu Frau von Teichel kam, stellte ihr diese sofort ihren Neffen vor. Er hielt Rahel einen Augenblick im Gespräch fest; als sie sich umwandte, um nach ihrem Platz zurückzukehren, stand Graf Wallis hinter ihr.

„Setzen Sie sich ein wenig zu mir, lieber Graf", sagte Frau von Teichel. „Max, führe Du Frau Amra zurück, wir wechseln einmal die Plätze."

Die gute Frau glaubte Rahel einen großen Gefallen zu thun und Rahels Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Nun wieder fort! wo er mit ihr doch wohl noch ein paar Worte gesprochen! Kaum zehn Minuten waren vergangen und sie sah sich ihm gegenüber und neben ihr saß sein Freund,

Freund unterhielt sich beständig mit ihr, fragte sie über Alles und ihrem Leben, denn er fand sie entzückend, wenn sie mit ihrer lieb- nme so bescheiden, so sinnvoll antwortete. Dann wagte sie es ein- m Grafen hinüber zu sehen; sie hatte es nicht thun wollen, aber es eine solche Sehnsucht ergriffen und als sie es dennoch wagte, da n Blick und das Blut schoß ihr so heftig in Schläfe und Wangen, verlegen machte; sie fragte rasch Fräulein Berner, ob sie vielleicht aben wollte, wenn man von Tisch aufgestanden, dem Kutscher zu er sie nach Hause fahre.

denn, gnädige Frau?" sagte Max von Harsten, der aufmerksam „Sie werden doch nicht jetzt noch nach Hause wollen? Sehen Sie, en schon die schönen Windlichter von Tante Sophie."

Windlichter fort!" rief ein alter Herr. „Nein, gnädige Frau, der ondschein muß ohne Nebengötter leuchten."

wollen wir die Tafel aufheben", sagte Frau von Teichel. „Dann r, wir machen uns noch ein wenig Bewegung."

schlage die beste Bewegung vor!" sagte Herr von Harsten und bog er Tante herüber. „Wir tanzen ein paar Mal herum."

Du willst, mein Kind." Frau von Teichel erhob sich und Herr n sagte zu Fräulein Berner, während er Rahel seinen Arm bot: ulein Nanni, kommen Sie, wir machen den Anfang, rasch einen wirbelnden Walzern!"

l war überrascht; ehe sie abgelehnt zu tanzen, ehe sie sich geweigert Gartensaal zu gehen, hatte sie Max von Harsten umfaßt und r im raschen Tact dahin. Er war ein vorzüglicher Tänzer, Rahel wie emporgehoben, ohne Mühe und Anstrengung. Sehr bald übrige Gesellschaft und bald war wieder an anderer Stelle die gliche Lust, dieselbe harmlose Heiterkeit wie vorhin. Aber wenn glückliche, fröhliche Gesicht der Wirthin sah, wie sie ihre Augen tte, um der Lust durch nichts Einhalt zu thun, wie konnte es da .! Sie war von Graf Wallis langsam bis an den Tanzsaal begleitet

en Sie nur Max, da ist er gleich mitten im Vergnügen! Es ist ge Natur, mit leichtem Sinn und doch nicht leichtsinnig. Tanzen uch, lieber Graf, folgen Sie seinem Beispiel, aber nicht mit Frau ist unvorsichtig, daß sie tanzt, sie hat mir vorhin über Brust- geklagt. Ich habe sie so gern, die zarte, liebe Frau; nun muß sie alten Wichterhausen leben, wohin er sie bestimmt aus Eifersucht , der alte Mann."

sie nicht glücklich in ihrer Ehe?" fragte Graf Wallis. Er that es anken, denn er sah dem Paar nach, das jetzt nach kurzem Aus- er weiterflog.

von Teichel blieb ihm die Antwort schuldig, sie war von anderen Anspruch genommen worden und er stand allein. Er hatte nicht len, aber Frau von Teichel kam wieder zu ihm und bat ihn, die ngen Mädchen doch nicht schmachten zu lassen. Er gehorchte und en Tanz bei der Schwester seines Freundes. Rahel hatte aufge- ß neben ihrem Tänzer.

tanzest, Kurt!" rief Max von Harsten. „Das freut mich — mit wester Lotte." Max steckte den Kneifer fester und sah dem Paar

mit Kennermiene nach. „Charmant! Ja, unsere kleine Semmellotte ist eine famose Tänzerin. Sehen Sie nur ihre niedlichen Füßchen! Das Mädchen ist nun einmal mein Verzug. Kurt wird an ihr einen guten Kameraden haben."

„Bleibt Graf Wallis längere Zeit bei Ihnen, in Lehrte?" fragte Rahel und der Ausdruck ihrer dunklen Augen bezeugte die Unruhe, die ihr diese Frage bereitete.

„Ich hoffe! Was hat er zu Haus zu thun? Seine Mutter ist mit den Töchtern für den Sommer nach Mittelshof gezogen."

Rahel wartete einen Augenblick, dann brachte sie es über die bebenden Lippen:

„Gehört der Familie jetzt das Besitzthum zu eigen?"

Herr von Harsten lachte. „Das wissen Sie nicht einmal, gnädige Frau? Der Proceß ist ja verloren gegangen; hat Ihnen denn Ihr Herr Gemal das nicht erzählt?"

„Nein, seine Geschäfte kenne ich nicht, ich frage nie danach, nie!"

Ihr armes Herz schlug so heftig, ihre Augen standen voll Thränen — also dennoch!

„Der Proceß ging verloren?" fragte sie plötzlich. „Und dennoch wohnen die Damen auf dem Gut?"

„Ja, mein Himmel! das wissen Sie auch nicht? Der Proceß ging verloren und brachte von der andern Seite Gewinn."

Max von Harsten erklärte ihr Alles, so viel er wußte.

„Und was will Graf Wallis thun?"

„Vor der Hand soll er sich bei uns amüsiren und ausruhen. Er hat sich doch viel geärgert in letzter Zeit! Es ist keine Kleinigkeit, eine so schöne Hoffnung schwinden zu sehen, wenn auch die Schwester das Besitzthum bekommt und sein Schwager ein charmanter Mensch ist. Ich mache Ihrem Herrn Gemal übrigens keinen Vorwurf. Denn die Rechte auf dieses Erbe standen wohl gegenseitig ziemlich gleich, ein kleiner Beweis des Rechtes mehr von der einen Seite in die Wagschaale geworfen und die andere Linie siegte. Sehen Sie ihn nur jetzt an, gnädige Frau, wie er vergnügt lacht; ja, Lottchen ist wie lauter Sonnenschein, mit der vergißt man, daß das Leben auch Schattenseiten hat."

Lotte von Harsten war der Inbegriff von Blondheit, Jugend und Lebhaftigkeit; sie hielt ihre kleinen Füße, sowie ihren vollen rothen Mund selten still und Graf Wallis lächelte ihr zu und Rahel sah dies zum ersten Mal. Ihr hatte er noch nie einen freundlichen Blick gegeben und Wochen sollte er mit diesem Mädchen zusammen leben, so fröhlich, so glücklich! Es erfaßte sie ein unbeschreibliches Weh, sie wollte nach Hause, sie konnte das Lachen und Lärmen nicht mehr ertragen. Max von Harsten hatte Rahel aufmerksam betrachtet, während sie mit ihrem Schmerz gekämpft; er hatte noch nie einen so reizenden Kopf gesehen! Wie das schöne krause Haar um Stirn und Nacken lag, um die süßen träumerischen Augen!

Der Tanz war vorüber, Fräulein Berner kam durch den Saal auf Rahel zu.

„Nicht getanzt? Und ich habe meinen besten Walzer gespielt? Da hat noch nie Jemand widerstehen können."

„Fräulein Nanni, wenn Sie auf Ihre geschickten Finger sehen, können

Sie nicht wissen, was hinter Ihrem Rücken geschieht", sagte der junge Harsten. „Spielen Sie nur weiter, das ist das Nothwendigste!"

„Nur möchte ich jetzt bitten, daß der Kutscher bestellt würde", sagte Rahel schnell. „Es ist die höchste Zeit, sicherlich komme ich sonst zu spät in die Nacht."

„Wie lange fahren Sie bis Wichterhausen, gnädige Frau?" fragte Max.

„Ich denke, gut anderthalb Stunden."

Er zog seine Uhr heraus. „Halb Neun; um Zehn sind Sie also zu Haus; im Sommer kommt die Nacht gar nicht in Betracht, ob es Zehn ist oder Zwölf, im Gegentheil!"

„Das sieht Ihnen ganz ähnlich", lachte Fräulein Berner. „Aber Frau Amra hat ganz Recht, es ist für sie Zeit zu gehen."

Fräulein Berner wollte fort, als Lotte von Harsten mit ihrem Tänzer hinzutrat. „Nanni", sagte das hübsche Mädchen, und hielt Fräulein Berner fest, „wenn Du aufhörst zu spielen, bekommst Du nie wieder ein gutes Gesicht, nie wieder einen Kuß! Da denkst Du wohl uns mit einem Walzer abzufertigen, der Einem erst den Geschmack angeregt. Komm nur gleich wieder her."

„Laß doch, Du Irrlicht!" rief Fräulein Berner. „Jetzt kommt erst hier unser Gast. Ich bestelle den Kunze, er ist gleich fertig."

Fräulein Berner ging hinweg, das kleine Mädchen hing sich an ihren Arm und ging mit ihr.

„Uebrigens, gnädige Frau", sagte Max plötzlich, „es würde am besten sein, ich führe Sie hinüber und Kunze machte den Bedienten, es ist mir sehr bedenklich, eine Dame so allein über Feld fahren zu lassen."

„So gütig es ist, Herr von Harsten", sagte Rahel, „ist es doch besser, ich lehne es ab."

„Nun, wie Sie wollen. So will ich doch wenigstens sehen, ob der ehrliche Kunze nicht zu viel ins Glas geguckt hat, denn sonst müssen Sie wirklich bei Tante Sophie bleiben."

Er eilte fort, Rahel wollte folgen, aber Graf Wallis Stimme hielt sie zurück.

„Ich muß noch um Entschuldigung bitten, gnädige Frau", sagte er, „daß ich meinen Platz neben Ihnen verlassen, aber Frau von Teichel wünschte mich an ihre Seite."

„Es war gewiß so am besten."

Er verbeugte sich und trat zurück, ihr den Weg frei lassend, und sie eilte hinweg, nur um sich noch von Frau von Teichel zu verabschieden.

„Liebste Frau", sagte diese und faßte herzlich ihre beiden Hände, „daß ich Sie gewähren lasse, sei Ihnen nur ein Beweis, daß ich Ihnen von ganzer Seele gut bin. Morgen kommt einer von uns herüber und sieht nach Ihnen. Grüßen Sie, bitte, Ihre Tante."

Rahel fand Alles bereit als sie vor die Hausthür trat, der Kutscher war in bester Verfassung und nachdem Herr von Harsten ihm noch allerhand Verhaltungsmaßregeln gegeben und Fräulein Berner Rahel zärtlich die Hand gedrückt, fuhr sie die leichte Kalesche von dannen.

„Eine entzückend schöne Frau!" sagte Max, als er mit Fräulein Berner zurück ins Haus trat.

„Ja, nur ein wenig zu leblos."

„Das ist wahrhaftig kein Wunder", erwiederte der junge Mann, „wenn man einen alten Mann zu einer Seite und vielleicht einen alten Drachen von

einer Tante zur andern hat. Zwischen solchen Elementen durchs Leben zu gehen, ist nicht erbaulich. Gottlob, der Mann ist, wie ich höre, auf einige Zeit nach Wien, mit der Tante wollen wir schon fertig werden."

Fräulein Berner blieb stehen. „Bitte", sagte sie erstaunt, „wozu soll denn das verhelfen?"

„Zu nichts Anderm, als daß ich mich für diese Zeit zum Cavalier der Dame aufwerfen werde."

„So. Und wird die Dame den jungen Harsten zum Cavalier wünschen? Und welche Rolle haben Sie unterdessen Ihrem Freund zuertheilt?"

„Eine sehr belohnende. Der soll Lotte die Cour machen, die passen herrlich zu einander."

„Daß Sie ein vortrefflicher Kenner der Landwirthschaft sind, das weiß ich, ob Sie aber ein Menschenkenner sind, das wollen wir nun erleben."

Fräulein Berner ging an's Clavier zurück und Max von Harsten suchte sich eine Dame zum Tanz.

Der Mond stand hoch am Himmel und beleuchtete hell und glänzend den Weg, auf dem der Wagen hinrollte, in welchem Rahel saß, dann und wann verschwindend zwischen dichtem Gebüsch oder einer Tannenanpflanzung, um dann wieder eine Strecke auf freiem Wege weiter zu rollen. Zuweilen lag ein grünlich schimmernder Leuchtwurm im thauigen Gras oder schwirrte ein Junikäfer am Wagen vorüber; die erfrischende Luft, die wie mit leisen Schwingen zuweilen über Rahels heiße Stirn wehte, that ihr so wohl, aber noch mehr die unendliche Ruhe in der Natur, die wie ein edler Gedanke, alles Niedere aus ihrer Nähe bannte. Es kam ihr vor, als hätte sie dort geträumt und sei erst jetzt erwacht. Nach und nach verschwanden all die Nebenfiguren und nur seine edle Gestalt in ihrer Ruhe, blieb vor ihrem innern Denken zurück. Aber dann sah sie plötzlich wieder die kleine, trippelnde Lotte, mit der Fülle von blondem Haar, das wie eine Krone um den Kinderkopf gesteckt war, wie sie ihm zulachte, wie er sich zu ihr herunterbog und sie die frischen Lippen, mit den vielen weißen Zähnen dahinter, förmlich zuspitzte, um ihm verständlich zu werden, und sie fuhr zusammen und bog sich rasch zum Wagen hinaus, um sich selbst zu helfen.

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen", sagte der Kutscher, als er es bemerkt hatte, „es kommt Niemand hinter uns her, die Gegend ist ganz sicher."

„Nein, nein", erwiederte Rahel und wickelte sich fester in ihren Mantel. „Ich bin nicht furchtsam."

Ohne einen Unfall hatten sie Wichterhausen erreicht, der Wagen fuhr rasselnd auf den Hof und Rahel fiel bald in Schlummer und unruhige Träume.

Während Rahel, tief erschöpft, schon längst eingeschlafen, ritten Max von Harsten und Graf Wallis langsam nach Lehrte zurück. Ihre Unterhaltung war anfangs einsilbig, dann besprachen sie die eben verlassene Gesellschaft und plötzlich sagte Harsten:

„Ob wohl die schöne Advocatenfrau jetzt schon im süßen Schlummer liegt? Es war mir gar nicht Recht, sie so einsam dahin fahren zu lassen, aber sie zeigte so wenig Furcht und so wenig Lust, mich als ihren Cavalier anzunehmen, daß ich nicht weiter in sie drang. Ich finde sie entzückend und Du? — Pardon! Die dumme Frage! Die Frau Deines Feindes!"

„Wird sie darum häßlich?"

„Gewiß nicht. Aber es ist so menschlich, daß unsere Gefühle unser Urtheil beeinflussen. Was meinst Du, wenn wir morgen hinüberritten und uns erkundigten, wie der Weg gewesen? Ich finde das doch mehr artig als zudringlich, wie?"

„Thue das. Ich finde, daß ich zu solchem Besuch keine Ursache habe."

„Gut!" sagte Harsten. „Begreiflich, da morgen die Mädels mit Dir nach Nordheim wollten."

„Laß uns Trab reiten", sagte Graf Wallis und trieb sein Pferd an. „Wir kommen vor Mitternacht nicht nach Haus."

Die beiden einsamen Reiter waren bald am Ziel angelangt. Als sie über den Hof ritten, war noch in einigen Fenstern Licht. Eins öffnete sich. „Noch eine gute Nacht für die paar Stunden!"

„Gleichfalls! Das war die kleine Lotte", sagte Harsten zu seinem Freund.

„Ach ja", erwiederte dieser. „Ich glaubte, die Damen schliefen längst."

VII.

Vor Schlafengehen.

Rahel war zeitig aufgestanden. Sie ließ gleich bei Frau Pauli fragen, ob der Wagen nach Kesselhof schon zurückgefahren.

„Im Augenblick will er fort", brachte das Mädchen die Antwort.

„Dann soll er nur noch so lange warten, bis ich ein Billet geschrieben."

Indem sie Frau von Teichel für den Wagen dankte, wünschte sie ihr einen schönen guten Morgen und hoffte, die Damen bald wieder zu sehen. Sie eilte selbst mit dem Briefchen auf den Hof, und gab es dem Mädchen der Kutscher nahm es ihm ab, steckte es in die Brusttasche und dann rollte der Wagen fort. Als das Mädchen zurückkam, sah es seine Herrin dem Wagen nachschauen; es mochte in dem Blick etwas gelesen haben, denn es fragte: „Ist es im Kesselhof schöner wie hier?"

„Viel freundlicher, hier ist es einsam."

„Ach, jetzt einsam! Da sollten Sie erst im Winter hier sein, Frau Procurator, da hört man die Vögel fliegen."

Die Sonne schien so glühend, so strahlend und der Winter? Mit diesem Wort trat zugleich die Erinnerung an ihren Mann und Tante Ulrike ihr vor Augen. „Und was soll ich sagen, wenn sie heute kommt?"

Sie ging zurück in ihr Zimmer, sie wollte Alles genau überlegen, aber immer mischten sich Scenen von gestern Abend dazwischen. „Verbergen, verschweigen kann ich nichts! Ich muß sagen, daß er da war, daß ich fest glaube, daß er die Schwester seines Freundes heirathen soll und wird."

Und diese Gedanken beschäftigten sie bei Allem was sie that und ängstigten sie so von Stunde zu Stunde mehr, je näher sie den Augenblick dachte, daß Tante Ulrike zurückkäme. Sie konnte nicht ausgehen in den herrlichen kühlen Buchenwald, sie horchte auf jedes Geräusch was dem Rollen eines Wagens glich. Endlich war es zwei Uhr Nachmittags, nun mußte es bald sein, und als diese Möglichkeit des Wiedersehens kam, rang sie wie eine Verzweifelte mit dem Bewahren ihres Geheimnisses. Sie sah die kleinen blitzenden Augen ihrer Tante, wie sie überall wie Funken hinleuchteten, wo Rahel etwas zu verschweigen hatte! Wie über die schmalen Lippen Worte, höhnende, forschende Worte kamen — nein, sie wollte ihr nichts sagen! Es war gleich!

Sie wollte das Wiedersehen mit ihm für sich behalten, es sollte ihr heimliches Glück werden, es sollte ihr in allen Farben leuchten, wenn um sie her tiefe Nacht war. Sie lehnte den Kopf zurück, sie durchlebte noch einmal jenen Nachmittag, aber sie malte sich aus, wie er mit ihr getanzt, mit ihr gescherzt, sie nach Hause hatte bringen wollen — da rollte ein Wagen auf den Hof. Sie blieb in ihrem Stuhl liegen, was sollte sie ihrer Noth und Pein entgegengehen, sie kam ja so oft zu ihr. Sie horchte — war es die Stimme, war es der rasche, bestimmte Gang ihrer Tante? Nein, es klopfte leise an, dann öffnete sich die Thür und die alte Magd des Advocaten trat ein. Rahel starrte sie an. „Was ist das! Susanne? Und meine Tante?“

„Ja, Frau Procurator, Sie werden einen schönen Schrecken bekommen! Fräulein Sarbeck ist abgereist, die kommt nicht. S'ist 'ne schöne Geschichte; hier sind Briefe, lesen Sie nur erst, ich muß heraus und nach meinen Sachen sehen.“

Rahel hatte die Briefe mechanisch in die Hand genommen, ehe sie ein Wort gesagt, war die alte Person verschwunden. Sie riß den Brief ihrer Tante auf, zwei andere fielen heraus auf den Tisch.

„Beste Rahel! Als ich in unsere Wohnung kam, fand ich einen Brief von Ferdinand vor, der bereits einen Tag gelegen. Lies ihn, sowie den zweiten und Du wirst erfahren, warum ich nicht wiedergekommen. Damit Du noch eine weibliche Person um Dich hast, habe ich Dir die alte Susanne geschickt, sei vorsichtig in Allem was Du thust; bedenke wie viel davon abhängt! Deine treue Tante. In größter Eile.“

Der erste der einliegenden Briefe lautete:

„Liebe Ulrike! Ihr letzter Brief war mir sehr angenehm. Fahren Sie fort mit solch guten Nachrichten. Seit einigen Tage befinde ich mich nicht so wohl, als ich wünschte, um die verwickelten Geschäfte der Familie von Sender zu besorgen. Ich habe bereits an Engelhardt um einige nothwendige Acten geschrieben, sollte ich aber noch Einiges aus meinem Schreibtisch gebrauchen, fahren Sie sofort in die Stadt und besorgen mir das Gewünschte zur Post. Wie geht es Rahel? Ich wünschte nun bald von ihr selbst einige Zeilen zu sehen, sagen Sie ihr das. Ich lasse sie grüßen und freue mich, sie bald wieder zu sehen. Ihr Amra.“

Rahel hatte zum ersten Mal seit ihrer Trennung von ihrem Mann, einen seiner Briefe an ihre Tante gelesen. Der befehlerische Ton, die kalte, bestimmte Verfügung über sie, verletzten sie grenzenlos. Sie griff zum zweiten Schreiben. Er war von fremder Hand.

„Geehrtes Fräulein! Herr Procurator Amra ist seit gestern nicht unerheblich erkrankt. Voraussichtlich sieht er keiner raschen Besserung entgegen, wie mir der Doctor versichert. Er ist von seinem Zustand unterrichtet und wünscht Sie bei sich zu sehen. Obgleich ihm hier nicht die geringste Pflege versagt ist, scheint es ihn zu beruhigen, Sie in seiner Nähe zu wissen. Haben Sie die Güte, sobald als möglich des Kranken Wunsch zu erfüllen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Baron Hermann von Sender.“

Wien, 28. Juni 18—

Rahel stand lange in Gedanken. Es war ein sonderbarer Contrast von dem was sie erwartet und was das Geschick ihr bereitet. „Frei!“ Das eine Wort klang durch alle andern durch! Hatte es je eine Zeit gegeben, wo Tante Ulrike nicht um sie gewesen? Sie wußte es nicht. Ulrike pflegte ihren Mann

gesund — jedenfalls! — dann kam sie wieder — danach er — aber jetzt gehörte die Zeit ihr — ihr — ihr! — —

Die Thür ging wieder auf und die kleine gedrungene Gestalt der alten Magd aus dem Amra'schen Haus stand im Zimmer. Sie betrachtete neugierig mit ihren grauen unruhigen Augen die junge Frau ihres Herrn — war sie untröstlich, mitleidig genug, ihrer Ansicht nach?

„Das ist überraschend, Susanne", sagte Rahel und steckte die Briefe wieder in das Couvert. „Aber seien Sie nicht ängstlich, Fräulein Ulrike ist eine so gute Krankenpflegerin, der Herr wird sicherlich bald genesen."

Die Alte blieb einen Augenblick stumm, dann sagte sie:

„Wenn Sie nicht besorgt sind, Frau Procurator, dann kann unsereins erst recht ruhig die Sache abwarten."

Rahel sah rasch zu ihr hin. Es war keine angenehme Zugabe, diese alte, bissige Person! — „Bitte, Susanne, wollen Sie mit Christine sich besprechen, auf welche Weise Sie am bequemsten untergebracht werden können", sagte Rahel und schritt nach der Thür.

„Das hat mir Fräulein Ulrike schon Alles beschieden. Dann sollte ich noch bestellen, daß das Fräulein nichts mehr hätte zusammensuchen können was Sie bestellt hätten, Frau Procurator, sie wollte Ihnen von Wien aus darüber schreiben."

Rahel nickte mit dem Kopfe. „So muß ich Alles abwarten."

Sie schritt die Treppe herunter nach dem Rasenplatz, einen erbitterten Feind hinter sich lassend.

Der Tag war im Niedersinken, Rahel war weit durch den Wald gegangen. Endlich stand sie still, es war ein Platz, wo sie ausruhen konnte. Sie legte ihren Schirm neben sich, zog ein kleines Buch aus der Tasche und begann zu lesen, erst mit Ruhe, dann emsiger, vertiefter; sie hörte wohl mit halbem Ohr ein Geräusch, aber es interessirte sie viel mehr was in der Geschichte vorging — und einen Augenblick hielt er sein Pferd an, auf dem weichen Moosboden und mit glühenden Blicken betrachtete er den lieblichen Kopf, niedergebeugt auf das Buch, die übrige Gestalt vom üppigen Unterholz des Waldes verdeckt. Dann ertappte er sich auf dem unerlaubten Weg, jagte von dannen und als sie erschrocken aufsah, war Alles vorüber.

Zehn Minuten vor Lehrte begegnete Graf Wallis den beiden Schwestern seines Freundes; sie sahen ihn von fern und winkten mit den Schirmen. Als er bei ihnen war, nahm er den Hut ehrerbietig ab und hielt sein Pferd an, dann sprang er herunter und es neben sich führend, ging er mit ihnen weiter.

„Max hat uns Alles verdorben", sagte die kleine Harsten. „Was brauchte er heute die Leute das Heu einholen zu lassen! Da verspricht er gestern Abend eine Landpartie und er will in Wichterhausen die schöne Advocatenfrau besuchen. Nun ist aus Allem nichts geworden! Die Pferde hat er Alle für das Heu gebraucht! Er spielt den Cavalier und ist doch ein echter Landjunker."

Graf Wallis lachte. „Und doch muß ich ihn loben, mir hat er ein Pferd gelassen."

„Wo waren Sie denn, Herr Graf?" fragte die ältere Schwester. „Es ist recht kühn, so im fremden Land umher zu streifen."

„Wissen Sie das Neueste?" rief Lotte, ohne des Grafen Antwort abzu-

warten. „Frau Amra ist mutterseelenallein, ihr Mann ist sterbenskrank und die Tante nach Wien beordert, ihn zu pflegen.“

Graf Wallis sah ruhig vor sich hin. Dann fragte er:

„Woher kommt diese Nachricht?“

„Das geht bei uns immer im Kreislauf. Nanni Berner war in Wichterhausen, wo sie von dort zu Tante Teichel zurück kam und da war ich und dann kam ich hierher und jetzt erzähle ich es Ihnen.“

Weiter wurde die Sache nicht verfolgt. Der Abend verging in Lehrte heiterer denn je zuvor. Als die beiden Mädchen in ihrem Schlafzimmer Abends sich beim Auskleiden gegenseitig behülflich waren, sagte die Kleine:

„Siehst Du, Gretchen, Max ist mein Liebling, aber seinen Freund, den liebe ich.“

Die Schwester lachte hell auf. „Ob's wohl gegenseitig ist?“ sagte sie und dehnte sich müde auf ihrem Stuhl.

Die Kleine trat heftig auf und rief, während sie sich den Reichthum ihres aufgelösten blonden Haares aus dem Gesicht schüttelte: „Tausend noch mal! Er hat mir doch gehörig die Cour gemacht! Und bei Tante Sophie hat er nur allein mit mir getanzt.“

Margarethe von Harsten hatte etwas durchaus Vornehmes; sie lächelte mitleidig und sagte in ihrer eigenthümlich langsamen Sprache: „Lotte, Du bist ein rechtes Kind! Mit Dir hat er gesprochen und andere Leute dabei angesehen. Ich bin müde, laß uns schlafen.“

Ein Licht nach dem andern erlosch in dem großen Gebäude, endlich blieb nur noch eins, was durch die Scheiben blinzelte und wo es brannte, saß Graf Wallis und schrieb an seine Mutter. Er sagte, daß er sich hier unaussprechlich wohl fühle, daß er jedenfalls einige Wochen bleiben werde, daß er nach und nach sich mit dem Geschick aussöhne und hoffe, dem Leben noch freundliche Lichtseiten abzuringen, und bei all diesen Worten voll verheißenden Glückes, traten immer tiefere Schatten in sein jugendlich schönes Gesicht. Es bildete sich um den Mund ein fester, harter Zug, bis er zuletzt die Feder fortwarf und an das offene Fenster trat, damit die frische Nachtluft die heiße Stirn kühle. Es war wie Fieber was in seinen Adern rann, er schreckte zusammen bei jedem Geräusch, er horchte voll Unruhe auf jedes heimlich oder leise gesprochene Wort, er, der Muthige, der Ruhige, Stolze! Und sie gehörte diesem Mann! Dem Mann, den er haßte, den er verachtete, und er sollte sich in dessen Augen erniedrigen, sollte zum Verbrecher werden? O nein! Es war eine fixe Idee von ihm, daß er nur ein Mal — nur ein Mal —

Er warf das Fenster zu, verlöschte das Licht und ging in den großen Blumengarten hinter dem Haus. Hier wollte er in der duftenden Einsamkeit sein heißes Blut beruhigen, hier wollte er über die Vergangenheit und Zukunft nachdenken. Aber in dieser Einsamkeit fiel ihm ein, wie verlassen sie war, in dem großen leeren Haus und dieser Mann ließ sie ohne Schutz, nichts als Mägde und Knechte um sie! Und er vergaß seine Vergangenheit, seine Zukunft, er dachte nur an die Gegenwart, an sie und nahm ihr Bild mit in seinen Schlaf.

(Schluß folgt.)

Der alte Consul.

Ein Erinnerungsblatt. Von Julius Duboc.

(Mit Porträt.)

Es war im Jahre 1857. Ich stand im Begriff von Australien, wohin mich eine eigenthümliche Verkettung von Lebensumständen sehr früh geworfen hatte, nach mehrjährigem Aufenthalt wieder in die deutsche Heimat zurückzukehren. Unter den englischen und deutschen Bekannten, die mich abschiednehmend umgaben, befand sich auch ein junger Deutsch-Brasilianer, der mehrere Jahre in Deutschland, dem Stammland seines Vaters, verlebt hatte und erst kürzlich nach Australien übergesiedelt war. Als er davon hörte, daß ich wahrscheinlich Dresden berühren, vielleicht dort dauernd meinen Aufenthalt nehmen würde, empfahl er mir dringend die Bekanntschaft des dort wohnhaften brasilianischen Generalconsul, Herrn Sturz, zu machen. Er schilderte mir die imponirende Tüchtigkeit und geistige Bedeutung des Mannes, die gastliche Freigebigkeit seines stattlichen Haushalts, die Liebenswürdigkeit und Schönheit der weiblichen Mitglieder des Hauses. Dabei wurde er beinahe beredt, seine melancholischen schwarzen Augen schienen sich tief in die Erinnerung vergangener glücklicher Stunden zu versenken. Ich vergaß diese Empfehlung, die mir einigen Eindruck gemacht hatte, nicht, aber gleichwohl vergingen mehrere Jahre, bis ich ihr Folge zu geben in der Lage war, denn die Person, um die es sich handelte, hatte schon seit Jahren ihren Aufenthalt von Dresden nach Berlin verlegt. Erst als ich dorthin ebenfalls übersiedelte, erinnerte ich mich des Mannes wieder und die zufällige Begegnung auf dem Bureau einer Zeitung, der ich damals einen Theil meiner Thätigkeit widmete und mit der er ebenfalls in gelegentlichen Beziehungen stand, führte mich bald in seine nähere Bekanntschaft und in sein Haus ein.

Sein Haus — es war nicht mehr das Haus, dessen Bild der junge Deutsch-Brasilianer in der Erinnerung bewahrt, dessen Vorzüge er mir so warm gepriesen hatte, sondern eine getheilte Etage im dritten Stock einer in den abgelegeneren Theilen der Stadt gelegenen Wohnung. Der Glanz, der den freigebigen und einflußreichen brasilianischen Generalconsul vordem umgeben, war geschwunden. Er war nur noch ein abgesetzter und fast pensionslos entlassener Beamter, der sich nahezu mittellos und bei herannahendem Alter der Dürftigkeit preisgegeben in einem aussichtslosen Kampf mit einer mächtigen Regierung verwickelt fand.

Consul Sturz — um hier das Wesentlichste über seine Lebensbeziehungen kurz anzudeuten — war sehr früh als junger, kaufmännisch gebildeter Mann von Frankfurt a. M., seiner Geburtsstadt, nach Mexico gekommen. Später hatte er in England Bergbau und Maschinenwesen studirt und hatte sich von dort als Chef-Ingenieur einer Londoner Silber-Bergbau-Gesellschaft nach Brasilien begeben, dem Land, welches bald so verhängnißvoll in seine gesammten Lebensbeziehungen eingreifen sollte. Dort, in der Blüthe seiner

Kraft, hatte er eine überaus reiche und vielseitige Thätigkeit entfaltet, die sich theils auf Entwickelung des Bergbaus und Gründung von Dampferlinien bezog, bald sich aber auch der für Brasilien so entscheidend wichtigen Colonisationsfrage zuwandte. Sturz trat von Anfang an gegen die bestehende Sclaverei und für die Begünstigung einer freien landbauenden europäischen Einwanderung ein. Er befürwortete vor allen Dingen die Annahme eines soliden Systems der Theilung der öffentlichen Ländereien mit Einführung einer allgemeinen Landtaxe.

Als er hiermit, trotz seines im Lauf der Jahre hoch gestiegenen Einflusses, der bis ins Parlament und Ministerium, ja bis in die kaiserliche Familie reichte, gegen den Einfluß der sclavenhaltenden Landbarone nicht durchzudringen vermochte, kehrte er 1841 von Brasilien nach England zurück. Eine dort und damals veröffentlichte Flugschrift über deutsche Auswanderung nach den englischen Colonien ward die Veranlassung, daß die brasilianische Regierung, zwischen entgegengesetzten Einflüssen hin und herschwankend, ihm nachträglich das Generalconsulat für Preußen anbieten ließ. Sturz nahm diese Stellung an. Das Anerbieten durfte ihm als eine gegründete Aussicht erscheinen trotz der entgegenstoßenden Schwierigkeiten mit seinen Ansichten nach und nach durchzudringen. Die einflußreiche Stellung, die ihm überwiesen war, bot ihm einen weiten Spielraum dar, um seine Kraft zu bethätigen und er war der Mann, der sich zutrauen durfte mit dem Hebel unermüdlicher Thätigkeit auch eine ungewöhnlich schwere Last zu bewältigen. Vielleicht hätten sich seine Hoffnungen auch erfüllt, wenn nicht, ehe die Anti-Sclaverei-Partei in Brasilien noch die Oberhand gewonnen hatte, Brasilien sich durch die Engländer der Sclaveneinfuhr beraubt gesehen hätte, indem diese, die dem Sclavenhandel in den Colonien ein Ende gemacht hatten, ihn in Folge dessen auch in Südamerika zu verhindern anfingen. Das war im Jahre 1851. Der Umschwung erfolgte zu rasch, es bildete sich eine mächtige Reaction in der in ihren empfindlichsten materiellen Interessen verletzten Partei der sclavenhaltenden Landbesitzer des Nordens. Die Sclaven, die bisher auf den Kaffee- und Zuckerplantagen unter den erschwerendsten Bedingungen eines unbarmherzigen Regimentes gefrohndet hatten, die aber jetzt nicht mehr importirt werden durften, mußten ersetzt werden. Woher sie nehmen? Wo ein Land finden, mächtig und productiv genug, um hunderttausende von Landeskindern entbehren zu können, ohne sich dessen groß bewußt zu werden, ein Volk, das kräftige und geduldige Arbeiter stellte, die an Entbehrungen und Leiden aller Art gewöhnt, in dem aufzuerlegenden Joch duldsam auszuharren oder stumm zu Grunde zu gehen versprachen und eine Nation, verwahrlost und unempfindlich genug, um dem entsetzlichen Schicksal, das so vielen ihr Angehörigen unter falschen Vorspiegelungen in der Fremde bereitet wurde, entweder gar nicht oder höchstens mit einigen schnell verhallenden Stoßseufzern nachzufragen? Dies Land, dies Volk, diese Nation von so trauriger Auszeichnung konnte nur Deutschland sein und dahin richteten sich denn auch alsbald die Blicke der Kundigen. Es kam darauf an, den Strom der Auswanderung, der aus diesem Lande floß, nach Brasilien abzulenken, aber nicht mehr wie bisher in eingeschränktem Maße, nach den brasilianischen Südprovinzen, die allein für europäische Einwanderung tauglich sind, und als free settler, sondern massenhaft nach dem heißen, nur der Negerconstitution zuträglichen Norden und durch übernommene contractliche Verpflichtungen an Händen und Füßen geknebelt und thatsächlich den Sclaven gleichgestellt,

in deren Reihen sie treten und die sie ersetzen sollten. Dies war Ursprung und Meinung der berüchtigten Parceria-Contracte, die als Lockspeise freie Ueberfahrt und Erwerb von Landbesitz nach Abarbeitung derselben anboten, in Wahrheit aber Lebensbedingungen schufen, die den umgarnten deutschen Arbeiter völlig schutzlos dem willkürlichen Ermessen und dem Peitschenregiment der Sclavenhalter, denen er sich verdungen hatte, preisgaben. Dies System, welches den Plantagenbesitzern goldene Berge verhieß, konnte natürlich keinen überzeugteren, energischeren, einflußreicheren und mit einem Wort gefährlicheren Gegner haben als den Consul Sturz und das unvermeidliche Ergebniß dieser Constellation war, daß derselbe gegen Ende des Jahres 1858, als die ihm feindliche Partei das Uebergewicht in der Regierung vollends erlangt hatte, von seinem Posten entlassen wurde.

Etwa ein Jahr später war es, als ich den alten Consul, der damals in seinem sechzigsten Lebensjahr stand, kennen lernte. Er war, obwohl nicht von sehr großem Körperbau, eine ungemein kräftige Erscheinung, voll ungebrochener Lebensfülle, von ungestüm-raschen Bewegungen, mit sprühenden Augen, die den Wechsel der Empfindungen, die sein Inneres durchflutheten, in beweglicher, lebhafter Weise wiederspiegelten. Er imponirte und riß fort. Obwohl er das Deutsche etwas fremdartig und mit gelegentlicher Einmischung englischer Ausdrücke und Constructionen sprach, so lag doch eine gewaltige Kraft in seiner Rede, die ihre Wirkung theils durch die kunstlose Lebhaftigkeit des Vortrags, theils durch die Wärme der nach Ausdruck drängenden Ueberzeugung nicht verfehlte. Welch ein Mann! Er wurde Einem bald ehrwürdig, wenn man die Kraft der Aufopferung, die sein Leben täglich bezeugte, den felsenfesten Glauben an den Sieg des besseren Princips und den energischen Haß des Unrechts ins Auge faßte. Er erschien bedeutend durch den ungewöhnlichen Umfang seiner Kenntnisse, den weiten Blick für Land- und Völkerverhältnisse, den in langjähriger praktischer Schule erworbenen Schatz an Urtheilskraft auf einem Gebiet, — dem der Colonialpolitik — wo den meisten deutschen höheren Beamten das Urtheilsvermögen ausgeht. Und dann mußte man über denselben Mann, an dem man so hoch hinauf zu blicken hatte, wieder lächeln, denn mitten in all' diese energischen Bethätigungen der vollen, gereiften, auf ein großes Ziel gerichteten Manneskraft spielte ein Etwas von Kindersinn hinein, von kindlich frischer Gläubigkeit und Phantasiekraft, ja von kindlicher Naivität, die mit dem Maß der Verhältnisse noch nicht recht vertraut ist, die den Betrachter wundersam anmuthen mußte, um so wundersamer, je seltener gerade diese Gegensätze im Leben vereinigt vorzukommen pflegen.

Versetzen wir uns einen Augenblick in das Arbeitszimmer der Wohnung, in der ich Sturz zuerst kennen lernte, und schauen wir uns den Mann in seiner Werkstatt an. Es war ein sehr schmuckloses, — wenn ich nicht irre — einfenstriges Zimmer mit einem einzigen Hauptmobiliar, einem Schreibpult, das über und über mit Actenstößen, Correspondenzen, Zeitungen, Zeitungsausschnitten und Manuscripten bedeckt war. In diesem Chaos wußte nur Einer Bescheid und der kaum, der alte Consul, der mittels dieser Papierfetzen seine Gegner und die Gegner der guten Sache, für die er mit ungetheilter Hingebung in den Kampf gegangen war, zu zermalmen suchte. Zu zermalmen — und dafür kein anderes Werkzeug, kein anderes Mittel besitzen als das eine: das geschriebene und gedruckte Wort, noch dazu ohne jede kunstgerechte Verwendung, ohne die Gewalt über die Form, die für sich allein eine Macht ist — welche aufreibende, aussichtslose, folternde Arbeit. Verzweiflungs-

voll sprang der ungeduldige Mann oft von seinem Stuhl auf. Er rannte im Zimmer auf und ab, Diejenigen mit heftigen Reden apostrophirend, die ihm eine besondere Züchtigung zu verdienen schienen. Dann vertiefte er sich wieder in seine kriegerischen Operationen, d. h. er schrieb, um Bundesgenossen anzuwerben und den Eifer lauer Freunde anzufachen, unzählige Briefe, von denen er sich im Voraus sagen konnte, daß die meisten flüchtig gelesen, unter Achselzucken dem Papierkorb übergeben werden würden; er bombardirte die Berliner Blätter und die übrigen größeren deutschen Zeitungen mit unaufhörlichen Zusendungen und Darlegungen über die Vorgänge in Brasilien, denen diese in den meisten Fällen völlig verständnißlos, theilweise auch, wie dies bei einzelnen Hamburger Blättern der Fall war, nicht uninteressirt gegenüberstanden; er verfolgte die brasilianischen Diplomaten und die zahlreichen erkauften deutschen Werbeagenten des brasilianischen Interesses mit kaum beachteten, höchstens durch die Wunderlichkeit ihrer Form auffallenden Inseraten, wofür er den Rest seiner Geldmittel opferte; er ließ unermüdlich und ohne sich durch die ablehnende Haltung, die ihm meistens entgegentrat, entmuthigen zu lassen, von einem Bureau, von einer Redaction, von einem Expeditionslocal zum anderen, bald bei Zeitungsschriftstellern, bald bei niederen und höheren Diplomaten, bald bei Gelehrten und einflußreichen Volksvertretern antichambrirend, er kehrte müde, unverrichteter Dinge, meistens zornig und erschöpft des Abends nach Hause, — um morgen denselben Tanz von Neuem zu beginnen. Stein des Sisyphus! Wird man dich nicht endlich zum Stehen bringen?

Es fällt mir hier ein Brief des Ehrenmannes aus ungefähr jener Zeit in die Hände, der mir hier eine Stelle zu verdienen scheint, da er seinen Charakter und seine Thätigkeit, ungesucht, wie es seine Art war, aber recht bezeichnend zum Ausdruck bringt. Er ist an mich gerichtet, der ich damals (1862) eine preußische Provinzialzeitung redigirte und lautet:

Mein lieber Herr Doctor!

Sie nehmen mir gewiß nicht übel, Ihnen nicht früher geantwortet zu haben. Ich konnte nicht. Meine Sorgen sind noch groß! Meine Zeit sehr knapp! Ja meine Lebenszeit auch! Mein Kampf noch derselbe, Erfolg noch keiner, weil die Niederträchtigkeit der deutschen Staatsmänner und Diplomatie (!) groß.

Sie thun mir gewiß den Gefallen, Notiz zu nehmen in Ihrem Blatte von der heutigen Aufforderung in der National-Zeitung an den Brasilianer Coquin-Diplomaten und von einem Paragraphen, der wohl in morgiger Stern-Zeitung (nach einem ernsten Streit, den ich mit Mentzel, Kuthke und Dr. Hahn, den drei Instanzen der Regierungszeitung hatte, wobei ich sie mit öffentlicher Anklage angehen würde, daß sie von den durch Facta gebotenen Warnungen gegen Auswanderung aus miserablen diplomatischen Rücksichten gegen einen Coquin-Diplomaten absähen) erscheinen wird. Ueberhaupt werden Sie mir einen unendlichen Gefallen thun und auch meiner Frau (die übrigens schon seit zwei Monaten englische Stunden giebt, um ihr Hausstandsgeld ein bischen zu erhöhen), wenn Sie Alles gegen Brasilien, was in der Presse vorkommt, aufnehmen und ganz besonders, wenn Sie baldmöglichst einen fulminanten Artikel gegen Auswanderung nach Brasilien loslassen und mir einige Exemplare davon zusenden, wo ich dann Auszüge davon in hiesigen Blättern geben werde. Legen Sie dann den größten Nachdruck auf die Pflichtversäumniß der preußischen Diplomatie, einen Menschen wie Araujo als

Gesandten neben sich zuzulassen und nicht auf Schadenersatz der verunglückten Colonisten zu bestehen. Ich habe allen Ministern, den letzten und diesen geschrieben, daß er ein Sch .... ist und daß ich es beweisen will.

Noch ist mein Sohn nicht fähig zu gehen und meinen Sohn Henry erwarte ich innerhalb einiger Tage von England krank zurück.

Ich leide viel, aber ich bin fern davon zu murren und verlasse mich darauf, daß die Vorsehung mir noch ein besseres Loos gestatten wird.

Mit aufrichtigster Freundschaft

Ihr treu ergebener J. J. Sturz.

Von den kriegerischen Operationen, von denen sich der alte Consul eine besondere Wirkung versprach, (die mir immer sehr problematisch erscheinen wollte) sei hier noch eine erwähnt, die sich wohl ihrer Originalität wegen mir besonders ins Gedächtniß geprägt hat. Er pflegte ganze Stöße von Zeitungen, Flugblättern, Broschüren 2c., überhaupt so ziemlich Alles, was, meistens durch ihn selbst veranlaßt, gegen die herrschende Partei in Brasilien und ihr Verfahren in der Auswanderungsfrage im Druck erschienen war, zusammen zu raffen und den nach Brasilien fahrenden Dampfern ballenweise zuzuschicken. Unterwegs — so calculirte er — würden die Passagiere, die Langeweile der Fahrt zu kürzen, die Zeitungspackete öffnen, den Inhalt studiren, sich mit sclavenfeindlichen Ansichten erfüllen und gewissermaßen als Parteigänger der von Sturz hochgehaltenen Fahnen, so zu sagen als Umsturzmänner, den Boden Brasiliens betreten. Ob eine solche Wirkung denkbar und wahrscheinlich war — wer vermöchte es auszurechnen? Absolut bestreiten ließ es sich nicht, nur das ließ sich mit einiger Sicherheit behaupten, daß die möglicherweise eintretende, wahrscheinlich auf einige vereinzelte Fälle beschränkte Wirkung in keinem rechten Verhältniß zu dem sehr großen Aufwand an Mühe, Zeit und Kosten zu stehen schien, welchen die Durchführung der Maßregel auferlegte. Aber das war ja eben das Große und Bewundernswerthe an dem Manne, daß dieser lähmende Gedanke ihm nie kam. Darin unterschied er sich vor Allem von Anderen, daß er seine Leistung nie nach dem Müheaufwand, den sie ihm verursachte, bemaß, sondern nach dem Zweck, dem sie dienen sollte und dem gegenüber, weil er ihm so hoch stand, ihm aller Müheaufwand unbedeutend vorkam. Darin lag seine Stärke und eine Kraft, die zur Beschämung der Zweifelnden den Sieg behauptete. Wer hätte damals nicht über den „Idealisten" gelächelt, wer von den Schlimmeren ihn nicht bespöttelt, von den Besseren ihn nicht bemitleidet, daß er den Wahn nicht fahren lassen wollte, er könne mit seinen Mitteln, mit seinen „papiernen Kanonenschüssen" ein ganzes, durch die mächtigsten Interessen gestütztes System zu Fall bringen und eine große, herrschende Partei zur Umkehr zwingen oder ihr wenigstens die Mittel entziehen, ihren habgierigen Gelüsten auf Kosten deutscher Ehre und Wohlfahrt zu fröhnen? Wer hätte das nicht für undenkbar, für höchst „phantastisch" proclamirt? Und doch erreichte Sturz in der Hauptsache seinen Zweck. Ohne den Verdiensten anderer Männer zu nahe zu treten, die, wie namentlich der Geheime Regierungsrath Kerst, bemüht waren, in Schrift und Wort das brasilianische Colonisationssystem in seiner wahren Bedeutung zu brandmarken und vor der Auswanderung nach Brasilien unter den obwaltenden Umständen zu warnen, darf man doch behaupten, daß ohne den Feuereifer des alten Consuls, ohne den Schreck, den seine Enthüllungen verursachten, ohne die unabläßigen, schonungslosen, auf Stand und Stellung gar keine Rücksicht nehmenden persönlichen Angriffe, von denen

sich die davon Betroffenen schließlich gar nicht mehr zu retten wußten, daß ohne diesen, so zu sagen, handgreiflich geführten Kampf nichts erreicht worden wäre. Sturz's Bemühungen vor Allem ist es zu verdanken, daß die preußische Regierung, zögernd zwar aber doch dem schließlich überwiegenden Gefühl nachgebend, daß es ihre Ehre erheische, ihre eigne Stellung wenigstens vorwurfsfrei zu erhalten, den durch sein moralisches Gewicht hauptsächlich bedeutungsvollen Schritt that, den Auswanderungsagenten für Brasilien die Concession zu entziehen. Ihm gelang es, dem Parceriasystem in der Person seines einflußreichsten Beschützers, des damaligen brasilianischen Gesandten in Berlin, Araujo, einen Stoß zu versetzen, von dem es sich nie wieder zu erholen vermochte, wenn derselbe, wie der Augenschein lehrt, es auch nicht völlig zu Boden streckte, denn gerade in den letzten Jahren sind wiederholt nicht immer erfolglose Anstrengungen gemacht worden, es neu in Schwung zu bringen, wozu die Noth der arbeitenden Classen in Deutschland besonders ermuthigt zu haben scheint. Wie vielen Tausenden Sturz auf diese Weise ein Retter wurde, welche Summe von Elend er seinen Landsleuten, von Schande er seinem Vaterland ersparte, läßt sich schwer ermessen. Aber sie ist hoch anzuschlagen. Klein wird sie nur, wenn wir sie in Vergleich stellen zu der Zahl der Opfer, die er als wohlbestallter Consul hätte liefern können, wenn er statt seine Besoldung von 5000 Thalern preiszugeben und seiner Regierung den Fehdehandschuh hinzuschleudern, seinen weitreichenden Einfluß für die Zwecke der brasilianischen Colonisation in dem Sinne, wie man es von ihm verlangte, hätte wirken lassen. Statt 10,000 wären dann vielleicht 100,000 Landsleute in die „weiße Sclaverei" gerathen. Und das ist der Maßstab, nach dem das unvergeßliche Verdienst des Ehrenmannes in dieser nationalen Angelegenheit immer bemessen werden sollte.

In der begeisterten Anspannung aller seiner Kräfte, um das Gute an der Stelle, wo er sich von der Vorsehung hingestellt fand, zu wirken und namenlosem Unheil vorzubeugen, hatte Sturz sich und die Seinigen vergessen — die Nation erinnerte sich seiner. Angesehene Männer traten zusammen, ich glaube, es war im Jahr 1867, und bewirkten durch eine weit verbreitete Sammlung, daß wenigstens der über die Familie hereinbrechenden Noth gesteuert wurde, wenn auch bei dem in Deutschland meistens geringfügigen Ertrag solcher Sammlungen an einen auch nur annähernden Ersatz der von dem Consul in dem jahrelang geführten großartigen Kampf aufgewendeten Summen — sie sollen etwa 70,000 Thaler betragen haben — nicht gedacht werden konnte. Aber gleichwohl gewährte diese Sammlung dem von vielen Seiten angefeindeten und verketzerten Mann, wie sie ihn vor materiellem Ruin bewahrte, eine hohe moralische Befriedigung, sie bewahrte ihn vor der Entmuthigung, die auch den Bravsten in dunklen Stunden beschleicht, wenn er, auf einsamen Posten kämpfend, seine Kraft hingiebt, ohne seine Zwecke und das Maß seiner aufopfernden Thätigkeit gewürdigt zu sehen.

Sturz war, wie bereits erwähnt, eine selten productive Kraft, dem Verarbeitung eines massenhaften Stoffes zu praktischen Vorschlägen ebenso Gewohnheit wie Bedürfniß war. Sein Unternehmungsgeist mochte gelegentlich etwas Phantastisches haben, insofern er, hingerissen von dem Schwung der Phantasie für ein sich ihm in großartigen Verhältnissen aufbauendes Zukunftsbild, die Schwierigkeit des Zustandekommens der grundlegenden materiellen Bedingungen unterschätzte, immer aber waren seine vielfachen Vorschläge und Projecte voll der fruchtbarsten Anregungen, reich an der mannig-

faltigsten Belehrung, eine wahre Goldmine genialer aperçus und praktischer Fingerzeige. In dem Maße wie die brasilianische Angelegenheit, nachdem die ersten Erfolge gesichert waren, seinen thätigen Geist nicht mehr vollauf beschäftigte, bemächtigte derselbe sich daher verschiedener anderer wichtiger Gegenstände des öffentlichen Interesses. Schon in früheren Jahren hatte er seinen Reformvorschlägen durch Brochüren Bahn zu brechen gesucht. Er schrieb 1843 „Ueber die Beseitigung der Sclaverei in Nordamerika mit Heranbildung der Sclaven für die Freiheit und ohne Opfer der Herren", 1846 über die Frage: „Nach Ost oder West", und „Ueber die Ausgleichung des Bodenwerthes in Deutschland und Nordamerika", 1847: „Kann und soll Deutschland eine Dampferflotte haben und welche?" Jetzt und in den folgenden Jahren erschienen 1862: „Ueber den Fischfang auf hoher See", 1864: „Ueber den Nord- und Ostseecanal durch Holstein, Deutschlands Doppelpforte zu seinen Meeren und zum Weltmeere", 1865: „Ueber die Krisis der deutschen Auswanderung", 1876: „Ueber den wiedergefundenen Welttheil" (Afrika). In Verbindung mit diesem letzten Gegenstand beschäftigte ihn ein geplanter deutscher Occupationszug nach Innerafrika, an dem er trotz seiner sechsundsiebzig Jahre noch persönlich Theil zu nehmen vorhatte.

Die Großartigkeit und Vielseitigkeit dieser Entwürfe, die keineswegs blos auf dem Papier blieben, sondern denen er in seiner unermüdlich betriebsamen Weise Leben einzuhauchen und Form und Gestalt zu geben versuchte, bezeugen die Großartigkeit und Vielseitigkeit seines geistigen Vermögens, seiner intellectuellen und geschäftsthätigen Kraft. Sein Herz wird besser aus anderen Bethätigungen seiner mitleidigen und jedem Hülfsbedürftigen bereitwillig zugeneigten Seele erkannt und von diesen Bethätigungen erscheint mir keine rührender als die in dem wahrhaft heldenmüthigen Kampf zu Tage tritt, den er in den letzten Jahren seines Lebens für das geknebelte und mißhandelte Schlachtvieh führte. Daß Jemand beim Anblick einer ihm etwa begegnenden Wagenladung von geknebelten Kälbern sich allerlei Gedanken darüber macht, die er vielleicht durch einen entrüsteten Stoßseufzer, vielleicht auch durch eine Rede im Bezirksverein oder durch einen Zeitungsartikel erledigt, das kann Manchem begegnen. Aber daß er von dem Anblick so energisch gepackt und ergriffen wird, daß er von da ab nicht rastet und ruht, bis er der Sache ganz auf den Grund gegangen ist und allen Schwierigkeiten und Bedrohungen trotzend Wandel geschafft hat, das konnte nur dem alten Sturz begegnen. Nichts ist charakteristischer für den Mann als dieser letzte, zornmüthige Kampf, den er durchgefochten. Mit derselben feuersprühenden Heftigkeit wie in der brasilianischen Angelegenheit geht er nichts achtend auf sein Ziel los. Er appellirt zunächst in zahllosen Zeitungsartikeln in der energischsten Weise an das Gewissen aller Derer, die es angeht und namentlich Derer, die es zunächst angeht. „Gehe nur Einer oder Eine von 10,000" — heißt es in einer dieser Philippiken — die am morgigen Sonntage Luft und Lust in der freien Natur suchen, hin nach dem Kälbermarkte und sehe sich das Martermeer der armen Thiere an, fest geknebelt mit schneidenden Schnüren, verdurstet, verhungert, zerschlagen an den Gliedern, gepeinigt von Fliegen und Bremsen, die förmliche Ringe um ihre ersterbenden Augen und andere empfindliche Theile des Körpers bilden und deren sie sich nicht erwehren können! — Ja ginge nur eine Person auf jedes jener Zehntausende dorthin, und darunter nur eine der Frauen der Herren Verwaltungsräthe des

Viehmarkts, es wäre dann Hoffnung, ich glaube Gewißheit, daß dem Gräuel ein Ende würde"

Den Worten folgt dann die That. Gestützt auf das Reichsgesetz gegen öffentliche Thierquälerei und gegen die damals (1872) seit mehreren Monaten erlassenen Polizeiverordnungen in Bezug auf den Transport der Thiere in der Hauptstadt und gegen die Knebelung von Kälbern und Schafen erläßt der alte Consul eine geharnischte Erklärung, daß er als durch sein Gewissen bestallter öffentlicher Ankläger alle Diejenigen bei Gericht denunciren und verklagen werde, welche mit dem Schlachtvieh in so barbarischer Weise umgingen, daß ihr Verfahren sich als Thierquälerei darstelle. Zu dem Behuf werde er sich an einem bestimmten Tage sieben bis acht Stunden auf dem Viehmarkt aufhalten, genaue Beobachtungen machen und alle Contravenienten notiren. Er fordert ehrenwerthe Männer auf, ihn als Zeugen zu begleiten und ersucht namentlich den deutschen Thierschutzverein für Stellung von ein paar gebildeten Zeugen zu sorgen. Darob große Aufregung. Der Thierschutzverein findet diese Zumuthung hart. Sturz erklärt, im Nothfall ein paar Dienstmänner nehmen zu wollen und versucht seinen Plan, nachdem sich schließlich doch noch zwei freiwillige Zeugen gefunden, auszuführen. Dabei setzt er sich der Gefahr thätlicher Mißhandlungen von Seiten der Auf- und Ablader und sonstigen versammelten Pöbels aus und ist schließlich, da diese Bedrohungen einen immer gefährlicheren Charakter annehmen und auch die Polizei ihm keinen Schutz gewährt, genöthigt, seine Absicht zum Theil unausgeführt zu lassen.

Aber der Eindruck dieses muthigen Vorgehens war gleichwohl geblieben. Es hatte sich ein gelinder Schrecken verbreitet und eine in mancher Beziehung humanere Praxis, wenn auch nicht in dem Umfang und von so durchgreifender Beschaffenheit, wie Sturz sie gewollt, war die Folge davon. Er hatte auch hier einen Anstoß zum Besseren gegeben, der weitere Wirkungen einleitete und dessen praktische Bedeutung unterschätzt wird, wenn man sie lediglich nach der unmittelbar eintretenden Folge bemessen wollte. Uebrigens vertrat Sturz in dieser Kälberfrage, abgesehen von der humanen Seite, auch interessante nationalökonomische und hygienische Gesichtspuncte. In einem in dem Landwirthschaftlichen Anzeiger der Bank und Handelszeitung veröffentlichten Artikel machte er auf die eigenthümliche Thatsache aufmerksam, daß man nirgends in allen fünf Welttheilen so viel und noch dazu so viel unreifes Kalbfleisch von theilweise nur einigen Wochen alten Thieren verzehre als in Deutschland. Dasselbe sei wenig nahrhaft, dadurch eine relativ theure Nahrung und der Consum desselben entziehe außerdem den weniger wohlhabenden Ständen einen großen Procentsatz an Fleischquantität, den das Kalb liefern würde, wenn man es, statt es vorweg der Schlachtbank zuzuführen, zum Rind ausreifen ließe. Dann heißt es über die hygienische Seite der Frage: „Gegen den Zugochsen ist nur die romanische Race angeboren grausam, der Germane wie der Slawe fast nie, und auch die Thierquälerei der Italiener gegen ihre Büffel, der Spanier gegen ihre zum Kampfspiel aufbewahrten Stiere steht in gar keinem Verhältniß zu der unglaublichen und doch in dieser Hauptstadt kaum noch recht bemerkten oder geradezu als in Ordnung angesehenen Quälerei, welcher in dem so gemüthlichen Deutschland gerade das ans Gemüth um so mehr appellirende junge, oft kaum erst Wochen alte Kalb unterworfen ist, das, von der Mutter weggerissen, bis zur Erstarrung an allen vier Beinen ganz widernatürlich geknebelt, gleich einem

leblosen Gegenstande auf den Stock gereiht, über die Schulter geworfen, mit herabhängendem Kopf Stunden weit bei ärgster Hitze oder Kälte getragen, dann wüst durcheinander auf Transportwagen geschmissen, oft tagelang weit auf holperigen Wegen oder rasselnden Eisenbahnen verführt, ohne Nahrung und Labung gelassen und schließlich auf Thiermärkten aufgestapelt wird, gleich Holzstücken, dem Verhungern und dem Verdursten preisgegeben, wenn sich nicht rasch das wohlthätige erlösende Messer des Käufers findet, das dann aber gar oft an schon todten oder halbtodten Thieren seinen Schlußact vollzieht. Und man frage sich doch, ob ein schon ohnehin durch seine Unreifheit nicht sehr nahrhaftes und wohlschmeckendes Fleisch von überdies verlechzten und nahe zu Tode gemarterten, meist im Fieberzustande befindlichen Thieren gesund und appetitlich sein könne?

Ich bin weder mit den Fragen der Landwirthschaft noch der Gesundheitslehre genügend vertraut, um die hier angedeuteten beiden Momente würdigen zu können, finde sie aber interessant genug, um sie nicht unerwähnt zu lassen.

Der alte Consul war mit den Jahren eine gewissermaßen populäre Berliner Gestalt geworden, wohlbekannt namentlich auf allen Zeitungsbureaux, von denen es wohl keins gab, das nicht mit ihm in persönliche Berührung gerathen wäre. Er ließ sich ja nicht abweisen und zur Ehre der Zeitungswelt sei es bemerkt, es gab im Ganzen unter den Redacteuren auch nur wenige, die sich nicht gescheut hätten, dem hochverdienten Mann, der freilich gelegentlich viel, recht viel Last machte, schnöde den Stuhl vor die Thür zu setzen. So repräsentirte er für die Berliner Journalistik, man kann wohl sagen eine sittliche Bedeutung. Ein Berliner Blatt nannte ihn einmal seinen philanthropischen Generallieutenant, ich möchte ihn lieber den Anwalt des Rechts, den Anwalt jeder gerechten Sache nennen, und es war sicher von keiner geringen Bedeutung für die sittliche Haltung der Presse, daß eine solche Stimme sich immer Gehör zu verschaffen wußte.

Ich sah den alten Freund zum letztenmal im Herbst 1877 bei einem Besuch in Berlin. Sein Aeußeres war wenig gegen die früheren Jahre verändert, ein wenig weißhaariger, die Brauen etwas buschiger, die Falten etwas tiefer gekerbt, die Beweglichkeit etwas geschwunden, aber aufrecht in der Haltung, — der Gesichtsausdruck, das braune, ehrliche Auge voll unermüdeten, unverzagten Lebens, wohlmeinend und warnend — ein Abbild des getreuen Eckart, als welcher er allezeit im öffentlichen Leben gestanden hat. Wenige Monate später wurde mir sein Tod gemeldet.

„Morgen, mein lieber Freund", — so schrieb mir am 6. December ein gemeinsamer naher Bekannter von Sturz und mir — „als an dem Tage, an welchem er siebenundsiebzig Jahre geworden wäre, werden wir unsern Sturz begraben. Er starb nach mehrtägigem Unwohlsein, aber ganz unerwartet an den Folgen einer verschleppten Lungenentzündung. Noch an dem Todestage wollte er von Friedenau zur Stadt. Vor zehn Tagen sprach ich ihn zum letztenmal. Ich habe einige Worte über ihn in der Volkszeitung, die in Friedenau sein eigentliches Localblatt war, gesagt. Ich wagte kaum ihn zu loben — so wenig bedarf er des Lobes."

Ja wohl, aber wir bedürfen es, lobend seiner zu gedenken und uns sein Bild wieder vor die Seele treten zu lassen und es Anderen vorzuhalten, dies Bild, das keiner bessernden, verschönernden Hand bedarf, um groß und ehrfurchterweckend zu erscheinen. Man hat übertreibend gesagt, daß

Sturz nie an sich selbst gedacht, daß ihm immer nur fremdes Leid zu Herzen gegangen sei. Das war es nicht. In der brasilianischen Angelegenheit hatte er außer den humanitären Zwecken, die ihm am Herzen lagen, eigenes erlittenes Unrecht zu sühnen und zu rächen und schwerlich würde seine Action so vollkräftig energisch ausgefallen sein, wenn nicht auch dieser Beweggrund seinen Willen gestachelt, seine Hand bewehrt hätte. Nicht in einer solchen phänomenalen Ichlosigkeit darf man seine Größe suchen. Aber wohl darin, daß er in dieses Ich jedes Du mit einschloß und darin, daß ihn nie jene sonnenlose Stimmung freud- und liebloser Gleichgültigkeit anwandelte, die auf das Weltganze angewandt den Standpunct des Pessimismus als praktische Consequenz ergiebt. Sturz war seiner ganzen Natur nach der entschiedenste Gegensatz zu allem Pessimismus. Darum hatte man in seiner Gegenwart so leicht das Gefühl, als lebe man doppelt, wie man umgekehrt unter dem Bann des Pessimismus das Gefühl nicht los wird, als sei es am gerathensten, das Leben fahren zu lassen. Und in diesem Sinn sei Preis seinem Wirken und seinem Gedächtniß. Das Angedenken des Gerechten bleibe in Ehren!

Ein weltlich Abendgebet.

Im Ton des sechzehnten Jahrhunderts.

(Siehe das Bild: Abendandacht.)

Ein Abendglocken, so läutet fein,
Ein Herzlein, gleich als ein güldin Schrein,
Das seyn zween Ding gar hell und klar,
Sam Erz so fewrfest, das ist wahr.

Nu gnad mir Gott, der Helfer gut
Durch seines theuren Sohnes Blut!
Zeuch heime, du Geselle mein,
Drob soll uns eitel Freude sein.

Nit geistlich sein, ist mein Begehr,
Den Klosterfrauen bleib' die Ehr;
So helf' mir Gott, mir armen Kind,
Daß ich weltlichen bin gesinnt!

Dieweil ich nächten sehnlich hab'
Geweint nach meinem schwarzbraun Knab.
Es zwingt uns sehnender Minne Noth,
Erbarm Dich unser, du Herregott!

F. H.

Herren und Knechte.

Ein Sittenbild nach dem Ruſſiſchen des **E. Diſtrom.**

I.

n ſandigen Uferſtrand des ſchwarzen Meeres entlang, am Fuße jäh
der, zum Theil felſiger, wild zerklüfteter Berge, ſchleppten einige
en langſam und ſchwerfällig ein weit in das Meer hinausgeworfenes
vor einer verwitterten Scheune, neben welcher Tonnen, Ruderſtangen,
Rollblöcke und Segel umherlagen, drängte ſich ein Haufe ſchwatzen-
ber; ihre Säuglinge auf den Armen knusperten ſie eifrig an den
i Samenkernen der Sonnenblume. Blondköpfige Kinder liefen mit
Säcken in den Händen geſchäftig am Strande hin und her, während
s auf Büſcheln trocknen Seegraſes einige Greiſe und Greiſinnen ſaßen.
ichter dieſer Alten, auf welche die glühenden Sonnenſtrahlen ſenkrecht
len, ſahen aus, als hätten die Jahre ſie verſteinert.
le dieſe Menſchen blickten geſpannt auf das Meer hinab und erwarte-
Ungeduld den Augenblick, in welchem das mit Krebſen und ſpringen-
hen gefüllte Netz ſich aus dem Waſſer erheben würde. Da kam ein
ß *) gegen die Scheune zugefahren und hinter ihm eine einſpännige
a **) von ländlicher Arbeit und wohl kaum ein Loth Eiſenwerk an
end. In dem erſten Gefährt ſaß Peter Petrowitſch Gorbatov, im
ſein Inſpector Pſchepelsky neben dem jüdiſchen Schenkwirth Mordko.
us dem Wagen zu ſteigen rief Peter Petrowitſch einen der Fiſcher zu
n.
lordko ſagt, heute Morgen wären Burlaken ***) bei Euch geweſen,
vahr?"
a, ſie waren da."
ine große Bande?"
egen zweihundert."
aſt Du auch Philka geſehen?"
Welchen Philka?"
ls ob Du's nicht wüßteſt! Meinen entlaufenen Leibeigenen."
ein, den habe ich nicht geſehen."
lüge nicht! Du haſt ihn wohl geſehen, ihr ſteckt aber unter einer Decke
Burlaken! Wohin ſind ſie gezogen?"
n die Kuzuja-Balka" †)

---

*) Ein eigenthümlich gebauter, ſehr langer vierſitziger Wagen.
**) Zweiſitziger leichter Wagen.
***) Burlak, Name für die Schiffsarbeiter und Ruderer auf den großen Strö-
öſtlichen und ſüdlichen Rußland.
†) Balka, ſchmaler Thaleinſchnitt in den Steppen. Dieſe Vertiefungen bilden
Oaſen, da ſich in ihnen die Feuchtigkeit ſammelt und erhält, und Kräuter
me gedeihen.

„Gut .... Was ist denn das? Heuschrecken?" Und Gorbatov wies auf eine dunkle Wolke, welche, sich rauchähnlich zusammenballend, hinter einem entfernten Kurgan *) aufstieg, verfolgt von Störchen, Falken, Möven und Staaren.

„Ja, das sind Heuschrecken", bestätigte Pschepelsky.

„Haben sich um eine Woche verspätet", brummte Peter Petrowitsch und ein Blick schadenfrohen Triumphes folgte dem Heuschreckenschwarm, „die Plavnja**) allein ist noch übrig, da kann das Ungeziefer am Röhricht nagen! .... Hören Sie", unterbrach er sich plötzlich und wandte sich strengen Tones an Pschepelsky, „habe ich Ihnen nicht mehr als einmal gesagt, daß Sie sich nicht wie ein Hottentotte anziehen möchten, wenn Sie mich begleiten? Was für ein Aufzug ist das nun wieder!" Und Peter Petrowitsch wies verächtlich auf den grauen, breitrandigen Filzhut, den Pschepelsky trug und unter welchem große, sonnenschirmartige Blätter hervorhingen, zum Schutze gegen die sengenden Strahlen der Sonne, „Sie wissen sehr gut, daß wir dieses nicht dulden!" Gorbatov sprach von sich meist im Plural der Majestät: Wir haben befohlen, Wir wünschen, Wir wollen nicht ꝛc. „Nach Hause!" rief Grobatov dem Kutscher zu. Der Tarantaß und die Britschka bewegten sich anfangs langsam über den Ufersand, dann rollten sie schneller und schneller auf den ausgedörrten und versengten Fluren dahin. Vor den Hufen der Pferde und aus dem trockenen, unter den Rädern knisternden Steppengrase flogen Heuschrecken und Grashüpfer geräuschvoll auf und über dem ermatteten, mit den Schweifen beständig um sich schlagenden Dreigespanne tanzte ein Schwarm Mücken und Stechfliegen in der Luft dahin. Es war ein glühend heißer Tag. Die flammende Sonne stand senkrecht über dem braunen Erdboden, in welchen die Dürre tiefe Risse gezogen hatte und über dem ein heißer, zitternder Dunst lag, in der Luft war es wie ein leichter Brandgeruch. Pferde, Rinder und Schafe hatten sich in Haufen zusammengedrängt und jedes Thier suchte seinen Kopf in dem Schatten seines Nachbars zu bergen. Selbst die sonst so scheuen Trappen ließen die Wagen dicht an sich herankommen und blieben geduckt im hohen Grase sitzen. Ueber dem Himmel der Steppe und Allem rings umher lag ein weißliches, milchfarbiges Licht.

„Das ist ein Tag, man wird förmlich gebraten wie im Ofen!" sagt, Pschepelsky und trieb sein Pferd an.

„Und warum lassen wir uns hier braten? Um des Taugenichts, des Philka, wegen! Hätte 'was Besseres thun können als davonlaufen!" antwortete Mordko schläfrig und wischte mit dem Aermel seines schwarzwollenen, in der Sonne wie die Haut einer Fledermaus glänzenden Kaftans die großen Schweißtropfen vom Gesicht: „Ich an des Herrn Stelle würde um nichts in der Welt in solcher Hitze ausfahren."

„Unsere Gutsherrn suchen sich für ihre Fahrten immer das unpassendste Wetter aus, damit man sie für besonders thätige Landwirthe halte; da heißt es dann: „Ich arbeite schwer, weder Hitze noch Frost oder Unwetter hält mich zurück", sagte der gekränkte Inspector, „na, da sind wir zu Hause!" Der Tarantaß und hinter ihm die Britschka rollten durch das Dorf Tschuprinovka. Dasselbe bestand, wie fast jedes Steppendorf, aus zwei endlosen Reihen von Bauerhütten mit zerfallenen Umzäunungen, vor welchen sich

*) Kurgan, Hünengrab.
**) Plavnja, schilfbewachsene Flußniederung.

große Haufen Kehricht und Asche erhoben. Hier und da sah man einen kümmerlichen Baum, ein paar Weiden neben einem ausgetrockneten Teiche, einige Ziehbrunnen mit gebogenen Schwengeln. Neben der Kirche mit grünem Dache stand die Schenke. Da der einheimische Architekt nur einen einzigen Bauplan kannte, so war ein jedes der Bauerhäuser die getreue Copie des andern: unter einem unverhältnißmäßig hohen Dache, auf welchem Kürbisse, Sonnenblumen und rother Pfeffer trockneten, verschwanden die niedrigen Lehmwände mit den drei dunklen Oeffnungen beinah ganz. Gorbatov pflegte zu versichern, daß unter günstiger Beleuchtung durch die Morgenröthe oder den Sonnenuntergang Tschuprinovka sich recht hübsch ausnehme, und ebenso, als Gegensatz, zu den dunstigen Schleiern eines Regentages.

Als Peter Petrowitsch zu Hause anlangte, fand er seinen Freund Budjakov vor. Anatol Fedorowitsch Budjakov, berühmter Club-Redner, Sclave des Ceremoniels und getreuer Hüter althergebrachter Etiquette, war aus der Verbindung eines mittelmäßigen weiblichen mit einem geringen männlichen Verstande entsprungen. Diese classische Persönlichkeit, ein Repräsentant längst vergangener Zeit, im altmodischen Frack, mit weibischer Accurateſſe gekleidet, glich jenen Rococofiguren, welche man sich ohne Perrücke, zierlichen Degen und abgemessene Verbeugungen gar nicht denken kann. Anatol Fedorowitsch pflegte Alles in festgesetzter Ordnung und nach bestimmter Methode zu verrichten. Zu Peter Petrowitsch hatte er eine große Zuneigung, ungeachtet der „schwarzen Thaten" desselben. „Das thut Alles nichts", sagte Anatol Fedorowitsch, „dafür steht er für uns Gutsbesitzer ein wie ein Mann!"

„Ah, Peter Petrowitsch!"

„Ah, Anatol Fedorowitsch!" Es folgten ceremonielle Verbeugungen und feierliches Händeschütteln. Katharina Danilovna, Gorbatovs Gattin, welche der Begrüßung der beiden Freunde zusah, seufzte tief auf. Sie war eine hagere Frau mit einem Halse, an dem sich gut Anatomie studiren ließ, knöchernen Händen und kränklichem, leidensvollem Gesicht und hatte die Gewohnheit beständig zu seufzen, auch wenn nicht der geringste Grund dazu vorhanden war. Uebrigens war ihr Loos kein beneidenswerthes; denn sie war die Frau eines Gutsbesitzers nach altem Zuschnitt, der an der Ueberzeugung festhielt, es sei die Bestimmung des Weibes erst den Eltern und später dem Gatten in sclavischen Gehorsam zu dienen. Eine Folge dieser Anschauungsweise war es, daß Katharina Danilovna gelernt hatte sich Jedem unterzuordnen, vor Allem aber Peter Petrowitsch. Sie fürchtete ihn dermaßen, daß sie es möglichst vermied ihn anzusehen. Seine regelmäßigen, aber harten und eisigen, nie von einem Lächeln erhellten Gesichtszüge, seine tief eingesunkenen Wangen und der zurückstoßende, durchdringende Blick seiner Augen übten auf sie eine Wirkung ähnlich der, wie sie im Kindermärchen dem bösen Zauberer zugeschrieben wird. Katharina Danilovna hielt den Athem an, sobald Peter Petrowisch sprach. Er that es meist in schreiendem Tone, ließ sich nie auf Auseinandersetzungen ein, sondern gab seine Meinung dictatorisch ab und duldete keine Syllogismen. Budjakov dagegen bediente sich nur patentirter, privilegirter, von der Obrigkeit genehmigter und so zu sagen gestempelter Phrasen, welche durch langjährigen Gebrauch volles Bürgerrecht genossen.

„Ich bin zu Ihnen gekommen, Peter Petrowitsch", begann Budjakov, „um mich mit Ihnen zu berathen, was ich thun soll . . . ."

„Wegen der Burlaken?"

„Ja.“

„Dachte ich's doch!“

„Meine Leute gehen einer nach dem Andern zu den Burlaken über, ich werde bald ohne Bauern sein. Gestern haben sie mir zwei Heuschober niedergebrannt.“

„Haben die Burlaken bei Ihnen gearbeitet?“ fragte Gorbatov, während er würdevoll im Zimmer auf- und abschritt.

„Ja, ich gab ihnen Arbeit.“

„Aber wahrscheinlich keinen Lohn.“

„Nein, man muß sie kurz halten.“

„Ja, natürlich!“

„Die Burlaken sind so übermüthig geworden, Peter Petrowitsch, daß keinerlei Maßregeln mehr auf sie wirken. Den Grafen W. nennen sie ihren Burlakenhauptmann. Vor Nichts und vor Niemandem haben sie Respect. Sie wissen sehr gut, daß die Behörden ihnen durch die Finger sehen, ja, unter uns gesagt, sie sogar beschützen, damit unser menschenleerer Süden schneller bevölkert werde. Wenn ab und zu einmal eine Maßregel gegen sie ergriffen wird, so geschieht das natürlich nur, um uns Gutsbesitzer zu beruhigen. Die Burlaken, heißt es, hätten aus diesem Landstrich erst Etwas gemacht, hätten Odessa und Nikolajew gegründet ꝛc. . . . . Was sollen wir also thun?“

„Ja, Anatol Fedorowitsch, auf die Behörden dürfen wir natürlich nicht rechnen. Aber wir wollen uns selbst helfen, wissen Sie, so auf unsere Art!“

„Sie haben gut reden, Peter Petrowitsch, die Burlaken fürchten Sie, weil Sie ihnen schon manche Lehre gegeben haben. Sie verfahren immer energisch und gründlich; aber wir . . . .“

„Handeln Sie nach meinem Beispiel!“

„Wir werden uns bestreben es zu thun, geben Sie uns nur Instructionen, in welcher Art wir vorgehen sollen.“

„Daran soll's nicht fehlen. Uebrigens sind unter uns Gutsbesitzern Viele, von denen ich selbst noch lernen könnte. Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir gleich zusammen nach der Kuzaja-Balka. Wollen Sie?“

„Sehr gern, Peter Petrowitsch.“

„Es kommt nur darauf an sie einzuschüchtern.“

„Ja, das ist es eben, darauf kommts an!“

„Ich hoffe auch Philka dort zu finden.“

„Ist er Ihnen denn entlaufen?“

„Ja, und er hat mich auch noch bestohlen.“

Eine Stunde später waren sie auf dem Wege nach der Kuzaja-Balka.

II.

Als Gorbatov und Budjakov in die Nähe des Thales gelangten, stellte sich ihnen ein seltsames Schauspiel dar. Auf der Spitze eines Hünengrabes standen neben einem hellodernden Feuer aus Steppengras ein junger Bursche und ein hübsches Burlakenmädchen; um den Kurgan herum aber wogte eine wild bewegte Menge, wohl an zweihundert Burlaken, welche mit lautem, lustigem Gesang und Pfeifen die Töne der Geigen, Dudelsäcke und Cymbeln

begleiteten, nach denen sie einen rasenden Trepak*) ausführten. Tambourins klangen dazwischen, Alles sprang und drehte sich, Hüte flogen in die Höhe, die Erde erdröhnte unter den schweren Juchtenstiefeln und durch die Luft zog ein betäubender Branntweingeruch. An der Spitze der Bande ritt barhäuptig auf einer ungesattelten, elenden braunen Mähre Sosulja, der Aelteste und Anführer. Er hatte die Zügel hängen lassen und lenkte das Pferd mit den Beinen, während er in beiden Händen die Fahne der Burlaken hoch emporhielt. Es war dieses eine Sense, an welche ein rother Gürtel, eine Pfeife und ein Büschel Steppengras gebunden waren. Hinter dem Anführer kam ein blinder Lautenspieler, dann folgten die übrigen Musikanten und die ganze Bande. Plötzlich verstummten Musik, Gesang und Pfeifen und die Tanzenden standen still. Den Hügel hinauf schritt ein Burlak in langem Gewande, mit einem Strohzöpfchen im Nacken, das an sein Haar befestigt war. Er stellte sich dem jungen Paar gegenüber und begann ein bekanntes Burlakenlied eintönig abzusingen, offenbar dem Vorsänger in der Kirche nachahmend. Nach jedem Verse fiel der ganze Chor mit dem Refrain ein: „Freut euch, Burlaken, freut euch!"

„Was ist das?" fragte Gorbatov seinen Inspector, während sie aus dem Wagen stiegen und auf den Kurgan zuschritten.

„Eine Burlakenhochzeit."

„Dies Gesindel! Das ist ja Gotteslästerung! Jagt sie auseinander!" Gorbatov gab diesen Befehl eigentlich nur aus Gewohnheit — er wußte sehr wohl, daß es eine Unmöglichkeit war die Burlaken ohne anderweitige Hülfe auf offener Steppe auseinander zu treiben.

„Wir treffen hier viele Bekannte", bemerkte der Inspector, „dort stehen Evtuch und der desertirte Quartalofficier, und das da ist der tscherkessische Fürst . . . ."

„Der für ein Maß Branntwein dem Pan**) Domentovsky sein Adelsdiplom verkaufte?"

„Derselbe."

„Welche Gemeinheit, seinen Stand so gering zu schätzen!"

„Da ist auch Grizko", fuhr der Inspector fort, „der verrufenste Trunkenbold. Wenn er all' sein Geld in der Schänke verthan hat, geht er hinaus auf die Landstraße und legt sich dort auf die Erde, als wäre er todt; sein Kamerad aber, auch ein Burlak, bettelt alle Passanten um eine milde Gabe an „zur Beerdigung des plötzlich Verstorbenen". Vor zwei Jahren kam er auf unsern Hof und bat um Arbeit, und zwar Nachts, denn er hatte nicht einmal mehr ein Hemd auf dem Leibe. Ich gab ihm zwei Rubel voraus; den einen vertrank er sofort, aus dem andern — es war ein Papierrubel — machte er sich eine Cigarette. Es ist alles wüstes Volk!"

„Es sind Räuber, Gotteslästerer!"

„Aha", rief der Inspector vergnügt, „sehen Sie, Peter Petrowitsch, da ist auch unser Philka. Haben wir den lieben Jungen endlich!" Philka hatte unterdessen auch seinen Herrn und den Inspector bemerkt und sich nach Möglichkeit bemüht sich unkenntlich zu machen; das Gesicht zu einer Grimasse verzogen nahm er einen hinkenden Gang an. „'S hilft Dir Alles nichts,

---

*) Trepak, ein Volkstanz.
**) Pan, kleinrussisch-polnisch: Herr.

Bruder", sagte der Inspector auf ihn zutretend, „wenn Du auch die Mütze auf die Augen geschoben hast, wir kennen Dich doch!"

„Bindet ihn!" schrie Gorbatov, sagte sich aber im selben Augenblick, daß Niemand von seinen Leuten den Muth haben werde, diesen Befehl auszuführen.

„Ja, bindet ihn!" wiederholte der Inspector.

„Welchen Philka wollt Ihr binden?" mischte sich Evtuch mit herausfordernd erhobener Stimme hinein und drängte sich aus der Menge vor. Den Arm in die Hüfte stemmend pflanzte er sich breit vor ihnen auf und nachdem er verächtlich zur Seite ausgespuckt, schob er die messingbeschlagene Pfeife zwischen die Zähne.

„Welchen? Unsern entlaufenen Bedienten!" antwortete der Inspector.

„Hier ist kein Philka — der da heißt Ignatius Natter!"

„Na", lachte der Inspector höhnend, „daß er eine Natter ist, weiß ich schon, aber daß er Philka heißt und nicht Ignaz, das wird der Landrichter ihm bald genug beweisen!"

„Spart Euch die Mühe, uns mit dem Landrichter zu drohen, wir werden uns mit ihm schon abfinden."

„Hört", wandte sich Gorbatov an die Burlaken, „wenn Ihr mir den Philka nicht auf der Stelle ausliefert, schicke ich Euch morgen die Kosaken auf den Hals."

„Rühr' den Philka nicht an, Herr", sprach jetzt finster der Burlakenälteste. „Wir geben ihn nicht heraus — wir haben noch nie Jemand ausgeliefert."

„Ihr werdets doch thun!"

„Nein, Herr, wir thuns nicht! und nimmst Du ihn mit Gewalt, so setzen wir Dir den rothen Hahn aufs Dach und auf die Getreideschober."

„Das wollen wir sehen! Ich bin nicht ich, wenn Philka nicht in Eisen geschmiedet im Tschugronovka'schen Keller lebendig verfault!"

„Weder in Eisen wirst Du mich schmieden, noch in Deinen Keller werfen, sie liefern mich nicht aus, und wenn sie's auch wollten, ich selbst gebe mich nicht in Deine Hände", sagte jetzt Philka dreist vortretend und die Mütze aus der Stirn schiebend. „Bist Du noch nicht zufrieden? Willst Du noch mehr umbringen? Es ist schon genug an meinem Vater, dem Koch Anton, den Du hast ins Eisloch werfen lassen, weil meine Mutter ihn liebte und nicht Dich .... und wo ist Iwan Tschumatschenko geblieben? wo ist Graka?"

„Schweig!" schrie Gorbatov, wüthend mit dem Fuße stampfend.

„Schon gut. Ich fürchte Dich nicht — ich habe hier in der Tasche Papiere, die Dir nichts Gutes bringen, wenn ich sie ins Gericht trage. Es kommt schon noch die Stunde, um mit Dir abzurechnen, für mich und meinen Vater, für Gaschka und all' die armen Seelen, die durch Dich elend umgekommen Hast Du aber etwas in der Rechnung vergessen, so frag' nur Deinen Inspector: er hat gewiß Alles ins Buch eingetragen — Pan Pschepelsky ist ja ein accurater Mann!"

Die Menge brach in lautes Gelächter aus. Gorbatov war außer sich vor Wuth, er schrie und schimpfte und schwur, er wolle morgen eine Treibjagd auf sie anstellen, sie einfangen wie Wölfe, in Ketten schmieden und auf eigne Rechnung nach Sibirien bringen lassen. Gelächter und ohrenzerreißendes Pfeifen war die einzige Antwort auf seine Drohungen. Gorbatov stieg in seinen Wagen und jagte auf dem Wege nach Tschuprinovka davon.

„Spielt auf, Musikanten, dem Herrn auf den Weg!“ rief irgend Jemand, und lärmend setzte die Musik ein mit dem „Marsch von Derbent“.

„Die Partie ist verloren“, brummte Gorbatov im Wagen, bleich vor Wuth; „Niemand hat den Muth irgend etwas gegen diese Landstreicher zu unternehmen.“

„Geben Sie uns Instructionen . . . .“

„Zum Teufel mit Ihren Instructionen!“ fuhr Gorbatov Budjakov an. „Sie verlassen sich Alle auf mich und thun selbst nichts. Ich, immer nur ich, und sonst Niemand, — ich soll mich mit ihnen herumzanken, ich soll mit meinen Dächern und Schobern einstehen, und Sie? Womit vertheidigen Sie sich? Mit Ruthen und Peitschen? Mein Bester, diese Mittel sind gut für Schulmädchen aber nicht für Burlaken. Ich weiß wirklich nicht, was ohne mich aus unserm Bezirk werden sollte.“

Gorbatov war fest überzeugt, daß man ohne ihn nicht einen Tag fortbestehen könnte. Diese Selbstverblendung Peter Petrowitsch's erinnert an die Geschichte von dem Narren, der nicht sterben konnte, weil er überzeugt war, daß die heilige römisch-katholische Kirche untergehen müsse, sobald er aufhöre von ihr zu reden. Er beruhigte sich erst, als man ihm einen Collegen zuführte, dem er seinen Beruf vermachen konnte, wobei er ihm das bunte Wamms und die Schellenkappe übergab und ihm auf die Seele band, beständig von der heiligen Kirche zu sprechen. Nach Vollziehung dieser Ceremonie verschied er ruhigen Gewissens.

Zu Hause angelangt, ging Gorbatov in sein Zimmer und setzte sich in hochmüthigem Schweigen an seinen Schreibtisch. Wenn er übellaunig oder zornig war, pflegte er ein gewisses, düster strenges Wesen anzunehmen, das an mittelalterliche Feudalherrschaft erinnern sollte und vermuthlich dem Helden irgend eines in der Gouvernementsstadt zur Zeit der Wahlen mit Beifall aufgeführten Ritterschauspiels abgelauscht war. Nachdem Gorbatov einen Brief geschrieben und gesiegelt hatte, schickte er denselben sofort zum Landrichter — bereits eine Stunde später waren die Burlaken von diesem Vorfall durch Jemand unterrichtet. Da sie aus Erfahrung wußten, daß Gorbatov seine Drohungen stets wahr machte, begaben sie sich sämmtlich zu weiterer Berathung in den Gulajev'schen Krug. Es war dieses ein mitten in der öden Steppe an der Grenze der Tschuprinovka'schen Herrschaft stehendes einzelnes Haus ohne Nebengebäude, in verwahrlostem Zustande, mit halbverfaultem Strohdach. Der Krugswirth Herschko — in niedergetretenen Pantoffeln, schmutzigem Schlafrocke und abgeschabtem, fettglänzendem Sammetkäppchen — empfing seine theuren Gäste an der Schwelle. Die Berathung der Burlaken unter Vorsitz ihres Aeltesten dauerte sehr lange. Endlich war man zu dem Entschlusse gekommen, mit dem Morgengrauen fortzuwandern, entweder nach den Steppen von Otschakov oder in die Dnjepr-Plavaja, wo es leicht werden mußte sich in den Schilfwäldern eine Zeit lang aller Verfolgung zu entziehen. Herschko rieth, bis die Gefahr vorüber wäre, sich heimlich über die Grenze zu schleichen. Dieses Mal war die Gefahr eine wirkliche und drohende. Nach den zuverlässigen Nachrichten, welche Herschko erhalten hatte, war die Gouvernementsverwaltung, auf dringende Vorstellung der Gutsbesitzer, darauf eingegangen sechs Sotnien Kosaken gegen die Burlaken auszuschicken. „Mögen sie doch Jagd auf uns machen!“ sagte der Anführer Sosulja finsteren Blickes, „sie können uns doch nicht ausrotten. So lange es Steppen giebt, wird es

auch Burlaken geben — die Steppe ist unser Reich.“ Ungeachtet dieses ihnen unbestreitbar dünkende Eigenthumsrechts entschlossen sich doch etwa vierzig Personen, darunter Frauen und Kinder, über das Meer auf türkisches Gebiet zu flüchten. Der Abschiedstrunk begann in Schweigen — es ist bitter und schmerzlich für den Burlaken, die freie, unbegrenzte Steppe, auf der er geboren, zu meiden. Als es im Osten zu dämmern begann, stürzte ein aus Tschuprinovka entlaufener Bauer unter sie. Athemlos, kaum verständlich berichtete er, daß in wenigen Stunden der Landrichter mit einer Abtheilung Kosaken in Tschuprinovka eintreffen werde. „Nun, dann vorwärts, Ihr Leute!“ erscholl der heisere Ruf des Aeltesten. Im nächsten Augenblick saß er auf seiner Mähre und die ganze Bande, mit Ausnahme der Vierzig unter Philka's Anführung, machte sich in lautloser Eile auf den Weg, über die Steppe, an der alten Mühle vorüber, von der das Volk erzählt, daß böse Geister dort Nachts ihr Wesen treiben und Tabak mahlen. Die Zurückgebliebenen neigten sich, das Kreuz schlagend, tief nach allen vier Weltgegenden, dann wanderten sie rasch dem Meere zu, in der Absicht sich am Strande der Tschuprinovka'schen Boote zu bemächtigen.

III.

Auf einem mit Disteln und hohem Steppengrase überwachsenen Kurgan, inmitten der weiten, unübersehbaren Steppe, stand auf seinen langen Eisenstab gelehnt der Ochsenhirt Tribrat; der heiße, trockne Wind wühlte in seinem Bart und seinen dichten Haaren. Rings umher weidete in malerischen Gruppen eine ungeheure Rinderheerde; die großen, wohlgenährten Ochsen rauften das Gras und kauten behaglich, während leichtfüßige Elstern, von dem heftigen Winde oft seitwärts getrieben, zwischen ihnen hin- und herhüpften. Große, zottige Hunde lagerten am Abhange des Hügels neben einem zweirädrigen Hirtenhäuschen, über dessen Dach die Haut eines gefallenen Ochsen zum Trocknen ausgebreitet hing. Von der Höhe des Kurgans erblickte man in der Ferne einen Streifen des weißschäumenden Meeres und die Mündung des breiten, uferlosen Stromes. Letzteren umsäumte dichtes Röhricht, aus dem Geplätscher und Geschrei der wilden Gänse und Enten herübertönte. Eine schmale Sandbank zog sich weit hinaus in den Fluß und wo die Spitze derselben im Wasser verschwand, drängten sich Schaaren von Seemöven und Wasserraben, weiter hinaus aber glitten wilde Schwäne über die Fluth, lange, silberglänzende Furchen ziehend. Dieses eigenartige Naturbild war dem Ochsenhirten wohlbekannt, es fesselte seine Aufmerksamkeit nicht, er blickte gespannt nach dem Horizont, von dem sich in großer Deutlichkeit die Gestalten einer dem Kurgan eilig zustrebenden Menschenmasse abhoben. Für einige Augenblicke wandte er sich ab, um einen Dreifuß und kleinen Kessel über einem Feuer aufzustellen; dann schaute er nach der Sonne, warf einen Blick auf seine Heerde und lehnte sich wieder ruhig auf seinen Stab, die Näherkommenden beobachtend. Tribrat war ganz in Leder gekleidet: er trug eine kurze lederne Jacke, Beinkleider und einen breiten Gürtel von demselben Stoffe; Letzteren zierten Messingknöpfe von verschiedener Form und Größe und an ihm hingen Messer, Pfeife und verschiedene kleine Ledersäckchen mit Arzneimitteln für krankes Vieh. Ueber diesen Anzug war ein weiter grauer Rock geworfen, mit umfangreicher Beuteltasche auf dem Rücken, welche der

Pelzmütze und einem Roggenbrot als Aufbewahrungsort diente. Sein Haupt und die sonnengebräunte, behaarte Brust trug er in jedem Wetter unbedeckt. Er war namenlos, besaß weder Familie noch Verwandtschaft; wer er eigentlich war, woher er gekommen, wußte man nicht; es hatte auch in der Steppe nie Jemand darnach gefragt. Alt und Jung wußte von Tribrat nur, daß er seit mehr als vierzig Jahren als Ochsenhirt hier lebte und daß man ihn zu jeder Zeit auf einem der zahlreichen Hünengräber finden konnte, einsam inmitten der öden, schweigenden Wildniß der Steppe. Einmal im Monat erschien er im Dorf um Vorräthe zu holen und stets begleiteten ihn dann seine riesigen, zottigen Wolfshunde.

Der Menschenhaufe hatte jetzt den Kurgan erreicht, es waren die flüchtenden Burlaken.

„Guten Tag, Vater Tribrat!" erscholl es von männlichen und weiblichen Stimmen.

„Guten Tag!" erwiederte Tribrat ohne seine Stellung zu verändern. „Wohin?"

„Sie machen Jagd auf uns", antwortete Philka und warf sich erschöpft am Abhange nieder. Seinem Beispiele folgten die Uebrigen. „Da kommen sie auch schon!" Tribrat erhob seinen Stab und zeigte auf eine Staubwolke am Horizonte, aus welcher die Piken der Kosaken aufblitzten. Die Burlaken sprangen auf. „Sie sind es! Vorwärts! Ans Meer!" riefen Mehrere. „In die Uferfelsen! In's Schilf!" schrieen Andere. Sieben Frauen mit ihren Kindern lösten sich von dem Haufen und umringten Tribrat. „Vater Tribrat!"

„Was giebt's?"

„Behalte unsere Kinder hier, behüte sie diese Nacht! Im Schilf würden die Mücken sie umbringen. Morgen beim ersten Tagesgrauen holen wir sie ab", sprachen die Frauen unter Thränen.

„Gut, gut! Aber macht Euch fort! Da sind die Kosaken!" Die Burlakenfrauen setzten ihre Kinder auf den Hügel nieder und rannten den Andern nach, dem Meere zu. Am Strande angelangt, versuchten die Burlaken sich in den Felsspalten zu bergen, doch es war schon zu spät, die Kosaken folgten ihnen auf den Fersen. „Mir nach!" schrie ein riesiger Burlak, und ein Ruder ergreifend trennte er mit mächtigem Schlage ein daliegendes Boot von der angeschlossenen Kette. Im Nu war es gefüllt und stieß ab, ungeachtet gerade an dieser Stelle die Wogen mit furchtbarer Gewalt gegen die Steine brandeten. Die Kosaken sprengten heran, hinter ihnen die Strandwache, ein Polizeibeamter und Gorbatov. „Lebt wohl, Landsleute!" riefen die Burlaken herüber, das Boot tanzte schon in einiger Entfernung auf den schäumenden Wellen. „Lebt wohl, Brüder!" gaben die Kosaken lachend zurück, „wohin geht die Reise?" „Ins Türkenland." „Mit Gott, 's ist Euer Glück, daß wir Euch nicht gefangen haben! Prachtkerle! Versteht ein Boot zu führen!" riefen die Kosaken den Burlaken nach, offenbar an ihrem Erfolge den lebhaftesten Antheil nehmend — verwandtes Blut verleugnet sich nicht.

„Was giebt's hier sich zu unterhalten?!" schrie der Polizeibeamte heraneilend, „kennt Ihr Eure Pflicht nicht besser?"

„Befehlen Sie zu schießen, Anton Archipitsch! Schnell Feuer geben, sonst entkommen sie uns allesammt! Wenigstens den Spitzbuben dort, den schießt mir nieder!" Gorbatov wies auf den am Steuerruder stehenden Philka. „Sie lassen sie entwischen! Das ist eine nichtsnutzige Wirthschaft!" wetterte er und lief am Strande auf und nieder.

„Alexander Iwanowitsch", wandte sich der Beamte an den Kosakenofficier, „befehlen Sie den Burlaken eine Salve nachzuschicken!"

„Das ist unmöglich", erwiederte der Officier und strich seinen grauen Schnurrbart, „die Gewehre sind nicht geladen."

„Dafür werden Sie sich vor Gericht verantworten!"

„Das ist meine Sache und nicht die Ihrige", antwortete der Kosak trocken und bestieg sein Pferd. Der Beamte und Gorbatov setzten sich gleichfalls in ihren Wagen und fuhren nach Hause. Als sie sich Tschuprinovka näherten, bemerkten sie am Himmel den Wiederschein einer Feuersbrunst, die Burlaken hatten Wort gehalten und den rothen Hahn auf die Ernteschober gesetzt.

Unterdessen stand Tribrat, umgeben von sieben weinenden Söhnen der Steppe, auf seinem Hügel und begleitete das Boot mit seinen Blicken, bis es in der Ferne verschwand. Er war überzeugt, daß die Burlaken das Dunkel der Nacht benutzen würden, um das Ufer wieder zu gewinnen; denn es wäre unsinnig gewesen, sich bei solchem Sturme auf dem Boot ins offene Meer zu wagen. Aber seine Erwartung wurde getäuscht; sie kehrten nicht zurück. Den ganzen Tag über wartete er die Kinder, unterhielt das Feuer unter dem Dreifuß und kochte ihnen Grütze und Mamaliga*), es war dieses das einzige Mittel, um sie wenigstens zeitweilig zum Schweigen zu bringen. So verging ein Tag nach dem andern, die Burlaken kehrten nicht wieder. Endlich am fünften Tage erblickte Tribrat von der Höhe des Kurgans herab den Strandreiter Gavrila Djjuba; derselbe kam in einem ausgetrockneten Arm des Flusses dahergeritten, zwischen mäßig hohen Felsen, aus denen hier und da Wasser sickerte. Auf die Steppe hinauslenkend nahm er geradeswegs die Richtung nach dem Kurgan, auf welchem er den Ochsenhirt erblickt hatte. Sein kleines Steppenpferdchen, dessen lange, wirre Mähne fast den Boden streifte, begrüßte mit lautem Wiehern die frische Seebrise. Djjuba suchte sich für die Einförmigkeit seines Weges durch allerhand kleine Amüsements zu entschädigen: er spießte im Vorbeireiten die in der Steppe verstreuten Pferde- und Ochsengerippe auf seine lange Peitsche, spornte sein Pferd einen Widderschädel mit langen Hörnern zu überspringen oder verließ plötzlich die gerade Route, um auf einen Heuschober oder einen Kurgan loszujagen und die dort ruhenden Adler durch das Klatschen seiner Peitsche aufzuschrecken.

„Guten Tag, Tribrat!"

„Guten Tag, Djjuba!"

„Was für junge Vögel hast Du denn da?" fragte Djjuba und zeigte auf die Kinder, „wo hast Du dieses Nest ausgenommen?"

„Es sind Burlakenkinder."

„Ach, sie gehören wohl denen, die das Meer am Mittwoch ausgeworfen hat?"

„Wie?"

„Ja, ja, das Boot ist an den Klippen zerschellt."

Tribrat blickte trübe auf das Meer hinaus, dann zu den Kindern nieder, schweigend verließ er den Hügel. Er holte aus seinem Hirtenhäuschen eine Schaufel, zählte vom Kurgan nach Osten zu zehn Schritte ab und begann die Erde aufzugraben. Nach kurzer Zeit holte er einen kleinen Beutel mit silbernen Rubeln hervor. „Nimm denn die Kinder mit, Bruder Djjuba",

*) Brei aus Maismehl.

sagte Tribrat, indem er dem Andern den Beutel einhändigte, „die Gemeinde soll für sie sorgen, sag' nur, die Menschen und das Meer hätten sie zu Waisen gemacht. Das Geld gieb dem Staroſt, ich kann auch so auskommen, es ist Unsereinem doch eigentlich unnütz." Sie spannten ein paar Ochsen vor das bewegliche Hirtenhäuschen und setzten die Kinder hinein. Tribrat nahm aus dem Kessel ein gewaltiges Stück Mamaliga, theilte es in sieben gleiche Theile und schob jedem der Kinder eines in die Hände. „Und nun vorwärts!" sagte er und stieg wieder auf seinen Hügel.

„Hast Du unsern Tschugrinokaschen Herrn nicht gesehen?" fragte Djjuba noch.

„Nein. Warum?"

„Es ist eine seltsame Geschichte; er ist verschwunden", sagte Djjuba gleichgültig und band sein Pferd hinten an den Wagen. Tribrat blickte noch einmal nach den Kindern: sie saßen ruhig und aßen ihre Mamaliga. „Heh, zob, zob, eh!"*) Das fahrende Häuschen setzte sich knarrend in Bewegung.

IV.

Versetzen wir uns um einige Tage zurück.

Es hatte Mitternacht geschlagen. In düsteres Brüten versunken saß Peter Petrowitsch Gorbatov vor seinem Schreibtisch, über welchen einige Lichter auf hohen Bronzeleuchtern ihren hellen Schein warfen. „Es ist so... er hat mich bestohlen ... bestohlen ... der Philka ... der Räuber! Auch das nachgemachte Siegel hat er mitgenommen", murmelte Gorbatov und seine Hände wühlten hastig und verzweiflungsvoll in den umhergestreuten Papieren. „Das kommt davon, wenn man dies Gesindel etwas lernen läßt! Hätte er nicht zu lesen verstanden, so hätte er die Documente nicht angerührt, aber so ... Wenn sie den Philka heute fangen, so bin ich morgen verloren ..." Er wurde in seinen Grübeleien durch den Eintritt des Strandreiters Djjuba unterbrochen.

„Was willst Du?" fragte Gorbatov aufstehend und seinen Schlafrock zubindend.

„Ich kam, um zu melden, Herr, daß die Brandung ein Boot zerschlagen hat — am Strande liegen ausgeworfene Leichen."

„Die Burlaken?"

„Ja."

„Hast Du sie gesehen?"

„Ja, Herr."

„Alle?"

„Alle. Sie liegen am Ufer wie in Reih und Glied."

In Gorbatov's Zügen malte sich wilde, thierische Befriedigung.

„Hast Du auch Philka gesehen?" setzte er sein Examen fort.

„Ich kann es nicht sagen, Herr, es war schon dunkel."

„Es ist gut. Du kannst gehen."

Kaum hatte sich die Thür hinter dem Strandreiter geschlossen, als Gorbatov eilig eine kleine Handlaterne hervorsuchte und in die Tasche steckte,

---

*) Der allgemein gebräuchliche Zuruf, mit dem die Kleinrussen ihre Ochsen antreiben.

dann über seinen Schlafrock einen Gummimantel zog und, nachdem er die Lichter ausgelöscht, leise auf den Zehen aus dem Hause ging, hinaus auf die Steppe, dem Meere zu.

Die Nacht war dunkel, Peter Petrowitsch konnte die Gegenstände kaum unterscheiden. Ueber die Steppe zog heulend der Wind, in der Ferne brausten und donnerten die brandenden Meereswogen. Riesigen Spinnen gleich wirbelten zusammengeballte dürre Steppenpflanzen vom Winde getrieben vor Gorbatov her und verschwanden in grausigen Sprüngen in der Finsterniß. „Das ist eine Nacht!" murmelte Gorbatov, indem er mühsam durch Flugsand watete, „und jetzt soll ich die Taschen Ertrunkener durchsuchen! . . . ein unangenehmes Geschäft! . . . Ich würde mir übrigens Nichts daraus machen, wenn ich nur sicher wäre, meine Papiere zu finden. Wenn ich's heute nicht thue, ist's morgen schon zu spät . . . unsere Polizei wird nicht ermangeln, die Taschen der Todten zu durchsuchen."

Der Donner des Meeres erscholl näher und näher. Peter Petrowitsch begann auf einem schmalen, gewundenen Pfade zwischen den Felsen zum Strande niederzusteigen; er mußte sich dabei an die Zweige der Dornbüsche und wilden Birnbäume halten und war dermaßen in seine Gedanken vertieft, daß er die zwei Personen nicht bemerkte, welche sich unten am Strande mit der Instandsetzung eines Bootes beschäftigten: es waren Philka und Fedor Buntschuk. „Philka, Philka, siehe, was ist das?" flüsterte Buntschuk, den Andern mit dem Ellnbogen anstoßend. Er zeigte auf den Abhang, an welchem Gorbatov vorsichtig herabstieg, die kleine, jetzt erleuchtete Laterne in der Hand.

„Fedor, sind die Ruder im Boot?"

„Ja."

„Verbirg Dich im Hintertheil des Boots!"

„Und Du?"

„Ich bleibe hier — ich stelle mich todt — still!"

Gorbatov näherte sich dem Ufer. Die Schöße seines Schlafrockes und Gummimantels mit der einen Hand aufnehmend, erhob er mit der andern die Laterne und beleuchtete den Theil des Strandes, auf welchem, von den Wellen bespült, die Leichen der Ertrunkenen lagen. Er näherte sich dem ersten: es war der Körper einer alten Frau mit grauenhaft entstelltem Gesicht — wie die ab- und zuströmenden Wellen ihn hoben, wandte sich der Kopf bald nach der einen, bald nach der andern Seite, die starren Augen und den Mund weit geöffnet. Gorbatov stand wie erstarrt, den Blick auf das verzerrte Antlitz der Alten geheftet, alle unheimlichen, abergläubischen Geschichten von Ertrunkenen flogen ihm durch den Sinn und ein lähmendes Grauen erfaßte ihn und zwang ihn, mit seinen Blicken den regelmäßigen Bewegungen der Leiche vor ihm zu folgen. Da rollte eine ungeheure Woge heran, schäumend zerschlug sie sich am Ufer, hob den Körper der Greisin hoch empor und schleuderte ihn dicht vor Gorbatov's Füße. Entsetzt sprang dieser zurück, sein Entschluß, Philka unter den Todten aufzusuchen, gerieth ins Schwanken. Aber er raffte sich doch auf und sich gewaltsam zu muthigem Vorgehen zwingend, schritt er rasch den Strand entlang und leuchtete jedem der Ertrunkenen in das bleiche Antlitz. Endlich, nach langer, mühsamer Wanderung über den feuchten, schaumbedeckten Sand gelangte er zu dem letzten. Den Athem anhaltend, erhob er seine Laterne, daß ihr Schein auf das Gesicht fiel: vor ihm lag Philka! Freude und Schreck malten sich in

Gorbatov's Zügen. Er stellte die Laterne auf den Sand und kniete nieder; schon streckte er die Hand nach Philka's Hosentasche aus, da — wie von einer Wespe gestochen — sprang er wieder auf die Füße und wich zurück. Es war ihm vorgekommen, als athme der Todte. Lange stand Gorbatov so vor Philka, und schaute ihn prüfend an. Endlich beruhigte er sich und faßte Muth; er näherte sich ihm aufs Neue. In diesem Augenblick sprang Philka auf und, Gorbatov keine Zeit zum Besinnen lassend, umschlang er ihn mit beiden Armen und ihn fest an sich drückend, warf er sich mit ihm in das Boot. Ruderschläge wurden hörbar und das Boot, auf den Wellen schaukelnd, wandte sich und verschwand im Dunkel der Nacht, begleitet von dem klagenden Schrei der Möven.

Jahre waren nach den erzählten Begebenheiten vergangen. Vieles hatte sich im Laufe dieser Zeit geändert. Die Geschichte Rußlands hatte den schönsten und denkwürdigsten Tag in ihr Buch verzeichnen können: den Tag der Befreiung von zwanzig Millionen Menschen aus der Sclaverei der Leibeigenschaft.

Es war eine stille Sommernacht. Der Mond schwamm wie eine feurig glühende Kugel über der unabsehbaren, rohrbedeckten Plavnja. Leicht wie ein Vogel glitt ein Boot über die ruhige Fluth dahin, seinen Weg zwischen den kleinen, grünen Inseln verfolgend. In dem Boote saß Fedor Buntschuk und schaute nachdenklich in die neblige Ferne. Ihm gegenüber im Hintertheil lehnte Philka und sang halblaut ein altes Lied darüber, wie „das Grab im öden Feld mit dem Winde Zwiegespräch hält". Nichts regte sich um sie her, das tiefe Schweigen der Schilfwälder wurde von keinem Laut des Lebens unterbrochen. Buntschuk hob das Ruder, und noch schneller glitt das Boot über die glitzernde Oberfläche des Wassers. Plötzlich — vor einer wilden, dichtbewachsenen Insel — ließ Buntschuk das Ruder sinken, das Lied verstummte. Philka hatte sich erhoben, blickte nach der Insel hinüber und wandte rasch das Gesicht zur Seite. Buntschuk hatte dasselbe gethan.

Auf dem Ufer der kleinen Insel, mit Stricken an einen alten Baum gebunden, stand ein menschliches Gerippe, von der Zeit gebleicht, nur noch hier und da bedeckt von den halvermoderten Ueberresten eines Schlafrockes und eines Gummimantels.

Sprechen ohne Worte.

Von **Herman Schrader.**

(Schluß.)

Daher redet der Mensch ohne Worte schon durch seine aufrechte Stellung. Der Mensch steht nämlich nicht etwa, weil er muß, sondern weil er will, weil er frei ist, weil er sich als Herr fühlt. Daher ist's so natürlich, wenn der Wille des Menschen zurücktritt, gebeugt wird, oder ganz aufhört; wenn der Mensch traurig, oder — wie unsere Sprache so bezeichnend spricht, wenn er niedergeschlagen ist: da beugt er sich, macht sich niedriger, oder wird wie in der Ohnmacht ganz zu Boden geschlagen.

Wo uns etwas Größeres entgegentritt, wo wir von etwas Erhabenen gleichsam niedergedonnert werden, wo wir uns als Niedrige fühlen: da erniedrigt, verkürzt man den Körper. Das geschieht schon, indem man das Haupt ein wenig beugt und in noch geringerem Grade, wenn man diese Beugung nur durch eine Abwärtsbewegung der Hand andeutet; in stärkerer Weise geschieht es, wenn man den ganzen Oberkörper beugt; und am allerstärksten, wenn man seinen ganzen Körper der Länge nach zu Boden streckt. — Ebenso sprechend ist das Gegentheil. Wo der Mensch sich fühlt, als ist oder sei er etwas, wo er sich als Herren weiß oder als solchen geltend machen will. Da richtet er sein Haupt empor, da streckt er den ganzen Körper der Länge nach aus, ja er tritt wohl gar auf die Zehen, um möglichst groß oder hoch zu erscheinen.

Bis zu diesem Grade ist das eben Gesagte nur ein Zeichen der bewußten Manneswürde. Verwandelt sich diese aber in Dünkel und Hochmuth und Eingebildetheit, so verstärken sich jene äußeren Zeichen bis zur Caricatur, zur Uebertreibung, zur Verzerrung. Solch eingebildeter Narr trägt den Kopf nicht blos aufrecht empor, sondern nach rückwärts gebogen, so daß die Nase hoch zu stehen kommt; weshalb wir solchen Menschen mit Recht hochnäsig nennen, und „er trägt die Nase hoch" für gleichbedeutend gebrauchen: er ist (im schlechten Sinne) stolz.

Mit jener genannten Beugung und Erniedrigung des Körpers steht das Verhüllen des Antlitzes in engem Zusammenhange. Es verstärkt noch diese Erniedrigung. Der vor Einem stehende Gegenstand oder Mensch ist so groß und so erhaben, und das Gefühl der eigenen Niedrigkeit und Nichtigkeit so mächtig und demüthigend und beschämend, daß man nicht aufzuschauen wagt, um nicht geblendet oder niedergeschmettert zu werden.

Der Bescheidene und Ehrerbietige hält sich für Annäherung und Gemeinschaft zu gering; drum läßt der Bescheidene gern Raum zwischen sich und Dem, zu welchem er redet, und zieht den Hut schon, wenn er noch mehrere Schritte von dem zu Grüßenden entfernt ist; der Stolze lüpfet kaum die Mütze, wenn er gerade an dem Andern vorbeigeht.

Da das Antlitz des Menschen leichter als andere Theile und Glieder die innern Empfindungen der Seele abspiegeln, so ist's ganz natürlich, daß das Angesicht vorzugsweise zu ihrer Versinnbildlichung gebraucht wird. Ich nenne beispielsweise das sogenannte Maulhängenlassen. Daß hierin ein Staunen, das etwas nicht fassen, nicht begreifen kann, und somit etwas recht Dummes liegt, versteht ein Jeder. Es ist auch wohl zu erklären. Denn dazu, daß der Mensch den Mund in seiner gewöhnlichen, geschlossenen Lage fest zusammenhält, gehört eine nicht unbedeutende Kraft. Wenn nun der Mensch etwas nicht mehr fassen, nicht begreifen kann, so versagen die Bänder den Dienst, der Unterkiefer fällt unwillkürlich hinab, der Mund geht auf, eben weil er nicht mehr packen kann. Ganz anders, äußerlich wie innerlich, verhält es sich mit dem ein wenig geöffneten Munde beim Anblick eines schönen Bildes, beim Anhören einer schönen Musik. Da ist's, als genügen Augen und Ohren noch nicht als Werkzeuge des in sich Aufnehmens; da öffnet man zugleich noch den Mund, um noch mehr solche geistige Speise aufnehmen zu können.

Wir rümpfen die Nase, wenn wir irgend wohin kommen, wo es nicht recht geheuer ist für die Geruchsnerven; man wittert und schnüffelt, weil da Verdächtiges sich merken läßt.

Dasselbe thun wir auch bei inneren Empfindungen, wo wir etwas zu hören bekommen, was ebenfalls nicht recht geheuer und uns ebenso unangenehm ist wie ein widerwärtiger Geruch.

Ferner der Mund. Die Kinder noch mehr als die Erwachsenen ziehen den Mund in die Breite, wenn sie etwas schlecht Schmeckendes, etwas Ekelhaftes in den Mund bekommen haben. Darum machen wir auch bei derartigen geistigen Empfindungen eine Bewegung in der Mundgegend. Wenn wir etwas Widerwärtiges, Unanständiges, Ekelhaftes zu hören oder zu sehen bekommen, so sprechen wir unsern innern Widerwillen und Ekel und Abscheu durch eine derartige Bewegung des Mundes aus, als handle es sich darum, einen ekelhaften Bissen aus dem Munde hinaus zu stoßen.

Es ist zwar kein schönes, aber doch recht sprechendes Sinnbild, das ich jetzt nennen will. Mancher, wenn er in verdrießlicher Verlegenheit oder Aerger ist, kratzt sich hinter den Ohren. Warum das? Das Kratzen geschieht aus leiblicher Ursache, wenns juckt, um Staub oder irgend etwas Belästigendes fortzuschaffen. Innerer Aerger und Verlegenheit nun peinigt ähnlich wie etwa ein stechendes Insect. Daher die gleiche Bewegung, um sie fortzuscheuchen. Aerger und Verlegenheit ist ein halber Zorn; und Kitzel ist ein halber Schmerz. Wer sich ärgert, empfindet solchen innern Kitzel, und den sucht er durch Kratzen zu entfernen.

Auch die Athmungsorgane spielen eine sehr wichtige Rolle. Wenn der Mensch in Verlegenheit ist, so hustet er; nicht etwa blos deshalb, um dadurch eine Secunde Zeit zu gewinnen. Denn dazu könnte er viel zweckmäßiger Anderes vorschützen, z. B. plötzliches Nasenbluten. Wir husten aber leiblich, wenn uns etwas in die Kehle gekommen ist, was da nicht hingehört und was wir wieder hinausschaffen wollen. Gerade so ist's geistig bei der Verlegenheit. Da ist so zu sagen unserer Seele etwas in die unrechte Kehle gekommen; das wollen wir nun wieder hinaushusten. Daß übrigens diese Art Husten nicht etwa ein künstlich angelernter ist, geht schon daraus hervor, daß schon recht kleine Kinder diese kleine List anwenden.

Ist's Freude oder Glück der Liebe, in erster Linie zur Braut, zum

Weibe, aber auch zum Freunde, zum Kinde: so sucht die Empfindung der Seelen- und Herzensgemeinschaft auch nach dem entsprechenden äußeren Ausdruck, und fügt den genannten noch andere Züge hinzu. Darum sitzen Liebende so gern Hand in Hand, gehen Arm in Arm, lehnen Einer dem Andern den Kopf an die Brust, legen Wange an Wange, drücken Lippen auf Lippen. Um dieser innern Gemeinschaft und Vereinigung willen gehen auch Freunde gern Hand in Hand, Arm in Arm, und binden sich durch Handschlag, Kuß und Umarmung von Neuem zusammen.

Werden derartige Empfindungen bis zu hoher Lebhaftigkeit gesteigert, wachsen sie bis zum Ungestüm, so möchte man Alles, was uns umgiebt, Alles, dessen wir im Augenblick habhaft werden können, in diese Empfindung mit hineinziehen. Da werden Personen geliebkost, umarmt und geküßt, wenn sie mit der Sache selbst nichts zu thun haben. Ja, die Brust quillt in solchen Augenblicken so mächtig über, daß selbst Thiere es sich müssen gefallen lassen, mit in diesen Wirbel gerissen zu werden. Vielleicht erinnert sich der Eine oder Andere unter uns, daß er in solchen Momenten, wenn er Niemand anders hatte, sogar seinen Hund genommen und geliebkost und gestreichelt und geklopft und gedrückt hat. Es sollte mich gar nicht wundern, im Gegentheil, ich finde es menschlich wahr und rührend, wenn etwa im letzten Kriege ein deutscher Reitersmann in Frankreich, wenn er einen lieben, sehr lieben Brief von gar lieber Hand aus der Heimat erhielt, sein Pferd beim Kopf genommen und herzlich geküßt hat.

Der alte Grieche Xenophon erzählt in seiner Anabasis einen wunderhübschen Zug. Der jüngere Cyrus, durch Geist, Kraft und Adel der Seele seines großen Ahnherrn nicht unwürdig, glaubte ein größeres Anrecht auf den persischen Thron zu haben, als sein älterer Bruder Artaxerxes Mnemon. Zum Kampfe gegen denselben rief er 10,000 griechische Krieger sich zur Hülfe. Sie kamen; aber in der Schlacht bei Kunaxa (October 401), welche zwar die Tapferkeit der Griechen verherrlichte, verlor Cyrus das Leben, die persischen Truppen desselben ergriffen die Flucht und die Griechen standen nun mit ihrer geringen Schaar allein im feindlich erbitterten Lande, durch unendlichen Raum und durch zahllose feindliche Völker von der Heimat getrennt. Nachdem nun erst noch die Führer durch tückischen Verrath ihr Leben verloren hatten, übernahm Xenophon den Oberbefehl und vollbrachte jenen in der Geschichte ewig denkwürdigen Rückzug. Nach unzählbaren und unsagbaren Mühsalen, durch wilde Gebirge und noch wildere Völkerschaften hindurch, gelangen sie endlich an das Meer, das ihnen Rettung bringt und sie endlich mühelos der Heimat zuführen wird. Ergreifend ist es, wie Xenophon das Geschrei schildert, das sich nach und nach aus den vordersten Reihen bis zu der Nachhut fortpflanzt und wie sie in seliger Freude rufen: „Thalatta! Thalatta (Meer! Meer!) Und als Alle auf die Höhe angekommen waren und das ersehnte Meer vor sich sahen, da — erzählt Xenophon — fielen sie sich Alle in die Arme, Befehlshaber, Hauptleute, Soldaten, — und weinten.

Es gereicht mir zu großer Befriedigung, hinzufügen zu können, diesen griechischen Herzen gleichen unsere deutschen Herzen. Denn was hier Xenophon von seinen Griechen erzählt, das hat sich aus überwallender, patriotischer Freude bei der Kunde von den Sedanereignissen in Berlin wiederholt am 2. September 1870. Als die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon zum ersten Male Jerusalem erblickten, küßten sie erst die Erde, dann erhoben sie sich und fielen sich in die Arme, jeden Standesunterschied vergessend.

So schön und erfreuend diese eben vorgeführten Bilder waren, so häßlich und abschreckend sind die, welche durch Haß, Rache und Wuth hervorgerufen werden. Wer von solchen Leidenschaften ergriffen ist, bei dem strömen alle natürlichen Kräfte nach außen. Er sieht seinen Feind, den er vernichten möchte, wirklich vor Augen oder stellt ihn sich als gegenwärtig vor. Drum ruft er an seinem Körper Alles wach und setzt es in Thätigkeit bis zur Verzerrung, wodurch er dem Feinde Schrecken einjagen kann. Er gebraucht demnach vorzugsweise die Werkzeuge, wodurch er einschüchtern, bedrohen, gefährden kann; also Augen, Mund und Zähne, Arme, Hände oder Füße.

Besonders interessant ist es, solches Gebahren zu beobachten, wenn der Feind nicht gegenwärtig ist. Da wird die Wuth an lebendigen und selbst leblosen Dingen ausgelassen, die in irgend welcher Verbindung mit dem gehaßten Gegenstande stehen. Ist's ein Brief, der solche Wuth erweckt hat, so wird derselbe in der Hand zerknittert, mit Füßen getreten, mit den Zähnen zerrissen. Und ist gar nichts vorhanden, woran der Wüthende seine wilde Glut kühlen kann, so fällt er gar sich selbst an und zwar — was sehr charakteristisch ist, gerade diejenigen Theile, wohin das Blut am heftigsten geströmt ist, also Haupt und Hände. Er kann sich so zu sagen in Wuth das Bast von den Händen winden, kann sich mit den Nägeln die Hände, das Gesicht blutig kratzen, sich die Lippen blutig beißen, die Nägel bis auf's Fleisch zerkäuen, sich das Haar ausraufen. Die Hände, die Zähne, die Füße wollen schlechterdings etwas zu thun haben. Er stampft mit den Füßen den Boden; ja im Nothfall zerbricht er den Stuhl, zerschlägt den Spiegel und schleudert Gläser und Teller zur Erde, daß sie klirrend zerspringen.

Wo der innere Ingrimm den Menschen bis zu solchen Handlungen hinreißt, daß er seine Wuth gar an leblosen Gegenständen ausläßt, da sagen wir ganz mit Recht: er ist außer sich, nicht bei sich, hat die Besinnung verloren. Denn Spiegel und Stühle stehen absolut in keinem Zusammenhange mit den inneren Empfindungen. Todte, leblose Dinge können uns nicht beleidigen und kränken. Aus diesem Grunde finden wir es nicht blos lächerlich, sondern sehen es als eine Art von Sinnlosigkeit und Verrücktheit an, wenn der Perserkönig Xerxes das Meer, welches seine Brücke nach Griechenland hin durch Sturm und Wogen zerstört hatte, dafür zur Strafe mit Ruthen peitschen, ihm Ketten anlegen und Brandmäler aufbrennen läßt.

Nachdem ich Ihnen somit eine mannigfache Reihe von Erscheinungen, wie man ohne Worte reden und innerliche Empfindungen verleiblichen kann, vorgeführt habe, möchte ich noch zufügen, daß ein Gradunterschied statt hat in der Lebhaftigkeit solcher Darstellungen. Der eine Mensch ist ja schon von Natur lebhafter, rascher, feiner; der andere von Natur träger, langsamer, phlegmatischer, plumper. Wo der Eine schon gleichsam mit Händen und Beinen zappelt vor lauter prickelnder Ungeduld, rührt der Andere noch kein Glied und giebt der Empfindung kaum in den Mienen des Gesichts Ausdruck. Wo der Eine schon in gellendes Gelächter ausbricht, zeigt der Andere kaum ein leichtes Lächeln um seine Lippen. Vielleicht kann man auch sagen: Leute, welche den geringeren Ständen angehören, äußern derartige Empfindungen im Allgemeinen mit größerer Lebhaftigkeit, als Leute der höheren Stände. Für den Feingebildeten sind da gewisse Schranken gezogen, die er, auch in großer seelischer Aufregung, nicht leicht überschreiten wird. Denken wir uns zwei, in dieser Weise verschiedene Menschen auf der Straße in

pöbelhafter Weise beleidigt. Während der Eine seine Augen rollt und die Fäuste ballt, sehen wir den Andern nur vor Scham erblassen, daß er solch pöbelhaftem Angriffe ausgesetzt ist, aber er setzt, äußerlich ganz ruhig, seinen Weg fort.

Doch das Alles betrifft nur den Unterschied des Grades; bei dem Einen treten solche Verleiblichungen innerer Empfindung leichter, schneller, stärker hervor, als bei dem Andern. Sie treten aber hervor, und zwar — was eben das Merkwürdige ist — in stets wiederkehrender Gleichheit und Regelmäßigkeit. Das ist ja eben das Wunderbare, daß diese Erscheinungen nicht zufällig sind, sondern daß ein nothwendiger innerlicher geistiger Zusammenhang zwischen der inneren Empfindung und ihrer Verleiblichung stattfindet. Ich möchte hier noch besonders zu beobachten bitten, daß ich mit Vorbedacht immer nur von Empfindungen gesprochen habe, nicht von Gedanken im engeren Sinne. Denn Gedanken werden in solcher Weise nicht verleiblicht; und wo etwa der Versuch gemacht wird, fällt er gar zu leicht sehr kläglich aus. Soll es zu solchem Sprechen ohne Worte in naturgemäßer Weise kommen, so müssen wir das, was wir als theoretische Erkenntniß in uns haben, erst mit unserer natürlichen Individualität, d. h. mit unserer Leiblichkeit verbunden haben; es muß mit einem Worte erst zur Empfindung geworden sein. Das ruhige Denken verleiblicht sich nicht derartig; dazu ist nöthig, daß wir erst eine Empfindung von unserm Denken haben müssen. Und das ist recht gut so. Es würden ja sonst lebhaftere Menschen kaum aufhören können, fort und fort — daß ich so sage — mit Armen und Beinen zu zappeln und Gesichter zu schneiden.

Wie bedenklich es aber ist, wenn man die dem natürlichen Wesen des Menschen gesteckte Schranke überschreiten will, wenn man eine Reihe von theoretischen Gedanken zu versinnbildlichen versucht, und wie es nur einem gar feinen Kopfe gelingt, mit Glück und mit Geist hier und da etwas Sinniges zu schaffen: darüber lassen Sie mich Ihnen zum Schluß noch zwei kleine Geschichten mittheilen, welche in ihrem gegensetzlichen Verlaufe das Gesagte bestätigen mögen.

Die erste trug sich am königlich englischen Hofe zu, zur Zeit des Nachfolgers der großen Elisabeth, des Königs Jacobs I. Es kommt die Nachricht an den königlichen Hof, es werde ein berühmter spanischer Gelehrter, der in mimischen und symbolischen Darstellungen eines großen Ruhmes genoß, zum Besuch erscheinen, um zu erkunden, ob England einen ihm ebenbürtigen Geist besitze. Der König, der dem angesehenen Gast gern die Spitze geboten sehen wollte, war in großer Verlegenheit, woher einen solchen Künstler nehmen, da es Gelehrte von Fach in diesem Stücke damals so wenig gab als jetzt. Nach langem Suchen gelingt es endlich, in London einen einäugigen ungelehrten Bürger ausfindig zu machen, der durch seine drollige Lebendigkeit in der Stadt bekannt war. Er wird in seine Rolle eingeweiht, in den prächtigen Professorentalar gekleidet; und vor Allem wird ihm bedeutet, er dürfe vor dem Spanier alle möglichen Capriolen machen, aber ja nicht sprechen. Dann werden die beiden Männer zusammengeführt. Der Spanier zuerst macht eine Verbeugung; der Londoner Bürger verbeugt sich ebenfalls. Dann hebt der Spanier einen Finger der rechten Hand in die Höhe; der Engländer hebt deren zwei in die Höhe. Dann streckt der Spanier noch den dritten Finger empor und der englische Bürger ballt die Faust. — Nach einem kleinen Weilchen ergreift der Spanier eine Pome-

ranze und schwenkt sie langsam vor dem Gesicht des Engländers hin und her. Dieser aber holt einen Schiffszwieback, den er gerade bei sich hatte, aus der Tasche hervor und hält ihn dem gelehrten Herrn unter die Augen. Auf dem Gesicht des Spaniers zeigt sich eine große Befriedigung und Freude, er macht seinem Collegen eine artige Verbeugung und kehrt in das königliche Zimmer zurück, wo man ihn mit großer Spannung erwartet hatte. Dort erzählt er, er habe — England zum Ruhm und sich zu großer Genugthuung — einen ihm ebenbürtigen Geist hier gefunden. Zuerst, erzählt er, hielt ich ihm — mit einem Blicke auf ihn und mich — einen Finger empor, um ihm zu sagen, daß unser Stand, der Lehrstand, der Stand der Wissenschaft und Kunst, der erste Stand der Welt sei. Er antwortete mir mit dem Emporhalten von zwei Fingern, um auszudrücken, daß unserm Stande der zweite Stand ebenbürtig sei, der Wehrstand, das Königthum mit seinen Verzweigungen in Civil und Militär. Ich streckte danach auch noch den dritten Finger in die Höhe, zu sagen, daß in die volle staatliche Gliederung auch noch der dritte Stand, der Nährstand, gehöre. Als sinnige Antwort darauf ballte mein College die Faust, und sprach damit den Gedanken aus: diese drei Stände sind eins und bilden ein großes, zusammenhängendes Ganze. Darnach ergriff ich eine Orange und zeigte sie ihm, um auszudrücken, wie köstlich die Frucht unseres Standes sei, Ehre bei der Mitwelt und Nachruhm in den kommenden Geschlechtern. Er dagegen zeigte mir ein Stück Brod, zum Zeichen, daß derselbe auch dem Bedürfnisse des praktischen Lebens, der Nothdurft und Nahrung dieses täglichen Lebens zu Gute komme.

Sie haben auf den ersten Blick erkannt, wie maßlos hier im Thun und im Deuten die natürlichen Schranken überschritten sind. Darum wird es Sie auch nicht wundern, wenn der Bericht des ehrsamen Londoner Bürgers ganz anders ausfällt. Dieser erzählt: „Erst machte mir der Spanier eine Verbeugung, welche ich erwiederte, wie es Schick und Brauch ist. Dann hob er einen Finger in die Höhe, um zu sagen, daß ich nur ein Auge habe. Ich hub nun zwei Finger hoch, zu sagen, daß er deren zwei habe. Dann ließ er davon aber noch nicht ab, sondern streckte drei Finger aus, um mich zu verhöhnen, daß wir Beide zusammen nur drei Augen hätten. Da ward ich wild und drohte ihm zornig mit der Faust. Er, noch nicht zufrieden, holte einen gelben Apfel und fuhr mir damit vor meinem Gesicht hin und her und sagte damit, solche schönen Früchte gäbe es wohl bei ihm zu Hause, aber hier in England nicht. Drum hielt ich ihm ein Stück Brod unter die Nase, das ich gerade in der Tasche hatte, und sagte ihm damit unverhohlen, daß mir mein ehrliches tägliches Brod doch hundertmal lieber sei, als alle seine ausländischen Pomeranzen. Das schien er denn auch zum Glück einzusehen, denn er machte mir wieder eine Verbeugung, ich ihm auch eine, und er ging von dannen.

Vernehmen Sie nun die zweite Geschichte, die einen andern Charakter trägt.

Die Hauptstadt des Landes — sagen wir in Persien — war der Sitz einer berühmten Gelehrtenakademie, deren Grundgesetz also lautete: Die Akademiker sollen viel denken, wenig schreiben und so wenig als möglich reden. Man hatte ihr um deswillen den Namen der schweigenden gegeben, und die Gelehrten des Landes rechneten es sich zur höchsten Ehre, ihr anzugehören. Da trug es sich zu, daß eines ihrer Mitglieder mit Tode abge-

gangen war. Kaum hatte ein ſtiller, beſcheidener Gelehrter, der Verfaſſer einer kleinen vortrefflichen Schrift, den wir Roſtem nennen wollen, in ſeinem abgelegenen Dörflein erfahren, daß ein Platz in der Akademie erledigt wäre, als er ſich auf den Weg machte, in der Hoffnung, denſelben zu erhalten. Er kommt in der Hauptſtadt an und läßt ſich ungeſäumt bei der Akademie melden, die gerade zu einer Sitzung verſammelt war. Das Geſuch, welches er derſelben überreichen ließ, enthielt nur die ſchlichten Worte: „Roſtem bittet unterthänigſt um die erledigte Stelle.“ — Fruchtlos Bemühen! Der Platz war ſchon beſetzt. Der fürſtliche Hof hatte der Akademie ſchon einen ſeiner Günſtlinge aufgedrungen, der durch ſeine gewandte Redefertigkeit der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung war; und für die Akademie beſtand einmal das Geſetz, daß die Zahl ihrer Glieder die Zahl hundert nicht überſchreiten durfte.

Sie fühlte den erlittenen Zwang diesmal um ſo ſchmerzlicher, als ſie ſich jetzt genöthigt ſah, unſern Gelehrten abzuweiſen, einen ſo tief denkenden Kopf, einen ſo großen Schweiger, der Schrecken aller Schwätzer. Der Präſident konnte ſich kaum entſchließen, ihm die unangenehme Nachricht anzukündigen, und war verlegen über die Art, wie er ſich am zarteſten dabei benehmen ſolle. Nach einigem Beſinnen nahm er eine große daſtehende Trinkſchale, und goß ſie bis an den Rand ſo voll Waſſer, daß ein einziger Tropfen mehr ſie zum Ueberfließen gebracht haben würde. Jetzt hieß er den Bewerber hereintreten.

Dieſer erſchien, mit jener Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit, welche faſt immer der innern Tüchtigkeit und dem wahren Verdienſte zur Seite geht. Der Präſident erhob ſich, und ohne ein Wort zu ſprechen, wies er mit bedeutendem Blicke auf die volle Schale hin. Der Gelehrte verſtand ohne Mühe, was man ihm ſagen wollte, daß nämlich kein Platz für ihn in der Akademie übrig ſei. Aber, ohne den Muth ſinken zu laſſen, dachte er, der Verſammlung ſeinerſeits zu verſtehen zu geben, daß ein überzähliges Mitglied nichts verändere. Er ſieht ein Roſenblatt zu ſeinen Füßen liegen, hebt es von der Erde auf und legt es langſam und ſorglich behutſam auf die Fläche des Waſſers, ſo daß auch kein Tropfen überfließt. — Ein allgemeines freudiges Händeklatſchen erfolgte, man ließ das Geſetz für diesmal ſchlummern, und unſer Gelehrter ward einſtimmig zum akademiſchen Mitgliede aufgenommen.

Man reichte ihm nun die großen Pergamenttafeln der Akademie, auf welche jedes neu gewählte Mitglied ſeinen Namen eigenhändig einzutragen verpflichtet war. Er ſchrieb ſich ein, und nun blieb ihm nichts mehr zu thun übrig, als — der Sitte gemäß — eine kurze Dankrede zu halten. Er that es, als wahrhaft ſchweigender Akademiker, ohne ein Wort zu ſprechen. Er ſchrieb nämlich die Zahl 100 auf, die Zahl ſeiner neuen Amtsgenoſſen, ſetzte ſodann eine Null zur linken Seite dieſer Zahl vor die Eins und ſchrieb darunter: „Ihr Werth wird dadurch weder erhöht noch vermindert (0100).“ Der Präſident aber antwortete dem beſcheidenen Manne mit eben ſoviel Feinheit und Artigkeit, ebenfalls ohne ein Wort zu ſprechen, indem er die Null an der linken Seite löſchte und ſie dafür an die rechte Seite der Zahl ſetzte, und darunter ſchrieb: „Ihr Werth iſt um das Zehnfache erhöht (1000).“

Bietet uns dieſe letzte Geſchichte nicht ein entzückendes Bild feiner, zarter, durchgeiſtigter Symboliſirung ſchöner Gedanken?

Ich breche ab, nicht aus Mangel an Stoff. Denn das hier betretene

Gebiet ist groß und weit und bietet des Interessanten und Lehrreichen noch eine mannigfaltige Fülle. Aber das Ihnen Vorgeführte wird genügen, um zu zeigen, daß ein Reden ohne Worte nicht blos möglich ist, sondern auch weit und breit, zu allen Zeiten von allen Menschen geübt wird. Soviel mir bekannt ist, haben gelehrte Männer wohl nur wenig und nur so nebenbei sich mit diesem Gegenstande beschäftigt. Und doch meine ich, wenn Schiller sagt: „Tiefer Sinn liegt oft im kindischen Spiele", so haben wir noch weit größeres Recht, von unserm Gegenstande zu sagen, daß ein tiefer Sinn darin liege. Und wenn der Dichter des Faust spricht: „Greif nur hinein in's volle Menschenleben, wo Du es packst, da ist es interessant", so gilt das auch von unserm Gebiete, das ja, wenn nicht ein Stück Menschenleben, so doch eine wesentliche Eigenthümlichkeit des Menschenwesens selbst ist. Es ziemt ja dem Menschen und ist seiner hohen Würde entsprechend, auch aus äußerlichen Erscheinungen das Geistige aufzusuchen, aus dem Vergänglichen das Bleibende und in allen Erscheinungen das hohe, unvergängliche Wesen des Geistes mehr und mehr zu erkennen.

Martyrium.

Tief ist der Schmerz, sich aus geliebter Mitte
Auf Wissensflügeln frei emporzuschwingen;
Die Laute frührer Freundschaft, sie verklingen,
Und mit uns ziehn nur Wen'ge gleiche Schritte.

Oft naht ein Herz sich mit geheimer Bitte
Dem Herzen, will Verständniß sich erzwingen;
Doch — wer sich loslöst aus der Tiefe Schlingen,
Entsagt den Freunden mit der Qual der Sitte.

Er muß fortan sich selber nur genügen,
Einst Gleichgesinnte kennen ihn nicht mehr,
Sein Geist enttrug ihn mit gewalt'gen Flügen.

Ein Fremdling, zieht er einsam seine Bahnen,
Sein Herz, so liebreich, ist doch liebeleer —
Gern stürb' er, wär nicht ew'gen Lebens Ahnen!

Alfred Friedmann.

J. J. Starz

Die Reise nach Brüssel.

Nach dem Holländischen des **Johan Gram** von **Rudolph Müldener.**

I.

Der Plan.

An einem nebeligen Märztage des Jahres 1869, gegen halb vier Uhr Nachmittags, faßten drei fröhliche, in einem Departement der allgemeinen Landesverwaltung beschäftigten jungen Leute einen wenigstens für sie sehr wichtigen Entschluß.

Möglich, daß der schwere Nebel seinen betäubenden Einfluß auf ihr Gehirn ausübte, möglich, daß der Fleiß an diesem Tage an ihrem Zimmer vorübergegangen war, und das Eintreten vergessen — das Bekenntniß muß heraus: die jungen Leute hatten seit ganzen zwei Stunden ihre vom Ministerium jedenfalls nicht zu diesem Zwecke gelieferten Federn nur dazu benutzt, allerlei komische Figuren auf ihre Unterlagen zu zeichnen. Dabei hatten sie riesenhafte Register vor sich liegen, um bei dem etwaigen Eintritte eines Vorgesetzten sich mit allem Ernste in dieselben zu vertiefen.

Allein Niemand ließ an dem betreffenden Tage sich sehen, und wenn man, gleich dem hinkenden Teufel des Lesage, durch alle Thüren im ganzen Ministerialgebäude hätte durchdringen können, so würde man zu seiner Ueberraschung gefunden haben, daß der Nebel an diesem Tage überall arg hauste.

Einer der drei jungen Leute gähnte, und da das Gähnen leider ansteckend ist, so fing auch der Zweite und hierauf auch der Dritte zu gähnen an.

„Das halte ich nicht länger aus!" rief der Eine und ließ dabei seine geballten Fäuste mit donnernder Gewalt auf das Pult niederfallen.

„Zu viel Arbeit," brummte der Zweite, der auf der anderen Seite des Pultes seinen Kopf auf beide Ellbogen stützte, „ist ein Kreuz, aber zu wenig ist eine noch stärkere Heimsuchung. Wir müssen den Schein annehmen, als ob wir hier Wunder was zu thun hätten; wir sitzen hier sechs, sieben Stunden des Tages und gleichen in vieler Beziehung den Steinböcken im zoologischen Garten, die, aus Langerweile, den ganzen Tag in dem ihnen zugewiesenen Raume hin und her rennen. Ich bin wahrhaftig vom Nichtsthun ganz abgespannt!"

Ueber diesen Einfall fingen die beiden Anderen an zu lachen.

„Ich möchte", nahm der Dritte, der rückwärts übergebeugt in seinem Sessel lag und eben erst eine Offenbach'sche Melodie geträllert hatte, jetzt das Wort, „wirklich etwas Erholung haben von dem beschwerlichen Nichtsthun!"

„Ja, in der That", stimmte der Zweite zu, „das möchte ich auch!"

„Wir sollten andere Menschen werden!" setzte der Erste seufzend hinzu.

„Ich habe", hob der Zweite wieder an, „eine Idee, eine leuchtende, glänzende, geniale Idee!"

„Sprich!" riefen die beiden Anderen melodramatisch aus.

„Heute ist Freitag, morgen . . ."

„Ist Sonnabend!" riefen die beiden Zuhörer fröhlich aus. „Das ist aber mehr logisch, denn genial, Herr Bureauchef!"

„Gemach, Ihr Herren! — Morgen ist Osterheiligabend, und was haltet Ihr davon, wenn wir das Osterlamm einmal in Brüssel verzehrten?"

„In Brüssel? Eine originelle Idee! Wie kommst Du darauf?" riefen Beide wie aus einem Munde.

Der Angeredete klopfte fröhlich mit dem Lineal auf sein Pult, sprang dann von dem hohen Tabouret und blieb mit gekreuzten Armen vor seinen Kameraden stehen.

„Ich bin ein gereister Mann, das wißt Ihr! Paris, London, Berlin, Brüssel habe ich gesehen! Ich fühle mich dort wie zu Hause. Ich bin ein Weltbürger, versteht Ihr? Ihr Beide jedoch seid kaum je über das Weichbild der Stadt hinaus gekommen. Ihr habt am Leyden'schen Damme gefischt und in Scheveningen gebadet; ganz gut. Aber weiter seid Ihr nicht gekommen, nicht wahr? Wohlan, laßt uns Drei für Morgen und Dienstag Urlaub verlangen, und wir sitzen morgen Nachmittag auf dem Place de la monnaie im Café des mille colonnes!"

Beider Gesichter glänzten vor Freude. Was für ein Plan, was für eine Aussicht!

„Aber die Groschen!" riefen Beide endlich aus.

Der eine von ihnen war verheirathet und brachte das Princip, daß Mann und Frau eins sei, dadurch zur Geltung, daß er sich allezeit und überall allein zeigte, und sein liebes, blondes Weibchen mit einem Paar ungezogener Kinder allein zu Hause ließ. Nun besaß er zwar etwas Vermögen, aber ein Haushalt kostet, wie er alle Tage versicherte, entsetzlich viel Geld, und es verging kein Monat, ohne daß das gefangene Frauchen ihm einen Zuschuß zu ihrem Wirthschaftsgelde abschmeicheln mußte. Er hatte nur wenig Casse und kratzte sich darum hinter den Ohren.

Der Andere war noch unverheirathet, behauptete aber allezeit, daß man schon aus Sparsamkeit, aus wohlbegriffener Sparsamkeit das Hochzeitsboot vom Stapel laufen lassen müsse. Nichts — sagte er jeden Tag — sei so theuer, so unsäglich pfeffertheuer, als das Leben eines Junggesellen. Der Hauswirth, die Kaufleute, die Dienstmädchen und der Stiefelwichser, kurz Jedermann schien es darauf abgesehen zu haben, den Unverheiratheten zu schröpfen und zu prellen, vielleicht zur Strafe dafür, daß er vom Ehestande bis jetzt so wenig Notiz genommen habe. Dieser Herr war allezeit im Stande, den Inhalt seiner Casse in einem Augenblicke festzustellen; er verrichtete Wunder mit Hülfe des Credits, besaß aber sein Geld immer nur flüchtige Augenblicke.

Der Dritte hingegen, der, welcher den Ausflug nach Brüssel in Vorschlag gebracht, war ein wohlhabender Mann. Er war für das gesammte Ministerium die Hülfe in der Noth und seiner Bereitwilligkeit, in äußerst peinlichen Augenblicken selbst seinen Vorgesetzten zu helfen, hatte er es zu verdanken, daß er so allgemein beliebt war und seine Vorgesetzten ihn als einen eifrigen Beamten rühmten. Auch diesmal zeigte er sich in seiner grenzenlosen Gutmüthigkeit. Er bot seinen Collegen an, jedem von ihnen bis zum

nächsten Gehaltstage vierzig Gulden zu leihen; sollte der Ausflug jedem mehr als diesen Betrag kosten, so war er bereit, den Rest aus eigener Tasche zuzulegen.

Die beiden Anderen bedachten sich nicht lange. Sie wollten gar nicht daran denken, welche schreckliche Revolution diese Ausgabe am nächsten Gehaltstage hervorbringen mußte, sondern suchten allervernünftigst ihr Gewissen dadurch zu beruhigen, daß ein solcher Ausflug für ihre Gesundheit unbedingt nöthig sei, und daß sie die Kosten anderweitig doppelt ersparen wollten.

Beide schlugen also freudig ein und beauftragten Jan von Dußen, ihren reichen Kameraden, den nöthigen Urlaub einzuholen.

Nichts war leichter als dies. Der Vorgesetzte, dem van Dußen's Liebesdienste dann und wann unentbehrlich waren, konnte demselben so leicht nichts abschlagen, und da dieser durch sein Eintreten in das Bureau zufällig den Rückzug eines sehr hartnäckigen Gläubigers beschleunigte, so fühlte er sich demselben doppelt zum Danke verpflichtet.

Lustig und aufgeräumt eilte das Kleeblatt aus dem Bureau; noch einmal drückten sie sich, herzlicher denn je, die Hand und verabredeten, sich am andern Morgen halb neun Uhr auf dem Bahnhofe zu treffen.

Peter Verton, der Verheirathete unter den Dreien, blieb heiter bis zur Schwelle seiner Wohnung; als er diese überschritten, wurde er mürrisch, knurrig und kurz angebunden. Er gehörte zu jener liebenswürdigen Sorte von Ehemännern, die all ihre schlechte Laune, all ihre Beschwerden auffammeln und für das Haus bewahren, öffentlich dahingegen alle Zeit fröhlich, aufgeräumt und einnehmend sind. Mit kurzen Worten theilte er seiner Frau mit, daß er am andern Morgen nach Brüssel reisen würde, weshalb seine Frau für die nöthige Wäsche und sonstigen Reisebedürfnisse sorgen möge. Dann brummte er über die Kinder, die bei dem Mädchen in der Küche jauchzten, und fing dann an die Zeitung zu lesen, deren Lectüre er vermittelst eines „Bittern" geistreicher zu machen suchte.

Sein liebes, blondes Weibchen saß auf einem Stuhle und blickte ihren Mann niedergeschlagen an.

„Das werden stille Ostertage für uns werden, Piet*)", sagte sie in einem Tone, mehr als wenn sie dies bei sich selbst dachte, als wenn sie sich darob bei ihrem Manne beklagte.

Peter flog auf und fuhr sie an:

„Gönnst Du mir nichts? Bedarf ich nicht der Erholung bei meiner aufreibenden Arbeit? Muß ich Dich und die Kinder überall mitnehmen?"

„In dieser Absicht sagte ich es nicht", antwortete die Frau ruhig. „Jetzt aber werde ich kein Wort mehr darüber verlieren."

Mann und Frau sprachen seitdem bis zur Abreise am andern Morgen fast kein Wort mehr zusammen.

Der unverheirathete Christoffel Balters, der Phlegmatischeste der Drei, ließ in seinem Aeußeren wenig merken, daß er morgen zum ersten Male in seinem Leben die Grenzen seines Vaterlandes überschreiten würde. Als das unschöne Dienstmädchen dem Laufburschen des Restaurateurs die durch einandergeschüttelten Speisen, à 60 Cents das Couvert, abgenommen und sie auftrug, war an ihm nichts Außergewöhnliches zu spüren.

Er aß mit gewohntem Appetit und versäumte auch nicht, mit der hüb-

*) Diminutiv von Peter.

schen Tochter des gegenüber wohnenden Gerbers vermittelst des Espions die täglichen kleinen Galanterien zu wechseln.

Da selbst den leckersten Speisen die Gesellschaft erst den eigentlichen Reiz verleiht, so war Herr Balters mit seinem Mittagessen bald fertig, worauf er seine „Hospita" von seiner dreitägigen Reise in Kenntniß setzte. Die Wirthin fand diesen Ausflug ganz vortrefflich und beeilte sich sofort, nachdem ihr Miether das Zimmer verlassen, mit großen Hahnefüßen einen Brief an ihren Vetter zu schreiben, der als Wachtmeister bei den Husaren stand. In diesem Briefe forderte sie ihren Vetter auf, sofort Urlaub zu verlangen und die Ostertage bei ihr zu verbringen; ihr Zimmerherr sei verreist und die Oberstube mithin frei.

Jan van Dußen kam fröhlich zu seinen Eltern nach Hause. Er theilte ihnen seinen Plan mit, und sie nahmen ihn wohlwollend auf. Namentlich freute er sich darüber, daß seine Reisegefährten noch nie über das Weichbild von Haag hinaus gekommen waren. Er malte sich im Voraus ihren Enthusiasmus aus und zählte die verschiedenen Puncte auf, wo er sich an der Ueberraschung und dem Erstaunen seiner Reisegefährten zu weiden gedachte.

So war die Stimmung unseres Touristenkleeblattes am Vorabend ihrer Reise.

II.

Der Cousin.

„Ihr wißt noch nicht, welche Ueberraschung Euch in Brüssel erwartet!" sagte Christoffel Balters vertraulich zu seinen Reisegefährten, als er am andern Morgen neben ihnen im Coupé saß. „Gestern Abend erst dachte ich daran, daß ich in Brüssel einen leiblichen Vetter habe, einen wohlhabenden Mann, der eine Fabrik von Bronzeornamenten besitzt und auf dem Boulevard de l'Observatoire wohnt. Ich brauche Euch nicht erst zu sagen, wie sehr uns der Mann nützlich sein kann! Wir wollen aber auch gleich zu ihm hingehen!

Jan blickte einigermaßen enttäuscht vor sich hin; wenn man einmal die Rolle eines Cicerone übernommen hat, so sieht man es nicht gern, wenn einem dieselbe auf einmal wieder aus der Hand genommen wird.

„Nun ja, das ist ganz hübsch!" antwortete Jan. „Aber dann sind wir auch an den Cousin gebunden und können nicht frei über unsere Zeit verfügen!"

„Aber unserer Börse wird es vortrefflich zu Statten kommen!" erwiederte Stoffel. „Ich habe ihn zweimal in Haag gesehen, und immer ist er in jovialster Weise in mich gedrungen, daß ich ihn einmal besuchen sollte."

„Nun ja, wir können ja einmal hingehen!" sprach Peter seine Meinung aus.

Gegen zwei Uhr Nachmittags langten unsere Touristen glücklich in Brüssel an. Jan rief sofort einen Droschkenkutscher, sie nach dem wohlbekannten Hotel de la Poste in der Rue fossé aux loups zu fahren, wo man stets so viel Holländer trifft, daß man leicht glauben kann, sich auf holländischem Grund und Boden zu befinden. Aber der zierliche, geräumige Eingang, die breite mit Pflanzen und schönen Gemälden geschmückte Vorhalle zeigten genugsam, daß man sich in der Fremde befinde. Im Auslande legt man auf ein anziehendes Aeußere einen viel größeren Werth, als bei uns in den Niederlanden. Auswärts wird man Dir in einem mit feinem Geschmack deco-

rirtem Salon auf silberner Schüssel ein vielleicht etwas zähes Beefsteak präsentiren, während bei uns in Holland das Fleisch so, mürbe ist, daß man es dem Vater der Götter vorsetzen könnte, wenn nur die Umgebung nicht so dürftig und dunkel und zuweilen ärmlich wäre.

Jan führte dem gallonirten Portier gegenüber das Wort, und das Resultat seiner Unterhaltung war, daß unsere Reisenden, nachdem sie eine Reihe von Gängen passirt hatten, in einem geräumigen mit drei Betten und einem angrenzenden Salon versehenen Zimmer untergebracht wurden.

Gleich darauf befanden sie sich wieder im Speisesaale, restaurirten sich und brannten nun in ungestümen Verlangen, Kleinparis in Augenschein zu nehmen.

„Zuerst aber zu meinem Cousin!" hob Stoffel wieder an. „Wenn wir ihn gesehen und gesprochen haben, werden wir vollkommen orientirt sein. Er als Brüsseler kennt die neuesten Amüsements, die besten Locale. Er kann uns in Estaminets und Café chantants führen, die wir von selbst nicht aufgefunden haben würden. Darum zuerst zu meinem Cousin!"

Peter stimmte dem bei und Jan fügte sich der Majorität, so daß man aufbrach und sich zu dem Herrn van Peurgem auf dem Boulevard de l'Observatoire verfügte. — — — — — — — — — —

Als Stoffel an dem großen Hause die Klingel zog, wurde die Thür durch ein dickes, plumpes Dienstmädchen geöffnet, die die Herren aufforderte näher zu treten. Stoffel gab seine Karte ab; die Magd stieg langsam vier seitwärts befindliche Stufen in die Höhe, und einen Augenblick später sprang Monsieur van Peurgem mit einem Freudenschrei und dem wiederholten Ausrufe: „mon cher Stoffel!" die Stufen herab.

Er war der Typus eines echten Brüsselers, blond, corpulent, herzlich und zuthunlich mit einem Etwas in der Stimme, was an Faro und Lambick*) erinnerte.

Er schlug Stoffel links und rechts auf die Schulter, versicherte, daß er sich freue, daß sein Cousin ihn einmal besucht und forderte die drei Herren auf, sans façon näher zu treten.

Im Wohnzimmer fanden sich Madame, die an unsere drei Herren einige Complimente richtete, die sie, leider! nicht zu beantworten vermochten. Auch vier Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen, saßen unter Obhut eines Kindermädchens, mit Spielen beschäftigt, an einem Fenster.

„Womit kann ich den Herren aufwarten?" war des fröhlichen van Peurgem erstes Wort.

Stoffel versicherte, daß sie sich soeben in ihrem Hotel restaurirt hätten.

„In welchem Hotel sind die Herren abgestiegen?"

„Im Hotel de la Poste."

Van Peurgem zuckte die Schultern.

„Passablement bien!" sagte er. „Ich würde Ihnen aber den „Grand Monarque" vorgeschlagen haben."

Und nun erging er sich in Schilderung der Vorzüge, welches dieses letztgenannte Hotel vor dem ersteren darbot, so daß unser Trio seine Wahl zu bereuen anfing.

Hierauf eilte van Peurgem zum Zimmer hinaus und kehrte mit einem Korbe zurück, aus dem er eine Flasche Steinberger Cabinet, eine Flasche

*) Faro und Lambick sind Brüsseler Biere.

seinen Burgunder, eine Flasche weißen und eine Flasche rothen Champagner und endlich noch eine Flasche Lafitte zum Vorschein brachte. Er sah dabei die Herren lachend an und versicherte, daß er sich nur erlaube, ihnen ein Pröbchen seines Weinkellers vorzusetzen.

Der Eine protestirte noch lebhafter als der Andere gegen diese Probepartie, aber der Brüsseler wollte nun einmal den gastfreien Mann herausbeißen, und so sollten und mußten die Herren trinken. Es folgten noch zwei colossale Torten, die rasch aus einer benachbarten Conditorei herbeigeholt waren; van Peurgem stellte drei Kisten mit Cigarren auf den Tisch, schenkte hierauf zuerst von dem Burgunder ein, nöthigte Jeden, ein tüchtiges Stück Torte zu nehmen und steckte ihm dann im buchstäblichsten Sinne des Wortes eine feine Cigarre in den Mund und guckte dann, sehr zufrieden mit seiner Arbeit, alle Drei vergnügt an.

Stoffel brachte das Gespräch auf die vlämische Partei im Lande.

„Die Bläminger", sagte van Peurgem, „sind der ungebildetste Theil der Nation. Ich habe hundertmal lieber mit Wallonen zu thun. Diese sind herzlich, gastfrei, gebildet; komme ich zu vlämischen Kunden, so schenken sie mir ein kleines Gläschen ein, während die Wallonen kein Glas finden können, groß genug, um mich ihren Burgunder daraus trinken zu lassen."

Inzwischen schenkte van Peurgem wiederholt ein. Kein freundliches Bitten, oder sanftes Weigern mochte helfen. Jeder hatte drei Gläser voll Wein vor sich stehen; van Peurgem trank stets die Gesundheit eines Anderen und hatte nun selbst Stoffel und Jan, um die Verschiedenheit des Geschmackes zu prüfen, eine zweite Cigarre aufgenöthigt, so daß Jeder nun in jeder Hand ein Cigarre hielt.

Allmälig fing der Ton der Unterhaltung an lebendiger und freier zu werden, während der Cigarrendampf der vier rauchenden Herren das Zimmer je länger je mehr in dichten Dampf hüllte. Madame hatte sich geräuschlos aus dem Zimmer entfernt. Van Peurgem stand nun auf, um die vierte Flasche zu entkorken, als Jan, in der allersentimentalsten Haltung von der Welt, ihn beschwor, das Siegel unverletzt zu lassen, da sie sonst leicht zu viel trinken könnten.

Aber van Peurgem duldete keinen Widerspruch.

„Was! Brave Holländer sollten ihm nicht mit ein paar Flaschen Bescheid thun? Nichts da: Die Becher gefüllt und getrunken auf das Wohl der Niederlande!"

Die jungen Leute gaben nach. Jan van Dußen war, vielleicht zufällig, je länger, je näher an das Kindermädchen heran gekommen; jetzt fing er mit ihr zu plaudern an, wobei er sie mit ganz kleinen Augen anguckte. Stoffel saß mit seinen zwei Cigarren in der Hand schwatzend und seelenvergnügt van Peurgem gegenüber, während Peter sich dann und wann gegen eine unsichtbare Person verbeugte.

Die letzte Flasche war entkorkt. Jan machte dem Kindermädchen, das sich nicht von ihm losmachen konnte, eine Liebeserklärung; Stoffel stieß mit van Peurgem auf die ewige Freundschaft an; Peter ließ den halben Inhalt seines Glases über seine Weste laufen und hielt sich dabei mit der linken Hand krampfhaft an seinem Stuhle fest; man konnte sich durch den Tabaksdampf kaum noch sehen.

„Nun, meine Her . . . ren", sagte Stoffel, „wollen wir au . . . auf . . . aufbrechen!"

Van Peurgem war in Hausschuhen, gleichwohl wollte und mußte er die Herren bis an die Ecke der Rue neuve begleiten. Man mußte Jan wiederholt anstoßen, bis er endlich mit seinem Abschied von dem Kindermädchen fertig wurde. Dann machten sich alle Vier, nicht ohne plumpe Stühle und elende Treppen zu verwünschen, nach der Rue neuve auf den Weg und gingen Arm in Arm über die Straße, während ihre Beine bereits keine deutliche Vorstellung von vor- und rückwärts mehr hatten.

An der Rue neuve verabschiedete sich van Peurgem bis zum Abend, wo er die Herren in ihrem Hotel aufsuchen würde.

In der Rue neuve konnte Jan nicht umhin „Wien nederlandsch bloed*)" anzustimmen, wovon jedoch in der überfüllten Straße nur wenig Menschen Notiz nahmen. So kamen sie in der Halle des Hotels an, wo der alte mit gewissen Symptomen vertraute Hausdiener ihnen rieth, sich nicht zur Table d'hote zu verfügen, die bereits ihren Anfang genommen.

Aber die Herren nahmen keinen Rath mehr an. Sie drangen im Speisesaale ein, setzten sich auf ihre Plätze nieder und versuchten vergeblich etwas zu essen, bis endlich das Aufsehen und die Bemerkungen, zu denen ihr Benehmen bei der übrigen Tischgesellschaft Veranlassung gab, sie bewog, in aller Stille ihr Zimmer aufzusuchen.

Als der Kellner um halb zwölf Uhr nach sechsmaligem Anklopfen die Thür öffnete, fand er die Herren wie Bären schnarchend.

An demselben Abende tractirte der Wachtmeister in Stoffel's Zimmer in Haag seine Cousine und einige Bekannte mit Anis, wobei er die Cigarren und den Zucker des Zimmerbewohners nicht schonte.

Auch Frau Berton hatte einen angenehmern Tag verlebt als seit Jahren. Ihre Mutter, die wegen ihres Schwiegersohnes mürrischem Wesen unterließ, sie zu besuchen, war den ganzen Tag bei ihr gewesen. Sie hatte mit den Kindern eine Partie nach dem Scheveningʼschen Busch gemacht und am Abend hatte das liebe Frauchen ihrer Mutter bei dem Genusse eines Schälchens Sagomilch vorgelesen.

Unterdessen lag unser Trio im festen Schlaf, aus dem es erst am anderen Morgen um halb neun Uhr erwachte.

Sie bejammerten die verlorene Zeit. Sie waren bereits fast einen Tag in Brüssel und hatten buchstäblich noch nichts gesehen.

„Das kommt von Deinem abscheulichen Vetter!" brummte Jan aus dem Bette springend. „Der Mann hat herrliche Weine, treffliche Cigarren . . ."

„Und ein niedliches Kindermädchen!" setzte Peter spottend hinzu.

„Nun ja, aber er leidet an zu großer Herzlichkeit, er ist zu sehr Wallone, das ist sicher! Nehmen wir uns also fest vor, uns heute nicht von ihm stören zu lassen, falls er hierher kommen sollte!"

„Das wollen wir!" bekräftigte Stoffel. „Denn sonst kommen wir zu Hause und haben von Brüssel nichts gesehen."

Keiner von den Dreien fühlte sich aufgelegt; die verschiedenen schweren Weine von gestern lagen ihnen noch in den Köpfen, und als sie in den

---

*) „Wien Nederlandsch bloed in de aderen vloiet", Anfangsworte eines Gedichtes von Tollens, welches zum Niederländischen Nationalliede geworden ist.

Der Uebers.

Speisesaal traten, um dort zu frühstücken, bemerkten sie ein Lächeln auf dem Gesicht mehr denn eines der Gäste, welche sie gestern an der Table d'hote gesehen.

Als sie eben Platz genommen, benachrichtigte sie der Kellner, daß Herr van Peurgem sie zu sehen verlange, ihr Verfolger, ihr Quälgeist!

„Lassen Sie den Herrn nur hereinkommen!" antwortete Stoffel kurzweg.

Herr van Peurgem kam ganz fröhlich herein. Er war bis in den höchsten Himmel entzückt, daß sie so wohl aussähen, machte noch ein Anspielung auf die Kneiperei am gestrigen Tage und bemerkte dann, daß er für den heutigen Sonntag bereits einen Plan entworfen habe.

Unser Trio zog ein schief Gesicht.

„Was ist das für ein Plan?" fragte Stoffel ziemlich unhöflich.

„Mein Wagen steht vor der Thür. Gegen halb elf Uhr fahren wir nach dem Bois de la Cambre, wo wir den Tag verbringen werden."

„Aber, mein bester Herr", antwortete Jan mit Feuer, „diese Herren haben Brüssel noch nicht gesehen und sind lediglich hierher gekommen, um es zu bewundern."

„Narrheit!" rief van Peurgem lachend, „was ist an Brüssel zu sehen? Nichts! Was ist der Unterschied zwischen Brüssel und einer holländischen Stadt? Daß man sich hier die äußere Verzierung der Gebäude und Häuser etwas mehr kosten läßt. Wenn man in Holland die steifen Häuser ansieht, so bekommt man ein Gefühl, als wenn die Bewohner das Leben als eine Last betrachteten; hier hat Alles den Anschein, als ob man das Leben nur fröhlich und leichtherzig auffasse. Hier bringt man Alles dem Publicum vor die Augen, bei Ihnen hält man das Beste im Kasten verschlossen. Hier gehen die Damen am Abend mit ihren Herren aus, um ein Glas Faro zu trinken, und sitzen fröhlich beisammen, während in Holland jedes Kaffeehaus eine in sich abgeschlossene Welt bildet. Sie werden doch keine Kirchen besuchen wollen? Das ist langweilig, und Sie haben in Holland eben so hübsche Kirchen wie hier . . ."

„Aber die Gundulakirche, das Museum, die Passage Saint Hubert, der Park, der Palast der Deputirten, die Constitutionssäule?" rief Jan heftig werdend aus.

Van Peurgem zuckte die Achseln.

„Die Gundulakirche hat die Eigenthümlichkeit, daß man auf der einen Seite so an vierzig Stufen zu ihr emporsteigt und auf der anderen Seite zu gleicher Erde wieder herauskommt. Wenn man das einmal weiß, braucht man nicht hinzugehen, um es anzusehen. Das Museum? Wer findet je Vergnügen daran, diese verschimmelten Gemälde zu betrachten? Dann mag er nur auch gleich das anatomische Museum besuchen, damit er vor Ekel zwei Tage lang nicht essen und nicht schlafen kann. Nein, meine Herren, das einzige, was Brüssel charakterisirt und was jeder Fremde sehen muß, das ist unser Bois de la Cambre, der schönste Wald, den Sie sich vorstellen können, mit Thälern, Weihern, Wasserfällen, Fontainen, kurz Allem. Ohne das Bois bedeutet Brüssel nichts, denn alles Andere ist unbedeutend. Also beeilen Sie sich: wir gehen nach dem Bois de la Cambre."

Keiner unserer drei Freunde hatte den Muth, sich dem kräftig zu widersetzen; es war in jedem Falle eine höfliche Einladung, die man nur schwer vollständig ausschlagen konnte. Sie standen also auf, stiegen in den Wagen und fuhren durch verschiedene Straßen. Auf diese Weise sahen sie wenigstens

etwas, wenn auch nur flüchtig, da van Peurgem so eifrig im Erzählen begriffen war, daß sie sich verpflichtet fühlten, auf ihn zu hören. Aber das was sie sahen, war genug, um ihnen den Mund wässerig zu machen und sie im Stillen den allzu zuvorkommenden Cousin verwünschen zu lassen.

Endlich langten sie am Eingange des berühmten Bois an, der Wagen wurde nach Hause geschickt und auf fünf Uhr wieder bestellt; die drei Freunde machten furchtbar lange Gesichter.

Nun war van Peurgem in seinem Elemente. Er begann eine entsetzlich lange Erzählung von der Anlage — denn Alles hatte man hier der Kunst zu verdanken — des Bois und war unerschöpflich in seinem Lobe. Die drei Bewohner von Haag, die den Haager „Bosch" unendlich anmuthiger und natürlicher fanden und allmälig ärgerlich wurden, daß der Brüsseler sie so schmählich von ihrem ursprünglichen Reiseplane abzog, fingen an, zwischen dem „Bosch" und dem „Bois" Vergleichungen anzustellen, die nicht zu Gunsten des Letzteren ausfielen.

Man wurde dabei fast warm, und wenn Jan nicht zuletzt noch lachend der Vorschlag gemacht, den Streit durch Schiedsrichter zu entscheiden, so würden vielleicht ernste Worte gefallen sein.

Unsere Freunde waren also verdammt, in Gesellschaft vieler Brüsseler, für welche das natürlich ein Fest war, bis fünf Uhr im Bois auszuhalten. Es ist wahr, sie fanden Unterhaltung und Vergnügen genug, all die Familien zu sehen, die den ganzen Tag dort zubrachten und auf dem jungen, frischen Grase das mitgebrachte Mittagsmahl verzehrten. Sie sahen wohl, daß hier Alles freier und ungenirter zuging, als dies je in Holland möglich sein würde, allein dies Schauspiel bot ihnen doch keinen Ersatz für das, was sie versäumt hatten. Van Peurgem führte fast allein das Wort und Jan blieb noch der Fröhlichste von Allen.

Endlich war der Wagen da.

„Nun nach dem Café doré!" rief van Peurgem.

„Nein, bestimmt nicht!" rief Jan in entschiedenem Tone. „Wir bitten Sie, uns die Ehre zu erweisen, mit uns an der Table d'hote unseres Gasthauses zu speisen, und dann gehen wir zusammen nach der Oper!"

„Mein guter Herr", erwiederte van Peurgem lebhaft, „da wird nichts daraus. Sie sind mir vorgestellt durch meinen Cousin, und die Freunde meiner Freunde, sind meine Freunde. Sie sind Fremde und ich bin der Wirth. Ich betrachte Sie als meine Gefangenen. (Dies Letztere begriffen die drei Freunde vollkommen.) Wir essen also im Café doré; nach der Oper gehen wir nicht, da ich mich schämen würde, wenn Fremde diese elende Truppe hörten. Das also ist das Programm!"

Die Freunde sahen sich an wie drei zum Tode Verurtheilte.

Gegen sechs Uhr langten sie im Café doré an. Sie mußten noch eine halbe Stunde warten, ehe das Diner servirt ward, und die Schüsseln folgten einander so langsam, daß es beinahe halb neun Uhr war, ehe die Gesellschaft sich vom Tische erhob.

Hierauf gingen sie mit van Peurgem nach dem Café de mille colonnes, welches ihnen durch seinen Reichthum, seine Größe und seinen Verkehr imponirte. Jan schlug zuletzt noch einen Spaziergang durch die Passage vor, allein van Peurgem versicherte, daß dort bereits Alles geschlossen sei und daß sie sich an Ort und Stelle viel besser amüsiren würden.

Gegen elf Uhr wurden unsere drei Freunde von ihrem Gefangenwärter

im Hotel abgeliefert. Van Peurgem versicherte dabei, daß er für morgen bereits ein prächtiges, Laeken in sich begreifendes Programm entworfen habe. Das Trio stampfte bei dieser Versicherung vor Aerger mit den Füßen und trank dann noch, um seine schlechte Laune hinunter zu würgen, eine Flasche Wein. Hierauf legten sie sich mit dem festen Vorsatze zu Bett, das Hotel morgen vor van Peurgem's Ankunft zu verlassen und ihre eigenen Wege zu gehen.

Doch bevor sie am Ostermontag diese kühne Idee auszuführen vermochten, brachte man ihnen ein an Stoffel's Adresse gerichtetes Telegramm, worin ihr Abtheilungschef denselben aufforderte, sofort zurückzukehren. Es sei ein Actenstück, dessen der Minister absolut und ohne Zögern bedürfe, in ihrer Abtheilung nicht zu finden. Die Drei sahen aus wie Leichen. Wie sollten sie, nach Haag zurückgekehrt, von Brüssel erzählen können, wenn sie nichts davon gesehen hatten!

Sie packten sofort ihre Koffer, frühstückten, nahmen hierauf von van Peurgem schriftlich Abschied und fuhren mit niedergeschlagenen Gesichtern zum Bahnhofe. Als sie am Abend in Haag ankamen, hätten sie vor Aerger weinen mögen.

Stoffel stand, zur großen Bestürzung seiner Wirthin, um sechs Uhr vor seiner Thür. Seine Wirthin suchte ihn vergeblich zu veranlassen, sich nicht sofort nach seinem Zimmer zu begeben; als er dort eintrat, fand er den Wachtmeister in seinem Bette ein Mittagsschläfchen halten. Nach heftigem Scharmützel räumte die bewaffnete Macht das Feld, worauf Stoffel Thee bestellte, nachdem er zuvor die Wohnung gekündigt.

Peter fand seine Frau mit den Kindern spielend; sein Frauchen empfing ihn ganz herzlich, allein die Kinder nahmen keine Notiz von ihm, weil er sie immer nur zu schelten, oder ihnen Kopfnüsse zu verabreichen pflegte.

Jan war der einzige, der die Sache aufrichtig seinen Eltern erzählte, und sich auch entschloß, das ganze Abenteuer in voller Wahrheit in der Kanzlei zum Besten zu geben.

In Folge dessen wurden die Herren mit ihrer Brüsseler Reise freilich nicht wenig aufgezogen, was Jedem von ihnen zu der Erkenntniß verhalf, daß es zuweilen sehr lästig sein kann, mit einem zu zuvorkommenden Manne zu thun zu haben

Alte Epigramme an neue literarische Adressen.

Berliner Possendichter.

Volksdichter nennt sich der Possenschreiber?
Wie fällt ihm dieses bei?
Wahrscheinlich hält er Volk und Dichter
Für Einerlei.

Der oberrheinische Anakreon.

Wie lieblich seine Lieder klingen,
Singt er vom Wein und Rhein!
Des Weines Lob muß ihm erklingen,
Denn aus ihm spricht der Wein.

Dramendichtender Kritiker.

Daß ich Ihr Drama zu hoch in der Zeitung erhob — wie natürlich!
In der Zerstreuung, mein Herr, wähnt ich, es wäre von mir!

An Albert, den Goldschnittlyriker.

Dein Lied ist Morgenthau, der über Rosen fließt,
Doch weißt Du, Freund, daß Thau auch Wasser ist?

Auf einen Vorleser seiner eigenen Gedichte.

Geschätzt, wie Du, ward niemals ein Poet;
Wohin Du kommst, steht Alles auf und — geht

Moderne Gedichtsammlungen.

Dichtungsalbums, groß und kleine, —
Legion ist eure Zahl!
Habt ihr Leser? — Ach! Fast keine!
Nicht doch! Viele! Sintemal
Jeder Dichter liest das seine
Zwanzig und wohl hundert Mal.

Ein „sogenannter" Lustspieldichter.

Des Lustspiels wahren Zweck, die Fehler zu vertreiben,
War Hugo zu erreichen hoch bemüht;
Denn Jeder, der sein neustes Lustspiel sieht,
Der hütet sich gewiß, ein ähnliches zu schreiben.

Auflageerfolg.

„Man druckte vor bald einem Jahre
Breitspur's Roman, dreitausend Exemplare,
„Dreitausend?" „Ja, 's wird keines fehlen,
Du kannst sie beim Verleger zählen."

Der Hausarzt.

Populär-mediciniſche Plaudereien.

I. Die Bleichſucht. Von Dr. med. A. Penn.

hſucht iſt der äußere Ausdruck für eine Anomalie des Blutes
nmtem Charakter, nämlich für eine Verminderung der rothen
Das Blut iſt eine gelbliche Flüſſigkeit, in dem die genannten
:perchen ſchwimmen und demſelben die rothe Farbe geben.
ıtkörperchen vermindert, ſo erſcheint das Blut bläſſer und da
rein mit der eigenthümlichen Farbe der Haut die Fleiſchfarbe
en wir ein, weshalb eine Anomalie des Blutes das normale
Menſchen verändert, weshalb bei der Bleichſucht die äußere
eimhaut des Mundes ꝛc. bleicher als im geſunden Zuſtand er-
Blut fehlt die normale Anzahl rother Blutkörperchen! Rufen
ıu Hülfe, ſo lautet deſſen Ausſpruch: Ihrem Blute fehlt Eiſen,
ı Bad, um Stahlbrunnen zu trinken, oder Sie müſſen eine
ıben.“ Es ſcheint ein Widerſpruch hier vorherrſchend zu ſein;
, dem Blut fehlen die rothen Blutkörperchen, der Arzt ſagt,
Eiſen, aber der Widerſpruch ſcheint auch nur vorherrſchend
Ausſprüche ſind gerechtfertigt. Eiſen fehlt dem Blute info-
rothen Blutkörperchen Eiſen enthalten, mit jenen alſo dieſes

iologie hat nachgewieſen, daß die Blutkörperchen in der Milz
ı, und die Pathologie, die Krankheitslehre ergeben, daß Eiſen
die Milz anzuregen, die rothen Blutkörperchen in normaler
:llen und jetzt verſtehen wir, weshalb der Arzt Eiſen verord-
.angelnde Eiſen im Blut zu erſetzen.
hſucht iſt eine Krankheit des weiblichen Geſchlechtes, zuweilen
ıch bei Knaben auf. Die Diagnoſe irrt ſelten, da ihr Haupt-
bleiche Haut, eine ſehr in die Augen fallende Erſcheinung iſt.
noch andere Erſcheinungen bei der Bleichſucht vorhanden, Er-
elche die Kranken oft ſehr beſorgt machen: das Herzklopfen
noth. Erſteres hat ſeinen Grund in einer Affection der Herz-
,e der anormalen Blutmiſchung, letzteres ſeine Urſache in einer
Aufnahme von Sauerſtoff in die Blutmenge. Die rothen
› die Vermittler des Athmens; ſind dieſe alſo weniger vor-
nn nicht genügend Sauerſtoff dem Körper zugeführt werden
ich in den Lungen ein Gefühl geltend, das wir Athemnoth
ıeitig ſind die Lungen beſtrebt, den zu wenig aufgenommenen
ch raſcheres Athmen zu erſetzen und Kurzathmigkeit iſt vor-

hen der Bleichſucht, alſo dafür, daß die Milz nicht in normaler

Weise die rothen Blutkörperchen fabricirt, sind nicht bekannt; man hat schlechte Luft, schlechte Nahrung damit in Zusammenhang gebracht, aber die Erfahrung lehrt, daß Landbewohnerinnen mit reichlicher und gesunder Nahrung so gut von der Bleichsucht heimgesucht werden als Städterinnen mit guter und schlechter Nahrung. Es ist bis jetzt bei keiner Krankheit gelungen, deren Grundursachen festzustellen und den Forschern auf medicinischem Gebiet stellen sich eben so große Schwierigkeiten dar, wie den Forschern nach dem Ursprung des Menschengeschlechts.

Es giebt Krankheiten, die sich nur fortpflanzen durch Uebertragung von einem Individuum auf das andere und deren Entstehen insofern besonders ein undurchdringliches Räthsel sind, als sie doch einmal begonnen haben müssen. Wenn ich nicht irre, ist es der Talmud, der seinen noch zahlreichen Anhängern dieses Räthsel auf bequeme Weise löst, indem er erzählt, daß die Krankheiten durch einen Fluch Gottes in die Welt gesetzt wurden. Aber man braucht gar nicht Anhänger des Talmud zu sein, man braucht nur blind auf die Bibel zu schwören, um zu glauben, daß Gott auch die Krankheiten in die Welt gesetzt hat, so gut wie die ersten Menschen, die ersten Thiere und die ersten Pflanzen und, daß sie uns treffen, wenn wir sündigen. Allerdings, Evas Apfelbiß hat auch das Kranksein verschuldet, wir lebten gewiß jetzt noch im Paradiese, wenn jene That nicht geschehen wäre, wir lebten naturgemäß, ohne Jagd nach Genüssen, die das Nervensystem zerrütten und die Säfte verderben und die krankmachenden Agentien hätten keine Macht über unsern Geist und unsern Körper. Die Damen im Paradiese hätten gewiß nicht über Migräne und über Blutmangel geklagt und die Aerzte hätten ihre Patienten, um ihrer nur los zu sein, nicht in die Bäder geschickt und die Ehemänner hätten die Neujahrsrechnungen nicht gefürchtet und hätten jedem Ultimo ruhig, ohne Aufregung des Nervensystems entgegen sehen können. Doch, das ist nun einmal so und wir müssen in Geduld ertragen, was unsere Vorfahren verbrochen und was wir nicht stark genug sind, zu bessern. Zum Glück haben wir heute ein Aequivalent in den Fortschritten der Wissenschaft und die seit damals noch lebende Schlange wäre schon längst besiegt, wenn sie nicht noch gar zu viel Anhänger hätte. Wir wissen nicht, welche Dame zuerst die Bleichsucht hatte, aber daß sie mit jener Schlange aus dem Paradiese auf vertrautem Fuß lebte, das glauben wir und ihre armen Nachkommen müssen darunter leiden, denn, daß diese selbst die Krankheit durch verkehrte Lebensweise hervorrufen, ist nicht anzunehmen, da wir gesehen haben, daß selbst Knaben und Landmädchen darunter leiden, wenn auch Letztere nicht alle im dorfgeschichtlichen Gewand einhergehen.

Gegen die Bleichsucht hilft Eisen und kräftige Nahrung und vor Allem eine ruhige Lebensweise. Die jungen Damen sollten zur Zeit keine Bälle besuchen und keine Dumas'schen und Sardou'schen Dramen ansehen. Knaben sollten, so lange sie bleichsüchtig sind, die Schule vermeiden und die Dienstmädchen sollte die Herrschaft von schwerer Arbeit entbinden. Welches Eisenpräparat man nehmen muß, ist dem Hausarzt zu überlassen, und zu wissen, daß man nicht hinter dessen Rücken eine alte Frau zu Rathe ziehen darf, sind meine Leser gebildet genug. Zuweilen läßt allerdings die Kunst des Arztes im Stich und dann ist eine alte Frau der Strohhalm, an dem sich der Ertrinkende zu retten sucht; man erwäge aber, daß die Krankheit, wenn sie auch Allem spottet, einmal zum Stillstand kommt und, daß selbst eine jahrelange Dauer nicht berechtigt, an der ärztlichen Kunst zu verzweifeln.

„Blut ist ein ganz besonderer Saft", sagt Mephisto, und dieser ganz besondere Saft kann von einer alten Frau, um nicht zu sagen altes Weib, ganz besonders verhunzt werden.

Ein sehr gutes Mittel gegen die Bleichsucht sind die Blaud'schen Pillen. Sie bestehen aus schwefelsaurem Eisen und kohlensaurem Kali. Die Formel dieser Pillen ist, für Den, der sich für Recepte interessirt:

Ferr. sulph., Kali carbonici e Tartaro adde 15,0 Traganth. 9, s. f. pil N. 120.

Von diesen Pillen nimmt man täglich sechs Stück in zwei Abtheilungen. Nebenbei esse man kräftig und halte sich in gesunder Luft auf. Sehr oft sind bei der Bleichsucht Magenbeschwerden vorhanden und diese sind oft als die Ursache anzusehen, welche rückwirkend das Uebel unterhalten, da die Eisenpräparate nicht verdaut werden und daher nicht auf die Milz wirken können.

Die Blaud'schen Pillen sollen in der Weise wirken, daß sie die Magenübel beseitigen und gewissermaßen zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: jedoch jedes Mittel kann im Stich lassen und es sind Fälle genug bekannt, wo die Blaud'schen Pillen ihren Zweck verfehlten und andere Eisenpräparate zum Ziel führten.

Außer der Verminderung der rothen Blutkörperchen ist das Blut bei der Bleichsucht noch dadurch verändert, daß die Eiweißmenge des Blutwassers (Serum) schwankend ist. Bald ist sie normal, bald weniger, selten im Ueberschuß vorhanden. Aus der Veränderung des Blutes resultirt auch die Affection des Nervensystems. Bald ist Kopfschmerz vorhanden, Ohrensausen, bald große Reizbarkeit, bald Depression des Gemüthes. Zuweilen machen sich eigenthümliche Gelüste bemerkbar, überhaupt jene Alteration des Nervensystems, die man mit dem Ausdruck Hysterie bezeichnet. Sie alle weichen jedoch mit Beseitigung der Grundkrankheit. Somit wäre in dem kleinen Rahmen dieses Artikels so ziemlich Alles gesagt, was sich über die Bleichsucht sagen läßt und wir fürchten, ins Schwatzen zu gerathen, wenn wir noch etwas hinzufügen wollten.

Volkshumor in altdeutscher Rechtspflege.

Von **Werner Hesse.**

Es ist eine lohnende Aufgabe, dem Volkshumor nachzugehen und festzustellen, wie sich derselbe im häuslichen und öffentlichen Leben äußert. Bei den semitischen Völkern hat sich derselbe, wie es scheint, stets weniger geltend gemacht als bei den indogermanischen, und unter den Letzteren haben die eigentlichen germanischen mehr als die romanischen Stämme von dieser Gottesgabe erhalten. Worauf dies zurückzuführen, ob es in dem angeborenen Naturell eines Stammvaters, oder in der allmäligen Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse zum großen Theile begründet ist, mag schwer nachzuweisen sein. Bei einzelnen Personen muß man den Humor als eine Naturgabe bezeichnen, es ist das Auge, welches auch unter Thränen lacht. Streng despotisch regierte Völker zeigen ihn dagegen seltener, somit kann man es fast als einen Beweis gelten lassen, daß das größere oder mindere Hervortreten des Humors bei einem Volke ein Maßstab für die Theilnahme an den öffentlichen und allgemeinen Angelegenheiten des Landes ist.

So weit uns die Geschichte über das Wesen unseres deutschen Volkes Aufschluß giebt, können wir durch eine Menge Züge nachweisen, daß der Humor stets eine große Rolle bei unseren Vorfahren gespielt hat. Sprichwörter, Sitten und Gebräuche geben davon Kunde. Daß die lustige Laune sich im häuslichen Leben, im freundschaftlichen Verkehr, bei Hochzeiten und Kindtaufen, auch Kirmessen und bei fröhlichen Festen oft in sinniger, oft in der ausgelassensten Weise stets gezeigt hat, bietet nichts Auffallendes, aber auch in der Rechtspflege hat sie sich Jahrhunderte lang mächtig und zwar bis zu dem Zeitpuncte geltend gemacht, wo man allmälig anfing, den Begriff der Strafe und Sühne ernster und würdiger aufzufassen. Die Anwendung der Folter und anderer Marterverfahren gehörte früher zur Voruntersuchung und geschah im Geheimen, die Vollstreckung des Urtheils fand aber meistens vor den Augen des Volkes statt. Hierbei war ihm die Gelegenheit geboten, seinem Naturell freien Spielraum zu lassen; die Strafen selbst hatten theilweise einen Charakter, daß ihre Art der Auffassung der Leute ihren Sitten und althergebrachten Gewohnheiten angemessen war. Die Letzteren hatten einen solchen Einfluß im Volke, daß es selbst sich Maßregeln ausgesonnen hatte, welche es gegen Leute, die dem allgemeinen Urtheile anheimgefallen waren, in Anwendung brachte. Diese haben stets einen komischen Beigeschmack, und es kann nicht dabei in Betracht kommen, daß uns Alterthumskundige beweisen wollen, jene humoristisch ausgearteten Zeichen der Volksrechtspflege seien auf ernsten Ansichten ursprünglich begründet. Sie geben uns einen tiefen Einblick in das geistige Wesen des Volkes und sind deshalb von großer Bedeutung.

So lange die persönliche Blutrache und die Grundsätze, welche in den bei allen alten Völkern gemeinsamen Ausspruche: „Auge um Auge — Zahn um Zahn", gipfelten, in Geltung waren, fand der Volkshumor geringen Spielraum. Als Gesetze jedoch die Rachemacht der Einzelnen dämpften und beschränkten, da bemächtigte sich der Volkshumor dieser Hinderungsmaßregeln, suchte sie zu verspotten und ging seinen Straf- und Rachegelüsten in eigener Weise nach. Das Rechtsbewußtsein verband sich mit der lustigen Laune, und es bildeten sich Auftritte heraus, die an Ausgelassenheit oft ihres Gleichen suchten.

Die ersten Zeichen des erwachenden Volkshumors müssen wir wohl in den Liedern suchen, in denen ein Einzelner den Gefühlen und Urtheilen seiner selbst oder der Allgemeinheit Ausdruck giebt. Spott- und Lobsprüche, die sich, wenn sie gefielen und den Volkston getroffen hatten, rasch im ganzen Lande verbreiteten, bildeten in den ältesten Zeiten eine ähnliche Macht wie jetzt die Presse. Sie waren gefürchtet von Hoch und Niedrig, dem Verfasser trugen sie aber zuweilen, wenn er ermittelt wurde, die Rache der Angegriffenen und harte Strafen ein. Wie uns in alten, hauptsächlich nordischen Sagen berichtet wird, errichtete Jemand wohl eine Neidstange, auf deren Spitze er einen abgeschnittenen Pferdekopf steckte, der nach dem Hause des Geschmähten schaute. Ein Spottreim gehörte dazu, den bald Alle kannten, das Volk freute sich der Neidstange, und Niemand riß sie aus, bis die streitige Angelegenheit ausgeglichen war. Je höher der Verspottete stand, desto größeren Anklang fand die gegen ihn angewandte Maßregel im Lande. War dieser aber mächtig genug, so riß er die Neidstange aus und nicht selten mußte der Spötter das Land räumen und in die Verbannung gehen. Scenen, wie sie uns von den Juden und Römern berichtet werden, daß das Volk hinter einem triumphirenden Sieger, wie David und Cäsar, im Festzuge Spottlieder gesungen hätte: „Saul hat 1000, David 10,000 erschlagen" — „Die Gallier besiegte Cäsar, doch den Cäsar Nicomedes" — erzählt man von unseren Vorfahren nicht; Spottnamen waren jedoch an der Tagesordnung und blieben haften.

So erhielt Rolf, ein mächtiger, nordischer König, den Beinamen Krake, weil ein Gast gefunden hatte, daß er aussehe wie eine Krähe. Rolf nahm den scherzhaften Namen an und schenkte, da der Gast zu arm war, um ein Geschenk zur Namensfestung zu geben, diesem einen goldenen Ring. So sehr wurde der treffende Humor geachtet. Beinamen wie „das Kind", „der Dicke", „der Faule", „der Finkler", „Knoblauchskönig" ꝛc. sind solche Zeichen des Volkshumors, die wir noch nicht vergessen haben. Auch jetzt sind solche Bezeichnungen noch gang und gäbe, wobei ich nur auf die Studentensitte hinweisen will, jedem Neuling einen charakteristischen Zunamen anzuheften, der unter den Betheiligten bis zum Lebensende dauert.

Daß König Heinrich I., der Finkler, den Ungarn einen räudigen Hund als Tribut sandte, war auch ein Ausfluß des Humors, wie man einem Unversöhnlichen zum Hohn einen Hund in die Hausthür hing, unter welchem er in die Wohnung aus- und eintreten mußte, ohne einen anderen Eingang benutzen zu dürfen. Ein solcher Mann war auf den Hund gekommen, wie man die sprüchwörtliche Redensart noch jetzt anwendet. Von ähnlichen Maßregeln, wobei dieses den Menschen sonst so sehr zugethane Thier eine Rolle spielt, wird vielfach berichtet.

Als ein eigenthümlicher Zug in Rechtsverfahren ist es zu betrachten,

daß Thiere oft als bewußte, schuldige Geschöpfe angesehen wurden. In einem alten norwegischen Gesetzbuche aus dem zwölften Jahrhundert heißt es: „Wenn ein Mensch von einem Pferde geschlagen oder von einem Hunde gebissen, von einem Rinde gestoßen oder von einem Eber gehauen ist, so soll der Herr des Thiers dasselbe fortschaffen. Thut er es nicht, so ist es anzusehen, als wenn er einen Mörder füttert." In Deutschland, sowie in England ist es im Mittelalter vorgekommen, daß eine Ziege gehängt und ein Schwein geköpft ist, die den Tod eines Menschen verursacht hatten. Eine gewisse Komik kann man einem solchen Strafverfahren aber nicht absprechen, wenn auch mehr natürliche Logik darin liegt, als in dem griechischen Herkommen, worauf Aristophanes in seinen Fröschen hinweist, als er den Xanthias als Ersatzmann seinen Sclaven anbieten läßt, um für ihn gefoltert zu werden: „Hier steht mein Sclave, nimm ihn, foltere ihn!" — Xanthias war der Schuldige, seine Stellvertretung aber nach der Verfassung gewährleistet. In solchem Falle hört alle Gelegenheit zur Komik auf.

Zu den harmloseren Zeichen des Volksdranges, dem Rechtsbewußtsein Genüge zu verschaffen, gehören einige Gebräuche, welche sich bis in unsere Tage erhalten haben. In der Mainacht wandern hauptsächlich auf dem Lande die jungen Burschen still vor die Häuser der Mädchen und stecken Maien und Blumen an die Hausthür und vor die Fenster, wenn sie denselben gewogen sind. Es ist ein Zeugniß der Achtbarkeit, welche die Mädchen genießen und bringt Ehre den Angehörigen. Wo aber Mädchen wohnen, die einen schlechten Ruf besitzen, da wird Häcksel gestreut. Je dichter er am andern Morgen vor der Hausthür liegt, desto größer ist die Verachtung, welche die Verhöhnte verdient. Ein solcher Spott wird tief empfunden und schwer merzt er sich für die Betheiligten aus. Einer Braut, welche sich nicht ehrbar gehalten hatte, geziemte der Strohkranz, welcher ihr oft nach der Trauung vor die Füße geworfen oder an ihre Hausthür genagelt wurde. Derber tritt schon ein anderes Verfahren auf, welches in einigen Gegenden Deutschlands, namentlich in Bayern, fast nur durch die schärfsten Maßregeln zu unterdrücken allmälig gelingt. Es ist das sogenannte Haberfeldtreiben. Still rücken theilweise vermummte Gestalten in dunkler Nacht vor das Haus des Verfehmten und erheben mit allen möglichen und unmöglichen musikalischen Instrumenten, von Hörnern bis zum Topfdeckel, plötzlich einen Höllenlärm, der Angegriffene wird so oft gerufen, bis er erscheint und sich dem Tadel der Rüger blosstellt. Selten findet Zerstörung von Eigenthum statt, der Mann aber ist gerichtet in der ganzen Gegend.

Hier zeigt sich der Volkshumor in einer gemüthlichen und dennoch grausamen Weise, ganz entsprechend dem Wesen des Volkes, in welchem Gutmüthigkeit mit dem Rechtssinn Hand in Hand geht, wobei der lustige Spott aber nicht vergessen wird.

Voll unwiderstehlicher Komik mit einem sittlich bedauernswerthem Hintergrunde müssen uns und allen Unbetheiligten viele Rechtsgebräuche erscheinen, wozu wir vor Allem das jus primae noctis rechnen. Justus Moeser, ein tiefer Kenner des deutschen Lebens, spricht seine Ansicht über die Entstehung solcher Mißbräuche in einer kleinen Mittheilung aus. Er sah hinter einem Gehege einen Junker ein Mädchen küssen, drohte dem Letzteren mit dem Finger und rief: „Mädchen, nimm Dich in Acht, es wird ein Recht daraus."

ien Leuten gönnte man ſelbſt das Recht der Genugthuung nicht. olcher Mann von einem Waffenberechtigten verunglimpft worden, ch der Beleidiger mit der Wehr ihm gegenüber in die Sonne und Ähte mußte ſich mit dem Blinken des Schildes im Tagesglanze Spiel und eigene Leute konnten an dem Schatten des Gegners, an ihm ſelbſt ihre Rache ausüben. Wem fällt hierbei nicht die eberde ein, wie man ſie wohl im Leben ſieht, daß Jemand die geſpreizten Hände an einander vor die Naſenſpitze hält und die Hohn ausdrückt? Alle Schatten- und Lichtſpiele im gewöhnlichen haben ihre komiſche Wirkung, wie es ſchon die Kinder wiſſen, über freuen, wenn ſie ſich ſelbſt Naſenſtüber beibringen, die der n der Wand getreulich wiedergiebt. Der Spielmann durfte den s Beleidigers an den Hals ſchlagen und die Zuſchauer lachten Bild. Das war die Scheinbuße, die bei aller Härte für einen Zeugniß für die luſtige Laune des Volkes bietet. Einen tiefe- chen Sinn mag man dagegen in dem Gebrauche ſuchen, den Ver- anſtändigem Stamme durch einen Zwirn- oder Seidenfaden zu ein Haus durch einen ſolchen zu ſchützen, und dennoch hat dieſe Bezug auf die Zweckmäßigkeit der Maßregel einen ſcherzhaften Zu den Scheinbußen iſt auch zu rechnen, daß man einen begna- Tode verurtheilten Verbrecher zum Richtplatz führte, dort die uf ſein Schatten lagerte, bis zu einer gewiſſen Tiefe aufgrub lbſt dann zur Verbannung an die Landesgrenze brachte. Im nte ein in das Haus unbefugt eingedrungener Mann, der eine n begangen hatte, ungeſtraft von dem Hausbeſitzer oder deſſen getödtet werden. Wer ihn erſchlug, legte zur Scheinſühne eine ge oder einen Hahnenkopf auf den Leichnam. In Deutſchland in Loch unter der Schwelle der Hausthür, zog den getödteten urch daſſelbe in das Freie und legte zur Scheinbuße einen Dreier ahnenkopf auf ihn nieder. Eine Menge ſolcher komiſch ſcheinen- s ſymboliſch gehaltvoller Gebräuche der Rechtspflege aus alter man noch hieran reihen. Sie wurden mit ängſtlicher Sorgfalt nd der Hahnenkopf hatte dieſelbe überzeugende Beweiskraft wie Bunde eines getödteten Verfehmten von dem wiſſenden Mitgliede Vehmgerichts zurückgelaſſene Dolch.

en Vorſtecker eines Wagenrades geſtohlen hatte, mußte ſeinen nge an deſſen Stelle in das Loch ſtecken, bis der Schmied für Nagel geſorgt hatte. Um der Todesſtrafe eines Verurtheilten ms komiſch vorkommenden, damals aber bittern Spott hinzu- g man neben ihm Hunde und Wölfe auf. Kindesmörderinnen n einigen Gegenden mit einem Hund und einer Katze in einen tränkte ſie. Wer ſeine Eltern getödtet hatte, dem wurde ein lffe, eine Natter und ein Hahn zugeſellt. Je höher Jemand ge- , deſto ſchimpflicher war es. Dieſe Anſicht galt auch bei vielen . Völkern, denn Hamann wurde nach der Eſther'ſchen Geſchichte n einem ſieben Ellen hohen Galgen gehängt. In ähnlicher e man noch im vorigen Jahrhundert den in Württemberg einſt chteten Günſtling des Herzogs, den Juden Süß, an einem ſehr en Galgen und zwar in einem Käfig vom Leben zum Tode. bei den Todesſtrafen in vielen Gegenden manche eigenthümliche

Gebräuche zur Geltung kamen, so bietet die Vollstreckung des Endurtheils doch zu sehr abstoßende Seiten, als daß man näher darauf eingehen könnte. Anders verhält es sich jedoch mit den Strafen, welche in reicher Abwechselung für Vergehen kleinerer Art in der raffinirtesten Weise ausgesonnen zu sein scheinen.

Verleumder mußten sich selbst öffentlich vor Gericht auf das „Lügenmaul" schlagen und in einigen Gegenden rückwärts aus dem Sitzungssaale gehen. Die Strafe des Hundetragens durch den ganzen Gau bis zur Bezirksgrenze wurde häufig angewandt. Zänkischen Weibern hing man zwei durch eine Kette verbundene Steine um den Hals, stellte sie an der Kirchthür auf, oder führte sie durch das Dorf. Auch Ruthenbesen gab man ihnen in die Hand zum Zeichen, daß sie das Stäupen verdient hätten. Eine gewisse Sucht, den zu Bestrafenden der Spottsucht des Volkes preiszugeben, zeigt sich stets in der unverkennbarsten Weise. Daß man den Verurtheilten nicht selten in der dürftigsten Bekleidung, im Hemd, vorführte, ist auch nicht außer Acht zu lassen und hat seine komische Seite, zumal wenn man dabei bedenkt, daß dieses Verfahren auch in der frühesten Zeit bei Verbrecherinnen angewendet wurde. In Frankfurt a. M. hat man einmal eine Verleumderin ganz nackt durch die Straßen geführt und dann unbekleidet am Pranger ausgestellt. Oeffentliche Ausstellungen waren bis tief in das vorige Jahrhundert hinein bei den verschiedensten Gelegenheiten an der Tagesordnung. Dieselben fanden nicht stets am Pranger statt. Am Rhein kam es häufig vor, daß Diebe und Diebinnen, welche Stöcke, an denen die Weinreben gebunden wurden, gestohlen hatten, mit diesen sogenannten Ramen im Arm stundenlang auf oder vor der Rathhaustreppe stehen mußten. Ein Stadtdiener blieb ihnen während der Ausstellung zur Seite, der letztere Umstand war aber gerade der schimpflichste. Mit einem Diener des Gesetzes ging man nicht gern über die Straße, deshalb war es z. B. auch in Bonn den Bürgern gestattet, wenn sie zu einer kurzen Strafe in dem sogenannten Bürgergehorsam, einem nur für die Bürger eingerichteten Gefängnisse, verurtheilt waren, sich freiwillig zur Antretung der Haft zu melden. In solchem Falle wurden sie anständig behandelt. Die Bürger duldeten nicht, daß ein Fremder darin untergebracht wurde, und als die Franzosen in den neunziger Jahren einen jüdischen Ochsendieb darin eingesperrt hatten, entstand fast ein Aufruhr, denn man hielt den Bürgergehorsam für entehrt.

Die eigentliche Prangerstrafe, womit noch häufig ein Stäuben verbunden war, hatte sehr derbe Seiten. Der Platz mußte vorher von allem Unrath gereinigt werden, die Zuschauer brachten aber faule Aepfel und Eier mit, welche sie auf den Ausgestellten warfen, noch in den zwanziger Jahren des laufenden Jahrhunderts geschah dies, wie es viele Augenzeugen bekunden können. In einigen Orten führte man die Schuljugend hin zu diesem Schauspiele und diese ließ es oft an Ausbrüchen des Muthwillens nicht fehlen. In Köln vertheilte man sogar bei solchen Gelegenheiten Wein und Zuckerplätzchen an die anwesenden Schulkinder, damit ihnen der Vorfall im Gedächtniß bleibe. Dagegen wanderten auch Andere unter der Zuschauermenge herum und sammelten Gaben für den armen Sünder. Ein solches Unternehmen würde vielleicht von unseren jetzigen strengen Richtern als eine Verhöhnung der Gesetze aufgefaßt und von den Dienern der Gerechtigkeit nicht geduldet werden, denn unsere Rechtspflege kennt keine Poesie.

Außer dem Spießruthenlaufen, welches keine komische Seite aufweist,

gab es für das Militär andere Strafen, welche zuweilen wohl zum Lachen reizen konnten. Zu diesen gehört das sogenannte Drillen, welches sich in einigen Gegenden, unter Anderen in Hannover bis zum Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts gehalten hat. Soldaten, die sich etwas gegen die Ordnung hatten zu Schulden kommen lassen, mußten ihre Waffe, das Gewehr, quer wie einen Galgenbalken mit beiden Händen über den Kopf halten und so auf Commando auf und ab über den Uebungsplatz schreiten. Waren die Arme zu sehr ermüdet, so wurde durch Commando erlaubt, die Waffe auf kurze Zeit zu senken. Der Tambour erhob in gleicher Weise seine Trommel, ich habe selbst in Osnabrück dieses Schauspiel noch gesehen. Glaubwürdige Leute erzählten, daß es sogar einmal vorgekommen sei, daß ein Soldat mit dem Bettleintuch denselben Paß habe gehen müssen. Gestohlene Gegenstände wurden dem Verbrecher, mochte er zum Bürger- oder Soldatenstande gehören, nicht selten bei solchen Gängen, die auch anderwärts seit den ältesten Zeiten üblich waren, auf den Rücken gebunden, was unter Umständen einen höchst komischen Anblick dargeboten haben mag, da oft doch die merkwürdigsten Gegenstände entwendet werden.

Böse Schuldner, Bankerotteure u. drgl. mußten sich in Köln mit entblößter Rückseite auf einen bestimmten weißen Stein unweit der Hacht in der Nähe des Domes setzen, und neben ihnen stand ein Becken, wohinein die Vorübergehenden eine Gabe warfen, um seine Schuld zu lösen. Ertappte Verbrecher wurden unter dem Jubelgeschrei des sie massenhaft begleitenden Volkes zum Richter geführt, der den Augen der Vorübergehenden preisgegebene arme Sünder (dieser Ausdruck ist an und für sich schon sehr bezeichnend) war der augenblicklichen Stimmung der Menge verfallen, und nicht selten betheiligte sich dieselbe an der Vollstreckung der Strafe. So trug das Mütterchen in Kostnitz ein Scheit herbei, als Huß verbrannt werden sollte. Dies war noch eine schwache Erinnerung an eine ältere Zeit, in welcher das Henkeramt nicht entehrend war und von Priestern und Angehörigen des Verurtheilten ausgeübt wurde.

Die Oeffentlichkeit und Eigenheit der damals angewandten Strafen lag zum Theil darin begründet, daß man in den wenigsten Orten und in den ältesten Zeiten gar keine Häuser für längere gesetzliche Gefängnißhaften besaß, denn die sogenannten Burgverließe zur Aufbewahrung von Kriegsgefangenen hatten keine Beziehungen zu der eigentlichen Rechtspflege. Selbst Irren gegenüber befand man sich, da erst später Tollhäuser errichtet wurden, deshalb oft in großer Verlegenheit. Man brachte einen solchen, wenn er eine Unthat vollbracht hatte, dann wohl über die Landesgrenze, gab ihm ein Zehrgeld und ließ ihn mitleidig laufen. Ein gewisses Mitgefühl zeigte man auch an vielen Orten gegen zum Tode Verurtheilte, denn man reichte ihnen kurz vor der Hinrichtung Wein, daß sie sich Muth trinken könnten. Das weiche Gefühl machte sich auch sonst geltend. In Köln mußte der Nachrichter den Delinquenten dreimal mit dem Rücken gegen einen neben der Pfarrkirche St. Johann an der Außenmauer eingesetzten blauen Stein stoßen und dabei sprechen: Wir stößen Dich an den bloe Stein, „du küß dingen Vader und Moder nitt min heim“. Dieser Zug mußte unbedingt von ergreifender Wirkung sein, dennoch haben aber alle solche Formalitäten, welche ein Ausfluß des Conflicts zwischen der weichen und harten, starren Seite des menschlichen Wesens sind, für die Nachwelt, die der damaligen Gemüthsstimmung fern steht, einen zarten Anhauch von Komik. Viel origineller zeigt

sich dieselbe aber bei einzelnen Strafverfahren, wo das Volk gewissermaßen handelnd und theilnehmend auftrat. Bei Gottesurtheilen, die förmlich einen frommen und dennoch komischen Hintergrund hatten, betete das Volk oder bezeugte seine Befriedigung oder Mißstimmung durch laute Seufzer und Zuruf. An und für sich erscheint der Glaube aber immerhin lächerlich, wenn man erwartete, daß eine nackt auf ein Gewässer hingelegte Hexe, der noch dazu die Daumen der Hand an die Fußzehen gebunden waren, nicht untergehen solle. Auch bot der Kampf einer Frau in männlicher Kleidung, die einen in langer Schleife gebundenen Stein als Waffe führte, während der Mann in einer Grube bis zum Gürtel stand und einen kurzen Prügel in der Hand hielt, gewiß viele höchst lächerliche Seiten.

Bemerkungswerth ist, daß die Strafverfahren, welche man gegen Frauenzimmer besonders in Bezug auf Zucht und das eheliche Leben anwandte, eine Menge komischer Seiten bieten. In vielen Orten hatte man einen sogenannten hölzernen Esel, welcher auf Rollen lief und einen lattenartigen spitzen Rücken hatte. Lustige Dirnen setzte man zur Strafe darauf, und das Volk zog ihn mit seiner Bürde über die holperigsten Wege im sausenden Galopp, daß die armen Mädchen, welche mit den Füßen unter dem Bauche des Thieres zusammen gebunden waren, sich in der unangenehmsten Lage befanden und laut aufschrieen. Dies gab Veranlassung zu vieler Kurzweil. Der Esel stand gewöhnlich in einem Unterraum des Rathhauses und wurde auch rasch hervorgeholt, wenn sich Marktweiber prügelten. Ein kurzer Ritt auf demselben verfehlte nie seine Wirkung und wurde gewaltig gefürchtet. Gegen Frauen, die ihren Mann geschlagen hatten, wandte man auch andere drastische Mittel an. Sie mußten auf einem wirklichen Esel durch die Stadt reiten, rücklings sitzen und statt des Zaumes den Schwanz in der Hand halten. Juden und Andere setzte man in ähnlicher Weise wohl auf einen Ziegenbock oder auf ein Schwein. Eine Nonne wurde einmal ausgezogen mit Honig bestrichen, in Federn gewälzt und dann rittlings verkehrt auf ein Pferd gesetzt. In anderen Fällen benutzte man anstatt des süßen Labsals auch Pech, wie es die Nordamerikaner zu Beginn ihres Befreiungskrieges auch in Boston und anderen Städten gegen die englischen Zollbeamten und Theehändler thaten. Sie hatten diese Methode von den Engländern übernommen, die sie häufig anwandten.

Am Oberrhein und überall, wo man die Fastnacht feierte, übte man einen lustigen Brauch. Hatte sich ein Mann von seiner Frau prügeln lassen, so verschob man die Strafe auf dieses Fest. In vollen Banden zog man dann durch die Orte mit Trommeln, Pfeifen und munterem Sang. Eine Gesandtschaft wurde an den Schultheiß gesandt, Klage über den verunglimpften Ehemann und seine Frau erhoben und gemeldet, daß man die First einhauen und das Dach abdecken wolle. Wenn die Genehmigung ertheilt war, so begann alsbald die lustige Arbeit, jedoch konnte sich zuweilen der Mann mit den Rügern durch ein Geschenk abfinden. Diese Sitte war rechtlich so sehr anerkannt, daß die Strafe sogar amtlich festgestellt wurde und an einigen Orten fürstliche Bediente in Livréen dieselben allein oder mit Hülfe des Volkes ausführten. Man nahm an, daß Jemand, der sich von seiner Frau schlagen lasse, keinen Schutzanspruch gegen Regen, Schnee und Wind habe. Oft pfählte man noch die Hauseingänge zu, so daß die Schuldigen ihren Weg durch das zerstörte Dach nehmen mußten.

Die tollste Strafe, welche es bis zu den achtziger Jahren des vorigen

in vielen Städten gab, war die Einſperrung in das ſogenannte
Daſſelbe war ein koniſch gearbeiteter eiſerner Käfig, ſechs bis
ch und nach Art unſerer Vogelkörbe gebaut. Derſelbe lief auch
ad wurde, wenn er gebraucht werden ſollte, auf einen beſon-
Marktes gefahren. Der Käfig konnte auf einem Zapfen rund
, ein breiter eiſerner, tafelförmiger Unterſatz, in welchem der
ig bis zur Spitze gehende Zapfen feſtſaß, hatte vier gegenüber
cher. Durch dieſe wurden ſchwere eiſerne Bolzen tief in den
rieben, damit das Häuschen nicht umfalle. Felddiebe und
ende oder betrügeriſche Marktweiber, Leute, die ſich Schmähungen
adesfürſten oder den Magiſtrat hatten zu Schulden kommen
n hinein geſperrt, und Jedem ſtand das Recht zu den Käfig
en. Das gab luſtige Auftritte, wenn die liebe Schuljugend
iß erhielt. Der Käfig wurde im tollen Tanze ſo oft herum
aß dem armen Inſaſſen unwohl zu Muthe wurde. Hatte
cht, dann gebot der daneben ſtehende Bettelvogt Ruhe, und der
rde im kläglichſten Zuſtande entlaſſen. Bei aller Oeffentlichkeit
s nahm man doch bei Executionen eine gewiſſe Rückſicht. Bei
z. B. wurden in einzelnen Orten Leute an den Stadtthoren
elche ankommende Fremde bitten mußten, nicht zu erſchrecken,
e Jemand geköpft oder gehängt. Da die Prozeduren nicht
ch bekannt gemacht wurden, ſo ſprach ſich das Gerücht über
nde Beſtrafung oft erſt langſam rund, beſonders wenn das
: in vielen Fällen, kurzer Hand geübt wurde.

diges Gegenſtück zum Trillhäuschen war die Waſſerprelle oder
r moraſtigen Teichen lag auf einem Geſtelle ein beweglicher
eſſen äußerſtem Ende ein Korb oder ſonſtiger, oben offener,
bracht war. In dieſen ſetzte man den Schuldigen, ſo daß er
pfe ſich befand. Er konnte nur fortkommen, wenn er zum Jubel
in den Moraſt ſprang. An einigen Orten befand ſich die
ießendem Gewäſſer, und der Verbrecher wurde nach vorheriger
rei- oder viermal untergetaucht und dann entlaſſen. In Bonn
dieſes Verfahren hauptſächlich gegen Bäcker an, die ſchlechtes,
es Brod feil gehalten hatten. Dieſe ſogenannte Bäckerwippe
elartigen Ende ſtand bis zum Jahre 1703 am untern Ende
Rheinufer und wurde durch feindliche Kanonen damals zer-
f ſie außer Gebrauch kam.

die wir in vielen alten Rechtsformen lächerliche Seiten finden,
uch komiſch erſcheinen, daß Mißachtung der Formalitäten und
affungen oft den Grund abgaben, das Verfahren ſelbſt bedeu-
luſſen, die Ausführung eines Urtheils unthunlich zu machen
öffentliche Sitzung aufzuheben. Dieſe ſtramme Form beruhte
rung, deshalb glaubte man ſich keine Aenderung geſtatten zu
Zeit, als die alten Weisthumsgerichte in Geltung waren, konnte
gefährden, wenn der Gerichtsdiener vergeſſen hatte, einen Tiſch
bgleich man aus dem nächſten Hauſe einen ſolchen hätte holen
In Folge eines ſolchen Zwiſchenfalls wurde der Diener ge-
das Gericht aufgehoben. Unwetter, da das Geding im Freien
rde, gab nicht ſelten zur Abkürzung des Verfahrens Veranlaſſung,
der Gerichtstag mit einer Prozeſſion zuſammenfiel, von deren

Betheiligung man Niemand abhalten wollte. Die Fehlenden wurden dann als entschuldigt angesehen. Die Ernte, Messen u. dgl. gaben zu ähnlichen Maßregeln Veranlassung.

Weyden führt in seinem Buche „Koeln vor 50 Jahren" einen merkwürdigen Vorfall aus dem Jahre 1705 an, welcher die Ausführung eines Urtheils hinderte. Der Greve mußte dort nach altem Brauch die zu einer Execution erforderlichen Stadtsoldaten vom Magistrat verlangen und an eine schwarze Tafel im Saale die Worte schreiben: „In causa necessitatis". Die Kreide hatte der Burggreve zu liefern. Alles war bestens besorgt, da stellte es sich heraus, daß der Greve eigene Kreide mitgebracht und damit geschrieben habe. Das ganze Verfahren wurde in Folge dessen eingestellt und das Urtheil nachher umgeändert. In unserer jetzigen Zeit steht das Gericht als hartes unantastbares Tribunal fern vom Volke und wird von dem Letzteren nur gefürchtet. Das Gesetz nimmt keine Rücksicht auf den Sinn der Leute, und jede Gelegenheit wird ihnen beschränkt und benommen als Rüger aufzutreten. Diesem Umstand hat man es vielleicht zuzuschreiben, daß das Volk, wenn es zu Zeiten einmal gewaltsam das alte Recht wieder in Anspruch nehmen will, mit unerbittlicher Rohheit auftritt. Komische Zwischenfälle kommen jetzt nur dann im Gerichtssaale vor, wenn Zeugen und Verbrecher die alte Gemüthlichkeit nicht vergessen können und sich benehmen, als seien sie daheim im Familien- und Freundeskreise. Dadurch entsteht ein auffallender Gegensatz zwischen der ernsten Würde des Verfahrens und der natürlichen gemüthlichen Sinnesart des Volkes, und in solchen Gegensätzen beruht stets die Komik.

Germelshausen.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.** *)

Im Herbst des Jahres 184— wanderte ein junger, lebensfrischer Bursch, den Tornister auf dem Rücken, den Stab in der Hand, langsam und behaglich den breiten Fahrweg entlang, der von Marisfeld hinauf nach Wichtelhausen führt.

Es war kein Handwerksbursch, der Arbeit suchend von Ort zu Ort ging; das sah man ihm auf den ersten Blick an, hätte ihn nicht schon die kleine, sauber gefertigte Ledermappe verrathen, die er auf den Tornister geschnallt trug. Den Künstler konnte er überhaupt nicht verleugnen. Der keck auf einer Seite sitzende, schwarze, breiträndige Hut, das lange, blonde, gelockte Haar, der weiche, noch ganz junge, aber volle Bart — Alles sprach dafür, selbst der etwas abgetragene schwarze Sammetrock, der ihm jedoch bei dem warmen Morgen ein wenig zu heiß werden mochte. Er hatte ihn aufgeknöpft, und das weiße Hemd darunter, denn er trug keine Weste, wurde um den Hals von einem schwarzseidenen Tuche nur locker zusammengehalten.

Als er ein Viertelstündchen von Marisfeld sein mochte, läutete es dort zur Kirche, und er blieb stehen, stützte sich auf seinen Stecken und lauschte aufmerksam den vollen Glockentönen, die gar wundersam zu ihm herüberschallten.

Das Läuten war lange vorüber, und noch immer stand er dort und blickte träumerisch hinaus auf die Bergeshänge. Sein Geist war daheim bei den Seinen, in dem kleinen freundlichen Dorfe am Taunusgebirge, bei seiner Mutter, bei seinen Schwestern, und es schien fast, als ob sich eine Thräne in sein Auge drängen wollte. Sein leichtes, fröhliches Herz aber ließ die trüben und schwermüthigen Gedanken nicht aufkommen. Nur den Hut nahm er ab und grüßte mit einem herzlichen Lächeln der Richtung zu, in der er die Heimat wußte, und dann fester seinen derben Stock fassend, schritt er munter die Straße entlang, der begonnenen Bahn folgend.

---

*) Die obige wunderbar das Gemüth anregende Erzählung entnehmen wir mit Genehmigung der Verlagshandlung den „Gesammelten Schriften von Friedrich Gerstäcker. Volks- und Familienausgabe. Jena, Hermann Costenoble." „Germelshausen" ist so abweichend von der gewohnten Gerstäcker'schen Empfindungssphäre, so romantisch-Rembrandtisch beleuchtet, daß es, zumal es zu den unbekanntesten Erzählungen des Dichters gehört, als Perle poetischer Darstellung einer nochmaligen Reproduction durch den „Salon" werth erscheint. Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf die Volksausgabe der Gerstäckerschen Werke, die H. Costenoble in würdiger Ausstattung erscheinen läßt, empfehlend hinzuweisen. Das liebenswürdige Erzählertalent des Odysseus der deutschen Schriftsteller ist hier in jedem Genre anziehend und der Deutsche erhält hier für billigen Preis ein Werk, das in seiner stattlichen Bändezahl von der schriftstellerischen und menschlichen Persönlichkeit Gerstäckers auf den verschiedensten Geistesgebieten und in allen Welttheilen das treueste und unvergänglichste Bild giebt.

Die Redaction.

Die Sonne brannte indessen ziemlich warm auf den breiten, eintönigen Fahrweg nieder, auf dem der Staub in dicker Kruste lag, und unser Wanderer hatte sich schon eine Zeitlang nach rechts und links umgeschaut, ob er nirgend einen bequemeren Fußpfad entdecken könne. Rechts zweigte allerdings einmal ein Weg ab, der ihm aber keine Besserung versprach und auch zu weit aus seiner Richtung führte; er behielt also den alten noch eine Zeitlang bei, bis er endlich an ein klares Bergwasser kam, an dem er die Trümmer einer alten, steinernen Brücke erkennen konnte. Drüben hin lief ein Rasenweg, der in den Grund hineinführte, doch mit keinem bestimmten Ziel vor sich. Da er ja nur dem schönen Werrathale zu zog, seine Studienmappe zu bereichern, sprang er auf einzelnen, großen Steinen trockenen Fußes über den Bach zur kurz gemähten Wiese drüben und schritt hier, auf dem elastischen Rasen und im Schatten dichter Erlenbüsche, rasch und sehr zufrieden mit seinem Tausche vorwärts.

„Jetzt hab' ich den Vortheil", lachte er dabei vor sich hin, „daß ich gar nicht weiß wohin ich komme. Hier steht kein langweiliger Wegweiser, der einem immer schon Stunden vorher sagt, wie der nächste Ort heißt und dann jedesmal mit der Entfernung Unrecht hat. Wie die Leute hier nur ihre Stunden messen, möcht' ich wissen! Merkwürdig still ist's aber hier im Grunde, freilich, am Sonntage haben die Bauern draußen nichts zu thun, und wenn sie die ganze Woche hinter ihrem Pfluge oder neben dem Wagen herlaufen müssen, halten sie am Sonntag nicht viel vom Spazierengehen, schlafen Morgens erst in der Kirche tüchtig aus und strecken die Beine dann nach dem Mittagsessen unter den Wirthstisch. — Wirthstisch — hm — ein Glas Bier wäre jetzt bei der Hitze gar nicht so übel — aber bis ich das bekommen kann, löscht auch die klare Fluth hier den Durst. — Und damit warf er Tornister und Hut ab, stieg zum Wasser nieder und trank nach Herzenslust.

Dadurch etwas abgekühlt, fiel sein Blick auf einen alten, wunderlich verwachsenen Weidenbaum, den er rasch und mit geübter Hand skizzirte, und jetzt vollständig erfrischt und ausgeruht, nahm er seinen Tornister wieder auf und setzte seinen Weg, unbekümmert wohin er ihn führte, fort.

Eine Stunde mochte er noch so gewandert sein, hier ein Felsstück, dort ein eigenthümliches Erlengebüsch, da wieder einen knorrigen Eichenast in seine Mappe sammelnd; die Sonne war dabei höher und höher gestiegen, und er nahm sich eben vor, nun rüstig auszuschreiten, um wenigstens im nächsten Dorfe das Mittagsessen nicht zu versäumen, als er vor sich im Grunde, dicht am Bache und an einem alten Steine, auf dem früher vielleicht einmal ein Heiligenbild gestanden, eine Bäuerin sitzen sah, die den Weg, den er kam, herabschaute.

Von Erlen gedeckt, hatte er sie früher sehen können, als sie ihn; dem Ufer des Baches aber folgend, trat er kaum über das Gebüsch hinaus, das ihn bis dahin ihren Blicken entzogen hatte, als sie aufsprang und mit einem Freudenschrei auf ihn zuflog.

Arnold, wie der junge Maler hieß, blieb überrascht stehen und sah bald, daß es ein bildhübsches, kaum siebzehnjähriges Mädchen war, das in eine ganz eigenthümliche, aber äußerst nette Bauerntracht gekleidet, die Arme gegen ihn ausgestreckt, auf ihn zuflog. Arnold wußte freilich, daß sie ihn jedenfalls für einen Andern hielt und dieses freudige Begegnen nicht ihm galt, das Mädchen erkannte ihn auch kaum, als sie erschrocken stehen blieb, erst blaß und dann über und über roth wurde und endlich schüchtern und verlegen sagte:

mts nicht ungütig, fremder Herr — ich — ich glaubte —"
es Dein Schatz wäre, mein liebes Kind, nicht wahr?" lachte der
ſch, und jetzt biſt Du verdrießlich, daß Dir ein anderes, fremdes
ültiges Menſchenbild in den Weg läuft? Sei nicht böſe, daß ichs

wie könnt Ihr nur ſo reden", flüſterte die Maid ängſtlich, „wie
öſe ſein, aber wenn Ihr wüßtet, wie ſehr ich mich darauf gefreut

n verdient ers aber auch nicht, daß Du noch länger auf ihn war-
Arnold, dem jetzt erſt die wahrhaft wunderbare Anmuth des
bauernkindes auffiel. Wär' ich an ſeiner Stelle, Du hätteſt nicht
: Minute vergeblich meiner harren ſollen."
Ihr nur ſo wunderlich redet", ſagte das Mädchen verſchämt,
ätt' kommen können, wär' er gewiß ſchon da. Vielleicht iſt er wohl
— oder gar todt", ſetzte ſie langſam und recht aus vollem Herzen
hinzu.
hat er ſo lange nichts von ſich hören laſſen?"
ſehr, ſehr lange nicht."
n iſt er wohl weit von hier daheim?"
t? gewiß, ſchon eine recht lange Strecke von da", ſagte das Mäd-
biſchofsroda."
hofsroda?" rief Arnold, „da hab' ich jetzt vier Wochen gehauſt und
: Kind im ganzen Dorfe. Wie heißt er?"
ırich — Heinrich Vollgut", ſagte das Mädchen verſchämt, „des
Sohn in Biſchofsroda."
', meinte Arnold, „bei dem Schulzen bin ich ein- und ausgegangen,
ißt Bäuerling, ſoviel ich weiß, und den Namen Vollgut hab' ich
Dorfe nicht gehört."
werdet wohl nicht alle Leut' dort kennen", meinte das Mädchen,
den traurigen Zug, der über dem lieben Antlitze lag, ſtahl ſich doch
verſchmitztes Lächeln, das ihr gar ſo gut und noch viel beſſer wie
Schwermuth ſtand.
r von Biſchofsroda", meinte der junge Maler, „kann man über
recht gut in zwei Stunden, höchſtens in dreien, herüberkommen."
doch iſt er nicht da", ſagte die Maid wieder mit einem ſchweren
und doch hat er mirs ſo feſt verſprochen."
ın kommt er auch gewiß", verſicherte Arnold treuherzig, „denn wenn
:inmal etwas verſprochen hat, müßte man ja ein Herz von Stein
ın man nicht Wort hielte, und das hat Dein Heinrich gewiß nicht."
r", ſagte die Maid treuherzig, „aber jetzt wart' ich doch nicht länger
:nn zu Mittag muß ich daheim ſein, ſonſt ſchilt der Vater."
wo biſt Du daheim?"
t gleich im Grunde drin, hört Ihr die Glocke? Eben wird der
ſt ausgeläutet."
ld horchte auf, und gar nicht weit entfernt konnte er das langſame
einer Glocke hören; aber nicht voll und tief tönte es zu ihm
ndern ſcharf und disharmoniſch, und als er nach der Gegend hin-
ar es faſt, als ob ein dichter Höhenrauch über jenem Theile des
e.
: Glocke hat einen Sprung", lachte er, „die klingt bös."

„Ja, ich weiß wohl", erwiederte gleichmüthig das Mädchen, „hübsch klingt sie nicht, und wir hätten sie schon umgießen lassen, aber es fehlt immer an Geld und an Zeit dazu, denn hier herum sind keine Glockengießer. Doch was thuts; wir kennen sie einmal und wissen, was es bedeutet, wenn es anschlägt, da verrichtets auch die gesprungene."

„Und wie heißt Dein Dorf?"

„Germelshausen."

„Und kann ich von dort nach Wichtelhausen kommen?"

„Recht leicht, den Fußweg hinüber ist's kaum ein halbes Stündchen, vielleicht nicht einmal so weit, wenn Ihr gut ausschreitet."

„Dann geh ich mit durch Dein Dorf, Schatz, und wenn Ihr ein gut Wirthshaus im Orte habt, eß' ich dort auch zu Mittag."

„Das Wirthshaus ist nur zu gut", sagte das Mädchen seufzend, indem sie einen Blick zurückwarf, ob der Erwartete denn noch nicht käme.

„Und kann ein Wirthshaus je zu gut sein?"

„Für den Bauer ja", sagte das Mädchen ernst, indem es jetzt an seiner Seite langsam im Grunde hinschritt, der hat auch des Abends nach der Arbeit noch Manches im Hause zu thun, was er versäumt, wenn er bis spät in die Nacht im Wirthshause sitzt."

„Aber ich versäume heut' nichts mehr."

„Ja mit den Stadtherren ist es etwas anderes, die arbeiten doch nichts und versäumen deshalb auch nicht viel; muß doch der Bauer das Brod für sie verdienen."

„Nun eigentlich doch nicht", lachte Arnold; „bauen wohl, aber verdienen müssen wir es selber, und manchmal sauer genug, denn was der Bauer thut, läßt er sich auch gut bezahlen."

„Aber Ihr arbeitet doch nichts?"

„Und warum nicht?"

„Eure Hände sehen nicht danach aus."

„Dann will ich Dir gleich einmal beweisen, wie und was ich arbeiten kann", lachte Arnold. Setz Dich einmal da auf den flachen Stein unter den alten Fliederbusch —"

„Aber was soll ich dort?"

„Setz Dich nur hin", rief der junge Maler, der rasch seinen Torniſter abwarf und Mappe und Bleistift vornahm.

„Aber ich muß heim!"

„In fünf Minuten bin ich fertig — ich möchte auch gern eine Erinnerung an Dich mitnehmen in die Welt, gegen die selbst Dein Heinrich nichts wird einzuwenden haben."

„Eine Erinnerung an mich? — wie Ihr gespaßig seid!"

„Ich will Dein Bild mitnehmen."

„Ihr seid ein Maler?"

„Ja."

„Das wär' schon gut, dann könntet Ihr in Germelshausen gleich die Bilder in der Kirche wieder einmal frisch anmalen, die sehen gar so bös und mitgenommen aus."

„Wie heißt Du?" frug jetzt Arnold, der indessen schon seine Mappe geöffnet hatte und die lieblichen Züge des Mädchens rasch skizzirte.

„Gertrud."

„Und was ist Dein Vater?"

„Der Schulze im Dorfe. Wenn Ihr ein Maler seid, dürft Ihr auch nicht ins Wirthshaus gehn; da nehm' ich Euch gleich mit zu Haus und nach dem Essen könnt Ihr Alles mit dem Vater besprechen."

„Ueber die Kirchenbilder?" lachte Arnold.

„Ja gewiß", sagte ernsthaft das Mädchen, „und Ihr müßt dann bei uns bleiben, recht, recht lange Zeit bis — wieder unser Tag kommt und die Bilder fertig sind."

„Nun, davon sprechen wir nachher, Gertrud", sagte der junge Maler, fleißig dabei seinen Bleistift handhabend, „aber wird Dein Heinrich nicht bös werden, wenn ich auch manchmal — oder recht oft bei Euch bin, und — recht viel mit Dir plaudere?"

„Der Heinrich?" sagte das Mädchen, „der kommt jetzt nicht mehr."

„Heut wohl nicht, aber dann vielleicht morgen?"

„Nein", sagte Gertrud vollkommen ruhig, „da er bis elf Uhr nicht da war, bleibt er aus, bis einmal wieder unser Tag ist."

„Euer Tag? Was meinst Du damit?"

Das Mädchen sah ihn groß und ernst an, aber sie antwortete nicht auf seine Frage, und während ihr Blick nach den hoch über ihnen hinziehenden Wolken schweifte, haftete er mit einem eigenen Ausdrucke von Schmerz und Wehmuth an ihnen.

Gertrud war in diesem Augenblicke wirklich engelschön, und Arnold vergaß in dem Interesse, das er an der Vollendung des Porträts nahm, alles Andere. Es blieb ihm auch nicht mehr viel Zeit. Das junge Mädchen stand plötzlich auf und ein Tuch über den Kopf werfend, sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, sagte sie:

„Ich muß fort, der Tag ist so kurz und sie erwarten mich daheim."

Arnold hatte aber sein kleines Bild auch fertig, und mit ein paar kecken Strichen den Faltenwurf der Kleidung angebend, sagte er, ihr das Bild entgegenhaltend:

„Hab' ich Dich getroffen?"

„Das bin ich!" rief Gertrud rasch und fast erschreckt.

„Nun wer denn sonst?" lachte Arnold.

„Und das Bild wollt Ihr behalten und mit Euch nehmen?" frug das Mädchen schüchtern, fast ängstlich.

„Gewiß will ich", rief der junge Mann, „und wenn ich dann weit, weit von hier bin, noch oft und fleißig an Dich denken"

„Aber wird das mein Vater leiden?"

„Daß ich an Dich denke? Kann er mir das verwehren?"

„Nein — aber — daß Ihr das Bild da mit Euch — in die Welt hinaus nehmt?"

„Er kann es nicht hindern, mein Herz", sagte Arnold freundlich, „aber wäre es Dir selber unlieb, es in meinen Händen zu wissen?"

„Mir? — Nein!" erwiederte nach kurzem Ueberlegen das Mädchen, „wenn — nur nicht — ich muß doch den Vater darum fragen."

„Du bist ein närrisch Kind", lachte der junge Maler, „selbst eine Prinzessin hätte nichts dagegen, daß ein Künstler ihre Züge für sich erwirbt. Dir geschieht kein Schade dadurch. Aber so lauf doch nur nicht so, Du wildes Ding; ich gehe ja mit — oder willst Du mich hier ohne Mittagsessen zurücklassen? Hast Du die Kirchenbilder vergessen?"

„Ja die Bilder", sagte das Mädchen stehen bleibend und auf ihn war-

tend; Arnold aber, der seine Mappe rasch wieder zusammengebunden, war auch schon im nächsten Augenblick an ihrer Seite, und weit schneller als vorher setzten sie ihren Weg, dem Dorfe zu, fort.

Dieses aber lag viel näher, als Arnold dem Klange der gesprungenen Glocke nach vermuthet hatte, denn das, was der junge Mann von weitem nur für ein Erlendickicht gehalten, zeigte sich, als sie näher kamen, als eine heckenumzogene Reihe von Obstbäumen, hinter denen dicht versteckt, aber im Norden und Nordosten von weiten Feldern umgeben, das alte Dorf mit seinem niedrigen Kirchthurme und seinen rauchgeschwärzten Häusern lag.

Hier auch betraten sie zuerst eine gut angelegte und feste Straße, an beiden Seiten mit Obstbäumen bepflanzt. Ueber dem Dorfe aber hing der düstere Höhenrauch, den Arnold schon von weitem gesehen, und brach das helle Sonnenlicht, das nur mit einem gelblich unheimlichen Scheine auf die alten, grauen, verwitterten Dächer fallen konnte. Arnold aber hatte für das Alles kaum einen Blick, denn die an seiner Seite hinschreitende Gertrud faßte, als sie sich den ersten Häusern näherten, langsam seine Hand, und diese in der ihren haltend, schritt sie mit ihm in die nächste Straße ein.

Ein wunderbares Gefühl durchzuckte den jungen, lebensfrischen Burschen bei der Berührung dieser warmen Hand, und unwillkürlich fast suchte sein Blick dem des jungen Mädchens zu begegnen. Aber Gertrud schaute nicht zu ihm hinüber; das Auge züchtig am Boden haftend, führte sie den Gast ihres Vaters Hause zu, und Arnolds Aufmerksamkeit wurde endlich auch auf die ihm begegnenden Dorfbewohner gelenkt, die alle still an ihm vorüber gingen, ohne ihn zu grüßen.

Das fiel ihm zuerst auf, denn in all den benachbarten Dörfern hätte man es fast für ein Vergehen gehalten, einem Fremden nicht wenigstens einen „Guten Tag" oder ein „Grüß' Gott" zu bieten. Hier dachte Niemand daran, und wie in einer großen Stadt gingen die Leute entweder still und theilnahmslos vorbei, oder blieben auch hier und da stehen und sahen ihnen nach — aber es redete sie Niemand an. Selbst das Mädchen grüßte Keiner von Allen.

Und wie wunderlich die alten Häuser mit ihren spitzen, mit Schnitzwerk verzierten Giebeln und festen, wettergrauen Strohdächern aussahen, und trotz dem Sonntag war kein Fenster blank geputzt, und die runden, in Blei gefaßten Scheiben sahen trüb und angelaufen aus und zeigten auf ihren matten Flächen den schillernden Regenbogenglanz. Hier und da öffnete sich aber ein Flügel, als sie vorüberschritten, und freundliche Mädchengesichter oder alte, würdige Matronen schauten heraus. Auch die seltsame Tracht der Leute fiel ihm auf, die sich wesentlich von der der Nachbardörfer unterschied. Dabei herrschte eine fast lautlose Stille überall, und Arnold, dem das Schweigen endlich peinlich wurde, sagte zu seiner Begleiterin:

„Haltet Ihr denn in Eurem Dorfe den Sonntag so streng, daß die Leute, wenn sie einander begegnen, nicht einmal einen Gruß haben? Hörte man nicht hier und da einen Hund bellen oder einen Hahn krähen, so könnte man den ganzen Ort für stumm und todt halten."

„Es ist Mittagszeit", sagte Gertrud ruhig „und da sind die Leute nicht zum Reden aufgelegt; heint Abend werdet Ihr sie desto lauter finden."

„Gott sei Dank!" rief Arnold, „da sind wenigstens Kinder, die auf der Straße spielen, mir fing es hier schon an ganz unheimlich zu werden; da feiern sie in Bischofsroda den Sonntag auf andere Art."

„Dort ist auch meines Vaters Haus", sagte Gertrud leise.

:m aber", lachte Arnold, „darf ich nicht ſo unverſehens Mittags im
ſel fallen. Ich könnte ihm ungelegen kommen, und habe beim Eſſen
ndliche Geſichter um mich her. Zeig mir deshalb lieber das Wirths-
:in Kind, oder laß mich es ſelber finden, denn Germelshauſen wird
:rn Dörfern keine Ausnahme machen. Dicht neben der Kirche ſteht
öhnlich die Schenke, und wenn man nur dem Thurme folgt, geht
fehl."
ı habt Ihr Recht; das iſt bei uns gerade ſo", ſagte Gertrud ruhig;
heim erwarten ſie uns ſchon, und Ihr braucht nicht zu fürchten, daß
ḥ unfreundlich aufnimmt."
warten ſie uns? Ah, Du meinſt Dich und Deinen Heinrich? Ja,
wenn Du mich heute an deſſen Stelle nehmen wollteſt, dann bliebe
ir, ſo lange, bis Du mich ſelber wieder fortgehen hießeſt."
hatte die letzten Worte faſt unwillkürlich mit herzlicher Stimme ge-
und leiſe dabei die Hand gedrückt, die noch immer die ſeine gefaßt
blieb Gertrud plötzlich ſtehen, ſah ihn voll und groß an und ſagte:
olltet Ihr das wirklich?"
it tauſend Freuden", rief der junge Maler, von der wunderbaren
t des Mädchens ganz übermannt. Gertrud erwiederte aber nichts
rauf, und ihren Weg fortſetzend, als ob ſie ſich die Worte ihres Be-
.berlege, blieb ſie endlich vor einem hohen Hauſe ſtehen, zu dem eine
ıſtäben verwahrte, breite, ſteinerne Treppe hinauf führte, und ſagte
:er mit ihrem früheren ſchüchternen und verſchämten Weſen:
er wohne ich, lieber Herr, und wenns Euch gefreut, ſo kommt mit
. meinem Vater, der ſtolz darauf ſein wird, Euch an ſeinem Tiſche
‘

Arnold aber nur etwas darauf erwiedern konnte, trat oben auf der
chon der Schulze in die Thüre, und während ein Fenſter geöffnet
us dem der freundliche Kopf einer alten Frau herausſchaute und
ıickte, rief der Vater:
er Gertrud, heint biſt Du lang ausgeblieben, und ſchau, ſchau, was
r einen ſchmucken Geſellen mitgebracht hat!"
ein beſter Herr —"
ır keine Umſtände auf der Treppe — kommt herein, die Klöße ſind
› werden ſonſt hart und kalt."
ıs iſt aber nicht der Heinrich", rief die alte Frau aus dem Fenſter.
s denn nicht immer geſagt, daß der nicht wiederkäme?"
hon gut, Mutter; ſchon gut!" meinte der Schulze, „der thuts auch",
Fremden die Hand entgegenſtreckend fuhr er fort: „Schön Will-
.n Germelshauſen, mein junger Herr, wo Euch das Mädel auch
,eleſen haben. Und jetzt kommt herein zum Eſſen und langt zu nach
ıſt, alles Weitere können wir nachher beſprechen."
ließ dem jungen Maler auch wirklich keinen weiteren Raum zu
ıer Entſchuldigung, ſondern derb ſeine Hand ſchüttelnd, die Gertrud
n hatte, ſobald er den Fuß auf die ſteinerne Treppe ſetzte, faßte er
ulich unter den Arm und führte ihn in die breite und geräumige
ıe ein.
Hauſe ſelber herrſchte eine dumpfe, erdige Luft, und ſo gut Arnold
hnheit des deutſchen Bauern kannte, der ſich in ſeinem Zimmer am
on jeder friſchen Luft abſchließt und ſelbſt im Sommer nicht ſelten

einheizt, um die ihm behagliche Brathitze zu erzeugen, so fiel es ihm doch auf. Der schmale Hausgang hatte dabei ebenfalls wenig Einladendes. Der Kalk war von den Wänden gefallen und schien eben nur flüchtig bei Seite gekehrt zu sein. Das einzige erblindete Fenster im hintern Theile desselben konnte kaum ein nothdürftiges Licht hereinwerfen, und die Treppe, die in das obere Stockwerk führte, sah alt und zerfallen aus.

Es blieb ihm aber nur wenig Zeit, das zu beobachten, denn im nächsten Augenblicke schon warf sein gastlicher Wirth die Thüre der Wohnstube auf, und Arnold sah sich in einem nicht hohen, aber breiten und geräumigen Zimmer, das frisch gelüftet, mit weißem Sand gestreut und mit dem großen, von schneeigen Linnen bedeckten Tisch in der Mitte gar freundlich gegen die übrige etwas verwilderte Einrichtung des Hauses abstach.

Außer der alten Frau, die jetzt das Fenster geschlossen hatte und ihren Stuhl zum Tisch rückte, saßen noch ein paar rothbäckige Kinder in der Ecke, und eine rüstige Bauerfrau, aber auch in ganz anderer Tracht als die der Nachbardörfer, öffnete eben der mit einer großen Schüssel hereinkommenden Magd die Thüre. Und jetzt dampften die Klöße auf dem Tische, und Alles drängte an die Stühle der willkommenen Mahlzeit entgegen; Keines aber setzte sich, und die Kinder schauten mit, wie es Arnold vorkam, fast ängstlichen Blicken auf den Vater.

Dieser trat zu seinem Stuhle, lehnte sich mit dem Arm darauf und sah still und schweigend, ja finster vor sich nieder. Betete er? Arnold sah, daß er die Lippen fest zusammengepreßt hielt, während seine rechte Hand zusammengeballt an der Seite niederhing, in diesen Zügen lag kein Gebet, nur starrer und doch unschlüssiger Trotz.

Gertrud ging da leise auf ihn zu und legte ihre Hand auf seine Schulter, und die alte Frau stand ihm sprachlos gegenüber und sah ihn mit ängstlich bittenden Blicken an.

„Laßt uns essen!“ sagte da barsch der Mann, „es hilft doch nichts!“ und seinen Stuhl bei Seite rückend und seinem Gaste zunickend, ließ er sich selber nieder, ergriff den großen Schöpflöffel und legte Allen vor.

Arnold kam das ganze Wesen des Mannes fast unheimlich vor, und in der gedrückten Stimmung der Uebrigen konnte er sich ebenfalls nicht behaglich fühlen. Der Schulze war aber nicht der Mann, der sein Mittagsessen mit trüben Gedanken verzehrt hätte. Wie er auf den Tisch klopfte, trat die Magd wieder herein und brachte Flaschen und Gläser, und mit dem kostbaren alten Wein, den er jetzt einschenkte, kam bald ein ganz anderes, fröhlicheres Leben in alle Tischgenossen.

Durch Arnolds Adern strömte das herrliche Getränk wie flüssiges Feuer, nie im Leben hatte er etwas Aehnliches gekostet, und auch Gertrud trank davon und die alte Mutter, die sich nachher an ihr Spinnrad in die Ecke setzte und mit leiser Stimme ein kleines Lied von dem lustigen Leben in Germelshausen sang. Der Schulze selber aber war wie ausgewechselt. So ernst und schweigsam er vorher gewesen, so lustig und aufgeräumt wurde er jetzt, und Arnold selber konnte sich dem Einflusse dieses kostbaren Weines nicht entziehen. Ohne daß er eigentlich genau wußte, wie es gekommen, hatte der Schulze eine Violine in die Hand genommen und spielte einen lustigen Tanz, und Arnold, die schöne Gertrud im Arm, wirbelte mit ihr in der Stube so toll herum, daß er das Spinnrad umwarf und die Stühle und gegen die

Magd anrannte, die das Geschirr hinaustragen wollte, und allerhand lustige Streiche trieb, daß sich die Uebrigen darüber vor Lachen ausschütten wollten.

Plötzlich ward Alles still in der Stube, und als sich Arnold erstaunt nach dem Schulzen umschaute, deutete dieser mit seinem Violinbogen nach dem Fenster und legte dann das Instrument wieder in den großen Holzkasten zurück, aus dem er es vorher genommen. Arnold aber sah, wie draußen auf der Straße ein Sarg vorbeigetragen wurde.

Sechs Männer, in weiße Hemden gekleidet, hatten ihn auf den Schultern, und hinterher ging ganz allein ein alter Mann mit einem kleinen, blondhaarigen Mädchen an der Hand. Der Alte schritt wie ineinandergebrochen auf der Straße hin; die Kleine aber, die kaum vier Jahre zählen mochte und wohl noch keine Ahnung hatte, wer da in dem dunklen Sarge lag, nickte überall freundlich hin, wo sie ein bekanntes Gesicht traf, und lachte hell auf, als sich ein paar Hunde vorüber hetzten und der eine gegen die Treppe des Schulhauses anrannte und sich überkugelte.

Nur aber so lange der Sarg in Sicht war, dauerte die Stille, und Gertrud trat zu dem jungen Maler heran und sagte:

„Jetzt gebt aber auf kurze Zeit eine Ruh', Ihr habt genug getollt und der schwere Wein steigt Euch sonst immer mehr in den Kopf. Kommt, nehmt Euren Hut, und wir wollen einen kleinen Spaziergang zusammen machen. Bis wir zurückkommen, wird es Zeit in die Schenke zu gehen, denn heute Abend ist Tanz."

„Tanz? Das ist recht", rief Arnold vergnügt, „da bin ich grad zur guten Zeit gekommen; und Du giebst mir den ersten Tanz, Gertrud?"

„Gewiß, wenn Ihr wollt."

Arnold hatte schon Hut und Mappe aufgegriffen.

„Was wollt Ihr mit dem Buche?" frug der Schulze.

„Er zeichnet, Vater", sagte Gertrud, „er hat auch mich schon abgemalt. Seht Euch einmal das Bild an."

Arnold öffnete die Mappe und hielt dem Manne das Bild entgegen.

Der Bauer betrachtete es still und schweigend eine Weile.

„Und das wollt Ihr mit zu Haus nehmen?" sagte er endlich, „und vielleicht in einen Rahmen machen und in die Stube hängen?"

„Und warum nicht?"

„Darf er, Vater?" frug Gertrud.

„Wenn er nicht bei uns bleibt", lachte der Schulze, „hab' ich nichts dagegen, aber da hinten fehlt noch etwas."

„Was?"

„Der Leichenzug von vorhin. Malt den mit auf das Blatt und Ihr mögt das Bild mitnehmen."

„Aber der Leichenzug zu Gertrud?"

„Da ist noch Platz genug", sagte hartnäckig der Schulze, „der muß mit drauf sein, sonst leid' ich nicht, daß Ihr meines Mädels Bild so ganz allein mit fortnehmt. In so ernster Gesellschaft kann aber Niemand etwas Uebles davon denken."

Arnold schüttelte über den wunderlichen Vorschlag, dem hübschen Mädchen einen Leichenzug als Ehrenwache mitzugeben, lachend den Kopf. Der Alte schien aber einmal die fixe Idee zu haben, und um ihn zufrieden zu stellen, that er ihm den Willen. Später konnte er die traurige Beigabe schon leicht wieder entfernen.

Mit geübter Hand hatte er auch die eben vorbeigezogenen Gestalten, wenn auch nur aus der Erinnerung, auf das Papier gebracht, und die ganze Familie drängte sich dabei um ihn her und sah mit offenbarem Staunen die rasche Ausführung der Zeichnung.

„Hab' ichs so recht gemacht?" rief Arnold endlich, als er von seinem Stuhle aufsprang und das Bild in Armeslänge von sich hielt.

„Vortrefflich!" nickte der Schulze, „hätt's nimmer gedacht, daß Ihr's so schnell fertig brächtet. Jetzt mags sein, und nun geht mit dem Mädel hinaus und seht Euch das Dorf an — möchtet es doch sobald nicht wieder zu sehen bekommen. Bis um fünf Uhr seid aber fein wieder da, wir feiern ein Fest heint, da müßt Ihr dabei sein!"

Arnold selber wurde es in der dumpfigen Stube, den Wein im Kopfe, eng und beklemmt zu Muthe, und er sehnte sich ins Freie, und wenige Minuten später schritt er an der schönen Gertrud Seite die Straße entlang, die durch das Dorf führte.

Jetzt lag auch der Weg nicht mehr so still da wie vorhin; die Kinder spielten auf der Straße, die Alten saßen hier und da vor ihren Thüren und sahen ihnen zu, und der ganze Ort mit seinen alten, wunderlichen Gebäuden hätte sicherlich sogar ein freundliches Ansehen gehabt, wäre die Sonne nur im Stande gewesen, durch den dichten, bräunlichen Rauch zu dringen, der wie eine Wolke über den Dächern lag.

„Ist hier ein Moor- oder Waldbrand in der Nähe?" frug er das Mädchen; „derselbe Rauch liegt über keinem andern Dorfe und kann nicht von den Schornsteinen herrühren."

„Es ist Erdrauch", sagte ruhig Gertrud, „aber habt Ihr nie von Germelshausen gehört?"

„Nie."

„Das ist sonderbar, und das Dorf ist doch schon so alt, so alt."

„Die Häuser sehen wenigstens darnach aus, und auch die Leute haben alle ein so wunderliches Benehmen, und Eure Sprache klingt so ganz anders, wie in den Nachbarorten. Ihr kommt wohl wenig hinaus aus Eurem Orte?"

„Wenig", sagte Gertrud einsilbig.

„Und keine einzige Schwalbe ist mehr da? Die können doch noch nicht fortgezogen sein?"

„Schon lange", antwortete eintönig das Mädchen; „in Germelshausen baut sich keine mehr ihr Nest. Sie können vielleicht den Erdrauch nicht vertragen."

„Aber den habt Ihr doch nicht immer?"

„Immer."

„Dann ist der auch Schuld daran, daß Eure Obstbäume keine Früchte tragen, und noch in Marisfeld mußten sie dieses Jahr die Aeste stützen, so reich gesegnet ist das Jahr."

Gertrud erwiederte kein Wort darauf und wanderte schweigend an seiner Seite, immer im Dorfe hin, bis sie das äußerste Ende desselben erreichten. Unterwegs nickte sie nur manchmal einem Kinde freundlich zu oder sprach mit einem der jungen Mädchen, vielleicht über den heutigen Tanz und Ballstaat, ein paar leise Worte. Und die Mädchen sahen dabei den jungen Maler mit recht mitleidsvollen Blicken an, daß es diesem, er wußte selber nicht recht warum, ganz warm und weh ums Herz wurde, aber er getraute sich nicht, Gertrud deshalb zu fragen.

Jetzt endlich hatten sie die äußersten Häuser erreicht, und so lebendig es im Dorfe selber auch gewesen, so still und einsam, ja so todtenähnlich wurde es hier. Die Gärten sahen aus als ob sie seit langen, langen Jahren nicht betreten wären; in den Wegen wuchs Gras, und merkwürdig schien es besonders dem jungen Fremden, daß kein einziger Obstbaum auch nur eine Frucht trug.

Da begegneten ihnen Menschen, die von draußen hereinkamen, und Arnold erkannte augenblicklich den rückkehrenden Leichenzug. Die Leute zogen still an ihnen vorüber wieder in das Dorf hinein, und fast unwillkürlich lenkten sich Beider Schritte dem Friedhof zu.

Arnold suchte jetzt seine Begleiterin, die ihm gar so ernst vorkam, aufzuheitern, erzählte ihr von anderen Orten, wo er gewesen, und wie es draußen in der Welt aussähe. Sie hatte noch nie eine Eisenbahn gesehen, ja nie davon gehört, und horchte aufmerksam und erstaunt seiner Erklärung. Auch von den Telegraphen hatte sie keine Ahnung, eben so wenig von all den neueren Erfindungen, und der junge Maler begriff nicht, wie es möglich sei, daß noch Menschen in Deutschland so abgeschieden, so förmlich getrennt von der übrigen Welt und außer der geringsten Verbindung mit ihr leben konnten.

In diesen Gesprächen erreichten sie den Gottesacker, und hier fielen dem jungen Fremden gleich die alterthümlichen Steine und Denkmale auf, so einfach sie auch im Ganzen waren.

„Das ist ein alter, alter Stein", sagte er, als er sich zu dem nächsten niederbog und mit Mühe die Schnörkelschrift desselben entziffert hatte, „Anna Maria Berthold, geborene Stieglitz, geboren am 1. December 1188, gestorben den 2. December 1224."

„Das ist meine Mutter", sagte Gertrud ernst, und ein paar große, helle Thränen drängten sich in ihr Auge und fielen langsam auf ihr Mieder nieder.

„Deine Mutter, mein gutes Kind?" sagte Arnold erstaunt, „Deine Ur-Urelternmutter, ja, die könnte es gewesen sein."

„Nein", sagte Gertrud, „meine rechte Mutter — der Vater hat nachher wieder gefreit und die zu Haus ist meine Stiefmutter."

„Aber steht da nicht „gestorben 1224"?"

„Was kümmert mich das Jahr", sagte Gertrud traurig, „es thut gar weh, wenn man so von der Mutter getrennt wird, und doch", setzte sie leise und recht schmerzlich hinzu, „war es vielleicht gut, recht gut, daß sie vorher zu Gott eingehen durfte."

Arnold bog sich kopfschüttelnd über den Stein, die Inschrift genauer zu erforschen, ob die erste 2 in der Jahreszahl vielleicht eine 8 sei, denn die alterthümliche Schrift machte das nicht unmöglich; aber die andere 2 glich der ersten auf ein Haar und 1884 schrieben sie noch lange nicht. Vielleicht hatte sich der Steinmetz geirrt, und das Mädchen war so in das Andenken an die Verstorbene vertieft, daß er sie nicht weiter durch vielleicht lästige Fragen stören mochte. Er ließ sie deshalb bei dem Steine, an dem sie niedergesunken war und leise betete, um einige andere Denkmäler zu untersuchen; aber alle ohne Ausnahme trugen Jahreszahlen viele hundert Jahre zurück, selbst bis 930, ja 900 n. Chr. G., und kein neuerer Stein ließ sich auffinden, und doch wurden die Todten selbst jetzt noch hier beigesetzt, wie das letzte, ganz frische Grab bezeugte.

Von der niederen Kirchhofmauer aus hatte man aber auch einen treff

lichen Ueberblick über das alte Dorf, und Arnold benutzte rasch die Gelegenheit, eine Skizze davon zu entwerfen. Aber auch über diesem Platz lag der wunderliche Höhenrauch, und weiter dem Walde zu konnte er doch die Sonne hell und klar auf die Berghänge niederfallen sehen.

Da schlug im Dorfe wieder die alte, zersprungene Glocke an, und Gertrud, sich rasch emporrichtend und die Thränen aus den Augen schüttelnd, winkte freundlich dem jungen Manne, ihr zu folgen.

Arnold war rasch an ihrer Seite.

„Jetzt dürfen wir nicht mehr trauern", sagte sie lächelnd, „die Kirche läutet aus, und nun geht es zu Tanze. Ihr habt bis jetzt wohl geglaubt, daß die Germelshauser lauter Kopfhänger wären; heut Abend sollt Ihr das Gegentheil gewahr werden."

„Aber da drüben ist doch die Kirchenthüre", sagte Arnold, „und ich sehe Niemanden heraus kommen?"

„Das ist sehr natürlich", lachte das Mädchen, „weil Niemand hinein geht, der Pfarrer selber nicht einmal. Nur der alte Sacristan gönnt sich keine Ruhe und läutet die Kirche aus und ein."

„Und keins von Euch geht in die Kirche?"

„Nein, weder zur Messe, noch Beichte", sagte das Mädchen ruhig, „wir liegen in einem Streite mit dem Papste, der bei den Welschen wohnt, und der will es nicht leiden, bis wir ihm wieder gehorchen."

„Aber davon hab' ich im Leben nichts gehört."

„Ja, ist auch schon lange her", sagte das Mädchen leichthin, „seht Ihr, da kommt der Sacristan ganz allein aus der Kirche und schließt die Thür zu; der geht auch nicht Abends ins Wirthshaus, sondern sitzt still und allein daheim."

„Und der Pfarrer kommt?"

„Das sollt' ich meinen, und ist der lustigste von Allen. Er nimmt sich's nicht zu Herzen."

„Und weshalb ist das Alles geschehen?" sagte Arnold, der sich fast weniger über die Thatsachen, als über des Mädchens Unbefangenheit wunderte.

„Das ist eine lange Geschichte", meinte aber Gertrud, „und der Pfarrer hat das Alles in ein großes, dickes Buch aufgeschrieben. Wenn's Euch Spaß macht und Ihr lateinisch versteht, mögt Ihrs darin lesen. Aber", setzte sie warnend hinzu, „sprecht nicht davon, wenn mein Vater dabei ist, denn er hats nicht gern. Seht Ihr, da kommen die Burschen und Mädchen schon aus den Häusern, jetzt muß ich machen, daß ich heim komme und mich auch anziehe, denn ich möchte nicht die Letzte sein."

„Und den ersten Tanz, Gertrud?"

„Tanze ich mit Euch, Ihr habt mein Versprechen."

Rasch schritten die Beiden in das Dorf zurück, wo jetzt aber ein ganz anderes Leben herrschte, als am Morgen. Ueberall standen lachende Gruppen von jungen Leuten; die Mädchen waren zu der Festlichkeit geschmückt und die Burschen ebenfalls in ihrem besten Staate, und an dem Wirthshause, an dem sie vorbeigingen, hingen Blattguirlanden von einem Fenster zum andern und zogen über der Thüre einen weiten Triumphbogen.

Arnold mochte sich, da er Alles aufs Beste herausgeputzt sah, nicht in seinen Reisekleidern zwischen die Festtägler mischen, schnallte deshalb in des Schulzen Hause seinen Tornister auf, nahm seinen guten Anzug heraus und war eben mit seiner Toilette fertig, als Gertrud an die Thür klopfte und ihn

abrief. Und wie wunderbar schön sah das Mädchen jetzt in ihrem einfachen und doch so reichen Schmucke aus, und wie herzlich bat sie ihn, sie zu begleiten, da Vater und Mutter erst später nachfolgen würden!

„Die Sehnsucht nach ihrem Heinrich kann ihr das Herz nicht besonders abdrücken", dachte der junge Mann freilich, als er ihren Arm in den seinen zog und mit ihr durch die jetzt einbrechende Dämmerung dem Tanzsaale zuschritt; aber er hütete sich wohl, einem derartigen Gedanken Worte zu geben, denn ein eigenes, wunderliches Gefühl durchzuckte seine Brust, und sein Herz klopfte ihm selber ungestüm, als er das der Jungfrau an seinem Arme pochen fühlte.

„Und morgen muß ich wieder fort", seufzte er leise vor sich hin. Ohne daß er es selber wollte, waren aber die Worte zu dem Ohre seiner Begleiterin gedrungen, und sie sagte lächelnd:

„Sorgt Euch nicht um das, wir bleiben länger zusammen, länger vielleicht, als Euch lieb ist."

„Und würdest Du es gerne sehen, Gertrud, wenn ich bei Euch bliebe?" frug Arnold, und er fühlte dabei, wie ihm das Blut mit voller Gewalt in Stirn und Schläfe schoß.

„Gewiß", sagte das junge Mädchen unbefangen, „Ihr seid gut und freundlich, mein Vater hat Euch auch gern, ich weiß es, und — Heinrich ist doch nicht gekommen!" setzte sie leise und wie zürnend hinzu.

„Und wenn er nun morgen käme?"

„Morgen?" sagte Gertrud und sah ihn mit ihren großen, dunklen Augen ernst an, dazwischen liegt eine lange, lange Nacht. Morgen! Ihr werdet morgen begreifen, was das Wort bedeutet. Aber heint sprechen wir nicht davon", brach sie kurz und freundlich ab, heint ist das frohe Fest, auf das wir uns so lange, so sehr, sehr lange gefreut, und das wollen wir uns ja nicht durch trübe Gedanken verkümmern. Und hier sind wir auch am Orte, die Burschen werden nicht schlecht schauen, wenn ich mir einen neuen Tänzer mitbringe."

Arnold wollte ihr etwas darauf erwiedern, aber lärmende Musik, die von innen heraustönte, übertäubte seine Worte. Wunderliche Weisen spielten auch die Musikanten auf, er kannte keine einzige davon und ward durch den Glanz der vielen Lichter, die ihm entgegenfunkelten, im Anfang fast wie geblendet. Gertrud führte ihn jedoch mitten in den Saal hinein, wo eine Menge junger Bauernmädchen plaudernd zusammenstanden, dort erst ließ sie ihn los, sich, bis der wirkliche Tanz begann, erst ein wenig umzusehen und mit den übrigen Burschen bekannt zu werden.

Arnold fühlte sich im ersten Augenblicke zwischen den vielen fremden Menschen nicht behaglich; auch die wunderliche Tracht und Sprache der Leute stieß ihn ab, und so lieb diese harten, ungewohnten Laute von Gertruds Lippen klangen, so rauh tönten sie von anderen an sein Ohr. Die jungen Burschen waren aber alle freundlich gegen ihn, und einer von ihnen kam auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und sagte:

„Das ist gescheut von Euch, Herr, daß Ihr bei uns bleiben wollt, führen auch ein lustiges Leben, und die Zwischenzeit vergeht rasch genug"

„Welche Zwischenzeit?" frug Arnold, weniger erstaunt über den Ausdruck, als daß der Bursche so fest seine Ueberzeugung aussprach, daß er dieses Dorf zu seiner Heimat machen wollte. Ihr meint, daß ich hierher zurückkehre?"

„Und Ihr wollt wieder fort?" frug der Bauer rasch.

„Morgen, ja, oder übermorgen, aber ich komme wieder.“

„Morgen? so?“ lachte der Bursch, „ja dann ists schon recht, na, morgen sprechen wir weiter darüber. Jetzt kommt, daß ich Euch unsere Vergnüglichkeit einmal zeige, denn wenn Ihr morgen schon wieder fort wollt, bekämet Ihr die am Ende nicht einmal zu sehen.“

Die Anderen lachten heimlich mit einander, der junge Bauer aber nahm Arnold an der Hand und führte ihn im ganzen Hause herum, das dicht gedrängt voll lustig schwärmender Gäste war. Erst kamen sie durch Zimmer, in denen Kartenspieler saßen und große Haufen Geldes vor sich liegen hatten, dann betraten sie eine Kegelbahn, die mit hellglänzenden Steinen ausgelegt war. In einem dritten Zimmer wurden Ringel- und andere Spiele gespielt, und die jungen Mädchen liefen lachend und singend aus und ein und neckten sich mit den jungen Burschen, bis auf einmal ein Tusch von den Musikanten, die bis dahin lustig fortgespielt, das Zeichen zum Beginn des Tanzes gab und Gertrud jetzt auch an Arnolds Seite stand und seinen Arm faßte.

„Kommt, wir dürfen nicht die Letzten sein“, sagte das schöne Mädchen, „denn als des Schulzen Tochter muß ich den Tanz eröffnen.“

„Aber was für eine seltsame Melodie ist das?“ sagte Arnold, „ich finde mich gar nicht in den Tact.“

„Es wird schon gehen“, lächelte Gertrud; „in den ersten fünf Minuten findet Ihr Euch hinein, und ich sage Euch wie.“

Laut jubelnd drängte jetzt Alles, nur die Kartenspieler ausgenommen, dem Tanzsaale zu, und Arnold vergaß in dem einen seligen Gefühle, das wunderbar schöne Mädchen in seinen Armen zu halten, bald alles Andere.

Wieder und wieder tanzte er mit Gertrud, und kein Anderer schien ihm seine Tänzerin streitig machen zu wollen, wenn ihn die übrigen Mädchen im Vorbeifliegen auch manchmal neckten. Eines nur fiel ihm auf und störte ihn; dicht neben dem Wirthshause stand die alte Kirche, und im Saale konnte man deutlich die grellen, mißtönenden Schläge der zersprungenen Glocke hören. Bei dem ersten Schlage derselben aber war es, als ob der Stab eines Zauberers die Tanzenden berührt hätte. Die Musik hörte mitten im Tacte auf zu spielen, die lustig durcheinander wogende Schaar stand, wie an ihre Plätze gebannt, still und regungslos, und Alles zählte schweigend die einzelnen langsamen Schläge. Sobald aber der letzte verhallt war, ging das Leben und Jauchzen von Neuem los. So war es um acht, so um neun, so um zehn Uhr, und wenn Arnold nach der Ursache so sonderbaren Betragens fragen wollte, legte Gertrud ihren Finger an die Lippen und sah dabei so ernst und traurig aus, daß er sie nicht um die Welt hätte mehr betrüben mögen.

Um zehn Uhr wurde im Tanzen eine Pause gemacht, und das Musikchor, das eiserne Lungen haben mußte, schritt dem jungen Volke voran in den Eßsaal hinab. Dort ging es lustig her; der Wein floß nur so, und Arnold, der nicht gut hinter den Uebrigen zurückbleiben konnte, berechnete sich schon im Stillen, welchen Riß dieser verschwenderische Abend in seiner bescheidenen Casse machen würde. Aber Getrud saß neben ihm, trank mit ihm aus einem Glase, und wie hätte er da einer solchen Sorge Raum geben können! Und wenn ihr Heinrich morgen kam?

Der erste Schlag der elften Stunde tönte, und wieder schwieg der laute Jubel der Zechenden, wieder dieses athemlose Lauschen den langsamen Schlägen. Ein eigenes Grauen überkam ihn: er wußte selber nicht weshalb, und

te Mutter daheim zog ihm durch das Herz. Langſam
d leerte es als Gruß den fernen Lieben.
Schlage aber ſprangen die Gäſte von den Tiſchen auf;
Reue beginnen, und Alle eilten in den Saal zurück.
r zuletzt zugetrunken?" frug Gertrud als ſie ihren Arm
n gelegt hatte.
mit der Antwort. Lachte ihn Gertrud vielleicht aus,
:? Aber nein, ſo brünſtig hatte ſie ja noch an dem Nach-
genen Mutter Grabe gebetet, und mit leiſer Stimme

r."
erte kein Wort und ging ſchweigend neben ihm die Treppe
ſie lachte auch nicht mehr, und ehe ſie wieder zum Tanze
n:
e Mutter ſo lieb?"
n Leben."
"
tter ihr Kind nicht?"
r nicht wieder heim zu ihr kämet?"
", ſagte Arnold, „ihr Herz würde brechen."
r Tanz wieder", rief Gertrud raſch, „kommt, wir dürfen
hr verſäumen!"
s je begann der Tanz; die jungen Burſchen von dem
tobten und jubelten und kreiſchten, und ein Lärmen
uſik zu übertäuben drohte. Arnold fühlte ſich nicht mehr
en, und auch Gertrud war ernſt und ſtill dabei geworden.
n Allen ſchien der Jubel zu wachſen, und in einer Pauſe
f ſie zu, ſchlug dem jungen Manne herzhaft auf die
lachend:
Herr Maler, nur luſtig die Beine geſchwenkt den Abend;
ug, uns wieder auszuruhen. Na, Trudchen, weshalb
in ſo ernſtes Geſicht? Paßt das zu dem Tanze heint?
wieder los! Jetzt muß ich meine Alte auch ſuchen, mit
zu machen. Stellt Euch an; die Muſikanten blaſen
cken auf!" und mit einem Jauchzen drängte er ſich durch
tigen Menſchen.
ng wieder Gertrud zu neuem Tanze, als dieſe ſich plötz-
hte, ſeinen Arm ergriff und leiſe flüſterte:

keine Zeit, ſie zu fragen wohin, denn ſie glitt ihm unter
d der Saalthüre zu.
hen?" riefen ſie ein paar der Geſpielinnen an.
der da", lautete die kurze Antwort, und wenige Secunden
Arnold draußen in der friſchen Abendluft vor dem Hauſe.
hin, Gertrud?"
ieder ergriff ſie ſeinen Arm und führte ihn durch das
rs Haus vorbei, in das ſie hineinſprang und mit einem
ckkehrte.
vor!" fragte Arnold erſchreckt.
das einzige, was ſie erwiederte, und an den Häuſern

vorbei schritt sie mit ihm, bis sie die äußere Ringmauer des Dorfes hinter sich ließen. Sie waren bis jetzt der breiten, festen und hartgefahrenen Straße gefolgt; jetzt bog Gertrud links vom Wege ab und schritt einen kleinen, flachen Hügel hinauf, von dem aus man gerade auf die hellerleuchteten Fenster und Thüren des Wirthshauses sehen konnte. Hier blieb sie stehen, reichte Arnold die Hand und sagte herzlich:

„Grüßt Eure Mutter von mir, lebt wohl!"

„Gertrud", rief Arnold so erstaunt wie bestürzt, „jetzt mitten in der Nacht willst Du mich so von Dir schicken? Habe ich Dir mit irgend einem Worte weh gethan?"

„Nein, Arnold", sagte das Mädchen, ihn zum ersten Male bei seinem Vornamen nennend, eben — eben weil ich Euch gern hab', müßt Ihr fort."

„Aber so laß ich Dich nicht von mir im Dunklen allein in das Dorf zurück", bat Arnold; „Mädchen, Du weißt nicht, wie lieb ich Dich habe, wie Du mir das Herz in wenigen Stunden fest und sicher gefaßt hast. Du weißt nicht —"

„Sprecht nichts weiter", unterbrach ihn Gertrud rasch, „wir wollen keinen Abschied nehmen. Wenn die Glocke zwölf geschlagen hat — es kann kaum noch zehn Minuten dauern — so kommt wieder an die Thüre des Wirthshauses, dort werd' ich Euch erwarten."

„Und so lange —"

„Bleibt Ihr hier auf dieser Stelle stehen. Versprecht mir, daß Ihr keinen Schritt zur Rechten oder zur Linken gehen wollt, bis die Glocke zwölf ausgeschlagen hat."

„Ich verspreche es, Gertrud, aber dann —"

„Dann kommt", sagte das Mädchen, reichte ihm die Hand zum Abschied und wollte fort.

„Gertrud!" rief Arnold mit bittendem, schmerzlichem Tone.

Gertrud blieb einen Augenblick wie zögernd stehen, dann plötzlich wandte sie sich gegen ihn um, warf ihre Arme um seinen Nacken, und Arnold fühlte die eiskalten Lippen des schönen Mädchens fest auf den seinen. Aber es war nur ein Moment, in der nächsten Secunde hatte sie sich losgerissen und floh dem Dorfe zu, und Arnold blieb bestürzt über ihr wunderliches Betragen, aber seines Versprechens eingedenk, an der Stelle stehen, wo sie ihn verlassen.

Jetzt sah er auch, wie sich das Wetter in den wenigen Stunden verändert hatte. Der Wind heulte durch die Bäume, der Himmel war mit dichten jagenden Wolken bedeckt, und einzelne große Regentropfen verriethen ein nahendes Gewitter.

Durch die dunkle Nacht glänzten hell die Lichter aus dem Wirthshause heraus, und wie der Wind dort herüber sauste, konnte er in einzelnen unterbrochenen Stößen den lärmenden Klang der Instrumente hören, aber nicht lange. Nur wenige Minuten hatte er auf seiner Stelle gestanden, da hob die alte Kirchthurmglocke zum Schlagen aus, in demselben Moment verstummte die Musik oder wurde von dem heulenden Sturm übertäubt, der so arg über den Hang tobte, daß Arnold sich zum Boden niederbiegen mußte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Vor sich auf der Erde fühlte er da das Packet, das Gertrud aus dem Hause geholt, seinen eigenen Tornister und seine Mappe und erschreckt richtete er sich wieder empor. Die Uhr hatte ausgeschlagen, die Windsbraut heulte vorüber, aber nirgends im Dorfe entdeckte er mehr ein Licht. Die Hunde,

die kurz vorher gebellt und geheult, waren still, und dichter, feuchter Nebel quoll aus dem Grunde herauf.

„Die Zeit ist um", murmelte Arnold vor sich hin, indem er seinen Tornister auf den Rücken warf, „und ich muß Gertrud noch einmal sehen, denn so kann ich nicht von ihr scheiden. Der Tanz ist aus, die Tänzer werden jetzt zu Hause gehen, und wenn mich der Schulze auch nicht über Nacht behalten will, bleib' ich im Wirthshause, in der Dunkelheit fänd' ich überdies nicht meinen Weg durch den Wald."

Vorsichtig stieg er den leisen Abhang wieder hinunter, den er mit Gertrud heraufgekommen, dort den breiten und weißen Weg zu treffen, der in das Dorf hineinführte, aber umsonst tappte er unten in den Büschen darnach herum. Der Grund war weich und sumpfig, mit seinen dünnen Stiefeln sank er bis tief über die Knöchel ein, und dichtes Erlengebüsch schoß überall dort empor, wo er den festen Weg vermuthet hatte. Gekreuzt konnte er ihn in der Dunkelheit auch nicht haben, er mußte ihn fühlen, wenn er darauf trat, und außerdem wußte er, daß die Ringmauer des Dorfes querüber lief, diese konnte er nicht verfehlen. Aber umsonst suchte er mit einer ängstlichen Hast darnach: der Boden wurde weicher und sumpfiger, je weiter er darin vordrang, das Gestrüpp dichter und überall von Dornen durchzogen, die seine Kleider zerrissen und seine Hände blutig ritzten.

War er rechts oder links abgekommen und an dem Dorfe vorbei? Er fürchtete, sich noch weiter zu verirren, und blieb auf einer ziemlich trockenen Stelle, dort zu erwarten, bis die alte Glocke Eins schlagen würde. Aber es schlug nicht an, kein Hund bellte, kein menschlicher Laut tönte zu ihm herüber, und mit Mühe und Noth, durch und durch naß und vor Frost zitternd, arbeitete er sich wieder zu dem höher gelegenen Hügelhang zurück, an dem ihn Gertrud verlassen. Wohl versuchte er von hier aus noch ein paar Mal in das Dickicht einzudringen und das Dorf zu finden, aber vergebens; zum Tode erschöpft, von einem eigenthümlichen Grausen erfaßt, mied er zuletzt den tiefen, dunklen, unheimlichen Grund und suchte einen schützenden Baum, die Nacht dort zu verbringen.

Und wie langsam zogen die Stunden an ihm vorüber! Denn zitternd vor Frost war er nicht im Stande, der langen Nacht auch nur eine Secunde Schlaf abzustehlen. Immer wieder horchte er dabei in die Dunkelheit hinein, denn immer aufs Neue glaubte er den rauhen Schlag der Glocke zu vernehmen, um immer aufs Neue sich getäuscht zu sehen.

Endlich dämmerte der erste lichte Schein aus fernem Osten; die Wolken hatten sich verzogen, der Himmel war wieder rein und sternenhell, und die erwachenden Vögel zwitscherten leise in den dunklen Bäumen.

Und breiter wurde der goldene Himmelsgürtel und lichter, schon konnte er deutlich um sich her die Wipfel der Bäume erkennen, aber vergebens suchte sein Blick den alten braunen Kirchthurm und die wettergrauen Dächer. Nichts als ein wüstes Erlengestrüpp, mit einzelnen verkrüppelten Weiden dazwischen, dehnte sich vor ihm aus. Kein Weg war zu erkennen, der links oder rechts abführte, kein Zeichen einer menschlichen Wohnung in der Nähe.

Heller und heller brach der Tag an; die ersten Sonnenstrahlen fielen auf die weite, grüne, vor ihm ausgebreitete Fläche, und Arnold, nicht im Stande sich dieses Räthsel zu erklären, wanderte ein ganzes Stück den Grund zurück. Er mußte sich in der Nacht, während er den Ort suchte, ohne daß

er es wußte, verirrt und weiter davon entfernt haben, und war jetzt fest entschlossen ihn wieder aufzufinden.

Endlich erreichte er den Stein, an dem er Gertrud gezeichnet; den Platz hätte er unter tausenden wieder erkannt, denn der alte Fliederbusch mit seinen starren Aesten bezeichnete ihn zu genau. Er wußte jetzt genau, woher er gekommen war, und wo Germelshausen liegen mußte, und schritt rasch das Thal zurück, genau dieselbe Richtung beibehaltend, der er gestern mit Gertrud gefolgt war. Dort erkannte er auch die Biegung des Hanges, über dem der düstere Höhenrauch gelegen; nur das Erlengebüsch schied ihn noch von den ersten Häusern. Jetzt hatte er es erreicht — drängte sich hindurch und — befand sich wieder in dem nämlichen sumpfigen Moraste, in dem er in der letzten Nacht herumgewatet.

Vollständig rathlos und seinen eigenen Sinnen nicht trauend, wollte er die Passage hier erzwingen, aber das schmutzige Sumpfwasser zwang ihn endlich, das trockene Land wieder zu suchen, und vergebens wanderte er dort jetzt auf und ab. Das Dorf war und blieb verschwunden.

Mit diesen unnützen Versuchen mochten mehrere Stunden vergangen sein, und die müden Glieder versagten ihm zuletzt den Dienst. Er konnte nicht weiter und mußte sich erst ausruhen; was half ihm auch das nutzlose Suchen? Von dem ersten Dorfe, das er erreichte, konnte er leicht einen Führer nach Germelshausen bekommen und dann den Weg nicht wieder verfehlen.

Todesmatt warf er sich unter einen Baum — und wie war sein bester Anzug zugerichtet! — Aber das kümmerte ihn jetzt nicht; seine Mappe nahm er vor und aus der Mappe Gertrud's Bild, und mit bitterem Schmerz hing sein Auge an den lieben, lieben Zügen des Mädchens, das, wie er zu seinem Schrecken fand, schon einen zu festen Halt an ihn gewonnen hatte.

Da hörte er hinter sich das Laub rascheln, ein Hund schlug an, und als er rasch emporsprang, stand ein alter Jäger nicht weit von ihm und betrachtete sich neugierig die wunderliche, so anständig gekleidete und so verwildert aussehende Gestalt.

„Grüß Gott!“ rief Arnold, seelensfroh, einem Menschen hier zu begegnen, indem er das Blatt rasch wieder in die Mappe schob. „Sie kommen mir hier wie gerufen, Herr Förster, denn ich glaube, ich habe mich verirrt.“

„Hm“, sagte der Alte, „wenn Sie hier die ganze Nacht im Busche gelegen haben — und kaum eine halbe Stunde nach Dillstedt hinüber zu einem guten Wirthshause — so glaub' ich das auch. Donnerwetter, wie sehen Sie aus, gerade als ob Sie eben Hals über Kopf aus Dornen und Sumpf kämen!“

„Sie sind hier im Walde genau bekannt?“ sagte da Arnold, der vor allen Dingen wissen wollte, wo er sich eigentlich befand.

„Ich sollt' es denken“, lachte der Jäger, indem er Feuer schlug und seine Pfeife wieder in Brand brachte.

„Wie heißt das nächste Dorf?“

„Dillstedt — gerad dort hinüber. Wenn Sie da drüben auf die kleine Anhöhe kommen, können Sie es leicht unter sich liegen sehen.“

„Und wie weit hab' ich von hier nach Germelshausen?“

„Wohin?“ rief der Jäger und nahm erschreckt seine Pfeife aus dem Munde.

„Nach Germelshausen.“

„Gott sei mir gnädig!“ sagte da der Alte, während er einen scheuen

„den Wald kenn' ich gut genug; wie viel Klaftern tief
nen aber das „verwünſchte Dorf" liegt, daß weiß nur Gott
· Einen auch nichts an."
nſchte Dorf?" rief Arnold erſtaunt.
ſen — ja" — ſagte der Jäger. „Gleich da drin im
die alten Weiden und Erlen ſtehen, ſoll es vor ſo und ſo
ren gelegen haben, nachher iſt's weggeſunken, Niemand
wohin, und die Sage geht, daß es alle hundert Jahre an
Tage wieder ans Licht gehoben würde, möchte aber
nſchen wünſchen, daß er zufällig dazu käme. Aber zum
n, das Nachtlager im Buſche ſcheint Ihnen nicht gut zu
ſehen käſeweiß aus. Da, nehmen Sie einmal einen
laſche hier, der wird Ihnen gut thun, nur ordentlich!"

das war nicht halb genug, einen ordentlichen, dreimal
ſo, das iſt der echte Stoff, und nun machen Sie, daß
Birthshaus und in ein warmes Bett kommen."
bt?"
ürlich näher haben wir keines."
lshauſen?"
mir den Gefallen und nennen Sie den Ort nicht wieder
: Stelle wo wir ſtehen. Laſſen wir die Todten ruhen, und
ie überhaupt keine Ruhe haben und immer wieder einmal
en uns auftauchen."
t hat das Dorf noch hier geſtanden", rief Arnold, ſeiner
m mehr mächtig; „ich war darinnen, ich habe darin
und getanzt."
etrachtete ſich die Geſtalt des jungen Mannes ruhig von
nn ſagte er lächelnd:
ß anders, nicht wahr? Wahrſcheinlich kommen Sie gerade
ber, dort war geſtern Abend Tanz, und das ſtarke Bier,
t braut, kann nicht ein Jeder vertragen."
te, ſtatt aller Antwort, ſeine Mappe und nahm die Zeich-
er vom Kirchhof aus entworfen hatte.
das Dorf?"
e der Jäger kopfſchüttelnd, „ſolch ein flacher Thurm iſt
Gegend nicht."
ermelshauſen", rief Arnold, „und tragen ſich ſo die
der Nachbarſchaft, wie das Mädchen hier?"
n! Was iſt denn das für ein wunderbarer Leichenzug, den
'

ortete ihm nicht; er ſchob die Blätter wieder in ſeine Mappe
jenes, wehes Gefühl durchbebte ihn. Er wandte ſich mit
Dank ab und ſchritt langſam ſeine Bahn entlang. Erſt
en, von dem aus er den ganzen Grund überſehen konnte,
al ſtehen und ſchaute zurück.
Gertrud!" murmelte er leiſe, und als er über den Hang
agten ſich ihm die großen, hellen Thränen aus den Augen.

Der Toilettenteufel der Bühne.

Emma Felkner nannte sich die schöne Schauspielerin des Theaters an der Wien, welche vor wenigen Jahren durch Selbstmord endete, weil sie keinen Freund mehr fand, der ihre Toilette bestreiten konnte oder wollte.

Auch wir standen an ihrem prachtvollen Sarge, der fast in einem Ocean von Blumen und Kränzen schwamm.

Nie sind die Kränze so mißbraucht worden, wie in unserer Zeit, und jeder Künstler, dessen Haupt solchen Schmuckes würdig wäre, sollte zu Gott bitten: „Herr, bewahre mich vor Kränzen und Blumen auf meiner letzten Fahrt."

Meister oder Pfuscher — Priester des Lichts oder Lichter der Nacht — Friedensfürst oder Schinderhannes — ein Wappen auf der Equipage oder ein Brandmal auf der Schulter — gesalbt oder geschmiert, gleichviel — Alles, was Lärm in der Welt gemacht hat, muß seine Camelien und Rosen haben, sei es auf der Bühne oder am Pranger, im Boudoir oder in der Leichenkammer, so will es der Zeitgeist, der die Modejournale redigirt.

Auch die Blumen im Sarge gehören zum Toilettenschwindel unserer Zeit, und dieser ist es — natürlich nur der Toilettenschwindel auf der Bühne — mit welchem wir uns heute ein paar Minuten beschäftigen wollen.

Wohin soll dieser Schwindel noch führen?

Wohin er schon geführt hat — zu einer fast allgemeinen Sittenlosigkeit der Theaterdamen, zum Tauschhandel aus einer Hand in die andere, und wenn das letzte Glas Champagner geleert ist, zum Schlaftrunk, mit welchem sich auch jene Unglückliche einschläferte, weil es ihr leichter schien aus der Welt, als von ihrer französischen Modistin zu scheiden.

Wohl ihr, daß sie den Muth hatte, den Giftbecher zu leeren, sonst hätte sie vielleicht das Schicksal jener bezaubernd schönen Komödiantin ereilt, die auf einer ungarischen Bühne die Harnische der „Kreuzfahrer" aus gediegenem Silber schlagen ließ, sich täglich in lauem Champagner badete und fünfundzwanzig Jahre später auf dem wiener Judenplatz Lumpen, Holzspäne und den Abfall von Grünzeug aus dem Kehricht sammelte.

Wie stolz sie sich brüsten, diese greisen Primadonnen der Bühne! So manche Toilette hat ein ganzes Vermögen verschlungen — aber je kostbarer die Robe ist, desto geschändeter ist der Leib, den sie deckt.

Nicht der Künstlerin, sondern der Probirmamsell für die Toiletten der Modistin schnalzen die Zuugen der Roués entgegen.

Nun erlauben wir uns zu fragen: welch' ein Vater, dem die Ehre seines Hauses oder Namens noch etwas gilt, wird seine Tochter den Musen zuführen, wenn er befürchten muß, daß ihr nur die privilegirte Prostitution die Pforten des Tempels öffnet?

Wir kennen einen Mann, der eben so arm an Erdengütern, als seine Tochter reich an Talent ist — aber auch er hat an der Pforte des Tempels

s reichſte Talent der ärmſte Bettler iſt — man fertigte es
es nicht an der Hand der Venus vulgaris die Schwelle

Mädchen wandte ſich an ein Theatergeſchäftsbureau. Sie
reizend, darum ſchmunzelte ihr der Agent ein freundliches

he, wo möglich, bei einer hieſigen Bühne engagirt zu wer-
ſie ſchüchtern, „weil ich meinen guten alten Vater nicht ver-

ſich vielleicht machen", antwortete der Agent, indem er die
gen Dame prüfend beäugelte. „Dem Anſchein nach noch

— aber mir fehlt es dennoch nicht an Routine. Ich habe
ende Rollen auf einem hieſigen Uebungstheater geſpielt."
t geſetzt den Fall, ich fände ein Plätzchen für Sie, in welcher
Sie dann zu debütiren, mein Schatz?"
ie de vielleicht im „Aſchenbrödel" von Benedix?"
ie wären ein ganz allerliebſtes Aſchenbrödel — aber — die
ie ſteht es denn mit der Toilette?"
er hat einige Gulden von ſeiner Penſion erſpart, die er —"
Gulden? Fräulein X. hat in der Rolle der Elfriede für
Brautkleid mehr als tauſend Gulden gezahlt."
Tauſendguldenkraut wächſt nicht in meines Vaters Garten",
ge Dame lächelnd.
er Taſche Ihres — Freundes, will ich hoffen?"
keinen Freund."
reund?" frug der Agent erſtaunt. „Wie lange haben Sie
ebungstheater geſpielt?"
Monate ungefähr."
enn das möglich? Vierzehn Monate ſchon auf einem Ue-
pielt und noch immer keinen Freund? Das muß ein ſaube-
er ſein!"
Kunſtfreunde meinen —"
ſtfreunde, — Naturfreunde meine ich, die Ihre reizende
on gefunden haben ſollten. Kurz und gut, irgend einen
mpel meine ich, der ſeinen Stolz darin ſucht, die edelſten
ſten Mädchen —"
r!" rief die junge Dame erglühend vor Scham und Ent-

röthen auch noch, trotzdem Sie ſchon vierzehn Monate auf
eater ſpielten?" lachte der Agent. „Mit der Schamröthe
nicht ſchminken, Schatz, wenn Sie Ihr Glück auf der Bühne
Ich rathe Ihnen väterlich, weiſen Sie die Huldigungen
icht zurück und rupfen Sie ſie, bis ſie zu mauſen anfangen.
ich mit den koſtbarſten Geweben und Edelſteinen und man
ße Künſtlerin feiern, wenn Sie auch nur ein aufgeputzter
n. Dagegen würde man Sie als ſpröde Theaterprinzeſſin
Gewande ein Gänschen nennen, ſelbſt wenn Sie ein Genie
iren."
raurig das iſt!"

„Wie naiv Sie sind, etwas traurig zu finden, was man im Allgemeinen sehr lustig findet. Als Theateragent pflege ich mich mit Künstlerinnen ohne glänzende Toilette und ohne Protector, der für sie sorgt, gar nicht zu befassen, aber mit Ihnen will ich eine Ausnahme machen, weil Sie gar so niedlich sind, Schatz, und ich die Hoffnung nicht aufgeben kann, daß Sie in kurzer Zeit „vernünftig" sein werden. Wenden Sie sich mit dieser meiner Karte an den Secretär des Y-Theaters. Sie werden den Weg nicht vergebens machen."

Mit schwerem Herzen folgte die junge Dame der Weisung des Agenten.

Der Secretär des genannten Theaters fixirte sie, wie — man verzeihe uns den gewagten Vergleich — wie etwa der Fleischer das Stechvieh fixirt, und lächelte wohlgefällig.

„Du willst Schauspielerin werden, Mädel?" frug er mit der gewissen Coulissenfamiliarität, „Du hast dazu Alles, was man braucht, wie ich sehe, bis auf — wie stehts mit der Toilette?"

Die junge Dame beantwortete die Frage, wie sie die fast gleichlautende des Agenten beantwortete.

„Einige Gulden — dummes Zeug!" lachte der Gewaltige. „An Lumpen und Fetzen ist unser Publicum nicht gewöhnt. Selbst wenn Du ein Stubenmädel spielst, mußt Du in Sammet und Seide gekleidet und mit echten Diamanten und Perlen geschmückt sein. Aber das wird sich finden. Bist Du fürs erste Contractsjahr mit einer Monatsgage von sechzig Gulden zufrieden?"

„Zufrieden wäre ich wohl — aber mit einer Monatsgage von sechzig Gulden werde ich schwerlich eine so kostbare Toilette bestreiten können."

„Natürlich nicht — aber junge, saubere Mädel wie Du pflegen in die „Lieb'" zu gehen und Börsengeschäfte zu machen."

„Das verstehe ich nicht."

„Du wirst es schon lernen, denn Du bist in guter Schule. Merke Dir: ohne Geld keine Schweizer und ohne Toilette keine Rollen. Einstweilen werde ich Dich in kleinen „Höschenrollen" beschäftigen, das Baumaterial dazu scheinst Du zu besitzen."

Abends stand die junge Dame hinter den Coulissen.

Im Zwischenacte führte der Secretär einen Freiherrn von Peiteles auf die Bühne, einen stattlichen Cavalier mit schwarzem Bart und einer empfehlenden Habichtsnase, vor welchem er das weibliche Balletpersonal Revue passiren ließ.

„Hier haben Sie die kleine Toni", sagte er, „eine üppige Blondine — und hier haben Sie Exemplare in Braun und Schwarz, ja sogar in Roth, ganz nach Geschmack zur Auswahl, Herr Baron, denn wir haben von dieser Waare in allen Farben auf dem Lager."

Die junge Schauspielerin zwischen den Coulissen zog sich abermals erröthend zurück, ohne abzuwarten, für welche Farbe sich der Herr Baron entschied.

„Sie war also für unbedeutende „Höschenrollen" engagirt, in denen sie allerdings ein paar Dutzend Operngläser auf sich lenkte, konnte jedoch ihr Talent nicht zur Geltung bringen, denn immer und ewig war es die Toilettenfrage, die sie am Fortschritt hinderte.

Endlich wurde auch diese Frage erledigt.

Eines Abends erschien die junge Dame in der Rolle einer Camelien-dame und in dem glänzenden Prunk einer Prinzessin auf der Bühne.

Sie spielte vortrefflich. Man wurde nicht müde, sie hervorzujubeln und mit Blumen und Kränzen zu überschütten.

Am nächsten Nachmittage sah man sie, in der luxuriösesten Toilette, an der Seite des Freiherrn von Peiteles in prachtvoller Equipage in den Prater fahren.

Ihre Wangen sind noch immer roth, aber es ist nicht mehr die Scham-röthe, mit der sie sich schminkt.

Sie scherzte und lachte mit ihrem Begleiter.

Plötzlich wandte sie jedoch rasch und bestürzt ihr Antlitz von einer Volksgruppe ab.

Wer war der Verwegene, der die Laune der schönen stolzen Künstlerin zu trüben wagte?

Ach — es war nur ihr Vater, ein bleicher, kranker Greis, der, in die Knie gesunken, von zwei mitleidigen Burschen in das Hospital der Barm-herzigen Brüder geführt wurde.

Vielleicht hatte ihn die Freude so aufgeregt, als er sein schönes Kind in solchem Glanze und in so nobler Gesellschaft sah.

Ob das schöne stolze Kind nicht auch einst noch nach dem Giftbecher greift, wenn Herr von Peiteles seine Pferde und Geliebten wechselt und sich nach ihm kein neuer Gründer für Toilettenschwindel findet? O, der Gift-becher wird oft noch kreisen in der Coulissenwelt, wenn dem Toilettenschwindel keine Schranke gezogen wird. K. H.

Für den Bücherschrank.

Die bunte Reihe der jüngst eingelaufenen Novitäten eröffnen wir mit der Erwähnung eines Werkes, das wir der Beherzigung warm empfehlen. Es sind dies die „Guttae in lapidem", das ist: Tropfen auf die Steinblöcke menschlicher Vorurtheile und Irrthümer. Von Ernst Eckstein. Leipzig, Richard Eckstein. Der Titel schmeckt nach dem siebzehnten Jahrhundert, aber der Inhalt ist ein echtes gedankenvolles schneidiges Kind des neunzehnten Jahrhunderts. Gegen die Vorurtheile einer Zeit, in der dem Verständigen, der immer um sich herum hört, „wie wirs nun so herrlich weit gebracht" oft „vor seiner Gottähnlichkeit bange" wird, legt Eckstein seine spitze Lanze ein, ein wohlgeübter Ulan des kleinen Krieges gegen menschliche Vorurtheile, der festen Schluß auf seinem Pegasus hat. In dieser neuesten Publi-cation des fruchtbaren Autors, in der unsere Leser manche alte Bekannte aus dem Salon wiederfinden, tritt allerdings die Poesie hinter die praktischen Forderungen der Prosa des Lebens zurück, aber nirgends vermissen wir in der Darstellung die noble Form und Führung, die nicht nur in dem, was, sondern auch wie er es sagt, den guten Geschmack auf seine Seite ziehen wird. Und so wird der Ten-denz des Büchleins, die der Autor selbst im Vorwort andeutet, doch der Erfolg des cavare lapidem nicht ausbleiben. Diese Skizzen wenden sich gegen die Auffassung der Majorität, gegen alte und neue Irrthümer, gegen Vorurtheile und Trugschlüsse, die nur durch das auch in der geistigen Welt herrschende Gesetz der Trägheit ihre behäbige Existenz fristen. Diese Tropfen und viele andere mehr können den Stein doch nach und nach aushöhlen und die Macht der Unsitte, die man scheinheilig Sitte nennt, brechen.

Da wie unsere Damen sehen werden, das Eckstein'sche Buch ihre Denkkraft sehr in Thätigkeit setzen wird, wenn sie es — kaufen, so wollen wir bei dieser Gelegen-heit noch ein anderes Attentat auf die Denkthätigkeit unserer lieben Frauen begehen.

Da ist nämlich in Dresden (bei Klemm, Schmidt und Weiß) ein kleines Büchlein erschienen, das sich nennt: Praktische Mathematik für Damen. Ein leichtfaßlicher arithmetischer Rathgeber für die Frauenwelt mit vierundzwanzig instructiven Illustrationen von Detlev, Freiherr von Biedermann. Preis 50 Pfennig. Eine Dame und Mathematik! Das ist allerdings so, als ob man Richard Wagner zumuthen wollte, die Fledermaus zu dirigiren, aber lesen Sie, bitte meine Damen, die kleine, wirklich instructive Schrift und Sie werden einen deutlichen Begriff der mathematischen Grundbegriffe bekommen, der Ihnen im Hause hier und da sehr gut zu statten kommen wird. Und wäre es auch nur, um eine elegante Gardinenpredigt in die Form eines mathematischen Beweises (der Schlechtigkeit Ihrer schlechtern Hälfte) zu kleiden und mit dem mathematischen Latein zu schließen: Quod erat demonstrandum.

Mathematik und Geschichte sind keine sonderlichen Freundinnen, wie dies jedes Gymnasialabiturientenexamen beweist, aber wir müssen hier doch dem mathematischen ein geschichtliches Buch folgen lassen. Und zwar eines, das zu den besten culturgeschichtlichen populären Darstellungen gehört. Es heißt: Kuning Hartfest. Ein Lebensbild aus der Geschichte unserer deutschen Ahnen, als sie noch Wuodan und Duonar opferten. Von Dr. D. F. Weinland. Mit 61 Abbildungen. Leipzig, Otto Spamer. Allerdings wendet sich das Buch vorzugsweise an die reifere Jugend, aber es enthält des culturhistorischen Materials auch für den reifen Mann und die — Entschuldigung, meine Schönen! — reife Frau so viel und so schöne goldene Früchte in silbernen Schalen, daß wir es auch allen Denen empfehlen können, die Freytagisch-Eberisch geschult, Culturgeschichte nur in angenehmster Form genießen wollen. Kuning Hartfest ist kein Anderer als der jedem Cäsarleser bekannte rex Ariovistus, und das altgermanische Leben rankt sich in dem Buch um den mächtigen Stamm jenes gewaltigen Heerkönigs. Ueberall blickt uns aus dem Werk tiefe Kenntniß, warme Liebe zur Sache und poetisches Talent entgegen. Zwar sind wir nicht durchweg mit dem geistvollen Autor einer Meinung — zum Beispiel, wenn er die Wohnstätte des Ariovist ganz als mittelalterliche Burg auffaßt und schildert, ein entschiedener culturhistorischer Anachronismus — allein selbst der Historiker von Fach kann aus dem ungemein reichhaltiges Material verarbeitenden Werk noch Manches lernen und für das deutsche Haus ist es ein werthvoller Geistesschatz, der germanisches Thun und Wesen anschaulich lehrt.

Auf dem Gebiet der Novelle verzeichnen wir eine liebenswürdige Novität: In Licht und Schatten. Novellen und Erzählungen von Helene von Hülsen, Berlin bei Plahn (Henri Sauvage). Die Dichterin hat im „Salon", in unserm speciell und in den Salons im Allgemeinen ein großes aufmerksames Publicum, das sich von ihren Vorzügen, der liebevollen warmen Charakteristik, dem weichen sammetartigen Farbenton ihrer seelischen Porträts, dem glücklichen Blick für innerliche Probleme, die sie fein und psychologisch wahr zu lösen weiß, ungemein gefesselt fühlt. Auch in der vorliegenden Sammlung zeigten sich jene Vorzüge mit mehr Licht als Schatten, denn die Weltauffassung der Dichterin ist eine sonnige, versöhnliche und die Lectüre dieser Novellen erweckt selbst bei den ergreifend gezeichneten Schatten, keinen Mißklang, sondern giebt eine ruhig und rein austönende Stimmung, die gerade der deutschen Familie wohlthut.

Soeben fliegt — als wir eben den Bücherschrank schließen wollen — noch ein lustiger Vogel, grün-weißen Dialectgefieders uns zu und zwitschert im reinsten sächsischen Dialect. Es ist die dritte Auflage von: Particularist Bliemchen auf der Pariser Weltausstellung. Illustrirt von O. Xavelli, (Leipzig, Glaser und Garte). Bliemchen, die classische Figur des weiland „Puck" war als Blüthe des sächsischen Humors weit über seine engere Heimat hinaus berühmt geworden. Er rechtfertigt durch seine Pariser Reise die großen Erwartungen, die man auf sein Erscheinen in der Seinestadt gesetzt hatte, vollkommen. Herzhaftes Lachen, nicht nur mädchenhaft verstohlenes Lächeln, mit welchem dem Humor wenig gedient ist, wird den wackern Bliemchen bei der Lectüre seiner Abenteuer überall begleiten.

Salonpost.

G. R. in B. Glauben Sie wirklich, daß Jemand das Circular des Lessing-Vereins in Berlin ernst nehmen könnte? Das Ganze scheint uns entweder ein verspäteter Faschingsscherz, oder eine „rettende That" des abderitischen Dilettantismus zu sein. Sollte wirklich ein Bayreuth des deutschen Schauspiels auf diesem Wege möglich sein? Dann hätte Lessing seine Dramaturgie nicht für die Deutschen, sondern für die Abderiten geschrieben!

B. G. in Jauer. Toast nennt man in England die gerösteten Brodschnitte, die man zum Thee ißt. Da es aber Sitte war, Demjenigen, welcher eine Gesundheit ausbringen sollte, sein Glas mit einem gerösteten Brödchen zu übergeben, so ist das Wort Toast für Trinkspruch allgemein geworden.

Melanie E. in Hannover. Sie drücken sich sehr unbestimmt aus, aber Sie meinen wahrscheinlich Schleiermachers zehn Gebote für edle Frauen, die in ihrer beherzigenswerthen ethischen Wahrheit und Originalität noch sehr wenig bekannt sind. Wir geben sie daher zu Nutz und Frommen unserer denkenden Leserinnen hier wieder.

1. Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm; aber Du sollst Freundin sein können, ohne in das Colorit der Liebe zu spielen und zu kokettiren oder anzubeten.

2. Du sollst Dir kein Ideal machen weder eines Engels im Himmel noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman noch eines selbstgeträumten oder phantasirten, sondern Du sollst einen Mann lieben wie er ist. Denn sie, die Natur, Deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle.

3. Du sollst von den Heiligthümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen; denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihr Selbst hingiebt für Geschenke und Gaben und um in Ruhe und Frieden „versorgt' zu sein.

4. Merke auf den Sabbath Deines Herzens, daß Du ihn feierst, und wenn sie Dich halten, so mache Dich frei oder gehe zu Grunde.

5. Ehre die Eigenthümlichkeit und die Willkür Deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe und sie kräftig leben auf Erden.

6. Du sollst nicht absichtlich lebendig machen.

7. Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte.

8. Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo Du nicht liebst.

9. Du sollst nicht falsch Zeugniß ablegen für die Männer; Du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken.

10. Laß Dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre.

B. Gr. in Oldenburg. Ernst Häckel hat sich vor einem Jahr in Wien über Virchow's Angriff gegen ihn deutlich ausgesprochen. Er sagte damals, bezüglich der bekannten Vorgänge auf der Münchener Naturforscherversammlung: „Das hatte ich nicht erwartet, daß ein Mann, der früher als Held des Fortschrittes in jeder Beziehung gepriesen wurde, daß der einst so freisinnige Rudolph Virchow als derjenige auftreten würde, der die allerbedeutendsten Fortschritte der Naturwissenschaft als persönliche Liebhabereien von mir bezeichnen und als der ernstlichen wissenschaftlichen Widerlegung nicht werth erachten würde. Nachdem ich meine Rede in München gehalten hatte, reiste ich ab und erfuhr erst durch die Zeitungen, daß Virchow die Rede gehalten habe, in der er auf das allerentschiedenste die wichtigsten Grundsätze der Entwickelungslehre, speciell die Seelfrage, als dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Forschung entrückt bezeichnete. Es ist das nicht der alte Virchow, der in Würzburg die Grundlage zur neuen Forschung legte, sondern der Berliner Virchow der Fortschrittspartei, der seit den zweiundzwanzig Jahren, die er sich in Berlin befindet, der Wissenschaft fremd geworden ist und speciell unsere Lehre vom Anfange an weder verstanden noch gewürdigt hat. Die Angriffe Virchow's haben trotz der schwachen Argumente, die nicht einmal der Widerlegung werth wären, dennoch den weitesten Widerhall gefunden. Es hat sich wieder gezeigt, wie außerordentlich, wie schon Goethe sagt, vor Allem der Einfluß der Autorität ist. Und weiter sagte Häckel in Beziehung auf das Verhalten der Presse zu seiner Lehre: Es ist eine tief empfundene und sehr oft besprochene Erscheinung, daß die Presse im Ganzen unserer wissenschaftlichen Bewegung so fernsteht, und in Deutschland speciell kein einziges wissenschaftliches Blatt besteht, welches sich die Förderung der Lehre zur Aufgabe machen oder auch nur einem unbefangenen Urtheile Raum geben würde. Ich erinnere, daß eine Zeitung, welche als die Professoren-Zeitung gilt, die Deutsche Allgemeine Zeitung, fast regelmäßig nur Angriffe und Artikel von Gegnern der Entwicklungslehre bringt, die Lehre selbst aber als eine wissenschaftlich nicht zu beweisende Hypothese betrachtet, ganz abgesehen von anderen Blättern, die größtentheils unter der Dictatur Virchow's stehen.

Neueſte Moden.

Nr. 1. Spaniſche Mantille.

Dieſes graziöſe und neue Modell erſetzt die Capuchons, Hauben ꝛc., wie ſie für den Weggang aus dem Theater oder vom Ball getragen werden. Sie läßt ſich in

Nr. 1. Spaniſche Mantille.

verſchiedenen Stoffen ausführen, ſo z. B. in Crêpe de chine, indiſchem Caſchmir, in Thibetwolle geſtrickt oder in Spitze, wie ſie die Abbildung zeigt. Aus dieſer

iſt auch die oben auf dem Kopfe mittels einiger Stecknadeln im Haar befeſtigte elegante Drapirung erſichtlich genug. Da es bei dieſem Toiletteſtück hauptſächlich auf einen geſchmackvollen Faltenwurf ankommt, ſo dürfte es zweckmäßig ſein, beim Zuſchneiden die Falten auf der Perſon, für welche es beſtimmt, zu arrangiren.

Nr. 2. Promenaden-Toilette.

Nr. 2 Promenaden-Toilette

Auf der Rückſeite in Falten gelegter Rock von Hindurep8. Drapirte Schürze von Damaſſé mit einer Franſe garnirt; in der Mitte der Schürze zwei große, ſich nach unten tief herabſenkende Falten. Die Schürze verlängert ſich auf der

linken Seite, indem ſie die Rückbahn umſchließt in eine längere Draperie, die ſich an der rechten Seite in der Schürzennaht wieder verliert. Glatte Taille, deren Schöße in weite Zacken ausgeſchnitten ſind.

Nr. 3. Viſiten-Toilette.

Nr. 3. Viſiten-Toilette.

Robe von maronfarbener Faille und Kürafftaille von reichgemuſtertem Seidenſtoff (Lampas) von der nämlichen Farbe. Doppelte Schürze und Bahn mit Paſſementerieapplicationen. Schürze und Bahn fallen auf einen mit Pliſſés umrandeten

Nr. 4. Frühlings-Toilette (Rückanſicht.)

Nr. 5. Frühlings-Toiletten (vorderanſicht)

untern Rock. Straßtaille mit auf der Mittelnaht in eine lange Spitze auslaufendem

eines ſchwarzen Seidenſtiches zwiſchen jeder derſelben auf dem Geflecht befeſtigt ſind. Auf den Deckel wird das unter Nr. 7 abgebildete Deſſin im Lanzettſtich geſtickt.

Nr. 7. Deſſin zu Nr. 8.

Nr 8. Runder Korb zum Aufbewahren von allerhand kleinen Gegenſtänden. (Mit 2 Deſſins.)

Nr. 9 Deſſin zu Nr 8.

Die Blume iſt in rother Wolle, gehoben durch einen Seidenſtich in einer hellern Nüance, mit einem Stern in der Mitte in gelber Seide und Kleeblättern ringsum in grüner Wolle. Blätterguirlande in Wolle in zwei Nüancen havanna. Roſen-

knospen in rother und grüner Wolle. Für die ganze Tour sind vier Dessins nöthig. An den untern Theil unter den Halbkugeln wird ein Lambrequin (siehe Dessin Nr. 9) von sehr fein ausgezacktem und gestickten rothen Tuch angebracht; die Blume darauf ist aus hell havannafarbenem Tuch ausgeschnitten und wird durch Lanzett-

Nr. 14. Frühjahrs-Toilette

stiche in grüner Seide festgehalten; der Stern ist in gelber Seide mit einem schwarzseidenen Knötchenstich in der Mitte. Oben am Lambrequin wird an der einen Seite ein Strich in havanna und an der andern Seite ein solcher in gelber Seide eingestickt; zwischen jedem dieser Striche horizontale Striche in gelber Seide,

abwechſelnd mit Knötchenſtichen in ſchwarzer Seide. Ein Ausfüttern des Innern iſt nicht nothwendig.

Nr. 10 bis 13. Frühlings-Toiletten für Kinder und junge Damen.

Nr. 10. Knabe von acht bis zehn Jahren. Jacket, Weſte und Kniehöschen von engliſchem ſchwarzen Sammet. Die bis an den Hals reichende Weſte iſt mit ſeidenen Knöpfen beſetzt. Die einzige Garnirung beſteht in einem breiten Randgalon. Die Höschen werden unter dem Knie durch ein elaſtiſches Band mit Schnalle geſchloſſen. Die Strümpfe ſind in dem jetzt modernen längs geſtreiften Deſſin in roth und ſchwarz.

Nr. 11. Mädchen von ſechs bis ſieben Jahren. Robe in engliſchem Schnitt von mausgrauer Popeline, über der Bruſt mittels Stoffpatten mit kirſchrothem Litzenbeſatz geſchloſſen. Der Gürtel und die Schärpe über den in dicke Falten gelegten Volant am untern Theil des Rockes ſind von kirſchrothem Surah-Foulard. Weiß- und écrufarbene Strümpfe von ſchottiſchem Garn.

Nr. 15. Blouſe für einen Knaben von 3 bis 5 Jahren

Nr. 12. Toilette für ein junges Mädchen. Robe von glattem italieniſchen Taffet. Der untere runde Rock iſt unten mit einem Pliſſé garnirt, das von einem blau und weiß geſtreiften Taffetſchrägſtreifen überſetzt iſt. Die den zweiten Rock bildende Tunica iſt vorn in bauſchige Falten gelegt; auf der Rückſeite fällt ſie in gewellten Falten herab. Die gekräuſelten Querfalten der Schürze ſind in der Mitte mittels eines Schrägſtreifens von glattem blauen Taffet leicht gerafft. Die langen Schöße der ſchwarzen Taffetweſte, welche annähernd in ein Jacket übergeht, ſind etwas faltig gebauſcht und am Rande mit einem breiten geſtreiften Atlasſtreifen garnirt. Mit demſelben Streifen iſt das Jacket vorn herunter und um den Halsausſchnitt beſetzt, wodurch ein Revers ſimulirt wird. Vorn öffnet ſich das Jacket über ein Gilet von glattem blauen Taffet, das mittels ſchwarzer Strippen geſchloſſen wird. Der untere Rand des Gilets iſt mit demſelben Atlasſtreifen beſetzt wie das Jacket. Grauer Filzhut mit übereinſtimmender geſteppter Sammetgarnitur, welche an der Seite in eine breite Schleife geſchlungen iſt, unter welcher ein Büſchel blauer Federn heraufſteigt.

Nr. 17 Promenaden-Toilette

Nr. 13. Toilette für eine junge Frau. Der Rock von braun der Rückseite in dicke Röhrenfalten gelegt und mit zwei Volants maisfarbenem Peking garnirt. Die vorn quergeschürzten Falten de sind auf der Rückseite leicht drapirt. Die Weste quasi Jacket von vers von brauner Faille. Auf dem Caschmirgilet eine schmale kleinem Vorstoß von Faille zu jeder Seite. Grauer Strohhut m und hoher Posse an der Seite, wo sie mittels einer vergoldeten wird. Unter einer Tuffe von blauen Federn fällt an der Rückse bouquet schleppenartig herab.

Nr. 14. Frühjahrs-Toilette.

Rock von pflaumenrother Faille mit einem 15 Cmtr. hohen, in

Nr 18 bis 20. Kinderschürzen.

gelegten Volant. Die in horizontale Falten leicht gerafften Schürze ist unten mit einem Schrägstreifen von geripptem Sammet garnirt, welcher zu jeder Seite sich unter einer Bahn von geripptem Sammet verliert. Diese Bahnen sind in der Weise gerafft, daß sie an jeder Seite als scharfe Spitze herabfallen. Die Sammettaille in Casaqueform wird über dem Faillegilet nur mittels eines Knopfes geschlossen. Das Gilet wird der ganzen Länge nach zugeknöpft, und ist um einige Cmtr. kürzer als die Taille. Der Revers am Halsausschnitt ist herzförmig aufgesetzt. Failleärmel mit Sammetaufschlägen.

Nr. 15. Blouse für einen Knaben von 3 bis 5 Jahren.

Der ganze Anzug ist von marineblau und myrthengrün carrirten schottischem Tartan. Der Rock ist vertical gefältelt und schließt sich an die Taille der Blouse an, welche auf der Rückseite gefältelt und auf der vordern Seite glatt ist. Der

Schluß geschieht an der Seite mittels großer vergoldeter Knöpfe. An der Seite eine Jagdtasche; Aermel mit Aufschlag, dessen Schnitt eine hochgestellte mit Knöpfen zu besetzende Patte ergiebt.

Nr. 16. Robe für Theater- oder Galadiner-Toilette.

Der Stoff zum Prinzeß-Ueberkleid ist maisfarbener Lampas. Auf der Rückseite verlängert sich das Ueberkleid und fällt auf den den Rock garnirenden Volant von fischotterfarbener Faille herab. Das himmelblau und fischotterfarben gestreifte Vordertheil des Rockes ziert unten ein hoher gezackter Volant vom Lampasstoff. Vorn ist das Ueberkleid zwei Mal reifenförmig gefältelt und jede dieser Biegungen am

Nr 21 Bordüre mit Ecke

untern Rande mit einer blau und granatfarbenen Franse besetzt. Ueber dem untern Theil des Rockes sind Bogenfalten in der Mitte drapirt. Die Robe ist bis oben herauf geschlossen und öffnet sich nur über der Brust in einen spitzen Winkel. Die Garnirung besteht hier aus fischotterfarbenem Sammet und blaßblauer Soutache, und inwendig aus einer Crêpe-lisse. Als Kopfschmuck ein von einer blauen Atlasschleife gehaltenes Perlencollier.

Nr 22 Bordüre im Markenstich

Nr. 17. Promenaden-Toilette.

Der Rock von Faille ist vom Gürtel ab in flache Falten gelegt, die Tunica dagegen in Hohlfalten, welche an den Seiten staffelförmig gerafft sind. Die Schürze ist um die Hüften quer in bogige Falten drapirt. Die vorn geraffte Mitte und die Linie der Kräusung endigen in Bandschluppen mit flottirenden Enden. Die Jackettaille von Faille ist auf dem Rücken in Form eines Herrenrockes, in der Mitte eine geschweifte Naht und an den Seitentheilen Patten. Von der Naht der Seitentheile geht ein extra angesetzter Schooß bis vor zur Brustfalte. Die Oeffnung, resp. der Schluß des Jackets vorn läuft nicht von oben bis unten in gerader Richtung, nur vom Halsausschnitt bis zum Taillenabschluß ist die Oeffnung senkrecht. Am Taillen-

abſchluß geht die Oeffnung in mehr horizontaler
falte, woſelbſt die Oeffnung unter Bandſchlupp
eine andere Richtung einſchlägt und zwar in
dem rechten untern Rand des Jackets hinabf
einem breiten Pliſſé, das in der Mitte von ein
umſchloſſen wird. Halskrauſe von gefältelter
dem Rande der Oeffnung bis zur Schleife he
mit weichem Fond. Der Rand der Paſſe iſt
vom gleichen Stoff garnirt. Auf dem Kopf
gleiche Bindebänder und Schleife auf der Calot

Nr. 18 bis 20. Kind

Nr. 18. Modell in grauer Leinwand,
den Rändern mit einem Galon garnirt.

Nr 19. Schürze von klein weiß und blau
und Galon.

Nr. 20. Schürze von grauer Leinwand, ohn
Galons garnirt.

Nr. 21 und 22. Bordüre in Markenſ

Dieſe Bordüren werden im einfachen Marke
mit Stickgarn in zwei Farben geſtickt, und werd
tiſchdecken, Theeſervietten und Theetiſchtüchern
wird der Stoff an den Rändern ausgefranſt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur I
Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzi
recht ſind vorbehal

Der Salon.

Ein Künstler.

Nach dem Dänischen des **Carit Etlar** von **O. Gleiß.**

Ein kleines Thal mit weiter Aussicht, eine Ebene, die von Felsen eingeschlossen ist, welche letztere wie Coulissen in einem Theater erscheinen, weiter im Hintergrunde hohe Berge, welche sich in der klaren Luft als weiche Linien abzeichnen, jähe Abhänge, mit Tannenwäldern bedeckt, durch welche sich schöne Promenaden schlingen, tief unten ein Fluß, der sich, wie eine große schillernde Schlange, durch Gärten und Wiesen hindurchzieht, an den Ufern desselben schlanke Pappeln oder kleine dunkle Trauerweiden, welche mit Clematis und Hopfen bewachsen sind, Liebesketten, leicht zu tragen, schwer zu lösen, eine Umarmung, so fest und treu, daß sie erst mit dem Tode des Baumes aufhört; dort eine Aussicht durch die braunen Felsen, welche eine schöne, grüne Wiese, fruchtbare Felder und die Ruinen eines alten, römischen Thurmes zeigt, mitten im Thal endlich eine Reihe kleiner Häuser, weißangestrichene Hotels, aus deren Altanen persische und bunte brüsseler Teppiche hängen, zwischen den Häusern eine Kirche, deren Thurm hoch über dieselben emporragt, wie ein Hirte über seine Heerde — das ist Luchon, eine Blume zwischen wilden Felsen, das reizendste und bezauberndste von allen Bädern Frankreichs.

Das eigentliche Luchon, das heißt das, was den Ort zu einem Juwel in den Bergen der Pyrenäen macht und ihm seinen besondern Charakter giebt, ist indessen nur im Sommer da; es verschwindet, wenn die Blätter von den Bäumen fallen und sieht am schönsten aus, wenn die Sonne hinter den Wäldern untergeht und ihre letzten, goldenen Strahlen in die großen Fenster der Hotels hineinfallen läßt. Dann füllen sich die Terrassen mit vornehmen Damen in hellen seidenen Kleidern, Bilder aus Tausend und eine Nacht, sie horchen nach der Musik draußen vor dem Cursaal, sie grüßen hinauf nach den Altanen, füttern die Schwäne am Springbrunnen oder spielen mit den Kindern im Garten. Dann wehen von den Bergen und aus den Wäldern frische, kühlende Winde, die scheidende Sonne giebt Allem wärmere Farben, Alles scheint in ihrem goldenem Licht zu glühen; dann ist ein Hauch der Schönheit und wahrer Poesie über das ganze Thal ausgebreitet. Aus den Wäldern oben auf den Bergen hallen die Töne des Orchesters wieder, Peitschen knallen, Hörner erklingen und die Fremden kehren von ihren Ausfahrten zurück; alle Gefühle werden stärker, die Sprache wird leb-

haster, jeder glühende Blick begegnet einer freundlichen Antwort, jede Bitte findet Erhörung, der Blöde wird kühn, der Thor interessant, seine Gedanken schwingen sich auf, die Stumme redet, der Taube hört. Das sind die Stunden, in welchen die meisten Bündnisse geschlossen werden und in welchen die Quelle ihre größten Wunder thut und selbst dem Alter neue Kraft und neues Leben schenkt. Was diesen Zauber hervorruft, weiß ich nicht, vielleicht die klare Luft, vielleicht die ganze Umgebung oder die frischen Winde von den Bergen her, vielleicht hat es auch nur darin seinen Grund, daß man gerade vom Mittagessen kommt, an welchem die Gesellschaft, der Wein und die würzigen südländischen Speisen so schön und erquickend waren.

Eines Tages regnete es in Luchon. In einem Hof hatten sich zwei Kinder, ein Knabe und ein kleines Mädchen unter einigen an die Mauer stehenden Bretern verkrochen. Der Knabe trug einen Rock von braunem Sammet, welcher einem Erwachsenen gehört haben mußte, denn die Aermel waren abgeschnitten; den Rock hatte er von oben bis unten zugeknöpft, wodurch es ihm glückte, den gänzlichen Mangel eines Hemdes zu verbergen. Weiter unten zeigten sich einige traurige Reste von grauen Beinkleidern; seine Stiefel schienen auch einem Andern gehört zu haben, sie waren ihm viel zu groß und außerdem seit einem Menschenalter wohl kaum gebürstet. Wenn er ging, hinderten sie ihn in der Bewegung und er hielt deshalb seine Arme weit von sich, um besser balanciren zu können. Dann und wann streckte ein kleiner Affe sein drolliges Gesicht aus dem Rock des Knaben hervor, sah sich um, spitzte den Mund und kroch rasch wieder zurück, wenn ein Regentropfen auf seine Nase fiel. Die Kleidung des Mädchens war durch ein verblichenes, weiß und roth gestreiftes Tuch, welches über der Brust befestigt war, fast verdeckt. Beide Kinder hatten offenbar jenseits der Pyrenäen ihre Heimat, das bezeugten ihre schwarzen Haare und die dunklen Augen, sowie ihre braune Gesichtsfarbe.

Der Regen wollte noch immer nicht aufhören und es war recht trübe, aber auch die kleinen Herzen dieser Kinder waren von Trauer und Sorge erfüllt. Tags zuvor waren sie in dem alten römischen Thurm gewesen; da hatten sie das Geld, welches sie in den letzten Monaten verdient hatten, in ein kleines, ledernes Päckchen genäht, als ein Mann desselben Weges kam; es war der lange Jerez Bodillo von Sanct Gaudenz, der seidene Kleider und catalonische Messer über die Grenze schmuggelte und sie dann in den Bädern verkaufte. Als er die Kinder sah, trat er auf sie zu und sagte: „Was treibt Ihr denn da, Ihr beiden kleinen Raben?“

„Wir nähen unser Geld ein, um es sicherer zu bewahren.“

„Und das habt Ihr Alles im Sommer verdient? Ja, ein schöner Beruf den Garibaldimarsch singen und auf der Harmonika spielen! Macht auf und laßt sehen. Ah, auch Gold? Nun, ich komme bald zu Euren Eltern nach Sanguessa, da werde ich ihnen erzählen, wie gut es Euch geht. Aber das Geld müßt Ihr vorsichtig einnähen, damit Ihr es nicht verliert. Kommt, ich will Euch helfen.“

Er setzte sich hin und nähte das Geld ein.

„So, nun noch ein starkes Band, das schenke ich Euch, seht, ein schönes rothes Band. Wie, das gefällt Euch wohl?“

Die Kinder jubelten und Jerez hing dem Knaben die kleine Geldtasche um den Hals. „Nun hüte Deinen Schatz aber auch, kleiner Amon, und verbirg ihn vor Andern, hier in den Bergen sind so viele böse Menschen. Lebt

wohl! Ich werde schon Eure Mutter grüßen und ihr von ihren lieben Kindern erzählen, darauf könnt Ihr Gift nehmen!"

Dann eilte Jerez fort und verschwand zwischen den Trauerweiden. Die Kinder gingen nach Luchon zurück. Aber schon auf dem Wege fühlte Amon nach seiner Brust, denn die Tasche war so leicht und ein schwerer Verdacht stieg in ihm auf.

„Du bist auch so mißtrauisch", sagte seine Schwester Ojita.

Aber der Knabe wollte Gewißheit haben, darum öffnete er die Tasche. Das Geld war nicht mehr da. Alles, was sie sich den ganzen Sommer hindurch verdient hatten, war ihnen geraubt. Am folgenden Morgen begegneten sie Jerez in Luchon. Sie baten ihn flehentlich um ihr Geld. Er lachte und schien sie nicht zu verstehen. Sie weinten und jammerten laut, aber Jerez gab Amon einen Fußtritt und schlenderte die Straße hinab.

Dieses traurige Ereigniß war auch jetzt noch der Inhalt ihres Gesprächs. Ojita war untröstlich, die Thränen strömten aus ihren dunklen Augen und sie hörte nur auf zu weinen, wenn sie von einer großen, gelben Wurzel aß, deren Saft einen breiten Streifen um ihren Mund gebildet hatte, dann und wann reichte sie die Wurzel ihrem Bruder, damit er sich auch daran erquicken möge. Amon aber war ein leichtsinniger Bursche, sein Schmerz war nicht so tief und darum war er auch sehr unbescheiden, wenn seine Schwester ihm die Wurzel hinreichte. Als Ojita das indeß merkte, hielt sie das nächste Mal einen Finger darauf, zum Zeichen, wie weit er beißen dürfe.

„Nun laß das Heulen sein!" sagte Amon endlich, indem er der Schwester klagendes hu, hu, hu! spottend wiederholte. „Wir können uns ja wieder etwas verdienen. Trockne Deine Thränen, kleine Schwester, wir müssen nun tanzen und singen. Denk' nicht mehr an das verlorene Geld. Wenn ich groß bin, werde ich den Schurken Jerez Bodillo ermorden."

„Ja, ermorde ihn nur!" sagte Ojita mit einem tiefen Seufzer, während sie mit ihren Fingern durch das Haar fuhr, um dasselbe in Ordnung zu bringen. Amon nahm das Stroh von ihrem Tuch fort und die Toilette war beendigt.

Dem provisorischen Obdach der Kinder gegenüber lag ein kleines, weiß angestrichenes Hotel, welches diesen Sommer von einem russischen Fürsten und seiner jugendlichen Tochter bewohnt war. Die Familie war mit einer zahlreichen Dienerschaft aus dem Innern Rußlands gekommen, ohne sich vorher anzumelden. In der Curliste war er als Fürst Rumanoff angeführt; er hatte das Hotel für den ganzen Sommer gemiethet und entfaltete einen Reichthum und einen Luxus, den Keiner von den übrigen Fremden überbieten konnte.

Der Fürst war ein älterer Herr, hatte graue Haare und eine lange, gebogene Nase, gelbbraune Gesichtsfarbe, todte Augen und die flache Stirn, sowie die hervorstehenden Backenknochen der mongolischen Race. Seine Tochter dagegen war das frischeste und reizendste Wesen, welches man sich denken konnte; sie hatte ein ovales Gesicht, griechisches Profil, große, blaue Augen und wunderbar feine und zarte Hände und Füße. Wenn sie auf der Promenade erschien, war in dem Ernst und in der vornehmen Haltung ihres Aeußern etwas Kaltes und Zurückweisendes, während ihr leichter und schwebender Gang, die graziöse Art, wie sie ihr Haupt trug, ihre strahlenden Augen, kurz gesagt, jede ihrer reizenden Bewegungen ihr etwas wunderbar Anziehendes und Fesselndes gab.

Sie hatte alle ihre Siege ohne Kampf errungen; jeden Tag ritten die Herren an den Fenstern ihres Hotels vorüber, um einen Blick aus ihren leuchtenden Augen zu erhaschen, Jeder wollte in dem Hotel abonniren, wo sie das Diner einnahm, und des Abends waren der Fürst und seine Tochter auf der Promenade stets von einer großen Schaar von Menschen umgeben, die sich dann auch später, wenn die Musik vor dem Cursaal spielte, in ihrer Nähe einen Stuhl zu erobern suchten.

Sie schien alle diese Aufmerksamkeiten nicht zu beachten und hörte kalt und lächelnd die bewundernden Worte ihrer Anbeter an.

Der Regen hatte endlich aufgehört. Die Sonne warf ihre glühenden Strahlen über das Thal, bildete um die dunklen Wolken einen leuchtenden Rand und brach mit ihrem hellsten Licht aus denselben hervor, um sich dann wieder hinter ihnen zu verbergen, wie eine furchtsame Jungfrau hinter ihrem Schleier. Im Hotel wurden die Fenster nach den Altanen geöffnet. Drinnen leuchtete und strahlte Alles. Prachtvolle Blumenvasen, große Spiegel, Damast und Sammet begegneten überall dem Auge. Ein fast betäubender Duft erfüllte die Zimmer. Zwischen all' diesen Herrlichkeiten lag die Fürstin Rumanoff, in einen amerikanischen Schaukelstuhl zurückgelehnt, in einem zarten, weißen Kleide. Sie hatte gerade ihren Fächer auf den Teppich fallen lassen und machte verschiedene Versuche, denselben wieder zu erlangen, ohne jedoch ihre bequeme Lage zu verändern. Als es ihr denn auch nicht gelang, gab sie die Anstrengung bald auf und ließ ihren weißen Arm matt zur Erde herabhängen.

In diesem Bilde lag etwas Ueppiges und Herausforderndes, auch in der Art, wie sie ihren kleinen Fuß ausstreckte, um den Stuhl in seiner langsam schaukelnden Bewegung zu erhalten, eine Koketterie, die ja doch keinen andern Zuschauer hatte, als ihren Vater und die außerdem auch nicht beabsichtigt sein konnte, denn das bezeugte der ruhige und unerfahrene Ausdruck ihrer großen Augen.

„Leg' nun die Zeitung weg und sprich etwas mit mir!" sagte sie. „Möchtest Du wohl die Güte haben, zu schellen? Die Glocke steht da auf dem Tisch."

Der Fürst schellte. Ein hoher und breitschultriger Diener mit einem großen braunem Bart schlug in demselben Augenblicke die Vorhänge der Thür zurück und blieb in militärischer Haltung unbeweglich vor derselben stehen.

„Leg' Eis in das Wasser", sagte die Fürstin, ohne sich umzuwenden, „und bringe mir ein Glas Granatsaft."

Der Diener brachte das Gewünschte und verschwand wieder.

„Ich bin heute wirklich sehr traurig", sagte die junge Fürstin bald nachher.

„Traurig, Du?" fragte der Fürst verwundert.

„Ja, es ist eine beklagenswerthe Todesnachricht eingetroffen, aus der Familie der Gräfin Semiljof", fuhr sie mit einem ironischen Lächeln fort. „Denke Dir, Papa! sie hatte den reizendsten, kleinen, weißen Terrier, er war nicht größer, als meine Hand; Du sahst ihn ja wohl vor einigen Tagen, als wir auf der Promenade waren. Er sah wie ein kleines Häufchen weißer Wolle aus, hatte ein Paar Augen, wie zwei schwarze Steine und vier kleine rosenrothe Pfötchen. Wir hatten ihn überall mit Schleifen geschmückt, das fand ein abscheulicher, großer Hund wohl albern: er stürzte sich auf ihn und richtete ihn so arg zu, daß er bald sterben mußte. Der Graf und die Gräfin waren

heute Morgen außer sich vor Schmerz und reisten sogleich fort. Der Hotelwirth brachte uns ihre Karte, er war auch so bewegt und nahm sich den Tod des kleinen Wesens sehr zu Herzen, fast noch mehr als die Gräfin, denn sie findet leicht ein Hündchen wieder, aber er wohl kaum einen Graf Semiljof."

„Das war ja schrecklich", meinte der Fürst, der nichts Rechtes zu sagen wußte.

„Weißt Du, wem der schreckliche Hund gehört? Ihm, dem bleichen Fremden, dem Einzigen, glaube ich, der sich weniger unangenehm und zudringlich bewiesen hat, als alle die Uebrigen.. Hast Du seinen Namen nicht erfahren? Du versprachst es mir."

„Es ist unmöglich, Wanka. Ich habe die Curliste durchgesehen, da steht nur „Lionel, Künstler" und nichts weiter. Einer unserer Diener hat sich in seinem Hotel nach ihm erkundigt, aber Niemand weiß etwas Näheres von ihm und auf seinen Koffern steht auch nur: „Lionel, Künstler."

„Was geht es uns auch an? Er ist ja vielleicht ein Sänger oder ein Taschenspieler, oder tanzt am Jahrmarkt auf einem Seil. Aber in seinem Aeußern und in seinen Manieren ist jedenfalls etwas Ansprechendes. — Nun scheint die Sonne wieder, aber es ist zu spät geworden, um noch auszugehen. Ich möchte ein wenig spielen."

Sie erhob sich von ihrem Schaukelstuhl und schellte. Ein junges Mädchen in einem weißen Kleide und mit einem bunten Tuch um den Kopf trat herein, sie blieb eben so stumm und ehrerbietig vor der Thür stehen, wie vorher der Diener.

„Oeffne das Clavier und wische es ab. Lege ein Kissen auf den Stuhl, er ist zu niedrig. So ist's gut. Oeffne auch noch die Thüren zum Altan."

Die Fürstin setzte sich vor das Instrument und spielte die Serenade aus dem ersten Act des Barbiers von Sevilla. Der Fürst war entzückt, er schien mit dem tiefsten Interesse dem Spiel seiner Tochter zuzuhören, trommelte mit seinen Fingern auf den Tisch und schlug den Tact so falsch, wie nur möglich. Dann und wann warf er einen verstohlenen Blick in die vor ihm liegende Zeitung.

An der entgegengesetzten Seite der Straße saß zur selben Stunde unter der Veranda eines Caffée's der Herr, nach welchem die Fürstin gerade gefragt hatte. Eine große, graue Dogge lag zu seinen Füßen und schlug nach den Fliegen, die sich zu sehr in ihre Nähe gewagt hatten. Er war im Anfang der Saison nach Luchon gekommen mit einem Diener, der kein einziges französisches Wort sprechen konnte, mit zwei englischen Racepferden und zwei Koffern, auf welchen, wie schon berichtet, nichts Anderes geschrieben stand, als: „Lionel, Künstler". Er wohnte in einem der ersten Hotels in der Rue d'Etigny und ward bald ein guter Freund aller Kinder, denen er auf der Straße und den Promenaden begegnete. Er saß gut zu Pferde und jede seiner Bewegungen verrieth Kraft und Elasticität; ein Diener und sein großer Hund begleiteten ihn bei jedem Ritt. Das war Alles, was man von ihm wußte. Im Uebrigen erregte er keine besondere Aufmerksamkeit. Zwei klare, durchdringende Augen, ein Mund, der gar freundlich lächeln konnte, ein frisches, fröhliches Wesen, das war Alles. Nur seine hohe und breite Stirn machte den Eindruck einer energischen und muthigen Natur, eines starken und bestimmten Willens.

Auf der Straße, die zu diesen beiden Hotels führte, also zu Lionel,

dem Künstler und dem russischen Fürsten Rumanoff, schlenderten Ojita und Amon langsam und forschend umher. Das kleine Mädchen trug eine Harmonika unter dem Arm, Amon hatte eine Guitarre, die ihm über den Rücken hing, der Affe balancirte auf seinem Kopf. Als Amon Lionel und seinen großen Hund erblickte, stieß er Ojita an; dann gingen Beide rasch auf ihn zu und hörten nicht auf, in ehrerbietiger Entfernung zu grüßen und sich zu verbeugen, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Lionel war ja ihr guter Freund, ihre Vorsehung.

„Kommt her", sagte er, „und laßt uns Muriak ein wenig Zucker geben; ich habe Euch ja seit zwei Tagen nicht gesehen. Wo waret Ihr? Und Du, Ojita! Warum seht Ihr so verzagt aus?"

Amon erzählte die traurige Geschichte, „und da unten kommt der lange Jerez", fügte er plötzlich hinzu; „wenn Ew. Excellenz mit ihm sprechen, wird er sich gewiß schämen und uns unser Geld zurückgeben.

Lionel winkte Jerez, der mit einem höflichen Lächeln und einer tiefen Verbeugung herzukam.

„Höre, Jerez!" sagte Lionel. „Du bist ein wahrer Schurke! Wie hast Du Dich gegen diese beiden Kinder hier betragen?" Jerez ward bleich und fing mit lauter Stimme und einer Fluth von Worten an, sich zu vertheidigen. Aber Lionel unterbrach ihn. „Verschone uns mit Deinen Reden und laß auch Dein Messer in Ruhe. Mich kannst Du doch nicht betrügen! Ich will Dir etwas sagen. Du hast ihnen das Geld genommen, das ist sicher. — Halt' Deinen Mund, während ich spreche. Wenn Du ihnen nun nicht bis morgen jeden Sou zurückbringst, dann gehe ich zum Maire, meinem guten Freund und bitte ihn, daß er Dir die Concession, mit Deinen geschmuggelten Waaren zu handeln, wieder nehme und an der table d'hôte werde ich es allen Curgästen erzählen, was Du für ein prächtiger Bursche bist, daß auch nicht ein Einziger etwas bei Dir kaufen oder Dich als Führer in die Berge nehmen wird. Hast Du mich verstanden?"

„Ja, Ew. Excellenz reden sehr deutlich."

„Also bis morgen früh ist das Geld da. Lebt wohl!" — —

Die Hotelglocken läuteten. Die Sonne ging unter und warf ihre goldenen Strahlen auf die Bäume und Häuser, spiegelte sich dann in dem Fluß und verschwand hinter den wilden Bergen der Pyrenäen. Das Spiel im Zimmer des Fürsten war beendet. Die vornehme Welt Luchon's speiste zu Mittag.

Zwei Stunden später füllten sich die Straßen der Stadt mit ihrer gewöhnlichen Aussteuer der reichsten und elegantesten Toiletten und mit einer großen Schaar bewundernder Herren. Alle Stühle vor den Caffée's waren besetzt. Die klaren Stimmen der Damen, ihr frisches und fröhliches Lachen, sowie die heiseren Töne von Zeitungsverkäufern, Drehorgeln und Savoyardenknaben bildeten einen wunderbaren Chor. Lionel lag auf einem Stuhl, die Beine in horizontaler Lage auf einem zweiten, vor ihm stehenden Stuhl ruhend, er blies den Rauch seiner Cigarre in die Luft, horchte, lächelte und betrachtete das wechselnde, vor seinen Augen sich entfaltende Leben mit großem Interesse.

Gerade ihm gegenüber auf einem kleinen, mit reichen Vorhängen versehenen Balcon, welcher den Eingang zum Hotel bildete und zu welchem von der Straße fünf Stufen hinaufführten, hatte die Fürstin Wanka mit ihrem Vater und einer jungen Dame, welche zu ihrer Gesellschaft gehörte, Platz

genommen. Im Hintergrunde an der Thür stand ein Diener in langem Kaftan, der von einer hochrothen seidenen Schärpe zusammengehalten war, starr und unbeweglich, wie wenn kein Leben in ihm wäre. Ein anderer brachte Caffée. Der Fürst rauchte aus einer langen, türkischen Pfeife. Die Gesellschafterin sah mit ihrer Lorgnette auf die Vorübergehenden und machte ihre Bemerkungen über dieselben. Die Fürstin saß auf einem Lehnsessel und zerpflückte die Blätter einiger hellrother Levkoyen, welche sie in ihrer Hand hatte; sie schien nichts von Allem um sich her zu beachten.

Djita und Amon gingen von Thür zu Thür, spielten, tanzten und sangen. Als sie zu Lionel kamen, setzten sie sich unten auf die Treppe und spielten mit dem Hunde.

„Wie geht es Euch?" fragte Lionel.

„Kein einziger Sou!" sagte Djita und zeigte ihm ihren leeren Teller. Lionel warf ihnen zwei Francs zu und die Kinder wollten sich schon entfernen, als Lionel sie wieder zurückrief. Er schien einer plötzlichen Eingebung zu folgen und sagte Amon: „Gieb mir Deine Guitarre!"

Amon suchte das Instrument so schnell wie möglich von den Schultern zu nehmen und reichte es Lionel. Dieser stimmte dasselbe mit einigen raschen Griffen und trat mit den beiden Kindern vor den Balcon der Fürstin. Der Fremde improvisirte zunächst ein Präludium, dann sang er ein bekanntes Lied, jenes bezaubernde Lied, mit welchem der Graf im ersten Act des Barbiers von Sevilla Rosine zu Leben und Sonnenschein erweckt; es war dieselbe Melodie, welche die Fürstin Rumanoff einige Stunden vorher ihrem Vater vorgespielt hatte. Seine Stimme war rein und hell und er hatte eine vollendete, durch und durch gebildete Methode. Seine ganze Seele schien sich dem frischen Eindruck einer plötzlich erwachten Sehnsucht so ganz und gar hinzugeben und er sang so ergreifend, so beweglich und hinreißend, daß alle Anwesenden begeistert lauschten. Ein dichter Kreis hatte sich vor dem Hotel gesammelt, immer mehr Menschen kamen hinzu, alle still und aufmerksam zuhörende. Er aber stand mitten in dem Kreise stolz und kühn und fröhlich lächelnd da — zugleich ein Sänger und ein Held.

Bei dem ersten Ton seiner Stimme hatte sich die Fürstin erhoben, um den Balcon zu verlassen, der Diener öffnete schon die Thür, aber dann blieb sie stehen, unbeweglich, wie wenn sie von einer höhern Macht zurückgehalten wäre.

Er stand unmittelbar vor der Treppe und hatte seinen Fuß auf die unterste Stufe derselben gesetzt. Der Mond leuchtete am Himmel und warf ein scharfes Licht über die ganze Scene.

Als Lionel sah, wie die Fürstin langsam und fast widerstrebend näher trat und sich an Rumanoff's Schulter lehnte, entblößte er sein Haupt und legte den Hut auf die Treppe. Ein heller Strahl des Mondlichts fiel auf sein bleiches Gesicht. Während er sang, schien er immer schöner zu werden, immer größer und herrlicher. Sein Lächeln und jeder Zug seines Angesichts stand in voller Harmonie zu den Tönen, die über seine Lippen kamen.

Es war die kühne Sprache der Leidenschaft und was den Worten noch fehlte, das sprachen seine Augen, die unverwandt zum Altan blickten, um so beredter aus. Natürlich, er sang ja nur für sie, für sie allein, das fühlte sie. Die Strahlen seiner leuchtenden Augen waren die Brücke über dem Abgrund zwischen ihm und ihr und führte sie wie durch ein Wunder in das Land der Träume, welches jedem jungen Mädchen verheißen ist,

dieses Land der Wonne und des Jubels, der Sehnsucht und der Liebe. Aber das Alles war doch nichts gegen die wunderbare Veränderung, welche sich allmälig auf dem Gesicht der jungen, anspruchsvollen Fürstin zeigte. Ihre verschleierten Augen wurden lebhaft und strahlten in einem feuchten Glanz; die eisige Kälte, welche sie immer um sich her verbreitete, verschwand, die ruhigen und gleichgültigen Züge ihres Angesichts veränderten sich und Begeisterung und Inspiration, diese Engel Gottes, welche den Verkehr der Seelen mit einander vermitteln, erfüllten ihr Herz. Das war die Macht des Gesanges, das war der Triumph, der Sieg, den er errungen hatte.

Als er schwieg, hallte die Straße von lauten, nicht enden wollenden Ausbrüchen ungeheuchelten Beifalls und aufrichtiger Bewunderung wieder. Alle eilten zu Ojita's Teller. Das kleine Mädchen hatte noch nie eine so reiche Ernte gehabt und ihr Gesicht leuchtete vor Freude, als sie zu Amon zurückkam.

„Ah!" sagte der Knabe. „Das ist herrlich! Da werden wir uns bald einen goldenen Wagen kaufen können."

Dann forderte Lionel seinen kleinen Freund Amon auf, den Teller zu nehmen, legte seine Hand auf die Schultern des Knaben und ging mit ihm die Treppe hinauf zum Fürsten Rumanoff.

„Mein Herr!" sagte der Fürst. „Ich frage nicht nach Ihrem Namen, aber man muß ein großer und berühmter Künstler sein, um so singen zu können."

„Nur Dilettant, mein Fürst, nichts mehr."

„Ich würde Sie auch einen Künstler nennen müssen", bemerkte die Fürstin.

Lionel sah den Louisd'or an, welchen sie bei diesen Worten auf den Teller des Knaben legte und sagte lächelnd: „Wenn Sie wirklich dieser Meinung sind, dann glaube ich, würde des Künstlers höchster Lohn eine Blume aus Ihrem Bouquet sei. — Eine einzige Blume!" fügte er leise hinzu, und als die Fürstin seine Bitte überhört zu haben schien, fuhr er lauter fort: „Aber ich sehe, daß ich Recht hatte. Danke der Fürstin, mein kleiner Freund, und laß uns gehen. Ich bin ja nur ein Mensch, der für Geld singt."

„Ein Straßensänger?" fragte sie spottend.

„Musikus!"

„Um so besser! Da darf ich Sie gewiß bitten, mein verstimmtes Instrument zu stimmen."

„Ich?" rief Lionel und in diesem einen Wort lag ein so tiefer Schmerz, während sein Gesicht einen Ausdruck überlegener und spöttischer Ironie annahm, daß Wanka ihre Augen vor ihm niederschlug. Dann lächelte sie, legte das Bouquet auf Amon's Teller und wandte sich an den Fürsten, um dadurch ein Zeichen zu geben, daß die Unterredung beendigt sei.

Am folgenden Morgen kam Jerez in Lionel's Hotel und verlangte sehr zudringlich, daß der Diener ihn sofort melde, da er den Herrn in einer wichtigen Angelegenheit sprechen müsse."

„Ich bringe Ew. Excellenz eine gute Nachricht", sagte er mit seinem unverschämtesten Lächeln, „der gnädige Herr hat gestern meine Ehre befleckt und mir vorgeworfen, ich hätte den beiden kleinen Raubvögeln ihr Geld genommen. Das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen, ich bin arm, aber ehrlich. Das weiß die ganze Welt, ja, ehrlich bin ich! Deshalb ging ich heute Morgen sehr früh nach dem alten Thurm, wo sie mit ihrem Geld gespielt

hatten und denken Sie sich, da lag Alles, jeder Sou, gerade vor meinen Augen. Ein wahres Glück, daß ich so früh kam, ehe ein Anderer das Geld gefunden hätte."

„Ja, das war ein wahres Glück."

„Hier, seien Sie so freundlich, es anzunehmen."

„Leg's nur auf den Tisch", antwortete Lionel, „Du bist jetzt von jedem Verdacht rein. War das Alles, was Du wolltest?"

„Ob das Alles war? Es war mir ein schrecklicher Gedanke, daß man einen Zweifel in meine Ehre setzen konnte. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Brauchen Ew. Excellenz nicht ein schönes, catalonisches Messer mit einer Madonna auf dem Griff, ein echtes spanisches Messer und die Madonna von lauterem Golde? Wünschen Excellenz nicht einen zuverlässigen Führer nach den Cascaden? Das Wetter ist heute außerordentlich schön."

„Wer hat denn Dir gesagt, daß ich heute nach den Cascaden will?"

„Par Dieu! Wer mir das gesagt hat? Ich glaube es nur. Der gnädige Herr muß endlich aufhören, mich für einen Esel zu halten. Der russische Fürst schickte heute früh einen Mazurken hinauf, die Herrschaft will dort präcise zwölf Uhr ein déjeuner einnehmen. Ich hörte Ew. Excellenz gestern Abend singen, wunderbar, himmlisch, das verstehe ich. Es giebt keine zweite so schöne Stimme in der ganzen Welt. Und die Fürstin! Ach, diese Augen, so blau wie der Himmel, mehr sage ich nicht."

„Geh Deiner Wege, Jerez! Ich brauche heute keinen Führer, morgen vielleicht zur Maladetta. Du wirst's beim Portier erfahren. Adieu!"

Das Wetter war schön, der Himmel dunkelblau, ohne eine einzige Wolke, das war ein Tag für Excursionen! Vor dem Hotel des Fürsten Rumanoff hatten schon mehrere Stunden vier ungesattelte Pferde auf die Herrschaft gewartet. Dann kam einer der Diener mit einem rothsammtenen Teppich, den er über den einen der Damensättel breitete. Bald darauf erschien der Fürst mit seiner Tochter und einer andern jungen Dame. Ein Diener folgte ihnen zu Pferde und ein alter Führer ging vor ihnen her. So verließen sie die Stadt und zogen hinauf nach den Cascaden.

Die Fürstin trug ein helles, vom Hals bis zu den Füßen zugeknöpftes Kleid. Sie sah diesen Morgen sehr bleich aus und es lag ein tiefer Ernst, eine unerklärliche Schwermuth in ihren großen Augen. Sie schien von einem Gedanken verfolgt zu werden, gegen welchen sie vergebens zu kämpfen suchte. War es ein bisher unbekanntes Gefühl, welches, wie alles Neue, sich mit Angst und Unsicherheit anmeldete? War es die Freude, sich selber gefunden, oder eine unbestimmte Furcht, sich verloren zu haben? Oder war es vielleicht die Morgendämmerung einer jener seltenen Stimmungen, für welche wir keine Worte finden können, aber in denen wir Alles um uns her freundlich ansehen und herzliche Gebete über unsere Lippen kommen, voller Dank und Jubel? Dessen war sich übrigens diese junge, übermüthige Fürstin selber nicht bewußt.

Die Dame, welche neben ihr ritt, war die einzige Tochter eines reichen Bojaren, klein, mit schwarzem Haar, braunem Teint, großen, dunklen Augen, welche kühn und herausfordernd in die Welt hineinblickten. Lebendig und unaufhörlich in Bewegung schien sie immer fröhlich zu sein. Sie hatte Wanka von ihrer Kindheit an gekannt, war mit ihr in Fontainebleau in demselben Pensionat erzogen und machte nun mit ihr eine Reise in fremde Länder. Als sie kaum acht Tage in Luchon gewesen war, kannte sie Alle

und nichts entging ihrem scharfen Blick. Sie war das belebende Element in der Familie und die Einzige, in deren Gesellschaft der Fürst Rumanoff gesprächig wurde.

„Also, meine Beste!“ sagte sie, als sie die Stadt hinter sich hatten, „es ist immer Er, von welchem wir träumen, Er, welcher diese sanften Augen traurig macht und in unser helles Sonnenlicht dunkle Schatten wirft. Wie lange soll das währen?“

„Wen meinst Du?“

„Nun den, nach welchem Du vor einigen Tagen sogar zurückblicktest, als wir an seinem Hotel vorüberritten. Der Unverschämte, der nicht ahnte, daß wir in seiner Nähe waren, kurz; ich meine den Sänger von gestern Abend.“

„Aber, Arsa! Woran denkst Du? Ich kenne ihn ja gar nicht, ich weiß nicht, wer es ist, wie kann ich mich denn mit ihm beschäftigen?“

„Ja, das ist die alte Geschichte. Ich habe es Dir schon oft gesagt, Wanka, Dein aristokratischer Hochmuth wird am Ende das Glück Deiner ganzen Zukunft zerstören. Ein Mann ist ein Mann, meine Theure! Kann er nicht zu uns heraufkommen, müssen wir ihm die Gnade erweisen, zu ihm hinabzusteigen, d. h. wenn er seiner Race einigen Werth und Vorzug besitzt und nur dafür lebt, uns zu vergöttern und anzubeten. Versteht er es nicht, diese beiden Eigenschaften in seinem Blick, in jeder Miene durch Wort und That auszudrücken, dann bin ich Deiner Meinung, ich weiß nicht, wer es ist, weshalb ich mich auch natürlich nicht mit ihm beschäftigen kann.“

„Ist es für einen Dritten indiscret, sich in das Gespräch zu mischen?“ fragte Rumanoff und ritt an Arsa's Seite.

„Durchaus nicht“, antwortete sie. „Das Gespräch wird Sie indessen wenig interessiren, Monseigneur. Wanka behauptet, daß mein neues Kleid mir nicht gut stehe; sie meint, es wäre zu eng, aber sie ist ja eine Freundin des Unbestimmten und ich liebe das Decidirte. Wer von uns Beiden hat Recht?“

„Ich bedaure sehr, daß ich gerade derselben Meinung bin, wie Sie, mein gnädiges Fräulein“, antwortete der Fürst lächelnd.

„Dann wird Papa wohl immer Grund haben, sehr bedauern zu müssen.“

„Das ist vortrefflich“, sagte Arsa, „aber warum bedauern Sie es denn gerade?“

„Weil ich sonst das Vergnügen haben würde, mich von Ihnen bekehren zu lassen. Ich finde aber gerade, daß das Kleid Ihnen entzückend sitzt.“

„Da hörst Du es, Wanka. Und man muß umsomehr auf des Fürsten Urtheil geben, als er immer einen besonders guten Geschmack bewiesen hat.“

Allmälig wurde der Weg wieder enger und der Fürst ritt zu seinem Diener zurück. Arsa fuhr fort: „Er ist hoch und stark, das liebe ich. Kleine Herren mag ich nicht, und dann sah er auch recht gut aus, Du! — Einen Augenblick, als er sang und Dich fast mit seinen Augen verschlang, da zitterte seine Stimme vor Leidenschaft und sein Athem war glühend wie Feuer, ja, so liebe ich sie! Dein ruhiges, kaltes Gesicht wird ihn gewiß in seinen Träumen besucht haben, darauf kannst Du Dich verlassen.“

„Aber so schweig doch, Arsa, schweig doch stille“, sagte die Fürstin erröthend, „ich mag das nicht hören.“

Arsa lehnte sich bequem zurück und lächelte mit jenem übermüthigen

und heitern Ausdruck, welchen nur das Glück verleihen kann. Dann fuhr sie fort:

„Ja, das ist Dein Loos, Du reizende Fürstin, die Herzen zu verwunden, das meinige aber ist, die Wunden zu heilen. Gott weiß, ob Dir nicht im Grunde das lieblichere Loos gefallen ist? Es ist doch jedenfalls höchst interessant, wenn man sieht, wie die armen Männer vor Schmerzen schreien, sich martern und quälen, wenn man ihnen mit einem freundlichen Blick neue Hoffnung giebt, um sie ihnen dann gleich wieder zu nehmen. In Besançon traf ich einen gelehrten Doctor, der von einem Mann erzählte, Darwin hieß er, dessen Ahnherr ein großer Affe gewesen. Dieser Darwin muß im Uebrigen ein sehr vernünftiger Mensch sein, denn er behauptet, daß die Natur die Männer nur zu dem Zweck erschaffen habe, daß sie für uns leben, nach uns verlangen und in dieser Sicherheit verschmachten. Das soll wirklich so sein, Du! Etwas Hoffnung mußt Du ihm daher geben, aber nur nicht zu viel. Die Ungewißheit ist ein Sporn, die Sehnsucht schläfert ein und es ist wirklich zu interessant, die Herren der Erde kämpfen und leiden zu sehen, besonders in diesen heißen Sommertagen, wo man so wenig Unterhaltung hat."

„Nun höre aber endlich mit Deinen thörichten Reden auf, sonst werde ich ernstlich böse. Diese gottvergessenen Worte! Arsa, ich zittre vor Deiner Zukunft."

„Aber ich habe ja keine Zukunft! Die Aerzte haben mir versichert, ich würde vor meinem fünfundzwanzigsten Jahre sterben, mein Herz wäre zu groß. Das ist schön! Lieber wie eine Rose in Jugend und Schönheit gebrochen werden, als im Herbst verwelken und vom Sturm entblättert werden. Das ist's, was ich wünsche. Ich möchte Vertrauen und eine stille Neigung für mich erwecken, aber keine Leidenschaft. Ich vermäle mich nie, denn es ist etwas, ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, aber es ist etwas in der Ehe, was mich mit Angst und Schrecken erfüllt. Das Feuer der Leidenschaft, so sagt man, sei das Geheimniß der Liebe, aber im ehelichen Leben erlösche dieses Feuer. Ich will nun nicht behaupten, daß ich nie leidenschaftlich lieben könnte, aber wer würde solche Liebe erwiedern? Nein, mein Leben muß voller Licht und Freude, voller duftender Blumen und rauschender Musik sein, ich muß bewundert und angebetet werden. Kälte und Gleichgültigkeit tödten mich, ich bin ein Salamander, der nur im Feuer leben kann."

Einige Schritte weiter zurück war die Unterhaltung nicht so leichtfertig. Fürst Rumanoff saß auf seinem Pferde, von einem Heiligenschein seines Cigarrenrauchs umgeben. Er unterhielt sich mit seinem Diener über das weiße Pferd der Fürstin.

„Es lahmt doch immer an seinem linken Fuß."

„Ja!" antwortete der Diener und entblößte sein Haupt.

„Es muß ein Verband angelegt werden. Sorge dafür, daß es morgen geschieht. Du weißt, ich bin kein Freund von Nachlässigkeiten."

„Ja!"

„Wie viel Hafer ist noch da? Es kann etwas Reinfarn zwischen das Futter geschnitten werden. Vergiß es nicht und nun reite zurück."

„Ja!"

Man kann sich kaum eine romantischere Gegend denken, als diejenige, durch welche die vier Reiter hinauf nach den Cascaden ritten. Als sie die Stadt verlassen hatten, wählten sie erst die breite und gebahnte Straße, dann

ging's in die Berge hinein, wo der Weg enger und beschwerlicher ward; er führte durch wilde Felsenpartien hindurch, welche durch eine furchtbare Revolution im innersten Herzen der Erde zerrissen und zersprengt sein mußten. Die Insecten summten, das Farnkraut duftete, die Sonne brannte heiß vom Himmel, aber ihre Glut wurde durch die frischen Winde gemildert, die von den Bergen herabwehten. Plötzlich zeigte sich ihnen eine weite Aussicht auf die Pyrenäen. Unten im Thal lagen die französischen Vorposten, welche die spanischen Insurgenten daran hindern sollten, die französische Grenze zu überschreiten.

Es ging höher und höher hinauf, die Pferde schnaubten und stöhnten, aber sie machten keinen Fehltritt und konnten immer den kürzesten Weg finden. Die Spitzen der Berge leuchteten und strahlten in der aufgehenden Sonne, nur weiter zurück wurden die scharfen Linien weicher und verschwanden im Nebel.

Ungefähr zwei Meilen von Luchon geht der Weg über einen waldigen, nach drei Seiten von steilen und hohen Felsen umgebenen Berg, von welchem man in ein tiefes Thal mit fruchtbaren Feldern, grünen Wäldern und freundlichen Dörfern hineinsieht, vielleicht das reizendste Panorama in den Pyrenäen. Durch diesen Berg hat sich ein mächtiger Strom, der in tausend kleinen, silberhellen Adern von den Schneefeldern herabfließt, einen Weg gebohrt und stürzt über die unter ihm liegenden Felsen mit einem Lärmen und Tosen hinweg, vor welchem alle anderen Stimmen verschwinden. Auf dem Wege selber merkt man nichts von diesem unterirdischen Kampf der Elemente; nur der Berg scheint unter den Anstrengungen des mächtigen Stromes, der sich eine Bahn brechen will, zu zittern. Unten aber braust und zischt es, während das Wasser in der verborgenen Tiefe schäumt und zerbrochene Bäume, Zweige und Büsche in wildem Strudel mit sich reißt.

Auf der höchsten Spitze dieses Berges giebt eine Brustwehr den Reisenden, welche hier die Wunder des allmächtigen Gottes anbeten wollen, sichern Schutz, nur daß man nicht zu kühn die äußersten, künstlich aufeinander gelegten Steine betreten darf, welche außerdem noch durch den Schnee des Winters oder durch den Regen des Sommers zerbröckeln und sich dann leicht lösen.

Ein alter Soldat mit vielen Narben im Gesicht und einer Reihe von Medaillen und Bändern auf der Brust hatte sich diesen Sommer da oben eine kleine hölzerne Hütte erbaut. Sobald er Fremde erblickte, nahm er seine Drehorgel und spielte so lange, als dieselben sich auf der Spitze des Berges aufhielten.

Heute befanden sich auch Amon und Ojita auf dem Felsen. Das Mädchen sang und tanzte nach den Tönen einer falschen Harmonika. Amon spielte auf seiner Guitarre und dazwischen hörte man die Drehorgel des Soldaten und das Rauschen des Wasserfalls, eine größere Disharmonie hätte man sich nicht denken können.

Fürst Rumanoff und seine Damen stiegen von ihren Pferden ab, der Tag war klar, die Aussicht in das Thal hinein bezaubernd schön.

„Sie dürfen sich nicht zu weit auf die Spitze wagen", rief der alte Soldat ihnen zu.

Der Fürst schien seine Worte nicht zu hören, er befand sich unter dem Einfluß von Arfa's leidenschaftlichen Augen und lachte und scherzte mit ihr.

Amon nahm seinen Hut ab und lief hinter ihnen her.

„Excellenz dürfen sich nicht zu weit auf die Spitze wagen", wiederholte

er. „Gestern ist durch den Regen ein großer Riß gekommen, so breit wie ich selber."

Der Fürst verstand vielleicht die Sprache des Knaben nicht. Er blieb erst stehen, als Arsa sich an ihn lehnte, um besser ins Thal hineinsehen zu können. Amon aber hörte nicht auf, zu warnen und zu schreien. Wanka wandte sich nach dem Knaben um, sie erkannte ihn wieder und wollte ihn anreden, aber sie bedachte sich und schwieg.

Amon hatte bemerkt, daß er die Aufmerksamkeit der Fürstin erweckt hatte und als diese sich entfernte, lief er hinter ihr her und zeigte ihr eine Menge kleine Ringe von schwarzen und weißen Pferdehaaren. „Mylady, gnädige Mylady!" rief er „kauft mir doch einen von den Ringen ab, sie sind so gut gegen die Gicht, denn in jedem Ring ist ein Haar des heiligen St. Hieronymus. — So arm, so hungrig — nur einen Ring! Mylady kann ihn mit allen möglichen Buchstaben bekommen."

Die Fürstin stand still. „W", sagte sie.

„Sucht selber!" antwortete der Knabe und reichte ihr die Ringe; er selber konnte aus gewissen Gründen den Buchstaben nicht finden.

Die Fürstin nahm den Ring, steckte ihn gleichgültig an einen Finger über den Handschuh und bezahlte Amon so reichlich, daß dieser einen Jubelschrei ausstieß, hoch in die Luft sprang und zu seiner Schwester eilte, um ihr sein Glück zu erzählen.

Wanka ging nach dem Felsen zurück, noch einige Schritte weiter hinaus als die Andern; sie trat mit ihren kleinen Füßen auf die äußersten Steine und sah in den Abgrund hinein.

In demselben Augenblick ereignete sich etwas Furchtbares und Entsetzliches. Man hörte ein betäubendes Geräusch und einen herzdurchdringenden Schrei. Dann löste sich der äußerste Stein vom Felsen, stürzte in die Tiefe hinab und hüllte Alles in der Nähe in eine weißliche Wolke; ein zweites und drittes Geräusch, wie fernes Donnerrollen tönte vom Abgrund herauf, und als die Wolke über den Felsen hinweggezogen war, war Wanka verschwunden. Fürst Rumanoff und Arsa standen unmittelbar vor dem Abgrund.

Alles dieses geschah in einem kurzen Augenblick, im nächsten waren schon alle Anwesenden auf der Spitze des Berges, sie suchten und forschten, aber sahen nichts Anderes als den Abgrund, hörten nichts Anderes als das Rauschen des Wassers, über welchem sich eine weiße Wolke bildete, die vom Sonnenschein erhellt alle Farben des Regenbogens zurückstrahlte.

Es ist schwer, die Ausbrüche der verschiedensten Gemüthsbewegungen wiederzugeben oder die Angst und den Schrecken zu schildern, der sich auf allen Gesichtern aussprach oder die Verzweiflung des unglücklichen Vaters. Soeben noch von allem Glanz des Reichthums umgeben, geberdete er sich wie ein Wahnsinniger, riß sich seine Haare aus, betete und weinte, wälzte sich auf der Erde wie ein zertretener Wurm und kroch auf Händen und Füßen an den Rand des Abgrunds, weiter und immer weiter und sah in die Tiefe hinab.

Arsa war ohnmächtig hingefallen, die Uebrigen starrten sich erschrocken und schweigend an, sie schienen Alle eine Antwort zu erwarten und sich doch zu fürchten, dieselbe zu hören.

So stürmisch und unruhig es in allen diesen Herzen auf- und niederwogte, so friedlich und still war es rings umher. Die Blumen dufteten wunderbar frisch, die Vögel zwitscherten in den Bäumen, zitternde Thautropfen

hingen an den Blättern und im Graſe und funkelt
ein Sonnenſtrahl ſein Licht über das feuchte W
fraßen gleichgültig das kräftige Gras und ſahen da
rer an, wie wenn ſie dieſelben fragen wollten, ob ſi
müßten.

Mitten durch dieſes Schweigen hindurch erklan
eine klare und helle Stimme. Unmittelbar daran
dem Berge, von einem Diener und einem großen
ſo kühn und ſicher auf ſeinem Pferde, wie wenn ihn
und ſchien ſich ſelber zu ergötzen, wenn er den
Stimme von den Felſen her hörte.

Der Reiter war Lionel.

Als Amon ihn ſah, ſtieß er einen Schrei au
erzählte, was ſich gerade ereignet hatte. Der Kn
Hülfe und Rettung zu erwarten. Lionel ward blei
Pferde und eilte zum Fürſten. Rumanoff ſaß ne
des Felſens, hielt den Kopf in ſeinen Händen un
ſah, zeigte er nach dem Abgrund hin.

„Führt kein Weg hinab?“ fragte Lionel den G

Der alte Mann ſchüttelte den Kopf.

„Es führt wohl ein Weg herab“, ſagte Amon,
als meine Hand. Ojita und ich haben dort oft Er
gepflückt, aber nachher wird der Weg ſo ſteil, daß man gerade in den Waſſer-
fall hinabrutſcht.“

„Dann rutſchen wir, mein Freund! Wir wollen es verſuchen!“ ſagte Lionel. Er warf ſeinen Rock dem Diener zu und folgte Amon. Rumanoff horchte auf, er ſprang empor, eilte Lionel entgegen und ergriff ſeine Hand.

„Ach, mein Herr!“ rief er. „Mein Kind, mein einziges Kind! Wenn Sie es könnten, wenn es möglich wäre!“

„Ihr Kind oder jedes andere, mein gnädiger Herr, man thut, was man kann.“

Ojita ſchrie und weinte und hielt Amons Arm feſt. „Du darfſt nicht in das häßliche, ſchwarze Waſſer hinunter!“ rief ſie. „Du darfſt es nicht, denn Du ertrinkſt da und kommſt nie wieder zurück.“

„Willſt Du ſtill ſchweigen, Du albernes Mädchen!“ antwortete Amon fröhlich und ſchüttelte ſein langes Haar. „Der Herr geht ja mit mir. Das iſt ein Vergnügen, Du!“

„Dann ziehe wenigſtens Deinen ſchönen Rock aus!“ ſagte ſie ſchluchzend, „es wäre ja ein Jammer um ihn, wenn Du nicht wiederkämſt.“

Dieſen Wunſch fand Amon berechtigt und zog den Rock aus, ſo daß der gänzliche Mangel eines Hemdes offenbar wurde. Ojita faltete vorſichtig den Sammet und wiſchte den Staub ab, während Amon und Lionel in dem Abgrund verſchwanden.

Es war ein ſchmaler, gefährlicher Weg, den das im Frühling von den Bergen herabfließende Waſſer allmälig gemacht hatte, große Steine verſperrten ihn öfters, auch mächtige Tannen und kleine Birken, aber Lionel überwand alle Schwierigkeiten. Er wollte, darum konnte er; ſein Auge leuchtete und auf ſeinem Geſicht lag ein Ausdruck feſter und vor nichts zurückſchreckender Energie. Wenn die Tochter des Bojaren ihn in dieſem

Augenblick gesehen hätte, würde er wohl Gnade vor ihren Augen gefunden haben. Seine Handschuhe waren zerrissen, er hatte seinen Hut verloren, sein langes, dunkles Haar flatterte wie eine Mähne um sein Haupt. Plötzlich stand er still und beugte sich über den Felsen hinab. Tief unten, zwischen Zweigen und Büschen, glänzte etwas Helles und Luftiges, wie eine leichte Wolke im Sonnenschein. Es war Wanka's weißer Schleier. Lionel stieß einen Jubelschrei aus, denn nun hatte er ein Ziel, eine bestimmte Richtung vor sich und drang nun unverdrossen weiter vorwärts. Amon folgte ihm, der Hund dagegen war auf einem hervorspringenden Felsen zurückgeblieben und drückte seinen Schmerz durch lautes Heulen aus.

Der Weg ward immer steiler, die Brombeerranken mit den scharfen Dornen zerrissen ihre Kleider, aber Lionel merkte es nicht, nur weiter, immer weiter!

„Nun rutschen wir in die Hölle hinein!" schrie Amon jauchzend.

„Halte Dich fest, mein kleiner Freund! Und nun bleibe da und siehe zu, wie Du wieder hinaufkommst. Sag' ihnen da oben, sie möchten uns ein Tau verschaffen, so lang sie es hätten, und es uns dann zuwerfen, da, wo Du die kleine Birke siehst."

„Darf ich Ihnen nicht folgen, Excellenz? Das möchte ich lieber."

„Thue, was ich sage. Fort und halte Dich nicht auf!"

„Ja, nun gehe ich. Hallo! Wie sind meine schönen Hosen zerrissen. Wenn ich erst oben bin, werde ich wohl ohne alle Kleider sein. Da wird Djita aber schelten! O weh, o weh! Doch darum nicht traurig, mein armes Herz. Ich nähe die Hosen wieder zusammen und setze an die eine Seite einen rothen Streifen, dann glauben sie, daß ich zum Regiment gehöre."

So unterhielt er sich selber, während er zögernd zurückkehrte. Dann und wann blieb er stehen, pflückte sich einige Heidelbeeren und sah nach seinem lieben Freunde Lionel. Aber dieser war verschwunden. Er hatte sich von dem Felsen herabgelassen und rutschte hinunter — — — Sand und Steine rollten hinter ihm her, ein furchtbarer Abgrund gähnte ihm von beiden Seiten entgegen. Sein Körper zitterte und die Adern auf seiner Stirn traten hervor.

Diese ganze mühsame und abenteuerliche Fahrt, die wohl nie vorher ein Anderer gemacht, ist im „Moniteur de Toulouse" vom Sommer des Jahres 1868 ausführlich beschrieben. Hier würden wir durch eine Erzählung aller Einzelheiten nur ermüden, umsomehr, als dieselben sich schwer zu einem deutlichen Bilde vereinigen lassen. Genug, Lionel überwand alle Schwierigkeiten, er kam blutend, zerschlagen und halb bewußtlos auf einem hervorspringenden Felsen an, der über den Abgrund hinausragte. Hier fand er Wanka. Er stieß wieder einen jubelnden Schrei aus, nahm sie in seine Arme, preßte sein Gesicht gegen ihr duftendes Kleid und blickte dann mit einem langen, dankbaren Blick zum hellen Himmel hinauf.

„Armes Kind!" flüsterte er und legte ihr bleiches Haupt an seine Brust. „So jung und so unglücklich! Gestern fast allmächtig, heute beinah verloren! Gestern wagtest Du nicht, meine Hand zu berühren, heute ruhst Du an meinem Herzen und hast in der ganzen Welt keinen andern Menschen, der Dir helfen kann, als mich allein. Wenn Du das wüßtest! Ja, und warum denn nicht? Du kannst sicher und ruhig sein, denn Du bist mir ein heiliges und reines Wesen, wie ein kleines Mädchen, welches nur den Kuß seiner Mutter kennt. Man muß mir etwas anbieten, wenn ich es annehmen soll."

Er legte seine Hand auf ihre Brust und fühlte den Schlag ihres Herzens. Ein nervöses Zittern fuhr bei dieser Berührung durch ihren Körper und sie schlug ihre Augen auf, seufzte aus tiefster Brust und sah Lionel an, wie es schien, ohne zu ahnen, was geschehen war.

„Wo bin ich?" flüsterte sie. „Wie bin ich hierher gekommen? O mein Gott! Was bedeutet das?"

„Fühlen Sie Schmerzen?" fragte er.

Sie sah ihn mit einem Ausdruck der größten Angst an, versuchte ihr Haupt aufzurichten, aber sank wieder zurück und schloß ihre Augen.

„Fürchten Sie sich nicht!" sagte er mit weicher, bittender Stimme. „Es ist besser gegangen, als Sie erwarten konnten. Sie sind von der Spitze des Felsens heruntergestürzt, dessen erinnern Sie sich wohl. Der Baum da hat Sie gerettet."

„Und Sie!" flüsterte sie leise.

„Ja, es war kein Anderer gegenwärtig und darum kam ich. Nach kurzer Zeit werden sie uns ein Tau zuwerfen und, so Gott will, uns wieder hinaufziehen."

Sie starrte schweigend um sich her, fing dann bitterlich an zu weinen und lehnte ihr Haupt wieder an seine Brust. Dann und wann zitterte sie heftig und ward von einem Schwindel ergriffen, so oft sie ihre Augen öffnete und die dunklen Wasser sah, welche in der Tiefe rauschten, oder die Felsen, die auf sie herabzufallen schienen. Sie sah Lionel mit einem Gefühl herzlichsten Dankes an, er aber beugte unwillkürlich sein Haupt unter dem Einfluß des magnetischen Stromes, der aus ihren großen, strahlenden Augen hervorbrach. Sie hielt seine Hand fest und suchte dieselben an ihre Lippen zu drücken.

„Nun werden sie wohl bald hier sein", sagte sie bald nachher sehr zuversichtlich, „auch der Fürst. Er wird sich gewiß recht nach mir sehnen."

Lionel schüttelte den Kopf. „Nein, die kommen nicht. Der Weg ist zu eng, aber das ist auch nicht nöthig, ich bin ja hier."

„Wo ist denn der Weg, auf welchem Sie gekommen sind?"

„Es ist eigentlich kein Weg", antwortete er lächelnd. „Man muß über die Felsen kriechen und zuletzt rutscht man hinunter oder springt in Gottes Namen in den Abgrund. So geht es. Sehen Sie, dort ist der Weg, den ich gekommen bin."

Das Alles sagte er bescheiden und fast scherzend. Sie sah hinauf und schien nun erst die Gefahr zu verstehen, in welcher er sein Leben nicht geachtet und die Aufopferung zu begreifen, in welcher er es für sie gewagt hatte.

„O mein Gott!" rief sie erschrocken aus, „wie wäre es mir ergangen, wenn Sie mich nicht gerettet hätten!"

„Da die Gefahr überstanden ist, lassen Sie uns nicht weiter von ihr reden. Denken Sie lieber an Ihren Vater und wie er sich freuen wird, Sie wieder zu sehen. Suchen Sie Ihre Ruhe wieder zu gewinnen. Sie zittern ja wie im Fieber. Folgen Sie meinem Rath und thun Sie, was ich sage. Heute befehle ich."

Sie sah ihn erstaunt an. „Ja!" sagte sie schnell und bestimmt, „ich will mich von Ihnen leiten lassen. Befehlen Sie mir, ich gehorche."

„Halten Sie sich fest und wenn Ihnen schwindelt, legen Sie Ihr Haupt an meine Brust."

„Aber das thue ich ja schon", antwortete sie lächelnd und sah ihn an.

„Dann falten Sie Ihre Hände und danken dem Gott, an welchen Sie

glauben, denn er hat Sie gerettet; ein Gebet aus tiefstem Herzen wird Ihnen neuen Muth und neue Kraft geben. Das Schlimmste ist überstanden."

„Es vergingen einige Minuten in stiller Ruhe. Wanka lag neben ihm, sie hatte seinen Arm ergriffen, dann beugte sie sich furchtsam nach vorn und blickte in die Tiefe hinab, aber rasch zog sie sich wieder zurück, denn dort unten sah sie nur Schrecken und Verderben.

„Halten Sie mich fest", flüsterte sie, „ich fürchte mich."

Er schlang seinen Arm um sie und zog sie näher an sich heran, dann legte er ihr zerrissenes Kleid vorsichtig über sie. Der eine von ihren Handschuhen lag vor ihr im Grase, der andere war zerrissen, er sah durch denselben ihre weiße, zarte Hand, der Hut mit dem Schleier hing in den Zweigen eines Baumes. Ein Sonnenstrahl fiel über ihr reiches, braunes Haar. Welch' wunderbarer Anblick! Dieser Luxus und diese Schönheit, diese Pracht und Herrlichkeit auf einem kleinen Felsen und einige Schritte weiter das offene Grab! Die vornehme Dame hatte in diesem Augenblick ihre ganze Ueberlegenheit verloren, sie war nicht mehr die gebietende Herrscherin, der sich Niemand nahen durfte, sondern während sie zitternd und furchtsam dort vor ihm lag und ihn mit schüchternen, fragenden Blicken ansah, glich sie einem frommen und schwachen Kinde, welches müde im Arme der Mutter ruht. Aber Alles, was Lionel sah; nicht allein diese wunderbaren Augen, die nur zu bitten schienen und ihn flehentlich anblickten, oder all' das Berauschende, was überhaupt von einem jungen Mädchen ausströmt, sondern auch ihr Vertrauen, ihre keusche Schüchternheit, die zitternde und furchtsame Weise, mit welcher ihr Arm ihn hielt, die wechselnden Farben ihres Gesichts, die ungewohnte Nähe eines fremden Mannes, das Alles vermehrte noch den Zauber ihrer Schönheit und hätte ihm gar gefährlich werden können.

„Ich kann nicht beten", flüsterte sie nach langem Schweigen, „meine Brust ist wie zusammengeschnürt, Alles ist so wild und drohend, wie wenn ich in einer andern Welt wäre! Das Dunkel um uns her, das Brausen in der Tiefe, die mächtigen Felsen, die Majestät und Erhabenheit dieser Stunde überwältigt mich. Sprechen Sie, erzählen Sie etwas! Lassen Sie mich Ihre Stimme hören; wenn Sie schweigen, höre ich nur die brausenden und rauschenden Wasser und dann fürchte ich mich von Neuem."

„Aber was soll ich erzählen? Wenn ich anfinge, von mir selber zu sprechen, würde ich keinen guten Geschmack verrathen, obgleich ich wohl Manches erzählen könnte. Lassen Sie mich denn von Ihnen reden."

„Ja!" sagte sie und blickte ihn spottend an. „Reden Sie von mir, ich höre! Aber Sie kennen mich ja nicht, haben wohl erst heute meine Stimme zum ersten Mal gehört und wissen nichts, gar nichts von mir."

Er sah sie an und lächelte. „Kennen Sie nicht die Parole unserer Zeit? Das, wovon immer nur gesprochen wird? Es sind die Schäden und Mängel der Gemeinschaft, in welcher wir leben. Aber die Wenigsten denken darüber nach, wie man die Wunden heilen könne. Ich glaube nun, daß unser größter Fehler darin besteht, daß unsere Gefühle so kalt geworden sind, kalt wie Eis, und das aus dem Grunde, weil wir von unserer Jugend auf immer nur Eins lernen, anders zu erscheinen, als wir sind. Es muß etwas ganz Außergewöhnliches geschehen, es müssen große Leiden über uns hereinbrechen oder mächtige Leidenschaften uns ergreifen, ehe wir uns selber wiederfinden. Sie befinden sich heute in einer neuen und unbekannten Welt, in welcher

Alles verwandelt ist. Fühlen Sie nicht, daß Sie selber auch verwandelt sind? Hier unten sind Sie frisch, sanft und vertrauensvoll, da oben aber zeigen Sie sich immer nur streng und kalt, die Musik macht Ihnen keine Freude und Sie hüllen sich in eine vornehme Gleichgültigkeit, in welcher Niemand Ihnen nahen kann."

„Sie meinen, weil ich die Huldigungen, die man mir darbringt, nicht annehme? Aber was enthalten dieselben denn? Complimente wegen meiner Statur, meiner Haltung und meiner dunklen Augen. Das hat man mir schon erzählt, als ich ein kleines Mädchen war. Um es wieder und wieder zu hören, brauchte ich nicht nach Luchon zu reisen", fügte sie mit einem bezaubernden Lächeln hinzu. „Welch' niedrige Meinung müssen diese Menschen doch von mir haben, wenn sie glauben, mir könnte ein bewunderndes Wort wegen meinen kleinen Füßen oder wegen meinen weißen Händen angenehm sein! Und wer sind sie denn, die mir diese Huldigungen darbringen? Lesen Sie die Curliste durch und Sie finden überall Kaufmannsfamilien, Börsenspeculanten, Schiffsrheder, Schauspieler und Sänger, mit einem Worte Menschen, die kein anderes Recht an mich haben, als was der Zufall ihnen schenkt. Eine andere Gemeinschaft, ein herzlicherer Verkehr ist ja doch zwischen ihnen und dem Stande, welchem ich angehöre, unmöglich. Unsere Sympathieen haben nichts Gemeinsames; wir denken und glauben, wir hassen und lieben nicht dasselbe, wie jene Menschen."

„Und diese veralteten Anschauungen wagen Sie in einem Jahrhundert auszusprechen, dessen Parole Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit ist!" sagte Lionel.

„Ich mag ja Unrecht haben", erwiederte sie, „aber ich gehöre nun einmal einem Stande an, in welchem Einer für den Andern eintritt, Einer für Alle und Alle für Einen, aber wir haben kein Erbarmen gegen die Fremden, die sich bei uns einzudrängen suchen. Meine Ahnen sehen auf mich herab, ihre Namen und Erinnerungen legen mir große und erhabene Pflichten auf. Ich will es auch durchaus nicht leugnen, daß Viele von ihnen die Fehler ihrer Zeit getheilt haben, den Hochmuth der Macht und den Uebermuth des Reichthums, aber sie haben neben ihren Fehlern auch große Vorzüge. Und was haben wir denn mit allen diesen fremden und unbekannten Menschen zu schaffen? Sie haben ihre Begriffe, ihre Sitten, ihre Originalität, aber warum verleugnen sie sich selber und ahmen Anderen nach? Sie hängen sich an uns, drängen sich bei uns ein, machen sich vor unseren Dienern lächerlich und erreichen nichts, nur Erniedrigungen und Demüthigungen. Ich begreife es wohl, daß diese armen Menschen sich sehr unbehaglich fühlen müssen: ein Leben ohne Poesie, eine Vergangenheit ohne Zukunft, es muß schrecklich sein, aber wie kann man's ändern? Wie viele verzweifelte Versuche sind nicht gemacht worden, die verschiedenen Raçen zu verschmelzen, aber ist's denn je gelungen? Die Kasten bleiben trotz aller Vorurtheile, trotz aller Mißbräuche und trotz aller Ungerechtigkeiten bestehen, und bei den Fürsten ist's nicht anders als bei den Bauern. Ich bilde mir auch ein, daß es so sein müsse. Einige meinen ja freilich, diese Bürgerlichen würden uns seiner Zeit ablösen, verdrängen oder überwinden, und diese Zeit sei nicht mehr fern; wollen sie es durch ihre Talente oder durch rühmliche Thaten thun, nun wohl, wir werden den Kampf aufnehmen, und siegen sie, nun, ich werde mich beugen, ich werde ihnen aus dem Wege gehen, aber ich werde mich nie mit ihnen verbinden."

„Nie?“ wiederholte er forschend.

„Nie!“ antwortete sie bestimmt und hob ihr Haupt empor. „Da rechne ich mein Alter vom dreizehnten Jahrhundert. Glauben Sie darum, daß ich kalt und gleichgültig sei, kalt wie Eis, nun, Sie wissen jetzt den Grund. Uebrigens“, fügte sie mit einem Lächeln hinzu, „Ihnen kann ich's ja vertrauen. Man macht in seinem eigenen Kreise so viele traurige Erfahrungen, daß es gar nicht nöthig ist, sie erst anderswo zu suchen. Aber nun müssen Sie beichten, ich habe den Anfang gemacht. Woher kennen Sie mich so genau, daß Sie glauben, ich wäre heute eine Andere als gestern? Sie näherten sich uns ja nie, Sie sind vielleicht der Einzige, der uns nicht aufgesucht hat, ja zuweilen schien es, als ob Sie uns absichtlich fern blieben, ich nehme gestern Abend aus. Erklären Sie mir das!“

„Aber dann zwingen Sie mich, von mir selber zu sprechen. Nun wohl! Sei's, wenn Sie es wollen. Wie manches junge Mädchen ist nicht von einem Manne angebetet worden, ohne daß sie es ahnte. Sie lebte in seinen Träumen, seine kühnsten Wünsche, seine verborgensten Gedanken und seine heiligsten Gelübde gehörten ihr, nur ihr. Es verrathen nur nicht Alle die geheimsten Wünsche ihrer Herzen. Ich habe Sie seit dem ersten Tage, an welchem Sie hierher kamen, gesucht, ich habe mich nach Ihnen gesehnt, ich war Ihnen nahe, auch wenn Sie es nicht ahnten. Keine Ihrer Handlungen, kein Wort, keine Bewegung ist mir entgangen; in Ihrem Aeußern, in Ihrem ganzen Wesen war etwas, was mich fesselte, fast gegen meinen Willen. Beobachtete man Sie in Ihrem Fenster, dann zogen Sie sich hinter die Blumen zurück, schlugen Ihre sanften und furchtsamen Augen nieder und wurden kalt und vornehm; glaubten Sie sich jedoch unbeobachtet, dann war aller Hochmuth verschwunden, dann war Alles Leben und Freude. Ich sei Ihnen vielleicht absichtlich fern geblieben, sagten Sie; aber ich hatte ja nur den Wunsch, Sie zu sehen und nicht von Ihnen gesehen zu werden. Sie waren die Fürstin Rumanoff, ich der Künstler Lionel.“

„Sie scheinen es zu lieben, Ihrer Rolle treu zu bleiben“, sagte sie. Mag's denn sein, fahren Sie nur so fort.“

„Als ich mir heute den Weg hierher bahnte, war mein Wunsch, Ihnen zu helfen, meine Sehnsucht, Sie zu finden, mit einem häßlichen, egoistischen Gefühl verbunden, denn ich sagte mir selber: von allen Denen, die ihr ihre Huldigungen darbringen, wagt doch kein Einziger, was ich wage. Gestern betete die ganze Welt Sie an, heute haben Sie nur mich allein. Begreifen Sie nun, wie ich mich freute, als ich Sie fand?“

„Ach, wenn sie uns doch bald zur Hülfe kämen!“ sagte sie und sah den Felsen hinauf.

„Warum hegen Sie jetzt diesen Wunsch?“ fragte er betrübt. „Sie entbehren ja nichts! Das Wunder ist geschehen. Sie sind gesund und einer Gefahr entgangen, in welcher vielleicht alle Andern den Tod gefunden hätten. Sehen Sie doch hinab! Wären Sie nur einige Schritte weiter rechts oder links hinuntergestürzt, würde keine menschliche Macht Sie haben retten können. Der Abgrund wäre zu tief gewesen! Wie oft haben Sie nicht den Wunsch gehabt, etwas ganz Außerordentliches zu erleben! Glauben Sie es mir, ich habe diesen Wunsch hinter Ihrer bleichen und ruhigen Maske, in dem müden Ausdruck Ihres Gesichts gelesen. Nun ist dieser Augenblick gekommen. Angst und Schrecken, verbunden mit der Freude, einer großen Gefahr entronnen zu sein, erfüllt Ihre Seele. Oder fürchten Sie sich viel-

leicht vor mir? Sie kennen mich ja nicht und wissen nicht, wer ich bin. O, meine gnädige Fürstin, schlagen Sie Ihre Augen nicht nieder, lassen Sie dieselben über mir leuchten. Was ich Ihnen erzähle, würden Sie von keinem Andern hören, aber Sie können mich getrost ansehen. Sie mußten erst von Allen verlassen sein und in Todesangst nach einem Retter rufen, ehe ich kommen konnte und nun bin ich glücklich und seelenfroh, weil ich Sie gefunden habe. Von diesem Glück können Sie mir nichts nehmen, aber glücklicher, als ich jetzt bin, können Sie mich auch nicht machen. Ja doch, wenn Sie sich meiner auch ferner erinnern wollen als eines treuen Freundes! Das ist Alles, was ich wünsche. Hier sind Sie von mir abhängig und stehen in meiner Hand, wenn wir diesen Felsen aber verlassen haben, sind wir einander wieder so fremd wie vorher, Sie die Fürstin Rumanoff, ich der Künstler Lionel. Wollte ich höhere Wünsche in meinem Herzen hegen, so wäre das Thorheit, Wahnsinn! Wir trennen uns wieder, wie wir einander begegneten, ich etwas fröhlicher, als ich vorher war, denn ich habe eine freundliche Erinnerung mehr. Ich reiste von den Meinigen fort, aus meinem Vaterlande, aus meiner Freundschaft, um etwas Schönes zu finden, etwas, was mein Herz mit heiliger Freude und Begeisterun gerfüllen könnte; ich habe es gefunden und viel, unendlich viel reicher, als ich erwartet hatte. Was kann ich auch mehr wünschen? Für mich ist die Schönheit keine Offenbarung, die nur in bestimmten Grenzen ihr Wesen enthüllt, ihr Bild entschleiert, ich erkenne ihren Werth, ob sie nun in dem seidenen Kleide einer vornehmen Dame erscheint oder in den furchtsamen Augen eines Mädchens vom Lande. Ich sehe das Ideale so hier wie dort und bete in heiliger Freude an, aber dann gehe ich wieder meiner Wege, weil mein ganzes Leben und das Ziel aller meiner Wünsche nur von einem Verlangen erfüllt ist, von dem Verlangen nach Freiheit."

„Haben Sie Muth?" fragte sie.

Er sah zu dem Felsen hinauf, von welchem er herabgekommen war und antwortete lächelnd: „Nein!"

„Sagen Sie mir, wem Sie dieses Alles schon früher erzählt haben."

Er sah sie traurig an und schüttelte seinen Kopf. „Armes Kind! Sie thun mir mit dieser Frage ein großes Unrecht. Wissen Sie wirklich nicht, daß es für uns Alle Augenblicke giebt, in welchen der Wunsch in uns erwacht, wir möchten das höchste Ideal unseres Lebens finden. Das läutert die Seele, macht den Armen reich und den Schwachen stark, es löst das Band der Zunge und giebt den Worten höhere Schwingen. Sie müssen in den Kreisen, in welchen Sie leben, traurige Erfahrungen gemacht haben, wenn Sie an der Wahrheit und an der Macht des Idealen zweifeln können. Ich wenigstens glaubte, daß eine aus tiefsten Herzen kommende Sprache auch den Weg zu dem Herzen eines jungen und unschuldigen Mädchens finden müßte. Ich habe gestern Abend vor Ihnen gesungen, ich habe schön, vortrefflich gesungen, ja ich weiß es und weiß auch warum. Sie sahen mich mit Ihren strahlenden Augen an! Ich sah nur Sie, ich dachte nur an Sie. Wie hoch und hehr standen Sie da, kalt und vornehm, aber ich fühlte es trotzdem, wie Ihr Herz schlug, wie Ihre Brust sich hob und senkte, Sie zitterten und es traten Thränen in Ihre Augen, Sie lauschten, Sie kamen näher und näher. Da ward es still wie in einer Kirche, der Jubel meines Herzens brach hervor und Sie wußten es, daß ich nur für Sie, für Sie allein sang; leugnen Sie

es, wenn Sie können. Gestern glaubten Sie an eine Inspiration, warum zweifeln Sie heute an derselben?"

Sie schwieg lange. Es war etwas in der feurigen Energie dieser Sprache, in den kühnen Bildern und in der glühenden Schilderung, was sie ergriff; ihr gefiel diese derbe Geradheit, welche ihr neu und unbekannt war. Sie merkte nicht, daß ihre Wangen glühten, daß ihr Herz unruhiger schlug, während sie sich an ihn lehnte und seine Arme sie fester an sich drückten. Die wunderbare Stille, die überstandene Gefahr und der Duft der Pflanzen gab ihr neue Kraft. Eins aber blieb ihr verborgen, wie er kämpfte, um sich selber zu überwinden, um ruhig und stark zu erscheinen, und doch hatte er nur dadurch sein Ziel erreicht, ihre Gedanken von den Schrecken abzuwenden, die sie umgaben und ihre Seele mit neuer Hoffnung und neuer Kraft zu erfüllen.

„Wenn Sie mich nun nicht mehr am Leben gefunden hätten?" fragte sie gedankenvoll. Er antwortete nicht.

„Was dann?" fragte sie.

„Dann würde ich Sie in meine Arme genommen, einen Kuß auf Ihre bleiche Stirn gedrückt und Ihnen zugeflüstert haben: Du warst die lieblichste Offenbarung, die mir je geworden. Vom ersten Tage an, an welchem ich in Deine stolzen und vornehmen Augen blickte, warst Du die Geliebte meines Herzens und Du wirst es bleiben, so lange ich lebe."

Küssen Sie mich!" sagte sie leise.

Er beugte sich über sie und drückte einen heißen Kuß auf ihre zarte Hand.

„Sie sind der edelste und treueste Freund, den ich gefunden habe."

„Ich glaube nicht so recht an Freundschaft zwischen einem Jüngling und einer Jungfrau", sagte er. „Das ist entweder ein falscher Name für ein tieferes Gefühl oder ein höflicher Ausdruck für kalte Gleichgültigkeit."

„Woran glauben Sie denn?"

„Ich glaube an einer Jungfrau frisches und lebhaftes Gefühl, in welchem sie in einer Minute sich nach dem sehnt, wovor sie sich im nächsten Augenblick fürchtet; ich glaube an eines Mannes leidenschaftliche Liebe, aber auch an seine Ehre und ich bitte Sie, meine gnädigste Fürstin, von heute an dasselbe zu thun."

„Wer sind Sie? Ich will es wissen."

„Und wenn es Ihnen eine neue Enttäuschung bereitete?"

„Sagen Sie es!" sagte sie flehentlich und reichte ihm ihre beiden Hände.

„Wenn ich nun zu den Menschen gehörte, welche Sie gerade jetzt so grausam verurtheilten?"

„Das thun Sie nicht, ich weiß es, Sie gehören zu unseren Kreisen, nicht wahr?"

„Würde Ihnen das lieb sein?"

„Ihr Name! Ihr Name!" flüsterte sie ungeduldig.

„Ich bin Lionel Campbell, Opernsänger."

„Das ist nicht wahr!" sagte sie heftig. „Dieses hier zeugt gegen Sie!" und sie zeigte mit ihrem Finger auf einen großen Siegelring, den Lionel an seiner rechten Hand trug. Der Ring hatte einen kostbaren Stein, auf welchem ein herzogliches Wappen gravirt war.

„Es ist das Geschenk eines fremden Fürsten, der mich in Mailand hörte, und von meiner Stimme entzückt war."

Sie schwieg und kämpfte mit sich selber, biß ihre Lippen zusammen und schlug ihre Augen nieder, um den forschenden Blicken zu entgehen, die auf ihr ruhten. Lionel fühlte heiße Thränen auf seiner Hand. Bald darauf hörte man am Felsen ein Geräusch und in einem Tau ward ein Stuhl herabgelassen.

„Da kommt die Rettung", sagte er. „Sehen Sie hinauf. Was ich Ihnen anvertraute, war nur ein Traum, nicht mehr, nun erwachen wir und Fürst Rumanoff's Geschlecht fordert seine Tochter. Ich habe nichts mehr zu sagen. Ja, noch Eins", fügte er hinzu. „Ein sichtbares Zeichen, an welchem ich eine Erinnerung an diesen Tag habe. Geben Sie mir den kleinen Ring von Pferdehaaren, den Sie an Ihrem Finger tragen."

Sie nahm den Ring und reichte ihm denselben, dann brach sie in Thränen aus und barg ihr Haupt an seiner Brust. — —

Oben auf dem Felsen hatte sich eine zahlreiche Menge von Menschen versammelt. Als die Fürstin hinaufgezogen war, empfing Rumanoff sie mit einem jubelnden Schrei, aber sie hörte nichts mehr, sie sank bleich und bewußtlos hin, Angst und Schrecken und all' die mannigfachen Gemüthsbewegungen hatten ihre Kräft verzehrt.

Acht Tage lang lag Wanka in einer ununterbrochenen Ohnmacht, ohne zu sprechen oder sich zu regen. Dann kamen helle Augenblicke, in welchen sie zu erwachen schien, sie hob sich im Bett empor und sah sich flehentlich und ängstlich um, wie wenn sie Jemanden suchte, aber sie sagte nichts. Arsa wich nicht von ihrem Bett weder Tag noch Nacht. Eines Abends fühlte die Fürstin sich kräftiger und wohler, sie ergriff Arsa's Hand und flüsterte:

„Wo ist er? Warum wartet er so lange?"

„Wen meinst Du?"

„Lionel!"

„Sprich nicht mehr von ihm, meine Beste, er ist schon lange nach Toulouse gereist, wo seine Gesellschaft auf ihn wartete."

„Was meinst Du?"

„Ich meine die Opernsänger, zu welchen er gehört. Der Fürst hat seine Karte erhalten; Lionel Campbell, Tenorist. Aus dem Hause Campbell und Compagnie, Strumpfweber in Bristol."

Wanka antwortete nicht, sie legte sich zurück und barg ihr Haupt in den Kissen, wie wenn sie schlafen wollte.

Es ward Herbst und Winter und wieder Frühling. In Luchon war es still und leer. Die Nymphe über der Quelle seufzte in ihrer Verlassenheit und Einsamkeit unten am Wasser, die Drehorgeln und Straßensänger zogen mit den Staaren nach dem Süden. Die Hotelwirthe schlossen ihre Thüren, setzten Laden vor die Fenster und zogen in ihre kleinen, bescheidenen Hütten in den umliegenden Dörfern. Hier lebten sie den Winter über von dem, was sie im Sommer verdient hatten. Die Stadt glich einem verlassenen Banketsaal am Tage nach einem glänzenden Ball.

In einer der Pappelalleen, die von den Bergen herabführen, lag nach Norden hin eine kleine, elegante Villa, wo noch Alles Leben und Thätigkeit verrieth. Hier hatte Fürst Rumanoff den ganzen Winter gewohnt. Wanka war krank, der alte Arzt von Luchon und ein jüngerer von Toulouse kamen jeden Tag und verließen die Villa immer wieder mit ernsten Gesichtern.

Warum war der Fürst nicht mit den Andern abgereist, nach Neapel, wie es beabsichtigt war und wo Freunde aus der Heimat auf ihn warteten,

oder nach Pau, wo die ewig reisenden, liebenswürdigen Engländer sich im Winter aufhielten? Was fehlte dem jungen Mädchen eigentlich, sie schien doch die Folgen ihres Falles von dem Felsen überwunden zu haben, oder war ihre Seele krank? Wie lag sie so bleich und unbeweglich da, ohne auf die Fragen der Andern zu antworten, ohne die geringste Theilnahme für das zu bezeugen, was sich um sie her ereignete? Das war ein schweres Räthsel

Wanka wollte in Luchon bleiben, so war es ihr Wunsch, einen Grund gab sie nicht an, aber dessen bedurfte es auch nicht. Sie blieb in ihren Zimmern und konnte nicht müde werden, aus den Fenstern nach dem Wege, der zu den Bergen hinaufführte, hinzusehen.

Im Winter wurde sie wieder schwächer und kränkelte wie eine abgebrochene Blume. Der Fürst kam und ging, fragte, ohne eine Antwort zu erhalten, ließ überall im Hause Teppiche legen und auf der Straße Stroh streuen, er ritt selber nach dem Arzte in Toulouse und wünschte noch einen dritten von Paris, er war das Bild eines untröstlichen Vaters.

In dieser langen, traurigen Zeit führten doch zwei Menschen in der Umgebung des Fürsten Rumanoff ein sehr zufriedenes und glückliches Leben, nämlich Amon und Ojita. Einige Tage nach jenem schrecklichen Ereigniß war der Knabe wieder unten am Felsen gewesen und hatte den Hut der Fürstin, sowie ihre Handschuhe, die dort vergessen waren, gefunden. Er ließ sich im Hotel melden und verlangte die Fürstin zu sprechen; er ward natürlich abgewiesen, dadurch ließ Amon sich jedoch nicht zurückschrecken. Als er hörte, daß Wanka krank sei, wartete er, bis sie besser geworden war und meldete sich dann wieder, grüßte frech von Lionel und erhielt die Erlaubniß wiederzukommen. Amon war ein kluger Bursche, er theilte seinen gefundenen Schatz in so viele kleine Portionen, als es nur möglich war. Am ersten Tage brachte er den Schleier, am folgenden den Hut, dann einen Handschuh und bald nachher den anderen, zuletzt gar ein häßliches Etui für Streichhölzer, auf welchem eine vergoldete Tänzerin angebracht war. Trotz des äußerst zweifelhaften Aussehens der Dame behauptete er fest, daß sie seinem guten Freund Lionel gehört habe. Mit jedem Male währte die Audienz länger. Als endlich Alles abgeliefert war, brachte er ein Bouquet Blumen, später einen langen Strohhalm mit Erdbeeren und eines Tages ging Amon mit strahlenden Augen und erhobenem Haupt aus dem Thor der Villa in langem Kaftan mit einer hochrothen, seidenen Schärpe. Der Fürst hatte ihn auf Wanka's Wunsch als seinen Diener angenommen.

Er ging jetzt in einer der größten Straßen der Stadt auf und ab und hob seinen langen Kaftan in die Höhe, damit die Vorübergehenden die Freude hätten, seine neuen, glänzenden Stiefel bewundern zu können. Er hatte den Auftrag, seine Schwester Ojita zu holen, welche der Fürst für die Küche engagirt hatte.

Als Amon erst soweit gekommen war, suchte er sich täglich Eingang bei Wanka zu verschaffen, er brachte ihr Wasser, half den Tisch decken oder trug die Blumenvasen hinein und merkwürdiger Weise schien die Fürstin an der unermüdlichen Aufmerksamkeit des Knaben ein besonderes Wohlgefallen zu finden. Was er erzählte, wohin seine vielen heimlichen Aufträge ihn führten, das wußte Niemand, aber Amon hatte immer etwas zu berichten und immer etwas zu thun. Ojita hatte einen bescheidneren Beruf, aber ihre Wünsche gingen auch nicht über die Küche hinaus, wo man nur ihren unbegreiflichen Appetit bewunderte.

Es war in den ersten Tagen des Frühlings, als der Schnee auf den Bergen schmolz und tausende von kleinen, silberhellen Bächen unten im Thale bildete. Ueber Fürst Rumanoff's Villa lag eine tiefe und drückende Stille, die Aerzte waren während des letzten Monats öfter gekommen, wie gewöhnlich und gingen jeden Tag mit ernsteren Mienen fort. Wanka war kränker geworden, sie verließ ihr Lager nicht mehr, Alles war versucht, nichts wollte helfen. Der unglückliche Vater ging von einem Zimmer in das andere, lauschte und fragte, suchte bei Allen Trost und fand ihn nirgends. Es ließ sich nicht länger verheimlichen, der Tod näherte sich mit raschen Schritten.

Eines Tages, als Amon den Tisch deckte, kam der Fürst mit gebeugtem Haupt und gerötheten Augen aus dem Krankenzimmer heraus. Der Knabe näherte sich ihm mit tiefen Verbeugungen.

„Wenn ich wagen dürfte, meines Herzens Meinung auszusprechen, dann wüßte ich wohl noch einen Rath, welcher der gnädigen Fürstin helfen könnte. Oben in St. Gaudenz wohnt ein heiliger Mann, Pater Pacomo, der alle Krankheiten heilen kann. Von Nah und Fern kommen sie zu ihm, aber er ist eigensinnig und geht nur aus, wenn es ihm behagt. Darf ich einmal zu ihm hinaufgehen? Der gnädige Herr wird sehen, daß er Wunder thun kann."

Der Fürst horchte auf und berieth sich mit Arsa.

Am folgenden Tage ward Amon mit einem Wagen zu Pacomo geschickt, aber der heilige Mann war wohl gerade übler Laune und wollte seine Hütte nicht verlassen. Der Weg wäre so lang und viele Kranke aus der Nähe warteten auf ihn; es würde auch gewiß noch regnen. Amon bat und flehte und machte glänzende Versprechungen. Endlich ließ Pacomo sich überreden, er werde gegen Sonnenuntergang nach Luchon kommen, früher wäre es nicht möglich.

Am Nachmittag desselben Tages trat ein Fremder in die Hütte Pacomo's. Der Letztere war ein langer, hagerer Mann mit schwarzem, herabhängendem Bart und in einem grauen Rock, dessen Kapuze er über seinen Kopf gezogen hatte. Das Auffallendste in seinem Gesicht waren zwei große, stechende Augen, die unaufhörlich scheu hin- und herspähten. Er lag sehr bequem auf einem Strohlager und hatte nur einen Rosenkranz und einige falsche Perlen in seiner Hand. An den Wänden hingen einige kl eine Votivtafeln und Heiligenbilder, unter ihnen König Victor Emanuel auf einem muthigen Roß; am Fenster saß eine Eule, die mit ihren Flügeln schlug, als der Fremde hereintrat.

„Ehrwürdiger Vater!" sagte dieser lächelnd. „Ihr wißt ja Alles und versteht Alles, darum werdet Ihr auch mir helfen können."

„Das könnte wohl sein", antwortete Pacomo, dem des Fremden gerades Wesen nicht sehr gefiel.

„Ihr geht heute Abend zu dem russischen Fürsten, um Eure heilende Hand auf seine Tochter zu legen. Wie viel werdet Ihr verdienen? Ich gebe Euch das Doppelte, wenn Ihr mich gehen laßt."

Pacomo's Augen sahen den Fremden forschend und durchbohrend an. „Könnt Ihr auch Krankheiten heilen?" fragte er spottend. „Das ist nicht so leicht."

„Ich sagte, das Doppelte, habt Ihr mich verstanden?"

„Ja, ich hörte es; das würde freilich eine schöne Summe werden, aber ich kann trotzdem nichts ablassen, denn ich sammle für unser heiliges Kloster in Sanct Sebastian. Außerdem muß ich sie erst fragen", fügte er hinzu

und zeigte auf die Eule, „sitzt sie still, dann bedeutet es „Ja", wird sie aber unruhig, dann ist's „Nein". Er sah den Vogel an, der mit seinen Flügeln hin- und herschlug und sehr aufgeregt zu sein schien. „Ihr seht selber, daß es nicht geht. Nun muß ich erst hinauf und zur Vesper läuten." Mit diesen Worten erhob er sich, zog den Hut noch tiefer über seine Stirn und wartete an der Thür, während der Fremde die Hütte verließ.

Als Pacomo nach einer halben Stunde zurückkehrte, stand er überrascht still, denn er sah sich selber auf einer steinernen Bank vor der Hütte. Es war ein Mann von derselben Größe, in derselben Kleidung, mit demselben Bart und demselben schielenden und lauernden Blick. Der Mönch stieß einen Schrei aus und hielt seine Hände wie beschwörend und abwehrend vor sich hin, während er einige Schritte zurückwich.

„Ihr kennt mich nicht wieder?" sagte der Fremde. „Nicht wahr? ich kann schon als Pater Pacomo nach Luchon gehen?"

„Aber Gott sei uns gnädig! Was bedeutet das? Ihr sahet ja doch, wie die Eule „Nein" sagte."

„O, mein guter Freund, das kennen wir schon, ich habe wohl die kleine Schnur gesehn, die Ihr so künstlich an den Flügeln des Vogels befestigt habt und wenn Ihr an der Schnur zieht, dann schlägt die Eule mit ihren Flügeln. Nicht wahr, es geht Alles sehr natürlich zu? Aber rasch zum Schluß! Die Sonne geht unter und der Tag neigt sich, darum, mein guter Herr Eremit, oder Jerez Bodillo — wie laßt Ihr Euch lieber nennen? — ich bitte, daß wir nicht länger zögern. Du bist doch ein großer Schurke! Während des Sommers betrügst Du die Fremden und verkaufst ihnen gestohlene Messer, im Winter spielst Du für die Eingeborenen den Heiligen! Glaubst Du wirklich an Deine Kunst?"

„Ah, Excellenz, Excellenz! Laßt uns nur nicht grob werden. Ob ich an meine Kunst glaube? Ich lebe ja von ihr! Ihr sagtet eben: das Doppelte. Der Fürst würde gewiß fünf Napoleons bezahlen. Ich bin ein armer Mann.'

„Also muß ich zehn geben — nimm sie denn." Jerez Bodillo streckte seine Hand aus und nahm das Geld. „Nun, sind wir einig?"

„Vollkommen, Excellenz werden ja nicht erzählen, wer ich bin, denn dann würde ich sofort zum Fürsten gehen und ihm sagen, daß Sie mich zu diesem Schritt gezwungen haben."

„Du kannst ruhig sein. Du schweigst und ich schweige auch; meinethalben magst Du den Heiligen spielen, so lange es Dir gefällt."

Der Fremde wollte gehen, aber Jerez trat ihm entgegen: „Ich weiß nicht, ob Excellenz auch das Uebrige gleich in Ordnung bringen oder lieber warten wollen, bis Sie zurückkehren?"

„Welches Uebrige?"

„Erstlich haben Sie da das Gebetbuch unter dem Arm, dafür rechne ich nur fünf Francs, aber der Rock ist so gut wie neu,—das müssen zehn sein und die Sandalen fünf, alles miteinander zwanzig, billiger kann ich nicht sein, aber es hat durchaus keine Eile."

Der Fremde öffnete seine Börse wieder und bezahlte das Geforderte, dann verschwand er in der Pappelallee. Jerez sah ihm lächelnd nach; er machte nicht jeden Abend einen so guten Handel.

Amon erwartete den Fremden draußen und folgte ihm zur Villa Rumanoff. Der Fürst kam ihnen entgegen und richtete einige Fragen an den Mönch, aber dieser ließ sich auf weitere Unterhandlungen nicht ein.

„Meine Zeit ist kurz", sagte er, „führt mich zu der Kranken hin."

Dann legte er seine Hände in einander und mit gebeugtem Haupt und gleichgültiger Miene ging er durch die offnen Thüren. Die Abendsonne warf ein schwaches und goldenes Licht durch die niedergezogenen Vorhänge, draußen sang ein Staar in einer der Pappeln und von Luchon her läuteten die Glocken der katholischen Kirche. Auf dem Krankenbett lag Wanka, bleich wie Wachs und mit geschlossenen Augen; ihre eine Hand ruhte auf der Decke, durchsichtig und weiß wie das Betttuch. Pacomo stand vor dem Bett still und flüsterte dem Fürsten einige Worte zu, welcher sich dann zurückzog und einen Platz am Fenster einnahm. Der fremde Mann blieb einen Augenblick stehen, still und nachdenklich; dann veränderte sich der Ausdruck seines Gesichtes und mit tiefem Ernst und einer unbeschreiblichen Theilnahme sah er die Fürstin an. Dann kniete er vor ihrem Bett nieder, beugte sich über die Kranke und legte seine Hand in die ihrige.

„Fürchten Sie sich nicht", flüsterte er. „Kennen Sie meine Stimme? Ich komme wieder zu Ihnen, wie einst, und flehe um Ihr Leben."

Als seine Hand sie berührte, erröthete Wanka und das Blut schoß in ihre Wangen, sie hob ihr Haupt empor und sah ihn mit Angst und Schrecken an. Jeden Augenblick wechselte der Ausdruck in ihrem Gesicht, bald leuchteten ihre Augen vor Freude, bald schlossen sie sich wieder müde; endlich war alle Furcht verschwunden und sie sah ihn lächelnd an, wie in einem glücklichen Traum, ergriff seine Hand und hielt sie fest, damit er nicht von ihr gehe und sie verlasse. Und er blieb und flüsterte leise mit ihr, daß der Puls ihrer Hand lebhafter schlug.

„Nun seien Sie still und schlafen Sie sanft, um fröhlicher zu erwachen — zu einem neuen Leben. Wanka! Ihr Herz ist gesund, Sie lieben mich und ich — o, mein Gott, Sie wissen es, wie ich Sie liebe, wie ich mich nach Ihnen gesehnt habe! Aber nun muß ich gehen, Ihr Vater sitzt dort am Fenster und sieht nach uns hin, aber ein Zeichen meiner Liebe lasse ich Ihnen zurück. O Wanka, das Leben ist so schön, so reich und schön durch die Liebe!" Mit diesen Worten hob er ihr Haupt empor und band den kleinen Ring von Pferdehaaren an einer Schnur um ihren Hals.

Fürst Rumanoff stand auf und sah es, er begriff nicht recht den verklärten Ausdruck, der auf dem bleichen Gesicht seiner Tochter lag, noch weniger die bewegte und zitternde Stimme, in welcher Pacomo zu ihm sagte: „Laßt uns nun zu Gott beten, dann wird Ihre Tochter wieder gesund werden und leben, so wahr sie an die Kraft des Amulets glaubt, welches ich ihr um den Hals gebunden habe."

Dann erhob er sich rasch und verließ das Zimmer. Die Kranke sah ihm traurig nach und hob sich leise empor, um das letzte Wort und den letzten Schritt des heiligen Vaters zu hören. Fürst Rumanoff folgte ihm, er hatte eine gefüllte Börse in seiner Hand, um sie Pacomo zu geben, aber wunderbar, dieses Mal wollte der heilige Vater kein Geld annehmen.

„Laßt's nur warten", sagte er. „Ich komme vielleicht wieder, dann könnt Ihr mich bezahlen."

Nach diesem Abend zweifelte Niemand in der Villa des Fürsten an der wunderbaren Macht des Eremiten. Es zeigte sich ja bald, daß er eine Sterbende zum Leben zurückgerufen habe. Wanka ward mit jedem Tage besser. Nach einem Monat konnte sie ihr Lager verlassen, sie saß an der

geöffneten Thür vor dem Altan und horchte auf den Gesang der Vögel; mit der aus ihrem winterlichen Schlaf erwachenden Natur kehrten auch ihre Kräfte wieder. Wie dufteten die Blumen in allen Wiesen und Gärten, welch' unbegreiflichen Reichthum, welch' wunderbare Schönheit entdeckte sie jetzt in den Wolken des Himmels und in den wechselnden Farben, mit welchen der Lenz die Pyrenäen kleidete. Alles erschien ihr neu und fremd, schöner und herrlicher, denn je zuvor. — So verging der Frühling und der Sommer kam heran, mit ihm die Saison. Die arme und verlassene Nymphe am Brunnen erhielt neue und frischere Farben, die Hotels öffneten ihre Thüren und Fresken und Alles bereitete sich darauf vor, die kommenden Gäste zu empfangen. Rumanoff zog mit seiner Familie wieder in die frühere Wohnung. Als sie die Villa verließen, ward ein Bote zu Paconio geschickt, der Fürst habe großes Verlangen, ihn zu sprechen und ihm zu danken. Amon traf ihn nicht, ein anderes Mal war er eben so unglücklich, die Hütte war leer, auch die Eule war verschwunden, der heilige Eremit that nur im Winter seine Wunder. —

In Toulouse war während dieses Sommers eine Operngesellschaft, welche großes Aufsehen erregte. Aus der ganzen Umgegend kam der Adel von seinen Gütern und belegte schon im Voraus telegraphisch die Plätze, die vornehmsten Damen trotzten dem Staub und der glühenden Hitze des Mittags, um noch zu rechter Zeit in das Theater zu kommen und die Oper von Toulouse zu besuchen.

Es war besonders ein Tenor, jung, frisch und bezaubernd, den Alle bewunderten und dem die jubelnden Hörer ihre Huldigungen darbrachten. Ungeheure Mengen von Blumen wurden verschwendet, so oft er sich auf den Bretern zeigte, welche die Welt bedeuten. Er war es, dem eine reizende Herzogin ein Bouquet zuwarf, welches von einem Armband zusammengehalten war, dessen Werth ein ganzes Vermögen betrug; er war es auch, der am folgenden Tage — unbegreiflich genug, den Namen der Schönen erfahren hatte, die Blumen für sich behielt und das Armband in das Hotel der Herzogin zurückschickte. Woher kam er? Wer verbarg sich unter dem bescheidenen Namen Lionel? Alle fragten und forschten, Keiner antwortete. So sind die Menschen nun einmal, ihr Interesse an der Kunst läßt sich nicht an den Productionen derselben genügen, sie wollen auch die Menschen kennen lernen, welche durch ihre Kunst erfreuen. Wer war also dieser wunderbare Tenor, welcher die Herzen Aller wie im Sturm eroberte, der sich in seinen eigenen Tönen zu berauschen schien und so sehr gegen den guten Ton und die Sitte der Zeit sündigte, daß er nicht einmal hervortrat und sich dankend verbeugte, wenn er als Romeo erstochen oder als Gustav im „Maskenball" erschossen war?

Eines Tages kam der Wirth des Fürsten Rumanoff hinauf in das Hotel, ließ sich melden und trat mit wichtiger, halb vertraulicher Miene vor den Fürsten.

„Ich komme mit einer angenehmen Nachricht. Ew. Excellenz haben gewiß schon bemerkt, wie ich keine Opfer scheue, um den geehrten Herrschaften, die mein Hotel besuchen, alle mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen."

„Was wollen Sie? Was wünschen Sie?" fragte der Fürst trocken. „Ich verstehe Sie nicht, sprechen Sie sich deutlicher aus."

„Sie kommen, sie kommen!" fuhr der Wirth fort, „ich habe ein Tele-

gramm bekommen. Es kostet mir unglaublich viel, aber was hat das zu bedeuten? Eine solche Neuigkeit! Etwas so Außergewöhnliches! Ich kenne ja Ew. Excellenz große Liebe zur Kunst. Ich habe die berühmte Operngesellschaft von Toulouse engagirt, sie werden sechs Vorstellungen in meinem Hotel geben."

„Gut!" sagte der Fürst, ohne die schwärmerische Begeisterung des Wirthes zu theilen. „Wenn die Fürstin sich einigermaßen wohlbefindet, werden wir die Vorstellungen besuchen."

Der Wirth empfahl sich unter tiefen Verbeugungen.

Einige Wochen später kam die berühmte Gesellschaft nach Luchon. Der uneigennützige Hotelwirth hatte unterdessen große Vorbereitungen getroffen. Die Stadt besaß damals noch kein Theater; man behalf sich deshalb mit dem großen, eleganten Saal des Hotels, der mit einer Bühne und einem Vorhang von rothem Sammet drapirt wurde. Das Programm versprach ein Duett aus Lucia, ein Terzett aus Fidelio, ein Quartett aus dem Propheten und ein Solo aus Rigoletto.

Der Löwe der Saison war in diesem Sommer ein Engländer, Lord Argyle, der im Anfang des Juni nach Luchon gekommen war. Er hatte die ganze Beletage in einem der größten Hotels in der Nähe des Curhauses gemiethet. Er entfaltete einen derartigen Luxus, sowohl in Pferden und Wagen, als auch in seiner Dienerschaft, daß selbst Fürst Rumanoff nicht mit ihm wetteifern konnte. Im Uebrigen war Mylord ein sehr schweigsamer Herr, ein Misanthrop, der sich durchaus nicht um die andern Curgäste kümmerte, in seinen eigenen Zimmern speiste und jede Aufforderung, an den Ausflügen Anderer Theil zu nehmeu, zurückwies; er suchte die einsamsten Spaziergänge, ging mit gebeugtem Haupt, die Hände auf dem Rücken, umher und doch war Lord Argyle sehr schön, sehr reich und sogar — Witwer, wie man sich wenigstens erzählte, drei positive Eigenschaften, welche ihm die lebhafteste und uneigennützigste Theilnahme der Damen sicherte.

Zur ersten Vorstellung der Operngesellschaft waren bald alle Billets verkauft, obgleich der Wirth die Preise um das Dreifache erhöht hatte, natürlich nicht, um dadurch selber einen Vortheil zu erzielen, sondern nur, damit der Kreis um so auserlesener sein möchte. Größere Aufmerksamkeit erregte es, daß auch der englische Lord für alle sechs Vorstellungen abonnirt hatte.

Der Saal war mit Blumenguirlanden reich geschmückt. Die Fenster über der Galerie waren geöffnet, damit die Temperatur nicht zu drückend würde. Lord Argyle hatte drei der großen sammetnen Lehnsessel in der ersten Reihe belegt; er selber saß auf dem mittelsten, um mit den neben ihm Sitzenden nicht in zu nahe Berührung zu kommen. Die lebhaften, übermüthigen Franzosen lachten über diesen sonderbaren Einfall und begriffen nicht, daß derselbe echt englisch war. An der einen Wand unterhalb der Tribüne stand eine Reihe von Stühlen für die Künstler. Auf diese und ihre Damen war die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet, aber insbesondere war es doch Lionel, der die Blicke Aller fesselte. Man wußte ja in Luchon, was er in Toulouse gewesen war und hatte von seinen Triumphen gehört. Er stand mit über einander geschlagenen Armen an einen Pfeiler gelehnt, seine ruhigen und ernsten Blicke sahen über die Menge hin. Plötzlich änderte sich der Ausdruck seines Gesichtes. Wen suchte er, oder vielmehr wen hatte er in diesem strahlenden Kreis so vieler Schönheiten gefunden? Eine vorüber-

gehende Röthe färbte seine Wangen, aus seinen Augen strömte ein Feuer, ein wunderbares Licht. Vielleicht war es ein Gruß, jedenfalls aber eine reichere und lebhaftere Sprache, als sie über seine Lippen hätte kommen können. Von nun an sah er ununterbrochen nur — nach „der Einen!"

Uebrigens sollte dieser Abend größere Ueberraschungen bringen, als der Wirth selber vorbereitet hatte. Zwischen der ersten und zweiten Abtheilung war eine Pause, welche die Diener benutzten, um den Damen Eis und Limonade zu bringen. Die verschiedensten Ausbrüche lebhaftester Bewunderung und kühlerer Kritik wurden hier und dort gehört. Während dessen sah man, wie sich Wanka langsam und zögernd erhob und den Arm des Fürsten Rumanoff nahm. Sie war sehr bleich und schien ihre früheren Kräfte noch nicht ganz wiedergewonnen zu haben, aber sie sah dennoch bezaubernd aus. Die leichten und zarten Farben ihrer kostbaren Toilette standen in vollkommener Harmonie mit ihrem bleichen Gesicht. Auf demselben lag ein Ausdruck festen Willens und der Freude, einen Sieg davongetragen zu haben. Sie flüsterte dem offenbar überraschten Fürsten einige Worte zu und führte ihn nach den Plätzen, wo die Künstler saßen. Sie näherten sich Lionel, welcher sich ehrerbietig erhob. Im Theater ward es still, Alle schwiegen, Alle starrten die junge, vornehme Dame verwundert an, diese aber lächelte glücklich, wie wenn sie gar nicht ahnte, wie sehr Aller Augen auf sie gerichtet waren, reichte dem Sänger ihre beiden kleinen Hände und sagte:

„Wenn Sie nicht zu uns kommen wollen, müssen wir wohl zu Ihnen kommen. — Mein Vater, danke dem Herrn, er ist's, der mich zwei Mal vom Tode errettet hat."

Fürst Rumanoff verbeugte sich gezwungen, räusperte sich und wußte nicht recht, was er sagen sollte. Es war gewiß das erste Mal, daß er sich von der Situation hatte beherrschen lassen, aber was hier geschehen war, Wanka's unbegreifliches Betragen in einem Augenblick, wie dem gegenwärtigen und zwar vor all' den fremden Menschen, das war auch so gegen alle Etikette, daß man es dem Fürsten verzeihen mußte, wenn er nicht wußte, was er sagen sollte. Glücklicherweise merkten Lionel und Wanka nichts.

„Sie haben mich also nicht vergessen?" fragte Lionel mit einer weichen und gedämpften Stimme. „Sie erinnern sich meiner noch?"

„Ja, gewiß!" antwortete sie. „Man muß Ihnen etwas anbieten, damit Sie es annehmen, nicht wahr? Meinten Sie es nicht so? Hier bin ich, vollenden Sie Ihr Werk. Sie haben mir das Leben geschenkt, heute Abend komme ich, Sie um das zu bitten, was das Leben reich und schön macht. — — Besuchen Sie uns morgen!"

Während dieser Unterredung hatte sie keinen Versuch gemacht, ihre Hände zurückzuziehen und Lionel hielt sie darum auch fest in der seinigen.

Als sie dann von einander Abschied nahmen, beugte sie ihr kleines Haupt gegen ihn, erröthete und flüsterte ihm einige leise Worte zu. Niemand hörte, was sie sagte, aber Jeder wußte, was sie meinte.

„Morgen!" fügte sie dann lauter hinzu und nahm den Arm des Fürsten wieder, der sie zu ihrem Platz zurückführte.

Ob es nun die Macht des Beispiels, oder ob es ein anderer Grund war, durch welchen sich Lord Argyle in diesem Augenblick zu einem ähnlichen Schritt hinreißen ließ, das ist schwer zu entscheiden, aber gerade als Wanka und der Fürst ihre Plätze wieder eingenommen hatten, erhob sich der Engländer und ging mit langsamen, zögernden Schritten auf die Künstler zu;

er grüßte Lionel und setzte sich neben ihn. Lionel lächelte, sprach rasch und lebhaft und schien sehr erregt zu sein. Mylord dagegen saß still und ruhig da, nur dann und wann kam ein Wort über seine Lippen, aber er hielt tapfer aus, bis das Orchester ein Zeichen gab, daß die nächste Abtheilung beginnen müsse.

Fürst Rumanoff war sehr schweigsam, als er mit seinen Damen vom Concert zurückkehrte, er hatte Alles gesehen und gehört und gewissermaßen auch an Allem Theil genommen, was sich an diesem Abend ereignet hatte und doch hatte er es nicht recht begriffen, nur fand er Wanka's Betragen unerklärlich, er hatte nie eine solche Kühnheit an ihr bemerkt, noch weniger aber diesen vollkommenen Mangel an aller Etikette. Er schien eine Erklärung, eine Rechtfertigung seiner Tochter zu erwarten, deshalb wartete er außergewöhnlich lange in dem gemeinschaftlichen Salon, aber Wanka blieb in ihrem Lehnsessel sitzen und starrte vor sich hin, ohne ein Wort zu sprechen. Es lag nur eine größere Wärme und Zartheit in ihrer Stimme, als sie ihrem Vater eine gute Nacht wünschte.

Am folgenden Morgen hatte der Fürst eine lange Unterredung mit Arfa, dann zog die kleine Bojarin sich auf ihre Zimmer zurück und ließ den Vater mit seiner Tochter allein. Wanka war an diesem Morgen noch bleicher als gewöhnlich, aber aus ihren Augen strahlte ein wunderbares Feuer. Das glaubte Rumanoff wenigstens zu bemerken, während er im Zimmer hin- und herging und immer nicht das rechte Wort für das finden konnte, was er sagen wollte. Wanka stand an der offenen Thür vor dem Altan und sah hinaus.

„Da kommt Lionel!“ rief sie plötzlich und trat einen Schritt in's Zimmer zurück.

„Wer ist Lionel? Ich kenne ihn nicht.“

„Warum willst Du mich betrüben?“ fragte sie furchtsam, „wer kennte ihn wohl besser, als Du?“

„Ein Opernsänger!“

„Ja, der mir das Leben rettete, als kein Anderer den Muth hatte.“

„Der, welcher Dein Leben rettete, als Keiner es konnte, war der Eremit von Sanct Gaudenz.“

„Aber Lionel war auch der Eremit! Da hat er Dir zum andern Male Deine Tochter wiedergegeben. Alles kommt von ihm. O, mein Vater! Ihm muß ich Alles danken, Alles —, Leben und Gesundheit, ja den Frieden und das Glück meines Herzens. Es schellt! Dort ist er.“

„Laß ihn abweisen.“

„Nein, laß ihn hereintreten. Ich liebe ihn und gehöre ihm an, er hat mein Ja und ich will Alles mit ihm theilen.“

Jedes dieser Worte schien sich nur nach schwerem Kampf aus ihrer Brust zu ringen, während sich über ihre Wangen eine tiefe Röthe breitete, aber auch, nachdem das Bekenntniß über ihre Lippen gekommen war, ein Ausdruck seliger Ruhe.

Der Fürst sah sie an und trat einen Schritt zurück; er kannte seine Tochter nicht wieder.

„Ziehe Deine Hand nicht zurück“, fuhr sie flehend fort und kniete vor ihm nieder, „ich habe gekämpft und gerungen, ich habe Dir die tiefsten Gefühle meines Herzens verborgen, so lange ich konnte, ich wußte ja auch, was

ich meinem Namen und meinem Stande schuldig war, der Kampf war hart; aber nun kann ich nicht mehr. Höre freundlich an, was er Dir sagt und sei ein gnädiger Richter."

In diesem Augenblick erschien Lionel in der geöffneten Thür, frisch und fröhlich, wie wenn er nicht ahnte, daß ihm Jemand entgegentreten könne.

Er verbeugte sich tief und sagte dann:

„Ich komme mit der Erlaubniß der gnädigen Fürstin, um — "

„Ja, ich weiß, weshalb Sie kommen", unterbrach der Fürst ihn barsch und heftig.

„Nein, verzeihen Sie, das wissen Sie nicht. Ich erfülle nur den Wunsch, welchen Sie wiederholt dort auf dem Felsen ausgesprochen haben, Sie erinnern sich dessen wohl noch und ich habe mir die Freiheit genommen, einen Bekannten mit mir zu nehmen, der den Wunsch hat, Ew. Hoheit vorgestellt zu werden."

Nach diesen Worten trat er einen Schritt zurück und auf Lord Argyle deutend, der langsam und mit tiefem Ernst auf seinem Gesicht sich verbeugte, sagte er: „Dieser Herr ist Lord Argyle und hat eine Bitte an Ew. Hoheit."

Der Fürst verbeugte sich und war wieder ganz aus seiner ruhigen Fassung gebracht. — Dieser Opernsänger nahm auch immer Alles im Sturm ein! Glücklicherweise war Mylord ruhiger, er sah sich um, grüßte wiederholt und ehrerbietig und sagte dann langsam:

„Ich habe diesem Herrn versprochen, ein freundliches Wort für ihn einzulegen. „Er liebt Ew. Hoheit Tochter und glaubt, auch von ihr geliebt zu sein. Es würde mir eine große Freude sein, wenn ich den Wunsch meines guten Freundes erfüllt sehen könnte."

„Mylords guter Freund scheint zu vergessen, daß die Fürstin Rumanoff zu einem Geschlecht gehört, welches vor dreihundert Jahren Rußlands Scepter und Krone trug."

„Ich weiß es", antwortete der Lord, „aber dreihundert Jahre! — Was ist das? Ich glaube zuversichtlich, das Geschlecht dieses Herrn ist noch älter; Einige meinen, es reiche bis zum Jahre 945, aber vom Jahre 1000 ist es gewiß und nachweisbar."

„Was ist das denn für ein Geschlecht?" fragte Fürst Rumanoff heftig. „Auf seiner Karte habe ich gelesen: Lionel, Künstler, und als seine Familie war das Haus Campbell und Comp. genannt, Strumpfweber in Bristol.

„Nicht gerade eigentlich Strumpfweber", erklärte Mylord mit seinem ruhigen Lächeln, es bedeutet nur, daß zwei jüngere Söhne des gräflichen Geschlechts Campbell ihre Zeit und ihre Capitalien im Dienst der Industrie geopfert haben, wie so manche andere adeligen Familien unseres Landes und daß sie in der Nähe von Bristol große Fabriken und Güter besitzen, während der Aelteste der Familie sich an seinem väterlichen Gut, einen Titel und einen Sitz im Parlament genügen läßt. Der Aelteste dieses Geschlechts nun bin ich, der dann folgende ist der Herr hier, mein Bruder, er zog es vor, sich in der Welt herumzutreiben, damit auch andere Menschen seine schöne Stimme bewundern könnten. Helfen Sie mir, Fürst Rumanoff, seine Flügel zu beschneiden, geben Sie ihm Ihre Tochter — es ist das gewiß dort die reizende Dame. Zum Dank dafür setze ich ihn zum Erben meiner Titel, meines Namens und all' meiner Herrlichkeiten ein; er ist jung, ich bin ein alter Mann, in ihm wird unser Geschlecht blühen und leben. Legen

Sie Ihre Hand segnend auf die Häupter der Beiden, die hier vor Ihnen knieen. Will er dann noch singen, dann singt er nur für sie allein, dann singt er seine schönsten Lieder."

Das war eine vortreffliche Rede. Mylord bemerkte am folgenden Abend, er habe noch nie im Parlament eine Rede mit größerem Erfolg gehalten.

Am selben Tage fuhren Fürst Rumanoff und Lord Argyle, Lionel und Wanka bei schönstem Wetter mit einander hinauf nach dem Felsen bei den Cascaden.

Geheimniß.

Im stillen Friedhof webt der Frühling.
Mit jungem Grün und Blüthenglanz,
Auf all' der Schläfer Ruhestätten
Den neuen Auferstehungskranz.

Bei einem Steine, längst zerfallen,
Ein Schädel weich im Moose liegt,
Und seine Stirne leise rührend,
Ein Blüthenzweig nach ihm sich schmiegt.

Es ist, als ob der Schädel lausche,
Denn auf dem Blüthenzweige singt
Ein Vöglein seine Frühlingsweise,
Die einsam durch das Schweigen klingt.

Was mag das Vöglein hier wohl singen?
Von einem Glück, das längst verrauscht,
Von einem Herz, das längst begraben?
Der Schädel lächelt still und lauscht.

G. v. Berlepsch.

Kaiserin Augusta vor fünfzig Jahren.

Kaiser Wilhelm als Verlobter und Hochzeiter.

Von **George Hesekiel.**

(Mit den Jugendporträts des Jubelpaares.)

Wenn die alten Berliner — es giebt hier und da noch ein paar, obwohl das Geschlecht am Aussterben ist — gemüthlich zusammensitzen, so raunen sie sich wohl die verklingende Sage von der Jugendliebe des Prinzen Wilhelm zu, aber entweder fiel diese Liebe welk ab, wie eine taube Blüthe, aus Mangel an Gegenliebe, oder die Sage hatte überhaupt keinen wirklichen Kern, obwohl man sich sogar den Namen einer liebenswürdigen Fürstin im tiefsten Geheimniß zuflüsterte. Wir glauben das Letztere, denn die Berliner vom alten Schlage werden bei näherem Forschen immer ganz gewaltig geheimnißvoll und fast tückisch verschlossen, das aber wird der ältere Berliner immer nur, wenn er gar nichts mehr weiß.

Für uns unterliegt es keinem Zweifel, daß die erste Liebe des ersten deutschen Kaisers die erste Kaiserin war. Das ist nun freilich weiter nicht romantisch, aber es ist doch sehr hübsch.

Im Jahre 1827 hatte sich Prinz Karl von Preußen mit der Prinzessin Maria, Herzogin zu Sachsen aus dem Hause Weimar vermält, dabei mochte Prinz Wilhelm die jüngere Schwester der Gemalin seines jüngern Bruders näher kennen gelernt haben, Prinzessin Auguste, Herzogin zu Sachsen. Es war nicht zu verwundern, daß die jugendliche Prinzessin ihn fesselte, welcher Goethe einst mit einem Landschaftsbilde (Elzheimers Morgen) folgende Strophen sendete:

„Alle Pappeln hoch in Lüften,
Jeder Strauch in seinen Düften,
Alle sehn sich nach Dir um;
Berge schauen dort herüber,
Leuchten schön und jauchzten lieber,
Doch der schöne Tag ist stumm.

Lustschalmeien will man hören,
Flöten, Hörner und von Chören
Alles, was nur Freude regt;
Selbst an seiner strengen Kette
Springt das Freundchen um die Wette
Immer hin und her bewegt.

Und so täuschen wir die Ferne,
Segnen alle holden Sterne,
Die mit Gaben Dich geschmückt,
Neue Freude, neue Lieder
Grüßen Dich! Erscheine wieder,
Denn der neue Frühling blickt."

Der alte Freiherr von Gagern, ein feiner Beobachter, schrieb schon damals an Stein: „Prinz Wilhelm ist die edelste Gestalt, die man sehen kann, der Imposanteste von Allen; dabei schlicht und ritterlich, munter und galant,

doch immer mit Würde. Unsere Prinzessin Auguste schien ihn sehr anzuziehen, und die Berliner träumen schon von einer zweiten Verbindung!" Nun, die Träume der Berliner wurden zur Wahrheit.

Eine alte würdige Dame aber schrieb: „Ich habe es immer albern gefunden, wenn ich einen Mann lieblich nennen hörte, aber dieser vollendete Mann war, umfangen von der ersten Liebe, wirklich lieblich."

Am 19. October 1828 verlobte sich Prinz Wilhelm von Preußen mit der damals siebzehnjährigen Prinzessin Marie Louise Auguste Katharine, Herzogin zu Sachsen. Die feierliche Verlobung folgte officiell am 11. Februar 1829.

Als Kaiser Nicolaus und die Kaiserin Alexandra im Frühling 1829 von der Krönung in Warschau nach Berlin kamen, beschloß König Friedrich Wilhelm III., weil er wußte, welche Freude er der Kaiserin, der Schwester des Prinzen, damit machen würde, die Hochzeit zu beschleunigen und sie noch bei ihrer Anwesenheit zu feiern. Der Prinz reiste nach Weimar, die Braut abzuholen.

Am 6. Juni kamen die russischen Herrschaften in Berlin an; am 8. Juni, dem zweiten Pfingstfeiertage, begab sich der ganze Hof nach Potsdam, wo der Großherzog Karl Friedrich und die Großfürstin-Großherzogin von Sachsen-Weimar, die Aeltern der Braut, empfangen wurden, und am 9. Juni traf das Brautpaar in Potsdam ein.

Am 10. Juni hielt die Prinzessin Braut den herkömmlichen feierlichen Einzug in Berlin; die unvermeidlichen Postbeamten ritten voraus, die Gilden paradirten zu Fuß und zu Roß — wir haben das Alles seitdem in viel größerer Massenhaftigkeit und auch wohl mit mehr Prunk und Pracht gesehen, herzlicher und familienhafter aber nicht. Berlin war damals vergleichsweise noch eine kleine Stadt, aber die ganze Bewohnerschaft zählte sich noch mit zur königlichen Familie und feierte deren Feste in herzlicher Theilnahme mit.

Die Trauung fand in der alten Capelle auf dem königlichen Schloß statt; dieselbe wird jetzt nicht mehr zu kirchlichen Zwecken gebraucht und war eigentlich nie besonders dazu geeignet. Es traf sich aber doch gut, daß Prinz Wilhelm an der Stätte getraut wurde, an welcher Friedrich der Große die Taufe empfing. Es versteht sich, daß der ganze Hof und Alles, was hoffähig war, in den Prachträumen König Friedrich I. in Gala aufgestellt war.

Als die königliche Familie gegen sieben Uhr in der rothen Sammetkammer des ersten Königs versammelt war, wurde zunächst die königliche Krone unter Bedeckung von einem Officier und zwei Unterofficieren vom Regiment der Gardes du Corps in Panzer und rother Tuchweste durch den ersten Tresorier hereingebracht und der ersten Hof- und Staatsdame, dem Fräulein von Viereck übergeben. Diese brachte die Krone der Frau Kronprinzessin (später Königin Elisabeth), lieblich neigte die Prinzessin-Braut das jugendliche Haupt, die Kronprinzessin setzte ihr die Krone auf, die Kaiserin von Rußland und ihre Mutter, die Großherzogin-Großfürstin von Sachsen-Weimar, befestigte sie in dem Haar.

Dann eröffnete der Obermarschall Graf von der Goltz, mit dem großen Obermarschallsstabe in der Hand, den Zug zum Altar; ihm folgten paarweise alle königlichen Kammerherren, die jüngsten voran; dann der neugebildete Hofstaat des Prinzen Wilhelm; dann die beiden Kammer-

herren, welche die Aufwartung bei der Prinzessin-Braut hatten, von Jasmund und Graf Königsmarck; dann das Brautpaar; die Schleppe der Braut trugen die Hofdamen Fräuleins von Borstell, von Spiegel, von Jasmund und von Heister; dann die Oberhofmeisterin der Prinzessin-Braut, Frau von Jagow, dann die großen Hofchargen, paarweise; dann König Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Nicolaus die Kaiserin von Rußland führend; dann der Kronprinz (nachmals König Friedrich Wilhelm IV.) und der Großfürst-Thronfolger (jetzt Kaiser Alexander II.) die Großfürstin-Großherzogin von Sachsen-Weimar führend; dann die Großherzöge Karl Friedrich von Sachsen-Weimar und Georg von Mecklenburg-Strelitz die Kronprinzessin von Preußen (Königin Elisabeth) führend; dann Prinz Wilhelm (Bruder Friedrich Wilhelms III.), der Sieger von Arcis, und Prinz Friedrich der Niederlande die Prinzessin Karl von Preußen führend; dann Prinz Karl von Preußen mit seiner Schwester, der Erb-Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin (jetzt Frau Großherzogin-Witwe von Schwerin); Prinz Albrecht von Preußen mit seiner jüngsten Schwester, der Prinzessin Friedrich der Niederlande; Prinz Friedrich mit der Prinzessin Marie Wilhelm; Prinz Adalbert von Preußen mit der Prinzessin Elisabeth von Preußen (später vermält an den Prinzen Karl zu Hessen und bei Rhein), Prinz Waldemar von Preußen und Prinz August von Preußen; der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin und der regierende Herzog von Sachsen-Coburg (Ernst III); der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz und der Herzog von Braunschweig-Oels; Prinz Georg von Hessen und der Herzog Anhalt-Cöthen-Pleß.

Das war die Familie König Friedrich Wilhelms III.

Sobald das Brautpaar die Kapelle betrat, ging ihm der Bischof Eylert mit dem Hofprediger entgegen und geleitete es zum Altar, um den die königliche Familie sich aufstellte. Der Augenblick des Ringwechsels wurde der Hauptstadt durch zweiundsiebzig Kanonenschüsse kundgethan, die im Lustgarten abgefeuert wurden.

Nach der Trauung war Cour im Weißen Saal, bis der Hofmarschall Freiherr von Maltzan das Souper meldete. Die königliche Ceremonientafel stand im Rittersaal unter dem Thronhimmel, das Brautpaar nahm die Mitte derselben ein. Neben der nun vermälten Prinzessin Wilhelm saß der russische Kaiser, die Kaiserin aber neben ihrem Bruder. Zwei Generallieutenants, von Rauch und von Müffling, legten die Speisen vor. Als der Wein dem König durch den Oberschenken Grafen Egloffstein gereicht wurde, brachte dieser die Gesundheit des neuvermälten Paares aus, die an den anderen fünf Tafeln wiederholt wurde. An diesen anderen Tafeln machten die Honneurs: der Held der Befreiungskriege, Generalfeldmarschall Graf Neidhardt von Gneisenau, der Obermarschall und Staatsminister Graf von der Goltz, der General der Infanterie und Kriegsminister von Hake, der Oberkammerherr Fürst zu Sayn und Wittgenstein und der Generaladjutant General von der Knesebeck. Nach dem Souper begab sich der Hof mit seinen Gästen wieder in den Weißen Saal, die hohen Herrschaften traten unter den Thronhimmel und der König gab das Zeichen zum Beginn des Fackeltanzes, jener eigenthümlichen Ceremonie, welche seit undenklichen Zeiten im brandenburgischen Hause herkömmlich bei jeder Vermälung. Der Obermarschall Graf von der Goltz trat mit dem großen Obermarschallstabe voran, ihm folgten paarweise, nach ihren Patenten, die Geheimen Staatsminister: von

Graf Danckelmann, von Hake und von Klewitz; Graf Lottum und
genstein; von Schuckmann und von Beyer, endlich von Brock-
as neuvermälte Paar folgte den Fackeln tragenden Ministern.
g ist eine Art von Polonaise; dann tanzte die Frau Prinzessin
dem Kaiser von Rußland und dem Könige, dann mit allen
ch der Reihe, der Hochzeiter aber zuerst mit der Kaiserin von
ann mit allen Prinzessinnen nach der Reihe. Das ist der Fackel-
Beendigung desselben begab sich der Hof wieder in die Parade-
die Frau von Jagow als Oberhofmeisterin der Hochzeiterin das
ab vertheilte; ebenfalls eine alte brandenburgische Hofsitte, bei der
twa das wirkliche Strumpfband der Braut zur Vertheilung kommt,
werden etliche Ellen seidenes Band zerschnitten, wovon jeder An-
. Stückchen zum Andenken mitnimmt. Dann wurde der Prin-
önigliche Krone abgenommen, die erste Hof- und Staatsdame,
n Viereck, überlieferte dieselbe dem ersten Tresorier und dieser
Krone, wieder unter Bedeckung von Gardes du Corps, nach dem
zurück.
rsteht sich von selbst, daß Berlin glänzend erleuchtet war an
ıd. Das Königstädtische Theater gab ein Festspiel von Friedrich
'amotte-Fouqué, dem Dichter der Undine, mit Musik von A. B.
gelehrten Musikprofessor der spätern Zeit.
Beilager fand wie herkömmlich in der Brautkammer des Königs-
lt; erst am folgenden Tage zog das junge Ehepaar in das Palais
inden ein und empfing die königliche Familie zu einem Frühstück.
hr war Cour; Abends Galavorstellung im Opernhause (Agnes
lausen, Text von Raupach, Musik von Spontini, für dieses Fest
Es folgten noch viele Festlichkeiten, u. A. eine Redoute im
, auf welcher die russische Kaiserin und die nun königliche Prin-
r Tracht russischer Bäuerinnen erschienen.
Wilhelm schickte den Armen Berlins 3000 Thaler, eben so viel
a, seine Schwester, der König spendete dem Militarwaisenhause
, 500 Thaler. Das ist auch so altes Herkommen im Brandenbur-
se, der Armen wird bei jedem Fest reichlich gedacht.
leihe der Vermälungsfestlichkeiten schloß mit dem prächtigen Rit-
Der Zauber der weißen Rose" genannt, welches am 13. Juli,
stag der Kaiserin von Rußland, im Neuen Palais bei Potsdam
rde. Dieses Fest, welches wohl Niemand vergißt, der es gesehen,
die höchste Stufe damaligen Geschmacks und damaliger Pracht;
nit einem Carousſel und einem Ringelrennen, in welchem sämmt-
n und Fürsten, nebst vielen Cavalieren in schimmernder Ritter-
ritten — der Stattlichste unter diesen Rittern war aber unbe-
ıg Wilhelm, der einen rothen Nelkenstrauß seiner jungen Gema-
inod am Helm trug und im Schild den Babenbergischen Löwen
:afen von Nürnberg, seiner Ahnherren, zeigte. Er war ohne
: ausgesuchten Schaar stolzeste Blüthe. Dem Carousſel folgte im
e Darstellung lebender Bilder und endlich im Grottensaale eine
von zwanzig Paaren in Rittertracht. Hier vertheilte die Kaiserin
ronketten und -Becher als Preise an die Sieger im Carousſel,
gt erzählt manche Edelfrau auf dem Lande von dem Wunderfest
Rose, wenn die neugierige Enkelin nach der Bedeutung der sorg-

sam bewahrten silbernen Rose fragt, die damals jede Theilnehmerin an dem Fest zum Andenken erhielt. In einem Seitengemach des Schlosses Monbijou in Berlin hängen noch heut' die Wappenschilde aller Cavaliere, die an jenem Feste theilnahmen.

Ein schwacher Nachklang nur, aber immerhin doch ein freudiger jener Tage, war das am 11. Juni 1854 gefeierte Silberhochzeitsfest des damaligen Prinzen von Preußen.

Im brandenburgischen Hause sind seit Kurfürst Friedrich I., also in fast einem halben Jahrtausend, zweihundert Eheverbindungen geschlossen, aber nur vierundzwanzig Fürsten haben die silberne Hochzeit gefeiert. Die goldene haben vor Kaiser Wilhelm nur drei gefeiert, der große König Friedrich nämlich und seine Brüder, die Prinzen Heinrich und Ferdinand.

Der Prinz und die Prinzessin von Preußen waren am 11. Juni 1854 auf ihrem Schloß Babelsberg bei Potsdam, gingen am Morgen still zur Kirche und nahmen dann im Stadtschloß zu Potsdam Gratulationscour an. Mittags war die Familientafel auf Babelsberg, Abends Soirée bei Ihren Majestäten dem König und der Königin von Sanssouci. Am folgenden Tage erst empfing das Silberpaar eine lange Reihe von Deputationen, welche Glückwünsche aus allen Theilen des Reiches brachten.

Berlin war am Hochzeitstage glänzend illuminirt, in den Theatern waren Festvorstellungen. Im Opernhause gab man die Vestalin von Spontini, im Königsstädtischen Theater ein Festspiel: Unter der Königslinde, von George Hesekiel, im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater ein Festspiel: „Zwei Junitage", von Friedrich Adami. Die Festlichkeiten schlossen am 14. Juni mit dem großen Promenadeconcert im Thiergarten, ausgeführt von sämmtlichen Musikcorps der Berliner Garnison zum Besten der invaliden Militärmusiker.

„Und als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam!"

Qualen des Herzens.

Von **Gustav Droz.**

Die Personen der hier folgenden kleinen Scene sind: Frau von Raincy, dreißig Jahre alt; Frau von Lanzolle, zweiundzwanzig Jahre alt; der Graf Gontran, sechzehn oder siebzehn Jahre alt; und ein Kammermädchen mit Namen Julie. — Der Schauplatz ist eine Terrasse inmitten des prächtigsten Parkes und nicht weit vom Schlosse, dessen Vortreppe man zwischen den Bäumen erblickt. Rechts befindet sich ein sehr elegantes Gartenhäuschen mit einer großen Ottomane und einem Guéridon. Vor dem Gartenhäuschen steht ein ländlicher Tisch und eine Anzahl von Gartenstühlen. Frau von Raincy und Frau von Lanzolle sitzen am Gartentisch und sind mit Sticken beschäftigt.

Frau von Raincy (nach einer Pause, lachend). Ein schöner Mann! Das ist leicht gesagt, liebes Kind; aber man müßte die Sache doch definiren.

Frau von Lanzolle. Gut! Definiren wir.

Frau von Raincy. Für mich hat der Ausdruck absolut keinen Sinn, mein Wort darauf. Ein schöner Mann! Was heißt das? Eben dasselbe, wie „eine reizende Landschaft" oder wie „ein entzückender Walzer"; das sagt mir gar Nichts, so lange ich's nicht gehört oder gesehen habe. Nennen Sie mir einmal ein paar Ihrer schönen Männer! Ich will Ihnen dann sagen, was ich davon denke.

Frau von Lanzolle. Ein paar! Sie sind classisch! Sollte man nicht meinen, ich hätte sämmtliche Taschen voll?

Frau von Raincy. So nennen Sie mir nur einen Einzigen. Kennen Sie Einen?

Frau von Lanzolle. Parbleu! Herr von Saint Vincent — ich citire auf's Geradewohl — gilt allgemein für . . .

Frau von Raincy. Er gilt! Sagen Sie doch lieber: er hat ausgegolten. Da sieht man recht, wie sich ein Ruf bildet! Wirklich, ein reizender Beleg! Keine Haare, tiefliegende Augen, komische Beine, unmögliche Schultern . . . Ich frage Sie um Himmelswillen, was bleibt denn da noch? . . . Sein Bart und seine Nase! Das ist der Rede werth! Nein, Kind, sprechen Sie mir nicht von Saint Vincent! Das ist eine alte Ruine, ein morscher Kirchenpförtner, ein . . . Und so dumm, zum Wand-Einrennen! (Sie fährt fort zu sticken.) Da ist mir Ihr Mann doch tausendmal lieber.

Frau von Lanzolle. Das ist ein ganz anderes Genre. (Stickend:) Uebrigens habe ich niemals behauptet, daß Raoul häßlich wäre.

Frau von Raincy. Das glaub' ich Ihnen ungeschworen, mein Herzchen. Ihr Mann hat oft etwas geradezu Imposantes. Noch gestern sah ich ihn darauf an. Er hat einen Rücken . . .

Frau von Lanzolle. Nun, Sie haben am wenigsten Grund zur Klage. Ihr Mann hat so zu sagen beinahe zwei Rücken.

Frau von Raincy. Sagen Sie doch lieber, er hat einen Buckel. Geniren Sie sich nicht!

Frau von Lanzolle. Ich meine nur, meine Liebe, Ihr Mann ist so groß, so breitschultrig . . . er hat so gewaltige, stolze Bewegungen . . .

Frau von Raincy. Pah, das Alles stimmt zum Küraß, zum Helm und zu den Reitstiefeln! Sie werden einsehen, daß man auf ein großes Schlachtroß kein Spätzchen placiren kann. Wir Leute von der Cavallerie müssen von diesem Schlage sein. Aber all' dieses pompöse Exterieur hat etwas Hohles. Sehn Sie, mein Kind, ich gäbe ein halbes Dutzend Apollo's mitsammt ihrem Belvedere für ein ganz kleines Männchen, so hoch . . ., das nach gar Nichts aussähe, aber das etwas in sich trüge, das ein flammendes Herz, eine glühende Seele, einen zündenden Geist besäße. Ich weiß nicht, ob Sie verstehn, was ich meine?

Frau von Lanzolle. So ungefähr . . .

Frau von Raincy. Sehen Sie . . . Aber Sie werden überrascht sein . . . Ich will Ihnen ein Beispiel citiren, um Ihnen meine Gedanken klar zu machen. Sie finden Herrn von Saint Vincent stattlich und schön. Nicht wahr? Wenn ich Ihnen nun sagte, daß ich ihm bei Weitem den Neffen der Marquise vorziehe . . .

Frau von Lanzolle. Den kleinen Gontran? Sie scherzen. Das ist ja ein Kind! Er kommt eben erst vom Lyceum

Frau von Raincy. Gewiß, er ist noch sehr jung. Das bestreite ich nicht. Er sieht sogar schmächtig und bleich aus; aber er hat eine Physiognomie, einen Ausdruck, der mich fesselt. Er hat etwas Schmachtendes, Unruhiges, Interessantes. Ich kann das nicht näher bezeichnen, aber ich fühle, in diesem Knaben schlummert Etwas . . .

Frau von Lanzolle. Ach, das macht ja gerade seine vortreffliche Tante so trostlos.

Frau von Raincy. Jawohl, das ist es. Sie hat ihn hierher kommen lassen, um ihn ein wenig zu zerstreuen; aber welcher Trost kann einem unglückseligen Herzen zu Theil werden, das von der Leidenschaft durchwühlt wird!

Frau von Lanzolle. So steht's mit ihm?

Frau von Raincy. Mein Gott, ja! Der arme Junge! In diesem Alter . . . Es ist wirklich seltsam! Das bekundet denn doch in der That eine Frühreife des Gefühls . . .

Frau von Lanzolle. Eine Gemüthsrichtung . . .

Frau von Raincy. Eine ganz abnorme Gemüthsrichtung! Und wie betrübend ist es!

Frau von Lanzolle. Betrübend? Es ist geradezu schrecklich. Bei diesem jungen Menschen paßt das Gleichniß von der Klinge, die ihre Scheide zerstört.

Frau von Raincy. Seine vortreffliche Tante ist in der That außer sich. Sie können sich vorstellen . . .

Frau von Lanzolle. Gewiß. (Vertraulich:) Aber sagen Sie mir doch, liebe Freundin, kennt man denn nicht den Gegenstand dieser . . . Neigung?

Frau von Raincy. Das ist ja gerade das Furchtbare. Man weiß nicht das Geringste. Alles verschließt er in seinem Innern. Der reine eiserne Bureauschrank! O, wo die Leidenschaft waltet . . . Bitte, die Scheere!

Frau von Lanzolle. Gott, wo ist sie doch? Ich hatte sie doch noch in diesem Augenblick. (Sie sucht.) Jedenfalls wird es eine unsinnige Leidenschaft sein. Er liebt ohne Zweifel . . . (Sie findet die Scheere.) Ah, hier! . . . einen Gegenstand, der seiner nicht würdig ist.

Frau von Raincy. Man ergeht sich in hundert Vermuthungen. Die Marquise hat mir gestern Abend den Brief gezeigt, den ihr die frommen Väter in der Angelegenheit ihres Neffen geschrieben haben. Dieser Brief ist natürlich sehr rührend, obgleich äußerst lakonisch.

Frau von Lanzolle. Können Sie erwarten, daß die frommen Väter über solche Dinge ein umständliches Gerede machen?

Frau von Raincy. O, sie verstehn sich sehr auf das menschliche Herz! Wo ist der Brief mir nur hingekommen? (Sie sucht.) Ah, richtig! (Sie liest:) „Wir empfehlen, verehrungswürdige Frau Marquise, Ihrer frommen Fürsorge den sittlichen Zustand des jungen Grafen Gontran, Ihres Herrn Neffen . . .

Frau von Lanzolle. Wie tactvoll das Alles ausgedrückt ist! . . . Haben Sie noch rothe Wolle?

Frau von Raincy. Nein, ich bedaure . . . (Lesend:) Ihres Herrn Neffen . . . Ihres Herrn Neffen . . . Ah hier! „Weltliche Gesinnungen, deren Ursache wir uns nicht erklären können, scheinen seit einigen Monaten sein Gemüth zu beherrschen und allgemach die Lauterkeit seiner Seele zu trüben ꝛc. ꝛc. Wollen Sie, werthe Frau Marquise, darüber wachen . . . ꝛc.“ Sie sehen, der Brief ist ein Meisterwerk. So viel ist jedenfalls klar, daß der Junge wahnsinnig verliebt ist. Mit sechzehn Jahren! So ein Unglück für eine achtbare Familie!

Frau von Lanzolle. Er hat vielleicht Paul und Virginie oder etwas dergleichen gelesen. Das ist für ein unschuldiges Gemüth äußerst gefährlich.

Frau von Raincy. Sie haben vollständig Recht. (Mit gedämpfter Stimme:) Mich hat diese Lectüre seiner Zeit geradezu aufgewühlt, und doch war das eine sorgfältig revidirte Ausgabe.

Frau von Lanzolle. Was mich bei der Sache so ungemein schmerzlich berührt, das ist zunächst der Verlust der Herzensunschuld, denn . . . sobald der zarte Blüthenstaub erst einmal vom Kelche hinweggestreift ist . . .

Frau von Raincy. Ja wohl! (Sie seufzt.)

Frau von Lanzolle. Nicht wahr, das läßt sich nicht wieder ersetzen? Ach, wenn ich an die Zeiten zurückdenke, da ich im Kloster . . . (Sie seufzt ebenfalls.)

Frau von Raincy. Ich weiß wohl, daß man früher oder später . . .

Frau von Lanzolle. Aber es ist besser, wenn's später geschieht. Beim ewigen Gott, es ist besser!

Frau von Raincy. Es scheint, daß die Ansichten über diesen Punct sehr getheilt sind, denn als die Marquise ihrem Gatten die Besorgnisse, die ihr Neffe ihr einflößte, auseinander setzte, hat der Marquis laut aufgelacht.

Frau von Lanzolle. Das ist ja entsetzlich!

Frau von Raincy. Und doch nur die reine Wahrheit. (Sich umblickend:) Aber still, mein Kind, still!

Frau von Lanzolle. Was giebts'? Haben Sie sich gestochen?

Frau von Raincy. Still! sage ich. Da ist er. Sehn Sie ihn nicht? Er kommt von da drüben.

Frau von Lanzolle. Wer?

Frau von Raincy. Der junge Graf. Ach, der arme Mensch! Es ist herzzerbrechend.

Frau von Lanzolle. Wenn wir den Versuch machten, sein ... Vergiß-mein-nicht ausfindig zu machen ...

Frau von Raincy. Spotten Sie nur, Sie Böse. Uebrigens werden wir ihn zurückschrecken, wenn wir beisammen bleiben. Er wird sich niemals heran wagen. Bitte, entfernen Sie sich. Ich will sehen, was ich aus ihm herausbringe. Aber so gehen Sie doch!

Frau von Lanzolle. Sie haben Recht. Ich zieh' mich zurück. Aber nicht wahr, Sie theilen mir Alles mit? Das schwören Sie mir? (Sie packt ihre Stickerei und ihre Wolle zusammen und entfernt sich mit ihrem Arbeitskörbchen.) Ich kann mich darauf verlassen?

Frau von Raincy. Ja, ja, ich verspreche es Ihnen.

* * *

Frau von Raincy (allein). Seltsam! Ich bin ordentlich aufgeregt. Wenn er mich hier findet, so wird er unzweifelhaft umkehren. (Sie blickt sich um, als ob sie ein Versteck suche. Dann eilt sie hastig in den Kiosk, setzt sich auf die Ottomane, arrangirt ihr Haar und glättet die Falten ihres Gewandes.)

* * *

(Der Graf nähert sich durch den Hintergrund. Er sieht ungemein schmachtend aus. Ein Cherub. Die Haare in der Mitte gescheitelt. Weißer Sommeranzug, rosarothe Cravatte, zierliche Schuhe. Er trägt unter dem rechten Arm ein dickes Buch mit brandrothem Schnitt, unter dem linken einen Stock mit goldenem Knopf. Er schreitet langsam, ein Gänseblümchen zerpflückend. — Frau von Raincy summt eine Melodie.)

Graf Gontran. Von Herzen ... mit Schmerzen ... über alle Maßen ... zum Ra ... (Er wirft traurig das Blümchen zur Erde.) Nein! Das Wort kann ich nicht aussprechen! Ich kann's nicht! Zum Rasen! Das ist unmöglich! (Wie er singen hört, bleibt er stehen, legt die Hände auf das Herz und schreitet vorsichtig nach dem Kiosk. Er bemerkt Frau von Raincy.) Ah!

Frau von Raincy. Ah! ... Mein Gott, was haben Sie mich erschreckt!

Graf Gontran (sehr schüchtern). So bitte ich um Verzeihung. Ich gehe schon, gnädige Frau. (Er macht ein paar Schrittchen, ohne sich recht vom Fleck zu bewegen.)

Frau von Raincy (für sich). Armer Junge! (Laut, in verbindlichem Tone:) Herr Graf, hätten Sie wohl die außerordentliche Freundlichkeit, mir das Körbchen zu reichen, das dort auf dem Tische steht? Verzeihen Sie! Ich habe mir nämlich den Fuß vertreten.

Graf Gontran (mit lebhafter Theilnahme). Oh!

Frau von Raincy. Es hat nichts zu sagen.

Graf Gontran. Ah!

Frau von Raincy. Dort das Körbchen, wenn ich bitten darf ... Es ist eine Stickerei darin, die ich gerade ... (Für sich:) In seinem Alter! Guter Gott, es ist schrecklich! (Laut:) Sie befinden sich wohl, nicht wahr?

Graf Gontran (ergreift ziemlich linkisch das Körbchen, dessen Duft er mit geschlossenen Augen einschlürft. Dann setzt er das Körbchen auf den Tisch und macht zwei oder drei hastige Schritte rückwärts. Sein Buch fällt zu Boden.)

Frau von Raincy. Ihr Befinden ist zufriedenstellend, nicht wahr? (Gontran nickt.) Aber Sie tragen da recht dicke Bücher spazieren. Das ist ja eine uralte Scharteke. Ha, ha! (Kokett lächelnd:) Ich möchte wetten, das handelt von Chemie oder Physik, nicht wahr?

Graf Gontran (sein Buch aufhebend). Das? O nein. Das sind meine „Frommen Betrachtungen", die mir von den heiligen Vätern bei meiner Abreise zum Geschenk gemacht wurden. Da steht Nichts von Chemie drin.

Frau von Raincy. Sie stellen also häufig Betrachtungen an?

Graf Gontran. O ja.

Frau von Raincy. Mit Hülfe des Buches da?

Graf Gontran. O nein. (Er ist über diese letzte Bemerkung augenscheinlich erschreckt und will gehen.)

Frau von Raincy. Herr Graf! Lieber Herr Graf! Noch eine kleine Gefälligkeit! Ich habe da keine Wolle mehr: würden Sie nicht einen kleinen Augenblick lang, wirklich nur eine Secunde . . . (Sie ergreift mit graziösestem Lächeln einen Strang Wolle. Graf Gontran, der nicht weiß, wie er sich diesem aufgezwungenen Ritterdienste entziehen soll, klemmt das Buch wieder unter den Arm, tritt hinzu, streckt die Hände aus, läßt sich die Wolle darüber spannen und wartet der Dinge, die da kommen sollen.) Sie sind mir so ein wenig zu hoch. Würden Sie so freundlich sein, sich zu setzen? (Sie rückt und macht Platz.) Hier!

Graf Gontran (setzt sich. Durch seine ganze Gestalt geht ein flüchtiges Schauern.)

Frau von Raincy (für sich). Jetzt Kaltblütigkeit und Berechnung! Ich muß Alles erfahren . . . (Laut:) Die Besitzung Ihrer Frau Tante ist ungemein reizend. Nicht wahr? Dieser geheimnißvolle Park . . . (Sie betont diese Worte bedeutungsvoll, indem sie von Zeit zu Zeit dem jungen Mann mit äußerst poetischen Blicken anschaut.) Diese großen Bäume, die ihre Zweige in in dem krystallnen See baden, die Stille der Schatten, die Abgelegenheit . . . Der Aufenthalt ist entzückend.

Graf Gontran (die Augen niederschlagend). Es giebt noch manches Andre . . . was entzückend ist.

Frau von Raincy (ihre Wolle wickelnd). Ich wickle so nicht zu schnell? À propos, der Parfüm meiner Wolle ist Ihnen doch nicht unangenehm? Sie hat lange in meinem Boudoir gelegen . . . Ambra und Veilchen . . . Das ist mein Lieblingsparfüm; das steigt nicht zu Kopfe; das hat etwas Zartes und Vornehmes. (Sie wickelt schneller. Gontran rückt näher heran.) Wissen Sie, was ich so eben bemerkt habe?

Graf Gontran (betrachtet Frau von Raincy mit ungewöhnlichem Interesse). Nein, gnädige Frau.

Frau von Raincy. Ein nun, ich bemerkte, daß Sie . . . wie soll ich sagen? . . . daß Sie nachdenklich, traurig, kummervoll aussehen. Haben Sie irgend eine Last auf dem Herzen? (Sie wickelt außerordentlich rasch. Gontran folgt ihren Bewegungen mit beiden Händen.) Nicht wahr, ich bin närrisch, ich bin grenzenlos indiscret?

Graf Gontran. Durchaus nicht, gnädige Frau. (Nach einigem Zögern halblaut:) Ich bin sehr unglücklich.

Frau von Raincy (für sich). Endlich! Der gute Junge! Jetzt wird er mir beichten. (Laut:) Mein Gott, was hör' ich da! Was ist Ihnen zugestoßen? So jung und schon unglücklich!

Graf Gontran (ganz dicht heranrückend; mit Leidenschaft:) Ich liebe, gnädige Frau, ich liebe!

Frau von Raincy. Armer, beklagenswerther Jüngling! Ach, welchen lebhaften Antheil nehme ich an Ihren . . . an Ihren . . . Und werden Sie von ihr wieder geliebt?

Graf Gontran. Von wem, gnädige Frau?

Frau von Raincy. Von wem? . . . Aber mein Gott! (Für sich:) Welch' reizende Naivetät! (Laut:) Aber mein Gott, von ihr, von der Dame, der Ihre Leidenschaft gilt . . . Sehen Sie, mein lieber Herr Graf, Sie können sich gar nicht vorstellen, wie ungemein Ihr Vertrauen mich rührt. Wahrhaftig, ich meine fast, wir seien von jeher Freunde gewesen . . . Werden Sie wieder geliebt?

Graf Gontran (ergreift die Hand der Frau von Raincy und drückt einen Kuß darauf). Oh, wie gut Sie sind! Ich danke Ihnen, gnädige Frau. (Er hält die Hand fest und küßt sie zu wiederholten Malen.) Sie sind sehr gut! O, so gut! (Lange Pause.)

Frau von Raincy (wendet sich ab, um mit ihrer freigebliebenen Hand sich die Augen zu trocknen. Für sich:) Er ist zu nett, der arme Junge! (Laut:) Werden Sie wieder geliebt?

Graf Gontran (hält ihre Hand noch immer in der seinigen. Die Augen niederschlagend:) Das kann ich nicht sagen. Ich weiß nur, daß ich sie anbete.

Frau von Raincy (bewegt). O Gott, wie reizend!

Graf Gontran. Ich liebe sie mit aller Glut meines Wesens; sie ist Alles für mich. Sie erwähnten vorhin die geheimnißvollen Alleen, die Bäume, die sich im Wasser spiegeln, den bläulichen Horizont, den Duft der Wiesen, das Murmeln des Baches, der am moosigen Gesteine vorbeirieselt... Sehen Sie, all' dieser Zauber lebt und webt für mich nur in ihr: im Thau, der auf den Spitzen der Gräser glänzt und in den Blumen, die beim Sinken der Dämmerung die duftigen Kelche schließen; in den tausendstimmigen Liedern, die den erwachenden Tag begrüßen; in den Sternen, die am nächtigen Firmament funkeln, — überall erblicke ich nur sie: sie erfüllt mein Herz; sie erfüllt die ganze Natur; ohne ihr Lächeln würde die Welt für mich auslöschen.

Frau von Raincy. Aber wer ist sie denn, lieber Freund?

Graf Gontran. Ach, wenn ich das wüßte! (Er rückt noch mehr heran. Sein Haupt ruht jetzt beinahe auf der Schulter der Frau von Raincy.)

Frau von Raincy (für sich). Wie beredt er ist und wie verschwiegen zugleich!

Graf Gontran (zieht aus seinem Busen ein leeres Medaillon, das an goldener Kette hängt.) Sehen Sie, in diesen goldenen Reif, zwischen zwei Scheiben des reinsten Krystalls . . . Sehen Sie?

Frau von Raincy. Gewiß; aber es ist nichts darin.

Graf Gontran. Da, da werden dereinst ihre Haare hin kommen. Ich werde ihr ein Löckchen abschneiden, dicht hinter dem Ohr . . .

Frau von Raincy. Eine solche Zartheit der Empfindung ist in der That himmlisch.

Graf Gontran. Ich werde die theure Locke, ich werde sie runden wie einen goldenen Ring und sie dann einkerkern in diesen kleinen Reliquienschrein, der mich nicht mehr verlassen wird. O nein, nie mehr! Denn er soll allezeit ruhen bleiben hier unter dem weißen Leintuch, und ich werde ihn mit ins Grab nehmen. Ach, wäre ich nur schon todt! Wenn sie wüßte, wie ich sie liebe! (Er bricht in Thränen aus, schlingt die Arme um den Hals der Frau von Raincy und küßt sie mehrere Mal hinter einander.)

Frau von Raincy (im höchsten Grade erschreckt). Mein Gott! Herr Graf! Was machen Sie, liebes Kind! Er verliert die Besinnung . . . Wenn mein Gemal zufällig hierher käme . . . Aber das ist ja der reine Wahnsinn!

Graf Gontran (verzweiflungsvoll). Ich flöße Ihnen also Abscheu ein! Sagen Sie es nur ganz offen! O Gott! und ich hielt Sie für gut! Weshalb stoßen Sie mich zurück? Ich bin so unglücklich!

Frau von Raincy. Ich stoße Sie nicht zurück; aber Sie begreifen wohl . . .

Graf Gontran. O doch, Sie stoßen mich zurück, weil meine Thränen Ihre glückliche Ruhe zu stören scheinen; und ich Thor, der ich mir sagte: „Ich will ihr mein Herz ausschütten; ich will ihr Alles, Alles bekennen; ich . . . (Er setzt sich auf ihren Schooß und will sie mit beiden Armen umschlingen.) Ich will ihr Alles gestehen, Alles, Alles . . .

Frau von Raincy (stößt ihn mit einem lauten Aufschrei zurück). Allmächtiger Gott, er ist rein von Sinnen! Das ist ja gräßlich! Frau von Lanzolle! Frau von Lanzolle! Zu Hülfe! Herr Graf stehen Sie auf! Frau von Lanzolle! Heilige Allmacht! (Sie läuft hastig aus dem Kiosk.)

Frau von Lanzolle (auf sie zueilend). Was haben Sie, liebe Freundin? Da bin ich schon. Ich war ganz in der Nähe.

Frau von Raincy. O, ich dachte mir's wohl. (Sehr erregt:) O, nichts hab' ich . . . so gut wie nichts, das heißt . . . der junge Graf hat so eben . . . Wie soll ich nur sagen? . . . einen Anfall von Verzweiflung gehabt. Ich versichere Sie, es war herzzerreißend. Bleiben Sie in der Nähe des Unglücklichen . . . Ich will irgend ein Mittel holen . . . Etwas Essig, etwas Melissenwasser oder sonst was. Seien Sie recht sanft mit dem guten Kind. Ich bin im Augenblick wieder da. (Sie entfernt sich hastig.)

Graf Gontran (sitzt auf der Ottomane im Kiosk und stützt das Haupt in die Hände). O Gott, wie bin ich unglücklich! (Er macht zufällig das Buch auf, das auf dem Tischchen liegt und klappt es schnell wieder zu.) Das Buch ist vortrefflich geschrieben, aber sein Inhalt ist wider die gesunde Vernunft. (Er bemerkt Frau von Lanzolle:) Ah!

Frau von Lanzolle (ihm gegenüber stehend). Oh!

Graf Gontran (mit thränenerstickter Stimme). Fürchten Sie nichts, gnädige Frau. Ich weine, aber ich bin nicht bösartig. Ich bin nur ein armer Junge, dessen Vertrauen man ungestraft zurückstoßen darf. Die Dame, die jetzt hier war, hat Ihnen gewiß mitgetheilt, was hier vorgefallen. Ich habe wohl gemerkt, daß sie mit Ihnen redete.

Frau von Lanzolle (gerührt). Sie irren sich, lieber Herr Graf. Sie hat mir gesagt, Sie seien unglücklich, sehr unglücklich.

Graf Gontran. Ach, das ist nur zu wahr!

Frau von Lanzolle. Sie sehen meine Theilnahme, meine Ergriffenheit.

Graf Gontran. Nicht doch! Wenn Sie um meinetwillen eine Thräne vergössen, das würde mich nur noch unglücklicher machen.

Frau von Lanzolle (für sich). Armer Junge! (Laut:) Vielleicht hat man Ihre Gefühle nicht recht verstanden. Es giebt eine gewisse Zartheit der Empfindung, die über den Gesichtskreis der großen Menge hinausgeht; aber ich beschwöre Sie, rechnen Sie mich nicht in die Zahl dieser Alltagsmenschen. Frau von Raincy . . .

Graf Gontran. Ach, das war Frau von Rainey? Ihr Mann ist Kü ... (tief seufzend:) Küraſſier!

Frau von Lanzolle. Ja wohl, Küraſſier, aber ...

Graf Gontran. Sie ist sehr hübsch diese Frau, sehr hübsch!

Frau von Lanzolle. Gewiß, allerliebst; aber vielleicht etwas weltlich, etwas oberflächlich. Es ist daher wohl möglich, daß sie gewisse sanftere Töne des Herzens, gewisse intime Leiden des Gemüthes nicht völlig zu schätzen weiß.

Graf Gontran. O wie klar Sie das ausdrücken! Ja, Sie haben Recht, gnädige Frau. Ich habe ihr Alles erzählt, dieser Küraſſiersgattin; ich habe ihr meine Seele aufgeschlossen: sie aber, sie hat mich geringschätzig von sich gestoßen. „Geh' Deiner Wege! Du liebst unglücklich: thut mir leid! Um so schlimmer für Dich!"

Frau von Lanzolle. Ah, wie gefühllos!

Graf Gontran. Nicht wahr, gnädige Frau? (Er betrachtet sie lange.) Aber ich sehe, Sie haben ein besseres Herz. (Er ergreift ihre Hand.) Sie sind gut, wirklich gut. (Er küßt ihre Hand.)

Frau von Lanzolle. Gewiß, gewiß, ich habe ein mitfühlendes Herz. (Für sich:) Er ist in der That rührend.

Graf Gontran. Nicht wahr, es ist doch nicht meine Schuld, wenn ich mit der ganzen Glut meiner Seele liebe; wenn die Sehnsucht mich verzehrt; wenn meine Nächte schlaflos sind; wenn der Duft ihrer Haare mich berauscht und mich närrisch macht?

Frau von Lanzolle. Beruhigen Sie sich! Ich beschwöre Sie.

Graf Gontran. Beruhigen? Unmöglich! Alle Ihre Worte sind hier verschwendet. Was kann ich dafür, wenn der geringste ihrer Blicke mein Blut in Wallung versetzt; wenn der schneeige Sammet ihrer Haut mich blind macht; wenn ... wenn ...

Frau von Lanzolle. O Gott!

Graf Gontran. Hier, sehen Sie! (Er zieht das Medaillon aus der Weste und steckt es gleich wieder ein.) Nein, ich habe das der andern Dame gezeigt, der Gattin des Kü ... (tief seufzend:) Küraſſiers. (Er durchsucht seine Taschen und zieht einen vierknöpfigen Handschuh heraus.) Hier, sehen Sie?

Frau von Lanzolle (zögernd). Ist das ... Ist das der Handschuh der Dame, die Sie lieben?

Graf Gontran. Das kann ich Ihnen nicht sagen ... Ich habe noch mehr. (Er durchsucht seine Taschen von Neuem.)

Frau von Lanzolle (mit Thränen in den Augen). Muth, mein Freund, Muth! Verzeihen Sie mir, daß ich Sie Freund nenne; aber Ihr Kummer rührt mich auf's tiefste. Vertrauen Sie mir, erschließen Sie mir Ihr gequältes Herz! Wer weiß, vielleicht bin ich im Stande, Ihnen zu helfen. Ich will Alles thun, was in meiner Macht steht, um Ihre Thränen zu trocknen, Alles ... O glauben Sie mir: ich meine es ehrlich.

Graf Gontran. Ist das wahr? Wirklich wahr?

Frau von Lanzolle. Ich schwör' es Ihnen.

Graf Gontran (stürzt sich mit einer plötzlichen Aufwallung in die Arme der Frau von Lanzolle).

Frau von Lanzolle. Was soll das heißen? Großer Gott! Er verliert den Verstand! Herr Graf! He, Julie! Frau von Rainey! Julie!

Graf Gontran (verzweiflungsvoll). Auch Sie, auch Sie hassen mich? (Er sinkt wie ohnmächtig auf die Ottomane.)

Julie (das Kammermädchen, kommt herzu). Was ist denn geschehen? Allmächtiger Gott, die gnädige Frau sind ja bleich wie der Tod!

Frau von Lanzolle. O nichts, liebe Julie; mir fehlt nicht das Geringste ... Aber der junge Herr dort ... Ich bitte Dich, nimm Dich seiner ein wenig an. Ich glaube, er fühlt sich sehr schlecht ... Eine Ohnmacht, ein Krampf ... Hätten wir nur etwas Kölnisches Wasser! Und diese Frau von Raincy läßt mich im Stiche ... Ich komme gleich wieder. Gieb mir ja auf ihn Acht, Julie. (Sie läuft weg.)

Julie (langsam näher tretend) Guter Gott! Das ist ja entsetzlich! (Sie streicht ihm die Haare aus dem Gesicht.) Wie reizend er ist! (Sie bindet ihm die Cravatte auf und reibt ihm ein wenig die Hände.) Kommen Sie zu sich, junger Herr! Gott sei Dank, sein Herz schlägt noch. (Sie setzt sich und legt den Kopf Gontran's auf ihren Schooß.) Ach, da schlägt er die Augen auf!

Graf Gontran (mit schwacher Stimme). Es war mir, als ob ich sterben müßte. Ach! ...

Julie. Sterben? O nein, Herr Graf! Jetzt ist Alles ja wieder gut!

Graf Gontran (sehr erstaunt. Dann lächelnd:) Sie sind's, liebe Julie? Ist's möglich? Ich bin Ihnen nicht verhaßt, wie den Andern? Sie haben also Mitleid mit dem Unglücklichen? Schon gestern Abend waren Sie so freundlich, so trostreich. O, ich habe ein gutes Gedächtniß und ein dankbares Herz! Ach, meine Julie, was haben Sie für eine schöne Seele! (Er umschlingt Juliens Kopf, zieht ihn hernieder und küßt sie lange.) Ja wohl, eine schöne Seele! (Er küßt sie nochmals.)

Julie (für sich). Bei-Gott, es ist herzzerreißend!

* * *

(Frau von Raincy und Frau von Lanzolle erscheinen gleichzeitig im Hintergrund, die eine mit einem Glas Zuckerwasser, die andere mit einem Fläschchen Extrait de Violet. Sie kommen gerade hinzu, wie Graf Gontran im Begriff steht, Julien von Neuem zu küssen. Langes Schweigen. Man betrachtet sich gegenseitig mit prüfenden und mißtrauischen Blicken.)

Graf Gontran (läßt über alle Dreie einen traurigen, höchst naiven, schmachtenden Blick gleiten und erhebt die Augen zum Himmel) Ewiger Gott, sage Du mir, welche ich lieben soll!

Frau von Lanzolle. Kommen Sie ...

Frau von Raincy. Gehen Sie mit uns ...

Julie. In's Schloß ...

Graf Gontran. Ach, bin ich unglücklich! bin ich unglücklich!

Makellos.

Novelle von **Fr. Henkel.**

(Schluß.)

IX.

Geheime Leiden.

Kurze Zeit darauf erhielt Rahel einen Brief von ihrer Tante.

„Liebe Rahel! Dein bester Freund, Dein armer Mann, ist am Typhus bedenklich erkrankt. Ich traf ihn im höchsten Grad fiebernd und mich kaum erkennend. Es war eine schreckliche Reise, ich habe sie ohne Unfall bestanden und bin hier auf das Zuvorkommendste empfangen. Baron Sender ist sehr besorgt für Ferdinand und läßt nichts unversucht, um ihm zu helfen; der Doctor war gestern drei Mal hier, aber er ist nicht muthlos und wir wollen unsere Gebete vereinigen, daß uns der theuere Kranke erhalten bleibe. Meine Zeit ist ihm ganz gewidmet. Ich wünsche, daß Du mir sofort Nachricht giebst, ob Susanne bei Dir ist, was Du treibst, mit wem Du verkehrst. Ich erzählte Baron Sender von Dir; er ist so freundlich, Dir anzubieten, in dem Zimmer seiner Tante Bücher und Bilder zu Deiner Unterhaltung zu benutzen. Auch sprach er davon, daß die alte Dame gemalt hat; im Fall Du Derartiges brauchst, kannst Du Dich dieser Sachen bedienen. Wenn Ferdinand wieder besser, denke ich, wird ihm gerade Wichterhausen ein angenehmer und gesunder Ort zu seiner völligen Genesung sein. Die Adresse an mich hat Susanne in einem Notizbuch von Engelhardt einschreiben lassen, ich war den Morgen zu beschäftigt. Mit wahrer Liebe

Deine Tante Ulrike."

Rahel überlas den Brief zwei Mal, dann schrieb sie nach einigen Stunden die Antwort, vollkommen wahr, wie sie empfand — daß sie den armen Kranken beklage, daß sie ihn grüßen lasse und zuversichtlich auf seine Genesung hoffe. Als Ulrike diesen Brief empfing, suchte sie vergebens nach einem wärmern Ausdruck des Gefühls, es war umsonst. Sie nahm den Brief mit an das Bett des Kranken, sie las daraus vor, wie sie sich dachte, der Brief hätte sein müssen. Ueber die Züge des harten Mannes, jetzt vom Fieber geröthet, zog ein triumphirendes Lächeln. — — — — — — —

Nanni Berner war nach Lehrte gegangen, um sich zu erkundigen, ob Frau von Teichel Himbeeren bekommen könne.

„Unsere Ernte wird nun dies Jahr einmal Null sein", sagte sie zu Fräulein Lottchen, die allein zu Hause war und sie jetzt auf den Hof begleitete. „Unser alter Martin bleibt eigensinnig und läßt die Stöcke sich gegenseitig ersticken; da probirt er und probirt er und weil er das Rechte nicht anwenden will, geht die ganze Sippschaft zu Grunde."

„Grete würde sagen", lachte Lotte, „so geht es auch bei den Menschen."

Sie ist immer gleich mit der Moral bei der Hand. Schade, Nanni, daß Sie nicht hier bleiben können! Ein Stückchen Wegs kann ich Sie noch begleiten.“ Sie sah sich rasch um, denn sie hörte hinter sich Schritte nahen. „Da kommt Graf Wallis, er löst mich ab, aber eigentlich könnte ich —“

„Ach, warum nicht gar!“ erwiederte Fräulein Berner.

„Nun, was denn?“ rief Lotte und hielt die Gesellschafterin am Arm fest.

„Nichts; gehe Du nur nach Haus und warte auf Mutter und Schwester. Ich möchte überhaupt wissen, warum Du allein zurück geblieben bist.“

Lotte drehte sich rasch um und sagte trotzig, indem sie sich den Hut ins Gesicht riß: „Der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist und ich thue das, wozu ich Lust habe.“

„Gut bekomms“, lachte Fräulein Berner. „Leb wohl, Zeisig, und grüß die Deinigen. Wo ist denn Max?“

„Was weiß ich! Der sagt uns wohl Alles? Und doch hab ichs raus —“ sie blinzelte mit ihren glänzenden Augen und sagte dann leise: „Dort, ins Blaue.“ Sie deutete mit ihrer kleinen dicken Hand nach der Richtung, wo Wichterhausen lag.

Fräulein Berner sah ihr ernst nach, wie sie eilig dahin lief und dabei Graf Wallis mit großer Vertraulichkeit zunickte.

„Sie gestatten mir, Fräulein Berner, daß ich Sie nach Kesselhof begleite?“

Das Fräulein begrüßte den Grafen und erwiederte rasch aber freundlich „Das ist eine Artigkeit wofür ich dankbar bin. Außerdem ist es mir lieb, lieber Graf, daß ich einmal mit Ihnen Etwas allein besprechen kann. Wir Beide stehen hier auf neutralem Boden und sehen unparteiisch in unsere Umgebung und deren Getreibe hinein, nicht wahr?“

„Aufrichtig gestanden, Fräulein Berner“, sagte Graf Wallis erstaunt, „möchte ich Sie erst bitten, sich klarer auszusprechen, da ich nicht ahne, worüber Sie sich mit mir allein bereden möchten.“

„Aus mir spricht mehr der Wunsch von Frau von Teichel“, sagte Fräulein Berner. „Am Ende, mich ginge die Sache gar nichts an — wer möchte sich zwischen Liebende wagen! Es wäre ein Weg wie durch Dornenhecken.“

„Liebende?“ wiederholte Graf Wallis langsam und blieb unwillkürlich stehen. „Wo sind die? Etwa in unserer Nähe?“

„Nun, ich sehe schon, Sie spielen den Diplomaten. Ich will einmal gleich mit der Thür ins Haus fallen. Max ist bis über die Ohren in die schöne Amra vernarrt, es vergeht kein Tag — na, ich denke, Sie wissen doch, wo Ihr Freund sich aufhält!“

„Er sagt mir nicht stets, wo er hinreitet oder fährt.“

„Nicht? Nun wohl also, er hält das geheim, doch wissen wir es und Frau von Teichel bat mich, sollte ich das Glück haben, Sie einmal allein zu sprechen, darum zu bitten, den jungen Mann doch von derartigen nutzlosen — es ist der zarteste Ausdruck — Beschäftigungen abzuhalten. Es ist doch rechter Unsinn, solche Geschichten anzufangen, ich hätte Max gar nicht für einen solchen Leichtfuß gehalten.“

„Und wird seine Neigung erwiedert?“ fragte Graf Wallis gedankenvoll.

„Bis jetzt glauben wir nicht. Aber denken Sie nur, wie leicht könnte so ein unschuldiges Geschöpf, denn das ist die Frau, in ihrer Einsamkeit schließlich an der Unterhaltung Gefallen finden. Sie wissen doch, daß der Mann krank ist und die Tante hat kommen lassen?“

„Man erzählte davon.“

„Vorgestern war ich in Wichterhausen mit Frau von Teichel. Was meinen Sie, wo finden wir das arme Kind?“

„Nun?“

„In dem Zimmer der verstorbenen alten Julie von Sender!“

„Ist das so erstaunlich?“

„Nicht gerade das. Aber melancholisch.“

„Warum thut sie's denn?“

„Sie scheint recht hübsch zu malen und hat vom Baron die Erlaubniß erhalten, die Malutensilien seiner Tante zu benutzen.“

„Und da oben empfängt sie die Besuche von Max?“

„Das kann man nun Jemand gerade nicht direct fragen, sie könnte uns entgegnen: das geht Sie nichts an, meine Damen! Das heißt, lieber Himmel, die scheue Kinderseele! würde Lotte sagen, der Schalk.“

Fräulein Berner bog den Sonnenschirm zurück, sie hatte etwas erwartet, was sie nicht sah und ging jetzt darüber nachdenkend weiter. „Er erröthet nicht, lächelt nicht einmal bei dem Namen — Lotte, Lotte, nimm Dich —“

„Darf ich mir nur noch die eine Frage erlauben — es ist zwar so völlig gegen meine Natur, solchen Dingen nachzuforschen, die mich durchaus nichts angehen, meines Kindes Schritte, habe ich das Recht zu beobachten, aber nicht —“

„Freilich, lieber Graf, aber die Schritte eines kindischen Freundes sind Sie ebenfalls verpflichtet zu bewachen. Ei, wozu ist denn die Freundschaft auf der Welt! Die kann auch einmal Schildwache stehen und „Halt!“ rufen, wenn sie sieht, daß der Freund im Dunkeln einen verbotenen Weg geht.“

Garf Wallis lächelte. „Wie Sie doch gleich so schön das richtige Wort finden. Nun muß ich fragen: wer berichtet über Max?“

„Der Zufall, factisch Niemand sonst. Da begegnet ihm der Kutscher und erzählt es bei uns, dann die Merzen, die die Milch holt, so und so weiter, kurz, heut ist der dritte Tag, an dem unser Max den Weg nach Wichterhausen macht und das muß er lassen; es ist ein Unrecht, was er begeht, das geben Sie mir doch zu?“

„Vollkommen.“

„Nun, also stimmen unsere Ansichten zusammen. Lassen Sie mich denn an Frau von Teichel die gute Nachricht bringen, daß Sie dazu beitragen wollen, unsern guten Max von dem gefährlichen Spiel abzuhalten.“

Hiermit wollte sie schließen und allein weitergehen, aber die kleine Lotte lief ihr durch die Gedanken und sie fuhr fort: „Denn ich rechne darauf, daß Sie noch lange genug bei uns bleiben, um solch guten Vorsatz ausführen zu können.“

„Darauf möchte ich nicht mit Bestimmtheit rechnen lassen. Vielleicht gehe ich übermorgen — besser noch morgen.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Wahrhaftig, liebes Fräulein, was nützte mir der Scherz. Da wir nun einmal solch vertraulichen Spaziergang machen“, sagte er spottend, „kann ich Ihnen sagen, daß mich diese Unthätigkeit, anstatt wie ich hoffte nach all dem Aerger, den ich genossen, heiter stimmen sollte, mich zu einem unliebsamen Nachdenken führt.“

„In solch froher, lieber Umgebung?“

„Ja eben, da ich diese unaussprechliche Güte und Geduld gegen mich

ausüben sehe, ohne sie, wie ich möchte, wiedergeben zu können, thue ich besser, sie nicht länger zu mißbrauchen."

Fräulein Berner sah eine Weile vor sich nieder; dann sagte sie sehr bestimmt: „So, da sehe ich schon den Thurm von Kesselhof, Sie haben sich nun genug mit mir beschäftigt, Herr Graf, und ich danke Ihnen nochmals für Ihre Begleitung; aber eins sage ich Ihnen: Kränken Sie die Menschen nicht, die gern Alles thun möchten, um Sie zu erheitern, die Sie wirklich lieb haben, und bleiben Sie noch eine Weile unter ihnen, sie sehen noch lieber Ihr moroses Gesicht, als sie sehen es gar nicht. Jetzt adieu, der Weg war heiß."

Sie eilte fort und ließ ihren Begleiter in den verschiedensten Empfindungen allein stehen. Er kehrte langsam um und schlug einen andern Weg ein, als den er gekommen. Dieser führte ihn in ein schattiges Gehölz. Als er eine Weile darin umhergegangen, fand er eine Stelle, die so still und einsam schien, daß er sich auf das weiche Moos warf, um in Ruhe nachdenken zu können. Er legte den Strohhut neben sich und fuhr mit dem Taschentuch über die glühend feuchte Stirn. Es war ihm kein Geheimniß, daß Max von Harsten jeden Tag den Weg nach Wichterhausen machte; er hatte ihn aufgefordert, ihm Gesellschaft zu leisten, er hatte es abgelehnt, aber ihn nie daran verhindert, hinzugehen, ihn ebenso wenig gefragt, ob er sein Ziel erreicht. Nur Abends, beim Thee, kam dann und wann die Rede darauf; er übersah jetzt, nach diesem letzten Gespräch mit der Gesellschafterin, die Mißverhältnisse, in welchen seit einiger Zeit sich sein Leben bewegte, wo er gehofft, die große, freie Landstraße des Lebens zu gewinnen, fand er sich plötzlich wieder abwärts vom Weg. Seine edle Natur, der jede moralische Schlacke fern war, stand fortwährend als Richter zwischen ihm und den Verhältnissen, die ihn umgaben; er hatte sich bis jetzt mit klarem Blick und kühnem Muth immer wieder emporgeholfen und so sollte es auch weitergehen, es waren Proben, die ihm das Geschick für seine Ansichten hinwarf, er wollte den Sieg erringen und deshalb mußte er fort. Denn hier, der Einsamkeit beichtete er, daß er diese Frau liebe, daß er wahnsinnig litt, sie nicht zu sehen, den Freund täglich bei ihr wußte, daß er bebte zu hören, sie begehe die Unsitte, ihn stets bei sich zu sehen — und dann, diese kleine, geschwätzige Blondine! Er seufzte auf und wollte weiter überlegen, da hörte er nicht weit von sich Stimmen. Er erhob sich rasch und als er einige Schritte gegangen, sah er dicht vor sich Max von Harsten zu Pferd, im Gespräch mit einem neben ihm hergehenden Mann. Er ging ihm rasch entgegen. Der Mann war der Förster aus Lehrte, der sich nach kurzer Begrüßung entfernte.

„Nun cher Kurt, wieder allein?" rief sein Freund und hielt sein Pferd an. „Wärst Du heute mit mir gewesen, Du hättest Dich königlich unterhalten."

Graf Wallis sah rasch auf. „Warum?"

„Du mußt natürlich wissen, bis jetzt war es mir nicht möglich gewesen, Frau Amra wiederzusehen. Sie hat da einen wahren Drachen von einer Köchin im Haus, die scheint ein für alle Mal abgerichtet auf: „Die Frau Procurator ist spazieren gegangen — es wird ihr gewiß sehr leid thun." Gut, dachte ich, aber aller guten Dinge sind drei, und siehe da heute —"

„Nahm sie Dich an?"

„Warte, lieber Freund! Als ich hinkam und herauf nach ihren Fenstern sah — sie sitzt nämlich stets oben in der ersten Etage — wer nickt mir

zu? Meine liebe Tante Sophie! Es dauerte keine fünf Minuten, so war ich oben."

„Und Deine Tante?"

„Mein Himmel, die war mir höchst gleichgültig! Oder wünschest Du von ihr eine Beschreibung?"

Graf Wallis lächelte und sein Freund fuhr fort: „Es machte mir einen wahrhaft idealen Eindruck, als ich in das Zimmer trat und dies junge Geschöpf in dem eigenthümlich mit alten Schätzen der Vergangenheit ausgeschmückten Räumen sah; und ich kann Dir sagen, es ist toll, dennoch gehört sie hinein! Aber im Grund genommen, hatte es doch etwas traurig Jammervolles für mich! Sie gehörte doch in unsere frohe Welt und steht so fern, wie in einem andern Rahmen. Tante Sophie protegirt sie ungemein, sie strich ihr so oft über die weiße Stirn, wo sich das schöne Haar so unvergleichlich anschmiegt! Zum Kuckuk! so 'ne Frau müßte doch denken, daß es Einem dabei in den Fingerspitzen kribbelt. Aber sie hat sie wenigstens gebeten, diese Woche einen Tag bei ihr zuzubringen."

„Hat sie nichts gesagt, wie es dem Mann in Wien geht?"

„Ja freilich; natürlich geht es solchen Leuten immer besser und eines Tages wird das angenehme Paar, der bucklige Eheherr, im Gefolge der braven Tante anlangen. Dann aber lebe wohl, Du stilles Haus!"

„Ich gehe Dir zu langsam, Max", sagte Graf Wallis nach einer Weile. „Reite voran und erwarte mich oben auf meinem Zimmer, dann wollen wir weiter zusammen plaudern."

Nach einer halben Stunde schritt Kurt Wallis über den großen Hof von Lehrte, wo er seinen Freund noch beschäftigt fand, einige Befehle zu ertheilen, da sein Vater verreist war.

„Bin sofort bei Dir", rief er dem Grafen im Vorübergehen zu, während dieser rasch auf sein Zimmer eilte.

Nach einigen Minuten erschien Max, in einer Hand eine Flasche Wein nebst zwei Gläsern haltend, in der andern einige Briefe.

„Laß uns auf das Wohl der schönen Rahel trinken und dabei diese Briefe durchsehen, zwei an Dich, drei an mich. Hier, bitte schließe die Fenster, so ein Lärm auf dem Hof macht mich im Zimmer unruhig."

Graf Wallis folgte der Bitte seines Freundes, erbrach dann seine Briefe, während Max bereits in den seinen las.

„Dieser Brief ist vom Vater und enthält nur Gutes — und der Deinige?" fragte Max.

„Ist von meiner Mutter."

Max lachte auf, entkorkte rasch die Flasche und schenkte die Gläser voll. „Komm, erst auf das Wohl dieser Beiden! Sie verdienen unsere Liebe! Deine Mutter ist ein wahrer Engel, hab' ich nicht Recht?"

„Gewiß; dennoch muthet sie mir hier etwas in ihrer Güte zu, was ich nicht thun kann, noch werde."

„Wie so?"

„In einigen Monaten ist die Hochzeit meiner Schwester, sie bittet mich dringend deren Brautführer zu werden, sie wünscht dadurch, wie sie schreibt, die vollkommene Harmonie der Familie herzustellen. Es sieht ihr ganz ähnlich, aber es liegt darin etwas gegen meine Natur und ich werde nicht gehen. Könntest Du mich dort vertreten, würdest Du mir einen großen Dienst er-

weiſen und ich könnte es meiner Mutter ſofort
ſoll kein Opferdienſt der Freundſchaft ſein."

Max von Harſten nahm ſein Glas und
Freund anſtieß: „Ich gehe, Kurt, ſchreibe das
doch, wie lange dauert Dein Urlaub?"

„Da Du davon ſprichſt", erwiederte Walli
ich überhaupt meinem Leben eine andere Richt
nicht in Deutſchland, ich gehe in fremde Dienſte.

„Unſinn!" ſagte Max von Harſten. „Blei
redlich. Du, mit dem ſchönen Namen, ein Cava
mehr! ein ander Mal, wir haben jetzt Beide
weiter."

Beide Freunde erbrachen die andern Briefe

„Entſchuldige, mon ami, da habe ich ei
ich muß eilig hinunter und mit dem Verwalter

Mit den letzten Worten war er auch aus

Der zweite Brief, den Graf Wallis erhalten, war von jenem Freund Baron Donath. Er enthielt anfangs nichts Weſentliches, doch gegen den Schluß hin, las er zu ſeinem namenloſen Erſtaunen:

„Ehe ich dieſe Epiſtel vollende, mon cher, noch einen höchſt romantiſchen Klatſch, der ſich übrigens mit vieler Hartnäckigkeit in der Geſellſchaft erhält. Euer letztes Familienereigniß bildet noch immer den Zwieback zum Thee. Eine Partei findet die Löſung romantiſch, die andere iſt empört über Deinen Verluſt und dann, Du unbewußt Glücklicher, Du unbewußt Gerächter an dem verwachſenen Rechtsgelehrten! — die ſchöne Frau liebe Dich, und aus Eiferſucht und Rache, ſagt man, habe der Gemal das arme Täubchen in die Verbannung geſchickt. Nun frage mich aber nicht etwa wer dies geſagt hat, es iſt ein „on dit" und als Meteorſtein in die Geſellſchaft gefallen."

Graf Wallis ließ den Brief ſinken, eine tiefe Bläſſe zog ſich über ſein Geſicht, es fiel plötzlich ein greller Lichtſtrahl in die Dunkelheit, die ihn bis jetzt umgeben, die er abſichtlich erhalten, in der er ſeinen Weg langſam geſucht, um zum Ziel zu gelangen, und er zeigte ihm das rührend ſüße Bild, was er mit allem männlichen Muth verborgen, was er gehofft, nach und nach in der Dunkelheit verſchwinden zu ſehen. Und da war es wieder! Und er ſah ſie vor ſich, die flehenden dunkeln Augen, die nicht wußten, was ſie verriethen und was er nicht hatte verſtehen wollen. Ein Weh riß durch ſeine Seele, was ihn erbeben machte. Plötzlich ſprang er auf und rief laut: „Und wenn es unausgeſprochen bleibt, dann iſt der Sieg doch unſer!"

X.

Eine Bitte.

Der Abend kam langſam über den Wald und legte ſeine eigenthümlich ſanfte Beleuchtung leiſe über Flur und Hain. Die Salonthüren vom Untergeſchoß im Wichterhauſener Herrnhaus waren geöffnet und man ſah zwei Geſtalten, die ſich auf bequemen Seſſeln gegenüber ſaßen. Es war Rahel und Nanni Berner.

„Das ſind ja lauter gute Nachrichten", ſagte Fräulein Berner. „Der

Herr Procurator auf dem Wege der Besserung und Fräulein Sarbeck bald auf dem Wege hierher."

„Ja", sagte Rahel und sah träumerisch in die Dämmerung, „so wird es kommen."

Fräulein Berner räusperte sich. „Arme schöne Frau!" dachte sie. „Aber es wird vielleicht besser gehen als sie denkt."

„Wissen Sie, liebe Frau Amra", sagte sie jetzt laut, wir haben heut Morgen einen Gedanken gehabt, den muß ich Ihnen mittheilen. Gefällt Ihnen eigentlich Wichterhausen?"

Rahel sah erstaunt auf. Dann erwiederte sie rasch: „Gott weiß es, daß es mir gefällt! Brauchte ich doch nie wieder fort! Aber wozu die Frage?"

„Nun, Ihr Herr Gemal könnte es kaufen, es ist keine große Besitzung und Sender's liegt nicht viel daran, sie haben viel schönere Güter im herrlichen Tyrol. Schlagen Sie es Ihrem Mann vor! Sie würden uns eine liebe Nachbarschaft sein. Wenn Sie ihm sagen, wie gern Sie hier sind, thut er es auf der Stelle."

Rahel sagte nach einer Pause: „Meine Wünsche kommen ihm oft so kindisch vor, daß ich durch dieses Urtheil eingeschüchtert, sie gern verschweige."

Sie erhob sich rasch und brachte ein rothes Notizbuch. „Ehe ich es vergesse, Fräulein Berner, hätten Sie wohl die Güte, dies kleine Buch mitzunehmen? Fräulein Lottchen hat es hier liegen lassen."

„War Lotte hier?" fragte Fräulein Berner und steckte das Buch in ihre geräumige Tasche.

„Beide Schwestern besuchten mich gestern, sie waren neugierig, die oberen Zimmer zu sehen."

„Sie hätten die Lotte gar nicht herauf lassen sollen, sie ist unausstehlich neugierig. Haben Sie gehört, daß Graf Wallis schon wieder fort will und zwar weit fort, nach Indien, in die englische Armee? Es ist doch jammerschade!"

Fräulein Berner konnte, besonders da sie kurzsichtig war, in dem Dämmerlicht Rahels Züge nicht mehr erkennen, sie hörte nur ein leises: „Nein."

„Nun, Max meint, er wollte es ihm noch ausreden und dann setzt er seine Hoffnung auf Lottchen, er behauptet, sie hätte es ihm doch angethan, der Wildfang! Wenn man dem Sprüchwort sein Recht lassen will; les extrêmes te touchent, so könnte es leicht sein — aber wie ich mich verschwatzt habe, liebste, beste Frau, ich muß fort! Der Kunze ist doch wohl vorgefahren?"

„Gleich will ich fragen." Rahel eilte hinaus und kam sofort zurück, „er wollte erst die Laternen anzünden, es sei kein Mondschein."

„Schon gut. Also Sie kommen in diesen Tagen zu uns, Sie sind immer willkommen." Fräulein Berner hatte Rahels Hand in die ihre genommen und Beide näherten sich der Thür. Als Fräulein Berner auf die Klinke drückte, um hinaus zu gehen, hielt sie Rahel plötzlich noch einen Augenblick zurück.

„Ich hätte eine Bitte, Fräulein Berner", sagte sie, nicht ohne Verwirrung.

„Nur zu, liebste Frau! Was es ist, ich bin gern bereit!"

„Vielleicht ist es —" Rahel zögerte und dann sagte sie rasch: „Wollen Sie Graf Wallis sagen, ehe er von Lehrte scheidet, daß ich ihn noch — auf eine Viertelstunde — zu sprechen wünschte?"

Fräulein Berner stand einen Augenblick etwas betroffen da, aber ehe sie ein Wort erwiedert, fuhr Rahel hastig fort:

„Es ist eine Aufklärung über Etwas, die ich ihm geben muß; bitte vergessen Sie nicht —"

„Nein, nein", unterbrach sie Fräulein Berner. „Es paßt ganz schön, denn morgen essen wir bei Harstens zu Mittag, dort sehe ich ihn."

„Ich danke Ihnen", sagte Rahel und preßte Fräulein Nannis Hand in die ihrige. „Der Abend ist herrlich, Sie werden eine schöne Fahrt haben."

Zehn Minuten darauf rollte Fräulein Berner Kesselhof zu. Sie überlegte immerwährend den sonderbaren Wunsch der schönen Frau, das Denken machte sie müde und als sie vor dem Haus hielt, war sie fest eingeschlafen.

Rahel hingegen ging mit glühenden Wangen, in fieberhafter Aufregung vor dem Haus auf und nieder. Die letzten vierzehn Tage, die sie doch meist mit sich allein verlebt, hatten sie gereift, als seien Jahre an ihr vorübergegangen; in dem letzten Brief, den sie von ihrer Tante erhalten, hatte sie wie in einem Spiegel ihre Zukunft geschaut. Ulrike kam zuerst allein zurück, wie sie schrieb, um Rahel aus ihrer Träumerei in den Gemächern einer Todten wieder für das Leben und ihre Pflichten vorzubereiten. Der Procurator kam etwas später, um sich dann in Wichterhausen von den gehabten Strapazen zu erholen und „er wollte vergessen, was er versäumt und in ihrer Liebe wieder genesen."

Aber Rahel hatte und wollte nicht vergessen und riesengroß war ihre Seele erstarkt in der Liebe, die, je unerlaubter, je weniger erwiedert, wie eine Märtyrerin desto fester an ihrem Ideal hing. — Als Fräulein Berner ihr gesagt, daß er fortgehen werde, war sofort in ihr der Entschluß gereift, ihm zu sagen, daß sie nicht gewußt, daß jenes Geschmeide seinem Hause gehört, daß sie es nicht wieder getragen, daß sie rein und frei sei von der Eitelkeit, die so weit gehen könnte, mit den in Schmerzen geopferten Dingen sich zu schmücken. Das konnte, das wollte sie ihm sagen. Allein, daß ihr Mann, in thörichter Eifersucht, aus kleinlicher Rache an ihr, an ihm, dem Unschuldigen, solche Vergeltung geübt, das wollte sie verschweigen. Immer wiederholte sie sich ihr Benehmen, ob es falsch, ob es richtig war. „Nein, nein!" sagte sie endlich, als sie zurück ins Haus ging, „ich verlange kein Lächeln der Liebe aus seinen theuren Augen, aber nur, daß seine Lippen sich öffnen und einfach sagen: „wenn ich mich dieser Zeit erinnere und der Personen, die darin gelebt, so steht Ihr Bild unter ihnen makellos."

Der folgende Tag verging ihr so einsam, wie viele schon, die sie hier erlebt, aber es lag in dem Gang der einsamen Zeit, die Erwartung für einen Augenblick, den sie sich so oft vorerzählt und nie gewußt, wie er möglich zu erreichen sei. Und erreichte sie ihn? Kam er denn wirklich? — Da schauderte sie zusammen; lag ihm denn so viel an ihr, daß sie ihm werth genug schien, einen von ihr ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen? — Diesen Tag konnte er noch nicht kommen, aber den nächsten, da war es wahrscheinlich.

Am Morgen dieses Tages brachte ihr die alte Susanne einen Brief. Sie bat, erfahren zu dürfen, wie es dem lieben Herrn ginge. Rahel überlas den Brief und sagte rasch: „Gut, täglich besser, er wird bald ausfahren können."

„Nun, dann kann er ja auch bald hier sein, denn es ist nicht gut, daß Sie immer so allein sind, Frau Procurator."

Rahel sah auf. „Ich bin zufrieden, hier ruhig zu leben, Susanne;

aber um Eins wollte ich Sie bitten, weisen Sie doch nicht die Leute ab, wenn ich zu Hause bin, sie könnten es erfahren und übel nehmen."

„Das ist nur passirt, wenn der junge Herr kam, ich glaubte, das verstände sich doch von selbst!"

„Nun bitte, thun Sie's nicht wieder, ich bin Frau und kann Jeden empfangen."

Susanne ging stumm zur Thür hinaus und setzte sich sofort in ihre Kammer, um Fräulein Ulrike die eben gehörten Worte zu schreiben. Sie steckte die paar Zeilen in die bereits mit der Adresse versehenen Couverts.

Der Morgen war warm und der Himmel lag blau und klar über dem Waldessaum. Rahel wollte malen, Blumen, die sie gestern gesammelt, aber ihre Hand war unstät und dann kam es ihr vor, als wäre es bei ihr unten kühler, aber da hörte sie so viel Geräusch auf dem Hof — sie sah nach, ängstlich, verwirrt — es waren die Ackergäule, die zurückkamen von der Arbeit. Endlich nahm sie ihr einsames Mahl ein, dann ging sie wieder oben hinauf. Sie hatte die stehen gebliebene alte Uhr des verstorbenen Fräuleins damals wieder aufgezogen, der große Uhrschlüssel hatte davon in einer Tasse gelegen und wenn die Uhr schlug, klang es so hell durch all die Zimmer. Aber heute dauerte ihr das zu lang, sie setzte sich ihr gegenüber und verfolgte mit unstäten Blicken die in blumigen Windungen gearbeiteten Zeiger. Es wurde plötzlich so dämmrig und der Zeiger stand auf Drei. Sie sah zum Fenster hinaus, schwarze Wolken drängten sich über des Verwalters Haus und über den blauen Himmel hin; erst erschrak sie, dann sagte sie und holte tief Athem: „Ein Gewitter, er konnte nicht kommen — er kann nicht kommen."

Jetzt ließ die übermäßige Abspannung nach und in der schwülen Luft, die durch die offnen Fenster sich in die Zimmer stahl, fiel ihr Kopf langsam auf die Brust und sie schlief ein. Als die Uhr Fünf schlug, erwachte sie. Sie sprang auf, lief ans Fenster und sah, daß das Wetter nicht stark gewesen sein mußte, denn der Hof war nur noch wenig angefeuchtet und nur einzelne Regentropfen fielen von den Dächern — dann wandte sie sich um und ging langsam herab. „Vielleicht morgen", sagte sie leise, aber zwei schmerzliche Linien zogen sich dabei um ihren jungen Mund. Als sie eben die Thür zum Gartensalon öffnen wollte, hielt sie rasch ein, denn sie hatte ein Geräusch gehört, dessen Klang sie erkennen wollte. Glühendes Roth war dabei in ihr zartes Gesicht gestiegen, dann drückte sie langsam wieder auf die Klinke und als die Thür aufging, horchte sie erst noch einmal — kam Jemand? — Sie wandte den Kopf — ja, die alte Susanne kam langsam, eine Karte in der Hand haltend, die sie im Weitergehen mit unbescheidener Neugier zu lesen versuchte.

„Nun?" fragte Rahel und streckte die Hand aus.

„Der Herr ist draußen, soll er 'rein kommen?"

„Ja, rasch, gewiß, ich weiß es schon."

Rahel eilte in den Gartensaal. Es lag in dem Zimmer ein trübes, gräuliches Licht, in den Ecken war es fast dunkel, nur in der Mitte sah man genau jeden Gegenstand. Rahel stand an einem Sessel, die Hand fest an die Lehne geklammert, in einer dieser dunkeln Ecken.

Die Thür ward geöffnet und sie sah ihn eintreten — ihn, den sie erwartet und nicht, wie sie einen Augenblick geglaubt, vielleicht Scherzes halber! — seinen Freund. Einen Moment blieb er ruhig stehen, sein Auge suchte sie, dann kam sie hervor und er verneigte sich tief.

„Herr Graf“, sagte sie und ihre Stimme war so t..... Schritte vortrat, um sie verstehen zu können, „ich habe eine Bitte an Sie zu richten gewagt, auf deren Erfüllung ich mit Sehnsucht gehofft habe. Freilich durfte ich nicht mit Gewißheit darauf rechnen, ich hatte kein Recht darauf.“

„Die Bitte“, sagte er und ließ sich auf den Stuhl nieder, den sie ihm, ihr gegenüber, angeboten, „war leicht zu erfüllen, gnädige Frau, es war eine Kleinigkeit und zudem —“, er schwieg.

Er hatte sie genau betrachtet und ein tiefer Schmerz preßte ihm die Lippen zu, — wie durchsichtig war ihr feines Gesicht geworden, wie groß die Augen, die ihn ängstlich anblickten! — Sie hatte die Hände ineinandergefaltet, es lag etwas kindlich Scheues in ihrer ganzen Haltung — hatte sie keine Ahnung, daß er sie liebe? — Nein, sie las in dem bleichen, ernsten Gesicht, das sie fest und ruhig ansah, nichts von der Pein, die er ihr gegenüber ertrug.

„Damals“, sagte sie und schwieg wieder verwirrt, schlug die Augen nieder und richtete sie plötzlich wieder auf, ihn mit einer tiefen Glut ansehend: „ich bin im Besitz eines Colliers“, sagte sie, die Worte kamen stoßweis nur über die trockenen Lippen, „ich hatte keine Ahnung, keinen Begriff —“

Graf Wallis war emporgefahren, er athmete tief und schwer, wie kam sie zu dieser Erörterung! Mit glühenden Farben brachte ihm seine Phantasie das damalige Bild von ihr zurück, da hatte es ihm vor Zorn das Blut in Wallung gebracht, jetzt, o Gott! was hätte er, und wären es alle Edelsteine der Welt gewesen, ihr nicht geben mögen!

Sie fuhr jetzt rascher fort: „Es war mir von meinem Mann geschenkt, nichts hatte mir so viel Freude gemacht, als diese strahlende Kette! Ich glaubte, da der Schmuck nicht neu war, er sei wohl ein Erbstück aus der Amra'schen Familie.“

Graf Wallis warf den Kopf zurück: „Sie wissen wohl nicht, gnädige Frau, sagte er und in dem Augenblick trat sein Stolz wieder in die Schranken, „daß die Familie Ihres Mannes eine arme Rectorfamilie vom Lande ist.“

„Meine Tante hat mir wenig von seiner Familie erzählt, er gar nichts, aber durch einen Zufall erfuhr ich, daß der Schmuck aus Ihrer Familie, daß ihn vielleicht Ihre Frau Mutter besessen.“

„Ja, ganz recht, er gehörte meiner Mutter, sie gab ihn als Zahlung.“

Rahel schlug die Hände vor ihr Gesicht, als sie sie wieder sinken ließ, trugen ihre Züge Spuren höchster Erregung.

„Als ich Sie zuerst gesehen, Herr Graf“, fuhr sie fort und strich dabei mit der Hand über die kleinen Löckchen, die sich in die Stirn gelegt, „da hatte ich dieses Collier an, ich fing den Blick des Erstaunens, des Hasses auf, mit dem Sie plötzlich mich betrachteten, ich grübelte darüber nach, wodurch ich ihn verdient —“

Graf Wallis biß sich auf die Lippen, es war ein Kampf in seiner Seele, der ihn zuweilen wie leiser Frost schüttelte.

„Bitte!“ sagte er endlich in namenloser Verzweiflung. „Endigen Sie, gnädige Frau, es ist Alles vorüber, vergessen, — was wollen Sie?“

„Nein, nein!“ rief sie und streckte die Hand aus, als fürchte sie, daß er fort wollte. „Seit jenem Augenblick habe ich den Schmuck nicht wieder berührt, er ist nicht mein — o, könnte ich ihn Ihrer Familie zurückgeben!

Als ich durch Fräulein Berner erfuhr, daß Sie fortgehen wollten, vielleicht für lange Zeit, kam mir der Gedanke so furchtbar vor, daß, wenn Sie an diese Zeit, die Sie hier verlebt, sich erinnerten, der Menschen, die Sie darin kennen gelernt, daß Sie meiner als einer eitlen, leichtsinnigen, gefühllosen Frau gedächten, und es kam die Sehnsucht so tief und glühend über mich, daß Sie meiner sich erinnern möchten, als makellos."

Sie schwieg, sie senkte den Kopf herab, denn sie fühlte, daß ihre Augen in Thränen schwammen.

Graf Wallis streckte die Hand nach ihr aus, dann wiederholte er „makellos" — und ließ sie schlaff wieder herabsinken.

Sie blickte ihn fragend an, angstvoll, er hatte den Kopf in die Hand gestützt; nach einem Augenblick hob er ihn auf und aus seinen Augen leuchtete so tiefe Liebe und Sehnsucht, daß es war, als strahle dies Gefühl wie eine Sonne über ihr eigenes Gesicht, denn ein unaussprechlich glückliches Lächeln spielte um ihren Mund.

Der Graf stand auf. „Ich muß fort", sagte er fest und sah in die graulich dämmernde Luft. „Ich muß", wiederholte er und seine Stimme klang rauh und kalt.

„Für immer", sagte sie und erhob sich langsam.

„Im Augenblick kann ich keinen Abschied nehmen", fuhr er fort. „Ich muß Sie wiedersehen, ja, ja", setzte er eilig hinzu, „makellos, es ist das richtige Wort — so sei es."

Er sah sie wie eine Fremde an und als sie ihm ihre kleine, kalte Hand hinhielt, als müßte sie ihn halten und nie lassen, da stürzte er fort und das Zimmer war still und leer und sie selbst schwankte noch einige Schritte und fiel dann zur Erde.

XI.

Herbst.

Der Monat August war glühend farbenprächtig eingezogen. Ein schöner Sommerabend spannte seinen Sternenhimmel über die Landschaft. In Wichterhausen herrschte schon tiefe Ruhe. Im Verwalterhause sah man nur in den weinumrankten Fenstern noch hier und da einen Lichtschimmer und im Herrenhaus war nach dem Hof hinaus Alles dunkel. Im Gartensalon indessen brannte noch eine große strahlende Lampe und spendete ihr Licht den beiden Personen, die an dem Tisch saßen, auf dem sie stand. Es waren der zukünftige Besitzer des Hauses und Fräulein Sarbeck. Der Procurator las in einer Zeitung und Fräulein Ulrike häkelte. Sie that es, wie es schien mit großem Eifer und dennoch that sie es nur mechanisch, ihre Gedanken waren ganz wo anders.

Nachdem eine Weile nichts hörbar gewesen, als das Ticken einer Uhr, oder das Knistern der Zeitungsblätter, wandte sie sich plötzlich um und sah nach der offenen Thür. Dort, im Schatten, saß eine dritte Person, da aber ihre Kleidung dunkel, hob sich nur ihr bleiches Profil deutlich ab. Es war Rahel.

„Du wirst Dich erkälten, mein gutes Kind", sagte Fräulein Sarbeck. „Vermeide doch die Abendluft, wie kannst Du die Brustschmerzen verlieren, wenn Du die feuchte Herbstluft einathmest!"

Rahel stand auf und setzte sich jetzt mit an den Tisch. Sie nahm ein

Buch und schien darin lesen zu wollen, aber ihre dunklen, matten Augen irrten oft darüber hinweg. Der Procurator legte die Zeitung endlich zusammen und sagte dann, indem er Rahel mit prüfenden Blicken ansah.

„Also Du willst morgen nicht mit in die Stadt?"

„O nein", sagte sie und klappte das Buch zu. „Was soll ich dort?"

„Die Frage ist kindisch. Wenn man sein Haus einrichtet, hat man doch ein wenig Interesse daran, wie und was für Dinge hinein kommen sollen."

Gestern sagtet Ihr ja, viel brauchte nicht angeschafft zu werden, es ist ja auch Alles im Ueberfluß da."

„Ja, der Ueberfluß erzeugt Ueberdruß", sagte der Procurator, und eine feine Röthe flog über sein Gesicht. „Du hast eben keine Sorgen, mein Kind, Du würdest die Dinge anders zu schätzen wissen, wenn Du sie durch Arbeit erringen müßtest. Dir wird Alles zu Füßen gelegt und es ist Dir schon der Mühe zu viel, Dich danach zu bücken."

Als er schwieg, klopfte er dafür ungeduldig mit der Fußspitze auf den Boden. Fräulein Sarbeck häkelte weiter, sie hatte noch nicht eine falsche Masche gemacht. Jetzt sagte sie:

„Wenn Dir unwohl ist, wie es den Anschein hat, lege Dich nieder, hoffentlich bist Du bis wir wiederkommen wieder hergestellt und kannst uns mit freundlichem Gesicht empfangen."

Fräulein Sarbeck hatte nicht aufgesehen von ihrer Arbeit, der Procurator sah mit einem höhnischen Blick zu ihr hin. Er hatte sie längst durchschaut — sie hatte nur einen Gedanken: „Schone den Mann, von dem wir leben!"

„Und um wie viel Uhr werdet Ihr morgen fort gehen?"

Sie hatte sich das angewöhnt, die Beiden immer zusammen zu nennen, sie kamen ihr so vollkommen übereinstimmend vor, in ihren Ansichten wie in ihren Zwecken.

Ihr Mann rief laut: „Rahel, laß das mit Deinem ewigen „Ihr". Ich fahre morgen früh um Neun mit Deiner Tante in die Stadt und bin übermorgen wieder hier. Du wirst, erwarte ich, in dieser Zeit Deiner Gesundheit gemäß leben, Niemand sehen, Du läßt Besuche abweisen, Du bist zu unwohl dazu."

Das feine Gesicht Rahels war tief erglüht, während sie den Worten ihres Mannes zuhörte. Dann, als er schwieg, wandte sie sich nach der Thür und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu erwiedern.

Fräulein Sarbeck sah nicht auf, ihre Häkelnadel stach in die Maschen, als wären es kleine Thierchen, die sie damit tödten könnte. Plötzlich fuhr sie zusammen — ja, der Sturm brach los. Sie legte die Arbeit endlich hin und sah in das glühende Auge des Procurators.

„Heute habe ich es noch ertragen, dies unerträglich blasse, thränensüchtige Gesicht, aber von übermorgen an hört das auf. Oben die Zimmer, wo sie mit unerlaubtem Eigensinn sich verbirgt, werden ausgeräumt, der Baron will mir die Einrichtung für ein Billiges überlassen, aber ich will den Plunder einer alten Jungfer nicht —"

„Ferdinand", sagte Fräulein Sarbeck rasch, „hätten Sie ihr freundlich' liebevoll oben Alles geschenkt, sie wäre sehr glücklich und dankbar gewesen."

„Dankbar! Pah! Das ist sie noch nie gewesen, und sie ist mein Weib und gehört herunter zu mir; ihre Kränklichkeit wird natürlich immer fort-

dauern, weil sie sich in diesem Zustand gefällt, aber mir gefällt das nicht und sie hat sich nach mir zu richten."

„Gewiß, gewiß", erwiederte Fräulein Sarbeck. „Aber sie war ja auch nie so, es muß körperlich sein und giebt sich sicherlich."

Sie stand jetzt auf und packte den Vorrath ihrer Arbeit in ein Kästchen und unter dem Vorwand, noch mancherlei besorgen zu müssen, verließ sie rasch das Zimmer.

Jetzt war der Advocat allein. Mit seinem langsam schleppenden Gang maß er das Zimmer auf und nieder; zuweilen blieb er stehen und sah in die Dunkelheit hinaus; er gedachte der Zeit, wo er als armer, kränklicher Knabe in der Schule sich abgequält und wie er die reichen, wohlgebildeten Mitschüler beneidet. Wie seine Mutter ihn getröstet, er wäre klüger als alle seine Kameraden, es würde ihm schon einmal glücken, er könne sich dann auch Wagen und Pferde halten, ein Haus kaufen und Leute miethen, aber sie hatte ihm nie gesagt: „Du wirst auch ein Weib finden, das Dich liebt, wie ich Deinen Vater geliebt, trotz seiner Armuth, seines einfachen Wissens!" — und jetzt strebte er danach, nach diesem Glück, unaufhörlich, rastlos.

Er ging rasch an den Tisch zurück, zog die Lampe dicht heran und las eifrig einen Brief durch, den er aus der Brusttasche seines Rockes gezogen. Das Ende darin lautete: „Er hat bereits vor vier Wochen seinen Abschied erhalten und verläßt Deutschland in diesen Tagen für einige Jahre."

„Jahre", sagte der Procurator leise, während er den Brief wieder zusammenlegte. „Das sind viele Tage und Wochen."

XII.

Abschied.

Von den vielen Tagen, die Herr Amra rechnete, von dem an, wo er mit Ulrike in die Stadt fuhr, um Möbel zu kaufen, neigte sich dieser erste zu Ende. Langsam zog sich das Licht, vom Schatten gefolgt, von dem Rasenplatz zurück und zwei fieberheiße Augen beobachteten mit Aufmerksamkeit die mehr und mehr um sich greifende Dunkelheit. Rahel war es; sie saß auf ihrem gewöhnlichen Platz, in der offenen Thür des Gartensalons.

Seit dem Abend, wo der Graf sie auf ihren Wunsch besucht, wo sie in einer langen Ohnmacht endlich von der alten Magd aufgefunden und zu sich gebracht worden, war sie körperlich rasch hingewelkt. Matter und immer matter wurden die Lebenskräfte und je mehr ihr Mann oder ihre Tante sie glaubten durch höhnische und harte Worte zu erwecken, desto mehr verlor diese Art von Behandlung ihre Kraft. Anfangs hatten Beide ihr Furcht eingeflößt, aber auch dies Gefühl war erstorben und sie suchte nur von Fräulein Berner zu erfahren, was für Veränderungen in ihrer Familie vor sich gingen. Sie wußte, daß Graf Wallis für immer fort wollte, aber sie fragte sich noch stets: ist er schon fort, oder hält er sein Wort und geht nicht ohne Abschied von Dir? Und dann dachte sie: Wenn er käme und träfe ihren Mann, ihre Tante und würde mit Hohn abgewiesen und das einzige letzte Glück nähmen die Beiden von ihr.

Ehe es ganz dunkel wurde, brachte man Licht und die Magd fragte, ob die Frau Procurator nicht etwas wünsche.

„Nein", sagte Rahel. „Vielleicht später, ich will dann klingeln."

„Und soll die Thür aufbleiben?"

„Ja, die Luft ist ja mild."

Das Mädchen schraubte noch an der Lampe herum, blieb eine Weile wieder stehen, sie hätte gern etwas geschwatzt, aber mußte sich doch endlich stillschweigend entfernen. Rahel sah nach der Lampe hin. Ihr heller Schein beleuchtete die Familienbilder, sie kamen alle fort, die kahlen Wände blieben, da horchte sie auf. In der tiefen Stille war auch das kleinste Geräusch hörbar — es kam Jemand über den Kiessand eilig, mit festem Schritt. Sie erhob sich, sie starrte hinaus in die Nacht — wer kam den Weg herauf? Jetzt kam der Schritt näher — jetzt — und die leere Thür füllte plötzlich eine hohe, dunkle Gestalt. Sie schrie auf und fiel in den Sessel zurück.

„Ich komme, mein Wort zu halten, um Abschied zu nehmen", sagte eine bebende Stimme. „Sie haben es doch nicht vergessen?"

Dies Wort rüttelte sie empor. „Vergessen?" sagte sie und faltete ihre Hände in einander, daß sie nicht zitterten. „Ich habe nur noch gelebt für diesen Augenblick — und er ist da, wirklich da?"

Sie sah zu ihm auf, er stand vor ihr und starrte sie an. Man hatte es ihm gesagt, daß sie immer elend sei, er hatte nicht recht daran geglaubt, aber jetzt sah er es. Er warf den Hut, den er bisher in der Hand gehalten, fort und faßte nach ihren Händen.

„Ja, er ist da", sagte er leise. „Das war der einzig richtige, unsere Wege mußten auseinander gehen."

Sie neigte den Kopf, als füge sie sich in Alles, was er wolle.

„Rahel", sagte er, ließ ihre Hände los und strich über ihr lockiges Haar, „dachtest Du, ich liebte Dich nicht?"

Er kniete neben sie hin und seine dunklen Augen sahen mit dem Ausdruck namenloser Verzweiflung in ihr bleiches, verzehrtes Gesicht.

Sie nickte und sagte dann: „Nicht sehr."

„Ach!" rief er. „Du einzig Geliebte!" und legte seine glühende Stirn in ihre Hände. „Du Makellose! Ich litt unaussprechliche Pein, daß ich es Dir nicht zeigen durfte, wie ein Mann ertragen kann. Du solltest leben lernen ohne mich, oder —'

Sie lächelte und sagte hastig: „Oder sterben mit Dir. O komm, komm, nimm mich mit Dir! Es wird nur noch ein kleiner Rest sein, den ich zu vergeuden habe, ach, laß ihn mich in Deiner Nähe dahin geben!"

„Rahel, nein, Du vergißt, ich kam, um Abschied zu nehmen." Er erhob sich und zog sie mit sich empor.

„Für immer?" sagte sie.

„Wer kennt sein Schicksal? Wie dachte ich je, daß ich so enden würde."

„Du Stolzer, Herrlicher!" rief sie und all die verborgene Lebensglut flammte noch einmal in ihr auf. „Nein, Du darfst nicht in dieser Menschen Nähe athmen! Du, mein Ideal vom ersten Augenblick, wo Dein zorniges Auge auf mir ruhte."

„Rahel!" —

„Laß es mich Dir beichten, wie ich Dich geliebt! Du darfst es hören, denn es ist, als wenn der Pfeil, aus der tödtlichen Wunde genommen, den Verletzten langsam sterben macht. So vergehe ich, nachdem ich Dir mein Geheimniß verrathen."

Morgen früh um Acht", sagte Graf Wallis und ein Zittern durchlief

seinen ganzen Körper, „da gedenke meiner, da gehe ich fort. Rahel, Du wirst schweigen, uns soll Niemand antasten, wir gehören uns allein, hörst Du mich, Rahel?“

Sie lächelte und faltete ihre Hände über ihr klopfendes Herz.

„Wenn Dich die Luft kühlt und die Sonne durchglüht, dann denke an mich.“

Graf Wallis schauerte zusammen, dann faßte er ihren schmalen Kopf zwischen seine Hände, preßte seine Lippen auf ihre Stirn, ihre Wangen, ihren Mund.

„Rahel, es ist Zeit“, flüsterte er. „Lebewohl.“

Sie sank matt herab, er ließ sie auf den Stuhl gleiten und faßte nach ihrer Hand, sie war kalt.

„Rahel!“ rief er in Verzweiflung. „Ich folge Dir!“

Sie schlug die Augen auf. „Du Theurer!“

Dann war Alles still.

Eine Stunde danach kam das Mädchen, öffnete leise die Thür, fragte, ob sie jetzt nicht der Fran Procurator etwas bringen solle? Es kam keine Antwort. Sie horchte einen Augenblick, dann schlich sie auf den Fußspitzen näher. „Sie schläft“, sagte sie leise. „Aber die Herbstluft ist feucht und kalt.“

Sie schloß behutsam die große Salonthür und ging dann wieder zu dem Mädchen der Verwalterin, die vor dem Hause saß.

„Wir können noch ein wenig schwatzen, meine Frau ist eingeschlafen.“

XIII.

Schluß.

Wieder ist es Herbst und im Kesselhof ist Alles beschäftigt, um morgen das junge Ehepaar, Max von Harsten und dessen Frau zu empfangen. Fräulein Berner steht mit zwei Bauernjungen am Eingang des Hauses und nagelt mit deren Hülfe Eichenlaubguirlanden an. Endlich ist sie fertig, klopft die Schürze rein von all dem Blätterstaub und sagt den Jungen, sie möchten Besen und Schippe holen, um Alles rein zu fegen. Frau von Teichel steht in der großen, hellen Küche und bäckt Macronentorte — überall Leben und Freude, denn bei den Frauen ist nichts willkommener als solche Feste. Gegen Abend ist Alles im gehörigen Fluß und man denkt, daß sich vom Anfang an bis zum Ende der morgige Tag gut abwickeln wird.

In der Dämmerung kommen die beiden Schwestern von Harsten.

„Ihr bringt doch nicht etwa einen Refus von Einem von Euch?“ sagte Frau von Teichel.

„O nein!“ erwiederte die Aelteste. „Wir kommen Alle, Alle die da sind, ich denke neun, die Zahl der Musen.“

„Schade, daß die Gräfin Mutter nicht gekommen!“ sagte Lotte und schlug dabei mit ihrem Hut nach der alten Katze, die um sie herumschnurrte. „Ich hätte sie gern kennen gelernt.“

„Sie ist sehr leidend seit dem Tod ihres Sohnes“, meinte Frau von Teichel.

Lotte sprang auf. „Unerträgliches Thier!“ rief sie und trampelte mit den Füßen, um die Katze zu erschrecken.

„Es war aber auch zu hart", ſagte Fräulei
Gräfin, kaum war er ein paar Monate im Regim
er dem klimatiſchen Fieber erliegen."

„Sie muß heraus!" ſchrie Lotte, jagte die Ka

Als ſie draußen war, ſetzte ſie ſich vor die T
in die Hand. Dann ſah ſie auf und ſagte zornig:

„Das weiß der große Gott! Kaum ſind wir
erzählen ſie es wieder und ich kann es nicht mehr h
mich, der ſchöne, ſtolze Menſch!" — Sie drückte i
Augen, es ſollten keine Thränen herauskommen. „
ſagte ſie nach einer Weile und ging wieder herein.

Fräulein Berner kam ihr mit ihrer Schweſte

„Ich will Euch ein Stück Wegs begleiten."

Beide Mädchen faßten ſie unter und wandert
ihrem Gute zu.

Kaum war Frau von Teichel zehn Minuten
Sarbeck gemeldet wurde.

„Mein Gott, ja — ſehr angenehm!" ſagte
erſt vor den Spiegel und ordnete ihren Anzug, un
gegen zu gehen.

Fräulein Ulrike trat ein und entſchuldigte ſich
Kommens.

„Bitte, Sie ſind immer angenehm!" ſagte
führte ſie nach dem Sopha. „Wie geht es?"

Fräulein Ulrike war in Halbtrauer und viell
magerer und bleicher, als ſie es in Wirklichkeit w
ihr dargebotenen Sopha Platz und ſagte mit einen

„Ich denke, Frau von Teichel, es geht ganz l

„Das freut mich. Dem Herrn Procurator a

„Eben ihm, mir — nun, man darf nicht an

„Das ſehe ich nicht ein, liebes Fräulein, Sie
curator eine große Stütze in ſeiner Einſamkeit."

„O ja, zuweilen denke ich das auch. Aber ich
für Rahel."

„Ja, für Rahel."

Danach entſtand eine kleine Pauſe.

„Damals", fuhr Frau von Teichel fort, „
genau nach Allem erkundigen, es kam mir indiscre
ſo gern das Nähere hören, denn wirklich, ich liebte h

„Es war furchtbar!" ſagte Fräulein Sarbec
rung mit ihren zugekniffenen Augen. „Als wir
nicht mehr unter den Lebenden! Ich glaubte, Fe
Aber er vermag viel über ſich."

„Sie hatte einen Herzſchlag bekommen; nicht
Herzfehler?"

„Das wohl nicht, aber ſie war von ſehr z
ſcheinlich war ſchon ſeit längerer Zeit ihre Geſundh
merkte es wohl, doch Ferdinand wollte nichts davo

„Ich dachte eigentlich, ſie wäre eine glückliche
doch ein heimlicher Kummer an ihr, der ſie langſa

Fräulein Sarbeck schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Vielleicht, wer kann es wissen! Wem hätte sie sich anvertraut, und was hätte es geholfen! — Nichts, nichts!“

Sie wiederholte die letzten Worte wie für sich selbst.

„Nanni sagte mir neulich, das Grab Rahels sei mitten im Wald. Der Gedanke ist so schön — dies liebliche Geschöpf sich da ruhen zu denken.“

„Ja, das Grab ist sehr schön, wenn man das bei einer solchen Gelegenheit sagen kann.“

„Und der Herr Procurator hat wirklich seine Praxis aufgegeben? Wie vertreibt er sich nur die Zeit, ein Mann, der an solch strenge Thätigkeit gewöhnt war?“

„Mit der Zeit muß er das eben lernen, es war sein Wille. Und dann —“, sie hielt ein und sagte aufstehend, „es wird jetzt so rasch dunkel, ich will mich wieder entfernen, es war mir lieb, einmal eine kleine Fahrt gemacht zu haben und nicht umsonst.“

„Kommen Sie doch öfters, liebes Fräulein, und nicht auf so kurze Zeit, Sie sind stets recht willkommen.“

Sie klopfte Fräulein Ulrike freundlich auf die Schulter.

„Ich würde dies so gern thun“, sagte sie, „aber es ist so schwer, den Wagen zu bekommen.“

„So werde ich Sie holen lassen! Für morgen dürfte ich nun wohl gar nicht mit einer Einladung kommen? Max von Harsten bringt seine junge Frau zum ersten Mal, die geborene Wallis, Sie wissen doch?“

„O ja, ich weiß, ich sah die bekränzte Thür. Ich wünsche Ihnen einen recht frohen Tag und leben Sie jetzt wohl.“

Frau von Teichel verabschiedete Fräulein Ulrike mit all der ihr zu Gebot stehenden Freundlichkeit, sie geleitete sie sogar bis an den Wagen; dann ging sie langsam zurück. Unter der geschmückten Thür blieb sie stehen und sah dem Wagen nach, der langsam in der Dämmerung verschwand.

Merkwürdige Justizmorde.

I. Die Besessenen von Loudun. Ein geistliches Gaukelspiel.

In Loudun, einer kleinen Stadt in Poitou, lebte 1632, also zur Blüthezeit des Richelieu'schen Regiments, ein Geistlicher, Namens Urban Grandier. Ein schöner, verführerischer, feingebildeter Mann von den liebenswürdigsten Manieren, war er schnell der Mittelpunct des Interesses in Loudun und Umgegend geworden, ja der Ruf seiner Vorzüge verbreitete sich durch ganz Poitou. Als Pfarrer zu St. Peter und als Präbendar des Stiftes zum heiligen Kreuze war er im Besitz eines reichen Einkommens, und dieser Umstand, im Verein mit den genannten Vorzügen des unwiderstehlichen Priesters in den kräftigsten Mannesjahren, erweckte dem sorglosen Grandier ebensoviel Feinde unter den Männern, wie Freundinnen unter den Frauen.

Denn die Letzteren hatten sein Leben so stark beherrscht, daß er bald, ungeachtet seiner priesterlichen Würde — die sich auch schon vor zweihundertfünfzig Jahren sehr gut mit werkthätiger Liebe vereinigen ließ — in den nicht unbegründeten Ruf eines Don Juan kam.

Erregte er schon durch sein glänzendes Predigertalent und seine offene Polemik gegen die Klöster den Neid und Haß seiner geistlichen Amtsbrüder, gegen die er ziemlich nichtachtend und stolz auftrat, so schuf er durch seine zahlreichen Liebesabenteuer ein Heer von eifersüchtigen, rasenden Ehemännern, Bräutigams und empörten Vätern. Obwohl Grandier ein dauerndes, inniges Verhältniß mit der Frau eines Magistratsmitgliedes von Loudun unterhielt (eine Art Gewissensehe, zu deren Beschönigung er eine Abhandlung gegen das Priestercölibat geschrieben, aber natürlich nicht veröffentlicht hatte), nannte man noch viele Damen aus Loudun, welche intime Beziehungen mit dem schönen Pfarrer unterhielten. Unter Anderm hatte ein Liebesverhältniß mit der Tochter des königlichen Procurators Trinquant Folgen gehabt, welche den Großpapa wider Willen zum tiefsten Haß gegen den Verführer seiner Tochter anstachelten. Auch der Advocat Meneau, dessen Angebetete Grandier den Vorzug gegeben hatte, wurde ein wüthender Gegner des Letztern, um so mehr, als Meneaus bester Freund, der Domherr Jean Mignon vom Collegiatstift zum heiligen Kreuz, der größte und gefährlichste Feind Grandiers war.

Mignon, ein geborener Intriguant, war Beichtvater der Nonnen im kürzlich errichteten Ursulinerinnenkloster zu Loudun. Diese Nonnen, welche sich dem Unterricht der Jugend widmeten, obwohl sie meist unwissend waren, hatten im Jahre 1632 mehrere junge Pensionärinnen. Es ging da unter den jungen, muthwilligen Mädchen und den ungemein lebenslustigen Nonnen, deren Superiorin eine noch sehr schöne Frau war, recht toll zu. Man verkleidete sich, suchte Abenteuer in der Stadt, und im Kloster selbst spielten die Insassen Spiele, in denen die Entzückungen der Heiligen auf sehr weltliche Weise nachgeahmt wurden. Ja man neckte und quälte sogar die Nach-

Kaiser Wilhelm vor fünfzig Jahren.

barschaft, indem man Nachts, in weiße Laken verkleidet, Gespenstererscheinungen in Scene setzte und die Umwohner erschreckte. Diese Spielereien der Nonnen kamen dem intriguanten Mignon, der dieselben lächelnd duldete, in seinem Plan gegen Grandier, wie wir sehen werden, gut zu statten.

Auch die Nonnen von Loudun schmachteten nach dem verführerischen Grandier, um so mehr, als die discrete Verschwiegenheit des schönen Priesters bei seinen Liebesverhältnissen bekannt war, eine Eigenschaft, welche von dem nicht immer verschwiegenen Geschlecht ungemein geschätzt wird. Aber Grandier mochte keine Neigung für die Nonnen haben. Er verschmähte die Anträge der Superiorin und einer Laienschwester und nun war sein Verderben beschlossen.

Die Ursulinerinnen von Loudun sind vom Teufel besessen. Diese Nachricht verbreitete sich plötzlich blitzschnell über ganz Frankreich.

Wer die große Rolle kennt, welche der Teufel bis in das achtzehnte Jahrhundert spielt, wer sich der vermeintlichen Teufelsbesessenheit schon aus dem Evangelium her erinnert, der wird wissen, daß der Teufel im Neuen Testament hebräisch oder griechisch, im Mittelalter und den folgenden Jahrhunderten aber lateinisch — die officielle katholische Priestersprache — spricht. Dies glaubten wir zur Erklärung des Spätern vorausschicken zu müssen. Und im Grunde handelte der Teufel weder unpraktisch noch undogmatisch, wenn er sich einige junge Damen zum Wohnsitz erkor.

Wenn in unseren Tagen junge Mädchen von himmlischen Wundmalen besessen sind, warum sollte nicht früher sich auch der Teufel das harmlose Vergnügen gemacht haben, seine Male den „jungen unerfahrenen" Gliedern einer Jungfrau aufzudrücken?

Mignon, der um diese Zeit einen Proceß wegen eines zu Grandiers Dompräbende gehörigen Hauses gegen Grandier verloren hatte, beschloß: der Teufel von Loudun, der in die Ursulinerinnen gefahren, solle Urban Grandier heißen. Nun wurden fleißige Proben zur Komödie der Besessenheit von Mignon mit den Nonnen vorgenommen. Alle Verzückungen und Verzerrungen des Körpers, welche die Wirkung des Teufels versinnlichen sollten, die Fragen und Antworten, die der Teufelsbeschwörer zu stellen und zu erhalten hatte, wurden sorgsam geübt. Als sich in einigen der Nonnen eine Spur von Gewissen regte, stellte Mignon den Nonnen vor, daß zur größern Ehre Gottes ein so lasterhafter und ungläubiger Mann, wie Grandier, dessen Seele zur Hölle verdammt sei, Mittel erheische, welche der Zweck heilige. Auch würde ja der Zulauf der Neugierigen das Kloster offenbar bereichern und die Nonnen weit und breit berühmt machen. Ein schrecklicher Schwur der Verschwiegenheit ward den Nonnen abgenommen und die Tragödie begann mit der Komödie.

Die Hauptbesessene war die Superiorin, eine der schönsten Frauen von Frankreich, wie sie ein Zeitgenosse nennt, eine geborene Baronesse von Belfiel. Als die zur Untersuchung der Besessenen erschienenen Magistratspersonen, darunter Trinquant, Grandiers Todfeind, die Zelle der Superiorin betraten, lag diese mit indecenten krampfhaften Bewegungen da und ahmte das Grunzen eines Schweines nach. Mignon war natürlich der Teufelsbeschwörer. Die Unterhaltung zwischen ihm und der Besessenen in Gegenwart der ersten Zeugen wurde lateinisch geführt. Wir geben sie wörtlich in deutscher Uebersetzung wieder. Frage des Beschwörers an den Teufel: Warum bist Du in den Körper dieser Jungfrau gefahren? Antwort: Aus

Rachbegierde. Frage: Auf welche Weis
ſie geſchickt? A. Urban Grandier.

Da überdies die Beſeſſene, in Vor
aß, ſo war die Verwunderung groß. S
hübſches Mädchen, hatte Verzückungen de
nicht ſo gelehrt, daß er Latein verſtand.

Bald darauf verfiel die Superiorin
ein Himmelbett, das am Kamin ſtand. S
und eine ſchwarze Katze ſprang aus den
der leibhaftige Gottſeibeiuns regelrecht b
zur allgemeinen Heiterkeit erkannte, daß
Um der Situation wieder den feierlichen
riorin, ſechs Teufel im Leibe zu haben,
Wieder traten die Verzückungen ein. Di
Höhe, daß ſie mit ihrem Arm faſt den
ſchien ihr ſo heiß zu werden, daß ſie da
zum Vorbild nahm.

Auch die Aerzte von Loudun wurde
hinzugezogen. In ihrem amtlichen Beric
gewaltſame Bewegungen und Verzückungen an der Superiorin wahrgenommen, allein ein Beſuch reichte nicht zu, die Urſache dieſer Bewegungen einzuſehen, welche ebenſogut natürlich wie übernatürlich ſein könnten. Sie verlangten, die beſeſſenen Nonnen beſonders zu unterſuchen, um richtig über ihren Zuſtand urtheilen zu können. Deshalb wünſchten ſie, Tag und Nacht unausgeſetzt bei ihnen zu bleiben, damit ſie auch die Enthaltung der Speiſen beobachten könnten. Die körperliche Unterſuchung könne in Gegenwart der nicht beſeſſenen Nonnen und obrigkeitlicher Perſonen ſtattfinden. Aber nur, wenn man ihnen derartig freie Hand gäbe, könnten ſie ein eingehendes Gutachten abgeben. Man ſieht, die Aerzte von Loudun waren vernünftiger als man es zu jener Zeit der Hexenproceſſe erwarten durfte.

Auf Grund der Beſchuldigung Grandiers, er habe die Nonnen durch teufliſche Zauberkünſte behext, wurde Grandier, der anfangs dem Treiben im Kloſter ſorglos, verachtungsvoll zugeſehen hatte, ſpäter aber doch zur Reſtitution ſeiner Ehre Schritte bei ſeinem Vorgeſetzten, dem Biſchof von Poitiers, that, von dieſem, der durch Trinquant gegen Grandier eingenommen war, verurtheilt, ohne verhört worden zu ſein. Dennoch gelang es der Energie Grandiers, durch das Parlament von Paris ſich von dem ihm zur Laſt gelegten Verbrechen freiſprechen zu laſſen. Grandier triumphirte. Aber als ſein Gönner, der Erzbiſchof von Bordeaux, der bereits dem Biſchof von Poitiers wegen ſeines ungerechten Verfahrens einen Verweis gegeben, dem vielgehaßten Mann wohlwollend rieth, ſeine Pfarrſtelle mit einer andern zu vertauſchen und Loudun, wo er ſo viele Feinde hätte, zu verlaſſen, ſchlug Grandier im Taumel des Siegesbewußtſeins dieſen Rath in den Wind. Auch mochte ſeine Geliebte in Loudun ein ſtarkes Argument gegen den Vorſchlag des Erzbiſchofs ſein.

Genug, Grandier blieb in Loudun zu ſeinem Verderben. Er erhielt von ſeinen Freunden einen Lorbeerkranz, der ihn noch ſtolzer machte, und traf bereits Anſtalt, ſeine Feinde vor Gericht zur Schadloshaltung anhalten zu laſſen. Natürlich ſpornte das die Rachbegierde ſeiner wüthenden Gegner noch heftiger an.

Man suchte jetzt den Untergang des verhaßten Grandier durch einen wirksamern Hebel herbeizuführen. Kein Anderer, als Cardinal Richelieu, der Allgewaltige Frankreichs, war dazu ausersehen.

Es lag dazumal im Plan Richelieus, die kleinen Schloßfestungen, die sich in vielen kleinen Provinzialstädten erhoben und häufig Stützpuncte der Fronde waren, zu zerstören. Auch Loudun besaß ein solches Castell. Die Commission, das Schloß Loudun der Erde gleich zu machen, wurde dem Staatsrath von Loubardemont, einer Creatur Richelieus, die der Cardinal als Mohr Muley-Hassan zu allen heiklen Geschäften benutzte, übertragen. Die Verschworenen gegen Grandier brachten den Schmarotzer Loubardemont bald in ihr Netz. Durch schwelgerische Gastereien und Schmeicheleien von Damen, gegen deren Reize der Herr Staatsrath nicht ganz unempfindlich war, gelang es ihnen leicht, denselben für ihre Zwecke zu gewinnen. Man fand denn auch bald das richtige Mittel, um Richelieu gegen Grandier aufzubringen.

Im Dienst der Königin befand sich eine Frau aus der niedrigen Volksclasse Louduns, Namens Hamon. Als der Cardinal jüngst einmal vorübergehend in Ungnade gefallen war, erschien eine beißende Satire auf ihn unter dem Titel „Die schöne Schusterin". Die Hamon sollte verschiedene Details zu dieser Brochüre geliefert haben, welche dem Cardinal ein sehr compromittirendes Liebesverhältniß mit einer schönen Schusterin zuschrieb, unter deren Pantoffel der Allmächtige stehen sollte. Es waren hier Pikanterien mitgetheilt, welche das Publicum sehr ergötzten, den Cardinal aber gewaltig ärgerten. Die Hamon war ein Beichtkind von Grandier gewesen und so hatte der von Mignon gut instruirte Loubardemont leichtes Spiel, Grandier die Autorschaft des Pasquills zuzuschreiben, das dieser gar nicht einmal kannte. Der Cardinal, wüthend über Grandier, überließ seine Rache seiner Creatur Loubardemont, dem er plein pouvoir gab.

Als Loubardemont, in schmunzelnder Erwartung der Tafel- und Liebesfreuden von Loudun wieder nach dieser Stadt zurückkehrte, hatte Mignon bereits wacker vorgearbeitet. Er dachte wie Faust: Du sollst mich hören stärker beschwören. Zu den zwei Besessenen hatten sich noch fünf Nonnen hinzugesellt, eine harte Arbeit für den Beschwörer. Sofort nach Loubardemonts Rückkehr gab dieser Befehl, ohne irgend eine gerichtliche Untersuchung, Grandier festzunehmen. Als er die Frühmesse lesen wollte, ward er verhaftet, und zwar in Gegenwart seiner Feinde, die sich versammelt hatten, um sich an diesem Schauspiel zu weiden. Grandier wurde in das Burggefängniß von Angers abgeführt. In der Haft schrieb er einen interessanten Aufsatz voll philosophischer und religiöser Betrachtungen in edlem Stil. In Loudun war man sofort über seine Bücher und Papiere hergefallen. Man fand darunter die obenerwähnte Abhandlung gegen das Cölibat und zwei Blätter, die mit etwas sehr freien erotischen Versen beschrieben waren — eine neue Waffe gegen Grandier. Alle diese Papiere wurden hinweggeführt, obgleich sich Grandiers siebzigjährige Großmutter Dem widersetzte.

Die gerichtliche Untersuchung gegen Grandier, den man in Angers auf das Einseitigste und Parteilichste verhörte, nahm am zweiten December 1633 ihren Anfang. Jetzt wurden auch mehrere Geistliche und Mönche, denen man fette Pensionen aussetzte, zu Teufelsbeschwörern ernannt, da Mignon allein das heilige Amt zu schwer wurde und er so auch noch mehrere seiner Amtsbrüder in sein Interesse zog. In einer neuen großen Beschwörung

stellte man der Superiorin die Frage, von welchen Teufeln sie besessen sei. Sie antwortete, daß sie den Asmodi, Gresil und Aman im Leibe habe, aber von Astaroth, der wahrscheinlich ihrer überdrüssig geworden war, schwieg sie. Auch zeigte sie zoologische Neigungen, denn sie behauptete, die Teufel fänden sich bei ihr als Kater, Hund, Hirsch und Bock ein.

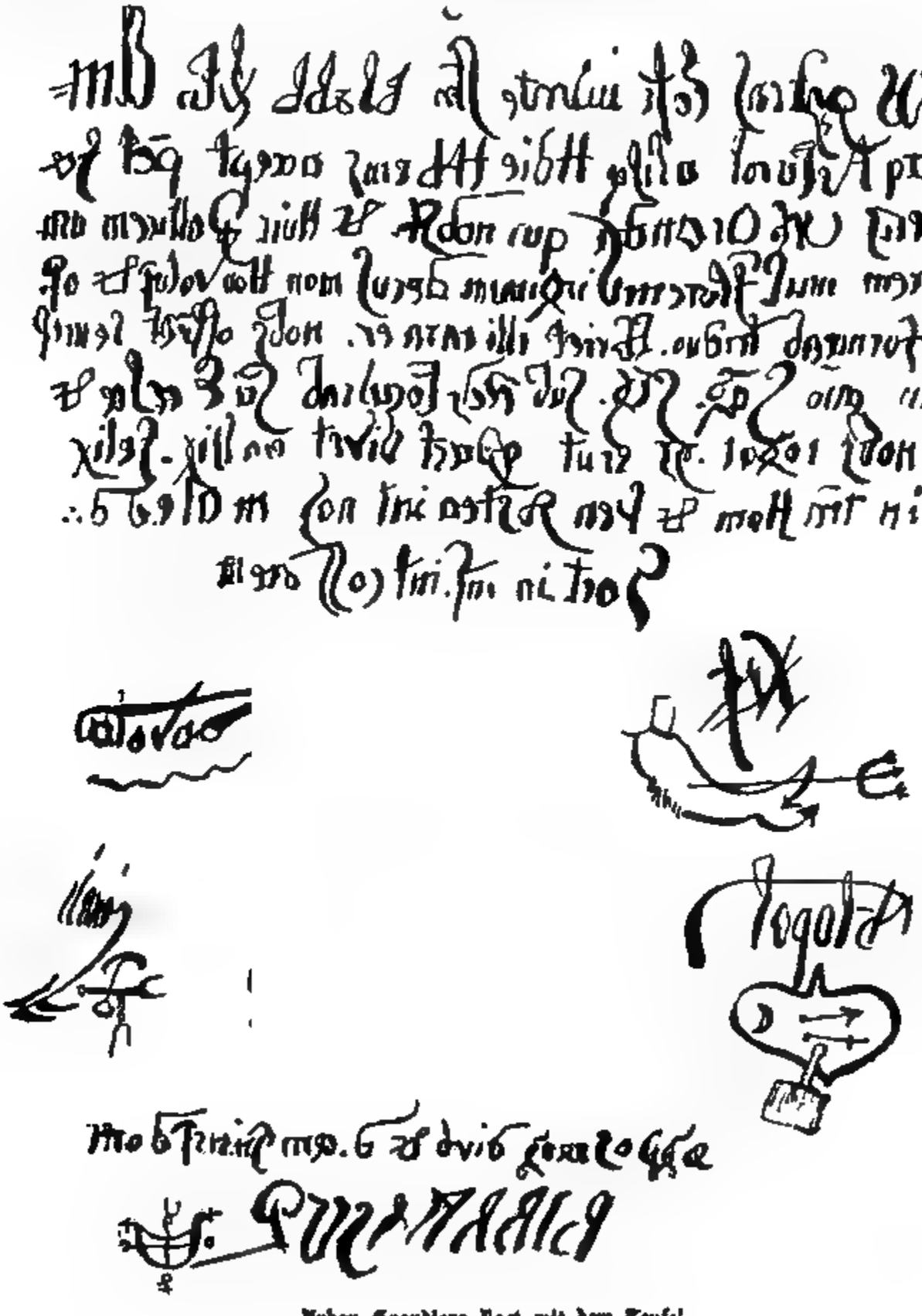
Nunmehr wurde auch Grandier nach Loudun übergeführt und in ein finsteres Gefängniß gebracht, in welchem man ihm nicht einmal ein Bett zugestand. Zu des Angeklagten Richtern waren absichtlich nur Grandiers notorische Gegner gewählt und als die Aerzte der Stadt sich weigerten, zu der Untersuchung nach Teufelsmalen am Körper Grandiers die Hand zu bieten, wurden Aerzte aus umliegenden kleinen Städten, im Verein mit einem befeindeten Apotheker aus Loudun zur Körperuntersuchung herangezogen.

Die Körperbesichtigung Grandiers, welche die Superiorin verlangt hatte, weil sie behauptete, er habe fünf Teufelsmale auf dem Leibe, an denen er für jeden Schmerz unempfindlich wäre, fand in Gegenwart dieser frommen jungen Dame statt. Der Wundarzt Manouri stach den Armen mit der Spitze seiner Sonde so oft in den Körper und quälte Grandier so absichtlich, daß es die Zeugen nicht länger mit ansehen konnten. Man fand zwei Male auf dem Rücken, bei deren Berührung mit der Sonde Grandier großen Schmerz empfand. Um diese Scharte auszuwetzen, versprach die Superiorin, der Teufel werde das Baret des Herrn von Loubardemont in die Höhe heben und so lange frei in der Luft halten, als man das Miserere singen würde. Dabei, wie bei allen späteren Untersuchungen und Beschwörungen, bewies sich ein Pater Lactantius noch eifriger als Mignon. Er leitete auch diesen frommen Betrug, der von einem ehrlichen Zeugen bald ans Licht gebracht wurde. Ueber der Zelle, gerade über der Stelle, wo Loubardemont saß, befand sich ein Mönch, der eine Angel hatte, an der lange, dünne Haare befestigt waren. In der Decke war ein Loch, durch welches ein Angelfaden an die Mütze Loubardemonts angehakt wurde, welche so frei schwebend in der Luft erschien.

Die Dunkelheit der abendlichen, nur von zwei Wachslichtern erleuchteten Zelle begünstigte den Betrug ungemein. Nicht lange und die Superiorin fing an aus mehreren Wunden zu bluten, tout comme chez nous à la Louise Lateau. Nur daß die Louduner Wunden vom Teufel herrühren sollten. Man bewies auch hier der erfinderischen Dame, daß sie sich die Wunden selbst beigebracht; aber das Prestige verlor darum doch nichts von seiner Kraft. Die Superiorin ging noch weiter, denn sie hatte einen guten Magen. Sie spie Federkiele und Knöpfe aus. Von allen Seiten kamen die Neugierigen, das Wunder zu sehen. Jetzt brachte auch Pater Lactantius die Copie des Vertrages zum Vorschein, den Grandier mit dem Teufel geschlossen hatte und der das größte Aufsehen erregte. Wir geben diesen merkwürdigen Pact getreu nach dem Original beistehend wieder. Er lautet aus dem Lateinischen übersetzt, wie folgt:

Wir, der allmächtige Lucifer, haben heute unter dem Beistande Satans, Beelzebubs, Leviathans, Elimis, Asteroths u. A. das Bündniß, welches Urban Grandier mit uns geschlossen, angenommen, wofür wir ihm Unwiderstehlichkeit bei den Frauen, die Blüthe der Jungfrauen, alle erdenklichen Würden, Auszeichnungen, Vergnügungen und Reichthümer versprechen. Er wird ein wüster Verführer sein, die Trunkenheit wird er nicht lassen, alljährlich einmal wird er uns seine Huldigung, mit seinem eignen Blute besiegelt, darbringen, die Sacramente der Kirche wird er mit

Füßen treten und ſeine Gebete an uns richten. Kraft dieſes Vertrages wird er zwanzig Jahre alle irdiſchen Freuden genießen und ſodann in unſer Reich eingehen, um mit uns gemeinſchaftlich Gott zu läſtern! So geſchehen in der Hölle im Rath der Dämonen. Gez. Lucifer. Beelzebub. Satan. Elimi. Leviathan. Aſteroth. Viſa für die Signatur und das Siegel des teufliſchen Meiſters und aller Oberhäupter der Dämonen. Contraſignirt: Baalbarith, Secretär.



Urban Grandiers Pact mit dem Teufel.
Getreu nach dem Original.

Grandier ſelbſt wurde in Gegenwa
ten Biſchofs von Poitiers mit den Be
Lügen, wies ihren Betrug und ihre U
hätte mit dem Satan und allen Teufeln
gleich im Uebrigen ein großer Sünder,
und ſetze ſein ganzes Vertrauen auf Je
ihn ſolcher Abſcheulichkeiten beſchuldigt
vorbringen.

Schon kamen die Vernünftigen in
zeugung, daß ſie es hier mit einer niede
allein Loubardemont wußte ihnen — es
tismus, und Richelieu, Loubardemonts
Mund zu ſtopfen. In einer Verordnung
Strafe, von den beſeſſenen Nonnen und
und die Partei der Beſeſſenen hatte nun

Und dennoch ließ ſich der Sieg de
Schweſtern Clara und Agneſe geſtanden
gegen Grandier ausgeſagt, Verleumdung
Lactantius eingeblaſen ſei. Sie wären
zwungen, Gott und der Wahrheit die Eh
fahren, was da wollte. Aber dieſe Ausſ
Kunſtſtücke des verſchmitzten Teufels verl
hier hieß es: Thut nichts, der Jude wir

Der Gerichtshof, der dem unglücklich
ſollte, wurde großentheils aus perſönliche
mengeſetzt. Die Uebrigen urtheilten Rich
die das Verderben Grandiers wollten.
ger von Loudun an den König, worin ſi
Beſeſſenen und den Betrug aufzudecken
ſem Schriftſtück befand ſich auch eine
ſchwörer, welche, unter dem Vorwande,
unbeſcholtene Frauen und Jungfrauen
entehrenden Betaſtungen hätten unterwe
ſicher vor der Teufelsriecherei der Comm

Auch das half nichts. Die Bürger
ſchüchtert und unter Androhung von 20
dung der Beſchwerde gehindert. Grandi
gewiſſenhaftere Unterſuchung ſeines Fal
worfen ward.

Charakteriſtiſch ſind folgende Anklä
Ausſchlag für die Verurtheilung gaben.
hätten auf einmal zu Grandier die heft
ſagte, daß ihr dieſes begegnet, als ſie d
genommen und er ſie dabei ſtarr angeſ
ſie verzehrt worden, ſei ein kleiner Sch
gangen. Die Andere ſagte, daß er ſie ir
die Hand gedrückt habe und daß ſie dara
ihm eingenommen worden wäre. Die dr
an der Kirchthür der Carmeliter, wohin
ſtarr angeſehen, worauf ſie außerordentli

Begierde nach seinem Besitz ergriffen worden sei. Ein anderer
aus, er habe in Grandiers Studirstube Agrippa von Nettesh
„De incertitudine et vanitate scientiarum“ (von der Unge
Eitelkeit der Wissenschaften) offen liegen sehen, und zwar sei
aufgeschlagen gewesen, welches von den Mitteln handelt, sich bei
beliebt zu machen. Ach, die Frauen! Armer Grandier! Schön
auch, und das war Dein Verderben!

Am 18. August 1634 ward das Urtheil über Grandier in
Worten verkündet:

„Wir thun den Ausspruch, daß Urban Grandier des Verbrechens
Kunst, der Zauberei, und der Besessenheit, die auf seine Veranlassung
rinnen, Nonnen aus dieser Stadt Loudun und einige Frauenzimmer vo
Stande betroffen haben und anderer daher entspringender Verbrechen
führt und derselben schuldig befunden worden sei. Deswegen haben
dammt und verdammen ihn kraft dieses Urtheils, daß er solches Ver
entblößtem Haupte, mit dem Stricke um den Hals und mit einer
Wachskerze von zwei Pfund in der Hand vor der vornehmsten Thür
zum heiligen Petrus du Marche und der Kirche der heiligen Ursula in
büßen und daselbst auf den Knieen Gott, den König und die Obrigkeit
bung bitten soll. Wenn dieses geschehen, so soll er auf den öffentlichen
heiligen Kreuz geführt, daselbst an den Pfahl eines Scheiterhaufens,
Ende daselbst aufgerichtet werden soll, angebunden und mit den Zaub
und deren Vertragen, die sich in der Commissionscanzlei befinden, nebst
das er wider den ehelosen Stand der Priester verfertigt hat, lebendig ve
seine Asche in die Luft gestreut werden. Wir erklären und erkennen
alle seine Güter eingezogen werden und dem Könige anheimfallen so
vorher die Summe von 500 Livres abgezogen werden soll, damit
Platte gekauft werden könne, auf welche der Auszug dieses Endurthei
und welche an einem erhabenen Orte in der Kirche der Ursulinerinnen
Andenken aufgehangen werden soll. Vor der Vollstreckung dieses
Grandier auf die ordentliche und außerordentliche Folter gelegt werde
Mitschuldigen zu erfahren.“

Standhaft vernahm Grandier sein Todesurtheil. Bevor m
Scharfrichter übergab, ließ man ihm erst alles Haar abscheeren.
Wundarzt ihm auch auf Verlangen des teuflischen Mignon die
abscheeren sollte, weigerte er sich dessen und bat Grandier um
daß er seine Hand an ihn legen müßte. „Sie sind der Einzige“,
Unglückliche zu ihm, „der noch Mitleiden mit mir hat.“ — „W
antwortete der Wundarzt, „Sie sehen nicht alle Leute!“

Nochmals wurde das Opfer vor seine Mörder geführt. Al
in den Gerichtshof trat, wandte er sich knieend zu diesen mit den
Worten: „Messeigneurs, ich schwöre bei Gott dem Vater, bei
Sohne und bei Gott dem heiligen Geiste und bei der gebenedei
frau, meiner einzigen Fürsprecherin, daß ich niemals ein Hexen
wesen bin, daß ich keine andere Zauberei, als diejenige aus d
Schrift kenne, welche ich immer gepredigt, und daß ich niemals e
Glauben gehabt habe, als den Glauben unserer heiligen Mutter,
lischen, apostolischen und römischen Kirche. Ich entsage dem
allem seinen Wesen; ich erkenne Jesum Christum für meinen
ich bitte ihn, daß er das Verdienst seines Blutes, das er am
gossen, auch mir zueignen möge. Messeigneurs“, fuhr er fort,
Thränen, „mildern Sie die Strenge meines Todes; überlassen
Seele nicht einer Versuchung zur Verzweiflung.“

Die Richter blieben kalt und ein zahlreiches Damenpublicu

wollüstiger Grausamkeit den Leiden des Armen zu, der gewiß manches Frauenherz in Liebesqualen hatte leiden lassen. Auf der Folter wurde Grandier fürchterlich gemartert, so gräßlich, daß das Mark aus den durch die Folter gebrochenen Beinknochen floß. Der Gemarterte besaß soviel Selbstbeherrschung, daß er nicht ein Murren, nicht eine Klage hören ließ, sondern laut und inbrünstig zu Gott betete. Er bekannte seine Fleischessünden und daß er die Schrift wider das Cölibat der Priester verfaßt habe, hauptsächlich, um die Gewissensbisse seiner Geliebten, die er nicht nennen wollte, aufzuheben. An das Ende seines Buches hatte er eine Widmung an die geliebte Frau geschrieben, in folgenden Versen:

„Du wirst, wenn Du begreifst, was diese Schrift Dir sagt,
Von dem Gewissen nicht, wie sonst, mehr angeklagt."

Da die Folter dem unglücklichen Grandier die Beine gebrochen hatte, konnte er nicht mehr gehen, sondern mußte auf einer Tragbahre zum Richtplatz getragen werden. Als ihn der unerbittliche Loubardemont unterwegs zwang, vor ihm niederzuknieen, konnte der Arme das nicht und schlug bei dem Versuch hart auf die Erde hin. Man verweigerte ihm den gewünschten Beichtvater, den Franciscanerpater Grilleau, und drang ihm einen seiner größten Feinde, den Mönch Tranquille, auf. Als ihn ein Geistlicher der Umgegend fragte, ob er nicht seinen Feinden vergeben und eine Messe für sich durch ihn lesen lassen wollte, antwortete Grandier: „Ich vergebe allen meinen Feinden so aufrichtig, wie ich wünsche, daß mir Gott vergeben möchte. Dank Euch, wenn Ihr eine Messe für meine arme Seele lesen wollt."

Die Teufelei seiner Peiniger verließ den Unglücklichen auch nicht in seiner letzten Stunde. Unter dem Vorwand, er solle das Crucifix küssen, schlugen die Mönche ihm das eiserne Kreuz so heftig ins Gesicht, daß es blutete. Zwei Dinge hatte man ihm zugesagt, die beide nicht gehalten wurden. Erstens, daß es Grandier gestattet sein sollte, eine Rede an das Volk zu halten und zweitens, daß man ihn vor dem Verbrennen erdrosseln solle. Aber so oft er den Mund zum Reden öffnen wollte, spritzten die Teufelsbeschwörer ihm eine so große Menge Weihwasser ins Gesicht, daß er davon überwältigt wurde. Einer von ihnen zündete, ohne den Befehl des Henkers abzuwarten, eine Strohfackel an und brachte so den Scheiterhaufen, an welchem Grandier mit einem eisernen Ring befestigt war, zum Brennen, ein Anderer, Pater Lactanz selbst, verknüpfte den Strick so, daß man ihn nicht so schlingen konnte, um das gequälte Opfer zu erdrosseln. Da rief Grandier seinem Marterer zu: „Pater Lactanz, hält man mir so das gegebene Versprechen? Es giebt einen Gott, der wird mein und Dein Richter sein! Ich lade Dich vor ihn, binnen Monatsfrist vor ihm zu erscheinen!" Um Grandier am weitern Sprechen zu hindern, goß man ihm den ganzen noch übrigen Vorrath Weihwasser ins Gesicht und eilte dann schnell fort, denn der Holzstoß begann nun lichterloh zu brennen; da kam ein Schwarm weißer Tauben und umflatterte den Scheiterhaufen, ohne sich von den Hellebarden der Häscher verscheuchen zu lassen. Das Volk wurde durch diese Erscheinung gewaltig aufgeregt. Die Mönche erklärten die Tauben für eine Schaar Grandier zu Hülfe kommender Dämonen, die Mehrzahl der Menge aber wollte in den Vögeln Sinnbilder der Unschuld Grandiers erkennen. Als man aber auch eine große Fliege um das Haupt des martervoll Sterbenden krei-

sen sah, schrieen die Mönche, das sei der Oberste der Teufel, der selbst gekommen sei, um Grandiers Seele der Hölle zuzuführen. Sie hatten sich zur rechten Zeit erinnert, daß im Hebräischen der Teufelsname Beelzebub „Fliegengott" bedeutet.

So endete Urban Grandier als denkwürdiges Opfer der Bosheit und des Fanatismus. Nach seinem Tode verloren sich die Teufel allmälig. Auch Richelieu hatte seiner grausamen Rache Genüge gethan und machte der Komödie ein Ende, indem er die Pensionen der Teufelsbeschwörer und der besessenen Nonnen aufhob.

Das Wunderbarste aber ist die Thatsache, daß Pater Lactantius genau einen Monat, nachdem Grandier ihn vor Gottes Richterstuhl geladen hatte, am 18. September 1634, unter gräßlichen Qualen starb und daß alle Teufelsbeschwörer ein mehr oder minder gewaltsames und schreckliches Ende nahmen, ein Umstand, der die Volksstimmung für die Unschuld Grandiers vollkommen einnahm. Leider hat Grandier für den an ihm begangenen Justizmord keinen Voltaire als beredten Advocaten nach seinem Tode gefunden, wie sein gleich unglücklicher, auch einer priesterlichen Intrigue zum Opfer gefallener Landsmann Jean Calas. F. H.

Hania.

Eine Geſchichte aus den Karpathen von L

Immer ſehe ich noch vor meinen Augen das
mit den niedrigen, ſtrohgedeckten Häuſern, mit
ſpitzigen Bergen, mit dem großen breitthorigen M
weißgetünchten Pfarrerwohnung. Immer noch hö
des Gebirgsbaches, auf deſſen klarem Grunde T
ſprenkelter Forellen ihr frohes Spiel trieben und
reißenden Stryjfluſſes, an deſſen ſeichten Ufern die
Steinchen gleich herrlichen Moſaiken ſchimmerten.
das reizende, unvergeßliche Bild der ſchönen Schn
einfache Gewand der Bäuerin gehüllt, das ſchwa
Zöpfe geordnet, auf dieſen Steinchen einherſchritt
entlockte, wie man ſich mit bloßen Füßen darauf
kann, ohne dieſelben wund zu drücken. Und d
und ſo klein!

Freilich war ich damals noch ein Knabe, d
welchen ich meine Taſchen füllte, oder die Ringel
holderbüſchen meiſterlich zu fangen verſtand, meh
zendſte Frauengeſtalt, aber die Schuſterstochter b
War ich doch gewohnt, ſchöne Geſichter nur an F
ſchöne ſtädtiſche Kleider trugen. Eine Bäuerin mit
ich noch niemals zu Geſicht bekommen. Und die
Bäuerin — und ſchön, ausnehmend ſchön! Dies
Gemüth einen großen Eindruck.

Wir waren aus Lemberg hergekommen, um
geſunde, ſtärkende Luft in den Karpathen zu geni
Mutter und es waren noch einige gute Freunde
ſämmtlich beim Pfarrer. Viele Jahre ſind ſeitde
ich als Knabe nicht faſſen konnte, habe ich ſpät
Unklare wurde mir klar, das Unbegreifliche verſtän

Wie herrlich ſieht ſo ein Karpathendorf aus!
gebildet von grünenden, bis zu den Wolken ſte
Saume ein tiefer, kaum zwei Klafter breiter Ba
Weſtſeite hat freie Ausſicht und wird von dem S
demſelben erblickt man ſaftige Wieſen mit zahlreich
Getreidefelder, dann in blauer Ferne Berge und
chen im Dorfe liegen zerſtreut umher. Sie ſind fä
gebaut und mit Lehm angeworfen, die Thüren n
klein, kaum einen Viertelmeter ins Geviert, die m

fanges. Nur das Wirthshaus ist groß und geräumig, mit einem breiten Thor und einer Art Vorhalle, deren Dach von vier hölzernen Säulen getragen wird. Es hat kein Schild, keine Tafel, nicht einmal der unentbehrliche Tannenzweig hängt über dem Thor. Die Bauern treffen ja ohnehin hinein und ein Reisender verirrt sich nur selten in diese Gegend. Es sieht wirklich herrlich aus so ein Karpathendorf aber — blos von der Ferne. Kommt man näher, so sieht man sich enttäuscht und findet nur noch in der romantischen, wilden Natur Entschädigung.

Es ist Sonntag Nachmittag. Die Bauern sitzen in der großen, mit Tabaksqualm erfüllten Wirthsstube und trinken ihr Lieblingsgetränk — den Fusel. Nach Bier verlangt ihr Herz nicht. Es wäre auch vergebens, denn Bier bekommt man nur in Städtchen und großen Dörfern, wo die Herrschaft ihr eigenes Brauhaus hat. Der Wirth, oder wie man ihn nennt: Herschl der Arendar, ein alter, bärtiger Jude mit dem unvermeidlichen Lockenpaar, einer schmierigglänzenden, spitzigen Sammetmütze am Kopfe und schmutzigen, grauweißen Strümpfen und Pantoffeln auf den Füßen, steht am Schenktisch und zapft aus einem aufrechtstehenden grünen Fäßchen mit schwarzen Reifen den Branntwein. Sein Sohn Moschko trägt die leeren und gefüllten Flaschen abwechselnd her und hin und nimmt das Geld in Empfang, das er in einer ledernen Hosentasche sammelt. Der junge Mann ist auch nach der dortigen Judentracht gekleidet, auch ihn zieren Sammetmütze und Pantoffel, doch sein Gesicht ist auffallend blaß, sein Blick unstät und trübe, seine Bewegung träge und langsam. Er scheint müde und angegriffen zu sein, was keineswegs einer durchwachten Nacht zuzuschreiben ist, denn das Wirthshaus ist gewöhnlich um die neunte Stunde leer und die Familie des Wirthes kann sich ungestört am Schlafe laben. Es muß eine andere Bewandtniß mit ihm haben. Der Vater wirft von Zeit zu Zeit einen Blick auf seinen Sohn und murmelt unverständliche Worte in den Bart.

Die Musikanten kommen. Ein Geiger und ein Bassist. Die Burschen lassen ihren Schnaps stehen und laufen hinaus in die Vorhalle, wo einige Bauernmädchen, mit gelben Blumen in den Haaren, auf einer langen Bank ihre Tänzer erwarten. Da werden keine weiteren Complimente gemacht. Jeder faßt seine Dirne um den Leib, schleppt sie nolens volens in die Wirthsstube, die Musiker fangen ihr monotones Stückchen an, das meistentheils jedes Mal dasselbe bleibt, und vorwärts geht es in einem rasenden, wilden Tanz, daß Sehen und Hören vergeht. Der lehmige Fußboden erdröhnt unter den eisenbeschlagenen Schuhen und erstickender Staub wirbelt auf. Man hört nur die jauchzenden Freudenrufe der tanzenden Burschen und das tiefe Brummen der verstimmten Baßgeige. Endlich haben sie genug. Jeder Tänzer credenzt seiner Auserwählten ein großes Gläschen Fusel — man rastet.

Da öffnet sich die Thür und ein schönes, regelmäßiges Gesicht wird in derselben sichtbar. Es ist Hania, die Schusterstochter. Alle Augen richten sich auf die reizende Gestalt. Was sucht sie wohl da — heute Sonntag? Sie sitzt sonst immer bei ihrem Vater, der ihr erbauliche Geschichten erzählt, oder hört der Predigt in der Kirche zu — keiner der Burschen darf sich rühmen, je mit ihr getanzt zu haben. Schüchtern blickt sie hinein in die Wirthsstube. Die Dirnen sprechen leise unter einander und deuten mit den Fingern nach der Thür. Den Arendar hat ein Knecht in den Hof gerufen, er ist nicht da. Nur Moschko sitzt still in einem Winkel. Der lärmende Tanz hat ihn nicht ermuntert, er hat ihn betäubt, er sitzt und träumt, träumt mit

Augen und ſieht nicht die Geſtalt in der Thür. Da wird er durch
lich in der Geſellſchaft eingetretene Ruhe in ſeinem Brüten geſtört.
et ſein Geſicht nach der Thür und ſtutzt. Das blaſſe Antlitz wird
purpurroth, er ſteht auf und eilt dem Mädchen entgegen. Auch ihr
berſtrömt dunkle Röthe, ſie tritt zurück in die Vorhalle.
ania, was willſt Du, was führt Dich hierher?" fragt der betroffene

: zieht eine Flaſche aus dem Buſen.
kein Vater iſt krank. Er hat in der verfloſſenen Woche keinen Heller
Nur noch dieſes Mal erbarme Dich ſeiner und fülle dieſes Fläſch-
dem Getränk, ohne welches er nicht leben kann. Seine Schuld bei
Vater iſt nicht groß und er wird Alles bezahlen."
erne, recht gerne, gute Hania. Warte ein klein wenig hier, gleich
t das Gewünſchte haben."
ging raſch an den Schenktiſch und füllte das Fläſchchen.
ier Hania, hier, doch verberge die Flaſche nur, ich höre meinen

konnte nicht weiter ſprechen, denn Arendar Herſch kam wirklich aus
r zurück und ſtand unverhofft vor den Beiden. Das Mädchen erſchrak
das Fläſchchen auf den harten Boden fallen, ſo daß es zerbrach und
alt auf die Erde floß.
das iſt das, was ſoll das, was geht hier vor?" fragte zornig der
„Moiſche, was haſt Du hier mit dem Weibsbild zu ſchwatzen?
erbrochene Flaſche und der vergoſſene Schnaps, was ſoll das bedeuten?"
ſchko antwortete nicht, Hania ſenkte die Augen.
un ſo antwortet doch! Seid Ihr ſtumm, ſeid Ihr verhext?"
chts — nichts iſt geſchehen, Herr Arendar. Ich holte — Branntwein
en Vater und — und — das Fläſchchen entfiel meiner Hand."
o, Du holteſt Branntwein? Dein Vater hat alſo Geld? Warum
denn nicht, was er ſo lange ſchuldig iſt?'
r wird es thun, Herr Arendar, ſeid nur nicht böſe, er wird es gewiß
ald ihm Gott hilft und er wieder geſund wird und Arbeit bekommt."
n, ſo ſpricht er immer und Du wiederholſt ſeine Worte. Du biſt
Tochter, eine brave Tochter, aber mich wirſt Du doch nicht länger
Narren halten. Zu verſprechen verſteht Ihr gut, aber das Halten
unbekannt. Geh, geh, gute Tochter, hole ein anderes Fläſchchen und
res Geld — und Dein Vater ſoll befriedigt werden."
ber er iſt krank, der arme Schuſter", wagte der Sohn den Vater zu
hen.
till, Moiſche! Menge Dich nicht hinein. Geh, geh, gute Tochter."
s Mädchen ging verſchämt weg. Sie verdeckte ihre thränenden
it der Hand, denn die ganze Wirthshausgeſellſchaft hatte ſich mittler-
der Vorhalle gruppirt und das Geſpräch angehört. „Der betrunkene
der alte Raufbold!" hörte man rufen. „Er kann ohne Schnaps
en, Ihr hättet ihm doch creditiren ſollen, Herr Arendar, eine ſo gute
ift, nicht ſchön von Euch!" Man kehrte zurück in die Stube, man
Gläſer auf's Neue, man trank und tanzte wieder.
ndar Herſch nahm ſeinen Platz am Schenktiſche wieder ein und
uf eine Schiefertafel verſchiedene Zahlen, wahrſcheinlich die Beträge,
der kranke Schuſter ſchuldig war. Die Gäſte verlangten Schnaps.

„Mojsche!“ rief der Arendar unwillig, „wo bist Du, Mojsche? Fülle doch die Flaschen dort, siehst Du nicht, daß man wartet.“

Aber Moschko hörte nicht, denn er war nicht da.

„Mojsche, Mojsche, hast Du gehört?“

Er sah auf und suchte mit den Augen seinen Sohn — er fehlte.

„Sure“, gebot er der Magd, „geh in den Hof und suche ihn auf. Sage ihm, daß er gleich, alsogleich herkommen soll. — Wie der Junge Alles vernachlässigt! Und gerade heute, wo die Bauern so schön trinken, muß er schläfrig sein — und weiß doch sehr gut, daß Sonntag unser bester Tag in der Woche ist.“

Sure kam zurück und meldete, daß Moschko nirgends zu finden sei, nicht im Hof, nicht in der Kammer, nicht in der Wohnstube.

„Bleibe da, Sure, und fülle den Bauern die Flaschen, ich werde ihn allein aufsuchen, aber er soll dann meiner gedenken!“

Arendar Hersch suchte überall vergebens. Er schrie seinen Namen so laut, als hätte er sich in einem Walde verirrt, keine Antwort erfolgte. Moschko war verschwunden.

„Wo mag auch der junge Mann so plötzlich verschwunden sein? .... Jetzt, in der größten Arbeit, wo vollauf zu thun ist, wo alle Hände emsig sich bewegen, wo es gilt, den Verdienst für die ganze Woche zu schaffen, jetzt, in diesem wirren Chaos, den Vater, den Ernährer verlassen! Ist das schön? Ist das löblich?“

Diese Gedanken umschwebten unsern Moschko, als er in den Keller eilte und eine Flasche mit dem besten Branntwein füllte. Aber bald verdrängten andere Gedanken die ersteren. ... „Wie die arme Hania dastand, gleich einer Sünderin, gleich einer Missethäterin, verschämt und verblüfft als hätte sie ein Verbrechen begangen. Wie ihre kleinen Hände zitterten, wie eine Thräne nach der andern aus ihren schwarzen Augen auf die gerötheten Wangen herabfloß; wie sie kämpfte, wie sie litt, als mein barscher Vater sie schalt und gleich einer Landstreicherin forttrieb. Meine Hania, die ich — liebe! ... Liebe? Ja, heute, jetzt erst wird es mir klar, deutlich klar, hell wie das Sonnenlicht, dieses Wort. Meiner Hania, die ich so gerne, gerne sah, die ich achtete, die ich — liebe, diese Schmach anthun! Ist das schön? Ist das löblich?“

Liebe? Zwischen einem polnischen Juden und einer Bäuerin, einer Christin? Welche Dummheit, Narrheit, Verblendung! Was versteht ein roher, ungeschliffener Jude auch von Liebe, heirathen die Juden in Polen überhaupt je aus Liebe? Heirathen sie nicht eher nur des Geldes und der Nachkommenschaft wegen? Und blühet nicht die schönste Jungfrau, gleich einer einsamen Blume traurig und liebelos ab, oder muß sie nicht ihren herrlichen Leib dem unwürdigsten Bräutigam opfern, wenn sie arm und ohne Mitgift ist? ... Aber Ausnahmen giebt es überall und selbst angeborene Triebe, tief eingewurzelte Sitten und Gewohnheiten erleiden durch das Spiel des Zufalls niemals geahnte Umgestaltungen.

Maschko steckte die gefüllte Flasche in den Rock und trat aus dem Keller. Durch eine Hinterthür im Hofe gelangte er ins Freie und eilte auf den Flügeln der Liebe der Schusterstochter nach.

Längs des Saumes der reizenden Berge, fließt ruhig der kleine Gebirgsbach dahin. Er entspringt hoch oben auf einer wilden, unzugänglichen Stelle, umfaßt die Berge in verschiedener Richtung mit seinem schimmernden, silbernen

Band und ergießt sich endlich nach einem mehrmeiligen Laufe in den Stryj. Eine Brücke ganz primitiver Art, ohne Geländer, aus zwei neben einander liegenden Baumstämmen bestehend, führt über denselben zu einem hart am Berge stehenden einsamen Häuschen.

Hier wohnt Ilko, der Schuster. Wie oft pflegte ich auf dieser Brücke mit einer Angel in der Hand zu sitzen und nach den hübschen Forellen zu haschen. Wie oft brachte mir die schone Hania den Köder dazu, feiste Regenwürmer in ein Kohlblatt gewickelt, die sie aus der fetten Erde ihres kleinen Gartens grub. An dieser Stelle war der Bach ziemlich tief und wenn er nach einem Gewitter anschwoll, war es gefährlich, die Brücke zu überschreiten.

Das Häuschen des Schusters bot einen erbärmlichen Anblick. Klein, leicht und baufällig, verdankte es nur dem schützenden Berg, daß es nicht der Wind, gleich einem Kartenhaus, wegblies. Das Innere bestand aus zwei Räumen, der eigentlichen Wohnstube, die auch die Werkstätte bildete und einer Abtheilung für die Wirthschaft. Hinter dem Häuschen befand sich ein kleiner, hölzerner Stall für eine Kuh und ein Verschlag für zwei Ferkel, die der Schuster für die kommenden Ostern großzog. Das Ganze umgab ein Gärtchen mit Kohl, Mais, Zwiebeln, Kürbissen und einigen Sonnenblumen zur Zierde.

Der Schuster liegt auf einem ärmlichen mit einer rauhen Decke belegten Bett. Die Arbeit ruht, denn es ist Sonntag, überdies ist er unwohl. In einer Ecke der Stube liegen aufgethürmt Schuhe und alte Stiefeln, Leisten und Lederschnitte. Ueber dem Bett hängt ein altes, durch Rauch gänzlich geschwärztes Muttergottesbild, über demselben ein breiter Büschel geweihter Kräuter. Er sieht elend aus, der arme Ilko. Da war er vor fünfundzwanzig Jahren ein ganz anderer Mann. Da stand ihm der mit Wachs geschmierte Schnurrbart besser, als er in der schmucken Uniform der grünen Ulanen auf seinem Rappen dahinflog wie ein Pfeil. Warum hat er aber auch die Lanze mit der Ahle vertauscht? Warum? Welche Frage! Er wollte Herr seines Willens, Herr seiner Wünsche sein. Ein ruthenischer Bauer fühlt auch das Joch des Militärdienstes, obwohl er einen breiten, sehr breiten Rücken hat und ungleich mehr Strapazen als ein anderer Bauer zu ertragen im Stande ist. Er wurde satt des Soldatenlebens, bekam seinen Abschied, kehrte zurück in die Heimat, baute sich ein Häuschen, heirathete die schwarzäugige, nicht mehr junge Maryna und lebte dürftig mit seiner Familie, denn das Schusterhandwerk, welches er einst auf seinem Urlaube zu erlernen Gelegenheit hatte, brachte ihm blutwenig ein. Die Bauern gehen mehr als ein halbes Jahr barfüßig, nur im strengen Winter tragen sie Stiefeln. Tiefer in den Karpathen entbehren sie derselben gänzlich und umhüllen ihre Füße mit Sandalen, die sie sich meistens selbst bereiten. Zum Glück war er weit und breit der einzige, der Schuhe zu flicken verstand und vom vierten, fünften Dorfe kam man in dieser Angelegenheit zu ihm. Ein kleines Stück Acker hinter dem Friedhofe ernährte den Vater und die Tochter vollends. Die Mutter war schon lange todt.

Trotz seiner Armuth hatte Ilko heute ein blendend weißes Hemd an, sein Gesicht war glatt rasirt und an dem gewichsten Schnurrbart erkannte man den ehemaligen Soldaten. Er feierte strenge den Sonntag. Er erhob sich und setzte sich auf das Bett.

„Mitten im Sommer und doch so kalt hier. Hätte ich nur einen Schluck Branntwein, aber woher ihn nehmen? Diese Woche war so verdammt schlecht,

kein Groſchen floß ein. Und der Jude drüben will nichts mehr borgen. Hat Recht, hat Recht, mit armen Teufeln ſoll man kein Mitleid haben, auch ich habe geborgt, habe mich durch Verſprechen verleiten laſſen, und ſo mancher ſchöne Gulden, den ich mit ſaurem Schweiß erworben, ging verloren... Wenn aber der Jude wüßte, daß ich nicht ganz ſo arm bin als ich es zu ſein ſcheine? Wenn er hier mit mir einen Blick in meine Caſſa werfen dürfte, ich könnte um mein ganzes Vermögen wetten, er möchte mir ungebeten ein ganzes Faß Branntwein creditiren. Ja, ja, ein ganzes Faß! Ja, ſo ſind die Menſchen, und ſie haben Recht, vollkommen Recht... Im Grunde genommen bin ich aber doch glücklich. Wenn meine Tochter Sonntags Nachmittag in die Kirche geht und ich ſo mutterſeelenallein da ſitze, dann erblüht mir mein Glück, mein holdes, theures Glück!... Nun auf, Alter, laſſe Dich von der albernen Krankheit nicht bewältigen, auf!"

Er ſtand auf von ſeinem Lager, ging an die Thüre und verriegelte ſie; dann nahm er ein Tuch und verhängte das einzige kleine Fenſterchen damit, ſo, daß nur ein ſchmaler Lichtſtreif in die Stube drang. Nun ſchob er mit nicht geringer Anſtrengung das aus dicken Holzſtücken gezimmerte Bett von der Wand. Ein Bret flach auf der Erde liegend wurde ſichtbar. Er hob es auf. Statt des dunkeln feſtgeſtampften Lehms, aus welchem der Fußboden beſtand, ſchimmerte ihm weißer, trockner Sand entgegen. Er ſcharrte ihn vorſichtig mit der Hand weg und bald hielt dieſe Hand eine mit einer Schnur vielfach umwundene Schachtel aus Pappe. Langſam, als wäre es eine zerbrechliche, koſtbare Sache, trug er die Schachtel zu einem Tiſch, legte ſie darauf, rückte eine Bank näher und ſetzte ſich. Dreimal bekreuzte er ſich, als gelte es, ein Gebet anzufangen, küßte die Schachtel mit Inbrunſt und löſte bedächtig den vierfach geknüpften Knoten der Schnur. Noch ein Ruck und der Deckel der Schachtel war auf.

Freude und Entzücken malten ſich in ſeinem Antlitz. In der Schachtel lag ein ziemlich hohes Häufchen Einguldenbanknoten. Alle ſchön, rein und glatt gepreßt, als kämen ſie gerade aus einer kaiſerlichen Caſſe; nicht eine Ecke war verbogen, nur auf einer Seite hatten ſie einen dunkeln Fleck, der wahrſcheinlich von dem öfteren Zählen herrührte. Wieder bekreuzte er ſich, nahm das Häufchen Banknoten behutſam aus der Schachtel, wog ſie, eine wichtige Miene machend, in der Hand und nun ging das Zählen an. Zitternd glitten die Finger von einem Blatt zum andern, er zählte und zählte halblaut und langſam. Endlich gelangte er zum letzten Gulden — es war der dreiundneunzigſte.

„Noch ſieben", rief er, „und ich bin Herr und Beſitzer eines ganzen Hunderts! Ein hübſches Sümmchen, ein nettes Sümmchen — o wenn das der Arendar wüßte!"

Er zählte hierauf das Häufchen zum zweiten, zum dritten Male, er konnte ſich eben von ſeinem Schatze nicht ſo leicht trennen. So verging eine Stunde, für ihn war ſie eine Minute. Endlich legte er die Banknoten wieder in die Schachtel, umwand dieſelbe mit der Schnur, küßte ſie wieder fromm und zärtlich als eine heilige Reliquie, ſeufzte auf und vergrub ſie in den Sand. Kaum hatte er noch Zeit das Bett vorzuſchieben, denn es wurde ſtürmiſch an ſeiner Thür gepocht.

Maschko hatte bald die davon eilende Hania erreicht. Die Straßen des Dorfes, oder besser gesagt, die Räume um die Häuschen und Gärten, denn ein Karpathendorf hat selten mehr, als eine einzige, sozusagen regsame Straße, waren leer. Die Bauern waren theils in der Kirche, theils im Wirthshause, theils lagen sie in ihren Hütten auf den Ohren.

„Hania!“ rief Moschko als er dreißig Schritte von ihr entfernt war, „Hania, bleibe doch stehen auf einen Augenblick.“

Hania that es. Er kam auf sie zu und zog den Branntwein aus der Tasche.

„Hier hast Du den Schnaps. Ich will auf keinen Fall, daß Du zu Deinem Vater mit leeren Händen zurückkehrst.“

„Ich danke Dir, Moschko. Gott lohn' Dir das.“

Sie gingen schweigend neben einander. Sie hatten einander so viel zu sagen und konnten nicht zu Worte kommen, obwohl sie Niemand störte. Endlich entrang sich ein schwerer Seufzer seiner Brust.

„Du seufzest, Moschko“, fragte Hania, „warum seufzest Du?“

„Du fragst mich, Hania? Du weißt nicht, warum ich seufze, ist das der erste Seufzer, den Du von meinen Lippen hörst?“

Hania senkte die Augen.

„Erinnerst Du Dich, als wir als kleine Kinder mit einander im Grase spielten, habe ich da nicht geseufzt und geweint, als Dich der garstige Hund Brytan in die Hand biß? Erinnerst Du Dich, als ich dann in die Stadt geschickt wurde, um bei dem Rebben Unterricht zu empfangen, als ich von Dir, mit der ich aufwuchs, scheiden mußte, waren nicht Seufzer und Thränen mein Abschied? Als ich dann zurückkehrte und Dich so groß und schön fand und kaum mit Dir vereint, Dich wieder verlassen mußte, um an jenem großen Feiertage, der uns Juden im Gotteshause vereint, den ganzen Tag zu fasten und zu beten, habe ich nicht geseufzt und gesprochen: Hania, wie Schade, daß Du eine Christin bist, wie Schade, daß Du nicht unter einem Dache mit mir beten kannst! Und jetzt — jetzt seufze ich, weil ich Dich liebe, unendlich liebe und Dich fliehen, meiden und Deiner auf ewig vergessen muß!“

Er ergriff ihre Rechte, drückte sie leise und herzlich und sie gingen Hand in Hand langsam weiter. Ein Felsstück, umschattet von einem wilden Apfelbaum, lag im Wege. Sie schritten auf ihn zu, sie setzten sich. Er ließ ihre Hand nicht los.

„Und Du liebst mich auch, Hania? Wir sind keine Kinder mehr, mein Vater drängt, daß ich heirathe und hat sogar ein Mädchen aus Dolina für mich im Auge. Willst Du, daß ich es thue, willst Du, daß ich Dich verlasse, daß ich Dich nimmer, nimmer wiedersehe? Sage, Hania, sage!“

„Frage mich nicht, Moschko. Was nützte es auch, wenn ich Dich liebte, wenn ich da sagte: Heirathe nicht! Sind wir doch geschieden für ewig, sind wir doch geschieden, als wir noch in der Wiege lagen, denn — ich bin Christin und Du — ein Jude.“

„Aber Du liebst mich doch, obwohl ich ein Jude bin?“

„Nein, nein, ich darf, ich kann Dich nicht lieben! Unser Herr Pfarrer verdammt die Juden in jeder Predigt, er sagt, Ihr seid ein schlechtes, schadenfrohes, hinterlistiges Volk, das den armen Bauer betrügt und ihm das Blut aussaugt. Ihr habt ihn geschlachtet und auf's Kreuz geschlagen, unseren Herrn, unseren Gott, Jesus ... Und mein Vater, der die Juden ebenfalls haßt, o, was würde er sagen, wenn er mich hier mit Dir sitzen sähe!“

„Hania, rede vernünftig. Was die Juden Alles auch verbrochen, mich kannst Du doch dafür nicht büßen lassen. Du kennst mich durch und durch und weißt, daß ich es redlich mit Dir meine."

„Das weiß ich, lieber Moschko, das weiß ich, aber dennoch, dennoch ist es nutzlos, an eine ähnliche Zukunft zu denken. Würdest Du mich denn heirathen?"

„Ja."

„Würde mein Vater es erlauben?"

„Das weiß ich nicht."

„Ich aber weiß es, ich weiß es bestimmt. Er würde es nie und niemals erlauben, auch wenn Du ganze Fässer Geld Dein eigen nenntest. Du bist ein Jude — und in seinen Augen kein Mensch."

„Das ist zu viel, Hania, Du kränkst mich!"

„Höre was er sagt: Der Jude ist furchtsam und feig. Wenn er einen wuthentbrannten Stier daherrennen sieht und sein eigener Bruder Gefahr läuft, von dessen Hörnern durchbohrt zu werden, so trifft er keine Anstalt ihn zu retten, sondern ergreift die Flucht. Wenn das Haus seines Nachbars in hellen Flammen steht, er kommt nicht zu dessen Hülfe, nein! Er läßt es ruhig brennen und verschließt sich in seinem Zimmer, damit kein Funken ihm die Hand versenge. Wenn es gilt, dem Vaterlande seinen Dienst zu weihen, verstümmelt er eher seine Glieder, daß er nur keinen Pulverdampf zu riechen bekomme, weil dieser gefährlicher ist. Selbst das kalte Wasser flieht und fürchtet er, und nicht umsonst ist diese Furcht vor Wasser bei uns znm Sprüchwort geworden ... Ja, ja, Moschko, so schilderte mir mein Vater, dem ich doch Alles glauben muß, den Juden und sage selbst, kann ein freies, in diesen Bergen geborenes Mädchen mit einem furchtsamen Manne glücklich werden?"

Moschko antwortete nicht und ein bitteres Lächeln umspielte seinen Mund. Er ließ ihre Hand los, sie standen auf.

„Ich habe Dir wehe gethan, Moschko? Verzeihe mir, ich wollte es nicht, ich wollte blos — o sei nicht böse, ich weiß nicht, was ich rede — Dein Vater hat mich heute so gekränkt, mein Kopf brennt, o gieb mir wieder Deine Hand, Moschko."

Sie ergriff seine Hand und sie gingen weiter.

„Und Du möchtest mich wirklich zu Deinem Weib machen? Sage, könnte das möglich werden?"

„Ja", antwortete er leise.

„Nein, nein, nein, es ist unmöglich, reden wir nicht weiter davon! Geh Moschko, geh nach Hause, kehre in das Wirthshaus zurück, Dein Vater wird Dich suchen und schelten, geh Moschko."

„Ich begleite Dich noch ein Stück Weges, bis zur Brücke dort. Sieh, wie der Bach nach dem gestrigen Sturm hochgeht und braust, sieh, wie die Wogen das Gras am Ufer bespülen und die schönen Blumen mit sich fortreißen. Du sollst nicht sagen, daß ich Furcht vor dem Wasser habe, ich gehe sogar bis über die Brücke mit Dir."

„Nein, nein, Moschko, geh nicht weiter, ich will es nicht, auf keinen Fall, mein Vater könnte Dich durch das Fenster erblicken und dann hätte ich groß zu leiden."

„Und dennoch gehe ich mit Dir, geschehe, was da wolle, Du sollst nicht sagen, daß ich feig bin."

Moschko war auffallend blaß geworden, bläßer noch als er im Wirths-

hauſe den Bauern Branntwein einſchenkte. Er hatte Ehrgeiz im Leibe; ſein Herz klopfte ſtürmiſch und ſeine Hand zitterte heftig in der der Geliebten.

„Moſchko, was iſt Dir, wie biſt Du ſo auffallend blaß?“

„Nichts, nichts, Hania, ich habe ſchlecht geſchlafen dieſe Nacht, ſie haben mich einige Mal geweckt, die Herren aus Lemberg und ein kleines Kopfweh ſtellte ſich ein, doch jetzt iſt mir beſſer. Komm Hania.“

„Nein, nein, gehe nach Hauſe, wenn Du mich liebſt, ſo kehre um!“

„Dieſes kleine Stückchen noch, wir ſind ja ſchon am Bache. Du ſollſt nicht ſagen, daß ich Furcht vor Waſſer habe.“

Liebe iſt eine Närrin. Sie wendet Scherz in Ernſt und Ernſt in Scherz. Sie weint und lacht, wie es ihr eben einfällt, aber Feigheit iſt ihr fremd. Niemals noch ſah man einen wahrhaft Liebenden vor einer Gefahr zurückſchrecken, wo es galt, der Geliebten ein Pröbchen ſeiner Entſchloſſenheit zu liefern.

Sie kamen an den Bach. Die Brücke war kaum zu ſehen, die Wellen bedeckten ſie beinahe ganz. Da entriß er ihr ſeine Hand, die ſie krampfhaft in den ihrigen hielt und eilte voraus. Sie lief ihm nach — zu ſpät. Mit den Worten „Du ſollſt nicht ſagen, daß ich Furcht vor Waſſer habe!“ warf er ſich in die brauſende Fluth.

Ein gellender Schrei entfuhr dem Munde Hanias. „Gott, ich habe ihn getödtet!“ rief ſie verzweiflungsvoll und ſprang ihm nach.

Hania war eine gute Schwimmerin. Bald hatte ſie Moſchko erreicht. Sie umklammerte mit der linken Hand ſeinen Körper und arbeitete mit der Rechten aus allen Kräften, um das Ufer zu erreichen. Aber vergebliche Mühe. Die Wellen trugen Beide ſchnell und leicht durch die Mitte des ſonſt ſo ruhigen Baches. Das muthige Mädchen wußte ſich keinen Rath. Moſchko loszulaſſen, hieße ihn dem unvermeidlichen Tod preisgeben. Dann wäre ſie gerettet, er aber für ewig verloren, denn er konnte nicht ſchwimmen. Sie ſchrie um Hülfe, keine Seele hörte ſie.

Schon neigte ſich der Bach ſeinem Ende. Schon ſah ſie kaum einige Klafter vor ſich den wuthentbrannten Stryj im raſenden Laufe vorbeiſchießen, in welchen der Bach ſich ergoß, die Kräfte verließen ſie, die Sinne fingen an, ihr zu ſchwinden, einige Minuten noch und der reißende Strom nimmt ſie auf und jede Hülfe kommt dann zu ſpät.

Zum großen Glück ſtanden einige Schiffer am Ufer des Stryj mit dem Befeſtigen ihrer Flöße beſchäftigt. Sie gewahrten die mit den Wellen Kämpfenden und eilten ſchnell mit ihren langen Stangen zur Rettung herbei. Kaum hatte Hania noch Kraft und Bewußtſein genug eine derſelben zu ergreifen. Die Schiffer zogen an — ſie waren gerettet.

Die Männer erkannten die Schuſterstochter und den Sohn des Arendars. Auf die Frage: „Wie kommt Ihr denn Beide da zuſammen?“ erhielten ſie keine Antwort. Das ſtarke Mädchen fiel neben dem bewußtlos liegenden Moſchko ohne Beſinnung zur Erde nieder.

Schnell eilte einer der Schiffer in das Wirthshaus, dem Arendar Herſch die Nachricht zu bringen, daß ſein Sohn bereits gefunden ſei. Ein anderer lief zum Schuſter und begehrte an der verſchloſſenen Thür ſtürmend Einlaß. Das ganze Dorf war in Bewegung. Alles eilte an das Strykufer, um den Verunglückten beizuſtehen. Ich ſah die Leute rennen, hörte ihre Rufe: „Hania, die Schuſterstochter, iſt ertrunken, todt!“ Ich lief aus Leibeskräften an den Ort des Schreckens. Da lag ſie auf den harten Flußſteinen, das Geſich

weiß wie Schnee, das lange schwarze Haar aufgelöst, der volle Busen entblößt — eine Leiche. Arme Hania! Armes Mädchen!...Thränen traten mir in die Augen, ich weinte, denn das Mädchen war mir lieb, recht lieb.

Der Arendar kam athemlos hergelaufen und mit ihm die ganze Wirthshausgesellschaft. Er neigte sich über seinen Sohn. „Hülfe, Hülfe!" schrie er aus vollem Halse. „Rettet ihn, schafft ihn nach Hause, rettet ihn!" Da sah er Hania — es ging ihm ein Licht auf — er ballte die Fäuste. „Durch sie, durch sie, durch die Goje, die Hexe, o mein Kind, mein Kind!"

Sie trugen den bewußtlosen Moschko fort. Der Vater lief voraus und schrie unaufhörlich: „Mein Kind, mein Kind!"

Ich und die Bauern blieben bei dem Mädchen zurück. Da hob sich langsam ihre Brust, eine sanfte Röthe überflog leise ihre Wangen, sie öffnete die Augen. Ich sprang vor Freude in die Höhe und klatschte in die Hände. Der Schuster bleich und verstört an den Schiffer sich stützend, nahte der Stelle. Ich lief ihm entgegen. „Ilko", rief ich, „sie lebt, sie lebt, sie ist nicht todt!"

Der Schuster hob seine Tochter auf.

„Gott sei gedankt, daß Du lebst, o ich habe mich so erschrocken! Aber komme, komme schnell nach Hause, mein Kind. Ich vergaß in der Eile die Thüre zu verschließen — man könnte uns berauben. „Komm, Hania, komm."

Hania strich sich die Haare aus den Augen und bedeckte ihre offene Brust. An allen Gliedern zitternd schritt sie neben ihrem Vater dem Häuschen am Bache zu.

Moschko kehrte im väterlichen Hause bald zum Bewußtsein zurück. Da er des Schwimmens unkundig war, so bewies er eine wahrhaft heroische That, und Heroismus ist bei den galizischen Juden eben keine angeborene Tugend. Einige derbe Schlucke Flußwassers hatten ihn wohl betäubt, aber, Dank der muthigen Hania, nicht getödtet. In einigen Tagen war er hergestellt und nun ging das Fragen und Forschen des Vaters an. Moschko gestand Alles. Hing er doch von seinem Vater nicht ab, denn seine verstorbene Mutter hatte für seine Zukunft gesorgt. Das Vermögen war sein und der Vater nur der Verwalter desselben.

„Aber was taugt Dir eine Goje? Wenn sie auch unsern Glauben annimmt, wird sie doch Dir nicht so treu sein wie ein jüdisch Kind und wird Dich verrathen und wird fluchen und wird zanken und schelten, denn ein Goj ist ein böser Wurm."

„Ich kenne Hania besser und weiß, was und wie sie ist. Schaue nur ihr Gesicht an, hast Du schon in Deinem Leben eine Bäuerin mit solchen schönen Zügen gesehen? Wird ihr nicht die perlengestickte Stirnbinde meiner seligen Mutter besser passen, als das bäuerische roth und gelb gestreifte Kopftuch?"

„Ja, ja, sie ist schön, ihr Antlitz strahlt wie der Morgenstern, aber in ihren Adern fließt doch christlich Blut und ihr Kopf ist verstopft. Sie kann weder lesen noch schreiben, weder rechnen noch kochen, sie wird Dein Geld verputzen und das ganze Haus treife machen."

„Fürchte Dich nicht, Vater, Alles wird sich geben. Ihr Kopf ist nicht verstopft, ihr Geist ist hell und rein, das weiß ich am besten. Sie wird Alles lernen, Alles verstehen, Alles thun, was uns geboten ist, dessen bin ich überzeugt. Sie liebt mich ja."

„Liebt? Wie heißt, sie liebt Dich
gesagt, daß sie mich liebt und dennoch w
Du doch so dumm wie der Student au
Herrn Sobolak auf Ferien da war. Ha
daß sie ihn liebt und wieder liebt, kehrt
sie verheirathet — an einen fünfzigjähri
mehr geliebt als ihn, und die Christen
Sie liebt Dich, was hast Du davon, wen

„Dafür hat sie ein fühlend Herz u
mir oder nicht, Vater, sie ist trotz ihrer
die reichste und gelehrteste Rabbinerstod

Vater und Sohn sprachen noch lo
einig, der Sohn setzte es durch. Der
Moschko überläßt seinem Vater freiwilli
mit dem Rest des Vermögens, das in ei
besteht, sein Glück in einer größern Sta

Arendar Hersch gab sich zufrieden
so schlecht. Eine jüdische Schwiegertoch
den Tausenden auch die Wirthschaft v
ein gutes Werk, ein schönes Werk, ein g

Auch für Hania hatte das kalte Ba
Den zürnenden und fluchenden Vater
Moschko von dem Arendar geschickt, w
wegen gehen, glitschte auf der Brücke au
seinen Hülferuf, sah ihn bald ertrinken,
Es war ja doch nur Menschenpflicht.

„Aber was kümmerte er Dich auch — und noch dazu der Sohn unseres Feindes? Ein Jude weniger auf der Welt, wäre auch kein großer Schaden gewesen."

Klar und mondhell war der Himmel. Alles ruhte in dem kleinen, stillen Dörfchen. Es war still, grabesstill ringsherum, nur das heisere Gebell eines Hundes ließ sich auf einem entfernten Gehöft vernehmen. Hania schlich hinaus aus ihrer Hütte, sie verschloß den schlafenden Vater und trat in die helle Nacht. Sie mußte ihn sehen, wenigstens durch die Fensterscheiben sehen. Es brannte ja Licht im Wirthshause bis in die späte Stunde. Sie mußte Gewißheit haben, ob er sich erholt nach jenem Ereigniß, das für sie einen der wichtigsten Lebensmomente bilden sollte. Die scheinbare Kälte, der quälende Zweifel waren verschwunden; ihr Herz glühte für Moschko im leidenschaftlichen Feuer der ersten und der heiligsten Liebe. Sie hüllte sich warm in ihr Tuch und schritt über die Brücke. Welche Erinnerungen umschwebten ihren Geist! Der Bach floß heute still und ruhig, wie an jenem Nachmittag ihr Herz resignirt still und ruhig pochte. Heute stürmt und überfluthet ihr Herz, wie damals der Bach. O Contrast!

Sie nahte träumerisch dem Felsstück unter dem wilden Apfelbaum, wo sie mit ihm gesessen. Hier wollte sie auch heute ausruhen. Da regte es sich im Schatten des Baumes. Eine Gestalt stand auf und schritt auf Hania zu.

„Hania!" „Moschko!" erschallte es mit einem Male.

„Meine geliebte Hania!"

„Mein theurer Moschko!“

„Lasse Dich umarmen, Herzensbraut!“

Er zog sie hin in den Schatten des Apfelbaumes, er preßte seine heißen Lippen auf ihren Mund — er schwamm im seligsten Entzücken — sie weinte.

„Hania, Du weinst! Du liebst mich nicht?“

„Ich liebe Dich, ich werde Dich lieben bis zu meinem Tod!“

„Aber Du weinst ja!“

„Ich weine, weil ich zu schwach bin, mein Glück zu ertragen.“

„O holde Hania!“ Du willst also mein Weib werden?“

„Ja.“

„Und eine Jüdin?“

„Ja“

„Und Deinen Vater verlassen?“

„Ja.“

Und mir folgen in die Fremde?“

„Ja.“

„Habe Dank, gutes, theures Wesen. Du sollst es nie und nimmer bereuen. Du sollst glücklich sein, ich schwöre es bei meinem, bei unserem Gott!“

Sie kosten, sie scherzten, sie freuten sich innig mit einander. Der Himmel schien sich über den beiden Liebenden zu verklären und der Mond nickte ihnen schalkhaft Beifall zu.

Hahnenrufe verkündeten den nahenden Morgen.

„Träume süß, schöne Hania.“

„Schlafe wohl, Geliebter.“

„Morgen um diese Zeit sind wir fern von hier. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Den nächsten Tag traf Moschko im Geheimen Vorbereitungen zur Abreise. Vater und Sohn hatten schon früher alles klug und geschickt angeordnet. Moschko holte um die zehnte Abendstunde die harrende Hania ab. Sie kämpfte einen schweren Kampf — doch die Liebe siegte. Sie nahm Abschied vom Vaterhause — für ewig. Ein Bauerwagen mit zwei Pferden bespannt stand in Bereitschaft. Hania in städtische Kleider gehüllt bestieg denselben. Moschko drückte herzlich die väterlichen Hände, ergriff die Zügel und fort ging es in Nacht und Nebel nach dem einige Meilen entfernten Städtchen, das hauptsächlich Juden zu seinen Bewohnern zählt und gleich anderen kleineren Orten in Galizien, allgemein ein jüdisches Nest genannt wird. Dort war Hania im sicheren Gewahrsam. Nach den nöthigsten Instructionen in der jüdischen Glaubenslehre, wurde sie eine Jüdin. Es ist ziemlich leicht eine Jüdin zu werden. Ein dreimaliges Untertauchen im kalten Wasser genügt. Als sie aus dem Bade stieg, wurde sie Moschko's Gattin.

Vergebens suchte der Schuster seine Tochter. Anfangs dachte er wieder an ein Unglück und ging den Bach entlang aufmerksam spähend. Es war ihm leid um das einzige Kind, denn er hatte in Hania als ein ältlicher und unbeholfener Mann eine große Hülfe. Er dachte, sie wird schon kommen und wartete ruhig bis Abends. Doch die Nacht verging und Hania kehrte nicht zurück. Ilko wußte sich nicht mehr zu rathen, er allarmirte das ganze Dorf und fragte von Haus zu Haus nach seiner Tochter. Niemand wußte

u geben. „Geht ins Wirthshaus“, ſprach man. „Hania
:s Arendars vom Tode gerettet, vielleicht wird er etwas von
o ging ins Wirthshaus. Der Arendar credenzte ihm gratis
Schnaps. Er leerte es behaglich ohne zu fragen, woher die
:r hatte keine Ahnung, daß der Arendar ſein Verwandter

nicht meine Tochter geſehen?“ fragte er. „Sie iſt geſtern
nden und Niemand will von ihr etwas wiſſen.“
, ich habe ſie nicht geſehen.“
n Sohn auch nicht? Wo iſt er?“
, ich habe ihn nach Dolina geſchickt, daß er ſeine Braut

lko war nicht ſo dumm, wie er in den Augen des Arendars
ckte, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe. Er eilte
› klagte ihm ſein Leid. Der Pfarrer war ein Judenfeind im
Wortes. Er wußte bereits von der Rettungsgeſchichte, er
a ſchön, ſehr ſchön war.
ann!“ ſagte er. Die Juden haben Deine Tochter geſtohlen,
Chriſtenblut, ſie werden ſie morden!“
utage hört man ähnliche Worte von den Kanzeln herab-
ehn, zwanzig Jahre vorher, war der Judenhaß ungleich

r ging zum Arendar. Ein zufällig das Dorf paſſirender
e ihn begleiten. Da gab es ein Verhör, daß die Wirthsſtube
hte. Das ganze Dorf hatte ſich um das Wirthshaus ver-
rte ſpannend der Dinge die da kommen ſollten.
Dich binden und knebeln wie einen Hund, wenn Du nicht
ihr geſchehen iſt!“
ar zitterte an allen Gliedern.
enger Herr Pfarrer, wie kann ich etwas geſtehen, was ich

es und Dein Sohn weiß es. Wo iſt er, warum ſteht er

t zu ſeiner Braut. Sie können ſich überzeugen, Herr Pfarrer,
len nach Dolina, Sie können ihn holen laſſen.“
r wurde ruhiger.
ſo leben, geſtrenger Herr Pfarrer, Sie ſollen ſo glücklich und
der ganzen Familie, daß ich nicht weiß, was mit der Hania

nach Dolina und erfahre, ob der Jude wahr geſprochen hat.“
rer, ich bin krank und gebrechlich, ich kann nicht gehen, ich
Haus allein laſſen.“
er hing mit Leib und Seele an ſeinem Schatze, er konnte ſich
blick von ihm trennen.
ll ich vielleicht allein, anſtatt Deiner gehen?“
lte, Herr Pfarrer! Ich werde gehen, aber nicht heute, die
mich ungeheuer.“
vie es Dir beliebt, alter Narr, aber wage nicht, mir wieder
u treten!“
r ging entrüſtet woher er kam.

Die Bauern fingen an sich zu zerstreuen. Der Arendar athmete leicht auf, ein schwerer Stein fiel von seiner Brust. Ilko saß in einer Ecke und rieb sich den Kopf; er schmunzelte nach dem grünen Branntweinfäßchen.

„Wie kamt Ihr doch auf den Gedanken, Eure Tochter bei mir zu suchen, Ilko? Ihr hättet mich ins größte Unglück stürzen können."

„Ich bin Vater und suchte mein verlorenes Kind überall."

„Aber bei mir, bei mir — was nützte mir auch Eure Tochter?"

„Euch nicht, das weiß ich gut, aber — — ach Gott, ach Gott, was werde ich armer Mann jetzt machen?!"

„Grämt Euch nicht umsonst, Alter. Wer weiß, wie bald sie wieder zu Euch zurückkehrt. Wollt Ihr Schnaps?"

„Der Schuster nickte mit dem Kopfe, leerte das dargebotene Glas und seufzte tief auf.

Der Arendar war kein schlechter Mensch. Er hatte Mitleid mit dem verlassenen Vater und wußte, daß Branntwein sein bester Trost war. Er füllte eine Flasche voll und stellte sie vor ihn hin.

„Geht nach Hause und vergeßt Euren Schmerz."

„Aber meine Schuld bei Euch ist groß, ich kann jetzt nicht zahlen."

„Geht nur, geht, ich werde warten bis bessere Zeiten kommen."

Ilko steckte die Flasche mit sichtbarer Freude ein, die Wolken auf seinem Gesicht fingen an sich zu zerstreuen, er grüßte höflich den Arendar und entfernte sich.

So kam er beinahe täglich ins Wirthshaus und bekam seine Portion Schnaps gratis.

„Wie das schmeckt, wie das mundet, wenn es nichts kostet, wenn man nicht das theure, theure Geld auszugeben braucht."

So sprach er zu sich selber, wenn er aus der Schenke kommend, die volle Flasche auf den Tisch stellte und sich an dem Anblicke des köstlichen Nasses weidete.

„Gesund soll der Jude sein! Schade nur, daß meine Hania nicht da ist. Sie würde eine große Freude haben, wenn sie sähe, wie ich jetzt so gut, so angenehm lebe. Und wem habe ich das zu verdanken? Ihr, einzig ihr. O, ich weiß es gut, Moschko hat sie gern, sehr gern, er hat sie gestohlen, ja, ja, gestohlen. — Doch er wird ihr kein Leid anthun, dessen bin ich sicher. Aber hüte Dich, Alter, und plausche es nicht aus, halte in Dir verborgen was Du ahnst, was Du weißt, sonst versiegt Dir die Quelle, der Freude und Stärkung!"

Die Bauern sahen oft, wie Ilko betrunken durch das Dorf taumelte. Auch sie ahnten die Wahrheit und sprachen unter einander:

„Seht, seht den alten Sünder an. Um Schnaps hat er seine schöne Tochter den Juden verkauft, um seinen ewigen Durst zu löschen, hat er sein einziges Kind geopfert."

Alle grollten dem Schuster und dem Arendar, aber Sonntags war sein Wirthshaus dennoch voll und sein Schnaps schmeckte ihnen vortrefflich.

Eines Tages fuhr der Arendar geschäftshalber in die Stadt. Ilko mußte seiner Herzstärkung entbehren. Es war ihm so schlecht und übel zu Muthe, er war so traurig und niedergeschlagen, wie lange nicht vorher. Da gedachte er des verscharrten Schatzes. Der Gedanke, daß er reich sei, machte ihn wieder munter. Er hatte keine Tochter mehr, die Banknoten in der Schachtel waren sein einziges, sein größtes, sein höchstes Gut. Er mußte sie

wieder ſehen, wieder zählen. Er v
und ſchob das Bett von der Wan
welches den Sand bedecken ſollte,
hatte damals, als man an ſeiner Tl
hinzulegen. Jetzt erinnerte er ſich
Eile. Doch was könnte das auch
Sande lag? Wenn nur die Scha
es weiß ja keine lebende Seele um
Sande, wer hätte hier Geld vermu

Er greift in den Sand, die S
heraus. Aber, was ſoll das, in
— kleine Papierſtückchen fallen aus
zerreißt er die Schnur und öffnet
Ein Schrei des Entſetzens entfährt
haſter, durch Mark und Bein gehen!

„Heiliger Joſef, heilige Mutte
theuren, ſchönen Banknoten! O die

Die Schachtel entſinkt ſeinen
ſtückchen zernagten Banknoten bedeck
Ein teufliſches Lachen erſchallt in
werden ſtarr und unbeweglich, um ſ
er rennt in dem kleinen Raume um
Hände. Er reißt die Thür mit Ge

„Die Mäuſe, die Mäuſe!“ hör

Die Begegnenden wichen ſcheu
ihn zu beſchwichtigen, vergebens.
keine Antwort — er hat den Verſta

„Er iſt wahnſinnig, er iſt we
ihn, bringt ihn in Gewahrſam.“

Man eilt in ſeine Wohnung -
Banknoten!

Den nächſten Sonntag ſprach
„Gott ſtraft die Menſchen“, ſagte e
gottvergeſſenen, polniſchen Herrſcher
ſeine Freunde und Verwandten bei
ſandte er, als er ſich auf eine Inſel
ihn bei lebendigem Leibe zu Tode
Tochter den verruchten Juden verkau
ſeine Banknoten zerfraßen und ſeiner
nicht, daß es wahre, lebendige Mäu
Es waren Furien der Hölle, es w
von Gott geſendet, an dem Böſewich
vor ſchlechten Werken und böſen
wiederfahre!“

*

Fünf Jahre ſind verfloſſen. A
allgemeinen Krankenhauſes in Lem
ſteigen aus demſelben; ein Jude un
Er, ein Mann von noch nicht drei

Vollbarte, ist anständig in einen langen, schwarzen Rock gekleidet, wie ihn gewöhnlich die polnischen orthodoxen Juden tragen. Ein neuer, glänzender Cylinderhut bedeckt den kurzgeschorenen Kopf, an dessen beiden Seiten ein paar kleine, gekräuselte Locken herabhängen. Die Frau scheint einige Jahre jünger zu sein. Ihr reizendes, blühendes Gesicht strotzt vor Gesundheit, aber statt des Haares, dieser schönsten Zierde des Weibes, trägt sie eine schwarze, kunstvoll gearbeitete Perrücke, die auf den ersten Blick, wäre sie auch ohne ihren langröckigen Begleiter gekommen, eine Jüdin kennzeichnet. Reiche Sammet- und Seidenkleider umhüllen ihre herrliche Gestalt und eine kostbare, mit Diamanten besetzte Uhr an einer schweren goldenen Kette ziert ihren vollen Busen. In der Hand hält sie einen in Papier gewickelten Gegenstand.

„Nur vorsichtig, theure Chane, hier liegt ein Stein, daß Du nicht stolperst, ich bitte Dich, gieb Acht."

Der besorgte Ton, in dem er diese Worte spricht, läßt auf ein intimes, zartes Verhältniß schließen.

„Fürchte nicht, Mojsche, ich bin an Steine gewöhnt. In unserem Dorfe giebt es ihrer mehr und ich bin doch niemals gestolpert."

Der Leser hat bereits unser Ehepaar erkannt. Hania hat ihr schönes Haar und ihren Namen eingebüßt, dafür hat sie einige hebräische Sprüche und den deutsch-jüdischen Jargon erlernt. Sie spricht schon ziemlich geläufig jüdisch, doch erkennt ein Jude nach ihrer harten Aussprache gleich, daß er es mit keiner geborenen Israelitin zu thun hat. Moschko reicht ihr seinen Arm, sie gehen auf das Thor zu und klopfen an. Ein Portier öffnet.

„Was wollen Sie? fragt er barsch.

Wir wollen einen Wahnsinnigen besuchen, einen Bekannten."

„Dann geht zuerst zum Herrn Director und bittet, daß er es Euch erlaube."

„Wo können wir den Herrn Director finden?"

„Weiß ich wo er jetzt ist?"

„Doch wo ist er gewöhnlich zu treffen?"

„Dort oben im ersten Stock. Sind das zudringliche Juden!" . . .

Die polnisch gekleideten Juden genießen bei der christlichen Bevölkerung eben keines besondern Respects. Der Director war ein geborner Deutscher, mithin höflicher und weniger eingebildet.

„Sie kommen gerade Recht", sagte er. Ilko, der Schuster aus dem karpathischen Dorfe, ist da in unserer nächsten Nähe. Doch was wollen Sie von dem alten Kauz?"

„Wir sind aus demselben Dorfe und haben Ilko früher gut gekannt. Wir wollen ihn sehen, vielleicht erkennt er uns."

„O nein, er wird Sie nicht erkennen, er kennt überhaupt Niemand, selbst mich, selbst seinen Wächter nicht. Er kennt nur Mäuse und ist der erbittertste Feind derselben. Er spürt ihnen nach gleich einer Katze und hat mit seltener Geduld eine Falle construirt, mit welcher er bereits alle ausgefangen hat. Und früher hatten wir genug dieser ungebetenen Gäste. Hier, die nächste Thür werden Sie ihn finden, er ist eben an der Arbeit."

Moschko öffnete die Thür und trat ein. Bebenden Herzens folgte ihm Hania. Ihr Wangenroth wich, sie ist blaß geworden und Thränen schimmerten in ihren Augen.

In einem Winkel kauerte Ilko auf den Knieen, die Augen aufmerksam auf einen Punct gerichtet. Als er die Thür aufmachen hörte, wandte er sich um und gebot durch ein leises, langes „St!“, den Zeigefinger auf die Lippen legend, ja kein Geräusch zu machen. Er war nicht zu erkennen, der arme Ilko, und glich eher einem Gespenst, als einem Menschen. Ausgezehrt und bleich, bedeckte die Haut an ihm buchstäblich blos die Knochen. Ein gelblichweißer langer Bart floß von seinem Gesicht und wie er so auf den Knieen lag, berührte er mit ihm die Erde. Hania konnte sich nicht mehr halten, sie trat näher. Sie bückte sich zu ihm, erfaßte seine dürre Hand und küßte sie.

„Vater“, sprach sie, „erkennst Du nicht Deine Tochter?“

Ilko hörte sie nicht. Er gebot wieder wie vorher Stille und ließ sich in seiner Mäusejagd nicht stören.

„Vater, ich habe Euch etwas mitgebracht, blickt mich an“. Er hörte und antwortete nicht.

Sie nahm den Gegenstand, den sie in der Hand hielt, aus dem Papier und stellte ihn neben Ilko auf die Erde. Es war das dieselbe Schachtel, in welcher Ilko seinen dereinstigen Schatz aufbewahrte, nur das von den Mäusen ausgefressene Loch war verklebt.

Ilko stutzte. Er griff hastig nach der Schachtel, stand auf von der Erde und ging zum Licht, an das Fenster. Auf seinem Gesicht malten sich Erstaunen und Neugierde. Er löste die Schnur und hob langsam den Deckel auf. Ein Päckchen neuer Banknoten lag in der Schachtel. Er nahm sie heraus, machte die Fingerspitzen naß und zählte. Es waren ihrer Hundert.

„Sieben Banknoten mehr“, murmelte er, „und wie schön, wie neu — aha — die Procente — Procente — und warum verfolge ich denn die armen, unschuldigen Mäuse?“ ....

Er ging in den Winkel zurück, zog eine hölzerne Mäusefalle heraus und zertrat sie mit den Füßen.

„Also ein Traum, ein langer Traum nur war es — mein Schatz ist bei mir — o wie glücklich bin ich!“

Er küßte und liebkoste die papierne Schachtel und merkte nicht die Anwesenheit seiner still sich verhaltenden Besucher.

„Nun, seid Ihr zufrieden, Vater?“ sprach Hania.

Er sah auf, erbebte leicht und verbarg die Schachtel rasch im Busen.

„Wer ist hier?“ rief er. „Du — Hania? Aber wie siehst Du aus — Du gleichst ja einer städtischen Dame — und Ihr — Moschko, der Sohn des Arendars? Jetzt weiß ich — ich erinnere mich — Hania hat Euch das Leben gerettet — Ihr waret ihr dankbar — Ihr habt sie belohnt — der Vater weiß Euch Dank dafür.“

„Er ist gerettet“, sprach der Director in der halb offenen Thür, der Alles mit angehört hatte. „Doch jetzt ist es im Interesse des Kranken nöthig, daß Sie sich sogleich entfernen. Er ist einer Ohnmacht nahe und bedarf der Ruhe. Ein fester, erquickender Schlaf wird seinen Geist vollends lichten und morgen können Sie ihn abholen.“

Der Morgen kam. Hania und Moschko erschienen in aller Früh beim Director um Ilko in Empfang zu nehmen.

„Es thut mir unaussprechlich leid“, sprach der Mann der Wissenschaft im traurigen Tone, „Ihrem Wunsche nicht gerecht werden zu können, aber —

Ilko — ist nicht mehr! Das Uebermaß der Freude hat ihn getödtet. Hier ist die Schachtel mit dem Gelde. Man fand sie in seinem Bett. Er hielt sie krampfhaft mit beiden Händen umschlossen und seine Nägel gruben sich in das weiche Papier tief ein. Beten Sie für ihn und bereiten Sie ihm ein anständiges Begräbniß. Leben Sie wohl!"

Hania weinte auf dem Grabe ihres Vaters eine stille Zähre. Jährlich am Allerseelentag geht sie hinaus auf den großen Friedhof, zündet vor dem Kreuze, welches das Grab des Dahingeschiedenen schmückt, viele Kerzen an, knieet nieder und spricht ein brünstiges Gebet.

Ob sie als Jüdin würdig handelt, kann ich nicht sagen. Daß sie als Tochter würdig handelt, wird die ganze Welt anerkennen. Ihr Mann hat sie noch niemals in diesem Thun gestört — er liebt sie wahr und treu.

Am Meer.

Nun will der Tag sich neigen,
Die Meerfluth murmelt sacht,
Mit goldenem Sternenreigen
Aufdämmert die Sommernacht,
Leuchtkäfer schwirren in zitternder Luft,
Jasmin versendet berauschenden Duft,
Indeß des Nachtwinds Schauer
Sich regt in Buchenpracht.

Beim Murmeln der Wellen, der schwanken,
Hier sitz' ich am Meeresstrand,
Es eilen die stillen Gedanken
Zu Dir weit über Land,
Und meine Seele säumt bei Dir,
Und meine Seele träumt von Dir,
O Du, die mir zu Wonne
Ein güt'ger Gott gesandt.

Nun sinkst Du auf schwellende Pfühle,
Vom scheidenden Lichte umloht,
Schweifender Sehnsucht Gefühle
Entsteigen dem Abendroth.
Auf Mondesstrahlen pfeilgeschwind
Eilt zu mir her mein süßes Kind,
Und unsere Seelen küssen
Sich hoch ob ird'scher Noth.

Albert Moeser.

Napoleon II. in neuem Licht.

Von Fr. von Hohenhausen.

Ein Buch von schönem, vornehmen Aeußern liegt vor uns und schließt die Pforten einer untergegangenen Welt auf. Wie ein feierlich stilles Grabgewölbe, nur von wehmüthigen Erinnerungen belebt, muthet uns die Schrift des berühmten Grafen Prokesch-Osten an, die unter dem Titel „Mein Verhältniß zum Herzog von Reichstadt" (bei W. Spemann in Stuttgart) erschienen ist. Prokesch führt uns an den Sarkophag des armen Kaisersohns, der als Weltbeherrscher geboren wurde und schildert dessen letzte Lebenstage mit so tiefer Empfindung, daß man die poetische Melancholie dieses Fürstenschicksals noch einmal deutlich vor sich sieht. Der Herzog von Reichstadt ist gleichsam der tragische Epilog zu dem Weltendrama des Eroberers Napoleon.

Man hat die kurze Lebensgeschichte des frühverblichenen Jünglings bereits vergessen, oder vielmehr man kannte sie eigentlich niemals. Die Mittheilungen des Grafen Prokesch lassen es erst ahnen, wie reich an Romantik dieselbe war und wie viel wichtige Beziehungen zur Politik sie enthielt. In letzterer Hinsicht sei hier gleich erwähnt, daß Kaiser Franz zu Lebzeiten seines Enkels, des Herzogs von Reichstadt, den Wunsch und sogar den festen Plan hegte, derselbe möge den Thron von Frankreich als sein väterliches Erbe betrachten lernen. Der Sturz Karl des Zehnten kam jedoch unerwartet früh, indessen änderte die Thronbesteigung Louis Philipps nichts Wesentliches in Oesterreichs politischen Conjuncturen, denn man sah richtig voraus, daß dieses Regiment sich nur vorübergehend in Frankreich halten konnte. Der Herzog von Reichstadt selbst hatte den Gedanken erfaßt, daß er als Sohn eines anerkannten Herrschers mehr Ansprüche auf den Thron besaß als die Orleans; es war sein heißestes Verlangen, nach Frankreich zu gehen, oder eigentlich hoffte er, daß das französische Volk ihn rufen möchte. Eine andere Macht aber rief ihn vor der Zeit — der Tod ereilte ihn in der Blüthe der Jugend und Hoffnung! Als er starb, sagte er: „Meine Geburt und mein Tod sind meine ganze Lebensgeschichte."

Und wie glänzend wurde seine Geburt einst gefeiert!

Als am 20. März 1811 der Donner der Geschütze die Geburt eines Knaben im Tuilerienschlosse verkündete, jubelte ganz Frankreich, und Napoleon glaubte nun erst auf dem Gipfel des Glücks angelangt zu sein. Er, der immer auf die Bedeutung der Jahrstage einen abergläubischen Werth gelegt hatte, mußte sich eigentlich sagen, daß der 20. März keine gute Vorbedeutung enthielt, denn der Geburtstag des Königs von Rom war der Todestag des Herzogs von Enghien. Zu derselben Stunde, worin die Geschütze das frohe Ereigniß der Geburt eines Thronerben verkündeten, krachten sieben Jahre früher die Gewehrsalven im Festungsgraben von Vincennes, die einen französischen Prinzen tödten sollten auf Befehl des ersten Consuls.

Dieser blutige Schatten mußte die Glückssonne des 20. März für Napoleon I. verdunkeln.

Kaum vier Jahre alt, verlor der Kaisersohn seine Kronen; auch sogar den berühmten Namen verlor er, als Franz Karl Joseph, Herzog von Reichstadt, stand er fortan in dem Hofkalender — Napoleon durfte er nicht mehr genannt werden.

Im Schlosse zu Schönbrunn, von deutschen Erziehern bewacht, wuchs der kleine Franzose heran wie ein gefangenes Vögelchen in goldenem Käfig. Meere und Länder trennten ihn von dem Vaterherzen, daß sich in Flammen der zärtlichsten Liebe für ihn verzehrte.

Napoleon I. war erfüllt von der mächtigsten aller Leidenschaften, dem Ehrgeiz, er war abgehärtet durch die Gewohnheit des Herrschens, aber dennoch hatte er sich einen Schatz von Poesie in der Tiefe des Gemüths bewahrt. Es ist bekannt, daß er Ossians phantastische Poesien gern las und sie sogar mit in die Schlachten nahm. In der Liebe zu seinem Sohn läuterte sich sein Gefühl bis zur Idealität, er vergötterte ihn, und es ist gewiß hochtragisch, daß es ihm nicht vergönnt wurde, sich an den Liebkosungen seines Kindes zu erfreuen; ein Recht, daß der geringste Sterbliche für unveräußerlich hält, war dem Welteroberer versagt, auszuüben!

Zehn Jahre zählte der Herzog von Reichstadt, als der Tod die Leiden seines Vaters, des modernen, an den Felsen von St. Helena gefesselten Prometheus, endete. Wie das Echo von dumpfen Kanonendonner hallte diese Kunde durch die ganze Welt und erreichte auch das Herz seines Sohnes, der trotz seines kindlichen Alters schon begriff, was er verlor, und in leidenschaftlichem Schmerz seinem Andenken einen rührenden Cultus widmete. So wie einst über dem Sterbebette des Vaters sein Kinderbild der Gegenstand schmerzlicher Sehnsucht und zärtlicher Sorge gewesen war, so wurde nun von dem verwaisten Kinde das Bild des Vaters mit bewundernder Zärtlichkeit und Verehrung angeblickt, und noch über dem Sterbebett des Jünglings leuchtete es im Nimbus der Verklärung kindlicher Liebe.

Der Herzog von Reichstadt war ein trauriges, stilles Kind, er kannte fast keine andere Freude, als Berichte über das Leben seines berühmten Vaters anzuhören. Dieselben wurden ihm nicht vorenthalten, im Gegentheil, seine Lehrer waren vom Kaiser von Oesterreich ausdrücklich befugt, seinem Enkel die volle historische Wahrheit mitzutheilen. Ueberhaupt empfing der verwaiste Knabe eine ebenso sorgfältige wie liebevolle Erziehung, die vielfach verbreiteten Behauptungen, er würde streng, abgeschlossen und kalt behandelt, sind durchaus falsch. Freilich ließ ihn Fürst Metternich später ängstlich bewachen, aber nur um zu vermeiden, daß er ein Werkzeug der Parteien in Frankreich würde.

Graf Prokesch erzählte selbst, daß der Herzog von Reichstadt zuerst durch eine Schrift auf ihn hingeleitet worden sei, die Prokesch zur Vertheidigung Napoleon's verfaßt hatte. Den Beginn seines Verhältnisses zu dem Herzog von Reichstadt schildert Prokesch folgendermaßen: „Im Juni 1830 hielt ich mich besuchsweise in meiner Vaterstadt, Graz, auf und wurde von dem dort anwesenden Kaiser von Oesterreich sehr ausgezeichnet. Am 22. Juni hatte ich die Ehre, zur kaiserlichen Tafel gezogen zu werden. Ich saß der Kaiserin gegenüber und neben mir befand sich der Herzog von Reichstadt. Der schöne Jüngling von neunzehn Jahren, mit den tiefen, blauen Augen, der edlen, männlichen Stirn, den reichen blonden Haaren, mit dem

ſeinen blühenden Lippen und der ruhigen Selbſtbeherrſchung
n Haltung, wirkte ſonderbar auf mich. Ich hatte das Vor-
einen Jüngling bei der erſten Begegnung mit dem Mädchen
ſein Herz geben wird. Ich wechſelte nur wenige, faſt ſcheue
ı, ſo lange wir bei Tafel ſaßen, denn die Kaiſerin und mein
Erzherzog Johann, ließen nicht ab, mich erzählen zu machen
hrten nach Conſtantinopel, Kleinaſien, Syrien, Aegypten und
mals noch ferner zu liegen ſchienen als ſpäter, wo das Reiſen
Auch nach Tiſche hielt man mich noch einige Stunden feſt,
ılich entlaſſen wurde, trat der Herzog von Reichſtadt an mich
e Worte hin: „Ich kenne Sie ſeit lange“, und drückte mir die
en wir Freunde ſeit Jahren. Dieſer Händedruck war wirklich
Zukunft. Er wurde in keinem andern Sinne gegeben und
anders verſtanden.“

n folgenden Tage erhielt Prokeſch durch den Grafen Moritz
en Erzieher des Herzogs von Reichſtadt, die Aufforderung,
ſuchen. Er fand den Kaiſerſohn und Kaiſerenkel in großer
it aller Raſchheit der Jugend und mit einem rührenden Blick
, ja voll wahrhafter Wärme, kam er dem Grafen Prokeſch
agte in Erinnerung an ſeine Worte vom Tage vorher:
ıe und liebe Sie ſeit lange. Sie haben die Ehre meines Va-
ju einer Zeit, wo ihn zu verläſtern Alles um die Wette lief.
n als Knabe Ihre Beſchreibung der Schlacht von Waterloo
n jede Zeile mir einzuprägen, ſie zweimal in fremde Sprachen
franzöſiſche und ins Italieniſche.“

ſchreibt, daß er ſeine Antworten ſorgfältig ſo eingerichtet
ſchönen, ſo einzig in der Welt daſtehenden Jüngling an ſich

lte ihm von Griechenland und erregte die Idee in ihm, dort
ien. Auch die Krone von Polen, deren romantiſcher Schimmer
angezogen hatte, ließ er nicht unerwähnt. Es waren damals
ıe Polinnen in Wien, welche bereits mehrfach dieſen Plan zum
gemacht hatten. Auch eine Oeſterreicherin, die Fürſtin Eſter-
Fürſtin Graſalkowich, eine geiſtreiche, aber ſehr leidenſchaft-
ar ſo kühn, dem Fürſten Metternich in einer Abendgeſellſchaft
dieſer politiſchen Combination auseinanderzuſetzen. Sie be-
aß Oeſterreich durch europäiſche Verträge gebunden war, und
Metternich nichts übrig blieb, als ihr zu antworten: „Der
eichſtadt iſt ein für allemal ausgeſchloſſen von allen Thronen.“
ırten Schickſalsſpruch erfuhr der Betreffende natürlich alsbald
npfand ihn wie einen Dolchſtoß. Jedoch wurden ſeine ehr-
ungen nicht dadurch getödtet; er erzählte einſt — 1831 —
ſeinem Freunde Prokeſch, daß Kaiſer Franz, der ſtets ein über-
Großvater für den Herzog von Reichſtadt war, zu ihm geſagt
das franzöſiſche Volk Dich verlangte und die Alliirten es zu-
de ich nichts dagegen haben, Dich auf dem Thron von Frank-
“ Solche Worte aus ſolchem Munde waren für den jungen
und — Qual.

Zeit nährte ſeinen Ehrgeiz auch eine romantiſche Intrigue
ımerata, Tochter der Prinzeſſin Eliſe Bacciochi, die an einen

reichen Italiener verheirathet und dafür bekannt war, eine Leidenschaft für Pferde und Fechtkünste zu haben. Der Marschall Marmont, welcher sie näher kannte, nannte sie in seinen Memoiren eine Närrin. Indessen verstand sie es doch, dem Herzog von Reichstadt ein gewisses Interesse abzugewinnen. Sie verfolgte im Prater und auf seinen weiteren Spazierfahrten den arglosen jungen Mann, schrieb ihm aufregende Briefe, welche jedoch nicht in seine Hände, sondern in die seiner Wächter kamen, und redete ihn einmal sogar an, als er einen Besuch bei seinem Lehrer Baron Obenaus machte. Auf der dunklen Treppe fiel sie vor ihm nieder und küßte ungestüm seine Hand. Wenige Tage später gelangte auch endlich einer ihrer Briefe in seine Hände, worin sie ihn dringend aufforderte, sein Erbe, Frankreichs Herrschaft, anzutreten.

Der Herzog theilte seinem Freunde Prokesch sogleich diesen Brief mit und schrieb unter dessen Augen eine maßvolle, edle, aber ablehnende Antwort wieder. Diesen Brief überbrachte Graf Prokesch selbst der Gräfin, und redete auf den Wunsch des Herzogs milde und schonend mit ihr, fand jedoch auch, daß sie zu exaltirt war, um eine politische Mission wirksam ausführen zu können. Sie kehrte bald darauf in ihre Heimat zurück.

Um diese Zeit trat der junge Herzog, wie man zu sagen pflegt, „in die Welt". Die Hofbälle und Festlichkeiten bei den Gesandten drängten sich in dem lebenslustigen Wien. Man begegnete dem Herzog überall mit der freundlichsten Auszeichnung. Die Anmuth seiner Gestalt, die Schönheit seiner Züge, sein lebhafter Geist, die Leichtigkeit, mit welcher er sich ausdrückte, das Gewählte seiner Formen und Kleidung, vor Allem sein Schicksal, übten eine anziehende Kraft. Namentlich betrachteten ihn die Frauen, gegen die er sich sehr liebenswürdig und achtungsvoll bewies, mit außerordentlichem Wohlwollen.

Er empfand keine sinnliche Regung, aber Schönheit und Geist an Frauen zogen ihn an. Schönheit und eine große Lebensfrische, die für Geist genommen werden konnte, waren vereint in einer jung vermälten Gräfin von fürstlicher Geburt, leider verschweigt Prokesch ihren Namen. Für sie schwärmte der Herzog, oder redete es sich zuweilen ein, worin ihn Graf Moritz Esterhazy, ein talentvoller, wissenschaftlich gebildeter Gesandtschaftssecretär, der ihm ein angenehmer Umgang war, noch mehr bestärkte. Nichts Heilsameres hätte in dieser Zeit zerstörenden Kampfes im Innern ihm begegnen können, als Liebe für ein edles, geistreiches, schwungvolles Weib. Aber die Gräfin schien dies nicht zu sein, wenigstens nicht in den Augen des Grafen Prokesch, der offen eingesteht, dieser Neigung hindernd in den Weg getreten zu sein, weil er an der Gräfin die Eigenschaften vermißt hätte, die fördernd und wohlthätig auf den Charakter des Herzogs wirken konnten. Auch war es keine eigentliche Herzensneigung bei Letzterem, sondern nur eine Balltändelei. Jedoch fehlte die Romantik nicht ganz dabei, sie hätte sogar zu einem anmuthigen Novellenstoff ausgearbeitet werden können. Prokesch erzählt von einer Ballnacht, die der Herzog und Graf Moritz Esterhazy im Uebermuth der Jugend gemeinsam mit tollkühnen Pagenstreichen zubrachten. Beide Jünglinge erschienen nämlich unkenntlich costümirt und maskirt auf einem Ball im Hause der schönen Gräfin und setzten die ganze große Gesellschaft in Staunen und Zorn. Niemand kam darauf, daß der zurückhaltende stille Herzog von Reichstadt unter der Maske verborgen war. Das kleine Abenteuer hatte ihn selbst am meisten erheitert, er betrachtete es wie

ein gelungenes Wagstück und schien dadurch mehr zu wagen. Er übte in jener Zeit viel kecke Reiterkünste und war zu Scherzen geneigt wie nie zuvor. Auf seine erhöhte Stimmung wirkte es wahrscheinlich auch ein, daß er in der politischen Welt einige Erfolge errungen hatte. Der Gesandte Frankreichs, Marschall Maison, war ihm vorgestellt worden, und schien vollständig bezaubert von ihm zu sein. Angeblich sollte Maison Aeußerungen gethan haben, die den ehrgeizigen Hoffnungen des jungen Herzogs sehr schmeicheln konnten.

Einen andern Erfolg errang er dem Marschall Marmont gegenüber. Der einstige Freund und Verräther Napoleons hatte sich nach dem Sturz der Bourbons unter den Schutz des Kaisers von Oesterreich begeben. Er wünschte dem Herzog von Reichstadt vorgestellt zu werden, so peinlich es ihm auch sein mußte, dem Sohn seines verrathenen Gönners gegenüber zu stehen. Alle Welt war darauf gespannt, wie sich der Herzog von Reichstadt dabei benehmen würde. „Es fand ein Ball beim englischen Botschafter statt, wo dies merkwürdige Zusammentreffen vor sich gehen sollte; jedes Auge war auf den Herzog gerichtet. Er glänzte in Jugend und Schönheit; die Blässe seines Gesichts, der Zug von Wehmuth um seinen reizenden Mund, sein warmes und strenges Auge, das Maß und die Ruhe in allen seinen Bewegungen machten ihn hinreißend", erzählte Graf Prokesch, und fügte hinzu: „ich stand neben ihm, als der Marschall Marmont sich näherte und einige verlegene, scheue Worte sprach, die sein unsicheres Gewissen ihm eingegeben haben mochte. Der Herzog unterbrach ihn und sagte, wie er es sich vorher wohl überlegt hatte: „Ich sehe in Ihnen nur den ältesten Waffengefährten meines Vaters", und reichte ihm die Hand. Der Marschall war entzückt und bat sich die Erlaubniß aus, ihn öfter sehen zu dürfen. Der Herzog gestand ihm dies in verbindlichen Ausdrücken zu. Es war eine mir selbst unerwartete Würde in allen Aeußerungen des Herzogs. Der Marschall stand neben ihm so ehrfurchtsvoll, wie er vielleicht nie vor Napoleon gestanden hatte. Fürst Metternich, der ebenso scharf beobachtet hatte, wie alle Anwesenden, sagte zu mir: „Ihr Herzog ist ein vortrefflicher Schauspieler."

Sein junger fürstlicher Freund klagte ihm nachher, wie schwer ihm die „Rolle" dieses Abends gewesen sei, wie ihn besonders auch die sorgliche Liebe seines Erziehers, des Grafen Dietrichstein, gequält hätte, der immer um ihn herumschwirrte und ihm ins Ohr raunte:

„Sie reden zu wenig, oder, Sie sind zu verträumt, oder, Sie halten sich nicht gut" ꝛc. „Sind Sie wenigstens mit mir zufrieden, bin ich Ihnen recht?" Prokesch antwortete durch einen warmen Händedruck und theilte ihm mit, wie allgemein sein Benehmen gegen die beiden französischen Marschälle bewundert worden sei, was ihn sichtlich erfreute. Auch der Kaiser schien seinem Enkel vollen Beifall zu schenken, wenigstens ermunterte er ihn mehrfach durch anerkennende, liebevolle Aeußerungen, die auch auf die politische Situation im Sinne des Herzogs anspielten. So sagte der Kaiser einmal zu ihm:

„Wenn Du auf der Brücke von Straßburg erschienst, so würde es mit den Orleans in Paris nicht mehr lange dauern. Warum bist Du nicht einige Jahre älter, Franz!"

Nicht seine Jugend allein, auch seine zarte Gesundheit war ein Hinderniß auf seiner Laufbahn. Er strengte sich übermäßig an durch militärische

Excercitien und hörte auf keine ärztliche Warnung. Er zürnte seinem Körper und wollte ihn bändigen, wie die edlen Rosse, auf denen er täglich mehrere Stunden zubrachte. Sein eiserner Wille war schwer zu beugen, er wollte durchaus Soldat sein. Er besaß den militärischen Geist seines Vaters und übte einen ähnlichen Zauber auf die Truppen aus. Als er einst die Front seines ungarischen Regiments entlang ritt, wirkten der tiefe Ernst seiner jugendlichen Züge und seine kühne Haltung so mächtig, daß die braven, an Schweigen und Unbeweglichkeit so streng gewöhnten Soldaten laut aufschreiend ihm ein Lebehoch brachten.

Das innige Freundschaftsverhältniß des fürstlichen Jünglings mit dem reifen Manne tritt auch besonders in den Briefen hervor, welche unter ihnen gewechselt wurden. Graf Prokesch theilt mehrere davon mit, von denen hier einer abgedruckt werde; derselbe ward nach einer mehrmonatlichen Abwesenheit des Grafen geschrieben:

„Schönbrunn d. 2. October 1831. Sie können sich schwerlich, liebster Freund, einen Begriff davon machen, wie groß meine Freude war, als ich Sie gestern unverhofft wiedersah. Mein Gemüth war voll Wonne und ich war erstaunt über den Einfluß, den sie auf dasselbe üben Wie Vieles durchkreuzt meinen Kopf über meine Lage, über Politik, über Geschichte, über unsere große Wissenschaft, die Erhalterin und Zerstörerin der Staaten, wie Vieles, was zu seiner gänzlichen Ausbildung und Reife, des Lichtes Ihrer Kenntnisse und des Rathes Ihres Urtheils nöthig hat. — Wie viele Ideen drängen sich in mir! Weil hier schon der Gedanke an so etwas Sünde scheint, stoße ich sie in das Dunkel zurück, kaum daß sie aus demselben emportauchen. Jetzt habe ich Sie wieder, Sie, der mich nicht verurtheilt, wenn ich kühn denke . . . Seit Ihrer Abwesenheit beschäftigen mich vorzüglich zwei Themen; das eine war die Erwägung der politischen Verhältnisse Europa's und der Verfahrungsweisen, denen man sie hätte anpassen können. Die Summe des gesunden Verstandes in der Welt wird mit der jetzigen Handlungsweise zufrieden sein. Ein Blick in die Zukunft flößt mir Mißtrauen gegen diesen Maßstab ein, und ich bin noch immer von dem Glauben beseelt, daß wahre Zufriedenheit, auf Sicherheit des Besitzes und des Verkehrs gegründet, nie früh genug erworben werden kann und sei es mit den größten Opfern. — Der zweite Gegenstand meiner Betrachtungen war Religion, aber dieser Punct erfordert zu viel Zeit, als daß ich in diesen Zeilen davon spräche.

Falls Sie mir nicht augenblicklich Antwort schicken können, wird Sie morgen mein Kammerdiener um zehn Uhr bei Ihnen abholen."

Diese Antwort hier mitzutheilen, würde zu viel Raum kosten, sie ist ganz des Grafen würdig und giebt ein schönes Zeugniß für sein Herz, wie für seinen Geist.

Die freundschaftlichen Besuche beim Herzog nehmen in dieser Zeit wieder ihren Fortgang, aber mit Betrübniß bemerkte der Graf, daß sein junger Freund oft von Trübsinn und Theilnahmlosigkeit beherrscht wurde. Auch zeigte sich eine beängstigende körperliche Abspannung bei demselben. Er lebte in tiefer Einsamkeit, der heitere Umgang mit dem Grafen Moritz Esterhazy war abgebrochen durch dessen Versetzung zur Gesandtschaft in Neapel. Seine Melancholie zu zerstreuen war Niemand da, wie sein Halbbruder, der Graf Gustav Neipperg. Derselbe kam auf den Einfall, den Herzog mit einer liebenswürdigen Künstlerin der Hofbühne, Frau Peche, zu-

ſammenzuführen. Auch Graf Prokeſch ſchie
jugendlich ſchön und ihr Ruf durchaus
Geiſt, ſie würde den Herzog halten und
ſtreuung darbieten, ihn von ſeinem Brüten
erregen.

So dachte wenigſtens Graf Prokeſch
machte in Begleitung des Grafen Neipperg
Dame; ſie zeigte dabei ſo viel Zuverſicht u
abſtieß, er weigerte ſich, ſie wiederzuſehen.
1831 ſtatt und ſchon im Januar begann d
Todeskeim entſtand.

Graf Prokeſch legt an dieſer Stelle ſ
niß über die ſtrenge Sittlichkeit des jungen
der Geiſt deſſelben ſtets zu hochfliegend wa
Mit Entrüſtung widerlegt Prokeſch die Be
dieſer Beziehung über den fürſtlichen Jüng
ſelben ſollte zwiſchen ihm und der berühmte
ein vielbeſprochenes Liebesverhältniß beſtan

Graf Prokeſch, deſſen Wahrheitsliebe
wieſen iſt, erklärt dieſe Behauptung für ei
Herzog die ſchöne Tänzerin niemals geſpr
daraus entſtanden, daß der Jäger des H
derſelben ging, wo er jedoch nur Briefe a
holte. Letzterer arbeitete nämlich oft mit
Verehrer von Fanny Elsler, in einem gem
in ihrem Hauſe lag.

Es wäre übrigens zu wünſchen, daß
geiſtvoll wie berühmt iſt, ſich dazu entſchlie
für die Oeffentlichkeit aufzuzeichnen und d
zogs gerecht zu werden.

Graf Prokeſch mußte im Februar 18
dung nach Rom gehen. Die Trennung wa
ihm ſehr ſchwer, obgleich er noch nicht ah
Der Herzog umarmte ihn und ſchenkte ih
ihm bei der erſten Trennung ſeine Uhr ge
den Reliquien hingekommen ſein?

In Rom lernte Graf Prokeſch den
der mit der Prinzeſſin Charlotte Bonapar
war. Durch ſie wurde Prokeſch aufgeforde
zu beſuchen, welche die lebhafteſte Sehnſ
über ihren Enkel, den Herzog von Reich
dieſen Beſuch „das rührendſte Ereigniß ſei
wie folgt:

Die Prinzeſſin Charlotte holte ihn
Mittags nach dem Palaſt am venetianiſch
zwei ſchwarzgekleidete junge Damen und d

n ein dunkles, hohes, großes
er durch ſchwere Vorhänge ge
jaſt blinde, lahme Frau in
bat mich, neben ihr Platz

Freundliches mit der mildesten Stimme, in gebrochenem Französisch, aber in sicheren, gut gewählten Worten. Ich zögerte nicht, ihr Alles zu sagen, was ich über den Herzog dachte, sie hörte mit steigender Bewegung und Rührung zu. Sie unterbrach mich häufig mit Fragen, und je mehr ich in Einzelnes niederstieg, was nur einer Mutter von Interesse sein konnte, desto mehr fand sie in des Herzogs Eigenthümlichkeiten Aehnlichkeit mit denen seines Vaters. Ich beruhigte sie auch über die Weise, in welcher der Herzog behandelt wurde, was ihr Herz sehr zu erleichtern schien, sogar über seine Krankheit sagte ich ihr Tröstliches, denn ich hielt sie damals selbst nicht für so gefährlich wie sie war. Im besten Glauben täuschte ich die edle Greisin; sie verweilte mit Liebe und Trauer bei der Erinnerung, wo sie zum letzten Mal in Blois den „König von Rom" gesehen und umarmt hatte. Dann erzählte sie ohne Bitterkeit, wie sie mehrere Mal an Marie Louise, ihre Schwiegertochter, und an ihren Enkel geschrieben hätte, ohne Antwort zu erhalten. Dann erhob sie sich und ließ sich zur Büste des Herzogs führen, die neben der seines Vaters stand; sie suchte nach den Haarlocken, die sie von Napoleon besaß, konnte sie aber nicht gleich finden. Sie versprach mir ihr Miniaturbild für den geliebten Enkel zu senden, „auf der Rückseite findet er eine Locke seines Vaters", setzte sie hinzu. Ich küßte ihre Hand und wollte gehen, da hielt sie mich fest und suchte sich mit einer letzten Anstrengung aufzurichten; sie wuchs förmlich vor meinen Augen empor und eine hohe Würde umfloß sie. Dann fühlte ich ihr Zittern — sie legte beide Hände auf mein Haupt, — ich errieth sie und sank auf ein Knie.

„Da ich das seine nicht erreichen kann, so lege ich auf Ihr Haupt den Segen der Großmutter, die bald aus der Welt scheiden wird. Mein Gebet, meine Thränen, meine Wünsche sind mit ihm bis zum letzten Augenblick meines Lebens! Bringen Sie ihm, was ich vertrauend auf Ihr Haupt, in Ihr Herz lege."

Nach diesen Worten umarmte sie mich, ich küßte ihr nochmals die Hand und überließ sie dann der zärtlichen Sorge der Prinzessin Gabrieli, ihrer Enkelin."

Am andern Tage wurde dem Grafen Prokesch das versprochene Bild überbracht in Begleitung von mehreren anderen Andenken aus dem Nachlasse Napoleons, namentlich ein Spielkästchen mit Marken von Perlmutter, von denen jede das N und eine Kaiserkrone trug. Napoleon soll in St. Helena dieselben stets an seinen einsamen Abenden beim L'hombrespiel benutzt haben.

Graf Prokesch konnte diese Reliquien aus Lätitia's Hand ihrem Enkel nicht übergeben, denn an demselben Tage, wo sie ihm voll inbrünstiger Andacht und Trauer den Segen ihrer Liebe zudachte, schwebte bereits der Todesengel über seinem jugendlichen Haupte! Er starb nur wenige Stunden später. in der Morgenfrühe des 22. Juli 1832, nachdem er schon im Winter desselben Jahres hingewelkt war, ohne eigentlich krank zu sein. Bei einer Spazierfahrt, welche er im scharfen Frühlingswind unternahm, zog er sich eine heftige Erkältung zu, die seine ohnehin schwachen Lungen zerstörte. In der Todesstunde rief er mit kindlicher Angst nach seiner Mutter; sie eilte zu ihm und er starb in ihren Armen. Marie Louise fiel an seinem Sterbebett in Ohnmacht und sühnte durch ihren tiefen Mutterschmerz ihre Versündigung an seinem Vater, dem sie die Treue gebrochen, indem sie sich mit dem Grafen Neipperg vermälte.

amerweiſe ſtarb der Herzog von Reichſtadt in demſelben Zimmer nſelben Bett, in welchem der Kaiſer Napoleon den Traum des lücks von ſeiner Vermälung mit einer Erzherzogin geträumt hatte! es nach dem Datum und ſogar nach der Stunde, daß vor zehn m jungen Herzog die Todesnachricht ſeines Vaters durch ſeinen uptmann Foreſti, überbracht worden war.
Weihe eines frühen Todes und eines hochtragiſchen Schickſals um- Herzog von Reichſtadt wie mit einem Nimbus. Er gehört zu den . Bildern, die man nicht ohne Wehmuth betrachten kann. Kaum benalter ſpäter hatte jedoch Oeſterreich den Träger eines ebenſo Schickſals aufzuſtellen — den unglücklichen Kaiſer Max!

Allerlei Studien.

Wie ſehr es mich nach Weisheit dürſtet,
Ergeben ich dem Studium —
Noch bin ich Knecht, und nicht gefürſtet,
Mein Wiſſen bleibt — Präludium.

Wie ſehr nach höchſter Lieb' ich ſchmachte,
Zu ihr führt', ach, kein Studium;
Und die Verſuche, die ich machte,
Sie waren all' — Präludium.

Doch iſt's ein Glück, das letzte Wiſſen,
Iſt Glück nicht — das Präludium?
Wer mag, was ſtets ergötzte, miſſen —
Das täglich neue Studium?

Wem möchte dann der Tod gefallen,
Das End' vom Lebensſtudium?
Es wird doch mehr geliebt von Allen
Das Sein, des Tod's Präludium.

Und wie mich auch die Liebe treibet
Zu weih'n ihr all' mein Studium —
Das ſchönſte in der Liebe bleibet,
Bei ihr auch — das Präludium!

Alfred Friedmann.

Der Hausarzt.

II. Phosphor und Phosphorvergiftung. Von Dr. S. B.

Im Jahrr 1669 entdeckte ein Kaufmann in Hamburg, Namens Brandt, der durch alchemistische Speculationen sein Vermögen eingebüßt hatte, den Phosphor.

Bald darauf stellte ein anderer Alchemist, Namens Runkel, der Brandt das Geheimniß entlockt hatte, aus welchem Rohmaterial er das Element darstellte, den Phosphor ebenfalls dar. Ein anderer Alchemist, Krafft, kaufte Brandt das Geheimniß für 200 Thaler ab. Die Besitzer des Geheimnisses der Phosphorfabrikation reisten an die verschiedensten Höfe, um den sonderbaren Körper, dessen Ruf sich alsbald verbreitet hatte, zu zeigen und zu verkaufen, und die Preise, die sie erzielten, lohnten der Mühe, deren Erzeugung das neue Element verursachte; noch im Jahre 1730 wurde das Loth Phosphor mit fünf und acht Ducaten bezahlt. Im Jahre 1770 wies der Chemiker Gahn nach, daß auch die Knochen Phosphor enthalten und Scheele gab die Methode an, wie derselbe aus denselben darzustellen sei. Jetzt fing man an, den Phosphor im Großen darzustellen und die erste Phosphorfabrik legte ein Deutscher in London, Gottfried Hankwitz, an, und diese Fabrik blieb lange Zeit die einzige Bezugsquelle. Heute finden wir überall Phosphorfabriken und das Phosphorstreichholz hat sich leider über die ganze Welt verbreitet. Wir sagen leider, denn der Nutzen, den der Phosphor der Welt gebracht, wird durch die Krankheiten, die er an den mit der Fabrikation des Phosphorstreichholzes Beschäftigten, erzeugt, durchaus nicht aufgewogen.

Die Personen, die in Phosphorfabriken arbeiten, werden oft von einem Knochenfraß des Kiefers heimgesucht (Kiefernekrose) und es ist beobachtet worden, daß in manchen Fabriken fünfundzwanzig Procent der Arbeiter erkrankten. Viele der so Erkrankten sterben, bei Anderen muß durch eine Operation der erkrankte Knochentheil entfernt werden. Es ist nicht bekannt, warum just der Kieferknochen von dieser Krankheit heimgesucht wird. Man war der Meinung, daß die Phosphordämpfe durch die hohlen Zähne der Arbeiter mit den Kieferknochen in Contact kämen und man hat in neuerer Zeit daher nur Arbeiter mit vollkommen gesunden Zähnen in den Phosphorfabriken zugelassen, außerdem hält man sehr darauf, daß die Ventilation in den Fabrikräumen eine gute sei. Auch Terpentinöldämpfe werden in den mit Phosphordämpfen angefüllten Räumen verbreitet. In England tragen die Arbeiter Kapseln, in denen sich Terpentinöl befindet, auf der bloßen Brust.

Dennoch erkrankt jährlich eine große Zahl von Arbeitern an der verderblichen Kiefernekrose und das einzige Mittel dagegen ist: Aufhören der Phosphorstreichholzfabrikation. In der Neuzeit hat das phosphorfreie oder schwedische Streichholz sehr an Ausdehnung des Gebrauches gewonnen und

es hat den Anſchein, als ob letzteres die Herrſ
tragen ſoll.

Außer den Vergiftungen durch Phosphordämp
Gelangen des feſten Phosphors in den Magen ei
eine Anzahl Phosphorſtreichhölzer im Kaffee oder
aufgelöſt den Tod des davon Genießenden zur
füllterm Magen können ſchon zwei Gran Phosphor
nen Menſchen herbeiführen, während $^1/_{50}$ Gran
zur Vergiftung hinreicht.

Der Tod tritt bei der Phosphorvergiftung ni
immer erſt mehrere Tage, in denen der Vergiftete
macht, beſonders von Seiten des Bauches und der
iſt nämlich durch Fettablagerung bedeutend vergrö
heit eingetreten, die wir unter dem Namen der Fe
Fettleber nützt es jedoch dem Kranken nichts, wen
er wird nicht geneſen, ſobald die Krankheit in di
Auch das Herz und andere Organe werden fettig
aufgelöſter Phosphor nachzuweiſen. Wodurch die
ſchiedener Organe entſteht, iſt nicht bekannt. Iſt,
in dieſes Stadium getreten, ſo iſt keine Rettung
Phosphor, wenn er einmal ins Blut durch die
übergegangen, läßt ſich durch kein Mittel wirkungs
Phosphor genoſſen, iſt nur dann noch zu helfen,
nicht reſorbirt worden. Hat daher Jemand Phos
muthet man, daß daſſelbe der Fall iſt, ſo giebt
zwar giebt man hier Cuprum sulfuricum, das in
Materialiſten käuflich zu habende ſchwefelſaure K
das man am beſten klein geſtoßen giebt. Es e
Phosphor wird entleert.

Milch, Oel, warmes Waſſer giebt man be
nicht, denn da das Element in dieſen Stoffen lösl
vermehrt, anſtatt vermindert zu werden, indem de
ſtanzen gelöſte Phosphor ſchneller reſorbirt wird,
Magenflüſſigkeit gelöſte. Auch Kindern gebe man
Kupferoxyd und ſei man nicht zu ängſtlich weg
wenn die Menge nicht gar ſo groß iſt, ſo wird d
wegungen aus dem Magen entfernt. Das hier
nur, wenn ein Arzt nicht zur Stelle iſt; iſt dieſes
dieſem die Errettung des Kranken.

In der jüngſten Zeit gelangte man durch E
des Phosphors. Ein dem Arbeiterſtande angeh
vergiften und verſchluckte Phosphor. Bald dara
Umſtände herbeigeführt, iſt mir nicht bekannt, Ter
Ein Arzt, der von der Sache Wind bekommen h
und durch denſelben geleitet, machte er Verſuche
nichen Phosphor zu verſchlucken und hinterher ge
tinöl und dieſe Verſuchsthiere blieben ebenfalls geſ
verſuche an Menſchen, die durch Terpentinöl in de
üble Folgen blieben, führten zu dem Reſultat, da
des Phosphors ſei und die weitere Erfahrung hat

darf jedoch auch bei dem genannten Gegenmittel der Phosphor nicht ins Blut übergegangen sein, denn sonst ist die Macht desselben wirkungslos. Wodurch das Terpentinöl den Phosphor wirkungslos macht, ist nicht endgültig festgestellt; es ist anzunehmen, daß das Terpentin, oder die Bestandtheile desselben mit dem Phosphor Verbindungen eingehen, die für den Körper ohne Schaden sind; und so hat der Zufall, der ja überhaupt im Leben eine große Rolle spielt, eine Entdeckung gemacht, die der Forschung vielleicht erst nach vielen Jahren, vielleicht nie gelungen wäre.

Ueberall ist jedoch nicht das Mittel des Arztes zur Hand, um den genossenen Phosphor wirkungslos zu machen und deshalb kommt, zusammen mit den absichtlichen Vergiftungen, täglich Tod durch Phosphor vor. Summirt man zu diesem die in Folge der Phosphordämpfe an Kiefernekrose krank darnieder Liegenden oder Gestorbenen, so ist das Resultat ein solches, bei dem jedem für die Menschheit fühlenden Menschen der Wunsch rege wird, es möge der Phosphor durch ein ähnlich wirkendes Element verdrängt werden. Die Hauptverwendung findet der Phosphor beim Streichholz und hier haben wir in der Neuzeit in dem „Schwedischen Streichholz" oder in dem an jeder Fläche feuerfangenden, phosphorfreien Streichholz ein Aequivalent für unser gewöhnliches Streichholz gefunden. Zwar ist das erstgenannte theurer als letzteres, aber was ist heutzutage nicht theuer? Man klagt über das kleine Brod, die theuren Fleischspeisen, über die nur dreiviertel voll geschenkten Bierseidel ꝛc. und über die Streichhölzer will man nicht klagen? — Sonderbare Schwärmer!

Und bei Licht besehen, wird bei Einführung des giftfreien Streichholzes in den Hausstand die Mehrausgabe vielleicht nur um einen halben Groschen vermehrt; aber dafür hätte man das Bewußtsein, einen großen Theil seiner Nebenmenschen vor Elend bewahrt zu haben. Der Phosphor, der in der Medicin und zur Vergiftung der Ratten und Mäuse verwendet wird, ist zu geringer Quantität, als daß seine Bereitung viel Unheil anrichten könnte, während in Folge der Benutzung des Phosphors zu Streichhölzern in Frankreich, Italien, England und Deutschland zusammen ca. 4000 Centner dargestellt werden, aus welchen ca. 250,000—300,000 Millionen Streichhölzer fabricirt werden. Der erste Fall von Kiefernekrose soll 1839, der zweite 1844 beobachtet worden sein und Doctor Lorinser in Wien war der Erste, der dieses Uebel beschrieb und so das Augenmerk der Aerzte und der Behörden auf diese Krankheit lenkte. Die Aerzte können aber nicht mehr thun, als die Kranken in Behandlung nehmen, die in der Entfernung des nekrotischen Knochens besteht, während die Behörden nichts mehr können, als für Herstellung einer guten Ventilation zu sorgen, oder Entfernung der Arbeiter mit ungesunden Zähnen aus den Fabriken, oder Verhinderung deren Eintrittes in dieselben ꝛc. Ausgerottet kann die Krankheit nur werden, wenn jeder Hausvater oder jede Hausfrau das Phosphorstreichholz aus dem Hausstand verbannte. Gleichzeitig würden auch die Selbstmorde weniger werden. Mag auch in vielen Fällen der Selbstmord vorbereitet sein, mag der Betreffende, wenn er keinen Phosphor hat, zu irgend einem andern Gift seine Zuflucht nehmen, so bleibt es doch als gewiß anzusehen, daß Mancher, der in der Verzweiflung zu einem Bund Streichhölzer greift und durch den Genuß des Phosphors stirbt, am Leben geblieben wäre, wenn er im Augenblick des Affectes kein Gift zu seiner Verfügung gehabt hätte. Ich erinnere mich eines solchen Falles in Hamburg: Eine junge Witwe, die durch die Krank-

heit ihres Mannes in Schulden gerathen war, wurde auf Antrag der Gläubiger gepfändet. Die junge Frau, die im Hause ihrer Eltern und beim Leben ihres Mannes keine der gemeinen Sorgen des täglichen Lebens kennen gelernt hatte, war, als der Executor bei ihr erschien und ihre Mobilien fortnehmen ließ, so alterirt, daß sie in die Küche eilte und ein Bund Phosphorstreichhölzer einige Mal in Wasser kräftig umrührte und dieses dann austrank. Aber plötzlich sich ihrer That bewußt werdend, stieß sie einen Schrei aus und stürzte nach der Kammer, in der ihr zweijähriger Sohn spielte. Sie umschlang das Kind, preßte es an sich und sank dann ohnmächtig zu Boden. Der Executor war so menschlich, einen der Arbeiter, der die Pfändung vollstrecken half, zum Arzt zu schicken. Dieser fand die Kranke stöhnend, über Schmerzen im Magen klagend und fiebernd. Der erfahrene Arzt begriff sofort die Situation und auf seine sanfte Frage, ob sie sich etwa ein Leid zufügen gewollt, gestand sie dem Doctor das Verbrechen. Das Terpentinöl war als Gegenmittel der Phosphorvergiftung noch nicht entdeckt und der Arzt nahm seine Zuflucht zu dem erwähnten Cuprum sulfuricum. Es erfolgte mehrmaliges Erbrechen, dann verfiel die Patientin in einen ziemlich lange andauernden Schlaf, aus dem sie sich gesund erhob; der Phosphor war aus dem Magen entfernt worden, bevor er Zeit hatte, ins Blut überzugehen. — Hätte die junge Frau den Phosphor in der Küche nicht vorhanden gefunden, so wäre ihre That vielleicht ungeschehen geblieben, denn in der Zeit, daß sie ein Gift von der Apotheke, oder sonst wo geholt hätte, wäre ihr erregtes Nervensystem beruhigt worden.

Der zweite Fall betraf einen Schneider, der dem Trunk ergeben war. Der Mann sah sein Geschäft in Folge dieser Leidenschaft zurückgehen, sah sich von der Menschheit verachtet und mit seiner Familie in Unfrieden leben und in der Verzweiflung hierüber nahm er Phosphor (ein Bund Streichhölzer, von dem er den Phosphor in Kaffee abrührte). Nach mehreren Tagen kam der Fall erst zur Kenntniß des Arztes. Er wurde ins Lazareth geschafft, wo Schreiber dieses Gelegenheit hatte, ihn zu sehen. Er hatte das Bewußtsein, daß er sterben müsse, und ergeben in sein Schicksal lag er in seinem Bett. Die Haut war fast citronengelb gefärbt, in Folge der eingetretenen Gelbsucht, die Lippen waren trocken. Die Leber zeigte sich vergrößert, woraus zu schließen, daß Fettleber schon eingetreten war. Er klagte auf Befragen über heftige Schmerzen. Er starb plötzlich, in dem Augenblick, als er sich im Bett aufrichtete, um nach einer Erfrischung zu greifen. Bei der Obduction fanden sich die oben angegebenen pathologischen Veränderungen, die Leber war in Folge des Fettgehaltes so sehr vergrößert, daß ihr Gewicht neun Pfund betrug. — Auf Befragen des Arztes, weshalb er sich vergiftet, gab er die oben erwähnte Ursache an, setzte jedoch hinzu, daß es ihm leid thue und daß es gewiß mit ihm so nicht gekommen wäre, wenn er in dem Augenblick der Verzweiflung keinen Phosphor zur Hand gehabt hätte. Der geehrte Leser könnte hier den Einwand machen, „wer sich ermorden will und keinen Phosphor hat, greift zu einem Gegenstand, z. B. dem Messer". — Ein anderer Gegenstand außer dem Messer ist jedoch nicht immer zur Hand und die Furcht vor dem Schneiden ist im Allgemeinen so groß, daß sie den Entschluß, sich zu tödten, überwiegt.

Also, wenn wir aufhören, den Phosphor in unseren Hausständen zu benutzen, verringern wir die Selbstmorde.

Es wird dem Leser nicht uninteressant sein, etwas mehr über den

Phosphor zu erfahren. Wir haben schon erfahren, daß dieses Element aus den Knochen gewonnen wird. Die Knochen bestehen aus Knorpel, Kalksalzen und Phosphorsäure und letztere in solcher Menge, daß man aus dem Knochengerüste eines Menschen 1—1½ Pfund Phosphor gewinnen kann. Fragen wir, woher der Körper diesen Phosphor nimmt, so ist die Antwort: aus dem Fleisch, Blut, Brod, Hülsenfrüchten, die wir genießen und fragen wir weiter, woher diese Körper den Phosphor nehmen, so ist die Antwort: aus dem Erdboden! Rein ist jedoch der Phosphor in der Natur nicht vorhanden, meistens tritt er auf in Verbindung von Kalk und Sauerstoff und dieses ist auch in den Knochen der Fall. Um den Phosphor aus den Knochen zu gewinnen, werden diese geglüht. Der Knorpel verbrennt dadurch. Ueber die zurückbleibenden Kalksalze wird Schwefelsäure gegossen. Es bildet sich schwefelsaurer Kalk und die Phosphorsäure wird ausgeschieden. Dieselbe wird von Kalkbeimischungen gereinigt, mit Kohle gemengt und geglüht, wodurch sich letztere mit dem Sauerstoff der Phosphorsäure zu Kohlenoxydgas verbindet, sich verflüchtigt und den Phosphor zurückläßt.

Dieser wird alsdann geschmolzen und in Glasröhren gegossen, wodurch er in Stangenform in den Handel kommt. — Im reinen und frischen Zustand ist der Phosphor farblos, bei längerm Aufbewahren wird er gelblich und überzieht sich mit einer etwas Wasser enthaltenden Rinde. — Wird der farblose Phosphor längere Zeit dem Licht ausgesetzt, oder einer Hitze von 250 Grad Celsius, so nimmt er eine röthlich-schwarze Farbe an, die, wenn der Phosphor gepulvert wird, scharlachroth sich zeigt. Gleichzeitig verliert er seine leichte Entzündlichkeit, seine Leuchtkraft und seine Lösbarkeit. Durch starkes Erhitzen wird er jedoch wieder in seinen frühern Stand zurückgeführt. Im Winter ist Phosphor spröde, im Sommer biegsam wie Wachs. Löslich ist das Element in Aether, Schwefelalkohol und Oelen, im Wasser ist er unlöslich und wird in diesem daher aufbewahrt. Bei warmer Luft entzündet er sich, wenn er nicht unter Wasser aufbewahrt wird. Auch durch Reibung entzündet er sich und auf dieser Eigenschaft beruht seine Verwendung zu Streichhölzern.

Außer dem Knochenfraß, den wir kennen gelernt haben, verursachen die Phosphordämpfe auch Krankheiten des Rückenmarkes, welche sich durch Schwäche in Armen und Beinen, Zuckungen, Zittern, Ameisenkriechen und Speichelfluß, letzterer besonders bei Frauen, kundgiebt.

Und nun, verehrte Leser, auf Wiedersehen. Wenn dieser Artikel dazu beigetragen, auch nur aus wenigen Hausständen den Phosphor zu verbannen, so ist der Zweck, den der Schreiber dabei im Auge hatte, erreicht.

Ein Brief über Briefe.

Von G. S.

Verehrte Frau! Wir haben von Sokrates gelernt, über das Denken zu denken, von modernen Kritikern, über gedruckten Unsinn Unsinn zu drucken — nun gestatten Sie mir einmal, über das Schreiben zu schreiben; müssen Sie doch schon lange gewöhnt sein, von mir Briefe über Briefe zu bekommen.

Befürchten Sie keine Philosophie des Briefschreibens, so verlockend ein solches Thema wäre — ist denn der Brief nicht die beste Vermittlung zwischen Ich und Nicht-Ich? Nur insofern sollen Sie heute den Philosophen in mir erkennen, als ich mit Klage und Jammer beginne. Wo sind sie hin, die ernst behaglichen Briefe, in denen der Freund sein ganzes, volles Herz dem Freunde aussprach, in denen die wichtigsten Angelegenheiten des Geistes ihren Ausdruck fanden, die ein Gebiet reinsten Verstehens und gegenseitiger Aufklärung schufen zwischen den Menschen, die gleiche Interessen banden, jene Briefe aus dem vorigen Jahrhundert, und noch bis in die Zeit der schönen Seelen, bis Eisenbahnen und Telegraphen mit dem größern Gewinne an Zeit uns doppelte Sparsamkeit auferlegten; unser Zeitgeist ist Zeitgeiz. Heutzutage schreibt man Postkarten und Telegramme, aber keine Briefe mehr; man kann nicht an einen Menschen soviel Zeit wenden, einen langen Brief für ihn allein zu schreiben; wenn Jemand was schreibt, was über den zweiten Bogen hinausgeht, läßt ers drucken. Mag dies immerhin ein Symptom des Geistes sein, dem wir alle letzten Fortschritte danken, des nach allen Seiten geschwellten, uns gewaltsamer fortreißenden Stromes der Zeit, des Lebens in der Oeffentlichkeit, des größern Gebieten zugewandten Interesses, was jene behagliche Hingabe an den Einzelnen, wie sie der rechte Brief verlangt, unmöglich macht, so dürfen wir doch bedauern, daß die Räder des Fortschritts über diese bescheidenen Blumen dahingegangen sind; auch im fruchttragenden Sommer mag man sich gern des Stübchens erinnern, das Einen im Winter so gemüthlich, wenn auch beschränkend umfangen hat. Götz von Berlichingen mag wohl Recht haben, daß Schreiben ein geschäftiger Müssiggang ist; aber darum ist es doch noch nicht ein müssiges Geschäft. Welch heimliche Poesie liegt in dem Bande, das sich in Briefen von Freund zu Freund schlingt! wie wenn man auf der Wiese einen Strauß sucht für ein geliebtes Wesen, und bei jeder Blume, die man pflückt, an sie denkt, so steht Einem bei jeder Zeile, die man schreibt, das Bild dessen vor Augen, an den man schreibt, alle Ge-

danken gewinnen dadurch eine concretere Greifbarkeit, einen festen Anhalt; selbst das Gespräch giebt Einem nur selten so rein das Gefühl der Erweiterung der eignen Persönlichkeit um die des andern, wie wir es beim Schreiben oder Empfangen eines echten und rechten Briefes haben.

Zwar, der Brief ist wie eine Photographie, die keine Farbe und kein Relief giebt, und nur eine Seite des Menschen: aber doch meistens die charakteristische und wesentliche. Allerdings zeigen heutzutage die Leute in Briefen mehr ihre Kehr- als ihre Coeurseite — Verzeihung, meine Gnädigste, Sie sehen, wie sehr mir mein Thema am Herzen liegt, daß ich um seinetwillen selbst Ihnen solches Leid zuzufügen mich überwinde. Auch haben Sie mir — wie unvorsichtig von Ihnen! — einmal gesagt, daß geschriebene Witze Ihnen weniger schmerzlich seien, als gesprochene; es wäre, als wenn das Papier einen Theil des Leides trüge und Sie könnten am Geschriebenen auch durch einen exemplarischen Papierkorb Ihre Rache kühlen. Meine verehrteste Frau, gar Mancher kanns mit den gehörten Witzen ebenso machen; denn gar mancher Kopf ist nichts als ein Papierkorb, in dem eine Menge Fetzen von Gedanken herumliegen, die vielleicht, bevor sie in diese Papierkorbköpfe kamen, etwas Ganzes und recht Hübsches gewesen sind.

Solche Bruchstücknaturen sind es besonders, die keinen ganzen Brief übers Herz bringen, weil sie eben selbst nichts ganzes sind und die so oft über die unpraktischen Menschen lächeln, die mehr als das sogenannte „Thatsächliche" in Briefen mittheilten. Wir wollen ihnen vergeben, denn sie wissen nicht, was sie thun; sie wissen nicht, welche Wonne es ist, wenn man den Strom der Gedanken nicht in das enge Bett der „thatsächlichen Nachrichten" zu bannen braucht, sondern ihn kann hinfließen lassen, wohin er will, und sollte er auch die Gefilde ringsum überschwemmen; und wenn die Sonne dann darüber aufgeht, strahlt ihr ihr eigen Bildniß daraus entgegen — die Sonne über diesem Strome ist Ihr Auge, schönste Frau.

So komme ich nun selbst dazu, etwas Thatsächliches zu schreiben; Sie sehen daraus, daß ich es durchaus nicht ganz aus den Briefen verbannen möchte; mag es immerhin der Stamm bleiben, aus dem die Blüthen der Gefühle hervorsprossen, um den sich epheugleich rankende Phantasien herumspinnen. Nur gegen jene Philistrosität will ich eifern, die allmälig das allgemeine Leben immer mehr amerikanisirend, nur noch den Charakter des Geschäftsbriefes wird gelten lassen, die jetzt schon den hingebenden, eingehenden Verkehr in Briefen zur größten Seltenheit gemacht und bewirkt hat, daß er, wo er noch vorkommt, fast für eine backfischhafte Sentimentalität, für unpraktische Zeitvergeudung gehalten wird. Aber Sie wissen so gut wie ich, um wieviel klüger weiland David war, da er gegen die Philister Steine schleuderte und nicht Briefe; freilich war das eine Zeit, wo man noch mit Kleinem Großes ausrichten konnte; seien wir nicht ungerecht: auch in unserer Zeit habe ich die Erfahrung gemacht, daß eine sehr, sehr kleine Hand ein sehr, sehr großes Glück zerstören kann — —

Und ich selbst nenne die Ansicht falsch, die die Briefplauderei der Hinneigung zur Sentimentalität beschuldigt? Ich spiele schon wieder einmal die Rolle des Wegweisers, der bekanntlich den richtigen Weg zeigt, aber nicht geht, und ein solcher Wegweiser ist eher ein Weg-weiser, wenn er nur überhaupt ein Weiser ist — ein Titel, auf den ich vielleicht überhaupt verzichten muß, beim Briefschreiben aber auch verzichten will.

Im brieflichen Verkehr soll m
ist das Feld, wo die eigenste, subject
des Hervortretens hat. Und darum eben sind die Briefe edler Frauen die schönsten von allen, weil sie ihr ganzes, volles Sein da geben, wo sie ihre Subjectivität geben dürfen — während wir dabei immer die Hälfte unseres Wesens zurückbehalten; weil ferner, was das Fesselnde und Erfreuliche eines Briefes ausmacht, nicht eigentlich der Geistesreichthum, sondern die Liebenswürdigkeit, die feine Anmuth ist, mit der empfunden und das Empfundene ausgesprochen wird; und eine Frau nicht, wie ein Mann, geistreich zu sein braucht, um liebenswürdig zu sein. Aber soweit ich urtheilen kann, werden auch jene zarten, sinnigen Frauenbriefe, wie sie in den Kreisen der Bettina, der Rahel, der Henriette Herz geschrieben wurden, immer seltner — seit vor der Fülle dessen, worin die jungen Damen heut gebildet werden, fast die Bildung verloren geht; denn die Bildung im wahren Sinn findet ihr Maß und ihren Werth nicht in der Menge, sondern in der Harmonie dessen, was man weiß.

Ich zwar, den Sie Ihrer Briefe für würdig halten, sollte eigentlich solche Klagen nicht wagen. Verdiene ich Strafe? So spannen Sie nur den Bogen, aber, wenn es sein kann, einen Briefbogen; Sie wissen ja doch, daß Sie mich damit ins Herz treffen. Und Sie haben auch schon lange gemerkt, daß, wenn ich für die ausführlichen hingebenden Briefe so eifrig Propaganda machte ich dabei, wie es sich ziemt, über dem Allgemeinen nie das Naheliegende aus dem Sinn verloren habe, sondern daß eher umgekehrt der ganze Zweck — —

Poetiſches Turnier.

V.

Die Ueberſetzungsaufgabe V. war:

LE PAPILLON.

Par ALPHONSE DE LAMARTINE.

Naître avec le printemps, mourir avec les roses;
Sur l'aile du zéphyr nager dans un ciel pur;
Balancé sur le sein des fleurs à peine écloses,
S'enivrer de parfums, de lumière et d'azur;
Secouant, jeune encor, la poudre de ses ailes,
S'envoler comme un souffle aux voûtes éternelles:
Voilà du papillon le destin enchanté.
Il ressemble au désir, qui jamais ne se pose,
Et, sans se satisfaire, effleurant toute chose,
Retourne enfin au ciel chercher la volupté.

Als die gelungenſten Ueberſetzungen des Gedichts publiciren wir folgende:

Im Lenz erwachen, ſterben mit den Roſen;
Sich wiegen in der reinen Frühlingsluft;
Auf kaum erſchloſſ'nen Blüthen ſchaukelnd koſen,
Berauſchen ſich an Licht und Blumenduft;
Im Glanz der Jugend ſcheiden aus dem Leben
Und wie ein Hauch in ew'ge Räume ſchweben:
Das iſt des Schmetterlings entzückend Loos! —
Es gleicht der Sehnſucht, welche niemals endet,
Sich unbefriedigt von der Erde wendet,
Das Glück zu ſuchen in des Himmels Schooß.

A. Claaſſen in Stettin.

Frühling weckt ihn auf zum Leben, mit den Roſen ſtirbt auch er,
Schwebt auf Zephyrs leichten Flügeln durch der Lüfte blaues Meer.
Wiegt ſich auf dem Kelch der Blumen, die dem Lichte kaum erblüht,
Taumelt duft- und farbentrunken durch die Welt nach Nord und Süd;
Streift den Schmelz von ſeinen Schwingen noch in voller Jugendluſt,
Steigt alsdann empor zum Himmel, wie ein ſanfter Hauch der Bruſt.
Schmetterling, Beneidenswerther, welch' ein zauberiſches Geſchick!
Ach, es gleicht dem ew'gen Streben nach dem nie erreichten Glück,
Das hienieden niemals ruhet, Alles obenhin berührt,
Bis die Sehnſucht nach dem Höchſten es hinauf gen Himmel führt.

[redacted]

Geboren, wenn der Frühl
Sich wiegen ſanft im A
Auf kaum erſchloſſ'nem B
An Farb' und Duft, an Li
Und nach der kurzen Wom
Das iſt der Schmetterling werthes Leben.
Es gleicht dem unerfüllten Wunſch, der ſtets die Hoffnung nähret,
Und der die Erde drum verläßt, weil ſie ihm nicht gewähret
Vollendung und Erfüllung für ſein Wünſchen, Hoffen, Träumen,
Vollkommenheit, die er nun ſucht in jenen Himmelsräumen.

A. B. aus Mitau in Kurland.

Im Lenze froh erblühn, verwelken mit den Roſen,
Auf Zephyrs Flügeln frei durch blaue Lüfte ſtehn,
Vom ſchlankem Zweig gewiegt, mit zarten Blumen koſen,
In ihrem Duft berauſcht dem Licht entgegenziehn;
Dem Erdenſtaub entrückt auf leichten, luft'gen Schwingen,
Wie Windeshauch empor zu Himmelsräumen bringen:
Das iſt des Schmetterlings beglückter Lebenslauf,
Der Sehnſucht gleichet er, die immer wünſcht und haſchet,
Die unbefriedigt ſtets an ird'ſchen Freuden naſchet,
Bis ſie zuletzt ſich ſchwingt zum ew'gen Licht hinauf.

Anna W. in Bremervörde

Fernere mehr oder weniger treue, aber nicht durchweg formreife Uebertragungen ſandten ein:

Cz. Poſen, Paul Odebrecht in Berlin, Anton Dram in A., Th. F. Berlin, Freymund in Hamburg, H. Albrecht in Wien, P. Standke Mühlhauſen in Th., Paul Litten in Danzig, E. H. in Göttingen, M. v. L. in Neiße, O. L. in Hamburg, Gyuala Szekula in Budapeſt, Nitra Ela in Berlin, Graf W. in B. bei Prag, B. H. in Rotterdam, T. v. L. in Königsberg in der Neumark, Bernhard Brauny

in Großpostwitz, Pescatoul, Lindheimer in Cassel, S. S
in Darmstadt, Julius Ludwig in Breslau, E. B. in [illegible], Hilde in Ratibor, Anonyma aus Cosel, B. B. und A. B. in Ratibor.

Als Uebersetzungsaufgabe VI geben wir das nachfolgende schöne Gedicht von Alfred de Musset:

Créature d'un jour qui t'agites une heure,
De quoi viens-tu te plaindre et qui te fait gémir?
Ton âme t'inquiète, et tu crois qu'elle pleure;
Ton âme est immortelle, et tes pleurs vont tarir.

Tu te sens le cœur pris d'un caprice de femme,
Et tu dis qu'il se brise à force de souffrir.
Tu demandes à Dieu de soulager ton âme;
Ton âme est immortelle, et ton cœur va guérir.

Le regret d'un instant te trouble et te dévore;
Tu dis que le passé te voile l'avenir
Ne te plains pas d'hier; laisse venir l'aurore;
Ton âme est immortelle, et le temps va s'enfuir.

Ton corps est abattu du mal de ta pensée;
Tu sens ton front peser et tes genoux fléchir.
Tombe, agenouille-toi, créature insensée;
Ton âme est immortelle, et la mort va venir.

Tes os dans le cercueil vont tomber en poussière;
Ta mémoire, ton nom, ta gloire vont périr,
Mais non pas ton amour, si ton amour t'est chère;
Ton âme est immortelle, et va s'en souvenir.

Für den Bücherschrank.

Zwei im besten Sinn populäre Werke historischer Gattung, beide illustrirt und beide in Lieferungen erscheinend, präsentiren sich in ihren vielversprechenden Anfängen aufs Beste. Das eine Werk führt den Titel „Illustrirte Weltgeschichte". Unter besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto von Corvin. Mitherausgegeben von L. F. Dieffenbach. Prachtausgabe in acht Bänden zu je 16—18 Lieferungen à 50 Pf. oder in 22—24 Dreimarklieferungen à M. 3 —. Mit 2000 Abbildungen, 40—50 Tontafeln, Karten ꝛc. Leipzig, Otto Spamer.

Es ist das wohl der erste Versuch, die Weltgeschichte in ihrer Gesammtheit zu illustriren und zwar mit Bildern nach Originalzeichnungen hervorragender Meister. Wir sehen hier das altägyptische Leben nach den Monumenten vor uns erstehen. Wir werden in das Reich der Pharaonen eingeführt und sehen das häusliche und öffentliche Leben eines Volkes, über das die alten Schriftsteller verhältnißmäßig wenig berichten, während das Meiste in neuerer Zeit aus den Inschriften und ihren Entzifferungen für die Wissenschaft nutzbar gemacht worden ist. Der bekannte Verfasser, O. von Corvin der selbst ein Stück Geschichte hat machen helfen, steht durchaus auf der Höhe seiner Aufgabe und bekundet in der Behandlung des Werkes, daß er selber etwas durch das Studium der Geschichte gelernt hat: das Streben nach Wahrheit, die Pflicht des Maßhaltens im Urtheil, billiges Erwägen der Zeitumstände, Abstreifen von verderblicher Vormeinung, Uebung von Gerechtigkeit nach rechts und links. Seine Schilderungen sind sachlich genau, lebendig und frisch gehalten, so daß diese Geschichtsbehandlung ungemein ansprechend und fesselnd ist. Das wahrhaft volksthümliche Werk wird eine Zierde der deutschen Literatur und ein Haus- wie Schulbuch im besten Sinne des Wortes sein, so daß wir es recht warm empfehlen können. Die Ausstattung der Illustrirten Weltgeschichte darf eine in jeder Hinsicht würdige genannt werden.

Ein specielleres Geschichtswerk ist das in Lieferungen (zu 80 Pfennig) erscheinende reich illustrirte Werk „Die Hohenzollern und das Reich". Zwei Jahrhunderte brandenburgisch-preußischer Geschichte von Fedor von Köppen. Illustrirt von Burger, Camphausen, Schmitz und anderen Meistern. Darmstadt, Literarisch-Artistische Anstalt. Der Name des Verfassers, der eine beliebte Specialität

in der volksthümlichen Geschichtsschreibung ist, bürgt für die Gediegenheit des Unternehmens. Köppens Schilderungen sind treu, wahr, sine ira et studio und dabei lebendig, von warmem deutschen Patriotismus beseelt und durchweg interessant, volksthümlich und doch auch vornehm in Anschauung und Haltung. Die „Hohenzollern und das Reich" sind ein Werk, das geeignet ist, den unserer Zeit so nothwendigen historischen Sinn neu zu erwecken und zu beleben.

Von der großen Welt zur kleinen ist ein großer Schritt, den wir muthig thun, um eine ansprechende Novität des Kinderhumors zu erwähnen. Dieselbe heißt

Scherzwort aus Kindermund gesammelt und zum Besten der Allgemeinen deutschen Lehrerinnen Pensionsstiftung, herausgegeben von W. Weyergang (Ellen Lucia). Leipzig, Verlag von Schmidt und Günther. (1 M. 50 Pf.)

Der Ertrag ist für die genannte Stiftung bestimmt und es bedarf wohl nur dieser Erwähnung, um dem Büchlein manche Thüre zu öffnen, die ihm sonst vielleicht verschlossen bleiben möchte. Hat es aber Eingang im Hause gefunden, so sind wir überzeugt, daß es sich schnell bei Alt und Jung Freunde erwerben wird. Die Scherzworte sind alle erlebt, nicht erdacht; ihre schlichte Form und der bunte Wechsel, in dem sie sich an einander reihen, sind sehr ansprechend. Wer die Kinderwelt lieb hat, den wird der eigenthümliche Reiz der mangelhaften Kindersprache, die ahnungslose Unwissenheit, der harmlose Scherz fesseln!

Weniger von und für Kinder handelnd treten zwei Originale der schönen Literatur vor uns. Das eine ist ein alter Bekannter, nämlich Ernst Ecksteins Skizzenblätter „Leichte Waare", die soeben in dritter völlig umgearbeiteter Auflage (Leipzig, Richard Eckstein) ausgegeben werden. Das liebenswürdig flotte Buch wird auch bei seinem dritten Erscheinen — aller guten Dinge sind drei! — wieder viel ernstes Denken, viel heiteres Lachen und keine Langeweile hervorrufen. Eckstein steht im reichen Sommer seines Schaffens. Anders ein junger Lyriker, der sich soeben erst hervorwagt und dem dieser kalte Mai lyrikfeindlicher Gegenwart hoffentlich nicht die jungen Frühlingsblüthen verheißender Zukunft erfroren hat. „Vom Stamme Asra", so heißt ein Gedichtbuch von Ludwig Ganghofer (Bremen, bei J. Kühtmann.), das die elementare erotische Sturm- und Drangpoesie athmet, Derer, welche sterben, wenn sie lieben. An Maß und Ausdrucksreife gebricht es der Poesie Ganghofers noch vielfach, sie besitzt jedoch Phantasie und Schwung vollauf, um ein Dutzend milchblütiger Mondscheinlyriker auszustechen. Auch an sinnigen Empfindungsruhepuncten fehlt es Ganghofer, dessen Gedichte wir allen Seelen vom Stamme Asra warm empfehlen, nicht, so in

Der Stern der Liebe.

Ich ging in dunkler Nacht fürbaß
Und sah empor zu jenen Sternen,
Von denen matte Kunde strahlt
Aus weiten unermeßnen Fernen.

Ich sah und sah und zitternd stieg's
Wie ein Gebet zum Himmelsbogen —
Da löste ein Stern sich flammend los
Und kam der Erde zugeflogen.

Mir war es nicht, als ob er sank,
Mir war's, ich stieg empor — und trunken
Vor Wonne hob ich die Arme auf:
Da ist er in mein Herz gesunken.

Salonpost.

Clärchen M. in Hannover. Sehr graziös! Warum kamen Sie nicht früher?

Dr. Alfred Friedmann in Wien. Wir bedauern mit Ihnen den Druckfehler „Freunden" statt „Freuden" in Ihrem Gedicht „Martyrium".

Marie S. in Breslau. Albert Möser ists nicht, also —

Bob in S. Da Ihre Vergangenheit lyrisch unbescholten ist, so wollen wir mit Ihrer Uebersetzungs-Stilprobe Nachsicht haben. Sie reiten einen geliehenen Pegasus, der metrisch etwas hinkt, sonst aber ein ganz gutmüthiges Thier ist.

B. W. in Liegnitz. Welches von seinen Werken Gustav Freytag am liebsten ist? Neuerdings, wie man hört, „Graf Waldemar".

H. St. in E. Der Humor der Tingeltangel ist durchaus nicht ohne Zugang zu der „guten Gesellschaft" geblieben. Wir erinnern Sie z. B. an die Fürstin Pauline Metternich in Wien, die Gallmeyer, des Salons zum wohlthätigen Zweck. Aber auch ohne den letztern giebt es Tingeltangelscherze bei den „obern Zehntausend". So hat z. B. im letzten Winter in Berlin die Gattin eines Diplomaten, Frau von K., ein Costümfest gegeben, in welchem die Frau Wirthin ihren vornehmen Gästen mit der unter ihrem schönen Halse befestigten schriftlichen Einladung in großen Buchstaben entgegentrat „Kommen Sie herein in die gute Stube!" Das ist doch ein „Entrate", bei dem nicht „jede speranza" verloren ist!

W. in Prag. Die Textfabrik des Herrn F. Zell, prend son bien, ou elle le trouve. „Fatinitza" ist Scribe-Aubers „Circassierin" „Die letzten Mohikaner" sind Angelys „Dachdecker" und nur der durch seinen Namen verlockende Blender „Boccaccio" ist bis auf den zwei Boccaccioschе Novellen verarbeitenden zweiten Act ein abschreckendes Beispiel des ästhetisch Häßlichsten, was es giebt, der — langweiligen Frivolität. Da war doch Mosenthal ein anderer Librettist! Er hat uns in den „Lustigen Weibern" den besten deutschen komischen Operntext geschaffen.

H. v. B. in E. Für den „letzten Versuch" der einstigen Geliebten Lassalle's haben wir weder Interesse noch würden wir dieser literarischen Gefühlsrohheit irgendwie das Wort reden. Für einen Buchhändler mag das Buch eine gute Speculation sein, aber wir wollen nicht dazu beitragen, daß die großartige Gestalt Lassalle's von seinen „Leuten" (oder setzen Sie dafür Mensch im Neutrum) durch den Schmutz gezerrt wird.

Dr. Gl. in Br. Der Staat hat dem verstorbenen Professor Dove seine bedeutende Bibliothek schon bei dessen Lebzeiten (irren wir nicht für 36,000 Mark) abgekauft, jedoch mit der nobeln Concession, daß die Bibliothek bis zu Doves Tode in dessen Wohnung und thatsächlichem (wenn auch nicht formellen) Besitz bleiben solle.

H. v. B. in Halberstadt. Bismarck war in Göttingen Hannoveraner und trug die Farben Roth-Blau-Gold.

B W Ja. Richard Wagner ist Biertrinker, und trinkt täglich mehrere Gläser dunkles bayrisches Bier, die ihn zuweilen in eine so holde Götterdämmerung bringen, daß er darin Mozart, Weber und Rossini für ganz passable Musikanten halten soll.

H. L. in Gotha. Niemals in dieser Form. Sie scheinen übrigens zu den klugen Leuten zu gehören, die keine Illusionen haben, außer — über sich selbst.

Hermine E. in Dr. Lucas 17, Vers 32.

J. C. H. in Valparaiso. Ihre Uebertragung der „Trois oiseaux" ist sehr gewandt und stimmungsvoll. Schade, daß Valparaiso nicht näher bei der Seestadt Leipzig liegt und Sie zu spät kamen. Wenn Sie diese Zeilen lesen, wird sich hoffentlich Valparaiso nicht im Bombardement befinden.

B. v. L. in B. Als Festoper zur goldenen Hochzeitsfeier des Kaisers ist Spontini's „Olympia" bestimmt, eine, wie wir meinen, curiose Wahl. Denn wenn man schon den veralteten Spontini wieder aufwärmt, so wäre es doch viel naheliegender gewesen, die zur Hochzeit des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Augusta eigens von Raupach gedichtete und von Spontini componirte Festoper „Agnes von Hohenstaufen" wieder neueinzustudiren, welche abgesehen von der pietätvollen Erinnerung auch noch den Vorzug eines dichterisch hervorragenden und deutsch-patriotischen Textes hat.

Neueſte Moden.

Nr. 1 bis 3. Moderne Sommerhüte.

Nr. 1. Brauner Strohhut mit Bindebändern von aſſortirtem Atlas. Oben große Federtuffe und Atlasbandgarnirung.

Nr 1. Brauner Strohhut mit Bindebändern.

Nr. 2. Hut von grauem Stroh für ein junges Mädchen. Atlasdraperie um die Calotte; an der Seite ein Paradiesvogelkopf.

Nr. 3. Beigefarbener Strohhut mit Bindebändern von beigefarbener Faille. Um den Fond eine Windung und eine mit der Farbe übereinſtimmende Federtuffe.

Nr. 4. Promenaden-Anzug.

Auf den Rock von bronzegrüner Faille mit zwei Pliſſés, über welche ein breiter grün- und maisfarbener Schrägſtreifen aus Peking geſetzt iſt, fällt die Tunica von indiſchem Caſchmir in einem etwas hellerm Grün herab; dieſe Tunica iſt vorn in heraufſteigende Falten drapirt, während ſie auf der Rückſeite in einfachen Röhrenfalten herabgeht. Die zurückgeſchlagene Partie iſt mit grün und maisfarbenem Peking ausgeſchlagen. Die Caſchmirtaille mit Failleärmeln öffnet ſich über ein Gilet von Peking. An Taſchen und Aermeln Garnitur von Peking. Bronzegrüner Strohhut mit auf der Rückſeite emporgehobener Paſſe. Die um die Calotte gelegte Feder iſt maisfarben mit Grün geſprenkelt. Auf der Rückſeite eine große rothe Roſe.

Nr. 5. Stadt-Anzug.

Kurzer Rock von graublauer Faille, in glatte regelmäßige Falten gelegt. Die Tunica von indiſchem Caſchmir in gleicher Nüance iſt vorn in heraufgehende Querfalten drapirt und am untern Theil mit einem Revers von blauem Genueſer Sammet auf altgoldgelbem oder matt chamois Grunde geſchmückt. Die eng anliegende und auf der Bruſt über einander geſchlagene Taille iſt vorn bogenförmig ausgeſchnitten; nach der Rückſeite zu verlängert ſie ſich in zwei lange Rockbahnen, welche die Draperien der Schürze begrenzen; dieſe Schöße ſind ungefähr in der Mitte der Rockhöhe als Puff zuſammengezogen und endigen ſchließlich in geſchnittenen Bahnen. Das Ganze iſt mit einem Schrägſtreifen vom gleichen Genueſer Sammet garnirt wie der untere Theil des Rockes. Das große Gilet iſt von Faille und

die Taſchen von Genueſer Sammet. Engliſcher Strohhut mit weißen Federn, deren Arrangement unter einer Agraffe von Rheinkieſel aus der Abbildung erſichtlich iſt.

Nr. 6 und 7. Viſitenkarten-Behälter. (Mit Deſſin.)

Das Geſtell zu dieſem Behälter iſt von gewundenem ſpaniſchen Rohr und dem Innern iſt eine ovale Form gegeben. Dieſes wird mit einem 44 Cmtr. langen und 8 Cmtr. breiten Streifen Canevas garnirt, der nach dem unter Nr. 7 gegebenen Deſſin in Seide geſtickt wird. Die Contouren der Kreuze ſind im Lanzettſtich, von denen je ein gelber zwiſchen zwei braune kommt. Die ſchrägen Stiche

Nr. 8. Beigefarbener Strohhut mit Bindebändern.

im Hochſtich ſind in drei Nüancen lebhaft roſa. Für die Rauten in den Kreuzarmen wird Grün und für die Kreuze darin Gelb genommen. An den beiden Rändern des Streifens braune Rauten, zu jeder Seite derſelben ein grüner Stich. Von der untern Spitze geht ein Kleeblatt in drei Nüancen roſa herab. An der obern Spitze der Rauten ein gelber Stich. Der geſtickte Streifen wird auf einen entſprechend großen Streifen Carton gezogen und dieſer in den Geſtellreifen angebracht. Das Innere wird mit geſteppter Atlas gefüttert. Die Henkel des Geſtells werden mit kleinen ſeidenen Quaſten verziert. Anſtatt der Atlasfütterung kann auch eine Zinkvaſe eingeſtellt und dieſe mit abgeſchnittenen Blumen gefüllt werden, ſo daß ſich dieſes Nippmöbel zu zwei verſchiedenen Zwecken verwenden läßt.

Nr. 4. Promenaden-Anzug

denſelben noch eine Paſſementerieverzierung mit herabhängender Chenillequaſte. Graublauer Stoffhut mit blauem Federbuſch; auf der Rückſeite eine Roſentuffe.

Nr. 12 und 13. Elegante Damenmäntel.

Nr. 12. Mantel von ſchwarzer Sicilienne mit einer Garnitur von Muſchelſpitze über zwei Reihen Chenillefranſen und einer Reihe glatter Franſen. Die Vorderbahn iſt in zwei Spitzen geſchnitten und mit einem Schluppenbüſchel von Atlasband verziert; das nämliche Arrangement auf der Rückſeite. Dieſe ſpitzen Patten fallen auf die Garnitur herab. Um den Halsausſchnitt ebenfalls eine Franſe; auf der Rückſeite nach unten eine Paſſementrieapplication; vorn Bandſchluppen für den Schluß. Weißer Strohhut mit Umwindung von blaßblauer Sicilienne, welche auf der Rückſeite herabfällt.

Nr. 13. Marquiſenmäntelchen. Dieſes Mäntelchen von ſchwarzer Sicilienne bildet vorn eine lange viereckige Bahn und auf der Rückſeite Kleiderſchöße. Garnitur von Muſchelſpitze über drei Reihen feingelockter Franſe; auf dem Rücken

Nr. 7. Deſſin zu Nr. 6.

nach unten eine Paſſementrieapplication; um den Halsausſchnitt zwei Reihen Franſen. Engliſcher Strohhut mit einer bauſchigen Gazeſchleife und um die Calotte eine Krone von kleinen Blumen und Blattwerk.

Nr. 14. Promenaden-Anzug.

Robe von mausgrauer irländiſcher Popeline mit rundem Rock, auf welchem ein hoher Hohlfaltenvolant und ein graues Atlaspliſſé. Von gleichem Atlas ſind die Schluppen, welche auf jede der großen Falten herabfallen. Der doppelte quer über gerafften Rock iſt mit grauer Atlaslitze eingefaßt; die zwei erſichtlichen Röhrenfalten an der Seite werden unterhalb ihres Kopfes von einer blauen, mit der Farbe des Gilets übereinſtimmenden Schleife gehalten. Die Taille in Paletotform mit langen anſchließenden Schößen öffnet ſich über einem blauen Gilet, das mit einer mausgrauen Stickerei und buntfarbigen Blümchen verziert iſt; die gleiche Stickerei an den Aermelaufſchlägen und Taſchen.

Nr. 15. Haus-Toilette.

Der Rock von dunkler Faille iſt in flache Falten gelegt; auf ihn fällt ein

10 11

Sommer-Toiletten.

Nr 12 Mantel von schwarzer Sicilienne

Nr 13. Marquiſenmäntelchen.

Nr. 14. Promenaden-Anzug.

Nr. 15 Haus-Toilette.

zweiter Rock oder vielmehr eine Tunica von dunkelgrünem Sammet und mit ſchwarzem Atlas gerippt. Auf der Vorderſeite iſt dieſe Tunica in breite heraufſteigende geſchmackvolle Falten drapirt; auf der Rückſeite bildet die Drapirung leicht über einander geworfene Gruppen. Der Paletot mit abgerundeten Schößen und ſimulirtem Schlitz auf der Rückſeite iſt vorn mit einer Application von dunkler Faille garnirt, welche ein Plaſtron bildet. Die Schrägſtreifen, welche die Tunica und den Schooß umranden, ſind gleichfalls von Faille, ebenſo die Knöpfe.

Nr. 16 und 17. Hausrock für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren. (Vorder- und Rückanſicht.)

Dieſe Robe iſt von marienblauem Caſchmir und ähnelt im Schnitt einer Bluſe

Nr. 16. Hausrock für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren. (Vorderanſicht.)

mit Falten zu jeder Seite des Schluſſes. Sämmtliche Ränder ſind mit einem breiten ſchottiſch blau und roth carrirten und mit gelben Fäden durchzogenen Streifen garnirt. Ueber der obern Bruſt ein viereckiges Stück vom carrirten Stoff. Das Vordertheil wird der ganzen Länge nach zugeknöpft. Die Rückſeite iſt in der Mitte ſehr tief gefältelt, was dem Rock ein vollkommeneres, ſtoffreicheres Anſehen giebt. Der zurückgeſchlagene Caſchmirkragen fällt bis auf den Rücken herab. Die Taille wird von einem vorn zuzuknöpfenden Gürtel vom ſchottiſchen Stoff umſchloſſen. Auf der Rückſeite unter dem Gürtel drei ſchottiſche Patten, welche einen Poſtillonſchooß ſimuliren, und zu jeder Seite eine ſchottiſche Taſche. Der ziemlich enge Ellbogenärmel hat einen hohen ſchottiſchen Aufſchlag.

Nr. 18. Gehäkelte Mignardiſenſpitze.

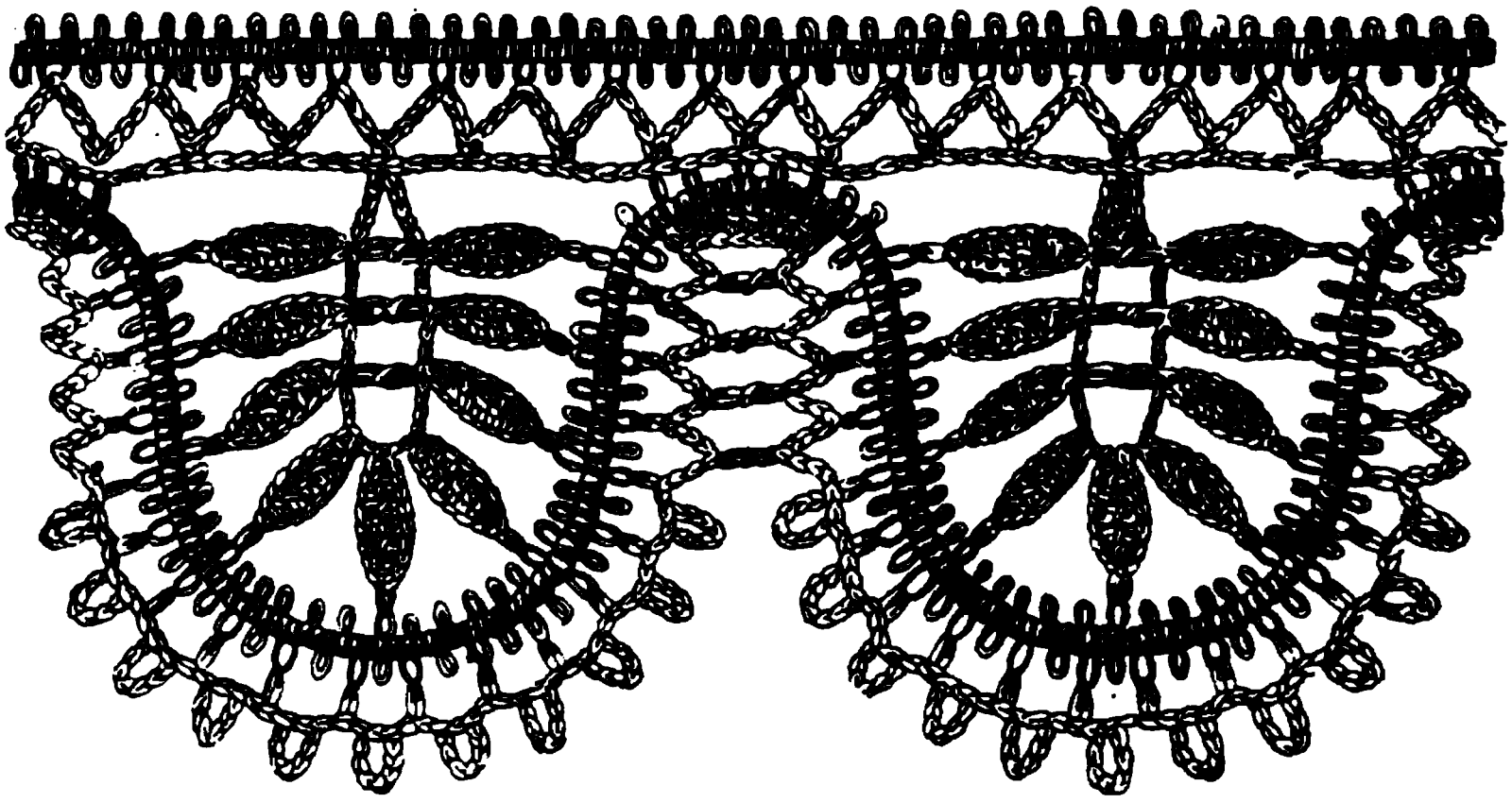
Zu dieſer Spitze wird etwas ſtarke Mignardiſe mit großen Oeffnungen ge-

nommen. Angefangen wird mit der Luftmaſchenreihe, welche auf dem Fuße der Mignardiſe in Zickzack geht. 1. Reihe: 7 Luftmaſchen, wobei jedesmal 2 Picots der Mignardiſe überſprungen werden, ſo daß jedesmal im 3. P. Fuß gefaßt wird. — 2. R.: 5 feſte M. in 5 P. der Mignardiſe; 1 f. M. in die 4. Lm. der vorhergehenden R.; 3 Lm.; 1 f. M. in die mittelſte der 7 folgenden Lm.; 3 Lm. 1 f. M. in die Mitte der 7 folgenden Lm; 3 Lm., 1 f. M. in die mittelſte der 7 folgenden Lm.; 10 Lm., 1 f. M. in 1 P. der Mignardiſe. Auf die 1. dieſer Lm. zurückgegangen, 1 einf. M., 1 Halbſt.; 4 St., 1 Halbſt.; 1 einf. M. Hiermit iſt die 1. Raubel beendet. Für den aufſteigenden Zweig bleiben 3 Lm. 10 Lm., in 1 P. geſtochen, wobei jedesmal 2 P. überſprungen werden; auf 7 dieſer Lm. zurückgegangen, 10 Lm.; darüber zurückgegangen wie vorher; 10 Lm., 5 P. überſp.; auf 7 dieſer Lm. zurückgegangen. 7 Lm., wobei 5 P. überſprungen werden, auf dieſe Lm. zurückge-

Nr. 17. Hausrock für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren. (Rückanſicht.)

gangen. Auf dem Fuße werden keine Zwiſchenräume gemacht. 7 Luftmaſchen, darüber zurückgegangen, um den zum obern Kleeblatt parallelen Zweig zu machen; 10 Lm., in dem mit dem parallelen Zweig correſpondirenden P. Fuß genommen; darüber zurückgegangen. Am Fuß angekommen 1 St., welches auf der andern Seite Fuß nimmt und die mittleren Zweige auseinanderhält; 10 Lm., darüber zurückgegangen wie vorher; ein zweites St., welches auf dem correſpondirenden Zweige Fuß faßt; 10 Lm., darüber zurückgegangen und ein 3 St., dann mit Herabgehen fortgefahren bis zur Lm. am Fuße, dann noch 2 St., 1 Halbſt. und 1 einf. M., welche in die Anfangsmaſche gehäkelt wird. Auf den 4 folgenden Zacken fortgefahren, indem 1 f. M. in die Mitte jeder derſelben gehäkelt wird und 3 Zwiſchenräume entſtehen. An der Wendung angekommen, wird mit 2 zu 2 f. M. eines der P. der Mignardiſe aufgenommen, worauf bis zur zweiten Zacke gegangen wird, wie dies bei der erſten beſchrieben. Nun bleibt noch der äußere Rand der Zacken ein-

zufassen und ihnen mittels des Nestelstiches in dem offenen Raume Regelmäßigkeit und Halt zu geben. Die Spitze wird nun von der Linken zur Rechten genommen, während dies vorher umgekehrt der Fall war. 1 f. M. in 1 P., 5 Lm.; 1 f. M. in 1 P., 5 Lm., wobei zwischen jeder Zacke 1 P. der Mignardise übersprungen wird. Für die Wendung wird in der Mitte von 5 Lm. 1 P. von 5 Lm. geschlossen; es werden nämlich 7 Lm. gehäkelt und die 5 letzten derselben in 1 P. zusammengehäkelt, dann werden wieder 2 Lm. gemacht und in 1 anderes P.



Nr. 18. Gehäkelte Mignardisenspitze.

gestochen. Um jede Zacke der Spitze sind 11 P. zu machen. Im Zwischenraum angekommen hört man mit den Picots auf und sticht nur in die Mitte in 2 P. zugleich, um 1 einf. P. zu machen, dies in 8 hinter einander folgende P. ergiebt 4 f. M. für den Zwischenraum; im Heraufgehen, während 2 Lm. gehäkelt worden sind, wird 1 St. gemacht, welches auf der mittelsten der mit der angefangenen Zacke correspondirenden 5 Lm. Fuß faßt; 2 Lm. und in 1 P. der Mignardise gestochen, wobei ein Zwischenraum zu lassen ist; dies wird noch 3 Ma. wiederholt und mit den P. an der Wendung der zweiten Zacke wieder angefangen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Salon.

Am Fürstenhof.

Novelle von **L. von Amelunxen.**

I.

Es war an einem heißen Sommertage des Jahres 186 . . Eine leichte Reisekalesche rollte die staubige Landstraße entlang, welche von dem Provinzialstädtchen A., der letzten Eisenbahnstation, nach dem entlegenen Schlosse Berndal führte. Ein Herr in einfachem, grauem Reiseanzuge saß im Wagen. Er mochte ungefähr anfangs der Vierziger sein und der Ernst des Lebens hatte sich in seinen Zügen eingegraben; einige Silberfäden mischten sich an den Schläfen in das dunkelblonde, leichtgelockte Haar; die breite, hohe Stirn, die den tiefen Denker verrieth, war schon mit Falten durchzogen und der lichte, volle Bart in der Farbe des Haupthaares gaben ihm ein noch älteres Aussehen, doch aus den freien, klaren Augen leuchtete Jugendmuth und Jugendfrische. Von Zeit zu Zeit blickte er zum Wagenfenster hinaus, wohl um zu sehen, ob das Ziel der Fahrt noch nicht bald erreicht sei und trieb den Kutscher zur Eile an. Schläfrig saß dieser auf dem Bock und auch die Pferde schienen von dem langen Trab in dem heißen Sonnenbrand ermattet zu sein und bedurften dann und wann einer Aufmunterung. Endlich war die öde Chaussee zu Ende und der Weg bog in einen dunklen Laubwald, dessen kühler Schatten die Reisenden erquickend begrüßte. Die Sonne war im Sinken begriffen und vergoldete mit ihren schräg durch die Zweige schimmernden Strahlen die grünen Bäume; feierlich still war Alles umher und ehrwürdig schauten die Thürme des alten Schlosses Berndal über die Gipfel der mächtigen Eichen; aber nur selten schien sich ein Wagen hierher zu verirren, denn die breite Pappelallee, die auf den großen Schloßhof führte, war ganz mit Gras bewachsen.

Vergebens sah sich der Herr, der an der steinernen Treppe des Hauptportals ausgestiegen war, nach allen Seiten um; nichts rührte und regte sich. Alle Fenster waren fest verschlossen und mit dichtem Epheu bewachsen, in welchem zahllose Vögel ihre Nester gebaut hatten; hier und da steckte ein Spatz neugierig aus dem kleinen Blätterhaus den Kopf hervor; sonst zeigte sich kein lebendiges Wesen auf dem Hofe. Der Kutscher, der inzwischen Decken über die erhitzten Pferde geworfen hatte, hielt kopfschüttelnd beim Abschnallen des kleinen Reisekoffers inne, ohne jedoch eine Frage an seinen Herrn zu richten.

Endlich knarrte die schwere, eichne Thür in ihren Angeln und das brummige Gesicht eines runzligen, grauhaarigen Dieners, der wohl kaum aus seinem Nachmittagsschläfchen erwacht sein mochte, erschien in der Oeffnung und blickte mit grimmigen Augen auf die Störenfriede.

„Ist die Gräfin Windeck-Berndal zu Hause?" fragte der Herr mit seiner sonoren, wohlklingenden Stimme.

„Ihro Gnaden, die Frau Gräfin sind für Niemand zu sprechen", kam knurrend die nur widerwillig gegebene Antwort.

„So sagt Eurer Herrin, daß es der Graf Eduard Windeck sei, der sie zu begrüßen wünsche."

Bei diesen Worten schien sich der Alte denn doch etwas aus seiner Stumpfsinnigkeit aufzuraffen; er machte eine tiefe Verbeugung, öffnete die dem Portale gegenüber liegende Thür, welche in einen großen Saal führte und forderte Graf Windeck auf, einzutreten, während er selbst in dem langen Corridor verschwand.

Eine dumpfe Luft erfüllte das weite Gemach, in dem Eduard sich befand. Schnell riß er die eingerosteten Fenster auf, die die Aussicht in einen halbverwilderten Park boten, und mit tiefen Zügen athmete er die frische, reine Luft ein, welche ein leichter Windhauch ihm entgegenwehte. Die goldenen Strahlen der untergehenden Sonne fielen in das Zimmer und warfen ein grelles Licht auf die düsteren Wände. Dicker Staub lag auf den alten, wurmstichigen Möbeln, ehemals mit rothen Damast überzogen, jetzt verblaßt und zerrissen, die in steifer Ordnung aufgereiht standen und gleichsam als Wächter der einstigen Herrlichkeit schauten die verbräunten, verwitterten Rittergestalten aus ihren Rahmen herab. Es war die Ahnengalerie der Familie Berndal; rauhe, wilde Kriegsleute mit Schild und Lanze, stolze Kreuzfahrer, kühne Ritter mit Schwert und Degen, gepuderte Hofleute und glänzende Cavaliere. Zur Seite die Frauen. Die ersten in goldgestickten Hauben, mit steifen Kragen und schweren Brocatkleidern, dann mit gepauschten Reifröcken, später mit hohen Hackenschuhen, koketten Hütchen und kurzen Taillen, die vollen Reize des entblößten Busens zeigend. Das Bild eines kaum siebzehnjährigen jungen Mädchens im enganschließenden, dunklen Reitkleide schloß die Reihe. Es war eine schöne, edle Gestalt, liebkosend strich sie mit der schlanken, weißen Hand über den Rücken des neben ihr stehenden Pferdes; den Kopf zurückgeworfen, so daß die langen schwarzen Locken über den Nacken wallten, sah sie sinnend in die Ferne; doch in den dunklen Augen und wenn auch noch kindlichen Zügen leuchtete derselbe Ausdruck unbändigen Stolzes, wie in den wetterverbräunten Gesichtern ihrer Vorfahren.

Graf Eduard stand unbeweglich vor dem Bilde und betrachtete es mit wehmüthigen Blicken. Schmerzliche Erinnerungen schienen in seiner Seele zu erwachen, denn die Brust des kräftigen Mannes hob und senkte sich in schweren Athemzügen.

„Arme Isabella", sagte er mit halblauter Stimme, als wenn er zu dem Gemälde spräche, „Du hättest mehr Glück verdient, denn Deine Seele ist groß und edel. Ich habe Dich verstanden, doch Du verstandest mich nicht; ein Kind noch, betrachtetest Du das Leben wie ein Spielzeug, das, je bunter es schillert, um so begehrenswerther unsern Augen erscheint. Was ist Dir daran geblieben? Nichts! Wie die Illusionen Deiner Jugend schwand es dahin, brach es in Stücke, eins nach dem andern, Deine Seele mit den

scharfen Spitzen zerreißend, Dein Herz mit Bitterkeit erfüllend. Wie hätte ich Dich hüten und pflegen wollen! Mit meinen Armen würde ich Dich über die rauhen Stege getragen haben, an den harten Klippen des Lebens vorbei, aber Du verstandest mich nicht, Du hast es nicht gewollt! Starr sah Graf Eduard vor sich hin, doch nur eine Minute unterlag er dem Drange seiner Gefühle, dann wandte er sich ab, strich mit der Hand über die Stirn, als wolle er die düstern Gedanken verscheuchen, die in ihm aufgetaucht waren, und als der Diener erschien, zu melden, daß die Gräfin ihn erwarte, lag wieder dieselbe milde Ruhe auf seinem Gesicht. Er folgte ihm den langen Corridor entlang, die steinerne Treppe hinauf bis in den andern Flügel des Schlosses. Hier öffnete der Diener die Thür eines ziemlich großen Gemaches.

Eine hohe schlanke Gestalt, in schwarzen, langen Kleidern trat Eduard entgegen. Es war die Gräfin Isabella Windeck-Berndal. Sie mochte kaum vierzig Jahre zählen, doch ihr Haar leuchtete schneeweiß unter dem schwarzen Spitzenschleier hervor. Die Züge waren schön und regelmäßig, aber bleich und leblos; die Augen hatten ihren Glanz verloren, sie blickten kalt und streng und ein bitterer Zug hatte sich um den Mund gezeichnet. Sie reichte dem Grafen ihre weiße, durchsichtige Hand, die dieser ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte.

„Ich danke Dir, Eduard, daß Du mich in meiner Einsamkeit aufsuchst. Ich habe lange nichts von Dir gehört", sagte sie mit ihrer ruhigen, festen Stimme, sich wieder in ihrem Sessel niederlassend und ihn auffordernd, neben ihr Platz zu nehmen.

„Ich bin erst seit drei Monaten von meiner letzten Reise im Innern Afrika's zurückgekehrt und hätte es nicht gewagt, Dich in Deiner Abgeschlossenheit zu stören, wenn mich nicht ein besonderer Auftrag zu Dir führte."

„Ein besonderer Auftrag an mich? Von wem? Wer erinnert sich denn überhaupt noch meiner in der Welt?"

„Die Fürstin Maria sendet mich."

„Die Fürstin? Wie kommst Du zu der Fürstin?"

„Als ich zur Zeit Deiner Verheirathung B. verließ und meine erste, lange Reise antrat, versprach ich dem Fürsten, der damals noch Prinz war, in späteren Jahren wieder an den Hof zurückzukehren. Des langen Umherirrens ohne Herd und Freund müde, wollte ich mich eigentlich auf meine Güter zurückziehen, um ein stilles, ruhiges Leben zu führen, als der Fürst mich an mein gegebenes Wort erinnerte, und so kam es, daß ich vor zwei Monaten, nachdem ich den Reisestaub abgeschüttelt hatte, meine bequemen, leichten Kleider wieder mit dem engen Hofrock vertauschte. Das sanfte Wesen der Fürstin flößte mir Vertrauen ein, ihre freudlose Stellung am Hofe that mir leid und da ich nicht Lust hatte, mich in die politischen Wirren zu mischen, auch nicht ehrgeizig genug bin, um Manzona, den intimen Freund des Fürsten und Rathgeber in allen Angelegenheiten, verdrängen zu wollen, so zog ich die mir angebotene Charge, als erster Kammerherr der Fürstin, jeder andern vor."

Keine Bewegung verrieth, was Graf Eduard empfand, als er die Vergangenheit erwähnte, und auch in dem bleichen Gesicht seiner Zuhörerin veränderte sich keine Miene.

„Die Fürstin", fuhr er fort, „erinnert sich mit vieler Liebe Deiner und der Jahre, die Du an ihrem elterlichen Hofe verlebt hast."

„Ja, es war ein liebes, herziges Kind; wir Alle hatten sie gern, für mich besonders aber hegte sie eine große Vorliebe, ich weiß nicht warum ..." und die Stimme der Gräfin klang weicher bei diesen Worten. „Doch was wünscht die Fürstin von mir?"

„Du wirst es in diesem Briefe finden, den sie mir für Dich übergeben hat."

Er zog ein feines Couvert, das die fürstliche Krone trug, aus der Tasche und überreichte es der Gräfin. Sie öffnete und las folgende Worte:

„Meine liebe Gräfin!

Recht oft denke ich noch mit Vergnügen, zuweilen mit Wehmuth an die grünen Berge und Thäler meiner Heimat und jedesmal, wenn ich mich in die Zeit meiner Jugend zurücksetze, taucht auch Ihr Bild in meiner Seele auf; die herzliche Zuneigung, die ich schon als Kind für Sie fühlte, — glauben Sie es mir, Gräfin, — erfüllt mich auch heute noch, wenngleich viele Jahre vergangen sind, seit ich Sie nicht mehr gesehen, und obschon statt des leichten Blumenkranzes, welchen Sie mir so oft im Walde ins Haar wanden, jetzt die Fürstenkrone auf mein Haupt gedrückt ist. Mein Herz ist dasselbe geblieben und hat die alte Freundschaft bewahrt, und diese aufrichtige Liebe ermuthigt mich auch, eine Bitte an Sie zu richten, welche Sie mir gewiß nicht abschlagen werden, auch wenn Ihnen die Erfüllung schwer fallen sollte. Irene, Ihre Tochter muß jetzt das Alter erreicht haben, wo das kaum erblühte junge Mädchen sich in ein kräftiges Weib umwandelt, wo der jugendliche Geist sich zu ernsterem Denken, zu eigenem Urtheil und Willen schärft und stärkt. Sicher haben die reichen Anlagen an Ihrer Seite und unter Ihrer Leitung sich voll entfaltet: wäre es nicht gut für sie, einmal aus dem engen Kreise Ihrer Einsamkeit herauszutreten? Geben Sie mir Irene für eine Zeit lang, ich habe Sehnsucht nach einer jugendlichen Gefährtin und möchte gern ein frisches Gemüth um mich haben. Ich weiß, daß Sie ganz von der Welt zurückgezogen leben und will auch nicht das Opfer fordern, Ihr stilles Tusculum zu verlassen; schicken Sie mir deshalb Irene durch den Grafen Windeck, der selbst der Ueberbringer meines Briefes sein wollte; wir übergehen dann die sonst nothwendigen Formalitäten, indem ich Irene gleich in den Kreis meiner Damen aufnehme und so dem Hofe vorstelle.

Ich hoffe bestimmt auf die Erfüllung meiner Bitte und erwarte Irene mit Sehnsucht.

In aufrichtiger Liebe und Freundschaft

Maria, Fürstin von B.

Mit immer größerem Erstaunen hatte die Gräfin die Zeilen zu Ende gelesen, während Eduard aufmerksam dem Ausdruck ihrer Züge folgte. Starr sah sie nun vor sich hin, indem der Brief ihren Händen entfiel

„Es ist eine schwere Frage", unterbrach sie endlich das Schweigen, wie zu sich selbst redend, „und die Entscheidung wird mir nicht leicht. Ich habe Irene in der Einsamkeit aufgezogen, fern von dem Geräusche der Welt, um sie zu schützen vor dem falschen Schein, der oft schon das Auge des Kindes blendet und die junge Seele vergiftet."

„Aber Du wirst sie nicht immer an Deine Seite, an diese Scholle fesseln können, ihr Geist wird nach dem Leben und nach der Welt streben", erwiederte Graf Eduard.

„Ihre Welt ist der Wald, ihr Leben ist bei mir!" versetzte die Gräfin

mit harter Stimme. „Warum wollt Ihr sie aus meinen Armen reißen und den Stürmen des Meeres preisgeben?“

„Ein guter Seemann, der gelernt hat das Steuer zu führen, leitet sein Schiff auch an den gefährlichen Klippen sicher vorbei.“

„Aber weshalb sie den Gefahren aussetzen, ein Spielzeug der Wogen zu werden?“

„Ein Spiel der Wogen wird nur Derjenige, der schwach und haltlos hin- und herschwankt. Und glaubst Du, daß es besser ist, am Ufer zu stehen und dem Toben der Elemente zuzuschauen? Wie schnell kann eine Welle sich über Dich stürzen und in den dunklen Abgrund ziehen! Leichter ist es mit den Gewalten zu kämpfen, der trügerischen Stille des Meeres mißtrauend, mit kräftiger Hand selbst das Ruder zu führen.“

„Ja, Du hast Recht, wir können nicht thatlos durch dieses Leben wandeln und es ist besser zu kämpfen, als schweigend zu leiden. — Ist die Fürstin glücklich mit ihrem Manne?“ fragte die Gräfin dann plötzlich.

„Ich weiß es nicht, doch ich kann es kaum glauben,“ entgegnete Eduard. „Der Fürst, dessen reiche Anlagen viel versprachen, hat sich sehr verändert; er ist oft hart, rücksichtslos gegen sie, aber sie erträgt Alles mit der größten Geduld und ich glaube, sie liebt ihn.“

„Sie war immer ein sanftes, gutes Kind und ihre Anhänglichkeit rührt mich wirklich, — also ist doch noch eine Seele in der weiten Welt, die sich meiner mit Liebe erinnert“, fügte sie bitter hinzu.

„Isabella!“ fuhr Graf Eduard auf und machte eine Bewegung, als wolle er ihre Hand ergreifen, aber sie erhob sich schnell und in ihren gewöhnlichen kühlen Ton zurückfallend, sagte sie: „Laß mich jetzt allein, ich will nachdenken, ehe ich meinen Entschluß fasse. Suche inzwischen Irene auf, Du wirst sie im Parke finden.“

Graf Eduard verließ das Zimmer, und wir wollen unterdessen unsere Leser einen Blick in die Vergangenheit werfen lassen, der nothwendig zum Verständniß unserer Erzählung ist.

II.

Die Gräfin Isabella Windeck war das letzte Glied der Familie Berndal. Ihr Vater bekleidete die erste Stelle am Hofe zu A., die Heimat der jetzigen Fürstin von B. Obgleich bedeutend jünger als Isabella, hatten doch die zusammenverlebten Jahre am elterlichen Hofe eine lebhafte Erinnerung in dieser gelassen, wie die herzliche Freundschaft bewies, die sie in ihrem Briefe ausdrückte. Isabella war eine auffallend schöne Erscheinung und es war natürlich, daß sie viel umworben wurde, obgleich die Berndal'schen Güter tief verschuldet waren und sie deshalb wenig Vermögen zu erwarten hatte. Sie wußte es; aber aufgewachsen an dem prachtliebenden, glänzenden Hofe zu A. und den Stolz des alten Geschlechts in sich tragend, hing ihr Herz umsomehr an Glanz und Reichthum, ohne den der älteste Stammbaum in nichts zerfällt.

Zu ihren eifrigsten Bewerbern gehörten die beiden Brüder Windeck, die sie an dem befreundeten Nachbarhofe zu B. kennen gelernt hatte. Guido, der ältere, war Majoratsherr und Besitzer der ungeheuren Reichthümer seiner Familie. Er war ein schöner, eleganter Cavalier, aber hinter der glatten

Schale verbarg ſich Unwiſſenheit, Gemeinheit, Hochmuth, wie ſie ſo oft mit dem Bewußtſein des Reichthums gepaart ſind. Eduard, der eine beſcheidene Stelle am Hofe zu B. inne hatte, war der Gegenſatz ſeines Bruders; ſtill und ernſt von Natur, neigte ſein Sinn viel mehr zu tiefen, wiſſenſchaftlichen Studien als zu den lärmenden Vergnügungen des Hofes, denen er ſich gern ſo viel als möglich entzog. Auf beide Brüder hatte die ideale, ſtolze Schönheit Iſabellas einen mächtigen Eindruck gemacht, welcher ſich bei jedem nach der Verſchiedenheit der Charaktere äußerte. Guido, deſſen Sinn hauptſächlich durch ihre äußeren Reize erregt worden waren, kannte bald keinen andern Wunſch mehr, als ſie ſein zu nennen und ſeine Augen glühten in heißem Verlangen, ſie zu beſitzen; Eduards reiner, edler Liebe war jeder niedrige Gedanke fremd; ihn beſeelte nur das eine Verlangen, ſie glücklich zu machen; ſein eigenes Ich trat gänzlich in den Hintergrund, denn nur in ihrem Glücke ſuchte er das ſeine. Aber Iſabella verkannte ſeinen Werth. Die glänzenderen Eigenſchaften Guidos, noch mehr ſeine großen Reichthümer, welche mit dem alten Namen verbunden, geſtatteten ihr, eine hohe, vielbeneidete Stellung einzunehmen, ihr Stolz, der Reiz eines üppigen, im Ueberfluß ſchwelgenden Lebens, das Alles machte ſie blind gegen die tiefen, reinen Gefühle Eduards, und ohne Zögern, ohne ſeinen wahren Charakter zu kennen, reichte ſie Guido die Hand.

Nur kurze Zeit war die Ehe eine glückliche zu nennen, denn im Beſitz des ſo glühend begehrten Weibes, war auch ihr größter Reiz für ihn verloren und nachdem der erſte Rauſch vorüber, ſchwand auch ſeine Liebe; bald begann er das zügelloſe Leben ſeiner Jugend wieder, nur der Befriedigung ſeiner niedrigen, gemeinen Leidenſchaften nachjagend. Er führte die gleichgeſinnten Freunde in ſein Haus, veranſtaltete lärmende Trinkgelage und nächtliche Orgien und behandelte Iſabella auf die roheſte, härteſte Weiſe, weil ſie ſich Dem entgegenſetzte und ihr Erſcheinen unter ſeinen Kameraden, wie er verlangte, entſchieden verweigerte. Anfangs, ſo lange noch ein Hoffnungsfunken in ihr lebte, hatte ſie Alles verſucht, Guido an ihre Seite zu feſſeln, doch auf ihre Bitten und Vorwürfe antwortete er mit Spott, oft mit den größten Mißhandlungen. Wie tief ſich das ſtolze Weib in ihrer Seele gekränkt und verwundet gefühlt, es iſt nie über ihre Lippen gekommen, aber die qualvollen Tage und Stunden hatten ſie erkennen gelehrt, wie verblendet ihre Seele geweſen; bitter bereute ſie ihren Irrthum und würde gern Glanz und Reichthum abgeſchüttelt, ihr Elend hinter ſich gelaſſen haben, wenn ihr Kind, ihr einziger Troſt, ſie nicht an die Schwelle des verhaßten Gatten gefeſſelt hätte. An der Wiege des ſchlummernden Kindes knieend, das Geſicht in die Kiſſen vergrabend, weinte ſie ſo oft heiße Thränen, während das laute Lachen und rohe Scherzen der wüſten Gelage bis in ihr entferntes Zimmer drang.

Ein ſchrecklicher Unglücksfall machte dem Leben des Grafen plötzlich ein Ende. Auf einem wilden Ritte ſtürzte er ſo unglücklich vom Pferde, daß man ihn todt nach Hauſe trug. Iſabella hätte ſich nun erlöſt fühlen und mit neuer Hoffnung dem Leben entgegenſehen können, aber ihre Seele hatte ſich in den ſchmerzreichen Enttäuſchungen ſo verbittert, daß Jugend und Freiheit, die ganze Welt keinen Reiz mehr für ſie beſaß.

Da das Kind Iſabellas ein Mädchen war, fielen die reichen Familiengüter an den Grafen Eduard. Bald nach der Vermälung ſeines Bruders hatte dieſer den Hof verlaſſen und, ſeinem wiſſenſchaftlichen Drange folgend, noch mehr aber, um ſeinen Schmerz über den Verluſt Iſabellas niederzu-

kämpfen, eine längst geplante Reise in das Innere Afrikas unternommen, um in Gesellschaft mit anderen geographischen Forschern in die noch unbekannten Länder jenes Erdtheils vorzudringen.

Die Nachricht von dem Tode seines Bruders führte ihn in die Heimat zurück; vielleicht tauchten auch neue Hoffnungen in seinem Herzen auf, doch der Stolz des verbitterten Weibes war viel zu mächtig, um nur den Gedanken in ihr auftauchen zu lassen, Eduard, den sie seiner Armuth wegen zurückgewiesen, nun die Hand zu reichen, wo er Glanz und Reichthum von dem Zerstörer ihres Lebensglückes geerbt hatte. Ohne sie aber hatte das Alles keinen Reiz für Eduard und indem er seine großen Besitzungen den Händen guter Administratoren anvertraute, verließ er aufs Neue die Heimat, in der Ferne Vergessenheit suchend.

Isabella hatte ihn nur empfangen, um das Nöthigste mit ihm zu ordnen und durch ihre kühle, abwehrende Haltung deutlich genug gesagt, daß jede Aussicht, sie je zu besitzen, für ihn verloren sei. Sie hatte Alles zurückgewiesen, was Eduard großmüthig ihr von den Besitzungen der Familie anbot, selbst was ihr pflichtgemäß von dem Vermögen des Gatten zukam, und nur ihres Kindes Antheil genommen, ohne jedoch einen Heller davon anzurühren. Um auf immer mit der Vergangenheit zu brechen, zog sie sich auf das entlegene Schloß Berndal zurück, das einzige, was von ihrem väterlichen Erbe geblieben war. Mitten im Walde, abgeschieden von aller Welt, lebte sie hier nur ihrem Kinde, denn obgleich noch jung, war ihr Herz alt geworden, der Glanz ihrer Augen erblaßt, ihr Haar gebleicht und nur der Blick in das liebliche Antlitz Irenens konnte ein Lächeln auf die starren Züge zaubern. In den ersten Jahren ihrer Einsamkeit gab sie sich ernsten, wissenschaftlichen Studien hin, um nachzuholen, was in ihrer mehr oberflächlichen Erziehung versäumt worden war, und dann selbst den Unterricht ihres Kindes leiten zu können. Die bitteren Erfahrungen, die das Leben ihr gebracht hatte, die falschen Ideen und Illusionen ihrer Jugend, welche die Welt ihren Augen nur als lachende Bilder vorspiegelten und die sie später mit blutigen Thränen bezahlen mußte, hatten sie zu scharfem Nachdenken geführt und ihr klar gezeigt, wie viel Einfluß die Erziehung auf die Richtung unseres Geistes und somit auf unser ganzes Leben hat. Sie wollte ihr Kind schützen vor dem Haschen nach dem Schein, dem Aeußern der Dinge, indem sie ihm die Liebe zu den Wissenschaften einflößte, welche weniger zum Herzen, als zum Verstand sprechen und diesen zwingen, zuerst und vor Allem nach der Wahrheit zu suchen. Sich selbst so in den unerschöpflichen Born des Denkens und Forschens vertiefend, verlor sie nach und nach auch den Glauben an die Religion, welche als unantastbar ihr gelehrt worden war. So erzog sie auch Irene ohne Das, was man den Cultus der Religion nennen müßte, in ihrer Seele jedoch das in allen Geschöpfen schlummernde Gefühl von Recht und Unrecht erweckend; und als sich der Verstand des jungen Mädchens weit genug entwickelt hatte, gab sie ihm philosophische Werke zu lesen, sie zu scharfem Nachdenken zwingend, um sich selbst eine Antwort auf die Fragen zu suchen, welche in ihrer Seele auftauchen konnten.

Irene war sehr begabt und ihr Charakter wurde auf diese Weise sehr selbstständig entwickelt. Nur der Umgang mit gleichen Gefährtinnen fehlte ihr ganz, denn außer dem alten Doctor des nächsten Dorfes, betrat selten oder nie ein Fremder das Haus; die Welt, welche hinter ihrem Walde lag, war ihr fremd, und wenn auch manchmal in ihrem regen Geiste der

Wunſch auftauchte, das Leben derſelben kennen zu lernen, ſo entbehrte ſie es nicht und war vollſtändig glücklich in ihrer Einſamkeit, in der zärtlichſten innigſten Liebe zu ihrer Mutter.

III.

Eduard hatte den verwilderten Park nach den verſchiedenſten Richtunge hin durchſchritten, ohne Irene zu entdecken; endlich bog er in einen dichte Laubgang ein, der auf ein verſtecktes Rundtheil führte. Mächtige, hoh Cedern und Cypreſſen umrahmten denſelben und ihr dunkles Laub ga ihm ein düſteres, trauriges Ausſehen. Sie mochten wohl manchem Sturi getrotzt haben, denn ſtolz ragten ihre Gipfel in die Luft; aber die Ze hatte ihre verweſenden Spuren bereits hinterlaſſen, denn die unteren Zweig waren braun gefärbt, ein Zeichen des heranſchleichenden Todes. Steif un kalt ſtanden auch die Statuen eines Merkurs, einer Diana und eines Amor neben den verblaſſenden, grünen Gefährten, als wenn ſie müde wären ihre irdiſchen Laufbahn und ſehnſuchtsvoll das Ende ihrer Tage erwarteten, un in die luſtigen, heiteren Haine des Olymps zurückzukehren. Die Flöte wa dem Merkur entfallen, Diana hatte nur noch einen Arm und der kleine Amo machte ein gar trauriges Geſicht, denn Sturm und Zeiten hatten ſeine Schön heit verweht und ihn ſeiner Waffen beraubt.

Einen ſonderbaren Contraſt zu der invaliden Göttergeſellſchaft bildete da friſche, junge Mädchen, welches auf dem Piedeſtal der Diana ſaß, den Kop in die Hand geſtützt hatte und eifrig im Leſen eines Buches verſunken war Der Hut war ihrem dunklen Haar entfallen und die langen Locken wehte aufgelöſt über den Nacken. Das zartgeröthete Geſicht trug noch den Aus druck der ganzen Unſchuld und Unerfahrenheit eines Kindes, aber die edl Geſtalt zeigte ſchon die vollen, reifen Formen des Weibes. Es war ei liebliches Bild, das Eduard durch die Zweige der Bäume erblickte und e zögerte, die tiefe Stille und Einſamkeit deſſelben zu ſtören, doch das Raſchel des Laubes hatte ihn verrathen, der große Neufundländer, welcher nebe ſeiner Herrin lag, richtete ſich auf und fing an zu knurren, ſo daß Eduar ſchnell vortrat und ſich Irene, die er nur als Kind gekannt hatte, vorſtellte Mit herzlicher, aufrichtiger Freude empfing ſie ihn; ihr lebhaftes Weſen hatt bald die Scheu überwunden, die ihr im erſten Augenblicke die fremde Er ſcheinung einflößte, ſie richtete tauſend Fragen an ihn, über die Länder un Menſchen, die er geſehen hatte, ihr reges Intereſſe bekundend, ſo daß ſie nac wenigen Minuten wie zwei alte Freunde waren, Eduard ganz aus ſeine gewöhnlich ernſten, zurückhaltenden Art und Weiſe heraustrat, indem e neben ihr ſitzend, mit glühenden Farben ſeine Reiſen ausmalte, während Iren mit ſpannendem Eifer zuhörte; bis die Dämmerung hereinbrach und ſie end lich den Weg zum Schloſſe einſchlugen.

Als Irene aus dem Munde der Mutter hörte, daß ſie das heimatlich Schloß mit dem Hofe zu B. vertauſchen ſollte, brach ſie in kindliche Freud aus, weil ſie glaubte, die Gräfin würde ſie begleiten, da ſie aber vernahm daß ſie allein gehen ſollte, fiel ſie der Mutter um den Hals, flehendlic bittend, ſie bei ihr zu laſſen in dem ſtillen, grünen Walde, wo ſie ſo glücklich Jahre verlebt habe.

„Ich bin alt und verlasse diese Scholle nicht mehr", unterbrach die Gräfin Isabella den schmerzlichen Ausbruch, „aber Du bist jung und mußt das Leben kennen lernen. Möge es sich glücklicher gestalten, ich habe das meinige gethan Deine Seele vor den falschen Spiegelbildern zu bewahren, die mein Herz vergiftet hatten. Dein Verstand ist reif genug das Wahre von dem Scheine zu unterscheiden und Du wirst bald erfahren, wie selten das erstere, wie häufig das letztere ist, aber bleibe Dir selbst getreu und wenn die Welt Dich verkannt und Du allein stehst unter Glanz und Schimmer, wenn Du die Einsamkeit mitten unter der Schaar der Menschen schmerzlich fühlst, dann komme zurück zu Deiner Mutter, die sehnsüchtig Deiner harrt; an meiner Brust kannst Du ruhen, in meinem Herzen wirst Du ein Echo finden und in dem stillen Walde weniger einsam sein, als in dem Trubel und Wirbel des lauten, unstäten Lebens! Komm zurück, doch kehre heim als mein lachender, zwitschernder, jubelnder Vogel; warte nicht bis Dir die Lust am Singen vergangen ist, dann ist es zu spät und die süßen Stimmen der heiteren Gefährten im Walde können Deiner Brust keine hellen, fröhlichen Töne entlocken, wenn Thränen dieselben erstickt haben!"

„Deinem Schutze vertraue ich sie an", wandte sie sich zu Eduard, der schweigend zur Seite stand, „sei Du ihr ein treuer Freund, wache über sie; es ist mein Kleinod, das einzige Glück, welches mir das Leben gegönnt hat."

„Und als solches will ich sie hüten und wahren", entgegnete Jener mit bewegter Stimme, indem er näher trat und die dargereichte Hand der Gräfin in die seine nahm, „als Dein Glück, Isabella, das mir heiliger ist als das meine. Ich will sie wahren vor jedem Hauch soweit es in meiner Macht steht, sie schützen vor den kalten Stürmen der Welt, um Dein Vertrauen zu verdienen."

Der Tag des Abschieds kam. Irene eilte noch einmal in den Wald, jedem ihrer Lieblingsplätze ein Adieu zurufend, sie strich Nero über das zottige Fell, drückte dem alten Johann, welchem eine dicke Thräne über die Backe rollte, warm die Hand, warf sich der Mutter, die mit aller Gewalt ihre Ruhe zu bewahren suchte, an die Brust, Eduard hob sie in den Wagen, noch einen Blick, einen Wink, die Pferde zogen an und sie fuhr hinaus in die Welt, einem neuen Leben entgegen.

Die Gräfin stand vor dem Thore des Schlosses. Unwillkürlich hob sie die Hand, als wollte sie ihr Kind zurückrufen, aber der Wagen rollte davon und verschwand in der langen Allee. Ihre Arme sanken hernieder, unbeweglich blieb sie stehen, die Augen starr in die Ferne gerichtet, dann wandte sie sich um und schritt langsam in ihre Gemächer zurück, doch das Zimmer schien ihr öde und leer, die Vögel zwitscherten nicht mehr und selbst die Sonne war hinter einer Wolke verschwunden, damit ihr heller Schein den stummen Schmerz der einsamen Mutter nicht störe.

IV.

Irene und Eduard waren in der Residenz angelangt. Die vielen, neuen Bilder, welche während der Reise an dem jungen Mädchen vorüber flogen, hatten einen mächtigen Eindruck auf seine für alles Schöne empfängliche Seele gemacht, aber der Abschied von der Mutter lastete noch zu schwer auf ihm, als daß es sich mit vollem Genuß denselben hätte hingeben können. Graf

ıens Schmerz und ſaß ſtill an ihrer Seite mit rührender
ken folgend, um den leiſeſten Wunſch aus ihren Augen
arme Händedruck, womit ſie ihm für ſeine zarte Aufmerk-
: ihm mehr als Worte, wie wohl ihr dieſelben thaten.
oar von ihrem Kommen in Kenntniß geſetzt, denn bei
. harrte eine Hofequipage am Bahnhof und führte ſie
Straßen in den weiten Schloßhof. Am Arme Eduards
ie langen Corridore bis zu den Appartements, welche für
Es war ein großes, alterthümliches Gemach, dem Park
:gen und ſchien wohl lange nicht bewohnt worden zu ſein.
elche Irene ſogleich öffnete, gaben nur ſchwer dem Drucke
ıb in den Ecken, die der Diener nachläſſig überſehen hatte,
ıub. Die Wände waren mit bunten Gobelins bekleidet
en Rococomöbel hier und da nur durch einen modernen
ıe Chaiſelongue ergänzt. Das zweite Gemach, faſt ebenſo
alls kunſtvoll geſtickte Tapeten; es war zum Schlafzimmer
ıneben befand ſich ein kleineres, welches die Toilette und
ielt.
zofe trat ihr entgegen, machte einen tiefen Knix und bat
dem ſie ſagte, daß ſie für den Dienſt der gnädigen Com-
Die Gräfin Iſabella hatte eine der Damen der Fürſtin,
früher kannte, gebeten, eine Kammerfrau für Irene zu
ts mit den Gebräuchen des Hofes vertraut ſei, doch das
ende Weſen dieſer Perſon, die kleinen, blitzenden Augen
Stirnlocken machten einen unangenehmen Eindruck auf
ı. Sie überließ derſelben ihren Koffer, der die Garderobe
aber, der ihre Bücher und andere kleine Andenken barg,
Salon tragen und begann ſogleich auszupacken und mit
Grazie Alles wohnlich um ſich her einzurichten. Zuerſt
rät ihrer Mutter, betrachtete es andächtig, drückte leiſe
und ſtellte es dann auf ihren Schreibtiſch. Sie ordnete
ieblingsdichter: Goethe, Schiller, Leſſing, Dante, Taſſo,
ınige philoſophiſche Werke. Die ſteifen Lehnſtühle, welche
: an den Wänden ſtanden, wurden bald hier-, bald dorthin
ſelei an's Fenſter gerückt und nach einer halben Stunde
ein ſo behagliches Anſehen gewonnen, daß Irene befriedigt
ıen konnte.
am und meldete, daß Graf Eduard ſie in einer Stunde
ı würde und erſt dadurch wurde ſie wieder an den neuen
, in den ſie eintreten ſollte.
en die alten Hoffräulein ſchöne Augen machen", rief mit
ſen Stimme die Zofe aus, als ſie die ſeidenweichen, glän-
Haare ihrer Herrin durch die Hand gleiten ließ. „Die
ſal, die ihre vierzig Jahre gar zu gern vergeſſen möchte,
Neid — ſie iſt nämlich grundhäßlich und ganz grau, aber
ıaare alle Tage; die Annette, ihre Kammerfrau hat's mir
des Abends, da dauert es mindeſtens zwei Stunden, ehe
n und Pomaden fertig wird und die übrigen Damen?
geſagt haben, aber wenn ſie auch alle Tage einen Schein
legen, das nützt ihnen nichts und in ihren Netzen fängt

sich schon längst keiner mehr. Ja, den Grafen Windeck, den hätten sie Alle gern gekapert und genug gemacht und die Augen verdreht, doch er hat's ihnen gleich gezeigt, höflich mit Allen und damit fertig. — Sehen Sie nur, gnädiges Fräulein, wie reizend Ihnen die Frisur steht! Nun noch ein Diadem, dazu die himmelblaue Toilette. Sie erobern alle Herzen, das ist sicher, und unsere Herren werden Ihnen bald alle zu Füßen liegen."

Irene hatte erstaunt dem Geschwätz der Zofe zugehört, ohne auf deren Werk zu achten, als sie nun einen Blick in den Spiegel warf und den künstlichen Aufbau sah, fuhr sie erschrocken zurück, denn es war ein ganz fremdes Antlitz, das sie da anstarrte. Nein, so konnte sie unmöglich bleiben; sie schickte das Kammermädchen, deren Geplapper ihr zuwider war, fort, indem sie sagte, daß sie sich selbst ankleiden wollte, und als dieselbe mit ziemlich langem Gesicht das Zimmer verlassen hatte, trat sie wieder zum Spiegel. Sie mußte selbst lachen über das Gesicht, welches sie darin erblickte; dann schüttelte sie den Kopf, daß die vielen Nadeln, welche die hochaufgethürmten Puffen hielten, klirrend auf die Erde fielen und athmete erleichtert auf, als ihr schönes, langes Haar wieder in natürlichen Locken auf den Nacken wallte. Sie steckte es mit zwei Perlagraffen an der Seite auf, legte ein einfaches, blauseidenes Kleid an, das ohne jegliche Garnitur, in schweren Falten sich an ihren schlanken Körper schmiegte und seine bewundernden Blicke nicht bemerkend, ging sie Graf Eduard entgegen, welcher kam, sie zur Fürstin zu begleiten.

V.

Die Fürstin Maria war ein zarte, schmachtende Erscheinung und ein Zug stillen Leidens, noch erhöht durch die Schwäche ihres Zustandes, lag fast immer auf ihrem Gesicht. Sie war nicht glücklich mit ihrem Gatten, den sie zwar aufrichtig liebte und deshalb eben um so schmerzlicher seine Vernachlässigung, sein oft rohes, rücksichtsloses Benehmen gegen sie empfand, aber seit einigen Monaten erfüllte eine neue Hoffnung ihre Seele, denn ihre Ehe, welche bisher kinderlos geblieben war, sollte gesegnet werden. Der Fürst hatte die Nachricht sehr freudig aufgenommen und sie hoffte daher, daß dieses Band sie enger aneinander schließen würde. Auch das Volk war sehr froh darüber, aber Alle in der festen Erwartung, daß es ein Prinz, also ein Thronerbe sein würde. Sie fühlte recht gut, wie man ihr fast eine Pflicht daraus machte, und es war daher auch ihr Wunsch, um Alle zufrieden zu stellen, obgleich sie sich nur nach einem Kinde sehnte, um es mit ihrer ganzen Zärtlichkeit umgeben, ihm ihre ganze Sorge widmen zu können. Oft jedoch quälten sie die Zweifel, daß es ein Mädchen sein könnte, welches dann theilnahmlos begrüßt werden würde, und in dem Gedanken schenkte sie ihm schon ihre unendlich reiche Liebe, damit es die Enttäuschung nicht fühle, welche sein erster Schritt in das Leben bereiten würde.

Die Stellung der jungen Fürstin am Hofe war außerdem eine schwierige, da sie im protestantischen Glauben erzogen worden war, mit ihrer Vermälung aber zum Katholicismus übertreten mußte, weil die Fürstenfamilie zu B. dieser Religion angehörte. Sie fügte sich zwar willig den streng beobachteten Formen und Ceremonien des neuen Glaubens, doch ihr Herz blieb kalt dabei, denn ihr Verstand bäumte sich gegen den Mysticismus desselben

auf; sie war aber zu schwach, um den immer neuen Angriffen, den oft beißenden Bemerkungen der Fürstin Mutter Widerstand leisten zu können.

Die Fürstin Christina hatte nur ungern ihren Platz, auf dem sie an der Seite eines schwachen Gatten jahrelang die Zügel der Regierung in der Hand geführt hatte, einer Anderen überlassen und indem sie die Verbindung ihres Sohnes mit der jungen Prinzessin Maria von A. betrieb, rechnete sie darauf, daß Jener, wenig durch das energielose, duldende Wesen seiner Gattin angezogen, sich bald wieder dem zügellosen, oft wüsten Leben, das er vor dem geführt, hingeben und ihr Macht und Gewalt nach wie vor überlassen bleiben würden. Aber mit wie mannigfachen Intriguen, da der junge Fürst sich anfangs gegen den Gedanken an eine Vermälung sträubte, sie auch so weit gelangt war, so sollte sie sich dennoch bitter getäuscht haben, denn gleich nach dem Tode des Vaters, ergriff er mit Energie selbst die Leitung seines Staatswesens, erfüllte mit Ernst und Eifer seine Pflichten und gestattete der Fürstin Witwe auch nicht den geringsten Einfluß auf die Vorgänge der Politik.

Zu einer so plötzlichen Unthätigkeit, zu dem Verzichten auf alle ihre Hoffnungen gezwungen, verbitterte sich der Charakter derselben immer mehr, und ihr ganzer Haß warf sich auf die junge Fürstin, welcher sie den Aerger über das Mißlingen ihrer Pläne durch die spitzen, feinen Nadelstiche ihrer Zunge entgelten ließ.

Die Fürstin Maria saß auf ihrem Lehnsessel, ein Buch in der Hand, als Irene von Graf Eduard bis zur Thür begleitet, eintrat. Sie ging dem jungen Mädchen, welches eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung machte, ein paar Schritte entgegen, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und zog sie dann neben sich auf einen Divan. Ihre Augen ruhten wohlgefällig auf der anmuthigen Erscheinung Irenens, sie strich liebevoll über das lockige Haar, erkundigte sich nach ihrer Mutter und ließ sich von ihrem Leben erzählen. Irene, deren Herz anfangs doch etwas ängstlich geklopft hatte, fühlte, wie jede Befangenheit von ihr wich; mit Liebe und Begeisterung sprach sie von ihrer Heimat und ihre Blicke glänzten, indem sie des grünen Waldes gedachte.

„Kommen Sie, liebe Irene, ich will Sie der Fürstin Christina vorstellen", unterbrach endlich die junge Fürstin die lebhafte Unterhaltung und durchschritt dann mit Irene eine lange Flucht weiter Gemächer bis in den andern Flügel des Schlosses, welchen die Fürstin Witwe bewohnte. Zwei Lakeien rissen die mächtigen Flügelthüren auf, die in ein großes, reichdecorirtes Zimmer führten, wo die Fürstin sie erwartete. Sie trug ein langes, schwarzes Sammetkleid, das dicht am Halse schloß; die Witwenschneppe war auf ihre Stirn gedrückt und ein Crêpeschleier daran befestigt, der bis auf den Saum des Kleides fiel. Dieser düstere Rahmen ließ die marmorhafte Bläße ihres Antlitzes, dessen harte, strenge Züge noch mehr hervortreten, und unwillkürlich verschwand der lächelnde, harmlos-fröhliche Ausdruck in Irenens Gesicht, als sie der Fürstin kalte Blicke auf sich ruhen sah. Kaum mit einem leichten Neigen des Kopfes erwiederte die Fürstin ihre tiefe Verbeugung, während sie ihrer Schwiegertochter gnädig die Hand zum Kusse reichte.

Wie aus warmen Sonnenschein in eine Eisregion versetzt, fühlte Irene ihr Herz erstarren und gleichsam wie nach Hülfe suchend wandte sich ihr Auge zur Fürstin Maria, doch diese schien, gebannt von der despotischen Erscheinung, ganz ihre Sicherheit verloren zu haben und ein schwankendes, willenloses Rohr in dieser Nähe zu sein.

Irene hatte jedoch kaum die erste Schwäche, den niederschlagenden Ein-

druck überwunden, welchen, noch ohne zu sprechen, die Fürstin Christina auf sie gemacht hatte, als sie sich auch sagte, daß in diesem Charakter ihr ein Feind erwachsen würde, gegen den sie nur in sich selbst Schutz und Halt finden könnte. Nicht mit Worten drückten sich diese ihre Gedanken aus, sondern ihre kindliche Seele fühlte es mit natürlichem Instinct. Unwillkürlich richtete sie sich höher auf und hob den Kopf, so daß sie fast die lange, hagere Gestalt der ihr gegenüber stehenden Fürstin Witwe überragte, und indem sie ihre großen Augen ohne Scheu auf sie richtete, ertrug sie ruhig die spöttisch mißbilligenden Blicke, womit jene ihre ganze Erscheinung maß.

„Fräulein Irene von Windeck, welche ich, wie Sie wissen, in den Kreis meiner Damen aufzunehmen wünsche", hatte die junge Fürstin Irene vorgestellt, mit unsicherer Stimme, beinahe als fürchtete sie einen Widerspruch. „Die Gräfin Windeck-Berndal hat sich schon seit langen Jahren von der Gesellschaft zurückgezogen, es würde daher ein großes Opfer für sie sein, die selbstgewählte Einsamkeit zu verlassen und deshalb glaube ich, daß wir diesmal eine formelle Vorstellung der Comtesse bei Hofe übersehen können.

„Sie kennen meine Ansichten darüber, meine Liebe, doch Sie sind ja Ihre eigene Herrin und können thun und handeln wie Sie wollen. In meiner Jugend hielt man freilich die Gesetze der Convenienz als etwas Unumstößliches, durch die Zeit Geheiligtes, daran zu rütteln wäre ein Sacrilegium gewesen, jetzt denkt man anders: da wird Alles, was sich nicht mit unseren Wünschen vereinen läßt, als unnütze Ceremonie bei Seite geschoben, Jeder denkt und handelt comme bon cela lui semble."

Die scharfe, rauhe Stimme der Fürstin berührte Irene fast noch unangenehmer, als deren herablassendes Wesen.

„Die Gräfin Windeck-Berndal muß in ihrer romantischen Einsamkeit ganz die eigne Jugend vergessen haben, daß sie Sie so unerfahren, so allein in das Leben, in die Welt schickt", fuhr die Fürstin Christina fort und der spöttische Ton, der durch diese Worte klang, drang wie ein Stich in Irenens Herz.

„Verzeihung, Hoheit, aber meine Mutter hat mich so erzogen, daß sie mich ohne Sorge mir selbst überlassen kann; außerdem ist Graf Eduard Windeck mein Onkel, und ich bin unter seiner Begleitung gekommen", entgegnete ruhig das junge Mädchen.

„Ach ja, Graf Eduard, der Bruder Ihres Vaters. Die Beiden bemühten sich damals zu gleicher Zeit um die schöne Isabella von Berndal, welche aber natürlich mehr ihrem Verstande, als ihrem Herzen gehorchte, und dem reichen Majoratsherrn den Vorzug gab. Leider hat sie sich nicht lange der großen Reichthümer erfreuen können, die beim Tode des Grafen in den Besitz des Bruders übergingen. Doch wer weiß, Graf Eduard ist eine begehrenswerthe Partie, warum kann die Tochter das Verschmähen der Mutter nicht sühnen? Wahrlich, die Gräfin hat feine Pläne in ihrer Einsamkeit gesponnen und Ihnen mit den schmachtenden Augen wird das Ausführen derselben nicht schwer fallen."

„Ich bedaure, Hoheit, daß ich den Sinn der Rede nicht verstehe", erwiederte Irene, welche ganz erstaunt zugehört hatte.

„Und ich will nicht so indiscret sein, den Schleier von Ihrer unerfahrenen Seele zu heben, die wissenlos sich gern der leitenden Hand überläßt, während sonst der esprit de la contradiction in einem zwanzigjährigen Mädchenkopfe gar zu leicht die eignen romantischen Ideen mit den weisen

Wünſchen der Mutter verwirrt. Möchte
ſchlöſſer nicht zur Erde ſtürzen ſehen! I
genoſſen?“ wandte ſie plötzlich das Thema der Unterhaltung.

„In Schloß Berndal, bei meiner Mutter“, lautete die einfache Antwort.

„Ein modernes Dornröschen! Und da waren Sie gewiß ſehr glücklich, als ein kühner Ritter Sie aus der Verwünſchung befreite? Das verdient natürlich gebührenden Lohn!“

„Ich habe mich nie aus meinem grünen Wald geſehnt und würde gern in der Stille deſſelben weiter gelebt haben, wenn meine Mutter nicht ausdrücklich für mich gewünſcht hätte, das gnädige Anerbieten Ihrer Hoheit anzunehmen“, entgegnete Irene mit tiefer Verbeugung gegen die Fürſtin Maria, welche ſchweigend, aber mit ängſtlicher Spannung dem Geſpräche gefolgt war.

„Und ich bin der Gräfin Iſabella und Ihnen, liebes Kind, ſehr dankbar, daß Sie meinen Wunſch erfüllt haben“, ſagte Letztere dann, als wollte ſie mit ihren warmen Worten den Eindruck verwiſchen, den die harten Reden der Fürſtin Chriſtina auf das junge Mädchen gemacht haben mußten.

„Sie werden den grünen Wald weniger vermiſſen“, fiel aber Jene gleich wieder mit ironiſchem Lächeln ein, „wenn Sie erſt den Reiz des Lebens und der Jugend kennen lernen, das Rauſchen der Bäume gern vergeſſen, wenn das Flüſtern ſüßer Liebesworte an Ihr Ohr klingt und ich glaube, Ihre großen Veilchenaugen, welche jetzt ſo unſchuldsvoll und harmlos in die Welt blicken, werden bald ſich ihrer Macht, ihres Zaubers bewußt ſein und dieſe ſchlanken, weißen Finger es dann auch begehrenswerther finden, die Ketten um ein ſtarres Männerherz zu ſchmieden, als ein zahmes Reh zu liebkoſen! Ja, ja, meine Liebe, Sie werden die Welt, von der Sie heute ſo gleichgültig, faſt nichtachtend ſprechen, bald anders beurtheilen und dies fromme, kindliche Antlitz iſt dann eine willkommene Maske für die gereiftere Seele. Ich gratulire unſeren Herren, die ſich gewiß gern von dem neuen Stern blenden laſſen, und Ihnen“, wandte ſie ſich an die junge Fürſtin, „denn Sie ſind in Ihrer Wahl ſehr rückſichtsvoll für unſere Cavaliere geweſen.“

Mit einer leichten Handbewegung verabſchiedete ſie Irene und erſtarrt, bis in das tiefſte Herz verwundet, verließ dieſe den Salon. Faſt erdrückt von den Worten der Fürſtin, durchſchritt ſie wieder die lange Flucht der Gemächer, durch die ſie vor einer halben Stunde, glücklich und frohen Herzens gekommen war und laut aufſchluchzend trat ſie endlich in ihr Zimmer.

Der Sinn deſſen, was die Fürſtin Witwe geredet hatte, war ihr nicht einmal vollſtändig klar, doch der ſcharfe Klang der Stimme hallte noch in ihren Ohren. Sie fühlte, daß ihre Mutter angegriffen war, ihre Mutter, für ſie das Höchſte, das Heiligſte, deren Bild unantaſtbar in ihrer Seele lebte! Am liebſten wäre ſie gleich wieder in die Abgeſchiedenheit ihrer Heimat zurückgekehrt, um in den Armen der Mutter den Eindruck zu vergeſſen, welchen dieſe erſte Stunde in dem neuen Kreiſe auf ſie gemacht hatte.

Der Fürſt fehlte und wurde erſt am nächſten Tage von ſeiner Reiſe zurückerwartet, deshalb war die Tafel nur im engſten Kreiſe und verlief ziemlich ſtill. Irene ſaß neben dem Grafen Eduard und war glücklich mit ihm von ihrer Heimat, ihrer Mutter ſprechen zu können, ſo daß ſie Alles um ſich her darüber vergaß und der ihr gegenüberſitzende, ſüßlächelnde Hofmarſchall von Redan ſie vergebens in eine Unterhaltung zu verwickeln ſuchte.

„Fräulein von Windeck ſcheint nicht Zeit genug zur Toilette gehabt

zu haben, daß sie mit aufgelösten Haaren bei Tafel erscheint", hörte sie plötzlich, wie die Fürstin Christina zu einer der Hofdamen mit halblauter, aber dennoch klarer Stimme sagte. Ein tiefes Roth bedeckte das Antlitz des jungen Mädchens, als sie auf einmal alle Blicke auf sich gerichtet sah, doch die Fürstin hatte bereits wieder ein anderes gleichgültiges Gespräch begonnen und jede Erwiederung auf ihre Bemerkung damit unmöglich gemacht. Graf Eduard biß sich auf die Lippen und man sah an dem düstern Stirnrunzeln, welche Mühe es ihm kostete, die Antwort zu unterdrücken, die ihm auf der Zunge schwebte.

Nach dem Diner bildete der Hof einen Cirkel und die beiden Fürstinnen sprachen huldvoll bald mit Diesem, bald mit Jenem; dann zog sich die junge Fürstin, ihrer zarten Gesundheit wegen zurück, während die Fürstin Christina die übrigen Damen und einige ältere Cavaliere, welche keinen andern Vorwand fanden, zu einer Whistpartie um sich versammelte. Auch Irene forderte sie auf und ein verächtliches Lächeln zuckte um ihren Mund bei deren Antwort, daß sie leider keine Karten kenne. Unter der wahren Vorgabe, von der Reise ermüdet zu sein, beurlaubte sie sich für diesen Abend und suchte bald darauf ihr Lager auf.

VI.

Als Irene am nächsten Morgen die Augen aufschlug und die Sonne freundlich durch's Fenster lachen sah, athmete sie erleichtert auf, denn die niederschlagenden Eindrücke des vergangenen Tages hatten im Traume Gestalt angenommen und ihren friedlichen Schlummer gestört; doch das fröhliche Gezwitscher der Vögel unter ihrem Fenster, das Säuseln der Bäume, deren Zweige ein leichter Wind hin- und herwiegte, verwischte bald jede Erinnerung daran. Rasch warf sie ein leichtes, weißes Morgenkleid über, band ihr Haar mit einem blauen Bande zurück und indem sie noch darüber nachdachte, wie sie wohl zu so früher Morgenstunde den Weg durch das Schloß in den Park, zu dem es sie unwiderstehlich zog, finden sollte, machte sie eine Entdeckung, welche sie mit großer Freude erfüllte. Vor ihrer Toilette sitzend, bemerkte Irene, daß ein Quadrat der Gobelins schief an der Wand hing und sich bei jedem Luftzuge hin- und herbewegte, während die andern straff wie eine Tapete aufgezogen waren. Sie trat unwillkürlich näher, fand, daß sich ein Nagel gelöst hatte und entdeckte bei genauerer Besichtigung, daß eine kleine Thür darunter verborgen war, welche nach vieler Mühe mit kreischendem Geräusch dem Drucke ihrer Hand nachgab und auf eine enge Wendeltreppe führte. Muthig schritt Irene vorwärts, indem der durch die Thür fallende Lichtschein ihr den Weg zeigte, der gewiß seit Jahren nicht mehr betreten war, denn eine dumpfe Luft drang ihr entgegen und bei jedem Schritt wirbelte eine dichte Staubwolke von den morschen Stufen auf. Endlich, nachdem sie vielleicht zwanzig Schritte hinabgestiegen war, stand sie vor einer kleinen, niedrigen Pforte. Der Schlüssel war von innen umgedreht und so verrostet, daß sie alle ihre Kraft aufwenden mußte, um aufzuschließen und zu öffnen. Wie groß war aber ihre Ueberraschung, als sie sich im Park sah, nachdem sie das dicke Gesträuch, welches die Thür fast ganz versteckte, zur Seite gebogen hatte.

Rasch eilte sie in ihr Zimmer zurück, nahm ein Buch, machte dann wieder denselben Weg, die geheimnißvolle Thür vorsichtig schließend, und

r diese willkommene Entdeckung, d
n Strauchwerk bewachsen war, daß sie sich nur mühevoll Bahn
nte. Mit vollen Zügen sog sie die frische Morgenluft ein und
Menschen zu begegnen, drang sie immer tiefer in die entlegen-
des Parkes. Unter einer alten, gewaltigen Blutbuche, deren
dunkles Laubdach bildeten und tief zur Erde neigten, ließ sie
nieder und vertiefte sich bald so sehr in ihre Lectüre, daß sie
h her sah und hörte und erschreckt zusammenfuhr, als sie plötzlich
ich eine wohlklingende, sonore Stimme vernahm und aufsehend,
männliche Gestalt vor sich erblickte, deren Augen erstaunt auf sie
en.

as ist ja eine allerliebste Idylle, des Pinsels eines Lebrun würdig!
rgenthau vielleicht die schöne Elfe beim nächtlichen Reigen über-
ist sie nun für dieses irdische Thal verdammt, bis ein
löst?"

, schöner Ritter, denn wenn ich wirklich ein solches Elfenkind
sen Sie doch auch, daß wir vor allem die Bewohner dieser Erde
etzte Irene, launig auf den Scherz eingehend.

muß ich bestreiten, so schwer es auch einem gehorsamen Diener
Herrin zu widersprechen", fuhr Jener mit einer tiefen Verbeu-
Irene fort, „aber was die duftigen Elfen „Haß" nennen, ist
r eine Verwechselung des Begriffes „Liebe", und auch darin
anz ihren irdischen Schwestern, daß sie nicht eher in ihrer Liebe,
Sie es Haß, was dasselbe sagen will, befriedigt sind, bis sie
iche Opfer ganz mit ihren Netzen umstrickt und ins Verderben
n. Darf ich Ihr Ritter sein und die Fingerspitzen dieser zarten,
d küssen?" Er versuchte Irenens herabhängende Hand zu er-
sie entzog sie ihm, indem sie erwiederte:

oäre Ihrer Theorie nicht würdig, nach der Sie die gefährlichen
sen so genau zu kennen scheinen, denn manchmal", fügte sie mit
Lächeln hinzu, „und das werden Sie auch wissen, sind die Fäden
onnen, daß das Gewebe zerreißt und das „unglückliche Opfer"
Tiefen stürzt. Wer die Gefahr kennt, sollte sie nicht suchen!"

der Schmetterling spielt mit dem goldigen Schein des Feuers,
eiß, daß es sein sicherer Tod ist."
die Flamme nicht Mitleiden hat und erlöscht, ehe die Flügel
", antwortete Irene, indem sie sich erhob.
as heißen, daß die duftige Elfe plötzlich wie eine Fata morgana
Blicken verschwinden wird und den treuen Ritter unbarmherzig
z- und lichtlosen Nichts dieser Welt zurückläßt? Darf ich Sie
ens bis zu den Pforten ihres Zauberreiches begleiten?"
lfe dankt dem Ritter, indem sie die Dienste eines gehorsamen
mmt und demselben befiehlt, sie ungehindert in ihr Reich zurück-
ien."
machte sie eine leichte Verbeugung und verschwand in den Ge-
den Weg nach ihrer geheimnißvollen Pforte einschlagend.
ufe des Tages hörte Irene, daß der Fürst ganz unerwartet in
ürückgekommen sei und sie war nicht wenig überrascht, als sie
Diner ihren Ritter in ihm wiedererkannte. Er erwähnte jedoch

mit keinem Worte der morgendlichen Begegnung und war überhaupt in seinem ganzen Wesen ein anderer, so daß Irene vergebens in dem gleichgültigen, gelangweilten Gesicht die schönen, ausdrucksvollen, geistreichen Züge wieder suchte, an die sie noch oft während des Tages hatte zurückdenken müssen. Die neben ihm sitzende junge Fürstin schien er kaum zu beachten; dann und wann wechselte er einige scharfe Bemerkungen mit der Fürstin Christina und ließ die armen Hofdamen und den alten, gleißnerischen Hofmarschall seinen beißenden Spott fühlen, indem man deutlich sah, wie er sich an deren Verlegenheit weidete; nur mit Graf Eduard begann er ein ernsteres Gespräch, das aber deutlich seinen regen Geist und sein tiefes Wissen verrieth. Die sichere Ruhe Windecks imponirte ihm und auch die Erinnerung der alten Jugendfreundschaft klang wohl noch in ihm nach.

Neben Irene saß heute Graf Manzona, der Kammerherr und stete Begleiter des Fürsten, der ihn auf einer seiner Reisen kennen gelernt, eine große Zuneigung für ihn gefaßt hatte und sich seitdem nicht mehr von ihm trennte, obgleich seine Vergangenheit und Abkunft ziemlich dunkel waren. Er behauptete, aus einer alten Familie aus Genua zu stammen, von wo sein Vater, ein Anhänger der revolutionären Partei und Vorkämpfer für die Freiheit Italiens, verbannt worden sei. Sich nach Paris wendend, hätte er dort die Tochter eines ebenfalls Exilirten geheirathet und hier wollte Manzona das Licht der Welt erblickt haben. Allerdings zeigte sein Wesen die vollendetsten Formen der Gesellschaft, wie er überhaupt alle Größen der fashionablen Welt kannte, obgleich man nie erfuhr, wie und wo er diese Bekanntschaften gemacht hatte. Er lebte auf großem Fuße, bezahlte pünctlich seine Spielschulden, half den guten Freunden bereitwillig aus ihren Verlegenheiten, hatte immer Geld, aber Niemand kannte seine Quellen; in Summa: Manzona war eine jener problematischen Naturen, von denen man nicht weiß, woher sie kommen und wohin sie gehen.

Er hatte eine eigenartige, südländische Physiognomie. Die niedrige, aber scharf begrenzte Stirn zeigte eine eiserne Willenskraft, die tiefliegenden, halbverschleierten, dunklen Augen erinnerten an die eines schlummernden Bären, die weiten, beweglichen Nasenflügel verriethen die Leidenschaft und Lüsternheit des Italieners und die schmalen Lippen, welche ein sehr gepflegter Schnurrbart zierte, bezeugten einen zähen, unbezwinglichen Charakter. Er war ein schöner Mann, eine für die meisten Frauen gefährliche Erscheinung, obgleich die bleiche, todte Farbe seines Gesichts, die tiefen Falten auf der Stirn und grauen Haare an den Schläfen von einer stürmischen Vergangenheit sprachen. Doch was dem schönen Geschlecht eine Warnungstafel sein sollte, ist für sie meistens ein Empfehlungsbrief; man findet es begehrenswerther, heute den Sieg über die Rivalin von gestern davon zu tragen, wohl wissend, daß morgen vielleicht schon wieder ein neuer Stern uns verdunkelt, als von einem Manne in aller Stille treu und aufrichtig geliebt zu werden!

Irene aber empfand gleich im ersten Augenblick eine Abneigung gegen diese Erscheinung, über die sie sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Wenngleich sie fast kein Wort mit ihm gewechselt hatte, fühlte sie doch seine glühend heißen Blicke auf sich ruhn und ein eigenthümliches, beklommenes, ängstliches Gefühl beschlich sie in seiner Nähe. Sie hatte sich an der allgemeinen Unterhaltung betheiligt und war so einem Gespräch mit dem Italiener ausgewichen; jetzt entstand eine Pause und jeden Augenblick fürchtete sie, sich umdrehen zu müssen und den großen, schwarzen Augen Manzonas zu be-

gegnen, so daß die scharfe Stimme der Fürstin Christina fast wie eine Erlösung zu ihr herüberklang:

„Fräulein von Windeck, Sie kennen gewiß den Weg zur Kapelle noch nicht, denn ich vermißte Sie heute Morgen in der Messe. Ich werde Ihnen morgen eine meiner Damen schicken, damit Sie die Thür nicht verfehlen!"

„Ich danke ergebenst, Hoheit, für die Güte, aber da Ihre Hoheit, die Fürstin Maria, mich diese Woche noch gnädigst vom Dienste beurlaubt hat, ziehe ich es vor, die Morgenstunden zum Lesen zu benutzen."

Bei dieser einfachen Antwort wurde das aschfarbene Gesicht der Fürstin Witwe noch um einen Schein fahler.

„Ah, das ist neu! Danach ist es also ein Opfer für Sie, die Fürstin zur Kirche zu begleiten?" fuhr sie dann fort.

„Meine Pflicht zu thun, wird nie ein Opfer für mich sein, Hoheit", versetzte Irene mit Würde.

„Aber der Dienst Gottes kommt erst nach Ihrem eignen Wohlbehagen! Eine solche Theorie paßt allerdings in dieses Zeitalter des Egoismus, wenn auch weniger zu den Principien, welche an diesem Hofe gelten. Das hätten Sie, meine Liebe", wandte sie sich an die junge Fürstin, „doch wissen müssen."

„Mein Gott, Mama, ereifern Sie sich doch darüber nicht so sehr", fiel hier der junge Fürst ein, den diese Unterhaltung sichtlich erheiterte. „Fräulein von Windeck betet Gott gewiß in der Natur an, und darin hat sie nicht Unrecht, denn die frische Morgenluft ist mir auch lieber, als der dicke Weihrauchdunst, der auf Deinen Wunsch stets die Kapelle erfüllt."

Die spöttische Art und Weise, mit der der Fürst ihre Vertheidigung ergriff und auf die morgendliche Begegnung anspielte, mißfiel Irene, doch unbeirrt von den halb erstaunten, halb schadenfrohen Blicken, welche sich auf sie hefteten, entgegnete sie:

„Ich bete Gott allerdings lieber in der freien Natur, das Urall seiner Schöpfung, als in einem Tempel, das elende Machwerk armer Menschenhände, an. Die Mutter hat mich gelehrt, Recht von Unrecht zu unterscheiden und meine Pflicht zu erkennen: das ist meine Religion", war die ruhige Antwort des jungen Mädchens.

„Und damit hat sie sich beruhigt und ihre eigne Pflicht zu erfüllen geglaubt! Entsetzlich!"

„Lassen Sie doch die Proselytenmacherei, Mama", mischte sich der Fürst, der bis dahin mit sarkastischem Lächeln zugehört hatte, wieder in die Unterhaltung. „Wir leben ja, Gott sei Dank, nicht mehr in dem Zeitalter, wo das Aussprechen solcher Ansichten den sichern Feuertod nach sich zog. Wenn man allerdings die entsetzten Gesichter unserer Damen hier betrachtet, könnte man wohl daran erinnert werden, obgleich Fräulein von Windeck beinahe einer christlichen Märtyrin gleicht, die furchtlos ihren Glauben bekennend Allem trotzt. Nehmen Sie sich in Acht, Gnädigste", richtete er seine Worte an Irene, „die frische Waldluft und die schwüle Hofatmosphäre vertragen sich nicht gut zusammen und die dadurch entwickelten Elektricitäten entladen sich oft in zuckenden Blitzen und rollendem Donner. Wehe dem, der davon überrascht wird!"

„Nur die schwachen Blumen", versetzte Graf Eduard, „beugen sich dem Winde, der kräftige Stamm der Eiche aber trotzt Sturm und Unwetter

siegreich aus den Kämpfen mit den unheilvollen Mächten der Natur hervorgehend, stolz sein Haupt gen Himmel hebend und . . ."

„Und stützt den schwachen Epheu, der sich an ihm emporklimmt", fiel die Fürstin Christina ironisch ein.

„Verzeihung, Hoheit", nahm Irene das Wort, „doch das Symbol unseres Geschlechts, als schwacher, haltloser, unselbstständiger Epheu sich an die Eiche lehnend, hat mir nie gefallen; es ist demüthigend und erniedrigend für uns."

„Sie kennen die Geschichte jenes Soldaten, der den Gefahren des Krieges lachte, ehe er noch den Pulverdampf gerochen und nachher beim ersten Kanonendonner ohnmächtig umsank? Das wiederholt sich oft im Leben, meine Liebe!" lautete die spöttische Antwort der Fürstin Christina.

„Gewiß, da es immer Feiglinge und Schwächlinge geben wird."

„Sie aber fühlen sich stark und sehen muthig allen Gefahren des Lebens ins Auge?"

„Ich weiß noch nicht, was das Leben für Gefahren bietet, doch könnte mich das nie von dem Wege ablenken, den ich für recht halte, noch mich zwingen, ein Haar breit von meiner Ueberzeugung abzuweichen."

„Das klingt sehr stolz in dem Munde eines kaum zwanzigjährigen jungen Mädchens, welches die ersten Schritte in die Welt thut. Finden Sie das nicht auch, Manzona?"

„Ich erlaube mir darüber kein Urtheil", entgegnete der Italiener, der bis dahin schweigend zugehört hatte, ohne seine Blicke von Irenen zu wenden, „doch scheint mir, daß Fräulein von Windeck heute schon hinlänglich ihren Muth bewiesen hat."

„Das ist wahr, Mama, und Sie könnten wohl endlich Erbarmen haben und dem Inquisitionsgericht ein Ende machen", fiel der Fürst ein, und den Wink verstehend, hob die Fürstin die Tafel auf, die sich schon länger als gewöhnlich ausgedehnt hatte.

Es ist eigenthümlich im Leben, daß bei starken, willensfesten Naturen die moralische Kraft wächst im gleichen Maße, wie man die Nothwendigkeit der eignen Vertheidigung erkennt. Irene empfand heute nichts mehr von dem beklemmenden Gefühl, das sie am ersten Tage beherrschte; sie war sich bewußt, allen Angriffen entgegensehen zu können und fühlte sich den andern Damen, die demüthig jeden Gedanken nach dem fürstlichen Barometer richteten, so überlegen, daß sie fast Mitleid mit den armen Geschöpfen hatte, welche, ohne jegliche Individualität, sich gleich Gliederpuppen hin- und herbewegten. Vergebens suchte die Fürstin Mutter sie mit ihren verächtlichen Blicken niederzuschmettern, Irene sah ihr ohne Scheu ins Auge und der Stolz, welcher sich in ihrem Gesicht ausdrückte, contrastirte seltsam zu der tiefen Verbeugung, die sie, genau nach den strengen Formen der Convenienz machte, als die Fürstin nach der Tafel an ihr vorüberschritt.

Wie am vorhergehenden Tage versammelte die Fürstin Christina ihre Damen um den Kartentisch, und auch an Irene ging dieselbe Aufforderung.

„Fräulein von Windeck, wollen Sie nicht eine Partie Whist mit uns spielen?"

Graf Eduard befand sich zufällig in der Nähe und bemerkte die Bosheftigkeit, mit welcher sie absichtlich diese Frage wiederholte, um Irene in Verlegenheit zu setzen.

„Verzeihen, Hoheit", übernahm er schnell die Antwort, „aber Fräulein

von Windeck iſt nicht im „Sacré Coeur
keine Karten."

Die Fürſtin biß ſich auf die Lippen und wandte ſich ohne Entgegnung ab, erregt dem Spieltiſch zuſchreitend, daß die ſteifen Falten ihrer Atlasrobe auf dem glatten Parquetfußboden rauſchten; Irene jedoch ſandte ihm einen dankbaren Blick zu, aber der jugendliche Uebermuth, der in ihren Zügen glänzte, erloſch ſchnell und machte dem kalten Ausdruck ruhiger Gleichgültigkeit Platz, der ſich unwillkürlich über ihr Geſicht legte, ſobald ſie dieſe Räume betrat, als ſie den brennenden Augen des Italieners begegnete, der an einem Pfeiler gelehnt, die Arme übereinander gekreuzt, keine ihrer Bewegungen unbeobachtet ließ. Dieſe Geſtalt war ihr unheimlich und das glühende Feuer, das unter den langen, ſchwarzen Wimpern hervorloderte, ſo oft zufällig ihr Blick vorüber ſtreifte, erſchreckte ſie.

Irene begleitete die junge Fürſtin auf ihr Zimmer und ihr Herz erwärmte ſich bei den liebevollen Worten derſelben:

„Laſſen Sie nicht den Muth ſinken, liebes Kind", ſprach ſie, während Irene zu ihren Füßen auf einem Tabouret ſaß, „das Leben bei Hofe iſt nicht ſo leicht, wie es ausſieht, da muß man ſich ſchicken und fügen. Ich mußte es und mir zu Liebe werden Sie es auch können."

„Wie gern, Hoheit, wenn ich nur Ihre Sanftmuth beſäße."

„Das würde keine Stütze für Sie ſein; vielleicht wäre es auch beſſer für mich, ich wäre weniger geduldig, doch meine Bahn iſt gezeichnet und die Sanftmuth iſt nur eine nothwendige Tugend; Sie aber haben das Leben vor ſich, können ſich ſelbſt die Zukunft bilden, ſo weit ſolches überhaupt in unſerer Macht ſteht, und bedürfen deshalb Ihres ganzen Selbſtvertrauens, denn nur, indem wir auf uns ſelbſt bauen, können wir das Ziel erreichen, welches wir uns vorgeſchrieben haben. Sie haben eine große, edle Seele; möchte Ihr Frieden nie geſtört werden!"

„Ich danke Ihnen, Hoheit, für Ihre Güte", ſagte Irene und küßte die zarte Hand der Fürſtin. „Es iſt mir als hörte ich meine Mutter ſprechen! Könnte ich doch öfter eine ſo glückliche Stunde mit Ihnen verbringen!"

Die Fürſtin ſtreichelte das weiche Haar der vor ihr Knieenden und fuhr fort:

„Später, Kind, wenn ich erſt wieder wohl bin, ſollen Sie immer um mich ſein; jetzt fühle ich mich zu ſchwach, aber wenn Sie Troſt bedürfen, kommen Sie zu mir; Sie finden ein theilnehmendes Herz. So, nun kehren Sie in den Salon zurück, ich bedarf der Ruhe", und damit hauchte ſie Irenen einen Kuß auf die Stirn und ſah mit liebevollen Blicken, wie die anmuthige und doch ſo ſtolze Geſtalt in der Thür verſchwand.

VII.

Irene war glücklich über das herzliche Weſen der jungen Fürſtin, welche ſie täglich mehr ſchätzen und lieben lernte, und ihre Seele empörte ſich dagegen, daß deren edle Eigenſchaften unerkannt und ungewürdigt niedergedrückt wurden. Mitten in der Fülle von Glanz und Reichthum ſtand ſie allein und ungeliebt, und dennoch beſaß auch ſie ein warmes, liebebedürftiges Herz. Warum war der Fürſt ſo gleichgültig gegen ſie? Trotz des ſpöttiſchen Weſens, glaubte Irene einen beſſeren Kern in ihm zu entdecken, aber

ein unheilvoller Einfluß schien jede höhere Regung zu ersticken. Das blasse Gesicht des Italieners fiel ihr dabei ein; was fesselte den Fürsten an diesen Menschen, der sie vom ersten Augenblick an abgestoßen hatte?

Während sie so in Gedanken den langen Corridor hinunterschritt, der von den Gemächern der Fürstin zu den Salons zurückführte, bemerkte sie nicht die dunkle Gestalt, die an einer Stelle, wo die Candelaber nur ein schwaches Licht hinwarfen, an die Wand gelehnt stand, bis sich plötzlich eine eiskalte Hand krampfhaft um ihre Finger schloß, die mit den Falten ihres Kleides spielten und sich ein paar brennende Lippen auf ihre Hand preßten. Erschreckt wandte sie sich um und sah in die glühenden Augen des Italieners, die sie mit verzehrender Leidenschaft anstarrten. Heftig riß sie sich los und eilte vorwärts, als wenn sie von Furien verfolgt wäre. Glücklicherweise waren alle Damen um den Spieltisch versammelt, der in dem vorderen Raume des durch große Marmorsäulen getheilten Saales aufgestellt war, als sie eintrat; die Herren befanden sich in dem daneben liegenden Billardzimmer, so daß sie sich allein sah und erschöpft in einen Sessel sank, um sich von ihrem Entsetzen zu erholen. Aber kaum hatte sie so einige Minuten gesessen, während ihr Herz laut klopfte und sie noch den eiskalten Druck, die glühenden Lippen auf ihrer Hand fühlte, als sie, aufschauend, zusammenzuckte, da sie schon wieder den Italiener vor sich sah, der ihr lautlos gefolgt war und sich tief zu ihr beugte, so daß sein heißer Athem sie streifte.

„Sie fliehen mich, Gräfin, sagen Sie mir weshalb? Haben Sie Furcht vor mir?“ fragte er mit halblauter Stimme, in der die mühsam zurückgehaltene Leidenschaft vibrirte.

„Furcht?“ antwortete Irene, indem sie sich stolz aufrichtete und ihn ruhig, aber kalt ansah, „den Ausdruck kenne ich nicht und warum sollte ich Sie fliehen? Sie sind mir ja fremd.“

„Aber Sie sind mir nicht fremd, denn als Sie heute in Ihrer himmlischen Grazie erschienen, war es mir, als sähe ich das Ideal meiner Jugend, das Bild meiner Träume verwirklicht!“

„Dann fürchte ich, daß Sie sehr bald aus der Welt Ihrer Träume in die nüchterne Wirklichkeit stürzen, die Alles verneint, was jene vorspiegelt“, versetzte Irene kühl.

„Ich falle gern aus den Wolken, aber nur zu Ihren Füßen, deren Spitzen zu küssen, mich vor Glück berauschen würde!“

„Wissen Sie auch, daß solche Stellung sehr gefährlich ist, weil man dabei leicht den Fuß auf Ihren Nacken setzen könnte?“

„Ihr Sklave zu sein, ist ein süßes Loos, wenn die Ketten uns Beide zugleich umschlingen“, lauteten seine leidenschaftlichen Worte, indem er einen Sessel näher rückte und sich dicht neben sie niederließ.

„Sie führen eine kühne Sprache, Graf Manzona, die dem Ohr einer nur langsam denkenden Deutschen unverständlich ist“, erwiederte Irene, stand auf und trat zum Büchertisch, gleichgültig eines der dort liegenden Albums durchblätternd.

Manzona folgte ihr und sie mit seinen dunklen Blicken durchbohrend ansehend, fuhr er fort:

„Kühn nennen Sie meine Sprache, während ich gewaltsam zurückdränge, was mir die Brust zu sprengen droht! Warum sehen Sie mich so kalt lächelnd an? Glauben Sie, das könnte jenes verzehrende Fieber löschen, welches in mir brennt? Sie finden, daß ich schnell bin und stürmisch

am ersten Tage Ihr Herz erobern w
nicht, nicht das kindische Spiel des Be
treiben, das so sicher alle Frauen zu u
müssen mein sein, weil ich fühle, daß
mir erst heute geboren sind. Ein R
ich in Ihnen die zweite Seele mei
lange vergebens in der Welt umher g

„Die Lehre der Seelenwanderun
Mensch wird seiner ganzen Würde,
beraubt", bemerkte Irene, über den
gehend und bemüht, das Gespräch wi
versation zu lenken.

„Das ist ja eine gelehrte Unte
aus, der seine Partie beendet hatte u
dem er den Salon betrat. „Ich ke
Ihnen, schönen Frauen gegenüber, ni

„Fräulein von Windeck unterwie
Hoheit."

„Ei, ei, wissen Sie auch, daß da
sich da wagen, Gnädigste?" wandte si

„Gut bewaffnet fürchtet der tap
Hoheit", entgegnete diese.

„Also standen Sie sich feindlich

„Wir waren im Begriff, den Fr
und richtete seine Blicke so fest auf Ir
Gewalt zu sich ziehen.

„Vorläufig waren die Bedingun
lautete aber ihre eisige Antwort.

„Demnach nur Waffenstillstand

„Auch das ist gefährlich, da der Fei
und den arglosen Gegner heimlich üb

„Ein guter Soldat ist immer au
Hoheit. Das wissen Sie als guter S

„Parblon, Gräfin, vous êtes
heitert. „Man sieht es der zarten E
in die Schule gegangen ist und bei M

„Danke, Hoheit, für das schmei
einer leichten Verbeugung.

„Pardon, Pardon, meine Gnädi
gern die ganze olympische Götterw
ihre Gaben so verschwenderisch a
ich will es gern gestehen, mir ist ei
eine moderne Sappho! Ja, darum
berauschend gewesen sein, so schö
Gnade flehen zu sehen! Was meine
an Jenen, der bis dahin stumm zuge

„Ich finde weder an heidnische
schmack", versetzte Graf Eduard, dem
Irenens wegen mißfiel, denn erst

Manzona geirrt, als er, mit dem Fürsten eintretend, Beide in so eifrigem, fast erregtem Gespräch fand.

„Ach ja, Sie sind unempfindlich", versetzte lachend der Fürst, „und Ihr Herz ist so kalt gegen Frauenschönheit, als ob Sie statt des heißen Südens den eisigen Nordpol bereist hätten. Nicht wahr, Manzona, wir sind nicht dagegen gefeit, und wenn man mich heute zum Messias ausrufen wollte und die schönen Büßerinnen mir reumüthig zu Füßen fielen, ich würde auch Gnade für Recht gelten lassen."

„Die Herren sind ja sehr angeregt, diesen Abend", ertönte da die scharfe Stimme der Fürstin, welche keinen Blick von der Gruppe gewandt hatte und nun plötzlich ihr Spiel abbrach und näher rauschte. „Ich muß nur bitten, in diesen Räumen mit mehr Ehrerbietung von dem zu sprechen, was ich als die heiligsten Wahrheiten unserer Religion achte."

„Verzeihen Sie, Mama, ich wußte nicht, daß Ihr Whistspiel, das Sie doch sonst vollständig absorbirt, Ihnen heute erlaubte, unserer Unterhaltung ein Ohr zu leihen", war des Fürsten Antwort.

„Allerdings wäre es oft besser, sich die Ohren zuzuhalten, um nicht zu erstarren über das, was man hören muß", gab sie mit einem giftigen Seitenblick auf Irene zur Erwiederung, nahm dann den Arm ihres Sohnes und verließ mit leichtem Kopfneigen den Salon.

VIII.

Mehrere Wochen waren vergangen und Irene hatte sich vollständig an das neue Leben gewöhnt. Freilich waren ihr das die liebsten Stunden, wenn sie auf ihrem Zimmer saß und sich in ihre Bücher vergraben konnte. Da glühte ihr Kopf und ihre Augen glänzten, indem ihr Geist sich in die erhabenen Schöpfungen der alten Meister vertiefte. Mit Graf Eduard allein tauschte sie darüber ihre Gedanken aus; er verschaffte ihr neue Werke und lauschte mit Interesse ihrem kräftigen und verständnißvollen Urtheil. Das Verhältniß zwischen ihnen blieb aber immer das gleiche väterlich freundliche, und Graf Eduard war schon so glücklich, wenn er nur die liebliche Stimme, das herzliche Lachen vernahm, daß er sich gar nicht zu fragen wagte, ob nicht ein anderes Gefühl das des väterlichen Freundes in ihm verdrängen könnte, aus Furcht, das schöne Bild möchte plötzlich vor seinen Augen verschwinden.

Manzona hatte öfters versucht, sich Irene wieder zu nähern, doch sie wußte jedes Alleinsein mit ihm zu vermeiden und der Zufall war dabei günstig, da die Fürstin Maria längere Zeit leidend war, deshalb ihre Gemächer nicht verlassen konnte und Irene dann stundenlang bei ihr blieb. Das waren wirklich sonnige Stunden; in dem engen Zusammensein lernte die junge Fürstin Irene immer mehr schätzen und sah in ihr bald eine liebe Freundin. Sie vertraute ihr die Hoffnungen, welche sie in die Geburt eines Prinzen setzte, wie sie glaube, daß der Fürst durch die Liebe zum Kinde auch der Mutter wieder näher treten würde, und die Freude, die dabei in ihren Augen glänzte, verrieth, wie ihre ganze Zukunft auf diese Hoffnung gebaut war.

Auf diese Weise kam Irene fast nie Abends in den Salon und wenn sie dort erschien, wußte sie es jedes Mal so einzurichten, daß Graf Eduard

oder eine der anderen Damen an ihrer Seite blie
Christina ihre Partie spielte. Oft auch gesellte sich
besonders wenn sie allein waren, wurde seine Unterha
sie gespannt seinen Worten zuhörte Zuweilen hatte sie dann versucht, eine weichere Saite in seinem Herzen zu erwecken, indem sie von der leidenden, jungen Fürstin zu sprechen begann, aber sogleich wandte er sich kurz ab und blieb auch wohl Tage lang ohne ein Wort an sie zu richten.

Wenn es Irene nun auch gelang, der Gesellschaft des Italieners auszuweichen, so konnte sie doch nicht verhindern, daß seine brennenden Blicke sich verzehrend auf sie hefteten, während er sie, schweigend an die Thür gelehnt, betrachtete. Mehrmals hatte er ihr Briefe voll glühender Leidenschaft durch die Kammerzofe gesandt, welche jene mit widerlichem Lächeln überbrachte und dabei voll schmeichlerischer Worte erzählte, wie der Herr Graf Manzona sich immer mit dem größten Interesse nach dem gnädigen Fräulein erkundige. Irene verbot ihr aufs strengste, irgend welches Billet anzunehmen und die schönen Blumen, die sie jeden Morgen in ihrem Zimmer fand, wanderten unbarmherzig zum Fenster hinaus. Oft wollte sie Eduard von diesen Zudringlichkeiten in Kenntniß setzen, der, das wußte sie, eine gleiche Abneigung gegen den Italiener hegte, doch kam ihr das auch wieder kleinlich vor und der Gedanke, fremde Hülfe zu rufen, demüthigte sie.

Man hatte beschlossen, da die junge Fürstin wieder besser war, den ersten sonnigen Tag, der wochenlangem Regenwetter gefolgt war, zu einem Ausflug nach einem etwa eine Stunde weit entfernt gelegenen Forsthaus zu benutzen, um dort auf dem Rasen unter den schattigen Bäumen den von der Frau Försterin selbst bereiteten Kaffee einzunehmen.

Fürstin Christina und Fürstin Maria fuhren, von Graf Eduard begleitet im Wagen die breite Straße; die Anderen zu Pferde schlugen den nähern Weg durch den Wald ein. Irene ritt einen arabischen Hengst, ein edles, aber ziemlich wildes Thier, das Graf Eduard ihr geschenkt hatte. Sie sah stattlich aus in ihrer enganschließenden, schwarzen Sammetamazone, die lange, wallende, weiße Feder spielte in ihrem lockigen Haar, das nur zu einem Knoten im Nacken zusammengebunden und in die Höhe gesteckt worden war. Die Gesellschaft war heute eine größere, da noch mehrere Herren und Damen aus der Stadt Theil nahmen und mancher bewundernde Blick fiel auf die ideale Gestalt Irenens, welche ziemlich entfernt ritt und in Gedanken vertieft, nichts von dem Enthusiasmus bemerkte, den sie hervorrief. Sie war froh, daß Manzona vom Fürsten in Anspruch genommen war, da sie schon gefürchtet hatte, ihm heute nicht ausweichen zu können.

So war sie eine Strecke hinter der Cavalcade zurückgeblieben, als sie einen schmalen Seitenweg entdeckte, der dieselbe Richtung verfolgte. Rasch lenkte sie ihr Pferd dorthin, ließ die Zügel sinken und ritt langsam vorwärts, mit vollen Zügen die milde, feuchtwarme Luft einathmend. Die dichtbelaubten Zweige der Bäume neigten sich eng zusammen und bildeten ein schützendes Dach über ihrem Haupte; oft mußte sie sich zurückbiegen, so tief hingen sie herab und liebkosend streiften die grünen Blätter ihre Stirn. Nur mühsam konnten die goldenen Sonnenstrahlen hier und da durchdringen, um mit den lachenden Waldblumen zu spielen und die krystallenen Tropfen zu küssen, die noch vom Regen des vorhergehenden Tages gleich Perlen in den Kelchen glänzten und in tausend Farben glühten.

Der schmale Pfad führte auf eine Lichtung; hierher lenkte Irene die

Schritte des Pferdes, hielt dann die Zügel an und auf das süße Gezwitscher der Vögel lauschend, genoß sie mit stillem Wohlbehagen das liebliche Bild des um sie herrschenden Friedens; in die Heimat schweiften ihre Gedanken und sie fühlte sich selbst wieder das freie Kind der Natur.

Da hörte sie plötzlich das Laub hinter sich rascheln, ehe sie noch sich umsehen konnte, sprengte ein Reiter dicht an ihre Seite, die Zügel wurden ihr aus der Hand gerissen, ein Arm legte sich krampfhaft um ihre Taille, ein Kopf beugte sich zu ihr: „Endlich! Nun bist Du mein!“ zischelte eine Stimme an ihr Ohr. Entsetzt zuckte Irene zusammen, ihre Arme gewaltsam frei machend und gegen die Brust des Zudringlichen stemmend, erkannte sie Manzona, dessen Augen mit unbändiger Leidenschaft sie fast zu verschlingen schienen.

„Wie, Du willst nicht?“ fuhr er mit vor Aufregung bebender Stimme fort, „Du sollst, Du mußt mein sein! Du weißt, daß ich Dich liebe, nach Dir schmachte, nach einem Blick von Dir seufze, warum blickst Du mich so kalt an? Damit löschst Du das Feuer nicht, das mich verzehrt, ich will Dich mein nennen, und sollte Himmel und Erde darüber zusammenstürzen!“

Und er versuchte wiederum, Irene an sich zu ziehen, doch, als ob sie ihre Kraft sich verzehnfachen fühlte, wehrte sie sich, ja mit einem kühnen Ruck ihm die Zügel entreißend, daß ihr Hengst sich hoch aufbäumte, wandte sie sich schnell auf die andere Seite der Lichtung.

„Was wollen Sie von mir, daß Sie meinen Weg immer zu durchkreuzen suchen? Glauben Sie damit Liebe zu erwecken?“ fragte sie, ihn unerschrocken ansehend.

„Ich habe noch nie nach Liebe gegirrt; wo ich gewünscht, habe ich genommen und gern sind mir die Weiber in die Arme gesunken! Weshalb peinigst Du mich?“

„Weil Sie mir gleichgültig sind.“

„Das ist nicht wahr, ein Lügengewebe, womit Du Dich und mich täuschst! Aus Deinen Augen spricht ein liebeheißes Herz, wenn Du auch noch so kalt blicken willst, warum verstellst Du Dich?“

„Ich wüßte allerdings nicht, weshalb ich mich verstellen sollte, doch danke ich dem Himmel, daß er mich vor solchem Urtheil bewahrt hat, denn Sie zu lieben, kann nur Unglück bringen!“ versetzte Irene eisig.

„Und doch hat man nach meiner Liebe gegeizt, nach einem Wort von mir geschmachtet, die stolzesten und widerspenstigsten Frauen sind mir willenlos zu Füßen gestürzt.“

„Ich bedaure die Aermsten, wenn ich sie nicht verachten muß“, antwortete Irene kalt.

„Bedauern?“

„Ja, denn die Liebe darf sich nicht selbst in den Schmutz werfen. Es ist das höchste, das heiligste Gefühl, das uns die Natur in die Brust gelegt hat, aber nur wenn sie eine freie, gegenseitige Gabe ist, hat sie Werth.

Manzonas Erregung war immer größer geworden, je kühler und abweisender Irenens Worte klangen; seine Lippen zitterten, als er nochmals näher ritt und, sich selbst zu scheinbarer Ruhe zwingend, fortfuhr:

„Und warum gönnen Sie mir diese Gabe nicht, Irene? Fürchten Sie sich vor mir?“

„Ich fürchte mich vor Niemand, aber ich verachte Sie!“ schleuderte sie ihm kaltblütig entgegen.

„So — ja, das sollst Du nicht umsonst gesagt haben, die Worte wirst Du mir bezahlen, und theuer, das gelobe ich Dir!“ zischte Manzona mit nicht mehr zurückgehaltener Wuth, doch Irene hörte nichts davon, denn sie hatte ihr Pferd gewandt und flog im Galopp den Weg hinunter, der auf den Pfad führte, den die Uebrigen verfolgt hatten.

Der heiße Ritt löste ihre Flechten, so daß dieselben haltlos in langen Strähnen über den Rücken fielen und ihre Brust athmete noch heftig unter dem Nachklange ihrer Erregung, die Wangen waren heiß geröthet, als sie beim Försterhause ankam, wo die ganze Gesellschaft schon auf dem grünen Waldteppich lagerte, während die Frau Försterin in blendend weißer Schürze den Kaffee servirte. Irenens plötzliches Erscheinen verursachte großes Aufsehen, da man sie schon eine Weile vermißt hatte.

„Endlich, meine Liebe“, empfing sie die Fürstin Christina in ihrer gewöhnlichen, sarkastischen Weise. „Sie haben lange auf sich warten lassen!“

„Ich wählte den allerdings etwas weiteren Weg mitten durch den Wald und bitte die Verzögerung zu verzeihen“, erwiederte Irene möglichst ruhig.

„O, ich vergaß Ihre Passion für die Einsamkeit! Aber wo haben Sie denn Ihren Ritter, den Grafen Manzona gelassen?“

„Hoheit sehen mich hier angelangt“, ertönte die Antwort des Erwähnten, der soeben herbeisprengte, rasch vom Pferde sprang, sich vor den Fürstinnen verbeugte, dann mit gewöhnlicher Nonchalance die Damen und Herren im Kreise begrüßte und zu Irene trat, ohne durch eine Miene an das Vorgefallene zu erinnern, ihr die Hand bot, um sie aus dem Sattel zu heben. Irene zögerte; es widerte sie an, die Hand zu ergreifen, welche sich soeben ungestüm nach ihr ausgestreckt hatte, da trat Graf Eduard heran und indem sie den wüthenden Blick des Italieners gar nicht beachtete, warf sie ihm die Zügel zu und schwang sich leicht vom Pferde.

„Warum kommen Sie denn allein? Hatte Ihre Dame Sie launisch im Stich gelassen?“ fragte die Fürstin Christina wieder.

„Fräulein von Windeck wollte mit mir wetten, wer zuerst ans Ziel gelangen würde und da ließ ich als galanter Ritter natürlich meiner Königin den Sieg davon tragen.“

„Dann muß der Preis des Sieges Sie nicht sehr gereizt haben.“

„Erst die Revanche, Hoheit, entscheidet über den Preis“, war die bezeichnende Antwort des Italieners, die er halb zur Fürstin, halb zu Irene gewandt sprach.

„Aber, meine Gnädigste“, näherte sich hier der Fürst dem jungen Mädchen, das er schon lange bewundernd betrachtet hatte, „warum gönnen Sie uns denn nicht immer die Freude an der entzückenden Haarfülle, die der Wind heute so neidlos über Ihre Schultern geweht hat?“

„Das wäre doch wirklich zu idyllisch oder zu pensionsmäßig und würde sich wenig zu dem ernsten, gesetzten Wesen eignen, welches die Stellung einer Ehrendame verlangt“, fiel hier die Fürstin Witwe wieder ein, die sich nie die Gelegenheit entgehen ließ, Irene an ihre Pflichten zu mahnen.

„Sie werden aber wirklich aus unserm Hofe noch ein Nonnenkloster machen, Mama, ohne jedoch zu bedenken, daß Natürlichkeit die erste Regel der Einfachheit ist! Ist denn dieses willenlos herabhängende Haar nicht weit schöner, als der künstliche Aufbau auf den meisten Köpfen der heutigen

Damen? Ich bin überzeugt, Fräulein von Windeck schüttelt eine Last vom Kopfe, wenn der schöne Schmuck ungebunden über den Nacken fällt."

„Ja, Hoheit, denn ich war bisher nicht gewöhnt, mein Haar anders zu tragen", lautete die einfache Antwort und mancher neidische Blick fiel dabei auf Irenen aus den Augen der anderen Damen, die wohl unwillkürlich an die Summen denken mußten, die sie schon ihrem Coiffeur gezahlt hatten.

Der Nachmittag verlief in gewohnter Weise. Nach dem Kaffee wurden einige seltene Geweihe des Försters bewundert, man machte einen Spaziergang in den Wald, die Damen pflückten Blumen und schmückten die Hüte der Herren, wobei Irene bemerkte, daß die meisten sich um Manzona schaarten, dessen Hut bald einem Pfingstkranze glich. Der Italiener war heute doppelt liebenswürdig und angeregt, so daß er wirklich den Mittelpunct der Gesellschaft bildete. Sonst oft ennuyirt und übersättigt, sprudelte er heute über an Heiterkeit und ein Bonmot jagte das andere. Voll der größten Aufmerksamkeit gegen die Fürstin, fand er dennoch Zeit, jeder der Damen etwas Schmeichelhaftes zu sagen, als wollte er mit triumphirenden Blicken Irenen beweisen, wie er von Allen begehrt wurde, wenn er nur die Hand ausstreckte.

Irene war ziemlich einsam dazwischen; diese fade Unterhaltung widerte sie an, besonders aber empörte es sie, daß auch der Fürst daran Gefallen zu finden schien, daß er ganz seine eigene Individualität aufgab, sobald Manzona in seiner Nähe war und daß er eine solche besaß, das las sie in den schönen Augen, die voller Intelligenz aufleuchten konnten.

Man schickte sich an, den Rückweg anzutreten. Die beiden Fürstinnen waren schon davongefahren, die Pferde wurden vorgeführt und Irene hatte bereits ihren Hengst bestiegen, da plötzlich, durch irgend einen Zufall erschreckt, scheute derselbe. Hoch bäumte sich das wilde Roß, daß Irene Mühe hatte, sich im Sattel zu halten, dann jagte es im rasenden Galopp davon, quer über eine große Wiese, die sich an der einen Seite des Försterhauses ausdehnte. Das Ende dieses schrecklichen Rittes lag nur zu deutlich vor Augen: ein ziemlich breiter und sehr tiefer Graben durchkreuzte die Wiese, darauf stürmte der Hengst im wahnsinnigen Lauf und wenn es ihr nicht gelang, ihm eine andere Richtung zu geben oder zum Stehen zu bringen, war sie unrettbar verloren. Mit einem Blick überschaute sie die Gefahr in ihrer ganzen Größe, aber kein Laut, kein Angstschrei kam über ihre festgeschlossenen Lippen. Sie versuchte das wildschäumende Pferd zur Seite zu lenken, aber jeder Druck ihrer Hand entzündete seine Wuth noch mehr, noch einen Augenblick und der wilde Ritt endete mit einem Sturz in den tiefen Graben, dessen Grund allerdings trocken, doch mit scharfen, spitzen Steinen bedeckt war, so daß Irene unausbleiblich einen tödtlichen Fall thun mußte. Ohne auch nur einen Moment ihre Klarheit und Selbstbeherrschung zu verlieren, zog sie mit dem letzten Aufwande ihrer Kraft gewaltsam die Zügel an sich, daß das Roß hoch aufbäumte. Dann, als ob es durch den plötzlichen Schreck zur Besinnung gekommen wäre, stand es auf einmal still, sah vor sich hin und setzte mit geschicktem Sprunge über den Graben. Die Gefahr war überwunden, liebkosend strich sie dem erhitzten Thiere den Hals, ritt langsam eine Strecke vorwärts, bis das bebende Roß ganz beruhigt war, kehrte dann wieder um, setzte nochmals über den Graben und kehrte zur Gesellschaft zurück, die sie mit lauten Hurrahrufen empfing. Irenens Antlitz war blaß, ihre Hand zitterte, aber man bemerkte es nicht. Erstaunt blickte sie auf die

Menge, welche ſie mit Enthuſiasmus
nachdem ihr Leben in Gefahr geſchwebt
jetzt in ſchallendem Beifallklatſchen ſich
zu retten. Bald aber ſah und hörte
daß man ihren Ritt nur für ein kühne
ſie den Irrthum aufklären? Nein, der
den, nachdem ſie allein die Gefahr ü
geſtehen, daß ſie einen Augenblick, als
ſah, wirklich Furcht gehabt habe, daß
Schwäche ſiegreich bekämpft zu haben!
Kopfneigen und als ihre Blicke dabei t
in den allgemeinen Enthuſiasmus einſti
anblickte, da erröthete ſie. Hatte er die Täuſchung erkannt und was dachte er davon; daß ſie unverdient dieſen Triumph der Eitelkeit feierte?

Auf dem Heimwege ſprengte der Fürſt an ihre Seite.

„Alſo eine Achillesferſe beſitzt die ſchöne Elfe doch“, redete er ſie an. „Die weibliche Eitelkeit können auch Sie bei all' Ihrem Stolz nicht verleugnen!“

„Vielleicht war es gerade nur mein Stolz, Hoheit, der mich dieſer kleinlichen Schwäche unterliegen ließ. Ich liebe es nicht, bedauert zu werden“, verſetzte Irene.

„Und wollten ſich auch den unverhofften Triumph nicht entgehen laſſen. Seien Sie doch aufrichtig mit ſich ſelbſt. Wahrlich, unſere erſten Sportsmen hätten Sie beneiden können!“

Irene antwortete nicht, aber es that ihr weh, auch hier nur kühlem Spott zu begegnen, wo ſie am erſten Mitgefühl oder Verſtändniß erwartet hätte. Der Fürſt ſchien ihre Gedanken zu errathen.

„Ihr Pferd ſcheute“, ſagte er, nicht in fragendem Tone, ſondern als ob er eine einfache Thatſache damit conſtatirte.

„Ja, Hoheit.“

„Und Sie denken nun, daß ich auch beſſer oder wenigſtens ritterlicher gethan hätte, Ihnen beizuſpringen, anſtatt theilnahmlos zuzuſchauen? Sie antworten nicht?“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher Irene ſchweigſam an ſeiner Seite ritt, „aber ich leſe Ihre Entrüſtung in Ihren Augen, obgleich Sie ſo ſtarr vor ſich hinblicken, daß man denken ſollte, Ihr Geiſt weilte eher in Ihren Feenhainen, oder bei Ihren griechiſchen Weiſen, mit denen Sie vielleicht eine Frage über das „Sein oder Nichtſein“ discutiren.

Wenn Sie Ihre Lippen auch noch ſo feſt ſchließen in ſtolzem Trotz, ich höre doch die ſcharfe Bemerkung, die Ihnen auf der Zunge ſchwebt. Gut, ſchweigen Sie, ſoll ich Ihnen ſagen, weshalb ich Ihnen nicht zur Seite ſprengte, da ich bereits zu Pferde ſaß und allein die Gefahr erkannte, der Sie auf dem Rücken des wilden Pferdes entgegenſtürzten? Ich war gebannt von Ihrem Anblick, von der lieblichen Anmuth Ihrer Erſcheinung und von der impoſanten Schönheit Ihrer Geſtalt. Schütteln Sie nicht gleich indignirt Ihr edles Haupt! Wiſſen Sie denn nicht, daß auch der Schiffer, deſſen Blicke begeiſtert an der ſingenden Rheinnixe, der Lorelei, hingen, ſein Ruder ſinken ließ und von den Wellen verſchlungen wurde, weil ſein Arm die Kraft verlor, gegen die tobenden Elemente zu kämpfen? Das iſt Euer Zauber, Ihr ſchönen Elfenkinder, daß die von Eurem Blick

Gebannten ihrer selbst nicht mehr Herr sind! — Doch als das wüthende Roß sich schäumend aufbäumte, dann im rasenden Galopp mit Ihnen davonjagte, daß die schwarzen Locken wild um Ihren Nacken flogen, mit kalten Augen sie die Gefahr überblickten und mit eiserner Hand den Hengst zum Stehen zwangen, da glaubte ich Brunhild, die düstere und gewaltige Schlachtenjungfrau, die nordische Walküre erstanden; als Sie dann mit sanfter Hand das bebende Pferd streichelten, ihm beruhigende Worte zusprachen, da sah ich die liebliche Grimhild, die holde Schöne, vor mir! Sehen Sie mich nicht so grimmig an", fuhr der Fürst fort und seine Stimme nahm einen eigenthümlich warmen, weichen Klang an, „zürnen Sie mir nicht, ich konnte das herrliche Bild vor meinen Augen nicht zerstören!"

„Und ein Menschenleben galt Ihnen weniger, nicht wahr? Das ist sehr christlich gedacht", erwiederte Irene kalt, obgleich eine heiße Glut in ihr Gesicht gestiegen war bei den Worten des Fürsten.

„Wuotan, der Weltenherr und Siegverleiher steht den Walküren in ihrer Halbgottherrlichkeit, in ihren wunderbaren, bald sonnenmilden, bald ungeheuren Gestalten unsichtbar, doch schützend mit seiner überwältigenden Kraft zur Seite. Außerdem verachten Sie ja unsere Hülfe und unser Mitleid, weshalb schwiegen Sie sonst?"

„Man hätte mir vielleicht auch das nicht geglaubt, deshalb schwieg ich und ließ geduldig den mir ebenso gleichgültigen Beifall über mich ergehen."

„Sehr wenig schmeichelhaft."

„Aber wahr."

„Und das gleicht, Pardon, wenn ich mich so ausdrücke, das ziemlich Rücksichtslose, oder besser gesagt, Schleierlose Ihrer Rede aus! Sagen Sie immer die Wahrheit, Gräfin? Ich meine aber den vollen Inbegriff dieses Wortes."

„Ja, Hoheit, wenn . . ."

„Also doch ein „wenn". Diese wichtige Clausel, die eigentlich das Hauptwort unserer Grammatik bilden müßte! Also wenn . . ."

„Wenn sie gehört sein will."

„Und sonst schweigen Sie wieder?"

„Ja."

„Das Schweigen wird Ihnen aber gewiß recht schwer, denn ich glaube doch, die Wahrheit ruht Ihnen immer auf den Lippen."

Und dabei sah er treuherzig in ihre großen, blauen Augen.

„Mehr noch in meinem Herzen, Hoheit", lautete ihre Antwort, „denn Sie wissen ja, daß wir Frauen weniger die Wahrheit logisch begreifen, als vielmehr mit dem Herzen fühlen und unser Gefühl täuscht uns selten darin."

„Wollen Sie mir versprechen, mir immer die ganze Wahrheit zu sagen, wenn ich sie hören möchte?" sagte plötzlich sehr ernst der Fürst, indem er sein Pferd anhielt, daß sie auch stehen bleiben mußte, sie dann groß und forschend ansah und seine Rechte ihr entgegenstreckte. Sie zögerte, als wenn sie sich besinnen wollte.

„Ja", erwiederte sie dann, ihre zarten Finger in seine Hand legend.

„Das ist recht, aber vergessen Sie das Bündniß nicht, ich werde Sie schon an Ihr Wort mahnen!" fuhr er hier plötzlich scherzend fort und wandte gleich darauf das Thema der Unterhaltung mit den Worten: „Wie gefällt Ihnen das Leben am Hofe?"

ſehne mich nach meiner Heimat, nach meinem Wald zurück", ver-
e aufrichtig.
bah, Unſinn. Sie, ſo jung und ſchön, das glaube ich nicht,
n Sie ja vertrauern. Reden Sie ſich das doch ſelbſt nicht ein,
ädigſte, es klingt — Pardon — ridicule in Ihrem ſchönen Munde",
einmal wieder in den leichten, frivolen Ton des galanten Welt-
ırück, indem er ihre Hand, die er noch in der ſeinen hielt, an die
ɔrte. „Es iſt kaum denkbar", ſprach er weiter und ſtrich ſchmei-
r ihre Finger, „daß dieſe zarten Händchen ſo kräftig die Zügel

s war nicht in unſerm Pact", antwortete Irene entrüſtet, indem ſie
ihre Hand entzog, während eine dunkle Röthe ſie übergoß.
wie ſtolz! In Ihrer Nähe muß man ſich ſtatt mit Eiſen mit Eis
ı, j'ai froid. Adieu, Gräfin", ritt er plötzlich davon, ſich der
ɛeſellſchaft anſchließend.
e war empört und hörte laut ihr Herz klopfen in beleidigtem
Dieſe Unhöflichkeit, ſo das Geſpräch abzubrechen, und ſie allein zu
r ſelbſt einem Fürſten nicht geſtattet, und was hatte ſie denn ge-
ır es nicht ein Zeichen ihres größten Vertrauens, ihrer aufrichtigſten
ng, wenn ſie ſeine Schmeicheleien abwehrte, die ſie vom Fürſten
ı kränken ſchienen! Von ſeinem Charakter hatte ſie ſich unbewußt
ɛs Bild gemacht, warum dieſe banale Form, das beſſere Ich, wenn
vie vor wenigen Minuten, aus ſeinen Blicken leuchtete? Langſam
ſie in ſolchen Gedanken den Heimweg und es wurde ihr recht trau-
ums Herz. Ja, ſie überraſchte ſich, daß eine dicke Thräne über
ɛe rollte, aber als ſchämte ſie ſich derſelben, trocknete ſie ſie raſch
.s ſie in ihrem Zimmer vor das Bild ihrer Mutter trat, ſchwand
Wehmuth aus ihrer Seele und ein frohes, kindliches Lächeln trat
f ihre Züge.

IX.

.e hatte ihre morgendlichen Promenaden wieder aufgenommen.
· Dienſt ſie nicht zwang, die junge Fürſtin in die Capelle zur
· zu geleiten, ſo eilte ſie oft ſchon mit der erſten Morgenröthe die
ppe hinunter, ſchlüpfte durch die enge Pforte und unter der alten
, ihrem Lieblingsplatz, lauſchte ſie dem luſtigen Gezwitſcher der Vögel
ɛfte ſich in ihre Lectüre.
: oft geſellte ſich hier Graf Eduard zu ihr und immer mehr lernte
ɛ und reiche Natur in ihm ſchätzen. Wie einen Bruder, wie einen
gte ſie ihn um Rath in ihren Studien und Graf Eduard, glück-
er ihr einen Wunſch aus den Augen leſen konnte, vergaß dann
ıuſcripte und vergilbten Pergamente, um ihr behülflich zu ſein.
auch ſaßen ſie fröhlich plaudernd zuſammen, Irene als ſorgenloſes,
ind und er ſelbſt fühlte ſich wiederjung, wenn er in das lachende
h. In einem ihrer Briefe hatte die Gräfin Iſabella Irenen die
ihrer Jugend erzählt. Sie wußte, daß Graf Eduard ihre Mutter
ɛt hatte und das erfüllte ſie faſt mit der kindlichen Liebe zu ihm,
nicht für den Vater empfinden konnte, den ſie nie gekannt und der
ɛerte Mutter unglücklich gemacht hatte.

Graf Eduard fühlte diese herzliche Zuneigung und zuweilen ergriff er ihre Hand, drückte sie warm in die seine und sah ihr tief in die Augen, doch wenn er dann den erstaunten Blicken des jungen Mädchens begegnete, fuhr er erschrocken zurück, und das Wort, das ihm auf der Zunge schwebte und ihm das Herz zu ersticken drohte, blieb unausgesprochen. Ja, er zürnte sich selbst, daß die kindliche Freundschaft Irenens in ihm wieder die längst entschlummerten Gefühle heißer Liebe erweckt hatte — denn durfte er dieses junge Leben an das seine ketten? Durfte er erwarten, daß die jugendliche, frische Seele in dem gereiften Manne das Ziel ihrer Träume finden würde? Eduard war zu offen mit sich selbst, um sich mit falschen Illusionen zu täuschen, wahr genug, um mit grausamer Kaltblütigkeit das schönste Bild seiner Wünsche zu zertrümmern, aber dennoch fühlte er oft wie eine trübe Vorahnung, daß bittere Kämpfe seinem Liebling bevorständen und er hätte sie doch so gern hüten und schützen mögen vor trüben Erfahrungen!

Was war es denn, was Irene an diese Scholle fesselte, während sich ihr Herz doch nach dem grünen Walde sehnte? Sie wußte es nicht, sie fragte sich auch nicht danach, weil sie fühlte, daß die Gewißheit sie gezwungen haben würde, die Gefahr zu meiden, die sich über ihrem Haupte zusammenzog.

So steht der Wanderer, gebannten Auges den reißenden Strom betrachtend, der den schützenden Damm durchbrochen hat und unaufhaltsam auf ihn zustürmt. Er sieht die entfesselte Gewalt brausend herannahen; sein Fuß regt sich nicht, das Wasser steigt ihm bis an die Brust und unrettbar ist er verloren, wenn nicht ein, mit der letzten Kraft gewagter, kühner Sprung ihn dem sichern Untergange entreißt.

Der Fürst kam öfters und überraschte sie morgens an ihrem Lieblingsplätzchen. Traf er Graf Eduard, so war er verstimmt, verhielt sich einsilbig und zog sich bald zurück, war aber Irene allein, so setzte er sich neben sie, ließ sich von ihr erzählen, was sie gelesen und lauschte ihren Reflexionen. Nur zuweilen, wenn Irenens Ansicht und Urtheil dem seinen verschieden war, erregte er sich, und sich immer leidenschaftlicher in das aufgeworfene Thema vertiefend, schloß er nicht eher, als bis er Irene von seinen Worten überzeugt hatte. Gespannt hörte sie ihm dann zu, sah sie die geistreichen Augen aufleuchten und sich beleben, aber oft mitten im Satze brach er ab, zuckte die Achseln, als ob er sagen wollte, daß es Unsinn sei, sich so zu erhitzen, sah Irene auch wohl zweifelnd an und fiel dann in irgend eine banale Phrase zurück, in eine flache, fade Schmeichelei, die dem jungen Mädchen das Blut der Beschämung und Entrüstung in die Wangen trieb.

Wozu dieses grausame Spiel? fragte sie sich dann selbst und wäre gern meilenweit geflohen; aber die Füße schienen ihr in den Boden zu wachsen und sie kam sich vor, wie ein Gefangener, den der selbstgesprochene Bannfluch in Ketten schmiedet und der nun vergebens gegen die eigenen Fesseln tobt.

Heute stand Irene gedankenvoll am Fenster und schaute in den Park. Der Tag war sehr warm gewesen und die schwüle, drückende Hitze drohte sich in einem Gewitter Luft zu machen. Schwere Wolken thürmten sich am Horizonte zusammen und bildeten einen düstern Rahmen zu den hohen Pappeln, Buchen und Eichen des Parkes, bis ein jäher Windstoß die schwarzen Berge auseinanderriß und wieder ein Stück klaren, blauen Himmels durchscheinen ließ, auf daß bald eine andere Wolke ihn aufs Neue verdunkelte.

n, der ſich plötzlich erhoben hatte, heulte unheimlich um die Mauern
es und zauſte die erſten herbſtlich welken Blätter von den Bäumen,
den langen Alleen und zwiſchen den alten Taxusgängen vor ſich
uf einen Haufen thürmte und dann wieder im Wirbelwind nach allen
chtig und zerſtreut in die Luft blies, um bald darauf ſein launiſches
vorne zu beginnen.

e ſah ſtill dem Toben der Elemente zu. Sie war ſo unſtät ge-
ganzen Tag — keine Arbeit wollte ihr Intereſſe abgewinnen, das
aufgeſchlagen, doch ungeleſen vor ihr, neben der Staffelei lagen die
e Pinſel umher — ihre Hand hatte ſie heute nur zu ungeſchickten
geführt. Dennoch wußte ſie nicht, was ſie eigentlich beſchäftigte,
m Toben in eigner Bruſt wirkte die entfeſſelte Natur beruhigend
Seele.

brennende Sonne hatte ihr weh gethan und Thränen in die Augen
jetzt wurde ſie auf einmal ſtill und es war ihr, als wäre wieder
ihr Herz gezogen, ſeit ſie den Sturm draußen heulen hörte und
er in der Ferne rollte.

hatte nicht bemerkt, wie die Thür ſich öffnete und der Fürſt eintrat;
ſah ſie ſich um, als ahnte ſie ſeine Nähe.

eit", ſagte ſie nur, ohne aber erſtaunt zu ſein, noch zu erſchrecken.

geihung, Gräfin", nahm der Fürſt das Wort, indem er ihre Hand
nen Augenblick in der ſeinen hielt und dann plötzlich wieder fallen
Verzeihung, es war Niemand in Ihrem Vorzimmer und da
es einzutreten. Ich war im Park und ſtand da unter der
ſtanie, doch Sie ſahen mich nicht. Ich aber ſah Sie hier am
ſtehen und da der Sturm mich ins Schloß trieb, dachte ich, bei
ein müßte es gut ſein und würde man nichts von dem Unwetter
und das iſt wahr; denn überall, wo Sie ſind, ſcheint die helle,
rühlingsſonne — ſelbſt wenn es draußen tobt und ſtürmt, wie
ſo ſtürmt es auch manchmal in des Menſchen Bruſt. Kennen
Comteſſe?"

e zuckte zuſammen, doch ſie antwortete nicht. Der Fürſt ſchien
eine Antwort zu erwarten; denn er fuhr gleich fort:

n, das kennen Sie nicht — wiſſen nicht, daß in der Seele des
oft ein Orkan wüthet, der wilder als jener, welcher das Schiff auf
umhertreibt und an den harten Felſenklippen zerſchellt. Sie
uch nicht wiſſen, ſonſt würden Sie am Ende all' die Schiffbrüchi-
h rufen und mit Ihren milden Strahlen erwärmen! Würden
yun? Sagen Sie nein; ja, bitte ſagen Sie nein; denn Ihre Sonne
Einen erwärmen, nur Einem ihre ganze Glut ſchenken!"

e wurde ſo wunderbar zu Muthe; was wollte der Fürſt damit
ie Worte lauteten ja ſo ähnlich, wie ſie ſie einſt aus dem
s verhaßten Italieners vernommen hatte und dennoch klangen ſie
rs an ihr Ohr! Sie fuhr nicht heftig dabei auf, fühlte nichts Ab-
s und Beleidigendes; ja, am liebſten hätte ſie gar nicht ge-
ſondern immer zum Fenſter hinausgeſchaut, wo die Blitze heller
d der Donner lauter rollte, und immer auf die tiefe, melodiſche
ehorcht, die jetzt wieder anhob:

ſen Sie noch, Comteſſe, daß Sie mir einſt verſprachen, mir immer
eit zu ſagen, wenn ich danach fragen ſollte?"

Vierhändige Kunstreiter auf Reisen.

Nach einer Originalzeichnung von G. Cogert

„Jawohl, Hoheit", drehte sich Irene bestimmt um.

„Nun gut, so sollen Sie mir jetzt sagen, was Sie eben dachten. Da sehen Sie mich doch wenigstens einmal an", fuhr er fort, dicht vor sie hintretend, „bis hierher habe ich auch vergebens auf einen Blick von Ihnen gehofft, aber Sie wandten sich nicht von dem stürmischen Blick da draußen. Wissen Sie nicht, daß Ihre glänzenden Augen mit magnetischer Gewalt selbst den Blitz anziehen können, wenn Sie so unbeweglich in die schwarzen, gewitterschwangern Wolken schauen? Also beantworten Sie mir meine Frage, was dachten Sie soeben? Aber die ganze, volle Wahrheit will ich hören!"

„Ich dachte", entgegnete Irene ohne Zögern, „wie schön es sein müßte, so beim Toben der Elemente auf dem Meere zu sein und dort, wo das Auge nur Himmel und Wasser erblickt, so ganz allein plötzlich von der entfesselten Gewalt des Orkans erfaßt und in die schäumenden Wogen geschleudert zu werden! So möchte ich sterben!"

„Aber um Gottes Willen, Gräfin!" rief der Fürst entsetzt aus, sind das etwa Schopenhauer'sche Apercus, daß Sie, so jung noch, sich auf einmal nach der unendlichen „Nirvâna" sehnen? — Ah", nahm er das vor Irene liegende offene Buch zur Hand, „die Welt als Wille und Vorstellung" — Bei solcher Lectüre und solchem Wetter können allerdings nur solche Gedanken geboren werden! Ich könnte mir die Welt doch schöner vorstellen und — que voulez-vous — ich friere, wenn ich nur an die feuchte See denke und es ist mir, als ob auch hier plötzlich die Sonne mit ihrem hellen Frühlingsschein verschwunden wäre, seit Sie so lebensfeindliche Ansichten aussprachen. — Ich glaube Sie frieren auch", bemerkte er, da Irene zusammenschauerte. „Wahrlich, Ihre Hände sind ganz kalt und das ist natürlich; denn hier am Fenster zieht es fürchterlich. Wissen Sie was, Gräfin? Wir wollen mit Ihrem Schopenhauer, dem Anstifter so böser Gedanken, ein lustiges Feuer im Kamin machen!"

„Nein, nicht damit", bat Irene, die Hand nach dem Buche ausstreckend.

„Nicht?" sagte der Fürst beinahe erregt, das Buch krampfhaft in der Hand haltend, ohne es ihr zu reichen. „Nicht? Durchaus nicht? Was fesselt Sie denn so an den dicken Foliant, der gar nicht einmal in den Salon einer jungen Dame paßt? Wenn es wenigstens noch ein Maroquineinband wäre", fuhr er fort, den Deckel umschlagend, um dann auf einmal mit ganz veränderter Stimme, halb ärgerlich, halb spöttisch, die auf der ersten Seite geschriebenen Worte zu lesen: „Eduard von Windeck seiner lieben Irene!" „Das ist vielleicht der Grund, weshalb Sie so ängstlich nach dem Schatz in meinen Händen sehen und ihn mir am liebsten mit den Augen entreißen möchten! Bin ich vielleicht indiscret gewesen? Pardon", und er warf das Buch mit heftiger Bewegung auf den Tisch.

„Durchaus nicht, Hoheit", versetzte Irene, den Fürsten überrascht ansehend, ohne dessen plötzliche Heftigkeit zu verstehen. „Ich habe sehr viele meiner Bücher von Graf Eduard; er ist so gut und macht mir so gern eine Freude."

„Das glaube ich wohl! Und Ihr Interesse galt also nur dem Philosophen, daß Sie die paar Blätter nicht den Flammen opfern wollten?" fragte der Fürst noch immer zweifelnd.

„Ja, denn ich lese Schopenhauer sehr gern."

„Welcher Unsinn, sich Ihren zwanzigjährigen Mädchenkopf mit so pessimistischen Ansichten zu füllen!“

„Das ist eben so komisch, Hoheit“, antwortete Irene, „je mehr ich mich in die Schopenhauer'sche Theorie vertiefe, um so menschenfreundlicher wird mein Sinn und obgleich ich in der Lehre sein Anhänger bin, findet die Praxis in mir den größten Widersacher. Ja wenn er mir das Leben als das Nichtigste der Dinge, die Welt als ein Thal des Jammers, den Menschen als das unglücklichste der Geschöpfe, das Bewußtsein, die Seele als Urquell aller Leiden schildert, und nur in der Nirvâna, dem unendlichen, allumfassenden Nichts, den einzig würdigen und versöhnenden Endzweck unserer Bestimmung, in dem Nichtsempfinden und Nichtsein allein den Zustand wahren Glückes sieht, dann fühle ich tief drinnen in meinem Herzen die Vorahnung einer noch ungekannten Seligkeit aufdämmern, die aber nicht das Nichts der Dinge, sondern das All, das Ganze, das pulsirende Leben gewähren muß, ein Glück, das nicht Ursprung, noch Endzweck kennt, noch danach forscht, das da ist und erfaßt und uns hält in seinem Banne, in dem Bann, der es selbst ist! Ein Glück, welches die Welt beherrscht und die Welt in sich selbst findet, welches das Leben giebt und das Leben ist!“

Irene stand mit hochgerötheten Wangen da. Ihre Brust hob und senkte sich erregt. Bewundernd war der Fürst ihren Worten gefolgt, dann ließ er lange und forschend seine Blicke auf ihr ruhen.

„Und kennen Sie dieses Glück?“ fragte er dann.

Irene schauderte vor dem berauschenden Bewußtsein, das plötzlich in ihr auftauchte. Nein, sie kannte es nicht, aber sie ahnte, daß es bereits Besitz von ihrer Seele ergriffen, wie es schon in ihr Leben eingedrungen war, dieses allgewaltige Gefühl, das in jedes Menschen Brust schlummert und dessen Vorahnung allein schon Seligkeit ist.

„Kennen Sie es?“ tönte nochmals die Frage des Fürsten an ihr Ohr und seine Augen brannten sich fest in die ihrigen.

„Nein, Hoheit“, sagte sie dann auf einmal, sich rasch abwendend, so kurz und kalt, daß ihre Stimme beinahe hart klang. „Ich spreche, wie der Blinde, vom Licht, und Hoheit sollten mich auslachen! Hu, ich friere auch, ja, ein Kaminfeuer muß angenehm sein und die freundliche Flamme söhnt vielleicht mit den düsteren Wolken dort am Himmel aus.“ Damit drückte sie auf die kleine, silberne Glocke, gab dem eintretenden Diener Befehl, das Feuer anzuzünden und bald loderte es lustig im Kamin.

„Es ist wahr, bei dem Knistern des Feuers klingt das Rollen des Donners weniger unheimlich und selbst der leuchtende Blitz erblaßt“, sagte der Fürst, indem er einen Sessel für Irene zurechtrückte und sich selbst ihr gegenüber niederließ.

Irene sah stumm in die Flamme und schien des Fürsten Anwesenheit ganz zu vergessen, bis dieser nach einer Pause begeistert ausrief:

„Ich wollte, Sie könnten sich jetzt sehen! Ihr schwarzes Haar glänzt in dem goldenen Schein des Feuers als ob die Funken herausſprühen müßten, wie manchmal aus ihren blauen Augen.“

„Manchmal? Und haben Hoheit mich je so gesehen?“ fragte Irene lächelnd.

„O ja, aber Sie wußten es vielleicht selbst nicht. Zuweilen, wenn Sie sich über sich selbst ärgerten, oder über einen zu früh ausgesprochenen, wider Willen verrathenen Gedanken.“

Irene erröthete und der Fürst fuhr fort:

„Ich meine, Ihr Haar müßte versengen in der feurigen Glut. Darf ich", sagte er, dringend bittend, indem er aufstand und sich über Irenens Sessel beugte, daß ihr Haar sein Gesicht streifte und seine Stimme dicht an ihr Ohr klang, „darf ich nur einmal mit meiner Hand über die seidenweichen Wellen streichen?"

Rasch richtete sich Irene auf und wie der helle Schein des Feuers ihre ganze Gestalt einhüllte, schien sie aus den Flammen herauszuwachsen.

„Nein, Hoheit", erwiederte sie dann kurz.

Der Fürst streckte den Arm aus, als wollte er sie umfassen, aber schnell trat er einen Schritt zurück und nach einer kleinen Pause begann er ruhig, als wenn er zu einem Kinde spräche:

„Sehen Sie, da sprühen Ihre Augen schon wieder Blitze beleidigten Stolzes! Habe ich Recht?" Irene neigte schweigend, fast beschämt den Kopf. „Nein, Hoheit! Wie hart das klang! Sie konnten es doch anders sagen, ich folge Ihnen ja, wie Sie sehen, und warum immer diese steife Form, bin ich denn nur Fürst für Sie und werden Sie „die Hoheit" nie in mir vergessen?"

„Nie, Hoheit!" kam es wieder bestimmt über ihre Lippen, indem sie den Kopf zurückwarf und jetzt den Fürsten beinahe herausfordernd ansah. Derselbe wollte etwas entgegnen, aber in dem Augenblick meldete ein Diener den Grafen Windeck und hastig ließ Irene ihn willkommen heißen. Der Fürst bemerkte das freudige Aufleuchten in ihren Augen.

„Warum lassen Sie den Grafen nicht abweisen?" fragte er ärgerlich.

„Verzeihung, ich wußte nicht, daß es Hoheit unangenehm sei und freute mich so, den Grafen zu begrüßen", versetzte Irene, die in diesem Augenblick in Eduard beinahe ihren Erlöser sah.

„Also doch! Nun dann will ich nicht stören." Damit erhob sich der Fürst, empfahl sich kühl von Irene und ging mit leichtem Kopfneigen an Eduard vorüber, der soeben eintrat.

XII.

Im Corridor, nicht weit von den Gemächern der Comtesse stand Lisette, die Kammerjungfer, mit dem Grafen Manzona in lebhaftem Gespräch. Sie hatte ein helles Kattunkleid an und das rosa Häubchen dazu in dem sorgsam gekräuselten Haar stand ihr allerliebst. Die Hände waren in die kleinen Täschchen der weißen Mullschürze gesteckt und kokett sahen die ausgeschnittenen Schuhe mit den schwarzen Sammetrosetten unter dem frisch gebügelten Kleide hervor.

„Also der Fürst ist bei Deiner Herrin?" fragte der Italiener, indem er die Zofe vertraulich in die Backen kniff.

„Ja, Herr Graf, schon seit einer Stunde."

„Nun, und die Unterhaltung ist wohl sehr lebhaft?"

„O ja, manchmal aber ist es ganz still."

„Du hörst vielleicht schwer!" versetzte Manzona mit widerlichem Lachen, worauf ihn Lisette so verschmitzt ansah, daß er sicher vom Gegentheil überzeugt war.

„Und meine letzten Blumen?" kam es dann wieder fragend von seiner Seite.

„Sind alle zum Fenster hinausgewandert! Schade um die schönen Gardinen!“

„Ja, das ist wirklich schade, da hätten sie bei Dir doch einen bessern Platz gefunden! Ah, hier habe ich ja noch etwas!“ Damit zog er eine halb verwelkte Rosenknospe aus seinem Knopfloch und steckte sie ihr an die Brust, indem er liebkosend seine Hand über den vollen Busen gleiten ließ.

„Herr Graf!“ klang es halb sträubend, halb gewährend von ihren Lippen.

„Nur nicht spröde, liebes Kind!“ Dabei drückte er ihr schnell ein Goldstück in die Hand, worauf sie sich plötzlich viel weniger widerspenstig zeigte, dann legte er seinen Arm um ihre Hüfte und wollte sie eben an sich pressen, als von der andern Seite her Schritte hörbar wurden. Rasch ließ er sie los und mit katzenartiger Geschwindigkeit hüpfte die schlaue Zofe davon und war bald am entgegengesetzten Ende des Corridors verschwunden. Die Schritte aber rührten von Graf Eduard her, der zu Irene ging. Gleich darauf erschien der Fürst und traf gerade vor der Thür der Comtesse mit Manzona zusammen.

Mit einem Blick bemerkte der Italiener auch sofort dessen ärgerliche Erregung und Verstimmung und wurde sich leicht darüber klar, als der Fürst, nachdem er ihn nur flüchtig begrüßt hatte, dann zerstreut neben ihm den Corridor entlang schritt, plötzlich, wie in der Fortsetzung der ihn beschäftigenden Gedanken, auffuhr:

„Dieser Windeck läuft einem immer in den Weg, er spielt wirklich den Vormund der Comtesse mit Anmaßung. Dabei kommt mir seine ganze Erscheinung wie eine lebendige Moralpredigt vor.“

Zum ersten Male sprach der Fürst in solchem Tone von Windeck, indem er sonst immer die alte Freundschaft respectirte, so daß gegen ihn allein Manzona's Einfluß wirkungslos geblieben war. Der kluge Italiener durchschaute schnell die Lage der Dinge und wohl bedenkend, daß man das Eisen schmieden müsse, so lange es heiß sei, entgegnete er, ohne daß der Fürst das hinterlistige Funkeln in seinen Augen bemerkt hätte:

„Man sagt, die alte Gräfin Windeck wünsche eine Verbindung zwischen ihrer Tochter und dem Grafen. Sie soll ihn ja selbst in ihrer Jugend verschmäht haben.“

„Und da soll nun die Comtesse das Sühnopfer werden? Unmöglich, das thut sie nicht!“ rief der Fürst aus.

„Die Comtesse scheint ihn aber doch sehr gern zu haben“, kam es lauernd aus dem Munde des Italieners.

Der Fürst antwortete nicht, doch er konnte seine Erregung nicht verhehlen, wenn er an die freudige Ueberraschung dachte, welche Irene gezeigt hatte, als der Graf soeben angemeldet wurde. Und so hatte er sie schon oft in heiterem, fröhlichen Geplauder getroffen. Sollte Irene wirklich?“ Er vollendete den Gedanken nicht, aber plötzlich wurde ihm ganz heiß und er fühlte einen so bittern Groll gegen Windeck in seinem Innern aufsteigen, daß er ihn am liebsten Meilen weit fort gewünscht hätte. Manzona schien in der Seele des Fürsten zu lesen, indem er das Schweigen unterbrach:

„In der nächsten Woche beginnen die außerordentlichen Versammlungen der Geographischen Gesellschaft zu Paris.“

„Nun und?“

„Graf Windeck hatte früher die Absicht, daran Theil zu nehmen

„So?“ fragte der Fürst gespannt.

„Er scheint es aber ganz aufgegeben zu haben. Nun könnten Hoheit ja den Wunsch äußern, daß der Graf denselben persönlich beiwohne, um sich später von ihm darüber Bericht erstatten zu lassen. Es liegen sehr wichtige Fragen zur Erörterung vor und die Sitzungen werden daher ziemlich lange dauern.“

„Wahrlich, das wäre nicht übel!“ ging der Fürst freudig auf den Vorschlag ein. „Eine ganz famose Idee, die ich mir überlegen werde. Sie wissen doch immer Rath“, sagte er dann und klopfte den Italiener vergnügt auf die Schulter.

„Hoheit würden auch selbst darauf gekommen sein“, versetzte Manzona unterthänig, doch hämische Genugthuung blitzte in seinen schwarzen Augen, sobald der Fürst seine Blicke von ihm wandte.

Am nächsten Tage, nachdem der Fürst mit seiner Gemalin Rücksprache genommen hatte, ließ er den Grafen Eduard zu sich rufen. Er hatte inzwischen noch von Manzona gehört, daß Windeck an einem Werke arbeite, das die Erfahrungen und Forschungen seiner letzten Reise veröffentlichen solle, und daß dasselbe mit einer gewissen Spannung in den betreffenden, wissenschaftlichen Kreisen erwartet würde.

„Wie weit sind Sie mit Ihrem neuesten Werke: „Geographische Forschungen im Innern Afrika's“?“ begann er deshalb die Unterhaltung, nachdem er Eduard sehr freundlich begrüßt und ihn aufgefordert hatte, Platz zu nehmen.

„Ich denke sehr bald damit fertig zu sein, Hoheit“, versetzte Graf Eduard, einigermaßen erstaunt über das Interesse des Fürsten.

„Wäre es denn nicht sehr wichtig für Sie, im Interesse der Sache, die Sie behandeln, an den außerordentlichen Versammlungen der Geographischen Gesellschaft in Paris Theil zu nehmen? Ich habe in diesen Tagen vielfach darüber gelesen und dachte dabei lebhaft an Sie.“

„Ich hatte allerdings die Absicht, aber . . . .“

„Eine unnütze Rücksicht ließ Sie vielleicht darauf verzichten?“ fiel der Fürst ein.

„In der That, ich glaubte, Ihrer Hoheit, der Fürstin würde es möglicherweise nicht angenehm sein, wenn ich jetzt um Urlaub nachsuchen wollte und außerdem . . . .“

„Sie sind immer zu bescheiden, lieber Windeck“, ließ ihn der Fürst den Nachsatz nicht beenden, „und stellen stets die eigene Persönlichkeit zu sehr in den Hintergrund. Ich weiß recht gut, welch' geschätztes Mitglied Sie der Gesellschaft sind, die Sie ja auch mit dem Ehrendiplom beschenkt hat. Es kommen sehr wichtige Fragen dort zur Erledigung und ich würde sehr erfreut sein, wenn Sie mir nach Ihrer persönlichen Anwesenheit später darüber Bericht erstatten könnten.“

„Ew. Hoheit Wunsch ist mir natürlich Befehl.“

„Nun ja, ich sähe es sehr gern und hoffe damit vor Allem auch Ihren eigenen Wünschen entgegen zu kommen; denn ich will nicht, daß Sie Ihre Studien und Neigungen gänzlich dem eintönigen Hofleben opfern, das ja für Sie schon an und für sich keinen Reiz hat. Mit der Fürstin Maria habe ich schon gesprochen und giebt sie Ihnen bereitwilligst einen sechswöchentlichen Urlaub.“

„Hoheit sind sehr gütig und verpflichten mich zu tiefstem Danke“, ver-

setzte Eduard, ohne jedoch große Freude über des Fürsten Wohlwollen empfinden zu können.

„Nicht doch, lieber Graf", wehrte der Fürst, „es macht mir nur Vergnügen, Ihre interessanten Mittheilungen darüber zu hören. Die erste Versammlung wird schon in den nächsten Tagen stattfinden?" fragte er dann.

„Ja wohl, Hoheit, am zehnten dieses Monats.

„Und heute haben wir den sechsten, also dürfen Sie nicht viel Zeit zu Ihren Vorbereitungen brauchen."

„Ich bin immer reisefertig und wenn Hoheit gestatten, werde ich übermorgen fahren."

„Recht so, dann verlieren Sie nichts. Adieu, lieber Graf", reichte freundlich Eduard, der sich empfahl, die Hand. „Ich sehe Sie noch, um Ihnen glückliche Reise zu wünschen.

Sinnend schritt Graf Eduard seinem Zimmer zu, noch immer verwundert über den lebhaften Antheil des Fürsten, den er plötzlich für seine Person zeigte, bis er schließlich zu der Annahme kam, daß wohl von der Fürstin Maria, die ihm sehr gewogen war, die erste Anregung dazu ausgehen mochte. Kein Argwohn stieg in ihm auf, als Manzona, dem er begegnete, ihm mit widerlichen Lachen zu dem Aufenthalte in der Metropole gratulirte und er bemerkte die Schadenfreude nicht, die des Italieners Gesicht überflog, als er ihm mit den Worten „Auf ein frohes Wiedersehen!" die Hand reichte.

Eduard wollte den letzten Tag vor seiner Abreise nach seinen Gütern fahren, um dort einige nothwendige Anordnungen zu treffen, deshalb mußte er schon heute von Irene Abschied nehmen. Es wurde ihm aber recht schwer; denn es war ihm, als wenn er seinem Versprechen untreu würde, da er sie allein zurückließ und nur der Gedanke, daß die paar Wochen schnell vorüber gehen würden, tröstete ihn. Die letzte Stunde des Zusammenseins war dennoch für Beide recht drückend; Eduard war ziemlich schweigsam, weil er das, was ihm das Herz bedrückte, gewaltsam zurückdrängte und wenn auch Irene keine Ahnung von dem hatte, was in ihm vorging, so fühlte sie doch, daß es anders war als sonst, ohne sich das „warum" erklären zu können. Endlich nahm Eduard ihre Hand und sie warm in die seine drückend, sagte er:

„Irene, wenn Du meiner bedürfen solltest, so rufe mich, ich bin stets bereit, Dir zur Seite zu stehen!"

„Hoffentlich werde ich mich vorläufig noch selbst schützen können; denn ich lebe ja, Gott sei Dank, nicht in einer Wüste, wo ich jeden Tag fürchten müßte, von wilden Thieren angefallen zu werden", erwiederte sie lachend und sah ihm kopfschüttelnd nach, als er, sich nochmals in der Thür nach ihr umwendend, daß Zimmer verließ.

„Was er nur damit sagen will?" dachte sie dann, in die Landschaft hinausstarrend, über die heute heller, klarer Sonnenschein lag. „Das klang ja beinahe wie ein böses Omen."

XIII.

Mit bangen Sorgen war Graf Eduard am nächsten Morgen abgereist, und zum zweiten Mal empfand er, wie schwer es ist, Vergessenheit zu finden für das, was Herz und Sinn erfüllt, denn wenn erst nach jahrelangem Um-

herirren Ruhe in des Jünglings Brust gezogen war, wenn ihm endlich sein Wissensdrang Ersatz für das vergeblich ersehnte Glück geboten hatte, so fühlte doch der gereifte Mann, daß das neugeborene Bild seines Herzens nicht mehr erblassen sollte und daß selbst die Wasser des Oceans nicht hinreichen würden, die wiedererwachte Glut seiner Seele zu löschen. Zum zweiten Mal zauberte ihm das grausame Schicksal die Fata Morgana einer unendlichen Seligkeit vor die Augen, zum zweiten Mal sah er es unerbittlich verschwinden, fühlte er das Verhängniß seine dunklen Fittige ausbreiten über die, die er liebte.

Die Fürstin war seit einigen Tagen so leidend, daß man glaubte, die schwere Stunde, die sie erwartete, nahte. Der Arzt hatte deshalb vollständige Ruhe verordnet und auch Irene konnte nur selten einige Minuten bei ihr weilen. Da wollte sie denn heute endlich einmal wieder den schönen, freien Morgen benutzen, um im Parke ein Stündchen zu lesen. Es fing ohnehin an herbstlich zu werden, so daß sie es doch wohl bald einstellen mußte; die Morgenstunden wurden bereits kühler und so früh wie sonst konnte sie schon längst nicht mehr ausfliegen. Um so lieber war ihr daher jetzt das geheimnißvolle Pförtchen, weil sie in den langen Corridoren des Schlosses, doch vielen neugierigen Blicken begegnet wäre. Es war die Stunde, in der sich die Fürstin Christina mit ihren Damen zur Messe begab. Manzona hatte seit einiger Zeit auch seine ganze, südländische Glaubensglut hervorgekehrt und fehlte fast nie. Soeben trat er aus seinem Zimmer und der Weg zur Capelle führte ihn an Irenens Thür vorbei. Im frischen Morgenhäubchen stand Lisette auf der Schwelle, er schien jedoch zerstreut und ging ohne sie zu beachten vorüber, was die kleine Zofe sicherlich verstimmte; denn sie ließ die Unterlippe schmollend hängen und stampfte ungeduldig mit den hohen Absätzen ihrer zierlichen rothen Pantöffelchen. Als aber auch das des Italieners Aufmerksamkeit nicht erregte, besann sie sich wohl eines Bessern und rief ihm, allerdings ziemlich trotzig, nach:

„Ich habe Nachrichten für Sie, Herr Graf!“

„Ah, Du bist es Lisette“, drehte er sich um.

„Der Herr Graf waren so sehr in Gedanken versunken, daß ich eigentlich gar nicht stören wollte“, kam es ziemlich schnippisch über ihre Lippen.

„Nun, nun, kleine Hexe, nur nicht gleich so pikirt“, versuchte er sie milder zu stimmen, indem er sie in die vollen Backen kniff. „Was giebts denn Neues?“ fragte er dann.

„Die Comtesse ist im Park.“

Manzona wurde aufmerksam.

„So, und auf dem gewöhnlichen Wege?“

„Die kleine Treppe wie immer“, antwortete die Zofe.

„Und da hast Du Dir den Schlüssel zu verschaffen gewußt?“

„Noch nicht, ich wollte erst den Herrn Grafen abwarten, ich glaube aber, die Comtesse hat ihn stecken lassen.“

„Dann nimm ihn gleich an Dich“, fiel der Italiener hastig ein, „sie wird denken, sie hat ihn verloren und heute Abend unter der Kastanie bring ihn mit. Addio cara, un baccio“, damit warf er ihr einen Kußfinger zu und eilte fort. Er schlug aber nicht den Weg nach der Kapelle ein, sondern nach dem Flügel des Schlosses, in dem die Gemächer des Fürsten lagen; denn er wußte, daß derselbe um diese Zeit gewöhnlich zur Bibliothek zu gehen pflegte und baute darauf, ihm zu begegnen, um den schnell entworfenen Plan sogleich

Wirklich dauerte es auch kaum einige Minuten, und der Gesp
mer trat.
früh auf, Manzona?“ bemerkte er dem Italiener. „Das ist
gegen Ihre Gewohnheit!“
, Hoheit, ich weiß auch selbst nicht, was mich so früh
Aber wie man ja immer Sclave seiner Launen ist, so triebs
derstehlich ins Freie.“
“, rief der Fürst aus. „Sie schon draußen gewesen?
n Sie's gewiß nicht ausgehalten, da hat Sie die Einsamkeit
rtrieben und Sie holen vielleicht jetzt noch das Versäumte

dennoch der einzige Frühzügler nicht“, entgegnete Manzona,
Neugier zu reizen.
t denn Ihren Geschmack? Jemand, der „des Sommers letzte
al im Morgenthau erglänzen sehen will“, sagte der Fürst.
Schwester noch einen Abschiedsgruß zu bringen.“
en mich neugierig!“
Comtesse Windeck ist doch von jeher eine Stilleben-Schwär-
darum habe ich sie auch nicht zu stören gewagt.“
hte der Fürst mit Interesse.
s bequem“, fuhr Manzona fort, „denn von Ihrer Wohnung
, versteckte Wendeltreppe in den Park. Die mag wohl früher
anten Abenteuer benutzt worden sein, ist dann aber bei einer
Gemächer mit Gobelins bedeckt worden und erst die Comtesse
Entdeckung gemacht.“
r wissen Sie das Alles so genau?“ fragte der Fürst.
te, die Kammerzofe der Comtesse, wie alle ihresgleichen,

neue Amour von Ihnen?“
chose de semblable.“
bsch?“
und sehr gefällig. Man muß sich eben die Zeit vertreiben,

Herr, so der Diener“, kann man hier jedoch nicht zur An-
n, denn wissen Sie, Manzona, ich glaube in der Comtesse
och geirrt“, erwiederte der Fürst.
tuna sparsam mit dem Füllhorn ihrer Gaben ist?“ versetzte
it widerlichem Lachen. „Die Comtesse wird wohl ihr Rechen-
en verstehen, wartet aber mit dem Summa Summarum bis
tig zusammengestellt sind.“
das heißen?“
eit die Fürstin Maria ist sehr leidend und ihr Zustand bei
Constitution — daß können Hoheit sich nicht verhehlen —
chten.“
he Sie nicht.“
rlegt sich alle Chancen, ehe man den letzten Trumpf aus-

sollte die Comtesse bezwecken?“ fragte der Fürst ungeduldig.
einer Maintenon ist das schlechteste noch nicht gewesen“,
gegebene Antwort des Italieners.

Der Fürst stutzte und warf einen mißtrauischen Blick auf Manzona, dieser wußte aber das Gespräch schnell in andere Bahnen zu lenken, so daß jeder argwöhnische Gedanke an die Aufrichtigkeit des Italieners bald in der Seele des Fürsten verschwand.

Eine Weile noch plauderte der Fürst mit Manzona, dann schritt er die breite Treppe hinab dem Parke zu, während Letzterer ihn mit schadenfrohem Lächeln verfolgte und darauf seinen Weg zur Kapelle fortsetzte. Es war ziemlich spät, als er eintrat, so daß die Fürstin Christina sich unwillig nach dem Störer umsah. Als sie aber Manzona erkannte, klärten sich ihre Mienen wieder auf, sie nickte ihm sogar vertraulich zu und fuhr dann in ihrer Andacht fort. Manzona blieb ziemlich im Hintergrund der Kapelle. In dem halbdunklen Raum war sein Gesicht tief beschattet und das kam ihm sehr zu statten; denn er konnte hier ungestört seine Rachepläne weiterspinnen, ohne daß die düsteren Gedanken, welche unheimlich in seinen Augen loderten, verrathen wurden.

Als die Messe vorbei war, winkte die Fürstin Manzona zu sich. Jedenfalls hatte er auch schon darauf gewartet und sich deshalb so dicht an die Thür gestellt, als die Damen die Kapelle verließen.

„Sie kommen heute spät; sonst sind Sie doch eifriger im Dienste des Herrn", begann die Fürstin Witwe, ohne jedoch einen Vorwurf damit auszudrücken.

„Ich muß allerdings unterthänigst um Verzeihung bitten, durch mein Eintreten die Andacht Eurer Hoheit gestört zu haben, ich wollte jedoch nicht an dem heiligen Orte vorbeigehen, ohne wenigstens im kurzen Gebet meine Seele zum Himmel zu erheben, da ich leider die ganze Messe nicht mehr hören konnte", antwortete der Italiener.

„Und warum versäumten Sie die rechte Zeit?"

„Seine Hoheit, der Fürst, begegnete mir, als er in den Park ging, und da Höchstderselbe gnädigst mit mir sprach, mußte ich leider den Anfang der heiligen Handlung versäumen.

„Wie, zum Park, in dieser Stunde?" unterbrach ihn die Fürstin Witwe erstaunt. Manzona antwortete durch ein verschmitztes Lächeln, worauf die Fürstin einige Schritte mit ihm zur Seite trat, damit das Gefolge ihre Worte nicht hören konnte.

„Was bedeutet das, ist der Fürst allein?" fragte sie dringend, ohne ihre Neugier zu verbergen.

„Die Comtesse ist auch im Park", entgegnete Manzona.

„Ah, ein Rendezvous vielleicht?" Der Italiener erwiederte nichts, sondern zuckte nur bedeutungsvoll mit den Schultern.

„Sie sind discret, natürlich", entgegnete die Fürstin, sein Schweigen verstehend, „und sollen auch durch mich nicht verrathen werden, aber überraschen möchte ich das Stelldichein doch einmal und sehen, ob die stolze Gräfin dabei ihre Unnahbarkeit ablegt."

Es war durchaus kein Strahl christlicher Milde, der dabei in ihren Augen blitzte, Manzona aber rieb sich stillvergnügt die Hände, als die Fürstin ihre vertrauliche Hofdame, die Gräfin Walderfal, herbeirief und mit dieser ebenfalls den Weg nach dem Parke einschlug.

XIV.

ſürſt hatte inzwiſchen noch unter dem Eindruck der mit Manzoni
lnterhaltung den Park durchwandelt, denn obgleich ſich die beſſere
ines Innern gegen die Verleumdungen des Italieners auflehnte,
doch zu ſehr an deſſen Einfluß gewöhnt, als daß ſeine Worte
geblieben wären. Außerdem wurde die in ihm entflammte Leiden-
:ch genährt, das Ziel der heißeſten Wünſche immer mehr in den
Möglichkeit gerückt, während die Verehrung für die Geliebte ihm
:te, zurückzuweichen auf dem Wege, deſſen Ende zwar berauſchend
enſtrahlte, zugleich aber an den Abgrund führte, in den er das
) von dem Altare ſeiner Seele ſtürzen mußte. Dennoch war es
ißere Schönheit allein, die ihn zu Irene zog, ſondern vor Allem
are Hoheit, der edle Stolz ihres ganzen Weſens, mit ſo zarter
verbunden. Auch er war gewöhnt in dem Weibe nur das willen-
pf des ſtärkeren Geſchlechts zu ſehen, die Blume, die am Wege
nan ſie breche oder mit Füßen trete, in Irene allein erblickte er das
zleichberechtigten Weſens, das Weib mit Geiſt und Herz, und zu-
: er mit der Erkenntniß der eignen Liebe, daß auch ihr Herz ihm
lug, aber er wußte auch, das die Kluft, die ſie ſchied immer größer
ßte, je mächtiger dieſes Gefühl in ihr wurde.
eigt ſich die Liebe in den grellſten Widerſprüchen nicht gerade am
! Der Fürſt verehrte Irene und ſeine Verehrung ſagte ihm, daß
hbar für ihn war, doch die Leidenſchaft hatte ſeine Sinne ſo um-
er mit Wolluſt die Gottheit in den Staub ziehen ließ, weil er
nach den Wolken, auf denen ſie thronte, die Arme ausſtreckte. Wie
r ſich verzweiflungsvoll an die fieberheiße Stirn, wenn in ſeinen
Kampf tobte zwiſchen ſeinen wilden Begierden und dem, was
) Ehre ihm gebot, er hätte ſich dann wohl Irenen zu Füßen
) ſie um ihre heilige Freundſchaft anflehen mögen, ſobald er ſie
'te, begann der Kampf von Neuem, denn er ſah nur das Weib,
t ihn bethört, deſſen Schönheit ihn beſtrickt hatte.
Fürſt eilte den Park entlang mit ſo beſchleunigten Schritten, als
ich ſelbſt damit die Möglichkeit umzukehren, abſchneiden. Irene
an ihrem Lieblingsplätzchen heute keine Ruhe finden können, das
ungeleſen in ihrem Schooß, ſie fror und zog den Shwal dichter
chultern, dann ſtand ſie auf, pflückte hier und dort ein gelbes
zupfte es ungeduldig und trat endlich in den dunklen Taxusgang,
. von der andern Seite eben der Fürſt ſich näherte. Sie zuckte
als ſie das Bild ihrer Gedanken vor ſich ſah, dennoch blieb ſie
urzelt ſtehen, und als der Fürſt vor ihr ſtand, legte ſie ſchweigend
in die ſeine. Ohne ein Wort zu ſagen, drehte ſie mit ihm um
ſich ſtill neben ihn auf die grüne Moosbank unter der ſchattigen

---

t der Fürſt in dieſem Augenblicke ſeinen Arm um ſie gelegt hätte,
vielleicht nicht die Kraft gehabt haben, ihm zu wehren, ſondern glück-
a ſein, ihren Kopf an ſeiner Bruſt ruhen zu laſſen, aber gerade in
rauensvollen Hingebung erſchien ſie dem Fürſten wieder ſo erhaben,
t wagte, ihr Kleid zu berühren und dennoch war es ihm, als
e Berührung allein ſchon das umgeſtüme Pochen ſeines Herzens

stillen. Unbeweglich schaute Irene vor sich nieder, auch der Fürst sprach nicht, doch in diesem Schweigen lagen die heißesten Liebesschwüre, und als sich endlich ihre Blicke trafen, da wußten sie Beide, was ihre Seelen erfüllte, ohne daß ein Laut es verrathen hätte.

„Sie sind schon lange im Parke?" begann endlich der Fürst, beinahe ungeschickt, denn er fühlte, daß er reden mußte und konnte doch das rechte Wort nicht finden.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden", entgegnete Irene einfach, weil sie die Wahrheit nicht verhehlen konnte. Der Fürst sah sie erstaunt an.

„Dank für dieses Wort", antwortete er dann warm. Irene verstand den Blick und wunderte sich darüber. War es denn nicht natürlich, daß sie ihn erwartete, da er sie doch aufsuchte! Sie bückte sich und pflückte ein Vergißmeinnicht, daß zu ihren Füßen blühte.

„Geben Sie mir diese Blume!" sagte der Fürst bittend.

„Wozu?"

„Als Andenken von Ihnen und als Erinnerung an diese Stunde."

„Die wahre Erinnerung kann nicht in welken Blättern, sondern nur in unseren Gedanken leben", erwiederte Irene und warf die Blume weg.

„Und glauben Sie, Ihr Bild könnte je aus meinen Gedanken schwinden? O, Irene."

„Nicht weiter", entgegnete sie auf einmal fest, doch beinahe traurig, indem sie aufstand und sich auf einen Stein setzte, der einige Schritte entfernt lag. Fast schien es, als wollte sie damit die Kluft bezeichnen, die sie immer trennen mußte.

„Warum weisen Sie mich so schroff zurück? Kann ich nicht einmal aussprechen, was mir auf der Seele brennt? Der Fürst sah sie flehend an und Irene antwortete leise.

„Ich weiß es ja, aber ich will, ich darf es nicht hören." Sie konnte einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken. Beide schwiegen, aber auch des Fürsten Brust hob und senkte sich schwerer und sein Blick trübte sich. Endlich begann er:

„Wissen Sie noch, Irene, als ich Sie hier am ersten Morgen sah? Da gestatteten Sie mir, Ihr Ritter zu sein, heute bin ich Ihr Knecht, der gehorsam zu den Füßen seiner Herrin liegt." Damit stand er auf und legte sich wirklich zu ihren Füßen. Irene ließ es geschehen, weil sie nicht anders konnte und sah lächelnd zu ihm nieder.

Ja, sie gedachte jenes Morgens als eines hellen Lichtblickes, statt ihres jetzigen Daseins! Da war sie ein glückliches, sorgenloses Kind und sah nur Sonnenschein um sich. Wie anders war es seitdem geworden! Die Blätter färbten sich herbstlich und kündigten den nahen Winter an, sie fühlte, daß es auch in ihrem Herzen Winter werden müsse, ewiger Winter, dem kein Frühling folgen könne! Und dennoch klopfte es so stürmisch heiß da drinnen und es war ihr, als müßte sie ihren Arm schlingen um den geliebten Mann und ihn an ihre Brust ziehen und an ihrem Herzen erwärmen, aber dann schauderte sie zusammen; denn ein bleiches Frauengesicht tauchte vor ihr auf; mühsam trug sie den schweren Körper und ängstlich, doch hoffnungsvoll in heiliger Liebe schauten die großen, blauen Augen zu derselben Gestalt auf, die hier zu ihren Füßen lag, sie wollte das blasse Weib stützen, aber sie fühlte sich zurückgestoßen und die tief umschatteten Augen, von Thränen verschleiert, vorwurfsvoll auf sich ruhen. Irene wurde dunkelroth und wie-

der leichenblaß; denn ein schwerer K
Von der einen Seite winkte ihr das berauschende Glück der Liebe; sie brauchte nur die Hand auszustrecken, und wonach ihr ganzes Sein verlangte, was die höchste Seligkeit umschließt, gehörte ihr, von der andern Seite stieg der gespenstische Schatten des verrathenen Weibes vor ihr auf, ihre Blicke schimmerten feucht, doch der Kampf war kurz; sie hatte entschieden, so schwer es ihr auch wurde, zu verzichten auf das, was allein noch „leben“ für sie hieß.

Der Fürst lag stumm zu Irenens Füßen, von dem Bann gefesselt, den ihre Nähe immer auf ihn ausübte. Der Kampf, der sich soeben in dieser edlen Frauenseele vollzogen, war unbemerkt für ihn gewesen und er hatte ihre feuchtschimmernden Blicke wohl anders verstanden; denn als Irene so ruhig als möglich das Schweigen brach mit den Worten:

„Lieben Sie die Mutter Ihres Kindes?“ da fuhr er enttäuscht und mißmuthig auf:

„Welche Frage!“

„Die Fürstin Maria ist ein edles Weib, der größten Liebe würdig“, entgegnete Irene.

„Nun ja, und sie wird in ihrem Kinde vollkommen glücklich sein“, versetzte der Fürst, der immer verstimmter wurde.

„Aber glauben Sie nicht, daß die Freude der Mutter eine doppelte ist, wenn sie dieselbe auch in den Augen des Gatten liest?“

Der Fürst versuchte zu scherzen, um seine Verstimmung zu verbergen.

„Ich bin doch kein Rabenvater. Fürchten Sie, daß ich das Kind erwürgen werde?“

„Aber auch die schwere Stunde soll des Mannes Liebe tragen helfen, und die Schmerzen der Mutter erleichtern, indem sein Auge liebend auf ihr ruht.“ Die Worte klangen flehend von Irenens Lippen; denn sie war in diesem Augenblick nur noch das Weib, das in der Fürstin die leidende Schwester sah, deren harte Stunde bald schlagen würde, wie leicht konnte es auch die letzte sein, und sollte kein Sonnenstrahl warmer Liebe sie mehr erfreuen?

„Wissen Sie nicht, daß das Weib mit einem Fuße im Grabe steht und ihr eigenes Leben zum Pfande giebt, wenn ein anderes sich von ihr losringt!“ fuhr sie fort. Der Fürst war aufgestanden und ging ungeduldig auf und ab.

„Es überstehen das doch so viele Frauen“, entgegnete er ärgerlich.

„Die Fürstin ist schwach, wenn es nun wirklich ihr Leben kosten würde?“ Irene sprach dringender, da blieb der Fürst dicht vor ihr stehen und sah sie forschend an, so daß sie die Augen senkte und erröthete. Fand er es vielleicht unweiblich, daß sie, ein Mädchen, so frei zu sprechen wagte? Aber nicht das war es, was den Fürsten stutzig machte, sondern ihm fielen unwillkürlich Mazonas Worte vom Morgen wieder ein. Sollte der Italiener doch Recht haben und Irene nur ein schlaues Spiel mit ihm treiben? Wozu sonst dies ganze Gespräch und die Anspielung auf den möglichen Tod der Fürstin? Er hätte auf dem Grunde ihrer Seele lesen mögen, darum sah er ihr so tief in die Augen, doch warum begegnete sie nicht frei und offen seinem Blick und erröthete bis an die Haarwurzeln?

In diesem Augenblick raschelte es in dem nahen Seitenwege und plötzlich trat die Fürstin Christina am Arme ihrer Hofdame in die Oeffnung.

„Vraiment, ein allerliebstes Bild“, rief sie, noch von dem schnellen Gehen

erregt, mit ihrer dünnen, scharfen Stimme aus, indem sie die Lorgnette vor die Augen hielt und den Fürsten, aber besonders Irene von oben bis unten betrachtete. Numa Pompilius, der bei seiner Egeria Rath holt und Staatswissenschaften studirt, wie schade, daß mein profanes Auge, so unbarmherzig den geheimnißvollen Schleier gelüftet hat. Liebe Walderſee, führen Sie mich zu jener Bank, ich möchte doch auch einmal eine Frage an das Orakel richten, es wäre gut, wenn man über manches Aufklärung hätte!"

Die Fürstin setzte sich. Ihr langer Kreppschleier wallte auf die Erde und wirbelte eine dicke Staubwolke auf die schwarze Sammetschleppe. Sie brach in ein heiseres Lachen aus und auch der Fürst stimmte mit ein, so daß Irene ganz verwirrt wurde.

„Ha, ha, ha, Mama, ich freue mich, daß Sie sich so amüsiren, aber wahrlich, wenn ich Numa Pompilius wäre, würde ich meine weissagende Nymphe doch bitten, etwas deutlicher in ihren Orakelsprüchen zu sein, weil mir sonst der tiefere Sinn ihrer Rede entgehen könnte."

Irene sah erstaunt die plötzliche Veränderung in dem Wesen des Fürsten und verstand durchaus nicht, woher auf einmal dieser spöttische Ton in seinem Sprechen kam; sie fühlte aber sehr gut das zweideutige ihrer Lage und es trieb ihr das Blut der Entrüstung in die Wangen, daß der Fürst mit keiner Silbe den boshaften Bemerkungen seiner Mutter entgegentrat. Eine heftige Erwiederung schwebte ihr auf den Lippen, aber es war die Fürstin, vor der sie stand, sie mußte daher schweigen und dulden, wo der Einzige, der sie hätte schützen können, kein Wort der Rechtfertigung für sie fand.

„Es ist allerdings eine neue Auffassung Ihrer Pflicht, Comtesse", begann die Fürstin wieder, daß Sie statt bei Ihrer kranken Herrin zu weilen, oder wie wir, für deren Wohl zu beten, daß Sie, . . . quoi donc . . . je ne trouve pas le mot . . . enfin, daß Sie Orakel verkünden. Nicht wahr, liebe Walderſee, Sie haben Ihre Pflichten anders verstanden?"

Die alte Hofdame zuckte die Achseln und warf einen Blick auf das junge Mädchen, der ihr ganzes Entsetzen ausdrückte.

„Verzeihen, Hoheit", versetzte jetzt Irene mit all' dem Stolz ihres guten Bewußtseins, „ich glaube meine Pflichten noch nie versäumt zu haben und Ihre Hoheit, die Fürstin Maria, hat mir noch immer Ihre höchste Zufriedenheit ausgedrückt."

„Auch über diese morgendlichen Promenaden? Darauf möchte ich doch weniger bauen", lautete die spitze Antwort der Fürstin.

Irene sah deutlich, wie ihr Zusammensein mit dem Fürsten ausgelegt wurde und konnte auch einen leisen Vorwurf nicht unterdrücken; denn hätte sie nicht schon fliehen müssen, als eine Ahnung ihr sagte, daß sie den geliebten Mann sehen würde? Der Fürst fing den flehenden Blick auf, der aus Irenens Augen zu ihm hinüberflog und die ganze Ironie in seinem Wesen war plötzlich verschwunden.

„Ich muß sehr bitten, Mama", sagte er mit drohendem Ernst vor die Fürstin tretend, „meinem zufälligen Zusammentreffen mit der Gräfin Windeck keine andere Deutung zu geben und werde ich jedes derartige Gerücht mit gebührender Strenge zurückzuweisen wissen. Darf ich Sie zu Ihren Gemächern begleiten", fuhr er fort, ihr voller Höflichkeit den Arm bietend, „es dürfte hier zu kühl für Sie sein und Sie könnten sich erkälten", damit

ſchritt er leicht grüßend an Irene vorü
Fürſtin, von der Gräfin Waldersee gefolgt, in der langen Allee, die zum Schloſſe führte.

XV.

Der Tag, welcher dieſem Morgen folgte, verfloß Irene als einer der ſchrecklichſten ihres Lebens. Wie im Traum war ſie den Weg zu der kleinen Treppe zurückgewandelt und in ihrem dumpfen Hinbrüten hatte ſie gar nicht bemerkt, daß der Schlüſſel in der Thür fehlte. In ihrem Zimmer angelangt, ließ ſie ſich zum erſten Mal ganz dem Drange der ſie beſtürmenden, leidenſchaftlichen Erregung hin und nur ein heißer Thränenſtrom konnte dem gequälten Herzen Luft machen. Ja ſie wußte und wiederholte es ſich, daß ſie den Fürſten liebte und wenn auch das berückend grauſame Bekenntniß ſie mit den fürchterlichſten Gewiſſensbiſſen zerfleiſchte, lag dennoch eine berauſchende Wolluſt darin, der ſie ſich mit ganzer Seele hingab. Es war ja das einzige Glück, was ſie von ihrer Liebe koſten durfte, nur einmal ſollte wenigſtens das Gefühl frei in ihr leben, nur einmal wollte ſie in dem Bewußtſein ſchwelgen und damit ihre verſchmachtende Seele zu ſtärken, dann, das fühlte ſie, war es aus für ſie mit Glück und Freude, nur die Pflicht durfte noch in ihr ſprechen und dieſe trieb ſie hinweg von der Schwelle, fort von dem Ort, wo doch ihr Leben zurückbleiben würde! Ja, ſie ſagte ſich, daß der Gedanke an den geliebten Mann allein ſchon Hochverrath ſei, aber iſt es gerecht, den Menſchen verantwortlich zu machen für die Stimme ſeines Herzens, da er doch mit jeder, auch der kleinſten Regung ſeiner Seele nur den vorgeſchriebenen Geſetzen der Natur, einer höheren Fügung folgt?

„Kein Glück!“ ſeufzte Irene und Thränen füllten aufs Neue ihre Augen, als ihr Blick zufällig in den Spiegel fiel und ſie ihr jugendliches Antlitz ſah. „Kein Glück und doch iſt das Leben ſo lang!“

Eine unnennbare Sehnſucht nach der Mutter und nach Eduard erfaßte ſie. Der Freund würde ſie gewiß verſtanden haben und ihr Troſt und Rath gegeben haben, aber nun war ſie allein und immer trauriger wurde ihr Sinn. Sie wollte zur Fürſtin Maria gehen, denn ſie hätte einen Kuß auf deren weiße Hand drücken mögen, um ſie ſtumm damit um Verzeihung zu bitten, doch man wies ſie zurück mit dem Bemerken, daß der Arzt jeden Beſuch unterſagt habe. Gern hätte ſie ſich nun auch beim Diner entſchuldigt, aber das würde in den Augen der Fürſtin Chriſtina wie ein Schuldbekenntniß ausgeſehen haben und darum zwang Sie ſich unter einer gleichgültigen Miene die innere Erregung zu verbergen.

Auch der Fürſt erſchien bei Tafel, doch ſie wechſelten kein Wort zuſammen und dennoch fühlte Irene, wie die Augen des ganzen Hofes auf ihnen ruhten. Als ſie ſich endlich wieder in ihr Zimmer zurückziehen konnte, dunkelte es bereits. Schnell warf ſie ihr weißes Nachtgewand über, löſte ihr Haar, ließ ſich Licht anzünden und ſetzte ſich dann an ihren Schreibtiſch. Bald flog die Feder über das Papier und dem treuen Mutterherzen vertraute ſie ihre ganze Pein.

Auch dem Fürſten war der Tag in qualvoller Unruhe dahingegangen. Man hatte ihn mehrmals zu ſeiner Gemalin gerufen, aber nur widerwillig war er dem Rufe gefolgt und er mußte ſich faſt überwinden, der Fürſtin die gebührende Theilnahme zu äußern. Oft fragte er ſich ſelbſt, ob es wirk-

lich die Mutter seines Kindes sei, die dort der schweren Stunde entgegenging, lebte doch ein anderes Weib in seinem Herzen und ihr Bild erfüllte sein ganzes Sehnen. Er dachte nicht mehr darüber nach ob die bestrickende Sirene ihn in ihre Netze gefangen oder ob er der reinen Kinderseele den Frieden geraubt, nur in ihrer Nähe glaubte er noch athmen und leben zu können.

Die Glut, die in seinem Innern tobte, trieb ihn ins Freie und die kühle Nachtluft sollte seine heiße Stirn baden. Ohne es zu wissen, wohin er seine Schritte lenkte, gelangte er in den Park unter Irenens Fenster. Müde lehnte er an einem Baumstamm, aber statt sich zu beruhigen, fühlte er seine Pulse noch lauter schlagen und der matte Lichtschimmer, der durch die Scheiben aus Irenens Zimmer fiel, loderte das Feuer in seinen Adern noch mehr an.

Nicht weit davon im Schatten der dunklen Cypressen stand Manzona und beobachtete den Fürsten aufmerksam. Er hatte soeben Lisette, die pünctlich zum Rendezvous gekommen war, fortgeschickt und auf eine spätere Stunde wiederbestellt, aber nicht vergessen, sorgsam den Schlüssel zur Treppenthür, den sie mitgebracht hatte, an sich zu nehmen. Es kam ihm sehr gelegen, den Fürsten heute hier zu treffen, denn auf eine so leichte und schnelle Ausführung seines Planes hatte er gar nicht zu hoffen gewagt. Jetzt mußte es ihm aber gelingen, den verliebten Fürsten in die Falle zu locken und dann, ob die stolze Comtesse ihren Hochmuth beugte oder nicht, war ihm gleich, jedenfalls würde er den Beweis haben, der sie öffentlich als eine Dirne des Fürsten stempeln könnte und das sollte seine Rache sein!

Der Fürst erschrak, als er die nahen Schritte hörte.

„Ah, Sie sind es, Manzona", sagte er erleichtert, indem er den Italiener erkannte, der aus seinem Versteck hervorgetreten war.

„Verzeihen, Hoheit, aber . . ."

„Gewiß ein Rendezvous?" versuchte der Fürst zu scherzen.

„In der That", lautete Manzonas Antwort, „die Zofe der Comtesse Windeck erwartete mich, sie hat es bequem, da sie den Schlüssel zu der Treppenpforte besitzt, die von hier aus direct in das Schlafgemach ihrer Herrin führt.

„Ah, das lasse ich mir gefallen", meinte der Fürst.

„Sieh da, ich habe ihn sogar noch in der Hand, da hat die kleine Hexe einen Umweg machen müssen, nun ihre Füße sind ja flink genug und etwas Abkühlung ist unter Umständen auch gut!" fuhr Jener mit frivolem Lachen fort, während er mit dem Schlüssel spielte. Der Fürst, der aufmerksam geworden war, blickte gierig nach demselben.

„Zeigen Sie doch einmal", sagte er dann und es wurde ihm schwer seine Erregung zu mäßigen, „ich will nur sehen, aus welchem Jahrhundert die Arbeit ist, es muß doch interessant sein zu erfahren, wann eine kluge Ariadne dort den Ausweg aus ihrem Labyrinth gebahnt hat. Sie können ihn ja morgen wieder haben."

Manzona zögerte nicht, ihm den Schlüssel zu reichen, da der Fürst schon krampfhaft danach griff.

„Lassen Sie sich nicht abhalten, wenn Sie zum Schloß zurück wollen", vollendete er dann, „ich will noch etwas frische Luft schöpfen."

„Wünschen Hoheit meine Begleitung?" fragte nochmals der Italiener, sich an der Unruhe des Fürsten weidend.

„Nein, nein, ich danke, gehen S
beinahe fort.

Manzona empfahl sich und kaum sah sich der Fürst allein, als er sich einen Weg durch das dichte Bosquet bahnte und suchend an der Mauer des Schlosses herumtastete. Bald gelang es ihm auch, die Thür zu der kleinen Treppe zu finden. Sie war offen, er trat ein, schloß leise hinter sich zu und mühsam an der Wand weitertastend schritt er die Stufen hinauf, bis er oben angelangt war, wo ein schmaler Lichtstreifen aus Irenens Wohnzimmer durch die Thürritze drang. Einen Augenblick zögerte er und noch einmal klang es wie ein Mahnruf an seine Seele, er wollte umkehren, aber würde er dann je wieder Gelegenheit haben, Irene allein zu sehen und gab ihm denn seine Liebe nicht das Recht, Alles zu wagen? Entschlossen öffnete er die Thür, rasch trat er über die Schwelle, die daß dunkle Schlafzimmer von dem erleuchteten Wohnzimmer trennte und mit dem Aufschrei „Irene!“ stürzte er zu den Füßen des geliebten Weibes.

Irene hatte gerade in ihrem Briefe der Mutter mit kindlichem Herzen das Geständniß ihrer Liebe gemacht, da lag Der zu ihren Füßen, dessen Namen sie soeben niedergeschrieben hatte. Die Feder entfiel ihrer Hand.

„Fürst“, sagte sie weich, aber vorwurfsvoll, „warum haben Sie mir das gethan?“

Und sie versuchte aufzustehen, aber er umklammerte ihre Knie so fest, daß es unmöglich war.

„Warum!“ entgegnete er mit leidenschaftlicher Stimme, indem er ihre Hände mit heißen Küssen bedeckte. „Warum? Weil ich Dich liebe, Dich verehre, Dich anbete, weil nur Du noch in mir lebst, weil ich nur noch an Dich denke, nur Dich noch sehe und fühle! Hörst Du nicht das ungestüme Klopfen meines Herzens, fühlst Du nicht, wie es mir die Brust zu sprengen droht? Das bist Du allein, Du, die den Himmel in sich schließt, Du Weib meines Herzens, Du Gott meiner Seele!

„Sei ruhig, Otto“, versetzte Irene mild, als ob sie zu einem Kinde spräche, indem sie ihm ihre Hände entzog und die wilden Haare liebkosend von der Stirne strich.

„Ruhig soll ich sein, wo die Glut in meinen Adern kocht, als ob das Feuer des Vulkans hineingegossen wäre, wo der Puls in meinen Schläfen klopft, als ob die ganze Cyclopenschaar der Unterwelt dagegen hämmerte! Kannst Du ruhig sein, Irene, so liebst Du mich nicht.“

„Ob ich Dich liebe, Otto? Ja, einmal will und muß ich es Dir sagen, wie wahr und innig ich Dich liebe.“

„Du kannst mich nicht lieben“, fiel der Fürst mit bebender Stimme ein, „sonst würdest Du nicht so kalt und ruhig vor mir stehen.“

Irene sah ihm lange und tief in die Augen, daß er gebannt von ihrem Blicke, wie betend vor ihr niederkniete.

„Frage, ob die Sonne Dich liebt, die Dich bescheint“, sagte sie dann, „ob die Luft Dich liebt, die Dich ernährt, ob das Leben Dich liebt, dem Du gehörst, ob die Mutter Dich liebt, die Dich gebar, sieh, so und noch weit mehr liebe ich Dich!“

„Dann mußt Du mein sein!“ rief er jubelnd aus, indem er aufsprang und sie umfassen wollte.

„Nein, Otto, das ist meine Liebe nicht und darin will ich die Deine nicht erkennen.“

„Du mußt, ich lasse Dich nicht", fuhr er immer leidenschaftlicher fort und schlang seinen Arm um sie, aber Irene machte sich fest und bestimmt los, indem sie sich hoch aufrichtete, daß die langen, schwarzen Haare sie wie ein weiter Mantel umwallten und, ihre Blicke vorwurfsvoll auf ihn heftend, erwiederte sie ernst:

„Deine Liebe, Otto, ist null und nichtig, wenn Dir meine Ehre nicht heilig ist, wenn Dir meine Würde nicht höher steht als Deine Leidenschaft. Daß Du bei mir, einem unbeschützten Mädchen, eingedrungen bist, wie ein Dieb in der Nacht, verachten müßte ich Dich dafür, wenn ich Dich nicht liebte", fügte sie weicher hinzu. „Die Liebe verzeiht viel, aber", und ihre Stimme klang beinahe drohend, „glaubst Du noch einen Schritt weiter gehen zu können, da irrst Du Dich in mir und ich müßte das Gefühl in meiner Brust verdammen, das mein Glück ausmachen sollte. Ja, ich liebe Dich und ohne Scheu bekenne ich, daß ich unendlich selig darin bin! Alle Welt kann es wissen, welchen Schatz ich in meiner Brust beherberge, welche Wonne mich erfüllt, denn nicht ein Mensch, ein Gott hat dieses unendliche Gefühl in meine Seele gepflanzt! Aber nur das Edle, das Gute, Otto, das ich in Dir erkannt habe, liebe ich, und verabscheuen müßte ich Dich und mich, wenn Du dessen nicht würdig wärest!" Sie schwieg, um ihrer Erregung Herr zu werden, dann fuhr sie mit sanfter, Thränen verschleierter Stimme fort:

„Liebe mich auch, ja, laß mich leben in Deinem Herzen, bewahre diese Liebe in Dir, aber nicht mit ungestümer, heftiger Begierde, sondern nimm meine Seele, meinen Geist, es ist Alles, was ich Dir geben kann!"

„Irene, Du verlangst zu viel!" antwortete der Fürst, der wie gebrochen an der Wand lehnte und sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Wenn Du mich wahrhaft liebst", versetzte Irene, „wirst Du in Deiner Liebe selbst die Kraft finden, mir zu entsagen; denn sieh, Otto", und sie löste seine Hände und sah ihn innig an, „ich könnte nicht frei zu Dir aufschauen, wenn nur der Schatten eines Vorwurfs auf mir ruhte."

„Vorwurf?" sagte der Fürst. „Glaubst Du, ich würde Dir jemals einen Vorwurf machen?"

„Nicht heute", unterbrach ihn Irene, „denn Du bist verblendet von Deiner Leidenschaft. Aber ich selbst würde es als ewig quälendes Bewußtsein mit mir herumtragen, und die Erinnerung an diese Stunde, die die glücklichste meines Lebens sein soll, würde immer dadurch vergiftet werden! Und denkst Du denn nicht an Dein Weib, Otto, die aus Liebe zu Dir in diesem Augenblick vielleicht die letzten Athemzüge aushaucht?"

„Und dann Irene?" Noch einmal brach all' das mühsam beherrschte Feuer der Leidenschaft durch diese Worte; der Fürst war auf dem höchsten Gipfel der Erregung. Alles versank vor dem einen Bilde, dem sein ganzes Sein entgegenströmte. So watet der berauschte Kämpfer in dem Blute seiner Brüder, so stürmt er unaufhaltsam über die Leichen hinweg, dem Sterne nach, der sein Glück verheißt.

Irene schauderte vor der Glut, die in des Geliebten Augen loderte.

„Genug, nicht weiter!" rief sie entsetzt, „denke es nicht aus, was Dir das Gehirn verwirrt und die Sinne umnebelt, oder ich müßte mich selbst verfluchen! Glaubst Du, ich könnte jemals glücklich in Deinen Armen ruhen, wenn das grausame Verhängniß durch solches Opfer Dich frei machte? O nein, der Himmel kann es nicht wollen, er wird Mitleid mit

meiner armen Seele haben, die ſich
Nein, Geliebter, ich kann nie Dein ſein, aber Deine Liebe darf unbefleckt in mir wohnen und mich beglücken."

Irenens Stimme war wieder weicher geworden, denn ſchon hatte ſie des Fürſten wahnſinnige Worte vergeſſen, da ja das Weib immer verzeiht, wo der Mann aus Liebe zu ihr fehlt.

„Nun laß uns ſcheiden!" fuhr ſie fort, aber der Fürſt, dem eine ſchwere Thräne über die Backe rollte, ergriff ihre Hand.

„Noch nicht", ſagte er und führte ſie zu einem Seſſel, indem er ſich ſelbſt zu ihren Füßen niederließ, „laß mich noch einmal vor Dir knieen, noch einmal als Geliebter zu Dir ſprechen! Ja, Irene, Du biſt groß und edel, daß ich mein Haupt im Staube vor Dir verbergen möchte, wenn es nicht meine unendliche, wahnſinnige Liebe wäre, die mich blind gemacht hat. Ja, ich habe Dich verkannt, ich will es Dir geſtehen, ich hielt Dich kleinlicher, eigennütziger Pläne fähig. Bei all' meiner Liebe zu Dir, hörte ich auf die Einflüſterungen, die Dich als ſchlau und berechnend ſchilderten, deshalb wagte ich es, hier einzudringen, daher auch mein oft unbegreifliches Weſen, von der tiefſten Verehrung zur fadeſten Schmeichelei überſpringend, weil man mir geſagt hatte, daß auch Du nur ein kokettes Spiel mit mir treibſt, und ich glaubte es um ſo lieber, als ich meinte, dadurch ſicherer zu Deinem Beſitz zu gelangen und beſchwichtigte die Stimme, die dennoch laut in meinem Herzen dagegen ſprach."

„Ah, ich weiß, wer mich ſo ſchändlich verleumdet hat", rief Irene aus, „Manzona iſt es, daran erkenne ich ſeine Rache." Und nun erzählte ſie dem Fürſten das Werben des Italieners und ſeine Drohung, als ſie ihn empört zurückgewieſen hatte.

„Der Schurke!" fuhr der Fürſt wüthend fort, als Irene geendet hatte, „iſt das der Dank für mein Vertrauen, habe ich ſo eine Schlange an meiner Freundesbruſt genährt? Und kannſt Du mir verzeihen, Irene, was ich in Gedanken gegen Dich gefehlt habe?"

„Ja", entgegnete Irene und legte ihre Hand in die ſeine, „ich verzeihe Dir, doch an Deinem Weibe ſühne die Schuld! Unſere Wege müſſen ſich für immer ſcheiden, ich kann in der Verborgenheit der Erinnerung leben, aber Du gehörſt der Gegenwart, der Welt! Sei Deinem Volke ein treuer Fürſt, Deinem Weibe ein liebevoller Gatte, Deinem Kinde ein guter Vater! Das iſt die letzte Bitte, die ich Dir ausſpreche und wenn das Echo davon bis in die Abgeſchiedenheit meines ſtillen Waldes dringt, dann iſt der Wunſch erfüllt, der Dich begleitet und ein ſchwergeprüftes Frauenherz wird den ſchönſten Sieg ihrer Liebe feiern!"

„Du biſt ein edles Weib, Irene, und jetzt erſt fühle ich, was ich in Dir beſitze, was ich in Dir verliere! O Gott", rief er ſchmerzlich aus, „daß die Welt ſo eng iſt und ihre Feſſeln ſo hart!"

„Willſt Du kleinmüthig ſein und ich, ein ſchwaches Weib, verzage nicht! Liegt das Leben nicht voll und ſchön vor Dir? Iſt Deine Aufgabe nicht groß und erhaben? Trennen müſſen wir uns, aber verlieren ſollſt Du mich nicht; denn ich will fortleben in dem Geiſte, der Dich zu allem Guten und Edlen beſeelt!"

Bewegt ſah ſie der Fürſt an.

„Ja, Irene", brach er endlich in hohe Begeiſterung aus, die ſein ganzes Antlitz verklärte, „ich will die Sühne tragen, die Du mir auferlegſt.

Dein Wunsch soll sich erfüllen und dadurch will ich mich Deiner Liebe werth zeigen. Du bist der gute Engel, der mich in dieser Stunde behütet hat, Du sollst der gute Engel sein, der mir schützend auf meinem Lebenswege zur Seite schwebt, der Gedanke an Dich soll mir die Kraft verleihen, das zu werden, was Dein Liebe in mir erblickt hat!"

„Ich danke Dir, Otto", sagte Irene, indem sie ihm die Hand reichte und einen leisen Kuß auf seine Stirn hauchte. Mit tief schmerzlichem Blick nahm der Fürst von ihr Abschied, dann wandte er sich um und wollte wieder den Weg zu der kleinen Treppe einschlagen, auf der er gekommen war, aber Irene hielt ihn zurück und führte ihn selbst zu der Thür, die ins Innere des Schlosses führte.

„Nicht scheu und versteckt wie Du gekommen, sollst Du von mir gehen", sagte sie, „sondern mit offener Stirn, Jedem frei ins Auge blickend!" Lebe wohl", rief sie noch einmal, dann war sie allein.

XVI.

Bis dahin hatte sich Irene aufrecht erhalten, weil sie fühlte, daß sie dadurch allein dem Fürsten Muth und Kraft geben konnte, denn sie wollte nicht nur die ihr heilige Frauenwürde vertheidigen, sondern den Geliebten zu seiner Pflicht zurückführen. Groß und edel, wie sie ihn geträumt, sollte er aus dem Kampfe hervorgehen und gern wollte sie sich selbst dafür zum Opfer bringen, wenn sie auch fühlte, daß ihr Herz dabei verblutete. Sie hatte den Sieg errungen über sich und über ihn; von dieser Stunde an, das wußte sie, würde ein neuer Geist in ihm leben: der Phönix, der aus der Asche ihrer Liebe erstanden war!

Aber nun war auch ihre Kraft gebrochen und als die Thür sich hinter dem Geliebten schloß, sank sie mit einem lauten Aufschrei zusammen. Wäre in diesem Augenblick ihr Geist entflohen, mit Wonne hätte sie die düstern Schatten des Todes umfaßt; denn das Leben, das nun vor ihren Augen auftauchte, erschien ihr wie eine öde Pilgerfahrt durch den heißen Wüstensand, auf den die Sonne glüht und brennt, wo keines Baumes Schatten, keine kühle Quelle dem Wanderer Labung bietet.

Doch Irene gehörte nicht zu den Naturen, die so leicht der Verzweiflung Raub werden. Noch durfte sie ja nicht verzagen; denn die Welt sollte nicht wissen, wie es in ihrem Herzen aussah, darum mußte sie stark bleiben und das Werk vollenden, wie sie es begonnen. Nur wenige Minuten unterlag sie deshalb dem wilden Ausbruch ihres Schmerzes, dann raffte sie sich auf, schritt zu ihrem Schlafzimmer und drückte die heiße Stirn gegen die kühlen Fensterscheiben, gedankenvoll in die dunkle Nacht starrend. Der andere Flügel des Fensters war offen und auf einmal tönten dumpfe Stimmen aus dem Parke zu ihr herauf. Ihr eigener Name traf ihr Ohr und unwillkürlich lauschte sie. Da sah sie nicht weit von ihrem Fenster zwei dunkle Gestalten und sie glaubte Eduard in der Einen zu gewahren. Wirklich hörte sie jetzt ganz deutlich seine Stimme.

„Unmöglich, es kann nicht sein!" der Andere, in dem sie den Italiener erkannt hatte, erwiederte:

„Unmöglich sagen Sie, nachdem Sie soeben selbst die beiden Schatten gesehen haben? Ja, ja, Graf, es mag nicht angenehm sein, so plötzlich

aus einem Himmel voller Geigen gerissen zu we
Träume, aber das Erwachen ist gewöhnlich recht nü
kenne das; hatte auch andere Pläne und Wünsche. [illegible]
ist mir noch mehr werth!" Er zeigte nach Irenens Fenster, da sie aber in dem nicht erleuchteten Schlafzimmer stand, konnte man sie nicht bemerken.

„Sie sind verschwunden", fuhr er fort, „und haben sich jedenfalls ins Dunkel zurückgezogen; ob die stolze Comtesse wohl noch sehr spröde ist? Ja, ja, lieber Graf, keine angenehme Entdeckung, das Götzenbild seines Herzens zur . . . zur gemeinen Buhlerin eines Fürsten herabsinken zu sehen, ha, ha, ha, ha.

„Genug, Elender!" rief Graf Eduard, der seine Wuth nicht mehr bezähmen konnte, denn wie Irene auch fehlen mochte, er konnte es nicht aus diesem Munde hören. „Das Wort müssen Sie mir bezahlen!" fuhr er mit zitternder Stimme fort.

„Wollen Sie noch Blut darum vergießen? Trop de bruit, und Sie waschen den Fleck ja doch nicht rein", entgegnete der Italiener, der noch nicht glaubte, daß der Graf mit seiner Forderung Ernst machte.

„Kein Wort weiter", unterbrach ihn aber dieser. „Ich bin Eduard Graf Windeck und die Beleidigung haftet auf meinem Namen. Wir werden uns darüber sprechen."

„Ich stehe zu Diensten", versetzte Manzona mit einer spöttischen Verbeugung.

„Ich muß Sie aber bitten, schon morgen und sehr früh bereit zu sein", hörte Irene nochmals Eduards Stimme, „denn ich benutze den ersten Zug und meine Reise duldet keinen längern Aufschub. Mein Secundant wird noch heute Abend das Nähere mit Ihnen verabreden!" Damit verschwanden die Beiden in den verschiedenen Richtungen des Parkes.

Graf Eduard hatte eigentlich den Abendzug nach Paris benutzen wollen, war aber mit den verschiedenen Anordnungen auf seinen Besitzungen nicht fertig geworden, so daß er zu spät zur Residenz zurückkehrte und daher beschloß, die letzte Nacht bis zum Frühzug in seiner Dienstwohnung im Palais zuzubringen. Sein Weg führte ihn zufällig in den Park, wo er Manzona begegnete, der durch versteckte Andeutungen ihm das Rendezvous des Fürsten bei Irene zu verrathen suchte; da aber Eduard ihn durchaus nicht zu verstehen schien, führte er ihn unter Irenens Fenster, von wo aus die Comtesse die ganze Unterhaltung und schließlich Eduards Forderung mit angehört hatte.

Wiederum war es also der verhaßte Italiener, der zuerst das entsetzliche Wort ausstieß, welches ihr das Blut der Entrüstung in die Wangen trieb. „Seine Buhlerin", hatte er gesagt und sie hätte hinausschreien mögen in die Nacht: „Nein, ich bin es nicht", aber würde man ihr es glauben, war nicht der Schein gegen sie? Und dennoch wagte Eduard freudig sein Leben, um die Ehre ihres Namens zu retten!

Mit einem Male wurde ihr klar, was sie längst hätte wissen können: daß es nicht Freundschaft allein, daß es noch ein anderes, mächtigeres Gefühl war, welches Eduard für sie erfüllte und ihn freudig sich für sie schlagen hieß, selbst wo er an ihre Schuld glauben mußte.

„Auch das noch", kam es halblaut über ihre Lippen und Bitterkeit erfüllte ihre Seele gegen das grausame Verhängniß, daß sie verfolgte, indem

sie ein treues Herz zurückstieß, welches voll und warm für sie schlug und da Liebe entflammte und Liebe forderte, wo jeder Gedanke in die heiligsten Rechte einer Andern griff. Und konnte sie Eduards Opfer annehmen? Nein, nein, das Duell durfte nicht stattfinden, sie mußte es zu verhindern suchen.

Es war längst Mitternacht vorüber und Irene ging noch in ruhelosen Sinnen auf und nieder, da klopfte es an die Thüre. Erschrocken, fast zaghaft öffnete sie. Es war Lisette, die mit vielen Knixen um Entschuldigung bat, so spät zu stören, doch da sie gehört habe, daß das gnädige Fräulein noch auf sei, hätte sie gern die Nachricht bringen wollen, daß die Fürstin Maria glücklich von einem Prinzen entbunden sei.

Es herrschte an diesem Hofe nicht die sonst übliche Sitte, die Geburt eines Weltbürgers durch Kanonenschüsse anzukündigen und da die Gemächer der jungen Fürstin im entgegengesetzten Flügel des Schlosses lagen, hatte Irene nichts von der natürlicherweise dadurch hervorgerufenen Unruhe vernommen.

„Es ist Alles sehr gut gegangen", fuhr die geschwätzige Zofe fort, „Ihre Hoheit ist sehr schwach, sonst aber ganz wohl und hat auch schon mehrere Mal nach dem gnädigen Fräulein gefragt, wie mir die Wärterin soeben sagte. Doch den Fürsten, den hat man anfangs im ganzen Schlosse gesucht und nicht finden können."

Ein verschmitzter Blick schoß aus Lisettens blitzenden Augen. Irene zuckte zusammen. Also wirklich, während der Fürst vor ihr auf den Knieen lag, überwand sein Weib die bittersten Schmerzen, die sie zur Mutter, zur Mutter seines Kindes machten! Von ihrer Schwelle mußte er an das Lager seiner Gattin, an die Wiege seines Sohnes treten! Wie glücklich fühlte sich Irene in diesem Augenblick, daß er und daß auch sie es mit freier Stirn, mit gutem Gewissen thun konnte.

Jetzt erst fiel ihr ein, daß ihr Platz bei ihrer Herrin sei. Sie warf sich schnell ein dunkles Gewand über das weiße Nachtkleid und eilte hinaus.

Im Vorzimmer der jungen Fürstin begegnete sie deren Wärterin, die schon mehrere Wochen im Schlosse war und Irene genau kannte.

„Ach, gnädiges Fräulein, es ist gut, daß Sie kommen. Ihre Hoheit haben schon nach Ihnen gefragt", sagte die alte Frau, die Irene besonders ins Herz geschlossen hatte.

„Wer ist bei der hohen Kranken?" fragte Irene.

„Die Fürstin Mutter ist im Nebengemach.

„So melden Sie mich."

Die Frau verschwand und nach wenigen Minuten erschien die Gräfin Walbersal. „Ihre Hoheit, die Fürstin Christina könne Irene nicht annehmen, außerdem versehe sie, die Gräfin Walbersal nämlich, den Dienst bei der jungen Fürstin", sagte sie.

„Aber Ihre Hoheit haben soeben wieder nach der Comtesse verlangt, als sie deren Namen gehört", wagte die Wärterin, die hinter der Gräfin stand, einzuwenden.

„Schweigen Sie!" herrschte diese die Frau an und fuhr zu Irene fort, daß sie sich auch am nächsten Tage umsonst bemühen würde, da die Fürstin sie nicht empfangen könne. Irene fühlte sehr gut die absichtliche Beleidigung, die in diesen Worten lag, doch ehe sie noch etwas erwiedern konnte, schritt der Fürst, der im nächsten Zimmer auf- und abgehend, Alles mit angehört hatte, über die Schwelle. Er trat an Irenens Seite.

„Sagen Sie meiner Mutter", wandte er sich bestimmt an die alte Hofdame, „daß ich für die Comtesse Zutritt begehre."

Kein Wort wurde zwischen den Beiden gewechselt, während die Gräfin Walbersal den Auftrag des Fürsten ausrichtete. Da rauschte die Fürstin Christina selbst herein und an dem krampfhaften Zucken ihrer Mundwinkel sah man ihre heftige Erregung.

„Ich muß doch sehr bitten, daß meine Befehle hier mehr respectirt werden", wandte sie sich an die Wärterin, „denn Sie, Schuhmann, müßten wohl am besten wissen, wie in das Zimmer einer Wöchnerin vor allem Ruhe gehört, um jede Aufregung zu vermeiden."

„Bitte unterthänigst um Vergebung, Hoheit", antwortete die Frau, „aber es regt eine Kranke mehr auf, einen Wunsch zu verweigern, als zu gewähren, das weiß ich aus langjähriger Praxis."

„Ich kann aber die Comtesse nicht zutreten lassen. Sie riechen zu stark nach Odeur, meine Liebe, das ist schädlich", richtete die Fürstin ihre Worte jetzt direct an Irene.

„Meine Frau verlangt die Comtesse zu sehen, Mama, und das genügt", antwortete der Fürst an Irenens Stelle mit besonderer Betonung. „Was den Odeur betrifft, so scheint das eine Sinnestäuschung Ihrerseits zu sein."

Die Fürstin zitterte vor Wuth.

„Willst Du wirklich Deine Maitresse an das Bett Deiner Gattin führen?" zischte sie dann dem Fürsten zu, doch deutlich genug, daß es Irene vernehmen konnte.

Noch um einen Schein bleicher wurde das junge Mädchen, sonst verrieth kein Zug in ihrem Gesicht, wie tief schmerzlich sie der Pfeil getroffen hatte, aber die Stirnader des Fürsten schwoll dunkelroth an, wenn er auch die Antwort, die ihm auf den Lippen schwebte, unterdrücken mußte, wie die kindliche Ehrfurcht und ein flehender Blick aus Irenens Augen ihm gebot; denn es war seine Mutter, die das Wort ausgesprochen hatte. Keine Silbe erwiederte er deshalb, sondern, indem er Irene ritterlich den Arm bot, den diese ohne Scheu annahm, öffnete er entschlossen die Thür.

„Ich, der Fürst, fordere Eintritt für die Comtesse Windeck und ich selbst werde sie über diese Schwelle und an das Lager meiner Frau führen!"

Ohne die erstarrt Zurückgebliebenen noch eines Blickes zu würdigen, schloß er die Thür hinter sich und Irene. Die Fürstin Christina aber sank beinahe ohnmächtig in die Arme ihrer Hofdame.

Leise trat Irene in das halbdunkle Gemach, wo die junge Mutter ruhte. Als sie an das Lager trat, bemerkte sie auch die Fürstin. Mühsam streckte sie ihr die Hand entgegen.

„Endlich, Irene", sagte sie mit matter Stimme, „ich habe schon lange auf Sie gewartet."

Das junge Mädchen antwortete nicht, doch Thränen rollten über ihre Wangen und näßten die schlanken Finger der Kranken, die wie eine blasse Lilie in den weißen Kissen ruhte. Schweigend stand der Fürst daneben und still ergriff Irene seine Hand um sie in die seiner Gattin zu legen. Ein dankbarer Blick glänzte in den Augen der jungen Fürstin, als sie den warmen Händedruck ihres Mannes fühlte. Dann nahm Irene das Kind aus der Wiege, die neben dem Bette stand und nachdem sie selbst einen leisen Kuß auf den rosigen, kleinen Mund gehaucht hatte, reichte sie es dem Fürsten, der es jetzt zum ersten Mal voll heiligen Vaterglücks an die Brust drückte, dann

gab er es der Mutter in die Arme, deren Blick voll heißer Liebe Gatten und Kind umfaßte und in froher Hoffnung strahlte. Darauf bettete Irene das kleine Wesen mit mütterlicher Sorge wieder in die weichen Kissen, während der Fürst vor dem Lager seiner Gattin kniete, sein Gesicht in deren Hände barg und im Geiste der Wahrheit ihr zum ersten Mal den heiligen Eid ewiger Treue schwur. Irene aber verließ stillschweigend das Gemach und schritt freudigen Herzens ihrem Zimmer zu, denn sie fühlte, daß die beiden Gatten in diesem Augenblick durch sie aufs Neue und für immer verbunden waren.

XVII.

Es war spät nach Mitternacht, als Irene wieder in ihrer Wohnung anlangte. Da fiel ihr das Duell ein, welches sie auf jeden Fall verhindern wollte, aber um diese Stunde war es ihr unmöglich, Eduard zu sprechen, oder sonstige Schritte dagegen zu thun, auch war ihre Erschöpfung so groß, daß sie ermattet in einen Sessel sank und der Schlaf sie sofort überwältigte.

Als Irene erwachte, war es bereits Morgen und der Himmel strahlte im rothen Glanze des nahenden Tages. Erschreckt fuhr sie auf, denn sie erinnerte sich, daß Eduard die Zusammenkunft mit Manzona sehr früh bestimmt hatte. Vielleicht kam sie schon zu spät, das Duell zu verhindern; der Gedanke trieb sie zur größten Eile an. Schnell nahm sie einen Umhang, setzte einen dichtverschleierten Hut auf und schritt dem Portale des Schlosses zu. Der Portier sah sie erstaunt an und auf ihre Frage, ob Graf Eduard das Palais schon verlassen habe, nickte er, indem er hinzufügte, daß diesen Morgen schon mehrere Herren so früh auf wären; sie schienen zur Jagd zu sein.

Irene hörte die Worte des Alten gar nicht mehr, sondern eilte immer weiter, ohne die verwunderten Gesichter der ihr begegnenden Bürger und Arbeitsleute zu beachten, bis sie zum Marktplatze gelangte, wo sie glücklicherweise eine Droschke fand.

Rasch bestieg sie dieselbe und befahl dem schläfrigen Kutscher nach dem Walde zu fahren, in dem das bekannte Försterhaus lag, denn eine Ahnung sagte ihr, daß hier das Rendezvous stattfinden würde, weil es außerdem der einzig dazu geeignete Ort in der Umgegend der Stadt war. Sie versprach dem Kutscher ein doppeltes Trinkgeld, wenn er so rasch fahren wollte, als seine Pferde laufen könnten. Bald verriethen ihr denn auch auf der Chaussee die zweifachen, frischen Räderspuren im Sande, daß sie den richtigen Weg eingeschlagen hatte und endlich an einer Biegung der Landstraße traf sie zwei Wagen, deren Insassen ausgestiegen waren, während die Kutscher gemüthlich bei ihren Cigarrenstummeln schwatzten und sich wenig um den Zweck ihres so zeitigen Ausfluges sorgten.

Rasch sprang auch Irene aus ihrer Droschke und wandte sich nach erfragter Weisung dem Seitenpfade zu, der gerade zu der Lichtung führte, wo sie einst die unangenehme Begegnung mit Manzona gehabt hatte. Sie flog mehr, als sie ging, und bemerkte nicht, daß der Morgenthau, der in den Gräsern glänzte, den Saum ihres Kleides netzte. Ihre Wangen waren heiß geröthet, ihr Busen klopfte hörbar, aber sie fühlte keine Müdigkeit, denn der Wunsch, noch zur rechten Zeit zu kommen, um das Duell verhindern zu können, trieb sie vorwärts.

Im Laufe des Abends hatte Ed
der Garniſon, einen langjährigen F
betraut und gebeten, ihm Secundan
blieb natürlich erfolglos, die Forderung auf Piſtolen wurde von Manzona angenommen und das Rencontre auf den nächſten Morgen feſtgeſetzt. Eduard verbrachte die Nacht, indem er ſeine Papiere ordnete und in einem langen Briefe an Irenens Mutter die Ueberzeugung von deren Unſchuld ausſprach. Außerdem vermachte er der Gräfin Iſabella, für den Fall, daß er nicht wieder vom Duell zurückkehren ſollte, den größten Theil ſeines Privatvermögens, während die Familiengüter an eine entfernte Seitenlinie fallen mußten. So kam der Morgen. Er war noch im Reiſeanzug, ſandte auch ſeinen Diener mit dem Gepäck nach dem Bahnhof, da er den nächſten Zug nach Paris benutzen wollte, wenn der Ausgang des Duells für ihn glücklich wäre. Zur feſtgeſetzten Stunde trafen die Gegner mit ihren Secundanten auf dem beſtimmten Platze ein. Eduard ſah ruhig dem Zweikampf entgegen, da es ihm ja nur erwünſcht war, daß des Feindes Kugel ſeinem Leben ein Ende mache. In des Italieners Augen aber blitzte wilder Haß, der Irenen ſo wie dem galt, der ſo willig ſein Leben für ſie preisgab, doch er war zu ſehr mit den erſten Geſetzen eines ſichern Schützen bekannt, als daß er ſich hätte von ſeinen Gefühlen beherrſchen laſſen. Mit der vollſtändigen Gewandtheit eines Weltmannes begrüßte er Eduard, der mit kaum merklichem Kopfneigen dankte.

Der vorgeſchriebene letzte Ausſöhnungsverſuch wurde eben nur der Form wegen und ſo ſchnell als möglich gemacht, da beide Secundanten von vorn herein von deſſen Nutzloſigkeit überzeugt waren. Man ſchritt daher ſchnell zu den nöthigen Vorbereitungen, der Wahl der Waffen und Abmeſſung der Diſtanzen. Manzona folgte dem ganzen Arrangement mit dem geſchäftlichen Intereſſe eines geübten Kenners, der ſich auch nicht eine Minute über das ſichere Ziel ſeiner Kugel beunruhigt, während Eduard abſeits in tiefem Schweigen verharrte.

Die Duellanten nahmen ihre Stellung ein, noch einmal trafen ſich ihre Blicke, . . . ein doppelter Schuß knallte, Eduard ſtürzte zuſammen und in demſelben Augenblick erſchien mit lautem Aufſchrei eine ſchwarze Frauengeſtalt auf dem Kampfplatze. Ehe die beſtürzten Herrn ſie noch erkannt und zurückhalten konnten, kniete Irene neben Eduard und hatte ſeinen Kopf an ihre Bruſt gelehnt. Die Kugel war durch das rechte Schulterblatt gegangen und ein dicker Blutſtrom ſchoß aus der Wunde über Irenens Gewand und ihren weißen Arm, der aus den ſchwarzen Spitzen leuchtete. Der Arzt trat hinzu, unterſuchte die getroffene Stelle und conſtatirte, daß die Verletzung nicht unbedingt tödtlich aber jedenfalls ſehr gefährlich ſei.

Eduard ſelbſt hatte die Augen geſchloſſen und lag ohne Beſinnung da. Der Italiener war unverſehrt, aber Irene würdigte ihn keines Blickes. Sie hatte bald ihre ganze Beſonnenheit wiedergewonnen und mit ruhiger Sicherheit, der ſich Niemand entgegenzuſetzen wagte, ordnete ſie an, daß man ihren Wagen herbeiſchaffen möge.

Der Arzt, ein älterer, verſtändiger Mann, fragte, wohin ſie den Kranken bringen wollte. Ja, wohin? Daran hatte ſie ſelbſt noch nicht gedacht. Aber ins Palais zurück, das war unmöglich und bis zu ihrer Mutter konnte ſie ihn in dieſem Zuſtand doch auch nicht transportiren. Unentſchloſſen ſah ſie den Doctor an

„Wollen Sie denn bei dem Kranken bleiben?“ sagte er.

„Gewiß, ich verlasse ihn nicht!“ rief Irene aus. „Ich will gern Tag und Nacht bei ihm wachen, aber sagen Sie mir, daß er gerettet wird.“ Er zuckte die Achseln. „Das liegt nicht in meiner Hand“, erwiederte er dann, „bei sorgsamer Pflege hoffe ich jedoch, daß er erhalten bleibt. Dann überlegte er eine Weile und sagte endlich zu Irene, daß er in der Nähe der Stadt eine Villa wisse, die leer stände und zu vermiethen sei, da die Besitzerin, eine kränkliche Dame, den Winter im Süden zubringe. Rasch entschloß sie sich auf den Vorschlag einzugehen und dahin setzte sich der Wagen in langsamem Schritt in Bewegung.

Die Wochen, welche Irene am Krankenbette durchzumachen hatte, waren nicht leicht, denn ein heftiges Wundfieber stellte sich ein und brachte Eduard mehrmals an den Rand des Grabes, aber seine gesunde Natur überwand den Tod und die unermüdlichste Pflege unterstützte sie. Die Gräfin Isabella hatte zum ersten Male wieder ihr einsames Schloß verlassen, um die Tochter in der Sorge um den theuern Kranken zu unterstützen. An ihrer Brust weinte Irene den doppelten Schmerz aus und sie allein verstand es mit liebenden Worten das erregte Gemüth ihres Kindes zu beruhigen, obgleich sie in deren Seele nochmals den Kampf der eignen Jugend durchlebte.

Der Fürst ließ sich täglich nach dem Befinden des Patienten erkundigen; aber er kam nicht selbst und Irene dankte ihm für die zarte Rücksicht, die sie darin erkannte. Erst nach mehreren Monaten genaß Eduard unter der sorgsamen Pflege der beiden Frauen, da nahm er aufs Neue Abschied, um in der Ferne nicht Vergessenheit, sondern Ruhe zu suchen.

„Ich glaube an Dich!“ waren seine letzten Worten, als er beim Abschied Irene die Hand reichte. Sonst war die Vergangenheit nie zwischen ihnen erwähnt worden.

Kurz nach dem Duell verschwand Manzona plötzlich vom Hofe und mit ihm Lisette. Man hörte nie etwas wieder von den Beiden, als jedoch Irene ihre Sachen erhielt, fehlten ihr verschiedene Schmuckgegenstände, die mit der Zofe verschwunden waren. Erst nach mehreren Jahren las man in den Zeitungen, daß ein berüchtigter Schwindler, der sich auch längere Zeit für einen Grafen Manzona ausgegeben habe, bei seinen Betrügereien ertappt und der Gerechtigkeit überliefert worden sei.

Die Fürstin Christina verließ kurze Zeit nach diesen Begebenheiten die Residenz, um sich auf ein entfernt gelegenes Schloß, das ihr als Witwensitz angewiesen worden war, zurückzuziehen. Sie kam nur noch selten an den Hof ihres Sohnes und die junge Fürstin blühte erst jetzt zu frischer, voller Schönheit auf, glücklich an der Seite ihres Gatten und in der Liebe ihrer Kinder. Wohl nie hat sie das Opfer erfahren, womit dieses Glück begründet wurde, vielleicht aber sagte es ihr eine leise Ahnung, denn als sie nach einigen Jahren dem Fürsten ein Töchterchen schenkte, bestand sie darauf, daß dasselbe in der Taufe den Namen „Irene“ erhielt.

Zwei Jahre waren vergangen, die Irene in der Stille der Einsamkeit, der Erinnerung und dem Vergessen geweiht hatte und durch einen neuen, bittern Schmerz versank nach und nach das alte Leid. Sie mußte die Mutter begraben, die ein früher Tod aus dem freudelosen Dasein rief. Ganz allein und verlassen stand Irene täglich an dem Hügel, der die irdischen Reste der Verblichenen barg und hier war es, wo sie Eduard nach dessen Rückkehr die Hand zu einem Bund für alle Zeit reichte. Was ihr früh entblättertes

Leben noch bieten konnte, das gab sie ihm gern und war ihm eine liebe Freundin und treue Gefährtin. Ihre Ehe war kinderlos, aber sie fand eine große, zahlreiche Familie in den Armen und Hülfsbedürftigen, die sie „ihren guten Engel“ nannten!

Terzinen.

I.

Du zürnst, daß ich kein Lied an Dich gerichtet.
Indessen früher ungetreuen Schönen
Ich manches süße Liebeslied gedichtet.
Du weißt, ich bin noch heute reich an Tönen
Und könnte schnell mit einem ganzen Bogen
Der zärtlichsten Sonette Dich versöhnen;
Doch, stolzer Schwan, warum willst Du in Wogen
Des Liedes matt Dich wiederspiegeln lassen,
Die Deinen Glanz nur flüchtig eingesogen?
Ich könnte nur mit dürftigen und blassen
Gestalten Deine Schönheit wiedergeben,
Im Nebelbilde sie nur leicht erfassen —
Als einst der Schöpfer Dich geweckt zum Leben
Schuf er Dich so, daß nichts Dich könnte krönen
Und kein Vergleich Dich könnte noch erheben:
Er sang in Dir das Hohelied des Schönen. —

II.

Wenn ich des Abends in Dein Stübchen trete,
Ist mir, als wenn von einem Hochaltar
Mich sinnberückend Weihrauchduft umwehte —
Als Tempel stellt der enge Raum sich dar
Und wie das Licht sich bricht an Kirchenbogen
Verklärt es hier auch Alles wunderbar.
Am Fenster, das von Epheu rings umzogen,
Weilst Du und scheinst ein frischbekränztes Bild,
Ein Altarbild von Glorienschein umflogen.
Aus Deinen Blicken reicher Trost mir quillt —
Fromm drängt es mich, auf meine Knie zu fallen,
Es segnet Deine kleine Hand mich mild.
Ich bete, ach, es ist ein kindlich Lallen —
Doch lächelst Du und neigst Dich tief herab,
So daß die dunkeln Locken mich umwallen.
Dein reiner Mund mir bald Erhörung gab —
Du küssest hell mir meine Augenlider
Und streifst den Staub der Erde von mir ab.
Wie sich der Heiland bog zu Peter nieder
Und dreimal bei der ernsten Frage blieb,
So richtest Du an mich von neuem wieder
Dieselbe Frage nur: „Hast Du mich lieb?“

Theobald Nöthig.

Merkwürdige Justizmorde.

II. Das Blutgericht in Thorn. Von Franz Hirsch.

Wohl Jeden, dessen historisches Gerechtigkeitsgefühl sich gegen das Unrecht sträubt, welches eine parteiisch, confessionell gefärbte Publicistik ganzen kirchlichen Instituten zu Theil werden läßt, mag einmal das Gefühl einer ethischen Reaction gegen all' die böse Nachrede beschlichen haben, die man dem Orden der Societät Jesu, den Jesuiten, nunmehr schon seit drei Jahrhunderten gemacht hat. Wer mittelalterlicher Geschichtsforschung nicht fremd ist, der wird wohl oft Gelegenheit gehabt haben, sich achselzuckend von dem einfältigen Geschwätz abzuwenden, daß die ganze mittelalterliche Möncherei trotz ihrer unschätzbaren Culturarbeit für die Gesittung dunkler Zeiten blind als verdummendes Pfaffenthum verdammt. Hat doch schon allein der intelligente Orden der Benedictiner das ehrwürdigste Anrecht auf die Verehrung jedes Freundes deutscher Culturgeschichte, er, der unsere Sümpfe ausgetrocknet, unsere Urwälder gelichtet, die ersten Schulen errichtet, Millionen Gewissen in ihrer Bedrängniß mit Rath und That geholfen und in fleißiger Scribentenarbeit uns die Schätze der classischen Literatur wie die Anfänge des deutschen Denkens und Dichtens gerettet hat. Solch stiller, aber unleugbarer Culturarbeit gegenüber taucht denn auch manch Bedenken gegen den schlechten Ruf des Jesuitenordens auf, der über tausend Jahre nach den Benedictinern erstand und nicht die friedliche, sondern die streitende Kirche bedeuten sollte. Und doch sind alle — auch die herbsten Vorwürfe, die man der Societät mit dem blasphemirenden Namen gemacht hat, nur zu wohl begründet; und doch verdient kein religiöser Verein, keine Secte gleiche Verabscheuung, trägt keine auf ihren Wegen so das Kainszeichen des Verbrechens an der Menschheit an sich, wie der Orden der Jesuiten. Ja, die Presse hat Recht gehabt, diese Turcos der ecclesia militans schonungslos zu befehden; freilich überzeugt von der Gemeinschädlichkeit dieses Ordens nicht ein ziellosses Schelten, sondern nur die Beleuchtung ihrer dunklen Thaten durch die helle Leuchte der Geschichte.

Wie oft hat der Preußenhaß oder besser die Preußenfurcht nicht dem mächtigsten deutschen Staat es zum Verbrechen angerechnet, daß er an der Theilung Polens participirt hat! Hier ist nicht der Ort für staatsrechtliche Deductionen, aber das sei hier gezeigt, daß es eine geschichtliche Nemesis giebt. Die nachfolgende Schilderung, die ein blutiges, aber wahrheitsgetreues Bild von dem Treiben der polnischen Jesuiten und der jesuitischen Polen giebt, wird es klar erweisen, daß die Besitzergreifung Westpreußens durch die deutscheste Großmacht eine Vergeltung gewesen ist für das himmelschreiende Unrecht, daß der liederlich verkommene slavische Feudalstaat an dem deutschen Bürgerthum begangen hat — achtundvierzig Jahre vor der Besitzergreifung Westpreußens durch die Verwaltung Friedrichs des Großen.

Vor mir liegt ein alter in Schweinsleder gebundener Foliant, der mir seit den Tagen, da mir die Anfänge geschichtlichen Verständnisses aufdämmer-

ten, immer von großem Interesse gewesen ist. In der Ecke eines Bücherrepositoriums in der reichhaltigen Bibliothek meines Vaters stand er, bestäubt, mürrisch wie ein alter Herr dreinschauend, der knurrte, wenn er selten genug von einem Curiositätenfreund in die Hand genommen ward. Dies merkwürdige Schweinslederbuch führt den Titel:

„Das betrübte Thorn oder die Geschichte, so sich zu Thorn von dem 11. Juli 1724 bis auf gegenwärtige Zeit zugetragen. Aus zuverlässigen Nachrichten unverfänglich zusammengetragen und der Recht und Wahrheit liebenden Welt zur Beurtheilung mitgetheilt. Mit Kupffern, Berlin, bey Ambrosius Haude, privilegirten Buchhändler, 1725."

Dies Buch, das mit seinen actenmäßigen Belegen die sicherste Quelle für die Kenntniß eines, merkwürdiger Weise von den bekannten Sammlungen interessanter Criminalfälle und Justizmorde ganz ignorirten Justizmordes der gröblichsten Art bietet, ist selten. Der Verfasser ist nie ermittelt worden, doch galt in Thorn selbst, der Stätte jenes blutigen Vorganges, eines der jesuitischen Opfer, das durch königliche Gnade dem Henkerschwert entrann, der Vicebürgermeister Zernecke, den wir weiter unten kennen lernen werden, als der Autor.

Daß Thorn in Westpreußen eine der blühendsten Handelsstädte des deutschen Ordenslandes und auch später unter polnischem Schutz eine reiche, von den verkommenen polnischen Städten viel beneidete Stadt gewesen, daß es sich seinen deutschen Charakter mit Zähigkeit mitten unter slavischen Umwohnern bewahrt hat, dürfte dem Geschichtskundigen nicht fremd sein. Noch kurz vor der Zeit der preußischen Besitznahme von Thorn (1793) rief ein thornischer Bürgermeister, als die Polen ihm in Warschau zumutheten, polnisch zu sprechen mit stolzer Entrüstung aus: „Ein thornischer Bürgermeister brauche seinen Mund nur zu öffnen, um deutsch oder lateinisch zu sprechen"; und ähnlich mußte, wer sich in die thorner Zünfte aufnehmen lassen wollte, genau seine deutsche Abkunft mehrere Generationen hindurch nachweisen.

In dieses altbewährte Deutschthum der reichen Weichselstadt hatte sich seit der polnischen Oberschutzherrschaft (1466) der Pole einzunisten gesucht, wenn auch vergeblich. Die städtischen Ehrenstellen blieben für ihn unerreichbar und wenn ein racheschnaubender oder beutelarmer Buschklepper von Edelmann die Städter im Weichbilde der Stadt überfiel, so ahndete die starke Hand des thorner Raths solchen Frevel mit peinlichem Recht. Der Haß des Polenthums gegen die reiche unabhängige deutsche Stadt nahm natürlich nicht ab und das Blutdrama von 1724 ist nur der endlich vollzogene Racheact für jahrhundertlange slavenfeindliche Gesinnung der Deutschen in Thorn, der ältesten Stadt, die der deutsche Orden in Preußen gegründet und mit westfälischen, rheinischen und niedersächsischen Ansiedlern bevölkert hatte.

Die Religionsfreiheit, die in Thorn herrschte, sollte dem spanischen Pfeffer, der auf der polnischen Brühe schwamm, den in Polen dominirenden Jesuiten Gelegenheit geben, Polen und den Katholicismus an der ihrer Majorität nach protestantischen Stadt, in welcher fast nur die polnische Dienstbotenbevölkerung katholisch war, zu rächen.

Die Religionsverhältnisse in Thorn lagen derart, daß nach Einführung der Reformation daselbst die Protestanten durch ein Decret des Königs Sigismund August von 1557 im Besitz der vier Kirchen blieben, der Kirchen zu St. Johann, St. Jacob, St. Marie und St. Georg. Jedoch wurde den

Katholiken die Concession gemacht, die Johanniskirche zur Simultankirche zu erheben, in der (ein in unserer fortgeschritteneren (?!) Zeit unmögliches Ding) abwechselnd protestantischer und katholischer Gottesdienst gehalten wurde. Durch die Intriguen des Bischofs von Culm kam es jedoch schon 1593 dahin, daß die Johanniskirche den Lutheranern durch ein königliches Decret abgesprochen und den Katholiken ganz allein zuerkannt wurde. Der Rath fügte sich widerstrebend, behielt sich aber ausdrücklich vor, daß in die zur Johanniskirche gehörende lateinische Schule keine Jesuiten als Lehrer gesetzt werden sollten. Auch dieses Verbot wurde durch einen spätern culmer Bischof null und nichtig gemacht. Schon 1605 wurde durch den ganz in Jesuitenhänden befindlichen König Sigismund III. ein Rescript erlassen, wonach die Jesuiten in Thorn frei Schule halten durften. Trotz aller Proteste des Raths von Thorn, dem sich die Magistrate von Danzig und Elbing anschlossen, blieb es bei dieser Verordnung! Die Jesuiten hatten in Thorn Wurzel gefaßt und es gab nunmehr neben dem protestantischen Gymnasium zu St. Marien eine Jesuitenschule zu St. Johann, die eifrig von den Söhnen des kleinen polnischen Adels besucht wurde.

Auch die katholische Propaganda in der Stadt regte sich, seit die Jesuiten, diese Ingenieure des Papstthums, dort lehren und predigen durften. Bis dahin waren Processionen an hohen Festtagen nur innerhalb des umfriedeten Johanniskirchhofs gestattet gewesen, jetzt aber wußten es die Jesuiten bald (1643) durchzusetzen, daß die Processionen sich über die beiden Märkte und die Straßen erstrecken durften. Reibereien zwischen den protestantischen und jesuitischen Studenten (so wurden die Schüler beider Institute genannt), gab es natürlich von nun an vollauf. Die Jesuiten aber ihrerseits ruhten nicht, als bis sie auch die zweite Kirche für ihren Glauben erobert hatten. Die St. Jacobskirche in der Neustadt wurde durch Aufweisung falscher Schenkungsurkunden und geschickt angefertigter Pergamente den Protestanten durch das allezeit zu Gunsten der Jesuiten bereite königliche Decret abgenommen und den Benedictinernonnen, die seit 1655, wo ihr Kloster in der Belagerung niedergerissen worden, in Privathäusern wohnten, eingeräumt. Das geschah 1667 trotz aller Proteste des Rathes und der Bürgerschaft. Die Protestanten waren jetzt also nur im Besitz zweier Kirchen, der Marienkirche und der kleinen Vorstadtkirche zu St. Georg, während die Katholiken durch den Eifer der Jesuiten die zwei größten und schönsten Kirchen der Stadt innehatten.

Auf dem Kirchhof der obengenannten Jacobskirche sollte der erste Act des blutigen Dramas spielen, von dem wir hier berichten wollen und zwar genau mit den Worten des Berichts, den der Rath der Stadt Thorn dem polnischen Senat überreichte. Das Original ist in lateinischer Sprache, wir geben daher den Bericht in deutscher Uebersetzung wieder:

„Am 16. Juli 1724 hielten die Katholiken auf dem Kirchhof der St. Jacobskirche, welche die Nonnen inne haben, eine feierliche Procession. Es standen dabei — und zwar außer dem Kirchhof und mit entblößten Häuptern einige lutherische Bürgerskinder und andere aus der Nachbarschaft herbeigekommene junge Leute. Diese fiel ein Jesuitenstudent an und unterstand sich, dieselben theils durch ehrenrührige Worte, theils durch Ohrfeigen zu zwingen, auf die Kniee zu fallen. Weil nun dieser Streich besagtem Studenten dieses Mal, ohne geahndet zu werden, gelungen, so unterstand er sich, etwa zwei Stunden nach der Procession, auch andere Bürgerssöhne und

deren Diener, ohne alle Veranlassung, thätlich zu beleidigen. Als einige Bürger den Jesuitenstudenten zur Rede stellten, holte er sich mehrere seiner Commilitonen und diese griffen mit Steinwürfen und Schlägen die genannten Bürger an. Inzwischen kamen die Stadtsoldaten und nahmen den Anführer auf frischer That in Arrest. Als die übrigen Jesuitenstudenten das erfuhren, liefen sie den folgenden Tag in großer Zahl zusammen, erregten einen neuen Tumult, fielen einen von den Bürgern, die sie den Tag vorher geschlagen, auf offener Straße an, verfolgten denselben bis in seine Behausung und drangen mit großem Ungestüm auf die Loslassung ihres arretirten Kameraden, ja, als andere Bürger dem Bedrängten zu Hülfe kamen, ergriffen die polnischen Studenten ihre Säbel und zwangen die Bürger, zu flüchten. Indessen war die Wache herbeigekommen und hatte auch den Anführer dieses Haufens arretirt; der andere Tumultant aber war bereits vom Stadtpräsidenten ohne Strafe entlassen worden. Da der Präsident jedoch den andern Studenten nicht eher freigeben wollte, als bis er mit dem Pater-Rector der Jesuitenschule wegen des Excesses conferirt, versuchten die Jesuitenstudenten ihren Kameraden mit Gewalt in Freiheit zu setzen und als das nicht glückte, mißhandelten sie einen lutherischen Bürger auf offener Straße mit scharfem Säbel und tobten wüthend durch die Straßen. Als sie dabei einen deutschen Studenten vor seiner Hausthür stehend antrafen, mißhandelten sie ihn, schleppten ihn nach dem Jesuitencollegium und steckten ihn daselbst in ein Kellergefängniß. Als einige Leute, die vor dem Collegium stillstanden, das zusahen, fielen die Studenten auch diese Zuschauer mit bloßen Säbeln an und dieser Unfug dauerte so lange, bis endlich auf Befehl des Präsidenten die Stadtsoldaten anrückten und die Tumultuanten in das Collegium hineinjagten. Sofort schickte nun der Präsident einen Stadtsecretair an den Pater-Rector, damit der eingekerkerte deutsche Student losgegeben werde, allein, da der Pater-Rector die Freilassung Jenes verweigerte, bevor nicht auch der polnische Student auf freien Fuß gesetzt sei, so versammelte sich der nunmehr überaus erbitterte Pöbel vor dem Jesuitencollegium, ohne jedoch eher etwas zu unternehmen, als bis man aus dem Collegium mit Steinen zu werfen anfing. Nun brach die Wuth des Volkes los und alle Fenster des Collegiums wurden zertrümmert. Inzwischen kam der zur Vermittlung in das Collegium gesandte Stadtsecretär heraus und suchte die Menge zu beschwichtigen; auch brachte die Stadtmiliz den Haufen auseinander und besetzte das Thor des Collegiums, um das Eindringen des Pöbels zu verhindern. Da aber die Studenten wieder Steine hinauswarfen, ja sogar auf das Volk schossen, brach die empörte Menge mit rasender Wuth in das Collegium ein, ohne daß die Milizposten es hindern konnten. Der Pöbel ruinirte alle Zimmer und Mobilien, um so mehr als noch fortwährend aus den Fenstern auf ihn geschossen wurde. Zuletzt machte der aufgeregte Haufen ein Feuer vor dem Collegium an und warf allerlei Holz (varia ligna) in dasselbe, bis endlich Bürgerschaft und Miliz in starker Anzahl herzukamen und den Pöbel auseinander trieben. Es ist aber unwahr, wenn behauptet wird, daß das Volk Bilder der Heiligen und der heiligen Jungfrau Maria verbrannt habe, indem weder in der am folgenden Tage angestellten Untersuchung, noch auch bei den späteren Inquisitionen der geringste Beweis dafür sich gefunden hat. So ist es auch unwahr, daß der Rath am selben unglücklichen Tage, eine Stunde früher hätte die Stadtthore schließen lassen, als gewöhnlich; das nur ist richtig, daß den Tag darauf die

Thore geschlossen waren, damit die Urheber und Rädelsführer des Tumults nicht entweichen sollten. Was endlich die Jesuitenstudenten sich für große Freiheiten herauszunehmen pflegen, das beweisen außer diesem Fall auch noch viel ähnliche Vorgänge an den Orten, wo Jesuitenschulen sind."

So weit der amtliche Bericht. Die Jesuiten freilich machten aus diesem Tumult durch wahrheitswidrige Entstellungen des Sachverhalts ein Verbrechen gegen Religion und Staat, das nur durch Blut zu sühnen sei. Jetzt war die willkommene Gelegenheit da; jetzt konnten sie die Stadt tief demüthigen und den Jesuitismus in Thorn unter der Firma Restitution des beleidigten katholischen Glaubens für immer befestigen. Die Hauptanklage der Jesuiten gegen die Stadt und ihre Verwaltung richtete sich darauf, daß die Bildnisse der Heiligen und besonders das Bildniß der Jungfrau Maria von der Menge beschimpft und verbrannt sei; letzterm Bilde habe man höhnend zugerufen: „Jungfräulein, fliehe aus dieser Flamme, hilf Dir selbst, da Du doch von den Papisten eine Helferin der Menschen genannt wirst." Neben diesem entsetzlichen Verbrechen erscheinen die übrigen Anklagen der Jesuiten, daß angesessene Bürger und Meister an dem Tumult Theil genommen (während es notorisch nur wirklicher Pöbel war), daß die Tumultanten zuerst geschossen hätten, daß der Magistrat den Unfug begünstigt und die Haupträdelsführer habe entwischen lassen ꝛc. — so lügenhaft sie sind, nur als Nebenumstände. Unsere Leser werden ja aus der nüchternen, maßvollen Darstellung des Rathes ersehen haben, wo die Urheberschaft des bedauerlichen Tumultes zu suchen war. Die polnische Gerechtigkeit aber, die durch die Brille des Jesuitismus und des Deutschenhasses sah, dachte anders, obwohl damals ein deutscher Fürst an der Spitze des polnischen Staatswesens stand, der selbst vor siebenundzwanzig Jahren noch Protestant gewesen. König August der Starke war schwach genug, die Gerechtigkeit durch den Haß beugen zu lassen.

Der Rechtsgang in der thornschen Sache war ein sehr einfacher. Die Jesuiten brachten am Warschauer Hof ihre Klage gegen die Stadt an und darauf hin wurde eine königliche Untersuchungscommission eingesetzt, die an Ort und Stelle den Thatbestand untersuchen sollte; zwei Bischöfe, drei Woiwoden und außerdem neunzehn Kronwürdenträger — alles Polen — wurden zu Mitgliedern der Commission ernannt, der der Reichsfiscal (etwa unserm Generalstaatsanwalt entsprechend) Nakwaski als öffentlicher Ankläger beigegeben wurde. Sehr richtig bemerkt hierzu der Autor des „Betrübten Thorn": „Diese Veranstaltung hatte den Schein eines sonderbaren Eifers für die Gerechtigkeit, in der That aber war sie theils unnöthig, dieweil sie kein Aufruhr noch Beleidigung der Majestät des Königs oder der Hoheit der Republik, sondern nur ein solch Verbrechen vorhanden war, darüber die Erkenntniß der Obrigkeit des Orts, als ordentlichem Richter über alle peinlichen Sachen, nach eigenem Recht, gebühret." Und nun führt der Autor Präcedenzfälle auf, in denen sich die Krone Polens niemals in die Angelegenheit der städtischen Gerichtsbarkeit zu nennen gewagt hätte.

Die Commission trat am 16. September, also zwei Monate nach dem Tumult zusammen. Gleichzeitig wurde der Commandant der thorner Miliz verhaftet und die Besatzung durch zwei Compagnien polnischer Krongarde verstärkt. Auf dem Rathhause hielt die Commission ihre Sitzungen und lud den Rath, der sich anfangs sträubte und sich auf seine Privilegien stützte vor. „Den 18. — heißt es im „Betrübten Thorn" — wurde der Anfang mit Abhörung der Zeugen gemacht, womit, so lange der Bischof von Plock,

der Woiwode von Culm und noch einige Wenige, bei denen Billigkeit und Bescheidenheit nicht gar ausgethan gewesen, zugegen waren, es noch leidlich zugegangen. Sobald aber diese sich hinweg begeben und der Bischof von Cujawien, nebst dem Kronkämmerer Fürsten Lubomirsky, Beide geschworene Feinde der Thorner, freiere Hand bekommen, ist Alles drüber und drunter gegangen, daß es mehr nach einer Execution als Inquisition ausgesehen. Des Raths vorgestellte Zeugen wurden als Mitschuldige verworfen, wer aber wider einen Thorner zeugen wollte, feindselige alte Weiber, erkaufte Landläufer, mißvergnügte Mägde, wurden mit allem Willen angenommen und wenn sie ihre Aussage beschworen, dem Gerügten die gefängliche Haft zuerkannt, so daß am 26. September bis 80 Personen gefänglich eingesessen, darunter verschiedene waren, so alsofort erweisen konnten, daß sie desselben Tages, da der Tumult vorgefallen, nicht in der Stadt gewesen. Wenn von den Angegebenen, obgleich Schuldigen, Jemand sich erklärt, die katholische Religion anzunehmen, ward er von dem Bischof in Schutz genommen. Die geschworenen Amtsdiener des Raths sind mit der Tortur bedroht worden, auszusagen, daß der Präsident zum Tumult Ordre gegeben. Nachdem die Commission einen Monat lang auf Stadtkosten gelebt und noch extra von der Stadt 2950 Ducaten gefordert hatte, schloß sie ihre Sitzungen am 15. October mit Hinterlassung von sechsundsechzig Gefangenen."

Darauf kam die Sache vor das Tribunal des königlichen Assessorialgerichts zu Warschau, das sich zu der Rechtsprechung in diesem wichtigen Fall durch vierzig Deputirte aus dem polnischen Senat und der Ritterschaft verstärkt hatte. Der jesuitische Ankläger forderte von den Thornern wegen ihres „Verbrechens wider das katholische Wesen in der ganzen Christenheit" nicht wenig. Er verlangte, die gotteslästerlichen Thorner sollten „zur Erstattung der beleidigten Ehre der Mutter Gottes und anderer Heiligen" die „bisher mißbrauchte", der heiligen Jungfrau geweihte Kirche (zu St. Marien) den Katholiken herausgeben; die öffentliche Uebung ihrer „Secte" sollte vertilgt, die Prediger vertrieben, ihr Gymnasium aus der Stadt geschafft, die Druckerei unter genaue Aufsicht genommen, der Magistrat als Anstifter und Förderer des Unheils verändert und den Katholiken die Rathsstube, die Gerichtsstühle und alle öffentlichen Aemter anvertraut werden. Das Assessorialgericht schien sich denn auch der Auffassung der Anklage anzuschließen und erließ am 16. November eines der schmachvollsten Urtheile, die die Geschichte des Rechts kennt. Das Urtheil selbst ist zu lang, um hier wiedergegeben zu werden (es füllt in dem lateinischen Original neun gedruckte Quartseiten); nur Das sei hier bemerkt, daß es die jesuitischen, durch nichts erwiesenen Lügen und Verleumdungen bona fide als Thatsachen anerkennt und auf Grundlage dieser bodenlosen Gewaltthat gegen die Gerechtigkeit die höchsten städtischen Beamten und ehrenwerthe Bürger zum Tode verurtheilt — wegen (im Fall man das jesuitische Lügengewebe von der Verbrennung und Mißhandlung heiliger Bilder, als wahr erkennen will) ihrer vermeintlichen Lauheit in der Unterdrückung eines Pöbeltumults.

Das Urtheil setzte fest: daß der Stadtpräsident Johann Gottfried Rösner, so wie der Vicepräsident Zernecke (nach unseren Begriffen Ober- und Vicebürgermeister) das Leben verwirkt haben und mit dem Schwert gerichtet werden sollten. Daß ferner folgende Bürger, die sich (was nie juristisch correct erwiesen werden konnte) an dem Tumult thätlich oder mit feindlichen Worten gegen die Jesuiten betheiligt, mit dem Tode bestraft werden sollten,

Bei der Wahrsagerin.

deren Märtyrernamen wir gleich dem wackern Präsidenten Rösner dem Gedächtniß der gerechten Nachwelt erhalten möchten:

Simon Mohaupt, früherer Kaufmann, Christoph Hertel, Weißgerber, Christoph Karwiß*) (der Name blüht noch in der Form Karwiese in Graudenz), Fleischhauer, Johann Christian Hafft, Pfefferküchler, Georg Wunsch*), Schuhmacher, Johann Georg Mertz*), Schuhmacher, Jacob Schultz, Nadler, Hans Christoph Gutbrodt, Zimmermann, Becker, Gelbgießer.

Von diesen zum Tode Verurtheilten sollten Karwiese, Schultz, Gutbrodt und Hafft, die im Verdacht standen, die Bilder verbrannt zu haben, vorher die rechte Hand abgehauen werden; der Körper des Karwiese sollte geviertheilt und auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden.

Die übrigen Bestrafungen, die fast alle höheren, städtischen Polizeibeamten trafen, waren beträchtliche Freiheits- und Geldstrafen; im Ganzen wurden achtundfünfzig Personen an Leib, Leben, Freiheit und Vermögen gestraft.

Zum Tod verurtheilt war, außer dem Präsidenten und den neun Bürgern auch noch der Vicepräsident Zernecke. Diesem aber, der bei dem polnischen Nachbaradel seiner persönlichen Liebenswürdigkeit wegen in großer Gunst stand, wurde durch königliche Gnade das Leben geschenkt. Sein eigentliches Verbrechen — sagt das „Betrübte Thorn", als dessen Verfasser Viele Zernecke selbst haben betrachten wollen — soll gewesen sein, daß sein Haus zunächst an der Jesuitenschule gelegen und um solcher Wohlgelegenheit willen die ehrwürdigen Väter vorlängst danach getrachtet. In der That mußte sich Zernecke, der nach Danzig übersiedelte, durch eine Geldbuße von 60,000 polnischen Gulden (10,000 Thaler) mit den Jesuiten abfinden. Ein anderer zum Tode Verurtheilter, ein gewisser Heyder, der als ein zweideutiger Charakter erscheint, rettete sich nur durch den Uebertritt zur katholischen Kirche vor dem Tode.

Nicht allein an Leib und Leben ihrer besten Männer wurde die Stadt gebüßt, auch ihre Verfassung wurde umgestürzt und der protestantisch-deutsche Charakter ihres Raths zum katholisch-polnischen gestempelt. Das Urtheil setzte fest, daß künftig die Hälfte des Raths, der Schöppen und der Vertretung der sogenannten Sechzigmänner katholisch sein sollten. Zum Bürgerrecht und in die Gilden sollten die Katholiken und Polen ungehindert gelassen werden, auch sollte die Hälfte der Stadtsoldaten und ihrer Officiere immer katholisch sein, bei Strafe von 500 Ducaten. Endlich solle die Marienkirche den Katholiken, speciell dem Bernhardinerorden wiedergegeben werden; so wie die Schriften der evangelischen Geistlichen in Thorn, welche vermeintliche Ausfälle auf den Katholicismus enthielten, von Henkershand verbrannt und ihre Verfasser aus der Stadt verwiesen werden.

Das unerhörte Erkenntniß erregte natürlich sofort als es bekannt wurde allerwärts das größte Aufsehen und die gerechteste Entrüstung. Aber vergebens waren alle Vorstellungen und Eingaben an den Warschauer Hof, die um Gnade für das schwergeprüfte Thorn baten. Die Schwesterstadt Danzig ließ ein inständiges Bittschreiben nach Warschau abgehen, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nahm sich der Stadt und seiner evangelischen

---

))*) Von diesen Dreien ist es klar erwiesen, daß sie während des Tumults gar nicht in die Gegend des Jesuitencollegiums gekommen sind. Der Verf.

Glaubensbrüder in einem eigenhändigen Schreiben an König August warm und ernstlich an; auch die garantirenden Mächte des Olivaer Friedens, voran Schweden, rügten das unerhörte Verfahren gegen ganz unschuldige Bürger; die Könige von Großbritannien und von Dänemark ließen durch ihre Gesandten energische Proteste erheben — Alles scheiterte an dem eigensinnigen Fanatismus der polnischen Richter, deren Marionette der üppige sächsische Kurfürst war, den „die Republik Polen" zu ihrem König erwählt hatte und der trotz seiner Lebenslust so leichtsinnig zwölf Todesurtheile unterzeichnete.

Sobald das verhängnißvolle Decret in Warschau publicirt worden war, eilte der wüthendste Feind Thorns, der Kronkämmerer Fürst Lubomirski, als Vollstrecker des Urtheilsspruches nach Thorn, wo er von Warschau aus in sechsundzwanzig Stunden anlangte. Sonntag den 19. November rückte er mit 150 Dragonern und anderer polnischer Reiterei in die Stadt; 3000 Mann Infanterie wurden in die umliegenden Dörfer garnisonirt. Präsident Rösner, der eben der Vormittagspredigt beiwohnte, wurde aus der Kirche geholt und in seinem Hause gefangen gehalten. Ein Bitte des Raths an den König um Aufschub der Execution, die auf den 15. December festgesetzt war, verhallte ungehört; ja der König befahl, die Execution sogar um acht Tage früher anzusetzen. Ein gleiches Schicksal, wie die Rathspetition, hatte eine von sieben der zum Tode Verurtheilten unterzeichnete rührende Bittschrift, in der es u. A. heißt:

„Ew. königl. Majestät, Gnade, Weisheit und Regierung, und wo es vergönnt ist, dazu zu setzen, unserer Häuser Steinhaufen, verbranntes Rathhaus (in den schwedischen Kriegen), zersprengte Thürme und Mauern, ausgestandene Brandschatzungen und Contributionen, welche wir in der Stadt mit unterthänigstem Gemüthe geduldig erlitten haben, wie auch unsere in Thränen und Blut rollenden Herzen und Augen, nebst dem Winseln und Seufzen unserer armen Weiber und Kinder, welche nach unserm Tode und Ruin in Armuth den Bettelstab ergreifen müssen, dies Alles wird von uns Unglückseligen um Gotteswillen vor Dero Majestät heilige Augen gestellet."

Von welcher Art die falschen Zeugen waren, die auf Commando so unbescholtene Männer ins Verderben brachten, erhellt u. A. aus den Aeußerungen eines dieser Zeugen, der, gefragt, wie er ein solches Zeugniß habe ablegen können, antwortete: „Die Lutheraner und alle anderen Ketzer werden bei uns Katholischen ohnedem nicht anders als zum Feuer verdammte Leute angesehen; wenn wir nun Einem dazu verhelfen können, thun wir ein verdienstlich Werk." Und weiter: „Der Papst zu Rom spreche alljährlich eine feierliche Communication über die Ketzer; das könne sein Gewissen schon beruhigen, zumal er von den Jesuiten genau unterrichtet worden wäre, was er auszusagen hätte." Von den zum Tode Verurtheilten nahm der Fleischer Karwiese das Abendmahl darauf, daß er nie in seinem Leben, am wenigsten aber zur Zeit des Tumults, im Jesuitencollegium gewesen sei.

Der Nadler Schultz hätte sich bei der Commission um zwölf polnische Gulden (zwei Thaler) loskaufen können, weil aber seine Frau nur zehn Gulden geben wollte, blieb es beim Alten.

Dem Weißgerber Hertel ward die Proposition, ihn freizulassen, gemacht, wenn er einem der Commissare fünf Ellen holländisch Tuch überlassen wollte. Den Schuhmacher Wunsch beschuldigte fälschlich seine polnische Magd aus Rachsucht, weil er ihr nicht erlaubte, in den Tumult hineinzulaufen; und als dem Mädchen das Gewissen erwachte und sie weinend zu dem Jesuiten Pater

Marczewski lief, um ihm ihr Unrecht einzugestehen, fuhr dieser Gottesmann sie mit den Worten an: „Du Dirne, hast Du ihn einmal beschworen, so packe Dich fort!“

In der Nacht vom 6. zum 7. December 1724 herrschte ein unheimliches Leben auf dem thornschen Marktplatz. Ein großes Blutgerüst ward errichtet, auf dem die unglücklichen Verurtheilten enden sollten. Um fünf Uhr Morgens ward bei bitterer Kälte der Präsident Rösner durch einen Capitain und fünfzig Mann aus seinem Hause abgeholt und auf den innern Platz des Rathhauses geführt. Als dort, an der Richtstätte noch, die Jesuiten Versuche machten, den standhaften Mann zum Katholicismus zu bekehren, rief er den schwarzen Quälgeistern zu: „Begnügt Euch mit meinem Kopf, die Seele soll mein Jesus haben.“ Ein Streich des Henkers trennte sein Haupt vom Körper der auf dem St. Georgenkirchhof in aller Stille begraben wurde. Der Präsident war sechsundsechzig Jahre alt, als man seinem ehrenvollen Leben so schnöde ein Ende machte. Das „Betrübte Thorn“ enthält sein Porträt: ein ernstes, würdiges Gesicht, das von einer stattlichen Allongeperrücke umrahmt ist.

Um acht Uhr begann das Trauerspiel auf dem Marktplatze. Zuerst fielen die Häupter von Mohaupt, Hertel, Becker, Mertz und Wunsch; Alle gingen standhaft und mannesmuthig dem Tod entgegen; sodann folgte die Execution von Schultz und Hafft, denen zuerst die rechte Hand mit einem Beil abgehauen wurde. Dann kam Gutbrodt an die Reihe, der von dem ungeschickten Henker fürchterlich gemartert wurde: erst nach vier Hieben fiel sein Kopf. Zuletzt wurde Karwiese geviertheilt: der Henker riß ihm das Herz aus dem Leibe und zeigte es mit dem Ruf: „Sehet da ein lutherisches Herz!“ der Menge.

Die Körper der Gerichteten wurden nahe beim Galgen auf einem Scheiterhaufen verbrannt, die vier Hände aber zur Schau bis Nachmittag auf dem Blutgerüst gelassen. Von der Bürgerschaft ließen sich nur sehr Wenige bei der Execution sehen; die Meisten blieben still in den Häusern und hielten aus Furcht vor der Plünderung der Polen ihre Läden verschlossen. Die hingerichteten Bürger hinterließen sieben Witwen und sechsundzwanzig Waisen.

Alle Zeugen des Blutdramas rühmen die Standhaftigkeit und den Glaubensmuth dieser Märtyrer des deutschen Bürgerthums im fernen Nordosten. Auch die protestantischen Prediger, die sie auf das Schaffot begleiteten, hatten von der Insolenz der Jesuiten zu leiden, die den Geistlichen zuriefen: „Ihr seid Betrüger, wie Luther, Euer Führer!“ Einer der Jünger Loyola's sprach seine innere Meinung am offensten aus, als er den evangelischen Predigern auf das Schaffot hinauf rief: „Sie (die evangelischen Prediger) wären werth, das Loos der Delinquenten zu erleiden!“

Am 8. December, am Fest Mariä Empfängniß, wurde die Marienkirche feierlich in Besitz genommen. Die Weihrede, die von Lügen, Gemeinheiten und der geschmacklosen jesuitischen Kanzelphraseologie strotzte, hielt der Jesuit Wieruszewski in polnischer Sprache, derselbe, der die Anklage vor dem Assessorialgericht geführt hatte. Bald darauf wurde eine sogenannte Marianische Säule von Alabaster auf dem Markt zum Gedächtniß der Wiederherstellung der befleckten Ehre der Jungfrau Maria, aufgerichtet, die bis zu Anfang dieses Jahrhunderts stehen geblieben, vom Volk aber immer nur „die Schandsäule“ genannt worden ist.

Die Geldentschädigung der Stadt an die Jesuiten betrug zweiundzwanzigtausend polnische Gulden, wamit die frommen Patres noch nicht zufrieden waren und sich noch zwei Stadtdörfer verpfänden ließen.

Aus dem Hause des sehr wohlhabenden Präsidenten Rösner nahmen die Commissare, was sie nur an Hausrath, Silber 2c. erwischen konnten, an sich; doch sollte schon hier die Nemesis einen allzu Eifrigen erreichen, der aus einem Schrank einen Pfefferkuchen nahm und als Leckerbissen verzehrte, bald aber daran starb. Der Pfefferkuchen war eine Lockspeise für die Ratten und mit Gift gefüllt gewesen.

In den Rath kamen nun überwiegend polnische Namen, bis nach einem Decennium auch hierin eine Reaction eintrat und die alten thornschen Patriciergeschlechter wieder in ihre alten Rechte eintraten. Was die beiden incriminirten evangelischen Geistlichen betraf, so rettete sich Pastor Geret, von dem eine ganz unschuldige Schrift durch den Henker verbrannt wurde, nach Marienwerder auf preußisches Gebiet. Ein gleiches Schicksal traf den Urahn des Verfassers dieser Zeilen, den Prediger Oloff, der auch nach Preußen flüchten mußte, weil er in seinen Predigten öfters über die große Bosheit des katholisch-polnischen Gesindes geklagt hatte. Besagte beide Prediger wurden in die Acht des polnischen Reiches erklärt, bis sie sich endlich einen königlichen Sicherheitsgeleitsbrief auszuwirken wußten.

Das ist der Verlauf der thornschen Tragödie von 1724, der die Nemesis achtundvierzig Jahre darauf gefolgt ist. In einem und demselben Jahre kam Westpreußen wieder unter deutsche Herrschaft und der Jesuitenorden, zu dessen glorreich schandbarsten Thaten das Thorner Blutgericht zu zählen ist, wurde von Papst Clemens XIV. aufgehoben. Preußens großer Friedrich machte an den verödeten Weichsellandschaften das wieder gut, was polnische Wirthschaft dreihundert Jahre lang systematisch hatte verfallen lassen. Wohl mag der Knabe Fritz Zeuge gewesen sein der gerechten Entrüstung des wackern Vaters über die thorner Justizmorde und ihm mag sich die junge Seele zornig geregt haben, da er den Vater am königlichen Familientisch die Ansicht aussprechen hörte, die sich in Friedrich Wilhelms I. wegen der thornschen Angelegenheit an die Könige von Großbritannien, Dänemark und Schweden (am 2. December 1724) erlassenen Schreiben klar und deutlich findet, als ein echtes gerechtes Königswort: „Es kann Ew. Majestät nicht verborgen sein, was vor ein entsetzliches Urthel bey den jüngsten Assessorialgerichten zu Warschau gegen die arme Stadt Thorn und deren evangelische Eingesessene ergangen, da verschiedene considerable und andere Leute unter demselben um eines allda von dem gemeinen Pöbel wider die Jesuiten erregten Tumults und dabei vorgegangener Excesse willen zu den härtesten und infamsten Todesstrafen condemniret, der Stadt ihre Kirche genommen, ihre Schulen destruiret, die ganze Verfassung des Magistrats über den Haufen geworfen und mit einem Wort der Stadt alle ihre theuer erworbenen und durch den Oliva'schen Frieden bestätigten Privilegien geraubet werden wollen, und zwar solches Alles blos und allein auf der Jesuiten falsches und durch dergleichen producirte Zeugen scheinbar gemachtes Anbringen, und ohne die Beklagten mit ihrer Defension zureichend zu hören, auch sonst auf eine so ungerechte und criante Weise, daß wenig Exempel von einer cruelleren Injustice zu finden seyn werden."

Die Eintagsfliegen.

Skizze von **Ernst Eckstein.**

Wir saßen im kleinen Salon der Gräfin Terzka und stritten eifrig über die Probleme der zeitgenössischen Naturphilosophie. Insbesondere prallten die Ansichten eines jungen Physiologen schroff und unversönlich wider die eines im Dienst ergrauten höheren Beamten, der seinem Gegner das Festhalten an völlig unerwiesenen Hypothesen zum Vorwurf machte und die Behauptung aufstellte, die Erfahrung, als der einzig wahrhafte Grund aller Wissenschaft, stehe mit diesen Hypothesen völlig im Widerspruch.

Es war ein milder Aprilabend. Die Flügel des epheu-umrankten Balconfensters standen weit auf. Das Rauschen des fernen Stromes mischte sich träumerisch in das trauliche Summen des großen Samowars, der, unserer anmuthigen Wirthin zur Seite, auf dem kleinen Tischchen aus Bernstein und Ebenholz blinkte. Um die drei gelblichen Kugeln des Kronleuchters spielten vier oder fünf zierliche Eintagsfliegen. Ich lehnte etwas abseits in den Kissen eines amerikanischen Sessels und schaute, von den Studien des Tages und der etwas monotonen Stimme des wackern Beamten ermüdet, dem Treiben der schlanken, gebrechlichen Thierchen zu, die von unerklärlicher Sehnsucht getrieben immer wieder der glasumwölbten Hülle des Lichtes zustrebten.

Die Debatten am Tische wurden jetzt eifriger; sogar der alte Herr mit dem grauen Rundbarte steigerte sein Organ und seine Modulation zu einer größeren Lebendigkeit. Trotzdem legte sich mir eine süße Erschlaffung enger und nachhaltiger um die Seele. Das Alles klang mir so dumpf, so verworren, als ob es fern vom Strande des Flusses herauf tönte; ich hörte nur noch ein Geräusch ohne Sinn, und auch dieses Geräusch dämpfte sich mir nach und nach ab. Plötzlich vernahm ich ein Flüstern wie von Elfen und Sylphen, und wie ich genauer hinhorchte, gewahrte ich, daß die Eintagsfliegen während ihres Tanzes um die gelbflimmernden Kugeln ernsthafter und höchst interessanter Gespräche pflagen. Gleichzeitig verspürte ich einen unwiderstehlichen Drang des Emporstrebens, des Wiegens und Schwebens . . .

Und siehe da! Kaum war mir dieser Drang zum Bewußtsein gekommen, als auch schon das Unerhörte geschehen war. Ganz leise und unvermerkt hatte ich mich aus meinem Sessel geschwungen, und eh' ich noch über das Märchenhafte dieser Verwandlung staunen konnte, flatterte ich, auf die Länge eines Centimeters zusammengeschrumpft, mitten unter den Eintagsfliegen. Die Spitzen meiner weißen Halsbinde waren zu Fühlhörnern, die Zipfel meines Fracks zu Flügeln geworden. Das schärfste Auge hätte mich von den neuen Spielkameraden nicht unterscheiden können. Ja, sie selbst behandelten mich durchaus collegialisch, und deutlich erkannte ich, wie die eine der Fliegen, eine junge, zierliche Dame, mir recht kokette und schmeichlerisch-

e Blicke zuwarf. Die übrigen Fliegen, ältere Herren von
m Aeußeren — die älteste unter ihnen zählte, wie ich später
ünfunddreißig Stunden und hatte die reichen Erfahrungen
ewegten Lebens hinter sich — waren als eine Art Luft-
der Erörterung wissenschaftlicher Fragen beschäftigt und
ld mit ins Getümmel ihrer dialectischen Fehde. Schräg
n Glaskugeln, die wir umflatterten, stand nämlich ein
af diesem Blumentisch gewahrte man zuvorderst drei gold-
e, in deren mittlerem eine stattliche Tulpe ihren flammigen
tte, während die beiden anderen je fünf oder sechs kaum
Spitzen aufwiesen, die eben erst aus dem Erdgrund her-

beln das Problem der Pflanzenlehre", sagte der fünfund-
reis mit vornehmem Lächeln. „Mein junger Freund hier",
it dem rechten Vorderbeinchen auf einen Herrn, der meiner
in der drei- oder vierundzwanzigsten Stunde seines Lebens
„mein junger Freund hier behauptet, die kleinen Pflanzen
en Topfe gehörten jener seltenen Art an, die mein Urgroß-
nen bekannt sein wird, einer der größten Denker unseres
erst kritisch analysirt hat. Auf Grund zahlloser empirischer
iese Ansicht bestreiten. Ich habe nämlich in verschiedenen
et, daß die fragliche Pflanze — ich nenne sie Grünspitz —
er Nähe des gewaltigen Baumes gefunden wird, der hier
n Grünspitzfeldern so majestätisch hervorragt. Mein Urgroß-
bestimmteste nachgewiesen . . ."
bung", unterbrach ich den Greis, während wir insgesammt
te Schwenkung von einer Kugel zur andern machten, „von
eben Sie? Ich erblicke hier nur Blumen und einige Blatt-

den Tulpenbaum."
Tulpe?" rief ich, voll Selbstbewußtsein bis zur Höhe des
fliegend; „und was Sie Felder nennen, das sind die beiden
links von der Tulpe? Nun, mein Verehrtester, wenn der
r Debatte nicht verwickelter ist, so bin ich im Stande, Ihnen
schöpfende und sachgemäße Erklärung zu geben. Was Ihr
r geleistet hat, ist mir zu meinem größten Bedauern nicht
Soviel aber darf ich Sie mit Bestimmtheit versichern, daß
nichts Verschiedenartiges, sondern ganz dasselbe, nämlich
en. Rechts und links die grünschimmernden Spitzen sind
ab ihrer Entwicklung nach von dem verschieden, was Sie
wahren. Im Lauf der Zeit werden die Spitzen heran-
ind stärker werden, einen Stengel empor treiben und schließ-
: des Stengels jenen prachtvollen Kelch entfalten, dessen
blich zu uns heraufleuchtet."
odreißigstündige Greis lächelte.
uch Sie zu jenen harmlosen Schwärmern, die an der Stelle
, die phantastische Hypothese pflegen? Sind auch Sie An-
ckelungslehre? Drüben, jenseits der Straße an der Petroleum-
Professors, traf ich vor langer Zeit einmal einen Cousin
: ähnliche Weisheit auftischte. Guter Gott, wie ist's möglich,

daß solche Lehren, deren Widersinn doch jedem gesunden Eintagsfliegenverstand auf hundert Fühlhörnerlängen einleuchtet, immer und immer wieder Vertheidiger finden? Lieber Freund, ich bin alt und grau geworden und habe ein gutes Stück Zeit durchmessen; ich habe die geistige Hinterlassenschaft meines Vaters, meines Großvaters und meines Urgroßvaters gründlich studirt; ich habe Forschungen angestellt, wo immer sich die erwünschte Gelegenheit bot: aber niemals hab' ich nur die geringste Thatsache wahrgenommen, die den Schluß gestattete, aus der Pflanze Grünspitz könne sich jemals eine Tulpe entwickeln. Was heißt überhaupt Entwicklung? Sind die Formen dieser Grünspitze nicht völlig stabil? So wie sie jetzt aus dem erdigen Grund hervorblicken, haben sie hervorgeblickt, als ich ein kräftiger Mann war; so haben sie hervorgeblickt, als ich in Gesellschaft meiner unvergeßlichen Mutter zum ersten Mal um diese Glaskugeln spielte; so hat sie mein Vater gesehen, mein Großvater und mein Urgroßvater. Es giebt keine Entwicklung. Gäb' es eine solche, so müßten sich ihre Spuren doch constatiren lassen."

„Sie verzeihen", gab ich summend zurück, „wenn ich Ihre Logik nicht billige. Wie Sie mich hier sehen, bin ich in meinen Mußestunden ein Mensch. Wenn Ihr Eintagsfliegen ein nicht gar so flüchtiges und vergängliches Dasein hättet, so könntet Ihr diese Entwicklung thatsächlich mit Euren Fühlern betasten. So aber ist der Zeitraum Eures Daseins viel zu knapp, als daß er bei einem verhältnißmäßig so langsamen Proceß in Betracht kommen könnte. Ich aber bin hier vermöge meiner Doppelnatur im Stande, auf's Bündigste zu erklären, daß jene Entwicklung, die Euch so unmöglich, so undenkbar erscheint, in der That stattfindet. Ich, als Mensch, habe diesen Proceß hundert Mal mit eigenen Augen beobachtet, denn unser Dasein ist dreißigtausend Mal so lang, als das Eure. Was Euch ein Leben dünkt, das ist uns ein flüchtiger Tag; was Euch ewig und unabänderlich scheint, das ist für uns in rastlosem Wandel begriffen . . ."

Unter den Fliegen erscholl jetzt ein lautes, fast ungestümes Gesumme. Es klang wie Hohngelächter.

„Das ist ein alter Kniff", sagte der Fünfunddreißigstündige; „mit den unendlichen Zeiträumen soll Alles erklärt werden. Aber ich bitte Sie, — wenn eine Veränderung während des Lebens einer Generation absolut nicht nachweisbar ist, wie soll aus diesem Nichts, und wenn wir es tausendfältig summiren, ein Etwas hervorgehen?"

„Dieses Nichts", versetzte ich würdevoll, „ist eben ein Etwas, das Ihrer Beobachtung nur darum entgeht, weil es unendlich klein ist Ich sagte Ihnen bereits: wir Menschen sind im Stande, das Resultat einer hinlänglichen Summirung wahrzunehmen. Innerhalb eines kurzen Zeitraumes ist das Wachsen auch für uns gleichbedeutend mit Stillstand."

„Wir Menschen!" wiederholte die Eintagsfliege. „Was meinen Sie mit dieser seltsamen Rede? Wollen Sie vielleicht damit andeuten", — er lächelte fein-ironisch, — „daß die Eintagsfliege und jener plumpe Coloß, Mensch geheißen, der uns mit Taschentüchern die Flügel entzwei schlägt, irgendwie genealogisch verwandt seien? Das würde so recht stimmen mit Ihren sonstigen Theorien! Das wäre ein Gegenstück zu Ihrer kühnen Behauptung von der Identität der Grünspitzen mit der Tulpe."

„Ich sehe nicht ein, weshalb ich länger mit Ihnen herumflattere", sagte ich ärgerlich. „Die sarkastische Färbung Ihrer Ausdrucksweise wird mir nachgerade unangenehm. Leben Sie wohl."

n Worten flog ich graziös dem amerikaniſchen Seſſel zu. Im enblick, da meine Fühlhörner wider die Polſter ſtießen, begann Zauber zu weichen. Ich wuchs mich allgemach zur natürlichen Die Fliege aber ziſchte mir einige höchſt pikirte Bemerkunger rholte, was ſie mir beim Flattern um die Kugel geſagt:
'reund", ſummte ſie, „ich bin alt und grau geworden . . . rhaupt Entwicklung . . . ? In Ihrem Sinn giebt's keine Ent- ib' es eine ſolche, ſo müßten ſich ihre Spuren doch conſtatiren

nach ſchien mir die zirpende Stimme an Kraft zu gewinnen. Freud", ſo klang es weiter, „der Menſch des neunzehnten unterſcheidet ſich durch nichts von dem der römiſchen Kaiſer- ter von heute gleichen denen der alten Mumiengräber auf's So bleibt da Ihr Prophet Häckel mit ſeiner unglaublichen Wo bleibt Ihr unfehlbarer Darwin? Hätten dieſe Kämpen der eorie Recht, ſo müßten ſie innerhalb ſo gewaltiger Zeiträume e Veränderung nachweiſen können. Nein, Verehrteſter, laſſen ekränkt mit ſolcherlei Hirngeſpinnſten, mit Ihren verzwickten vas die Herren Darwin und Häckel ſonſt erträumt und erdich- rmen, die Jahrtauſende hindurch unverändert bleiben, ſind erlich, und nur die Sophiſtik eines eitlen Gelehrtenthums Gegentheil."
war das?
a Worte klangen ja gar nicht mehr von den Kugeln herab, ſon- e her. Bei den Göttern! Der da ſprach, war Niemand anders, Beamte mit dem graulichen Rundbart. Ich hatte die unverzeih- it begangen, im Salon der liebenswürdigſten und geiſtreichſten t einzunicken ... Raſch fuhr ich empor. Gott ſei Dank! Niemand r unfreiwilligen Miſſethat etwas gemerkt. Der Beamte ſchien Schweigen ſogar für ſtaunendes Intereſſe an ſeinem Vortrag nu er lächelte mir äußerſt ſympathiſch zu, wie ich jetzt, nicht zeit, zum Tiſche herantrat. Ich bedurfte aller Anſtrengung, inge jener Halbſchlaf-Viſion ledig zu werden. Inſtinctiv blickte en Herrn darauf an, ob er nicht etwa Fühlhörner trüge. Aber intagsfliegen flatterten ja noch immer von Glocke zu Glocke ... pirte, war nur eine merkwürdige Aehnlichkeit der Phyſiogno- ollte ich dieſe Aehnlichkeit auch im wachen Zuſtande conſtatiren, behäbigſte der Eintagsfliegen genauer in's Auge faßte: aber mich ein leichtes Emporzucken der Flamme, daß der geflügelte aner in ein beſſeres Jenſeits hinüber verbrannt war. Ich nen Seufzer der Wehmuth und ſtimmte aus vollem Herzen der Gräfin Terzka bei, eine Partie Boſton zu ſpielen. „Das agte ich zu mir ſelbſt, „iſt unzweifelhaft eines jener Momente, der Schöpfung vor den Eintagsfliegen voraus haben. Fühlen erren der Schöpfung! Lieber Profeſſor, coupiren Sie!"

Das Maulthier des Papstes.

Von **Alphonse Daudet** *)

Von allen hübschen Sprüchwörtern und sonstigen Zeugnissen provencalischer Volksweisheit, mit denen unsere Bauern gerne ihre Reden durchwirken, kenne ich kein Wort, das an sinnlicher Wirkung und eigenthümlichem Gepräge sich messen könnte mit folgendem: weit und breit im Lande, wenn man von einem heimtückischen, rachsüchtigen Menschen sprechen will, so sagt man: „Der Mensch, nehmen Sie sich in Acht! er macht es wie das Maulthier des Papstes; das hat sich seinen Fußtritt sieben Jahre aufgehoben."

Ich habe lange, lange gesucht, woher diese Redefigur wohl rühren könne, was es mit dem päpstlichen Maulthier und dem sieben Jahre aufgehobenen Fußtritt wohl für ein Bewenden habe. Keine Seele konnte mir Aufschluß darüber geben, nicht einmal Francet Mamai, der Pfeifer, der ja sein provençalisches Sagenbuch auswendig weiß. Francet meint wie ich, dahinter stecke irgend eine alte Avignoner Geschichte, doch kennt er eben auch nichts weiter als die sprichwörtliche Redensart. „Das finden Sie nur in der Bibliothek der Grillen", sagte er lachend. Der Einfall schien mir gelungen und da die Bibliothek der Grillen nicht weiter als zwei Schritt von meiner Hausthür ist, so habe ich mich auf acht Tage darin eingeschlossen.

Es ist eine herrliche Bibliothek, wunderbar eingerichtet. Den Poeten steht sie Tag und Nacht offen und kleine Bibliothekare hüpfen hin und her und zirpen Euch ihr unermüdliches Lied. Da habe ich manchen köstlichen Tag zugebracht und nach einer Woche Suchens — auf dem Rücken, an sonnigen Rasenhalden, fand ich, was ich gewollt, d. h. die Geschichte von meinem Maulthier und dem Fußtritt, den es sieben Jahre aufgehoben. Ich will nun versuchen, sie Euch wiederzuerzählen, grad' so wie ich sie gestern in der Morgenfrühe in einem vergilbten Manuscript gelesen, das nach Lavendel und Thymian duftete und darin lange Marienfäden als Buchzeichen sich hinzogen.

Wer Avignon zu den Zeiten der Päpste nicht gesehen, der hat überhaupt nichts gesehen. Von so viel Bewegung, Leben, Heiterkeit, ewigem Festjubel haben andere Städte kaum eine Ahnung. Von Morgens bis Abends nichts als Processionen, Wallfahrten, die Straßen blumenbestreut, die Häuser mit farbigen Teppichen geschmückt, und die Rhone herauf kommen Cardinalschiffe an mit flatternden Bannern und festlich bewimpelte Galeeren; päpst-

---

*) Aus den reizenden „Provencalischen Geschichten" (übersetzt von Stephan Born. Basel, Benno Schwabe), die sich durch obige Probe am besten empfehlen.

Die Redaction.

liche Soldaten singen lateinisch auf den
hört man die Klappern der Bettelmönche. Und in den Häusern, die um den päpstlichen Palast wie die Bienen um den Bienenstock sich drängen, das ununterbrochene Tiktak der Spitzenklöpplerinnen, das Hinundher der Schiffchen, die das Gold zu den Meßgewändern verweben, das Gehämmer der Silberschmiede, das Gestimme der Lautenmacher, das Gekratze der Tuscheerer und Alles beherrschend das Geläute der Glocken vermischt mit dem fröhlichen Klang der Tambourine dort unten auf der Brücke. Denn bei uns zu Lande, wenn das Volk zufrieden ist, muß es tanzen; ja dann muß es tanzen. Und da zu damaliger Zeit die Straßen der Stadt zu eng waren für die Farandole, so postirten sich Pfeifer und Tambourinschläger auf die Brücke von Avignon, unter den frischen Rhonewind, und Tag und Nacht wurde hier getanzt, getanzt. O die glücklichen Zeiten! Die glückliche Stadt! Hellebarden, die stumpf geworden; Staatsgefängnisse, die zu Weinkellern benutzt wurden, und niemals Mangel, nie ein Krieg! Ja seht Ihr, so verstanden es die Päpste der Grafschaft, ihr Volk zu regieren; und deshalb wurde ihr Weggehen auch schmerzlich genug empfunden!

Einer besonders, ein guter Alter, er hieß Bonifaz. O, wie viel Thränen sind in Avignon um ihn geflossen, als er mit Tode abging. Er war ein so lieber, so leutseliger Fürst: er lachte Euch so herzlich an von seinem Maulthier herab, und wenn Einer dicht an ihm vorbeikam — und war es auch nur ein armer, geringer Krappgärtner — er gab ihm seinen Segen so höflich! Ein wahrer Papst von Yvetot, aber aus einem Yvetot in der Provence, mit einem klugen Lächeln auf den Lippen, einem Majoranblättchen auf dem Hut und nicht die geringste, kleinste Jeanneton. Die einzige Jeanneton, in die er verliebt war, der herzige, gute Vater, das war sein Weingarten; er hatte ihn selber gepflanzt, drei Stunden vor Avignon, zwischen den Myrthen von Château-neuf.

Alle Sonntag, wenn er von der Abendmette kam, ging er zu dieser seiner Liebsten, um ihr den Hof zu machen, und wenn der würdige Mann da droben saß, unter Gottes herrlicher Sonne, sein Maulthier neben sich, die Cardinäle rings um die Weinstöcke gelagert, dann ließ er eine Flasche von seinem eignen Gewächs bringen, von dem schönen rubinfarbigen Wein, der seitdem den Namen Château-Neuf-des-Papes bekommen und er kostete ihn Tropfen um Tropfen und blickte dabei so gerührt auf seinen lieben Weingarten. Dann, wenn die Flasche geleert war und die Nacht herniedersank, kehrte er fröhlich in die Stadt zurück, hinter sich sein ganzes Capitel. Und wenn er dann über die Brücke von Avignon kam, mitten unter die Pfeifer und Tänzer, so spitzte sein Maulthier die Ohren und trappelte dahin nach dem Tact der Musik, und er selber markirte den Rhythmus des Tanzes mit seinem Kopfe, worüber die Cardinäle sich höchlichst skandalisirten. Das Volk aber rief: „O der gute Fürst, der brave Papst!“

Was nach seinem Weingarten bei Château-neuf der Papst am Meisten liebte, das war sein Maulthier. O das war eine Liebe! Jeden Abend, bevor er sich schlafen legte, ging er hinab, um nachzusehen, ob der Stall auch wohl verschlossen sei, ob in der Krippe nichts fehle, und nicht ein einziges Mal stand er vom Tische auf, ohne vor seinen eignen Augen eine große Weinbowle à la française mit vielem Zucker und Gewürz bereiten zu lassen, die er dann selber trotz aller Einreden der Cardinäle hinuntertrug. Freilich muß

man sagen: das Thier war es werth. Denn es war eine schöne, schwarze, rothbetupfte Mauleselin, mit sicherem Fuß, glänzendem Fell, breitem, kräftigem Kreuz, ein paar frommen Augen und zwei langen, nie ruhenden Ohren, und dabei sanft wie ein Engel; es war eine gar herzgute, liebe Creatur. Ganz Avignon schwärmte für das Maulthier und wenn es durch die Gassen kam, so that man schön mit ihm; alle Welt wußte auch, daß man damit bei Hofe gut angeschrieben war; und so harmlos es auch dreinschaute, das Maulthier des Papstes hatte mehr als Einem zu seinem Glücke verholfen, man denke nur an Tistet Védène und an sein wunderbares Emporkommen.

Dieser Tistet Védène war von Hause aus ein unverschämter Taugenichts, den sein Vater, der Goldschnitzer Guy Védène hatte fortjagen müssen, weil er nicht arbeiten wollte und ihm die Lehrlinge verdarb. Sechs Monate lang drückte er sich in allen Gassen von Avignon herum, am liebsten aber in der Nähe des päpstlichen Palastes. Denn der lockre Vogel hatte schon lange auf das Maulthier des Papstes seinen Plan gebaut und er hat seine Sache schlau genug durchgeführt.

Eines Tages, da Seine Heiligkeit ganz allein unter den Wällen auf seinem Maulthier spazieren reitet, steht da mein Tistet und redet ihn an und kreuzt die Hände voller Bewunderung: „O mein Gott, heiliger Vater", sagt Tistet, „was für ein braves Maulthier habt Ihr da! Laßt mich's nur einen Augenblick noch anschauen. O, das schöne, schöne Thier! Darum kann Euch gewißlich der deutsche Kaiser beneiden." Und er streichelte es und schäkerte mit ihm wie mit einem hübschen Mädchen: „O du prächtige Creatur, mein Schatz, mein Herzlieb." — Und der gute Papst war ganz gerührt und sagte bei sich selber: „Was für ein netter Bursche! Und wie lieb er mit meinem Maulthier ist!" Und am nächsten Morgen, wißt Ihr, was geschah? Tistet Védène warf seine alte gelbe Jacke fort und vertauschte sie mit einem schönen Chorhemd aus Spitzentuch, einem Mantel von violetter Seide, Schnallenschuhen, und trat in den Dienst des Papstes, zu dem vor ihm nur Söhne von Edelleuten und Neffen der Cardinäle waren zugelassen worden. So weit bringt es die Schlauheit! Tistet aber ließ es dabei nicht bewenden.

War er nun im Dienste des Papstes, so fing der Schlingel das Spiel, das ihm so wohl gelungen war, immer von Neuem an. Unverschämt gegen Jedermann, war er die Zuvorkommenheit, die Höflichkeit selber gegenüber dem Maulthier, und jedesmal stand er im Hofe des Palastes da mit einer Hand voll Hafer oder einem Büschel Süßklee und er schüttelte dabei so schelmisch die rothen Blüthenköpfe und schaute hinauf zum Balcon des Heiligen Vaters, als wollte er zu ihm sagen: „He! Für wen ist das wohl?" Und das trieb er so lange und so lange, bis der gute Papst, der doch allmälig merkte, daß er älter wurde, die Sorge um den Stall und um die Bowle à la française Jenem überließ, worüber die Cardinäle aber gar nicht lachten.

Und das Maulthier auch nicht, dem war es gar nicht ums Lachen. Jetzt, wenn die Stunde schlug, wo es sonst seinen Wein bekommen, da sah es regelmäßig fünf oder sechs Buben in seinem Stall, die sich mit ihren seidenen Mänteln und Spitzenhemden ins Stroh verkrochen. Nach einer Weile aber duftete es so warm und süß und würzig in dem Stall, denn Tistet Védène trat ein und brachte die herrliche Bowle à la française und nun begann das Martyrium des armen Thieres.

Dieser gewürzte Wein, sein Leibgetränk, das ihm das Blut erwärmte, sein Alles, sein Leben; man war grausam genug, das Gottesgebräu da vor

bringen, daß es den köstlichen Duft bis an die Decke ver-
nn das arme Maulthier sich dann satt daran gerochen —
bei! Die schöne, rosige Flüssigkeit rollte vom ersten bis zum
urch die Gurgeln der bösen Schlingel. Und wenn sie ihm
n, ihm nur den Wein gestohlen hätten! Doch die Buben,
en hatten, waren wahrhafte Teufel! Der Eine zerrte das
hren, der Andere am Schwanze; Quiquet kroch ihm auf den
et setzte ihm sein Barett auf und Keinem von den Tauge-
nur in den Sinn, daß das wackre Thier sie mit einem ein-
hätte in den Polarstern oder noch weiter schleudern können.
ht umsonst ist man das Maulthier des Papstes, das Maul-
erab der Heilige Vater seinen Segen und seinen Ablaß er-
en mochten noch so sehr toben, es wurde nicht böse. Nur
éne hegte es einen tiefen Groll. Wenn der etwa hinter ihm
te es dem Thier im Huf und es hatte wohl Grund genug
Schelm spielte ihm gar zu böse Streiche und er kam auf so
le Einfälle, wenn die Bowle leer geworden.

ihm nicht eines Tages in den Sinn, mit dem Maulthier in
n droben, bis auf die höchste Zinne des Palastes hinaufzu-
ich Euch da erzähle, ist kein Märchen, zweimalhunderttausend
en es mit angesehen. Man kann sich den Schrecken des
s vorstellen, als es eine Stunde lang im Finstern die Wendel-
ß wie viel Stufen, hinaufgeklettert war und sich plötzlich bei
nenlicht auf einer Zinne befand, und tausend Fuß unter sich
lisches Avignon sah, die Marktbuden nicht größer als Hasel-
chen Soldaten vor der Caserne wie rothe Ameisen und da
em Silberfaden eine mikroskopische Brücke, auf der getanzt
O du armes Thier! Das war ein Schreck! Von dem Schrei,
zitterten alle Scheiben des Palastes.

os? Was hat man ihm gethan?" rief der gute Papst und
Balcon.

ne war aber schon im Hofe unten und stellte sich so jämmer-
te und fuhr sich verzweifelnd in die Haare: „O großer Hei-
es giebt? Ach, Euer Maulthier . . . o was soll aus uns
Maulthier ist in den Glockenthurm hinaufgegangen."

m?"

r Heiliger Vater, ganz alleine. Schaut! Seht nur da oben
hr da die Spitzen seiner beiden Ohren? Zwei Schwalben,
ören!"

rmherzigkeit!" rief der arme Papst und richtete seine Augen
s ist wohl gar toll geworden! Es wird den Hals brechen.
herunter, unglückseliges Ding!"

runter. Ihm wäre es schon recht gewesen, aber wie? Aber
, daran war nicht zu denken. Hinauf, das geht wohl noch,
Da kann man hundertmal die Beine brechen. Und das arme
g außer sich vor Jammer und wenn es so auf der Zinne
und es ihm ganz schwindlig wurde, dann dachte es an Tistet

ndit, warte nur, wenn ich davonkomme, morgen früh setzt
hörigen Hufschlag!"

Der Gedanke an den Hufschlag gab ihm wieder etwas Zuversicht in die Beine, sonst hätte es nicht mehr aufrecht stehen können. Endlich wurde es nach unsäglicher Mühe wieder herabgebracht; doch das war eine ganze Komödie. Man mußte das Maulthier auf einer Bahre, vermittelst einer Winde und langer Seile hinablassen. Und die Demüthigung für das Maulthier eines Papstes, sich so hoch hängen zu sehen, mit den Beinen in der Luft umherfegend wie ein Maikäfer an einem Faden! Und ganz Avignon als Publicum!

Das unglückliche Thier schloß die ganze Nacht kein Auge zu. Es war ihm immer, als drehte sich Alles mit ihm im Kreise herum auf der verdammten Zinne, und von unten herauf erscholl ihm ein höhnisches Gelächter entgegen. Dann dachte es an den schändlichen Tistet Védène und an den gesunden Hufschlag, den es ihm am nächsten Morgen versetzen wollte. Einen Hufschlag — man sollte es von Pampeluna aus rauchen sehen.

Was aber that Tistet, während ihm im Stall ein so glänzender Empfang zugedacht wurde? Er schiffte auf einer päpstlichen Galeere die Rhone hinab und zog mit einem Trupp junger Edellente, die alljährlich von Avignon an die Königin Johanna gesandt wurden, nach Neapel, um sich dort in der Diplomatie auszubilden und gute Manieren zu lernen. Tistet war kein Adliger, der Papst aber wollte ihn für die Pflege belohnen, die er seinem lieben Maulthier erwiesen, und namentlich für die Thätigkeit, die er beim letzten Rettungsact entfaltet hatte.

Wer am folgenden Morgen ein verdrießliches Gesicht machte, war das Maulthier. „O der Bandit! Er hat etwas gemerkt", dachte es bei sich selber und schüttelte wüthend seine Glöckchen; „aber es ist gleich, den Hufschlag bekommt er doch, ich will ihn ihm bis zu seiner Heimkehr aufheben!" Und so geschah es.

Nach Tistets Abreise führte das Maulthier wieder sein früheres, sorgloses Leben. Keine Buben mehr im Stall. Die schönen Tage des Weines à la française waren wiedergekehrt und mit ihnen die gute Laune, die langen Schlafstündchen und der kurze Trab nach dem Tact der Musik, wenn es über die Brücke von Avignon ging. Seit jenem unangenehmen Abenteuer auf der Zinne jedoch war die Stimmung in der Stadt nicht mehr dieselbe. Man raunte sich etwas in die Ohren, wenn das Maulthier vorbeikam, die alten Leuten zuckten die Achseln, die Kinder lachten und wiesen mit den Fingern nach dem Glockenthurm hinauf. Der gute Papst selber hatte nicht mehr das gleiche Vertrauen in sein altes Reitthier, und wenn es ihm einmal begegnete, daß er im Sattel einnickte, am Sonntag, wenn er aus seinem Weingarten heimkehrte, dann plagte ihn immer der Gedanke: „Wenn ich etwa da droben aufwachte, auf der Zinne!" Das Maulthier wurde das Alles gewahr und es litt schweigend darunter; nur wenn man den Namen Tistet Védène vor ihm aussprach, dann schüttelte es seine langen Ohren und wetzte es das Hufeisen auf dem Steinpflaster.

Sieben Jahre waren so dahingegangen; da, nach sieben Jahren, kam Tistet Védène vom neapolitanischen Hofe zurück. Seine Zeit war freilich noch nicht um, aber er hatte erfahren, daß der erste Senfanrührer des Papstes in Avignon gestorben war, und da ihm dies Amt gar sehr zugesagt hätte, so machte er sich eiligst auf den Weg, um sich darum zu bewerben.

Als der lose Vogel in den Saal des Palastes trat, hatte der Heilige Vater große Mühe, ihn wiederzuerkennen, so sehr gewachsen war er und so

ſtattlich ſah er aus. Freilich dürfen wir auch nicht verhehlen, daß der gute Papſt indeſſen alt geworden war und zu allen Dingen die Brille aufſetzen mußte.

Tiſtet war darob gar nicht eingeſchüchtert.

„Ach Gott, mein Heiliger Vater, Ihr erkennt mich nicht mehr? Ich bin es ja, Tiſtet Bédène!“

„Bédène?“

„Ei freilich, Ihr wißt wohl, derſelbe, der Eurem Maulthier den gewürzten Wein brachte.“

„Ah ja, ja, ich erinnere mich wohl. Ein guter, netter Junge, der Tiſtet Bédène. Und jetzt, was verlangt er von uns?“

„O, nur wenig, Heiliger Vater. Ich komme, um Euch zu bitten. Ja aber, wie ſteht es denn, habt Ihr es noch immer, Euer Maulthier? Ah, um ſo beſſer! Ich komme, Euch um die Stelle des erſten Senfanrührers zu bitten, der ja wohl geſtorben iſt.“

Erſter Senfanrührer, Du? Aber Du biſt zu jung. Wie alt biſt Du denn?“

„Zwanzig Jahre und zwei Monate, erhabener Kirchenfürſt, juſt fünf Jahre älter als Euer Maulthier. O Gnade Gottes, das brave Thier! Wenn Ihr wüßtet, wie lieb ich es hatte, das Maulthier, wie ſehr ich in Italien mich nach ihm geſehnt habe! Soll ich es nicht einmal ſehen dürfen?“

„O freilich, mein Kind, Du ſollſt es ſehen“, antwortete der gute Papſt ganz gerührt. Und weil Du es ſo lieb haſt, das gute Thier, ſo will ich, daß Du auch in ſeiner Nähe bleiben ſollſt. Von heute ab biſt Du dem Dienſte meiner Perſon zugetheilt als erſter Senfanrührer. Meine Cardinäle werden ſchreien, laſſen wir ſie ſchreien; ich bin ſchon gewöhnt daran. Komme morgen früh nach Schluß der Vesper und wir überreichen Dir die Abzeichen Deines Grades in Gegenwart unſeres Capitels, und dann führe ich Dich zum Maulthier und Du kommſt dann mit uns beiden in den Weingarten. He! he! geh nur! He! he!“

Ob Tiſtet Bédène zufrieden war, als er aus dem Saale trat; mit welcher Ungeduld er die morgige Ceremonie erwartete, das brauche ich kaum zu ſagen. Indeſſen gab es im Palaſte Jemand, der noch glücklicher, noch ungeduldiger war als er: das Maulthier. Seit Bédènes Rückkehr bis zur Vesper folgenden Tages ſchlug das Thier ſich den Bauch voll mit Hafer, wetzte es ſeine Hufe an der Mauer. Es bereitete ſich ebenfalls auf die Ceremonie vor.

Am andern Morgen alſo, als die Vesper geſungen war, trat Tiſtet Bédène wieder in den Hof des päpſtlichen Palaſtes. Der ganze hohe Clerus war da verſammelt die Cardinäle in rothen Mänteln, die Advocaten des Teufels in ſchwarzem Sammet, die Kloſteräbte mit ihren niederen Biſchofshüten, die Kirchenälteſten des heiligen Agrico, die violetten Mäntel der päpſtlichen Dienerſchaft, auch der niedere Clerus, die Soldaten des Papſtes in großer Uniform, die drei Brüderſchaften der Pönitenten, die Eremiten vom Mont Ventour mit ihren wilden Bärten, der junge Geiſtliche, der mit dem Glöckchen hinterdrein geht, die Flagellanten, nackt bis an den Gürtel, die Meßner in langen Röcken, Alle, Alle, bis auf die Kirchendiener, welche das Weihwaſſer reichen, und die Kerzenanzünder und die Kerzenauslöſcher: da fehlte auch nicht ein Einziger. O, das war eine ſchöne Ordination! Glocken, Petarden, Sonnenſchein, Muſik und zwiſchen durch immer der Klang der Tam-

bourine und Pfeifen, die dort unten auf der Brücke von Avignon zum Tanze aufspielten.

Als Védène inmitten der Versammlung erschien, lief ein Gemurmel der Bewunderung über seine Haltung und sein prächtiges Aussehen durch alle Reihen. Er war ein herrlicher Provencale, einer von den Blonden, mit vollem lockigen Haar und einem Flaumbart, der an die Metallspäne seines Vaters, des Goldschnitzers, erinnerte. Und es ging das Gerücht, daß die Finger der Königin Johanna sich manchmal in den blonden Bart verirrt hatten — unser Sire de Védène hatte in der That das stolze Aussehen und den zerstreuten Blick eines Glücklichen, der von Königinnen geliebt worden. Seiner Nation zu Ehren hatte er heute seine neapolitanischen Kleider mit einem provencalischen, rosaeingefaßten Wamms vertauscht und auf dem Hut schwankte ihm eine große Ibisfeder.

Bei seinem Erscheinen grüßte der erste Senfanrührer galant und richtete seine Schritte nach der hohen Bühne, auf welcher der Papst ihn erwartete, um ihm die Abzeichen seines Grades zu überreichen: den Löffel aus gelbem Buchsbaumholz und das safranfarbige Gewand. Das Maulthier stand unten an der Treppe, prächtig angeschirrt und bereit zum Ritt nach dem Weingarten. Tistet, als er näher kam, begrüßte das Thier mit einem süßen Lächeln, blieb stehen um ihm ein paar zärtliche Patschhändchen auf den Rücken zu geben und schielte dabei hinauf zum Papste, ob er es wohl sehe. Er stand gerade recht, das Maulthier holte aus. „Da hast Du Deinen Tritt, Bandit! Ich habe ihn Dir sieben Jahre aufgehoben!“ Und er versetzte ihm einen so fürchterlichen, so fürchterlichen Hufschlag, daß man es bis in Pampeluna rauchen sah; es war eine blonde Rauchwolke mit einer Ibisfeder in der Mitte, Alles, was von dem unglücklichen Tistet Védène übrig blieb.

Die Hufschläge der Maulthiere sind sonst nicht so zerschmetternd, aber dies war ein päpstliches Maulthier und dann, man bedenke: es hatte ihm den Schlag sieben Jahre aufgehoben. Wir kennen kein schöneres Beispiel geistlicher Unversöhnlichkeit.

Deutsche Stilsünden.

Randglosse zur Literatur von **Wolfgang Kirchbach.**

t Geniewuth in der gegenwärtigen Literatur noch immer ihre
t, wie sie nur jemals in früheren Sturm- und Drangperioden
rgeschichte sich gespreizt hat, hängt nicht zum wenigsten mit dem
mmen, daß der literarische Dilettantismus selbst vom Publicum
haft Geniale heutzutage noch immer angestaunt und bewundert
ein Schriftsteller von Fach dem Laien klar machen wollte, daß
n Theil seiner besten Wirkungen dem ernsten Nachdenken über
nd ihre Mittel verdankt, daß er ein Gedicht, eine Novelle, ein
hrelang unveröffentlicht im Pulte liegen hat und oft gerade die
ag seiner Arbeit einem emsigen Feilen bis in die Kleinigkeiten
würde plötzlich der Nimbus der Genialität ihn nicht mehr um-
t würde seinen Arbeiten das Gemachte, das Gesuchte und
absplüren und der arme Mann hätte den Anspruch auf Un-
erscherzt, nur aus dem Grunde, daß er ein Künstler gewesen.
ich frage, warum in der Pfahldorfgeschichte in Vischers „Auch
ein Druide es ist, der der Pfahlmenschheit das Heil der wahren
n will, so ist die Antwort leider die, daß in der That dem
Künstler nur dann imponirt, wenn er druidenhaft, mit Prie-
Pfaffendünkel seine Person aufträgt und das Dogma predigt,
n Rausche der Begeisterung, unter Zucken und Zähneklappern,
len Atmosphäre des Geisterhauchs, unter dem Albdruck des
Kunst ein unsterbliches Werk entstehe. Mir ist eine Geschichte
bekannt, daß ein Gelehrter, ein Shakespearekenner und übri-
er Mann einen lebenden Dichter fragt, „wie er es eigentlich
er dichte." Der Mann, einer unserer vorzüglichsten Lyriker,
rch die alberne Frage in Verlegenheit gesetzt, einige praktische
Beobachtungen mit, die zuletzt bei allem geistigen Schaffen sich
n erweisen. Gänzlich enttäuscht erzählt der betreffende gebildete
nter anderen Gebildeten der Nation: der Dichter X. sei ja nur
g, der seine Poesieen aus den Fingernägeln herauskaue und

hem allgemeinen Vorurtheil des Publicums ist es denn auch
, wenn die Stillosigkeit moderner literarischer Production auf
en in der Lyrik, im Drama, Roman und in der Novelle von
von Neuem sich manifestirt. Und das nicht nur in Feuilleton-
-Plaudereien. Selbst den besten Schriftstellern laufen heutzutage
eiten, Sprachschnitzer, falsche Anwendungen rhetorischer Mittel
enn wir nicht wüßten, daß sie Männer von wissenschaftlicher
ar Professoren sind, uns schließen lassen müßten, daß man in

Hinsicht eines vernünftigen Stils in Deutschland gegenwärtig auf dem Standpunct der Tertia stehe.

Freilich ist der äußerliche Stil, wie er bei norddeutschen Autoren häufig zu finden ist, auch nichts weiter als glatt und correct. Man liebt da nicht die stilistischen Kunststückchen unserer früheren Literatur, als da sind: Umschlagen des Imperfects ins Präsens, lange, gehaltvolle Perioden, Verbindung der Satztheile durch Partikeln, welche letzteren ja Logik verrathen könnten, die weder in der Poesie noch in den Urtheilen über Poesie allzu beliebt ist. Man liebt auch nicht den Rhythmus des Stils, der übrigens nicht darin besteht, daß man statt der Prosa Verse, förmliche Streckverse schreibt, wie der dichterische Walt in seinen Flegeljahren. Rhythmus des Stils besteht nämlich im weisen Wechsel zwischen periodisirter Form der Sätze und kürzerer Ausdrucksform; in vernünftiger Anwendung des Conjunctivs*), der der Sprache, falls sie Gedanken enthält, zur Nüancirung des Verhältnisses der Gedanken zu einander gar sehr nützlich ist; er besteht ferner darin, daß man rein äußerlich nicht fortwährend Absätze macht, sondern die Gedanken und Bilder in Fluß kommen läßt. Rhythmus des Stils besteht auch darin, daß man nicht allzu geflissentlich die Hülfszeitwörter wegläßt — „als er das gedacht, jenes erwogen, dieses wiederum verworfen, jegliches aber umständlich erörtert" — ja im Gegentheil sie soviel als möglich beibehält, auch wiederholt und die angenehme Abwechselung nur durch Umstellen der betreffenden Worte hervorbringt. Dieses Abschleifen der Sprache ist durchaus nicht das Zeichen von Bildung, wie es ferner mangelhaftes Sprachbewußtsein bedeutet, wenn man sich genirt, dasselbe Wort mehrmals hintereinander für denselben Gedanken zu bringen. Vollends für den schildernden Künstler ist das verderblich. Da entstehen dann jene unsaftigen, dünnen Schilderungen von Natur und Menschen, die leider zumeist die moderne Production kennzeichnen. Wenn das Schöne allein im Individuellen sich darstellen kann, so bedeutet es auch für den Stil, daß nur durch die Anwendung individualisirender Worte die Plastik entstehen kann. Man nenne seinen Helden so viel als möglich beim Namen und meide die allgemeineren Bezeichnungen! Man nenne überhaupt in der Kunst die Dinge beim Namen — und man wird plastisch sein!

Alle diese schönen Tugenden vermißt man aber bei den Modeautoren nur zu sehr. Man schleift die Sprache ab und glaubt zu feilen! Aber man erringt dadurch wenigstens das Lob, nicht mehr des Schulmeisters bedürftig zu sein, und das ist immer noch besser, als wenn man sich rhetorischer und stilistischer Mittel bedient, ohne zu wissen warum, wie das zum Erschrecken und Horror aller Leute von Geschmack auf der anderen Seite nur zu sehr in der Literatur grassirt. Und da kommen zu den falschen Anwendungen der Stilmittel auch noch Mondkälber von Wortbildungen, daß man eigentlich sprachlos vor Erstaunen sein müßte über die Verbreitung derartiger Bücher, wenn man nicht wüßte, wie sehr unsere Zeit voll vom „historischen" Gedanken nur dem Krimskrams der Alterthümelei Interesse entgegenträgt, und Apollo und die neun Musen für überwundene Standpuncte hält.

Derselbe streckversificirende Autor, der ganze Seiten im jambischen oder

---

*) Der jedoch nicht übertrieben werden darf, wie in den letzten Romanen Spielhagens, wo die conjunctivische indirecte Rede wahre Orgien feiert.

Die Redaction.

Tonfall rhythmiſirt, iſt für alle jene obigen Fehler ein warnen-
l. Ich habe das Buch „Homo sum“ von Georg Ebers zwei-
al geleſen und bekenne zu meinem Bedauern, daß ich es in ſtiliſti-
cht nicht anders als ſchülerhaft finden kann. Ich rede hier nicht
'nhalt des Ebers'ſchen Buches, nicht von dem Anachronismus der
i der modernen Denk- und Sprechweiſe der Abſtractionsmenſchen
sum“, ich rede lediglich von den Stilſünden des Autors.
i würde ein Schüler ſich im deutſchen Aufſatz Dinge zu Schulden
ſſen, wie Ebers auf Seite 188 ſeines Buches!
'ältig hatte er gegen ſie gefehlt, aber das lag jetzt Alles wie Federn
Schale der Waage!“
i Bild erinnerte mich lebhaft an ein ähnliches Sprachmonſtrum
rrede zu „Soll und Haben“ von Guſtav Freytag. Da heißt
Schriftſteller der damaligen Epoche (1855) „nicht die freie Liebe
ch der Haß fließt leicht aus dem ſchreibenden Rohr!“ Was
Leſſing, ein Goethe und ein Schiller, beſonders der Letztere, der
:toriſchen Mitteln iſt, zu ſolchen ſinnloſen Verrenkungen der edlen
Sprache ſagen! Wenn man ſich rhetoriſcher Figuren bedient, ſo
doch wiſſen warum. Die Antwort auf das Warum dieſer ſprach-
'sſprünge zu geben, dürfte den betreffenden Autoren ſchwer genug
is ſind das Beiſpiele des äſthetiſchen Schwulſtes, den Gutzkow im
Longinus meinte. Schade, daß ſein athemloſer Zorn ihn das
ſt hat verfolgen laſſen und daß uns ſtatt deſſen unerquickliche per-
asfälle geboten wurden. Schade auch, daß Gutzkow's Romane
er reich an ſtiliſtiſchen Mängeln ſind, wenn auch nicht ſolche
ie die oben citirten in Frage kommen. Bei Gutzkow hat man
ie Empfindung, daß ſeine ſtiliſtiſchen Eigenthümlichkeiten auf einem
Wollen baſiren, wenn auch das Können mitunter ans Komiſche
z. B. bei der Erzählung von der Hinrichtung Sandrarts in den
om Geiſte.“ Es berührt peinlich, den geiſtreichen Mann in ein
des Lamentiren verfallen zu ſehen, wo gerade die einfacheren Stil-
ungleich ſchlagkräftigere Wirkung hervorgebracht hätten: komiſch
ie Wirkung durch den Contraſt, der zwiſchen dieſer Empfindung
ebotenen entſteht.
, wollen wir unſere ſchweren Vorwürfe betreffs des Ebers'ſchen
tiviren. Das Buch ſcheint mir zumeiſt deshalb auf die bekannte
izuſpielen — homo sum, humani nil a me alienum puto —
n Autor von vornherein zu rechtfertigen, wenn ihm etwas Menſch-
ßen ſollte, wie z. B. Seite 182 die ſplendide Einſchachtelung:
i ſie ihres ſeiner ſelbſt kaum mehr mächtigen Mannes Hand
n berührte.“
mathematiſche Parentheſen müſſen gerügt werden, denn wenn
n ſechs und ſieben Auflagen ſich das erlauben, was ſollen dann die
Dilettanten aus unſerer Sprache machen? Herr Ebers iſt kein
Dilettant, er iſt nur ein uneigentlicher, eben weil er ſieben Aufla-
llm ſo mehr aber wäre es Pflicht, nicht Sätze zu ſchreiben wie
„Oft, wenn zornige Männer wie düſtere Gewitterwolken auf
ſtoßen drohen, hält ſie und drängt ſie gleich dem Wehen eines
Windes ein Wort aus dem Munde eines verſtändigen Weibes
rſtens iſt das eine Trivialität. Aber das thut ja nichts, denn der

Trivialiäten sind wir in dem Buche gewohnt, nachdem wir auf Seite 3 die tiefsinnige Bemerkung gefunden:

„Wenige Thiere vermögen ihrem Frohsinn Ausdruck zu geben, aber die jungen Ziegen können es."

Davon sind wir ja überzeugt, daß man heutzutage Schriftsteller sein darf, auch wenn man eigentlich der Welt nichts zu sagen hat, aber davon sind wir noch nicht überzeugt, daß das Wehen des Windes aus einem Weibermunde ꝛc. ꝛc. ꝛc. — ich bin nicht im Stande die Alliteration zu wiederholen, ohne nervös zu werden und setze daher lieber ein Analogon her, nämlich:

„Wir Westerwälderweiber würden Wäsche waschen, wenn wir wüßten, wo warm Wasser wär."

Ich überlasse dem Leser die Deutung dieser Worte in Bezug auf unseren Fall. Wenn in der alliterirenden Wiederholung, das W, das Wonnige des weiblichen Wesens etwa bildlich walten wollte oder sollte, so wäre das zwar Absicht gewesen, die aber doch verstimmt hätte, denn es ist stillos, triviale Dinge in Prosa alliterirend vorzutragen. Das Stilmittel ist so umständlich, da doch mit den einfachsten Worten die Sache sich vortragen ließ!

Aber Herrn Ebers darf ja alles Menschliche zustoßen! Es darf ihm sogar der Mangel an Stilgefühl zustoßen, daß er den alten Satz „homo sum" zu verbessern meint, wenn er übersetzt: „Ein Mensch bin ich und meine, daß ich Mensch bin überall."

Im Namen der deutschen Sprache und der gedeihlichen Fortentwicklung des Sprachgefühls in Deutschland, sage ich allen denjenigen Lehrern der lateinischen Sprache, wie auch der griechischen im Voraus Dank, wenn sie ihre Schüler so lange quälen und peinigen mit allem Aufwand von Pedanterie, der nur irgend beschafft werden kann, bis sie gelernt haben nicht nur wortgetreu, sondern auch sinngetreu zu übersetzen, und zwar in der Art, daß das deutsche Wort, das einzelne Wort den Sinn ebenso deckt wie das lateinische.

Es würde respectwidrig sein, wenn ich einem Professor auseinandersetzen wollte, wie schief und hinkend seine Uebersetzung ist und wie wenig er Cicero und Seneca verstanden haben muß, wenn er ernstlich meint, daß diese das Wort in seinem Sinne verstanden hätten.

Es bedeutet ferner Mangel an Stilgefühl, wenn Ebers zur Ueberschrift seines Romans kommt durch die „Anschauung des Denkens und Seins *aller* Menschen." Warum gerade an einer Stelle, die einer mehr philosophirenden Betrachtung gewidmet ist, eine solche Hyperbel! Wenn Jemand mich zu der Ueberzeugung führen will, daß er von seiner Anschauung überzeugt sei, so ist es doch das verkehrteste Mittel durch Hyperbeln mich mißtrauisch zu machen. Oder hat der Verfasser etwa das Denken und Sein aller Menschen angeschaut? Dann werde ich früher oder später Collegien bei ihm belegen!

„Felsen, nackte, harte, rothbraune Felsen ringsum; kein Strauch, kein Halm, kein anschmiegendes Moos, das sonst wohl die Natur, als habe ein Athemzug ihres schöpferischen Lebens den unfruchtbaren Stein gestreift, auf die Flächen des Hochgebirges hinhaucht."

Daß dieser Satz, mit dem homo sum beginnt, stilistisch ein Monstrum ist, will ich hier auseinandersetzen, damit alle Dilettanten sich daran ein Beispiel nehmen. Wenn Ebers sein Buch mit einer Naturschilderung beginnt, so kann er sich, um das zu motiviren, auf die Mehrzahl moderner Romane

berufen. Wie in der bildenden Kunſt t
ungleich zahlreicher vertreten iſt, aus dem
ſtalten ſchaffende Begabung erſtens weit ſeltener iſt und zweitens auch durch ein ungleich emſigeres und ſchwierigeres Studium getragen werden muß, ſo iſt es auch ein Kennzeichen literariſchen Unfleißes, wenn man nichts Beſſeres weiß, als dem trivialen Schema der Durchſchnittsproduction ſich anzuſchließen. Indeß unter Umſtänden darf man das ja; aber ſelbſt wenn man ſtatt lebenswahrer Geſtalten nur fadenſcheinige Begriffe von Geſtalten zu ſchaffen vermag, ſo darf man doch ein langes Buch nicht mit Ellipſen beginnen. Warum? Weil dem Leſer der Athem ausgeht, ehe er nur angefangen hat. Die Ellipſe iſt allerdings ein ſtiliſtiſches Mittel, aber ſei es im Humor oder im Ernſt unter allen Umſtänden eines der ſtärkſten. Ein geſchmackvoller Schriftſteller wird ſie womöglich nur bei humoriſtiſcher Vortragsweiſe verwenden, als eines der letzten anzuwendenden Stilexperimente. Jetzt fällt aber Herr Ebers, man ſieht nicht ein warum, mit der Thür ins Haus, verſchießt ſein ganzes Pulver, höchſtwahrſcheinlich, weil er das Einſamragende der Felſen durch das Einſamragen der Worte ſymboliſiren wollte. Nun, wenn Herr Ebers auch die Abſicht gehabt hätte, ſo wäre ſie doch hier nicht am Orte geweſen; die Sprache hat ja das Wort „einſamragend", das der Anſchauung ungleich mehr entgegenkommt, als die unanſchauliche Ellipſe. Die Ellipſe darf doch nur als ſubjectiver Ausdruck der Stimmung des Dichters verwendet werden, aber nicht als objective Malerei.

Nun deutet zwar die negative Schilderungsart in den Worten „kein Strauch" ꝛc. ꝛc. darauf hin, daß wir auf die ſubjective Stimmung des Dichters ſchließen ſollen, die an dieſer Stelle eine melancholiſche ſein muß. Dann aber bedeutet es ein durchaus lächerliches Herausfallen aus der Situation, wenn plötzlich die naturgeſchichtliche Belehrung über das Moos und ſeine näheren Verhältniſſe erfolgt. Was geht uns denn an dieſer Stelle an, ob das Moos anderweit wächſt! Was geht uns an, daß man das Moos, da wo es wächſt, mit einem Anhauch der ſchöpferiſchen Natur vergleichen kann!

Was nun die negative Schilderung in „kein Strauch, kein Halm, kein Moos" anlangt, ſo wird jeder Leſer mit uns bemerken, daß Herr Ebers und hundert Andere mit ihm gerade das Gegentheil ihrer Abſicht dadurch erreichen. Unſere Phantaſie iſt ein Kobold! Wo ein deutſcher Profeſſor verlangt, daß kein Strauch ſein ſolle, ſpielt ſie ihm den Schabernack, ſofort durch das Wort Strauch angeregt, auch einen Strauch auf den nackten Felſen hinzuzaubern. Schade, daß das Wörtchen „kein" weder eine Haſenpfote noch ein Schwamm iſt, mit dem ſich von der Tafel der Phantaſie der hingemalte Strauch wegwiſchen ließe! Ich habe es noch nicht fertig gebracht mit Hülfe von „kein", „nichts" meine Vorſtellungen umzuwerfen! Ja, wendet man ein, „Du nennſt dieſe negative Schilderungsart doch ſelber immerhin eine Schilderungsart! ſie muß doch alſo ihre Berechtigung haben." Die hat ſie auch, aber nicht um Naturſchilderungen plaſtiſch zu machen, ſondern um Seelenvorgänge zu ſchildern. So dient ſie zum Ausdruck melancholiſcher Stimmung in der Lyrik. Kenner des menſchlichen Gemüths wiſſen nämlich, daß unſere Seele das was ſie begehrt, erſehnt, überhaupt was ſie irgend afficirt, mit beſonderer Lebhaftigkeit ſich in der Phantaſie vorſtellt. Wenn aber das Bewußtſein erwacht, daß dieſes vorgeſtellte Bild ja nur Vorſtellung, aber keine objective Wirklichkeit iſt, ſo ſtellt es ſich ſprachlich in negativer Form dar, als

ein Ausdruck des Affects. Darum wird in der Lyrik diese Form mit Recht verwendet. Uebrigens ist sie nicht nur der Ausdruck für melancholischere Stimmung, sondern kann sich auf das ganze Gebiet der Affecte erstrecken.

Wie falsch ist es aber, solche Wendungen zu brauchen, wo doch gerade objective Anschaulichkeit erreicht werden soll! Und wenn Herr Ebers uns ein melancholisches landschaftliches Stimmungsbild geben wollte, so bleibt es trotz alledem geschmacklos, ein Buch mit einem Stimmungsseufzer zu beginnen und dann sofort aus der Stimmung herauszufallen. Deshalb wirkt auch die Einleitung des nächsten Absatzes mit „Und doch" so ungeschickt.

In welchem verkehrten Sinne Ebers Epithetha verwendet, zeigt die Constellation von Naturereignissen in dem Ausdruck „reine, leichte, von der Mittagssonne durchglühte Wüstenluft." Rein, ja das glaube ich — aber selbst wenn ich in Aegypten oder am Sinai gewesen wäre, würde ich nicht daran glauben, daß die Luft „leicht" und doch durchglüht auf meine Athmungs- und Empfindungsorgane wirken könne. Objectiv ist das ja möglich, aber subjectiv ist mir noch niemals eine Glut leicht vorgekommen. Alle Metaphern, Metonymien und wie die curiosen Dinger alle heißen mögen sind berechtigt, doch nur aus dem Grunde, daß die Wirkungsarten von Gegenständen, die objectiv ganz heterogen sein können, auf meine Empfindungsorgane analog wirken. Sie sind auf einen Vergleich von Empfindungen zurückzuführen, und nur dann ist ihre Anwendung auf die Dinge selbst berechtigt, wenn eine solche Aehnlichkeit der Empfindungen vorhanden ist.

Der Stilkünstler Ebers schreibt „freundliches Strauchwerk." Ich sehe das Strauchwerk förmlich kichern! Alle seine Zweige werden Gesichter und alle Gesichter verziehen die Mundwinkel! Aber so hat es Ebers ja nicht gemeint. Eine freundliche Wirkung auf mein Inneres macht der Anblick jeglichen grünen, nämlich hellgrünen Grases, jeder Wiese, jedes grünenden Strauches. Und deshalb darf ich mit Recht sagen „ein freundliches Grün", „ein freundlich grünender Strauch." Aber Strauchwerk? Das bewirkt in der Phantasie, daß man sofort das dürre Gestrüpp, das Gerippe des Strauches sieht, die Zweige und ihre Verästelung und keine Spur von Grün und von Blättern.

Fast alle die stilistische Ungelenkigkeit, wie auch der Mangel an anschaulicher und logischer Schlagfertigkeit in dem Ebers'schen Buche, läßt sich auf die im Buche falsch und ungeschickt verwendeten Hemmungen zurückführen. Es ist fast kein Satz vorhanden, der nicht durch einen anderen irgendwie fälschlich gehemmt würde, und es ist keine Schilderung, die nicht ihre Plastik und Anschaulichkeit durch Hemmungen verlöre, es ist endlich die ganze Composition des Buches verfehlt durch die ungeschicktesten epischen Hemmungen, die jemals ein Erzähler fertig gebracht hat. Das ist der wahre Grund, warum das Buch „engbrüstig" auf Gutzkow wirkte.

Aber auch Gutzkow war kein Meister des Stiles! Wie schade, daß eine so geniale Natur, die alle Eigenschaften zum großen Dichter der Nation besaß, nur der einen ermangelte: nämlich der Künstlerschaft. Als Dramatiker zwar ist er auch Künstler gewesen, weil ihn die praktische Nothwendigkeit der Bühnenbedürfnisse dazu zwang und weil Bühnenwirksamkeit und Künstlerschaft sich näher stehen, als ein Lesepublicum und echte Kunst. Aber jene Nothwendigkeit hat wiederum im Dramatiker Gutzkow vielfach den Dichter unterdrückt und es ist keine Frage, daß Gutzkows dramatische Charaktere nicht aus der Tiefe der Gestaltungskraft geströmt sind, die doch einen Justiz-

rath Schlurk, Egon, Hackert, Leidenfrost, einen Klingsohr, eine Lucinde geschaffen. Uriel Acosta schwimmt vielmehr an der Oberfläche der gestaltenden Kraft, als Jene. Das Stück wirkt durch den strengen Bau, die noble Gesinnung, die mehr pathetisirende Sprache, aber nicht durch besonderen psychologischen Tiefblick, der doch in aller Dichtkunst, sofern er sich in lebendiger Gestaltung äußert, das eigentliche Element der dichterischen Begabung, das Genie ist.

Aber ich will ja keine Kritik über Gutzkow schreiben, ich will über die Thorheiten des modernen Stils schreiben, zu denen auch die pathetischen Schlußworte der Dichter gehören, als da sind: „Die Briefe verbrannten und außer Wilhelm oder Fritz oder Herrn von Z. hat nie ein Mensch davon erfahren." Aber doch jedenfalls der Leser! Die Leser! Ferner: „So kam den Liebenden der Friede. Und wer von ihnen erzählt, der weiß nicht, soll er sie glücklich preisen oder beklagen." Das ist eigentlich sehr trivial, trotzdem es einer unserer ersten und vorzüglichsten Stilkünstler geschrieben hat, nämlich Gustav Freytag, der nur dann kein Stilkünstler ist, wenn er sich bemüht zu stilisiren. Kluge Leute werden schon verstehen, was ich damit meine. Nämlich: stilisiren ist wenn man — in historischen Schilderungen — nicht nur den Dialog der handelnden Personen im Tone der betreffenden Zeit vorträgt, was an sich sehr künstlerisch und schön und würdig ist, sondern wenn man auch als erzählender Schriftsteller in einen alterthümelnden Ton verfällt und zwar nicht in humoristischer Absicht (wo es ästhetisch motivirt ist), sondern auch im Ernst. Das letztere ist Stilisiren im üblen Sinne, darum die modernen Maler auch nicht mehr viel von einem Cornelius wissen wollen — mit Recht.

Jener oben citirte Satz ist deshalb trivial, weil man ihn von jeglichem tragischen Liebespaar aussagen kann, wenn es das Ziel seiner Leiden gefunden hat. Man soll als Künstler solche Gemeinplätze meiden, denn der Satz:

„Denn niemals gab es ein so herbes Loos,
Als Julias und ihres Romeos,"

trägt nicht etwa zur besseren Wirkung der Tragödie bei. Nur zu leicht bemächtigt sich der Volksmund solcher Geschmacklosigkeiten, daher denn im Büchmann ungleich weniger Weisheit als Thorheit steht.

Ich sagte, man könne jene Schlußwendung, die in Gustav Freytags „Geschwistern" auf Seite 228 steht, auf jedes tragische Liebespaar anwenden. Aber vielleicht steht diese Schlußwendung gerade deshalb da, um uns die Empfindung anzuregen, daß wir das betreffende Paar gar nicht als ein tragisches zu betrachten haben, eine Empfindung, in der ich bestärkt sein würde, wenn ich wüßte, daß die unmotivirte Ermordung des Paares, die wie ein Blitz aus heitrem Himmel eintritt, einer wohlüberlegten künstlerischen Absicht entspränge. Denn davon bin ich überzeugt, daß der Verfasser der „Technik des Dramas" ein solches Ende unmöglich für tragisch halten kann. Aber wenn er es nicht für tragisch halten kann, warum verfolgen wir dann durch 260 Seiten die Schicksale eines liebenden Paares mit allem Interesse, das ein Dichter und der Leser für Gestalten hegen kann? Ich will nicht hoffen, daß der Schriftsteller sich damit einem allgemeinen Romankunstgriff hat opfern wollen, der eben so unkünstlerisch ist als er ein Kunstgriff ist: nämlich den Leser absichtlich über die Schicksale der Helden zu täuschen und dann durch eine plötzliche Ueberraschung betreffs ihres Ergehens uns zu

verblüffen. Endlich findet sich auch im Marcus König ein solches colportagemäßiges Moment und das giebt zum Nachdenken Anlaß. Zwar ist es ja ein berechtigter Kunstgriff, daß der Dichter uns im Ungewissen läßt, auf welche Art ein guter oder tragischer Ausgang erfolgen wird, aber er darf uns nicht verblüffen. Verblüffend aber ist es, wenn im Marcus König ein nicht nur von den Geschöpfen des Dichters, sondern auch vom Leser Todtgeglaubter plötzlich wieder lebendig wird und es ist verblüffend, wenn Judith und ihr Gatte durch Kugeln geradezu weggeputzt werden, ohne daß man vorher eine Ahnung von ihrem bevorstehenden Ende hat. Ja, man hat nicht einmal die Empfindung der sittlichen Nothwendigkeit ihres Endes, denn die Charaktere sind nicht innerlich derart mit sich selbst zerfallen und verwüstet, daß wir den Tod als eine Wohlthat für sie empfänden. Denn daß Judith eine Hexe gescholten ward, genügt für diesen Charakter nicht, um eine innere Verstörung und Zerstörung ihres Wesens hervorzubringen. Der Dichter darf mit seinen Gestalten nicht spielen, wie die Katze mit der Maus, andernfalls man ihm den Vorwurf der Stillosigkeit nicht ersparen kann. Es wäre kein übler Vorwurf gewesen das Hexenmotiv mehr auszubeuten und Judith innerlich daran zu Grunde gehen zu lassen, auch ihren Gatten in Conflict mit ihr und sich selbst zu setzen. Das wäre dann historische Tragik geworden, wo die Zeitideen und der Zeitwahn in den Individuen treibend und gährend seine Verheerungen anrichten. Die Art aber, wie Gustav Freytag rein äußerlich, romantisch das Motiv verwendet, entspricht nicht der historischen Auffassung des menschlichen Charakters, die er selbst in so schöner Weise in der „Verlorenen Handschrift“ dargelegt hat.

Ganz anders hat Friedrich Theodor Vischer in seinem „Auch Einer“ verstanden, uns mit der Empfindung für seinen Helden zu erfüllen: Jetzt hat er ausgelebt, jetzt wirds nicht mehr lange dauern. Nämlich durch den Traum (S. 406 bis 14), in dem der sittliche Geist im Helden sich selbst erlöst. Es ist tiefsinnig, gerade für diesen Menschen die Absolution seines Daseins in einem Traume geschehen zu lassen, was zwar Wenige verstehen, die Einsichtigen aber mit um so mehr Bewunderung verfolgen werden. Ich citire mit Absicht das Buch, weil es ein Muster eines trefflichen Stils in jeder Hinsicht ist, um so trefflicher als darinnen auch öfters in parodistischer Absicht der schlechte Stil unserer Dichter nachgeahmt wird, wie z. B. auf Seite 236 im ersten Bande, Zeile 6 und 7. Wer unsere Bemerkungen mit Verständniß verfolgt hat, wird auch den Stich an dieser Stelle motivirt finden. Auch für den wahren lyrischen Stil bietet das Buch treffliche Proben, wie z. B. das Gedicht am Schlusse:

Der Erdenstoff verzehrt sich sacht und mild,
Bald ist's vorbei und Du bist ganz nur Bild.

das an mystischem Wohlklang seines Gleichen sucht. Hier, wie in dem wundervollen Gedicht von Albert Möser „Abschied“, herrscht jener edle Stil, der nur im Objecte lebt und darinnen sich verliert.

So mag die Zeit verrinnen,
Mein Leid will ich verhehlen,
Doch scheid ich einst von hinnen
Darf mir Dein Bild nicht fehlen;
Noch einmal will ich lange,
Recht tief in's Aug' Dir sehen
Und frei von ird'schem Drange
Dann ewig schlafen gehen.

Die Verse sind so einfach, nicht einmal ein Vergleich! Aber macht es nach, ihr Anthologieendichter! Schafft mir Verse wie die von Vischer:

Vielleicht ist doch in nicht zu ferner Zeit,
Ein bleibend Haus zur Rast für mich bereit,
Dann schwinge sanft um meinen Todtenhügel
Am stillen Abend Deine Geisterflügel.

Hier schafft sich die Empfindung Objecte, Bilder von Situationen, aber sie vergleicht sich nicht selbst. — Und wenn wir zuletzt das Wesen jeglichen guten Stiles daraus herleiten, daß der Schaffende voll ist vom Gegenstand, aber nicht voll von sich selbst, so kann ich für Diejenigen, die es nicht verstehen, als Ultimatum nur das Wort eines Lehrer citiren, der Rhetorik und Stilistik seinen Tertianern vorzutragen hatte und den Gegenstand Paragraphenweise dictirte.

Er sprach: Meine Herren, schreiben Sie:
Erstes Kapitel! Unterabtheilung ꝛc. der Grundsätze.

§. 1.

Der Stil muß gut sein.
Unterstreichen Sie das, meine Herren!

Landschaftsstimmung.

Ueber Hügel und Land,
Träumt der Sommertag;
Sonnige Ruhe
Soweit das Auge mag
In seligem Schweifen
Die Ferne streifen.
Ein Lüftlein rühret die Halme
Und über Glockenblumen
Am Waldsaum
Gaukeln im Liebesspiel
Zwei irisfarbene Falter. —

Droben aber am Firmament
Hält ein blinkend Wölkein inne
Im Weiterwehen
Und leise Vergehen.
Wie eine Seele,
Die weltenweit
Dem Erdendasein entrücket,
Doch im Entschweben noch
Schönheit gebannt,
Ihr Heimatland
Selig verklingend begrüßet.

G. v. Berlepsch.

Ein Virtuose der Gesinnung.

Randglosse zu gewissen Zeitungen.

Der herzoglich ***sche Commissionsrath von Lehmann, Eigenthümer und Herausgeber der „Freiheit und Rechtszeitung", saß in seinem Arbeitszimmer und betrachtete gelangweilt die stattliche Reihe von Porträts, welche die Wände desselben zierten, sämmtliche Bilder der fürstlichen, militärischen und diplomatischen Berühmtheiten seines Vaterlandes.

Der Commissionsrath erwartete einen neuen Redacteur, der ihm vom Geheimrath X. empfohlen worden war; er hatte den Letzteren um die Zuweisung einer geeigneten Persönlichkeit speciell ersucht, war ihm doch sein bisheriger Hauptredacteur durch die Regierung selbst, die demselben einen wichtigen Posten übertragen hatte, entrissen worden. Nicht ungern ließ der Commissionsrath den Personenwechsel in der Redaction seines Blattes über sich ergehen. „Neue Besen kehren gut." Er wußte das Sprüchwort zu schätzen und er überlegte eben, ob er nicht auch neue materielle Vortheile daraus zu ziehen vermöchte, als ihm der Besuch des Erwarteten gemeldet wurde.

„Sie sind mir, Herr Dr. Reichmann", begann der Commissionsrath nach Austausch der üblichen Höflichkeiten, „von mehreren Abgeordneten und besonders von Herrn Geheimrath X. warm empfohlen worden. Sie kennen die „Freiheit und Rechtszeitung", ihre Tendenz, ihre Bedeutung, Sie wissen, daß ihre Redacteure, wenn sie sich bewähren, auf Avancement in dem Staatsdienst rechnen dürfen, während bekanntlich sonst bei uns den Herren von der Feder diese Carrière verschlossen bleibt. Auch Ihr letzter Vorgänger erhielt kürzlich ein einträgliches Amt, nur deshalb schied er aus der Redaction."

„Irre ich nicht", warf hier Dr. Reichmann ein, „so beliefen sich dessen Einnahmen bei Ihnen auf 12,000 Mark.

„Allerdings erreichten sie diese Höhe", entgegnete nachlässig der Commissionsrath, „indeß zwingen mich die erhöhten Herstellungskosten des Blattes, die Klagen der Mitbesitzer, wie die schlechten Zeiten überhaupt, jene Bezüge fortan auf 9000 Mark zu fixiren."

„Ohne Hoffnung auf Erhöhung?"

„Hoffnung ist immer da, Dantes Wort gilt für uns nicht, doch für den Anfang werden Sie sich damit begnügen müssen. Wir werden uns übrigens in dieser Hinsicht leicht verständigen. Gestatten Sie mir zuvor, Ihnen ein wenig auf den Zahn zu fühlen, Sie, was ich auch Ihren Vorgängern gegenüber zu thun pflegte, einem kleinen Examen zu unterwerfen."

Dr. Reichmann verbeugte sich erwartungsvoll.

„Betrachten Sie mich für einen Augenblick als den Repräsentanten der uns feindlich gegenüberstehenden Presse. Lesen Sie, was ich hier geschrieben habe und erwiedern Sie darauf."

Dr. Reichmann nahm das dargebotene Stück Papier und las:

Ein Virtuose der Gesinnung.

Redaction der „Freiheit und Rechtszeitung" hat wieder einmal
nächst ihren Chef, vielleicht auch ihre Tendenz; denn in welchem
eue Chefredacteur, Herr Reichmann, das officiösen Inspirationen
ingliche Blatt leiten wird, läßt sich nicht im Voraus sagen, da
ann bisher so ziemlich allen Parteien angehört hat. Anfangs
nären Richtung ergeben, warf er sich bald der Reaction in die
ligte sich später an socialistischen Umtrieben und diente zuletzt den
luder befindlichen Ministerien, indem er gleichzeitig ein frommes
mhängte. Vermuthlich wird er die „Freiheit und Rechtszeitung",
men schon so oft Lügen gestraft hat, nunmehr völlig zu einem
Regierung machen."

Besinnen entwarf Dr. Reichmann folgende Erwiederung:

haben wir die Redaction der „Freiheit und Rechtszeitung" über-
bilden wir schon für gewisse Blätter die Zielscheibe persönlicher,
erdächtigungen. Wir wissen es, sie kommen von jener Partei,
ernt hat und nichts vergessen, die, weil sie ihre egoistischen Ab-
elt sieht, in unfruchtbarer Opposition verharrt und sich nicht
ihr stets negirendes Verhalten die Existenz des Reiches zu unter-
n dieser reichsfeindlichen Seite wird uns zum Vorwurf gemacht,
re Anschauungen geändert hätten. Wohl uns (hier lächelte der
rath bei der Lectüre), daß wir es gethan, daß wir von unseren
zurückgekommen sind. Tempora mutantur, et nos mutamur in
hatten den Muth, der doctrinären Principienreiterei endlich zu
ae nicht. Wir huldigten, wie es die Pflicht jedes Patrioten, be-
neuen Reich, Jene nicht. Wir nahmen Theil an seinem Ausbau
r Kräftigung, Jene nicht. Was wir erbaut, wollen Jene zer-
jede starke Regierung ein Gräuel ist, die da immer nur sagen:
ie Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie" — über
ird die Weltgeschichte einst, wie die Zeitgenossen es bereits ge-
echtes Verdammungsurtheil fällen."

ommissionsrath nickte befriedigt, ergriff ein anderes Blatt und

Freiheit- und Rechtszeitung" meint, daß ihre Partei allein die
ei und das Wohl des Reiches anstrebe und nennt uns Reichs-
wir nicht mit dem jeweiligen Ministerium Hand in Hand gehen.
:iheit und Rechtszeitung" ist eben Reich und Regierung identisch.
ptung zufolge untergräbt der die Fundamente des Reichs, der
g bekämpft. Das ist die Logik der Officiösen, denen neben dem
heil die Gnade der Regierung über Alles geht, denen das Wohl
iber gleichgültig ist, während wir wie vor zehn und zwanzig
r kämpfen. Ohne Volk kein Reich. Nur wer für das Wohl
insteht, tritt auch ein für das Heil des Reiches. Von einer con-
Regierung, welche von den Repräsentanten des Volkes abhängig
:olirt wird, von wahrhaft freisinnigen und unabhängigen Ab-
on einer Mitwirkung derselben an den Regierungsgeschäften des
die Partei der „Freiheit und Rechtszeitung", oder vielmehr die
rtei, nichts wissen, ebenso wenig wie von wirklichen Freiheiten
des Volkes überhaupt; nur Opfer und Lasten muthet sie dem-
r Pflichten; daher auch die allgemeine Unzufriedenheit über die
wirthschaftlich so wenig erquickliche Zeitlage."

Dr. Reichmann replicirte unverweilt:

„Die Hetzereien der mißvergnügten Parteiungen gegen Thron und Regierung arten immer mehr aus, wie der letzte Artikel der *** Zeitung aufs Neue beweist. Diese Leute stützen sich immer auf das Volk. Das Volk will aber von ihnen nichts wissen, es steht zu uns, denn wir streben nach Ruhe und Ordnung, Jene nach Conflicten und Revolutionen, wir nach Frieden, Jene nach Krieg. Wohin wird es schließlich die Opposition treiben? Zur Zerstörung von Staat und Gesellschaft, zur Anarchie, zur Commune. Wir fürchten uns indessen nicht vor den Petroleumfässern, die hinter der Opposition drohen, wir bauen auf die Festigkeit und Energie der Regierung, auf die Unterstützung aller Gutgesinnten und Patrioten. Wir werden zusammenstehen, bereit zum Kampf für die Monarchie und die Ordnung, aber wir werden uns nicht abhalten lassen, auch in Zukunft, aber auf loyalem Wege, für das wahre Wohl des Volkes und der arbeitenden Classen zu wirken. Lassen wir es uns auch fortan, wie bisher, angelegen sein, vor Allem auf die materielle Besserstellung des Handwerker- und Arbeiterstandes hinzuarbeiten, während unsere Gegner ihren hirnlosen Idealen nachlaufen. Wir denken wie jener französische König: Jedermann sollte Sonntags sein Huhn im Topfe haben, und wir hegen zu der Regierung das Vertrauen, daß sie dieses Wort einst wahr machen wird. Denn die Regierung weiß, was dem Volke fehlt und sie will das Glück desselben, nicht aber Jene, die den Ruin desselben herbeiführen möchten."

„Nicht übel", murmelte der Commissionsrath. „Ich zweifle nicht, daß Sie auch in anderen Fragen, namentlich wenn es sich um Compromisse handelt, die gehörige Polemik zu cultiviren verstehen werden. An Mustern und Vorbildern fehlt es ja in dieser Hinsicht nicht. Wir haben viele Verbündete. Lassen Sie uns indessen noch ein letztes Thema behandeln. Es ist unlängst im Parlament behauptet worden, die „Freiheit und Rechtszeitung" sei ein officiöses Organ der Regierung, ein Reptilienblatt, erhalte hohe Subventionen und was dergleichen Dinge, die ja bekanntlich nicht bewiesen werden können, mehr sind. Wie würden Sie dagegen auftreten? Natürlich brauchen Sie die Denuncianten nicht gleich Schelme und Spitzbuben zu nennen."

Doctor Reichmann hatte bald die Vertheidigung der „Freiheit und Rechtszeitung" fertig, sie lautete:

„Die Verlogenheit der oppositionellen Presse, und hierzu gehören leider auch liberale Blätter, denen wir mehr Wahrheitsliebe zugetraut hätten, wird durch gewisse Abgeordnete, was kaum möglich erschien, noch übertroffen. Wie oft sollen wir es noch wiederholen, daß die „Freiheit und Rechtszeitung" ganz unabhängig von jedweden Einflüssen redigirt wird, daß sie weder ein Reptilienblatt, noch ein Organ der Regierung ist. So lange nicht jene falschen und tendenziösen Behauptungen des Abgeordneten X., den leider die parlamentarische Redefreiheit vor gerichtlicher Verfolgung schützt, bewiesen werden, erklären wir dieselben für gröbliche Unwahrheiten. Der journalistische Anstand verbietet uns, dieselben beim rechten Namen zu nennen. Weil wir keine unfruchtbare Opposition treiben, weil wir einen ruhigen Fortschritt und eine gesunde Entwickelung unseres politischen und wirthschaftlichen Lebens wollen, weil unsere Ansichten mit denen der Regierung übereinstimmen, sollen wir bestochen und erkauft sein? Dann wäre auch die Mehrheit des Volkes, dann wären auch die Millionen bestochen, welche bei den letzten Wahlen gegen die Opposition votirt haben. Wer aber möchte wohl diese ungeheuer-

ıg aufstellen? Man schimpfe und verleumde nur weiter, vom
ugung wird uns Niemand abwendig machen; wir stehen nicht
Regierung, wir stehen im Dienste des Vaterlandes, Jene
e einer destructiven Partei."
cht des Commissionsrathes umspielte ein befriedigtes Lächeln;
„Also abgemacht", sagte er, „9000 Mark im ersten Jahre mit
tsprechende Erhöhung. Noch eins", fuhr er fort. „Behandeln
s den sogenannten Culturkampf betrifft, nur behutsam. Es
in. Wer weiß, ob nicht ein Friedensschluß nahe ist, ob wir
ere Saiten aufziehen werden. — Wie denken Sie eigentlich
unsere Regierung?" frug der Commissionsrath plötzlich.
jmann konnte nicht gleich den Sinn dieser unvermutheten
er war um die Antwort verlegen.
ıgte der Commissionsrath, „ich will nicht in Sie dringen, wir
:r bekannt mit einander werden. Glauben Sie nur nicht, daß
ministeriell bin, wie die „Freiheit und Rechtszeitung". Meine
haben eine bedenkliche Neigung nach links. Vor fünfund-
ı war ich ein eifriger Republikaner und noch bis vor zehn
ich der Opposition an. Allein was war mein Loos? Ein
es, mit Schulden und Preßprocessen zum Ueberflusse belastetes!
um, ließ meine Zeitung in ministeriellem Sinne redigiren
e mich lediglich um meine geschäftlichen Interessen. Man hat
ir Orden und Titel verliehen, alle Salons sind mir geöffnet,
end, fast reich geworden. Darüber lassen sich schon die kleinen
vergessen, welche mich zuweilen heimsuchen. Sie sind auf dem
meinem Beispiele zu folgen, ich wünsche Ihnen alles Glück
ı werden Sie in die Redaction eintreten?"
Herr Commissionsrath", lautete die Antwort. „Und werden
Ihre Protection angedeihen lassen?"
gnügen, wenn Sie meinen und meiner Freunde Anforderun-
Sie sind, wie mir scheint, strammer geschult als ich, viel-
Sie gar mit einer gewissen Ueberzeugung, um so besser für
länzenden Zukunft wird es Ihnen nicht fehlen."
redung hatte ein Ende. Der Eigenthümer der „Freiheit und
schrieb an seinen Freund, den Geheimrath, daß er den empfoh-
: engagirt habe. Dr. Reichmann aber entwarf bereits im
·ache, welche den Lesern der „Freiheit und Rechtszeitung" ver-
ie Redaction von ihm, wie bisher, in voller Unabhängigkeit
ıtiv-liberalem Sinne fortgeführt werden würde. D.

Inga.

Erzählung von **Hans Fröhlich.**

Des Jahres dunkle sonnenlose Hälfte war vorüber und die endlos langen Nächte des hohen Nordens wurden schon überflügelt von den immer schneller wachsenden Tagesstunden. Ein schwankendes Wetter mit übermüthigem Wechsel von Regen, Sturm und Sonnenschein verrieth die heimliche Nähe des Frühlings, in den Thälern war der Schnee hinweggeschmolzen, zumal in der Nähe der See, deren warmer Hauch selbst im tiefsten Winter die Küsten von Norwegen vor allzustrenger Kälte beschützt, und auf den Bergen begannen dicht neben großen Schneefeldern lustig und zuversichtlich die ersten Blumen hervorzusprießen.

Aber das tanzlustige junge Volk ließ sich nicht so eilig in seinen Wintervergnügungen stören, die Arbeitszeit war doch noch nicht gekommen, und nach wie vor strömten Sonntags die jungen Burschen und die blondhaarigen Mädchen meilenweit von den zerstreuten Höhen und Häusern in den Bergen zusammen zu der kleinen Gruppe von moosgedeckten Hütten, welche sich um das hölzerne Kirchlein am felsigen Nordseestrande schaarten. Denn dort wohnte der Landhändler, und der hatte nicht nur manches andere Begehrenswürdige, sondern auch Bier, eine Fiedel und einen Tanzsaal. Schneeschuhe und Schlitten waren nicht mehr zu brauchen, aber sie kamen doch, auf Karren, Kariolen und selbsteigenen Füßen.

Und die Zigeuner-Inga kam auch, so weit sie zu gehen hatte; aber beim Tanzen wollte sie nicht fehlen, und sie durfte es auch nicht, denn sie war doch die Königin dieser Abende, obgleich es ihr Keiner sagte und auch Keiner vor den anderen Mädchen eingestand; denn sie war ja nur eine hergelaufene Zigeunerin. Dafür aber verstand sie zu tanzen wie keine Andere in ganz Norwegen, und mit Keiner tanzten die Männer so gern und so viel, und oft genug wurde Einer von seiner erzürnten Liebsten darüber ertappt, wie er ganz versunken und müßig dastand und mit unverwandten Augen den reizenden Bewegungen der verachteten Fremden folgte. Die armen Mädchen hatten wirklich sehr darunter zu leiden und die armen Burschen infolge dessen noch mehr: aber lassen konnten sie es doch nicht. Und das war kein Wunder, es war in der That sehr merkwürdig zu sehen, wie die zierliche, schwarzlockige Dirne tanzte. In der ersten halben Stunde war sie ganz sanft, und nur die holdselige Anmuth und die schwebende Leichtigkeit ihrer feinen Glieder unterschied sie von den Uebrigen; aber wenn der Geigenklang und die Lust der Bewegung sie warm machten, dann begannen die leuchtenden schwarzen Augen immer heißer, immer leidenschaftlicher aufzuglühen, und die Glut durchströmte lebendig das schöne braune Antlitz und wogte feurig durch alle Glieder der herrlichen, schlanken Gestalt, und in immer freudiger wirbelnder Drehung flog sie durch den Saal, daß es schien, als könnten ihr kaum die eigenen Locken folgen, so prächtig flatterten sie um das reizende Köpfchen:

Spielmann sie ansah, dann kam ein neuer Geist auch in seine
o sie dachte an die eigene Jugend und spielte immer vollere,
hzende Weisen, daß all die jungen, blonden Seelen mit ent-
tgerissen wurden und hinstampften in aufgeregtem Tanz und
o wankten, bis die letzte Kraft verbraucht war und der Athem
igsten norwegischen Bauerjungen verließ. Und dann tanzte
n, ihre köstlichsten, heißesten, graziösesten Tänze und sah und
hr als die Wonne der eigenen Bewegung, bis die arme alte
kte, daß es mit der Jugend zu Ende sei und unwillig schnar-
n sich gab, die das tollgewordene Kind endlich zur Ruhe
dann setzte sie der Fiedler und Herbergsvater an seine Seite,
t trinken und befahl ihr, sich nun auszuruhen. Sonst aber
and dafür, daß sie Glut und Seele in die allgemeine Festes-
e hatte ja mit den echten Norwegern tanzen dürfen und hatte
in. Ganz allein ging sie zuletzt nach Hause und eilte fröh-
Schrittes den weiten Weg den Berg hinauf zu der einsamen
n Mutter.

ging auch heute Alles ganz wie gewöhnlich; aber ein ganz
Ereigniß erwartete sie am andern Morgen: sie fand auf der
hrem Hause einen frischgepflückten Strauß von duftigen Berg-
war mehr als neu und wunderbar. Daß er vom Himmel
chte sie nicht recht glauben, aber noch viel unwahrscheinlicher
in Mensch ihn dahin gelegt haben sollte; denn ihre Mutter
mals solche romantische Anwandlungen gehabt, die pflückte
ter und heilsame Kräuter, aber in ihrem ganzen Leben keine
ien. Sonst war der Landhändler ihr einziger Freund; aber
hätte sich das Vergnügen sehr wahrscheinlicherweise bequemer
i Nacht und Nebel den steilen Berg hinauf zu schleichen.

en sie denn die Gesetze der Logik mit unerbittlicher Strenge
ne, daß die Vorsehung sich eines andern Werkzeugs bedient
um ihr eine Freude zu machen: daß dies Werkzeug aber nicht
lechts sei, sagte ihr ebenfalls der angeborene weibliche Scharf-
te sich also in die Nothwendigkeit und ließ die ganze männ-
hrer Bekanntschaft vor ihren musternden Gedanken aufmar-
d Keinen, dem sie die That eher zutrauen könnte als einem
zt mußte sie hell auflachen, als sie auch an Thore dachte, den
nannten, weil er ungesellig sich meist in den Bergen jagend
er auf der See zum Fischfang in seinem kleinen Boote lag.
als und sah fast immer finster vor sich hin, ohne sich um ir-
hen zu kümmern wie die Anderen: und deshalb mußte Inga
s sie an ihn dachte. Denn sie kannte seit Jahren dies sein
n; nur in einer Lebenslage kannte sie ihn und seine Miene
venn sie tanzte, denn da sah sie überhaupt nichts.

fen ihre angestrengtesten Forschungen völlig resultatlos; sie
yr gequältes Herz und den verhängnißvollen Strauß in die
verschwiegene Gebirge. Und das konnte Niemand auffallen,
iglich ins Gebirge und in den Wald, bei gutem und schlechtem
nur die allerdickste Schneehülle hinweggeschmolzen war. Was
ußte kein Mensch, denn wunderbarer Weise war sie noch nie
et, selbst dem wilden Thore nicht, der doch sicher schon jede

einzelne Stelle auf Meilenweite betreten hatte. Nur ihre Mutter hatte wenigstens eine bestimmte negative Kenntniß, daß sie nichts Vernünftiges und Nützliches vornahm, und sie gab dieser Wahrnehmung einen ebenso häufigen als wortreichen und nachdrucksvollen Ausdruck: aber ebenso gut hätte sie den wilden Rennthieren in den Bergen ihre Reden halten und sie zum einträglichen Kräutersammeln ermahnen können. Die anderen Sterblichen, denen ihr Treiben nun ganz unbegreiflich war, nannten sie spöttisch „die Bergfee", und Manche glaubten, sie übe sich da die Woche hindurch im Tanzen oder lerne es von den Elfen und den Geistern des Waldes; und wenn Andere höhnten, sie lerne es von den halbwilden Bergziegen, so mochten sie vielleicht am allermeisten Recht haben, ohne es zu ahnen. Diesmal freilich war ihre Beschäftigung eine sehr einfache: sie ließ nämlich ausschließlich ihre Gedanken im Kreise um den merkwürdigen Blumenstrauß tanzen. Mit neuem Erstaunen bemerkte sie jetzt erst, daß derselbe ganz und gar aus ihren Lieblingsblumen zusammengesetzt sei, mit denen sie im Sommer ihr dunkles Haar zu schmücken liebte, die aber in dieser Jahreszeit von dem gütigen Geber nur mit unsäglicher Mühe zusammengesucht sein mußten. Das versetzte ihr leichtes Herz nun mehr und mehr in einen ganz ungewohnten Zustand der Rührung, und ihre flatternde Phantasie begann sich den großen Unbekannten mit den leuchtendsten Farben auszumalen und sein edles Haupt mit den schönsten Kränzen jugendlicher Dankbarkeit zu schmücken. Leider mußten diese Kränze nach wie vor in der leeren Luft hängen bleiben.

Als sie nun nach Verlauf einer sorgenschweren Woche den Tanzsaal in eigenthümlicher Aufregung wieder betrat, da war ihr kühn erträumtes Ideal längst soweit über das gewöhnliche Maß menschlicher Schönheit und Liebenswürdigkeit hinausgewachsen, daß von den guten norwegischen Jungen trotz der frischen Gesichter und der hellen, blauen Augen kein Einziger mehr dazu passen wollte. Auch begegnete ihr Keiner anders als sonst, und so blieb sie rathloser als zuvor. Doch fiel es den Mädchen auf, daß sie heute sicherer und zuversichtlicher ihnen gegenüber auftrat, und die Männer glaubten zu bemerken, daß sie noch nie so lebendig und ausdrucksvoll getanzt habe. Sie besprachen das natürlich nur unter sich, aber die schöne Margit hörte es doch: und das brachte ihrem treuen Kund eine längere, ernste Vorlesung ein über die Tanzkunst im Allgemeinen und im Besonderen, worin sie mit siegreicher Dialectik den Satz aufstellte und begründete, daß die Zigeuner-Inga überhaupt nicht vernünftig tanzen könne, da sie erstens viel zu kleine Füße habe und zweitens diese nicht einmal richtig gebrauchte: denn man konnte ja eigentlich gar nicht sehen, wie sie den Boden berührten, und noch weniger verstanden sie durch kräftiges Aufstampfen den sicheren Tact hören zu lassen. Kund war weise genug, diese Argumente völlig gelten zu lassen und durch gefälliges Kopfnicken seine Zustimmung zu äußern; als aber Margit, durch seine Widerstandslosigkeit nur gereizt, immer heftiger fortredete und ihm und allen Jünglingen die schwere Beschuldigung entgegenwarf, sie sähen überhaupt gar nicht nach den Füßen der schönen Bergfee, sondern vielmehr nach den schwarzen Augen und den wehenden Locken: da erhob sich ein Sturm sittlicher Entrüstung unter ihnen, und der redegewandte Hans legte eine gewichtige und würdevolle Erklärung ab über ihre allgemeine und unveränderliche Vorliebe für die solidere Körperlichkeit, die energischen Füße und die vollen, blonden Flechten ihrer blauäugigen Nordlandstöchter. Aber Margit und ihre rasch zur Hülfe herbeigeeilten Freundinnen waren heute sehr

schwierig und kampflustig, und noch lange wogte der Streit zwischen den beiden Geschlechtern auf und ab, bis allmälig ein junges Paar nach dem andern nach heimlicher Versöhnung die Fahne verließ. Nur drei Personen blieben von dem Kampfe unberührt, der Herbergsvater und sein Bierkrug, der wilde Thore und das unschuldige Streitobject selber.

Die arme Inga merkte indessen mit der Zeit, daß ihre kleine Person hier als Göttin der Zwietracht wider Willen fungire und sie zog sich deshalb früher als sie sonst pflegte aus dem Kampfgetümmel zurück. Als sie ins Freie trat, sah sie, daß auch in der Natur ein Gefecht stattgefunden hatte: der Winter hatte dem andrängenden Frühling noch ein glückliches Rückzugstreffen geliefert und eine breite Schneedecke als Siegeszeichen über das weite Schlachtfeld gezogen. Die Luft war scharf und kalt, doch am klaren Himmel stand der Mond und beleuchtete dem schönen Mädchen seinen einsamen Weg. Leicht und munter ging sie aufwärts über den weichen Schnee; auf dem halben Wege stand eine einsame Birke; sie war noch im vorigen Jahre ein schöner Schmuck der Landschaft gewesen, aber im Herbst hatte sie der Blitz getroffen und den Stamm gespalten, und ihre Aeste waren verdorrt, nur einige kleine Zweige versuchten auch in diesem Frühling noch zu grünen und auf ihren jungen Blättchen lag jetzt der frische Schnee. Inga stand eine ganze Weile still und betrachtete ernsthaft den wohlbekannten Baum. Da stand plötzlich ein Mensch neben ihr, daß sie heftig erschrak, obgleich sich in Norwegen kein Mensch vor dem andern fürchtet. Es war der wilde Thore, der nicht nur unwiderleglich da war, sondern auch zu ihrer größten Verwunderung sehr lebhaft und sehr aufgeregt zu ihr zu reden begann. Aber grenzenlos war ihr Erstaunen, als seine Rede sich als eine förmliche und feierliche, leidenschaftlich herausflutende Liebeserklärung erwies. Sie war ganz sprachlos und da sie hartnäckig schwieg, so stockten auch ihm allmälig die Worte und Beide standen sich eine gute Zeit stumm und höchst verdutzt gegenüber. Doch zuletzt ertrug er es nicht mehr und mit lauter, angstvoller Stimme stieß er hervor:

„Und wenn Du mich nicht willst, so sage nur wenigstens Nein, so sprich nur wenigstens und sage nur Nein, so weiß ich doch, wie es mit mir steht!“

Aber sie schwieg noch immer.

„Sage nur Nein, um Gotteswillen!“ drängte er nochmals. Da sagte sie Nein und ging still ihres Weges weiter.

Weit war sie aber noch nicht gekommen, als urplötzlich der vieldurchdachte Blumenstrauß wieder in ihren Gedanken auftauchte und ein rasches, grelles Licht der Erkenntniß den Schleier des seltsamen Geheimnisses zerriß; es war nun klar wie Sommersonnenschein: Thore war der heimliche Geber gewesen. Jetzt fiel ihr freilich auch ein, daß ja schwerlich ein Anderer ihre Lieblingsblumen aus den verborgenen Felsenspalten hätte zusammenlesen können als er, der jeden Stein und beinahe jede Pflanze kannte. Ganz erschreckt stand sie still und drehte sich hastig herum. Da sah sie Thore an der Birke stehen; ihn selbst wie vom Blitz getroffen. Der Schein des Mondes und des Schnees war so hell, daß sie fast seine Züge unterscheiden konnte: noch sprechender aber war die Haltung seines Körpers: die starken, stählernen Glieder lehnten jetzt schlaff und aufgelöst an dem Baum, die Arme hingen wie die eines Todten hernieder und sein Haupt war tief und schwer auf die Brust gesunken, der Hut lag an der Erde und die Haare legten sich wirr um seine Schläfe.

Einen Augenblick dachte sie mit Entsetzen, er sei todt: aber bald merkte sie, daß er lebte und zitterte oder zuckte: das erkannte sie an dem Baum, den er leise mit erschütterte: denn von seinen dürren Zweigen schwebte in gleichmäßigem Fall ein feiner Regen von Schneeflocken auf sein Haar und seine Schultern, ohne daß er es merkte.

Inga erbebte bis ins innerste Herz und ihre Kniee wankten. Der entblätterte Birkenbaum da unten hatte Mitleid mit dem Schicksalsgenossen und streute seine weichen Flocken über ihn, als könnte er damit verhüllen, was Jener verloren hatte, wie er die Kahlheit der eigenen Zweige in dem silbernen Schmuck verbarg. So kam es der Tochter des Waldes vor; und was hatte sie gethan! Das erste, einzige Herz, das ihr gütig und liebevoll entgegenkam, hatte sie kalt und herzlos von sich gestoßen, dasselbe Herz, dem noch vor wenig Stunden, ohne es zu kennen, ihre Seele in glühendem Dank entgegenschlug! Sie war grenzenlos betroffen und erschüttert, keinen Schritt vermochte sie vorwärts zu thun, hülflos mußte sie sich niedersetzen und sie weinte die bitterlichsten Thränen in den Schnee.

Als sie die umflorten Blicke wieder erhob, sah sie Thore weit unter sich mit wilden, stürmischen Schritten den Berg hinabeilen, und die stille Birke ragte wieder ganz einsam aus dem öden Schneefelde; ihre kleinen Zweige waren nun ganz von Schnee entblößt und hingen schwarz und wirr um den zerrissenen Stamm.

Inga stand endlich auf und müde und langsam stieg sie ihrer Hütte entgegen. Ihre Gedanken aber waren um Thore, Mitleid, Reue und Angst drängten und quälten sie. Am liebsten wäre sie vielleicht umgekehrt und ihm nachgeeilt, ihn zu trösten und das bittere Unrecht ihm abzubitten; aber sie fand den Muth nicht und ging immer weiter, ohne sich umzusehen, denn sie fürchtete sich vor der kahlen Birke. Sie dachte aber an sehr viele Dinge auf diesem Wege, an ihre eigene einsame Jugend und an Thore's Leben und an Alles, was die von ihm wußte. Das Meiste davon hatte sie von ihrer Mutter erfahren, denn sie wußte Alles, was auf den Höfen der Umgegend geschah und geschehen war.

Wild und stark war Thore schon als Knabe gewesen; er war früh verwaist und eine steinalte Frau hatte sich des Kindes angenommen, was ihr mit der leidenschaftlichsten Hingebung und Anhänglichkeit von ihm vergolten ward. Da sie aber bald ganz hinfällig und gebrechlich wurde, so hatte er in sehr jungem Alter schon seinerseits für sie zu sorgen und wurde dadurch früh dem heiteren Verkehr mit Seinesgleichen entfremdet, dafür aber den Bergen und Gletschern wie dem Meere und den Schären um so vertrauter. Eines Tages, als seine Kräfte schon zu reifen begannen, kam eine Zigeunerbande in die Gegend, und einige von ihnen wurden von seiner Pflegemutter freundlich und gastlich bewirthet und zum Dank dafür stahlen sie ihr die einzige Ziege aus dem Stall, während Thore auf dem Wasser lag und fischte. Er kam aber noch rechtzeitig zurück; und da zugleich mehrere andere kecke Diebstähle bekannt geworden waren, so machte sich bei der allgemeinen Empörung der ehrlichen Norweger über den ganz unerhörten Frevel die gesammte Jugend der Nachbarschaft auf, überfiel das Zigeunerlager und prügelte die Insassen so fürchterlich zusammen, daß sie mit Zurücklassung eines großen Theils ihrer elenden, zusammengestohlenen Habe binnen fünf Minuten den Platz auf Nimmerwiedersehen verließen. Bei dieser Gelegenheit hatte Thore, seiner eigenen Bärenkraft noch unbewußt und im heißen Zorn über das sei-

ner geliebten Pflegerin angethane schändliche Unrecht, den stärksten Kerl der Bande mit Faustschlägen so übel zugerichtet, daß er von den Seinigen für todt davongetragen ward. Dafür wurde er aber, da die Kampfgenossen es als Heldenthat weiter erzählten, doch zur Rechenschaft gezogen, und wenn er auch wegen seiner Jugend und der guten Absicht der gerichtlichen Bestrafung entging, so beschied ihn doch der Pfarrer zu einer ernsten Unterredung zu sich und stellte ihm in so strengen Worten die schrecklichen Folgen seiner Wildheit vor, da er möglicherweise ein Menschenleben auf dem Gewissen habe, daß er innerlich ganz verstört und zerschlagen nach Hause kam. Das Allerschlimmste aber war, daß der Schreck über die gerichtliche Untersuchung wegen Todtschlags die gute alte Frau aufs Krankenlager warf, von dem sie bei ihrem Alter und ihrer Gebrechlichkeit nicht wieder aufstand. Von da an mied der Jüngling fast ganz die Gesellschaft seiner Altersgenossen, tanzte und sang nicht, sondern lebte mit den Thieren des Gebirges und der See und wurde „der wilde Thore."

Diese Geschichte kannte Inga ganz genau durch ihre Mutter; sie wußte aber auch noch mehr, daß damals eine schwer kranke Frau mit sammt ihrer kleinen Tochter von den Zigeunern auf der Flucht zurückgelassen war, und daß diese Frau ihre Mutter war und die Tochter sie selbst. Man hatte dann Beide nothgedrungen dort aufgenommen und die Frau während der Krankheit auf Gemeindekosten verpflegt; nachher waren sie, da sie von den Ihrigen nie mehr etwas erfuhren, in eine verlassene Hütte hoch am Berge gezogen und hatten sich, so gut es ging, häuslich eingerichtet. Die Mutter erwarb sich durch ihre medicinischen Kenntnisse und manche andere Fertigkeiten bald eine gewisse scheue Achtung bei den Umwohnern, war auch klug genug, nicht mehr zu stehlen, und so lernte das auch die Tochter nicht. Diese war als Kind wegen ihrer fremdartigen Schönheit und Grazie bei Männern und Frauen sehr beliebt und gern gesehen; als sie aber zur Jungfrau heranblühte, änderte sich das aus demselben Grunde zuerst bei der weiblichen Jugend und den dazu gehörigen Müttern sehr stark, durch deren seelischen Einfluß aber auch bald ebenso bei der männlichen Bevölkerung, und so wurde die arme Inga, je schöner sie wurde und je reizender sie tanzte, desto mehr und mehr als die hergelaufene Fremde angesehen und behandelt. Sie merkte das sehr gut, ihr leichtes Herz kümmerte sich aber herzlich wenig darum, sie hatte ja den Wald und die Berge und die eigenen beweglichen Füße. Nur als sie den Blumenstrauß gefunden, da mochte sie wohl fühlen, wie schön es ist, von einer menschlichen Seele geliebt und geehrt zu sein. Und das war nun wieder vorbei, dies Glück hatte sie verwirkt und von sich gestoßen.

Am andern Morgen hatte der Winter seine letzte Nachhut schon wieder an sich gezogen, der verspätete Schnee war verschwunden und ein milder Regen säuselte auf die Bergmatten hernieder. Und gegen Mittag lösten sich die Wolken wieder und ein weicher, warmer Sonnenschein floß mit belebendem Hauch um die jungen, sehnsüchtigen Knospen. Da zog Inga wieder aus in die Berge; und als sie all' das drängende Quellen und Schwellen an Bäumen und Gräsern sah, und wie in wenig Stunden manche Knospe aufgebrochen und manche Blume erschlossen war, da begann unter diesen ihren Jugendgespielen ihr erstarrtes Herz allmälig wieder aufzuthauen und ihr dunkles Auge leuchtete unter den schwarzen Brauen wieder von leiser Hoffnung und Freude.

Der alte Strauß, das Symbol ihres Glücks, war freilich ganz und gar

vertrocknet, aber frisch und eifrig pflückte sie sich selber hier und dort dieselben Blumen wieder, denn sie kannte ja genau jede Stelle, wo sie wuchsen und bald konnte sie sich in der Stille einbilden, es sei noch der frühere einst so unerklärliche Morgengruß, den sie jetzt in ihrer Hand trug.

Als sie so am Bergesabhang entlang kletterte, öffnete sich ihr plötzlich zwischen den Felsen und Büschen ein schmaler Ausblick auf die See, und da erblickte sie zwischen den Schären einen Mann, in einem kleinen Boot, das sie erkannte: es war Thore's Fischerboot. Da fuhr ihr ein rascher Gedanke durch den Kopf und ebenso rasch wurde er zur That. In leichten Sätzen hüpfte sie den Abhang hinunter in der Richtung nach dem einsamen Hause des wilden Thore, das in der Tiefe nicht weit vom Strande lag. Vorsichtig und mit hochklopfendem Herzen näherte sie sich ihm, und obwohl sie ja genau wußte, daß der Besitzer nicht zugegen war und daß unmöglich irgend ein anderer Mensch sie belauschen konnte, so zitterte und zagte sie doch bei jedem Schritte mehr und dennoch stand sie endlich mit glühendem Antlitz vor dem offenen Fenster. Schüchtern blickte sie einen kurzen Augenblick hinein und sah seine Flinten und Angeln und Netze und seinen Tisch und sein Bett, und plötzlich erschrak sie über ihre eigene unwillkürliche Handbewegung, warf ihren Strauß in geschicktem Schwung auf den Tisch und entfloh mit der scheuen Hast des bösen Gewissens.

In dieser Nacht aber zeigte ihr der Traum schon mit vollster Bestimmtheit auf den Schultern ihres alten Ideals den realistischen Kopf des wilden Thore.

Mit tiefer Angst und drängender Sehnsucht erwartete sie den folgenden Sonntag, kaum vermochte sie, als er endlich gekommen war, den Berg hinabzusteigen, so hebten ihr die Glieder; vor der stillen Birke wagte sie gar nicht die Augen aufzuschlagen, sondern schlich scheu und hastig vorüber, vor der Thür des Landhändlers zögerte sie eine ganze Weile, ehe sie einzutreten wagte. Und auf der Schwelle stolperte sie noch und dann stieß sie fest zusammen mit ihrem alten Freunde, dem Wirth und Spielmann, so tief senkte sie die Blicke zu Boden. Aber endlich mußte sie doch aufsehen; und da saß nun Thore, unbewegt und düster; er mußte sie längst gesehen haben, aber keine Miene verrieth es, er sah starrer und finsterer aus als je. Aber häßlich machte ihn das nicht; ein ungebeugter Stolz und kühner Trotz lag in seiner Miene, und das stimmte gut zu der straffen Kraft seiner Glieder und gab ihm ein Ansehen wie der uralten nordischen Recken der trotzigen Vorzeit.

Inga machte ein trauriges Gesicht, als sie ihn so böse aussehend fand; aber ihre innere Angst war verschwunden und nachdem sie mehrere Mal sich rund um den Saal geschoben hatte, setzte sie sich kühn an seine Seite. Aber er rührte sich nicht und sprach kein Wort. So saßen sie wohl eine gute halbe Stunde schweigend nebeneinander, denn Inga weigerte heute Jedem den Tanz und meldete sich krank. Zuletzt aber hielt sie dieses stumme Spiel doch nicht mehr aus, ihre Aufregung stieg von Minute zu Minute und mit fliegendem Athem fragte sie endlich ihren bösen Nachbar, ob er heute nicht einmal mit ihr tanzen wollte. Und sie richtete einen stillen, flehenden Blick um Vergebung zu ihm empor.

Nein, sagte er kurz und schneidend, und fest und stolz ruhte sein Auge auf ihrem bebenden Antlitz.

Dieses Nein schnitt ihr tief und hart in die Seele, wie ein spätes, schauerliches Echo ihrer eigenen Stimme damals an der Birke und sie fühlte, wie

aus den Wangen wich. Aber das dauerte nur wenige Augen-
hrte es mächtiger wieder zurück, ein heißer Trotz schwoll in
uf, und mit glühender Leidenschaft warf sie sich in den Tanz
bermenschliche Kraft schien sie rastlos und ruhelos herumzu-
en, die ihr zusahen, zu schwindeln begann, und der Spielmann
im Tact ganz erschreckt die Geige sinken ließ und ein schriller
nde Melodie zerriß.
r jäh zusammen und sah, ohne es zu wollen, auf Thore's
r leer. „Was giebts?“ riefen viele Stimmen durch einander.
t Thore?“ fragten Andere. „Er war bleich wie der Tod;
er so wild aus der Thür?“ Keiner wußte eine Antwort,
es gesehen, denn fast Alle folgten erregt dem wilden Tanz

hörte die Fragen und wußte die Antwort, aber sie schwieg
uf die Bank und schloß die Augen. Da merkten Alle, daß
k war, und der Wirth ging zu ihr und gebot ihr, nach Hause
lich zu Bett zu legen.
d gehorchte sie und ging. Aber ihr Gang war ganz anders
er und langsam kam sie bis zu der verhängnißvollen Birke
ort gesehen hätte, der hätte glauben können, sie copirte die
ilden Thore dort an dem Baum. Aber keine kühlen Schnee-
itleidig hernieder auf ihre fiebernde Stirn, und der Himmel
d wollig, und schwül und schwer die Luft; leiser, dumpfer
n der Ferne.
uer plötzlicher Blitz durchzuckte das Grau der Nacht; da raffte
r, ballte krampfhaft die beiden Hände, und die rascher und
. Blitze umleuchteten mit gelbem Licht ein stolz emporgerichtetes,
nhaupt und wiesen ihrem festen schnellen Schritt die sichere
heimatlichen Hütte.
sie sich derselben näherte, bemerkte sie mit Befremden noch
aus dem Fenster schimmern. Wachte die Mutter etwa aus
nd aus Mitgefühl mit ihrem schweren Schicksal? Ein plötz-
fühl innerer Vereinsamung durchschauerte sie und belehrte sie,
chen Sentimentalität schwerlich vorausetzen durfte. Halb
sorgenvoll eilte sie vorwärts und öffnete hastig die Thür.
Feuerschein auf dem Herde beleuchtete mit flackerndem Licht
chwarzhaarigen Mann in bunter, sonderbarer Tracht, der ihrer
er saß. Seine Augen richteten sich jetzt erwartungsvoll auf
Mädchen; es waren schwarze, schlaue, unstät funkelnde Augen.
nd vorgebeugte, fast geduckte Haltung und die ins Auge fallende
seiner Glieder hatte etwas von der unheimlichen Schönheit
ng gelagerten Katze. Doch ein befriedigtes Lächeln sprühte
und kühn geschnittenes, aber verwildertes und verwüstetes
die Schönheit des Kindes erblickte. Langsam und zögernd
t auf den Fremden zu, ihr Blick schien wie gebannt an die

n Verwandter“, sagte die Mutter, „er ist von dem Zuge, dem
urden. Er kommt, uns wieder zu holen, und wir werden
m gehen; sie lagern ganz in der Nähe, einige Meilen ins

Nun erst sah Inga auf die Mutter und sie bemerkte mit Verwunderung eine auffällige Veränderung in ihrem Aussehen. Ein leidenschaftliches, fast wildes Feuer loderte in ihren Augen, eine freudige Aufregung durchzuckte ihren ganzen Körper, der plötzlich um viele Jahre verjüngt erschien. Elastischer waren ihre Bewegungen, energischer ihre Sprache; sie kam Inga fast fremder vor als der plötzliche Gast. Das Mädchen stand in Schweigen, überrascht und verwirrt; hundert wechselnde Gedanken spiegelten sich in den beweglichen Zügen.

Eine Zeitlang schien der Wandertrieb und der ungestüme Freiheitsdrang ihres Stammes in ihr aufzuwachen, elektrisirt von der neuaufgeflammten Lebensglut der Alten bewegte sie unwillkürlich zuckend die Füße und die Augen leuchteten in flackerndem Glanz — und in dem Augenblick sah sie dem fremden Zigeuner auffallend ähnlich, nur unendlich viel freier und edler im Ausdruck. Aber eben in dem Augenblick fiel ihr Auge wieder auf ihn und da mochte sie selbst diese unheimliche Aehnlichkeit unbewußt empfinden, denn ein inneres Grauen malte sich in ihren Mienen und sie trat schnell einen Schritt rückwärts.

„Ich gehe nicht mit", sagte sie rasch und bestimmt. Da traf sie ein scharfer, forschender Blick der Mutter und ein glühendes Roth übergoß ihre Wangen. Ja, Thores Gesicht sah auch mitunter wild und trotzig aus, aber das war ganz anders, das war ein stolzer, freier Trotz, wie eines wilden Pferdes und nicht wie eines tückischen Raubthiers. Die Alte war eine unbehaglich kluge Frau, daß sie ihr diese Gedanken so von den Augen weglesen konnte, da mußte sie wohl erröthen und sich verwirren.

„Geh zu Bett, Mädchen", sagte die kluge Frau, „und schlafe Dich gesund, Du hast Fieber." Auffallend schnell gehorchte die Tochter und schlüpfte aus der Seitenthür in ihre Kammer.

Kaum aber war sie aus dem Bann des beängstigenden Fremdlings, als ihre Gedanken eine andere Richtung nahmen. Das schroffe, hochmüthige Nein des wilden Thore klang ihr schneidend ins Ohr, sie preßte gewaltsam die Lippen aufeinander, warf heftig und wild den Kopf zurück und sagte so laut, daß sie selbst davor erschrak: „Ich gehe morgen doch mit ins Gebirge."

Das zurückgebliebene Paar vernahm aber nichts von dieser unverhofften Willensänderung, denn sie waren schon wieder in eifriger und lebhafter Unterredung.

„Es ist nicht mein Blut", sagte die Frau zornig, „da sehe ich es wieder, meine Tochter wäre nicht so entartet, auch nicht unter dem fremden Volk; sie war immer anders als ich, und ich konnte sie nie wie eine Tochter halten; und darum mag sie bleiben wo sie will, sie taugt doch nicht für uns; ich gehe mit Dir und brauche sie nicht mehr."

„Aber sie ist mein Blut", rief der Zigeuner, „und sie ist sehr schön geworden und ich kann sie brauchen, und darum soll sie mit uns gehen, sie wird schon lernen wieder zu werden, was sie ist, ich sehe es an ihren Augen, daß sie noch von unserer Art ist."

„Wenn sie nicht will, so zwingt die kein Mensch, Du nicht und ich nicht", sagte das Weib ruhig.

„Und wenn ich ihr sage, daß ich ihr Vater bin?"

„So wird sies nicht glauben — und Kinder haben sich noch nie um ihre Eltern gekümmert, wenn ihnen etwas Besseres im Kopfe steckt."

„Also ein Mann macht sie so zahm? Ein Norweger?"

„Ja, und Einer, dem Du noch mehr als das von früher ſchuldig biſt: der junge Bär, der Dich damals ſo liebevoll umarmte, daß Dir der [illegible] ausging und ſie Dich forttrugen und mich zurückließen.“

„So, das iſt gut. Dann habe ich doppelten Grund die Rechnung zugleichen. Wer iſt er und wo hauſt er?“

Die Frau beſchrieb genau ſeine Geſtalt und ſeine Wohnung am Su und die Augen des Zigeuners funkelten wie die des verwundeten Luchſ

Der wilde Thore konnte ſchwerlich ahnen, mit welcher geſpannten merkſamkeit am andern Tage zwei ſchwarze Augenpaare ihm und ſ Thun zugewendet waren, eines mit ſcheuer Sorge und das ander lauerndem Haß. Inga hatte mit einiger Verwunderung ſchon am f Morgen die Mutter wieder allein angetroffen und erfahren, daß der A um einen Tag verſchoben ſei. Ob dieſe Verzögerung ihr Verdruß ode leichterung gewährte, war ihr wohl ſelbſt nicht recht klar; jedenfalls ä ſie nichts von ihren Abſichten und wurde auch nicht darum befragt. mehr verließ ſie ſehr bald das Haus und eilte in großem Bogen am B rand entlang bis zu einer Stelle, wo ſie, durch dichtes Gebüſch ve Thores Wohnung aus der Ferne beobachten konnte. Auch ſie hatte Ahnung, wie nahe ihrer Warte der feindliche Vorpoſten lag. Beide S aber mußten ihre Geduld auf eine harte Probe ſtellen, die Beide in rühmlicher, zäher Ausdauer beſtanden. Erſt nach Mittag trat der Bä ſeiner Höhle. Auf ſeinen ſtarken Schultern trug Thore Segel- und Fi geräthe; und ſo ſtand er vor ſeiner Schwelle eine Weile ſtill und prüfend nach alter Gewohnheit auf den Himmel. Einen Augenblick er; die eigenthümliche Färbung der Luft und die ſchwere Wolkenwa Nordweſten konnte den geübten Blicken nicht entgehen; plötzlich aber h die Rechte hoch empor, als fordere er das Wetter zum Zweikampf he und ſtieg dann mit kräftigen Schritten zum Strande und rüſtete ſein Bald geſellten ſich andere Männer zu ihm und ſchienen eifrig mit ih reden, ſie deuteten mit den Armen auf den Himmel, auf das Boot, a Schären und bewegten ſich lebhaft durcheinander. Er aber verrichtete ſeine Arbeit und ſtieß binnen Kurzem mit ſcharfem Stoß vom Lande, noch einmal grüßend mit der Hand zurück und glitt ſchnell und ſicher die leichten Wellen, um nach kurzer Fahrt zwiſchen den vorgelagerten F inſeln zu verſchwinden. Die Gruppe am Strande aber blieb noch Weile beiſammen, kopfſchüttelnd und offenbar in ungewöhnlicher Erre

Inga war dem Vorgange mit ſteigender Unruhe gefolgt; meh ſprang ſie empor und that haſtig einige Schritte vorwärts, als woll hinabeilen und in die Handlung da unten eingreifen; ſchnell aber bek dann wieder zurück, preßte die Hände vor die Stirn und ſetzte ſi Neuem ſtill auf den jungen Raſen. Doch ſobald das Boot ihren ä folgenden Blicken entſchwunden war, eilte ſie beflügelten Schrittes i Richtung ihrer Hütte zurück. Als ſie aus dem Gebüſch getreten wa die baumloſe Wegſtrecke bis hinauf ganz überſchauen konnte, gewahrte ſie vor ſich eine ihr nicht unbekannte männliche Geſtalt, die in eiligem demſelben Ziele zuſtrebte. Sein Schritt glich ganz dem des Mäd leicht, elaſtiſch, flüchtig, nur daß doch eine gewiſſe ſchleichende Bewegung Haltung die Aehnlichkeit wieder ſchwächte und zuweilen ganz verwiſchte. war der fremde Zigeuner wieder.

Er erreichte das einsame Haus lange vor der Nacheilenden; und seiner wartete schon vor dem Hause neugierig die zurückgebliebene Alte.

„Hast Du gefunden, was Du suchtest?“ rief sie mit lauerndem Blick ihm entgegen.

„Ja, aber der Bär ist auf Raub gegangen, wohin ich ihm nicht folgen kann. Das Wasser ist uns kein freundliches Element“, erwiederte er verdrießlich und setzte sich auf die niedrige Bank vor dem Hause.

„Er ist in See gegangen?“ fragte verwundert die Frau, „das ist seltsam. Ich kümmere mich nicht um das Wasser und nicht viel um den Wind, aber das sah ich seit Stunden, daß ein Sturm kommt und ein großes Wetter. Soll er das nicht wissen, der die Wellen kennt, wie ich die Wurzeln des Waldes?“

„Er weiß es auch, aber er trägt einen Zorn im Haupt und will ihn an den Wellen auslassen“, sagte bestimmt der Zigeuner, „so viel verstand ich von seinen Bewegungen und Tritten auch aus der Ferne.“

„Dann ist er ein Narr geworden, wenn ers nicht schon immer war“, lachte die Alte, „und ist er bis zum Abend nicht wieder herein, so kann es leicht sein, daß Dir alle Mühe erspart wird und ihm alle Narrheit in Ewigkeit.“

Der Gefährte sah sie forschend an und aus seinen Augen blickte wieder das Raubthier.

„Wir werden es leicht erfahren“, fuhr sie fort, „sobald es dunkel ist. Auf dem Felsen dort, der am weitesten ins Wasser vorspringt, zünden sie ein großes Feuer an, wenn einer von den Ihren in einer Sturmnacht draußen ist, daß er den Weg durch die Schären finden kann. Daran können wirs erkennen.“

„Ist der Weg so schwer und gefährlich?“

„Bei Tage für den wilden Thore nicht. Aber wenn es dunkel ist und neblig, und der Sturm aus Westen geht von der großen See, da werden die kleinen Riffe vom Wasser bedeckt, und die großen Schären verändern ihr Aussehen und der Teufel selbst kann die Fahrt nicht finden ohne an den Steinen zu zerschellen, denn die Wogen von Westen sind so stark wie kämpfende Berge.“

„Und das Feuer zeigt ihm den sichern Weg?“

„Es bezeichnet ihm eine Stelle, wo die Durchfahrt frei ist von blinden Klippen, wenn er da hineinsteuert, ist er geborgen, denn die Schären brechen die Kraft der Wellen, dahinter ist ruhiges Wasser.

„Bleibt ein Wächter bei dem Leuchtfeuer die Nacht hindurch?“

„Nein, sie schichten es so hoch und so künstlich auf, daß es von selbst die ganze Nacht brennt, der Felsen hängt etwas über und schützt es vor Regen.“

„Kann man es von der Kirche und den Häusern her sehen?“

„Nein, der Felsen steht dazwischen, nur hier oben sieht mans von der Seite.“

„So kann auch ein Mann unbemerkt herangehen und, wenn er will, das Feuer löschen?“

„Wenn er will und wenn er Wasser hat; es ist tief hinab zur See und sehr steil, er möchte leichter den Hals brechen als eine Hand voll Wasser heraufragen.“

„Aber er könnte den Brand zerstoßen und die Scheite den Fels hinab ins Meer werfen, wenns so steil ist, daß sie den Hals brechen und nicht er.“

„Das kann er, und dann muß der sterben, der draußen auf den Wellen ist."

„Und keiner hat in getödtet, als der Wind — es fängt schon an zu dämmern, die Sonne ist unter."

„Da kommt Deine Tochter den Berg herauf", unterbrach ihn die Alte, „in zwei Minuten ist sie oben."

„Sie braucht mich jetzt nicht zu sehen", rief er schnell und sprang empor, „sag nur, ich sei zu unserm Lager ins Gebirg gegangen, es ist besser so, wenn man etwa morgen davon spricht, daß das Leuchtfeuer erloschen und der Wilde Thore ertrunken sei. Das Kind aber ist dann frei von dem Zauber und wird lernen mit uns durch die Berge zu ziehen, statt in der Bärenhöhle zu kauern, und mich werden seine Tatzen nicht wieder würgen."

Nach diesen Worten verschwand er mit wunderbarer Leichtigkeit in der Thür, sprang hinten zum Fenster hinaus und schlich sich eilig in die hier und dort verstreuten Gebüsche.

Unmittelbar darauf erschien Inga, erhitzt und geröthet von dem Wege.

„Gehen wir morgen?" fragte sie kurz.

„Ja", erwiederte die Mutter sehr erstaunt, „willst Du denn mit?"

„Ja", sagte sie langsam und tonlos, „es ist hier nichts mehr für mich, ich will frei sein, ich ziehe mit Euch in die Berge, fort von der See, ich mag die Seeluft nicht und mir schaudert vor den brüllenden Wellen. Wo ist unser Führer, Dein Freund?"

„Er ist ist zu unserm Lager gegangen, um unsere Ankunft anzumelden", antwortete die Gefragte vollkommen ruhig. Jetzt aber sah ihr das Mädchen so ganz verdutzt und so seltsam fragend ins Gesicht, daß sie heftig erschrak, denn sie merkte, daß Inga ihn gesehen hatte; sie drehte sich darum grimmig herum und ging ins Haus.

Inga setzte sich nieder auf die Bank und blickte mit erneuter Unruhe in die wachsende Dämmerung hinaus. Warum log die Mutter und warum versteckte sich der Fremde? Führte er gegen sie etwas im Schilde? Wollte er sie mit Gewalt rauben und mitschleppen? Das war ja gar nicht mehr nöthig, sie wollte ja selbst mitgehen, gern und freiwillig.

Inga seufzte. Der Wind fegte in langen, gewaltigen Stößen über den Bergeshang und aus der Tiefe dröhnte ein dumpfes, gleichmäßiges Donnern schauerlich bis hier oben herauf.

Wehe dem, der jetzt da unten mit dem brüllenden Ungeheuer verzweifelnd ringen mußte! Und Einer mußte es vielleicht, den sie kannte. Doch was ging es sie an, sie wollte ja morgen fort — auf Nimmerwiedersehn.

Plötzlich fuhr sie in die Höhe. Ihre scharfen Augen sahen noch in der steigenden Dunkelheit eine Gestalt durch die Büsche schleichen und hüpfen; diese Bewegungen kannte sie, es waren die des Zigeuners, so ging kein Anderer. Wohin wollte er da? Er entfernte sich von dem Hause, das sah sie deutlich, er ging in der Richtung dort nach dem Felsen zu, der noch als eine schwarze, hohe Masse durch die Nacht hin ferner sichtbar war, dort, woher das schwere Donnern und Dröhnen kam. Dort auf dem Felsen — da zuckte jählings ein Lichtstrahl auf, hell und flimmernd stieg eine rothe Flamme in die Nacht empor. Das ist das Nothfeuer, der wilde Thore ist noch auf dem Meer!

Jetzt, wo sie es wußte, packte der Gedanke sie mit furchtbarem Entsetzen; sie stöhnte auf und rang die Hände in ihrer grausamen Hülflosigkeit;

sie konnte nicht helfen und kein sterblicher Mensch konnte es. Der Sturm wühlte in den Büschen und rüttelte an dem alten Hause, als wollte er es mitreißen in die Lüfte, und heulte in wahnsinnigen Tönen, als es feststand. Inga saß starr und fest auf ihrem Platze, eine lange, bange Weile; die ferne Flamme strahlte ruhig und klar durch die schreckliche Nacht wie ein stiller, tröstender Stern.

Und es war ja ein hülfreicher Stern dem Ringenden, Verzweifelnden; er war doch noch nicht verlassen, freundliche, sorgende Menschenhände hatten das Rettungsfeuer entzündet, es konnte ihn retten, ihn, mit seiner Kraft, seiner stolzen Sicherheit, der die Wogen beherrschte, die er kannte. Wie schön war das Feuer, so feierlich, so licht, so herrlich mit seinem treuen Schein mitten in dem feindseligen Dunkel der Nacht.

Da plötzlich zitterte es unsicher auf, es zuckte, es wankte, es sank zusammen und es war erloschen. Inga wurde bleich und ein dumpfer, lähmender Schauer überfiel sie; der Stern ihrer Hoffnung, der einzige, war untergegangen. Aber ein häßliches, brennendes Licht sprühte dafür mit jäher Klarheit in ihren Gedanken auf: Dahin also war der Zigeuner geschlichen, und darum hatte die Mutter gelogen! Mit einem Schlage durchschaute sie den ganzen Zusammenhang, und ein glühender, grimmiger Haß gegen die Mörder loderte in ihrem heißen Herzen auf. Doch mit dieser grausen Gewißheit kam auch eine feste Thatkraft über sie. Rasch trat sie ins Haus und mit verwunderten, mißtrauischen Augen sah die noch etwas verschüchterte Alte, wie das Mädchen rasch und sicher eine Anzahl langer Kienspähne in ein Bündel legte, sie zusammenband und mit dieser Fackel und einem Feuerzeug, das sie vom Herde nahm, eilig das Haus verließ, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Sie folgte ihr rasch nach draußen, sie sah die Richtung ihres geflügelten Laufs, sie sah, daß das Leuchtfeuer auf dem Felsen fehlte — und sie wußte genug. Mit großer Hast suchte sie das Beste ihrer Habseligkeiten zusammen, schürzte die Kleider auf, zog starke Schuhe an und trat wieder vor die Thür, die sie hastig zuschlug und blickte forschend ins Weite. Nach einer bangen Weile peinlichen Harrens entdeckte sie endlich die flüchtig herhuschende Gestalt des Zigeuners, sie eilte ihm entgegen, wenige hastige Worte wurden gewechselt, einen Augenblick zeigten seine wilden Züge, die jetzt aufgeregt und von den wirren, schwarzen Haarsträhnen umhangen, noch wüster erschienen als sonst, einen heftig, arbeitenden inneren Kampf; dann duckte er sich ein wenig, als wollte er den Schlag des Schicksals vermeiden, und Beide verschwanden schnell in der düsteren Sturmnacht. Das verlassene Haus auf dem Berge sah sie niemals wieder.

Das einsame Mädchen flog indessen vorwärts durch Wind und Wetter, in ungehemmter Eile dem dunkeln Felsen zu, immer heißer getrieben von folternder Angst. Schwere Regentropfen peitschten ihr Stirn und Wange, der Sturm schleuderte ihre Locken wild und höhnisch zur Seite, ihre Brust arbeitete und keuchte, aber sie erreichte ihr Ziel ungeirrt und sicher.

Auf der wohlbekannten Feuerstätte, einer ebenen Fläche von geringem Umfang an der Stirn des Felsens etwas unterhalb seines Gipfels, entzündete sie ihre Fackel und suchte nach den ausgelöschten Holzscheiten; aber sie fand nichts als die leere Steinfläche, bedeckt mit Asche, und deutliche Spuren zeigten, daß alles Holz sorgfältig den Felsen hinabgestoßen war in die See, die tief unter ihr kochte und schäumte. Sie wußte aber, daß der Fels hier gerade nicht ganz unmittelbar ins Meer abstürzte, sondern eine schmale

Steinplatte gleichsam tastend vorstreckte, die bei ganz ruhigem Wetter und östlichem Wind sogar kleinen Böten eine Landung gestatten konnte, wenn etwa Jemand auf einen so wunderlichen Gedanken verfallen wäre, diesem öden und ungastlichen Gestein einen Besuch zu gönnen. Dahin aber konnten möglicherweise einige Scheite gefallen und dort liegen geblieben sein, und die konnten vielleicht noch eine Flamme geben und diese Flamme vielleicht noch ein rettendes Licht. Und diese Möglichkeit gab dem verzweifelnden Mädchen den übermüthigen Gedanken ein, dort hinabzuklimmen und das letzte, allerletzte Rettungsmittel zu versuchen. Und sie führte es aus. Auf Pfaden, die noch kein lebender Fuß betreten, stieg sie abwärts, von Stein zu Stein, von Riß zu Riß; ihre Fackel leuchtete ihr voran auf der gefährlichen Bahn; einige Steine lösten sich unter ihren Füßen, rollten abwärts und verschwanden nach wenigen Secunden in der Tiefe; einige Vögel flogen kreischend vor ihr auf und flatterten aufgeregt um ihre zum ersten Mal gestörte Brutstätte. Näher und näher kam das Brüllen und Zischen der weißwirbelnden Fluth, der ganze Fels schien zu erzittern von der ungeheuren Gewalt der herangewälzten Nordseewogen. Aber die Jungfrau stieg ihnen entgegen gefaßten Muthes; ihren Felsen kannte sie, der stand fest; aber das elende, schwankende Fahrzeug draußen mußte ein hülfloses Spiel sein dieser rollenden Riesenwellen.

Sie vollendete ihren schlimmen Weg, sie stand aufathmend auf der Platte am Fuße des Berges dicht über der Fluth und sie spähte ängstlich forschend umher nach den erhofften Holzscheiten. Und die kühne Ahnung hatte sie nicht ganz getäuscht, sie fand wirklich einige gerettete Reste des zerworfenen Brandes. Eilig trug sie die halbverbrannten Stücke zusammen, häufte sie über einander und legte ihre noch brennende Fackel daran. Es knisterte und sprühte, und höher und höher schoß die Flamme und goß ihr rothes, loderndes Licht weithin über die tobende, tosende Wasserwüste und die langen, weißen Kämme der andonnernden Wogen. Die Jungfrau aber stand, an den Fels gelehnt, dicht neben dem Brande und hütete sein furchtlosen Muthes. Um den Rand des schmalen Steins, auf dem sie stand, sprühten und zischten die wilden Schaumwellen; klatschend schlugen sie an die feste Wurzel des Felsens, und jäh abprallend bäumten sie sich empor zu mächtiger Höhe wie weiße, wüste Nebelgestalten, höhnend und drohend. Aber ihre Wuth war ohnmächtig, der Stein war zu hoch, sie konnten nicht hinauflangen mit ihren tausend gierigen Armen, Inga wußte es und stand fest. Da schlug eine Welle über den Rand und der sprudelnde Schaum züngelte um ihre Füße; eine Minute verging und eine zweite schoß hinüber, höher noch und reichlicher als die erste, und die dritte folgte nach kürzerer Zeit und sie rief ihre brausenden Schwestern nach und sie kamen, schneller und schneller, näher und näher. Ja, wenn die Fluth im Steigen ist und der Weststurm auf den steigenden Wasserschwall peitscht und mit Donnerruf ihn vorwärts jagt, da haben die Wogen der Nordsee Freinacht, und sie dürfen überschäumen und benagen auch die Steine, die sonst ihrem wilden ungestümen Spiel trotzen und sicher sind vor ihrem Zorn. Inga merkte, was diese Sprühwellen bedeuteten, vielleicht nur noch Minuten, so konnte ihr Brand zerfallen, ihre Flamme erlöschen; und dann war Alles verloren, sie selbst und der Mann, den sie liebte.

Jetzt erst erfaßte sie die Angst um das eigene Leben, die grause Furcht vor dem Sterben, vor dem Ertrinken in der kalten, dunklen würgenden Fluth.

Sie dachte ans Fliehen und blickte den Fels hinan: er stand da schroff und unnahbar, fürchterlich senkrecht dem Auge, und kaltes Grausen faßte sie bei dem Gedanken, daß sie da heruntergekommen, und daß dort hinauf der einzige Weg zur Rettung ging. Sie wagte es nicht, ihn wieder zu betreten; lieber versinken in den weichen Wogen, als mit zerschmetterten Gliedern über das rauhe Gestein zu stürzen. Sie ergab sich still und blieb bei ihrer Flamme. Und die Wogen wuchsen nicht weiter, die Fluth hatte den höchsten Stand erreicht, nur der kräuselnde Schaum umquoll fort und fort spielend ihren Fuß. Der Holzstoß hielt Stand, das Feuer konnte so noch eine gute Weile fortbrennen, und mit seinen knisternden Funken stieg die Hoffnung wieder in Ingas Brust empor. Sie hob das Haupt wieder auf und ließ das Auge wieder schweifen — und ein jauchzender Schrei entrang sich der tieferschütterten Brust und tönte selbst über das Heulen des Sturmes und das Rasen der Fluth: hoch über dem Kamm einer Welle schwebte ganz nah eine dunkle Masse, sie verschwand wieder und flog wieder in die Höhe, stolz und siegreich: das konnte nur ein Boot sein, das war Thore, und er war gerettet. Mit freudigem Stolz fühlte sie, wie ganz sein Leben noch jetzt an dem ihren hing, an ihrem Leben, das über der Flamme wachte.

Und es war Thore. Er war hinausgesegelt in das Wetter in stürmendem Trotz, er spielte mit dem Leben, weil es ihm gleichgültig geworden schien und auch wohl, weil er im Gefühl seiner Kraft und seiner Herrschaft über das Element sich ganz heimlich im Winkel seines Herzens nicht für so ernstlich gefährdet halten mochte.

Doch als er es merkte, daß der Kampf dennoch ums Leben ging, als die Nacht hereinbrach über den Fluthen und der Sturm sich verdoppelte, als der Weg durch die Schären ihm verhüllt und verschlossen war und er nicht mehr heimwärts konnte, da er es wollte, da klammerte er sich ans Leben, da stemmte er sich gegen den Tod mit demselben leidenschaftlichen Trotz, mit der ganzen Angst der Creatur und dem heißen Lebensdurst der kräftigen Jugend. Und in dem verzweifelten Ringen um dies geliebte Leben erschien ihm das Nothfeuer auf dem Berge als ein gnadenvoller, segnender Stern; und als er aufathmete und hoffte, da zerstob die hoffnungsreiche Flamme und sprühte den Fels hinab und erlosch in der Tiefe; und seine Qual war nun schrecklicher als zuvor.

In seiner Noth aber steuerte er gradaus auf die gefürchteten Klippen, er mußte die Einfahrt finden oder rasch an ihnen zerschellen, dann war es entschieden mit einem Mal.

Und nun sah er plötzlich das zweite Licht aufleuchten tief unten an der Fluth, und obgleich es ihm ein unbegreifliches Wunder war, so folgte er doch dem Rettungsstrahl, er erkannte den Felsen, er wußte den Weg und eben wollte er einbiegen seitwärts in die schmale, sichere Wasserstraße, als er mit staunendem Blick entdeckte, daß ein Weib neben der Flamme stand, ein einsames Weib mitten im Tosen der Wasser. Da glaubte er eine gütige Meerfee zu sehen, eine Seejungfrau, die aus dem Abgrund heraufgestiegen, den bedrängten Menschen zu helfen, und wie bezaubert starrte er auf die Erscheinung. Aber das Wunder war größer: es war Inga, seine Inga, die glühend Geliebte, die ihn eben noch verschmäht und beleidigt. Nun hielt er den Curs fest auf den Stein, wo sie stand; er wußte, es galt um Tod oder Leben, aber er zögerte nicht, er steuerte vorwärts in die kochende, verderbliche Brandung; wenige Wellen noch schleuderten ihn hinauf und hinab, und dann

packte ihn eine und riß das Boot an den scharfen Fels, daß es mit knatterndem Krachen zerbarst und zersplitterte: er aber schwang sich mit gewaltigem Sprung hinüber auf den flachen Stein und fiel nieder auf den festen, schützenden Grund. Wohl blutete er aus mehreren Wunden und seine Glieder waren gelähmt und zerschlagen von dem furchtbaren Schlag auf den Felsboden. Doch keins war gebrochen noch zerschmettert, er konnte sich langsam emporrichten und stand sicher auf den Füßen: die Arme aber mochten wohl leicht jeden Schmerz und jede Wunde vergessen, als sie die schöne Gestalt der glückseligen Retterin umfangen und fest umschlossen halten durften. Sie aber, das trotzige, vielgeängstigte Kind hing nun mit sorgendem Vertrauen an dem geliebten Manne, all' ihr eigener Muth und ihre eigene Kraft war mit einem Mal dahin, sie zitterte und zagte nun vor den rauschenden Wellen und dem Sturm, es kam ihr vor, als hätte er sie gerettet und nicht sie ihn, und als könnte nur er sie schützen vor den Schrecken und Gefahren, die noch immer ihr Leben bedrohten, das Leben, an dem sie so mit ganzer Seele hing.

Die ganze lange Nacht bis zum Morgen hatten die Beiden auszuhalten auf dem verwaisten Stein in der großen Fluth; die Flamme hatte sich bald verzehrt und sie standen tief im Dunkel, kaum sahen sie sich noch, aber sie fühlte den starken Arm, der sie umschlang und hielt, und er das weiche Lockenhaupt, das leicht an seiner Brust lehnte und ruhte. So hielten sie aus, er sie schützend, und sie in seinem Schutz.

Mit der eintretenden Ebbe begann auch der Sturm in seiner schweren Wucht nachzulassen, die Wellen wichen langsam zurück, und als das herrliche Licht des Morgens dämmernd heraufstieg, war der Himmel über ihnen klar, der Wind kam von Osten, vom Lande, und wenn die See vor ihnen noch hohl ging, so war das doch nur das Nachbeben von den Schauern der Nacht, von Stunde zu Stunde wurde das Rollen der Wogen schwächer und immer schöner glättete sich das beruhigte Meer vor ihren Augen. Und noch ehe die Sonne im Mittag stand, kamen die suchenden Fahrzeuge ihrer treuen Landsleute aus den Schären gesegelt, der Vermißte wurde entdeckt und mit ihm noch eine nicht Vermißte, bald gelang es, ein Boot unbeschädigt unter den Stein zu bringen, die Geretteten sprangen rasch hinein und segelten mit den redlichen norwegischen Fischern zurück in die sichere Heimat.

Von nun an glätteten sich auch die Wogen der Eifersucht gegen die Zigeunerin bei den schönen Norwegerinnen, denn sie war nun ungefährlich geworden, und aus der Bergfee wurde ein guter Hausgeist, der es sogar verstand, den wilden Thore zahm zu machen.

Der stille Stein aber über dem Wasser blieb nun wieder vereinsamt, wie er von je gewesen; aber das Wenige, was er vom Leben der Menschen gesehen hatte, mochte ihm auf lange hinaus Stoff zum Nachdenken geben, über menschlichen Trotz und Verzagtheit, Tollkühnheit und Todesfurcht, Unverstand und Unbestand, kurz über die Elendigkeit der menschlichen Natur im Gegensatz zu dem leidenschaftslosen, in sich ruhenden, ernsten und wohlanständigen Wesen des mineralogischen Individuums.

Das Kernschwein.

Nach einer englischen Idee. Von **Richard Oberländer.**

Das Perlhuhn war außerordentlich vornehm und sprach viel von seinen großen Connexionen. „Ich lasse meine Kinder nicht mit dem Plebs umgehen; ihr Geist und ihre Sitten sollen nur im Verkehr mit wenigen Auserwählten gebildet werden!“ Darnach gab sie eines Tages ein großes Diner zur Feier der Mündigkeitserklärung ihres ältesten Sohnes Heliogabal. Nicht alles Hühnervolk des Hofes ward dazu eingeladen, sondern nur die graue Gans, der alte Truthahn und die drei weißen Truthennen; als Ehrengäste erschienen die schwarz und weißen Brahmaputras und die dunkelfarbigen Crève Coeur, auch das Kernschwein ward mit einer Invitation bedacht. Das Kernschwein lebte erst seit Kurzem auf dem Hofe. Es war ganz klein und weiß und seidenhaarig wie ein junges Mäuschen, und Nase, Füße, Ohren und Schwänzchen waren von prächtiger, röthlicher Farbe.

„Ich halte das Thier für ein Capitalstück, das mir sicher einen Preis bringen wird, denn es giebt nicht seines Gleichen im Lande“, hatte der Farmer gesagt, als er es auf den Hof brachte. „Es ist ein wahres Kernschwein.“ Das Perlhuhn hatte diese Bemerkung zufällig gehört und pflegte seit der Zeit die Bekanntschaft des Fremdlings. Der aber schlief gewöhnlich, wenn er nicht mit Essen beschäftigt war, und wenn sich ihm das Perlhuhn näherte und vom Wetter sprach, oder sich theilnehmend nach seinem Befinden erkundigte, öffnete er meist nur eins seiner kleinen, rothen Aeuglein, oder wackelte mit einem seiner langen Ohren, zu mehr als einem asthmatischen „Wuff! Wuff“ verstieg er sich nie. Das imponirte dem Perlhuhn, das zu seinen Freunden und Verwandten sagte: „Wie vornehm und zurückhaltend das Kernschwein ist, man sieht ihm die hohe Geburt und die treffliche Erziehung an. Wir dürfen stolz darauf sein, daß er in unseren Gesellschaftskreisen verkehrt.“ Und die Hühner gackerten: „Sie haben vollständig Recht, verehrte Frau“, denn so verlangt es der gute Ton.

Die Gäste des Perlhuhns trafen zu guter Stunde ein und als Alle beisammen waren, führten die Mama und der Herr Sohn Heliogabal die Festgenossen in den großen Kornspeicher, dessen Thür der verliebte Sohn des Farmers in der Zerstreuung offen gelassen hatte.

Die freundliche Wirthin flog auf den höchsten Kornhaufen und sprach höflich: „Eßt so schnell und so viel und so lange ihr könnt, lieben Freunde.“ Die graue Gans, und der alte Truthahn und die Puter und die vornehmen Hennen bedankten sich in geziemender Weise; aber das Kernschwein sagte nicht einmal „Wuff! Wuff!“ sondern fiel alsbald über die Herrlichkeiten der Tafel her. Er hieb in dieselben nach rechts und links ein, stieß die graue Gans in die Rippen, warf den ehrwürdigen Truthahn beinahe um und verhalf sich nicht zum Löwen-, wohl aber zum Schweineantheil des Korns.

„Das Kernschwein ist in der That ein beachtenswerther Charakter“, sagte das Perlhuhn. „Sie können seinem Benehmen das Genie und das aristokratische Vollblut ansehen. Es geht doch nichts über hohe Abkunft.“

Als das Kernschwein soviel genossen hatte, als es vertragen konnte (und

vielleicht etwas mehr), legte es sich in den größten Kornhaufen und schnarchte bald laut und vernehmlich.

Als die kleine Flora Crève Coeur es wagte, in der Nähe seines Kopfes einige Körner zu picken, ihm unabsichtlich und zufällig beim Kratzen etwas Sand dabei an die Nase zu werfen, öffnete er mühsam eins seiner kleinen rothen Augen und stieß ein halblautes, mürrisches Wuff, Wuff aus, als sei diese Anstrengung zuviel für ihn.

„Ach, wenn ich doch kernschweinisch verstehen könnte", lispelte geziert das Perlhuhn. „Ich bin fest überzeugt, daß er dem Fräulein Flora etwas sehr Angenehmes gesagt hat."

Die graue Gans watschelte im Korn herum und schaufelte bei jedem Schritt einen Löffel voll Körner weg; kurzsichtig und zerstreut, wie gelehrte Leute zu sein pflegen, knipp sie dabei zufällig das Schwänzchen des Kernschweins empfindlich mit dem Schnabel, das aber quiekte ärgerlich, fuhr auf, schnappte nach einem der zierlichen gelben Beinchen der harmlosen Flora Crève Coeur und biß es beinahe ab.

„Du ekelhaftes, garstiges Kernschwein", eiferte die graue Gans. „Ich habe Dich in Deinen nichtsnutzigen Schwanz geknippen, ohne ihm weiter großen Schaden zu thun. Du solltest Dich schämen!" Aber das Kernschwein erröthete nicht, sondern senkte nur bösartig den Kopf und sah sie mit brummendem „Wuff! Wuff!" so giftig an, daß sie eiligst hinter ein großes Apfelweinfaß retirirte.

Die Crève Coeurs verließen alsbald die Gesellschaft mit ihrer kleinen leidenden Flora, und bald folgten die übrigen Geladenen, außer dem Kernschwein, das sich zu erneutem Schlummer zurechtgelegt hatte. Als der alte Puter sich entfernte, sagte er leise zum Perlhuhn: „Pardon, liebe Freundin, Aber meinen Sie nicht daß wir dem Kernschwein die kalte Schulter zeigen sollten? Es hat sich diesen Nachmittag höchst auffallend betragen, in der That ganz wie ein gewöhnliches Schwein!"

„Bedaure, Ihnen hier nicht beipflichten zu können", entgegnete das Perlhuhn. Fräulein Flora hat ihn dadurch gereizt, daß sie in der Nähe seines Kopfes gepickt hat, und die Frevelthat, welche die graue Gans an seinem Schwänzchen verübt, ist geradezu empörend. Mit den Crève Coeurs werde ich nicht mehr Umgang pflegen, und wenn die graue Gans nicht so sehr gebildet und aus so überaus guter Familie wäre, würde ich mich ihr gegenüber in Zukunft ebenfalls kühl verhalten. Nur gewöhnliche, ungebildete Leute könnten sich gegen einen so hochstehenden, feinen Herrn, wie das Kernschwein, so rücksichtslos benehmen."

Der Puter schüttelte dem Perlhuhn verständnißvoll die Hand und schied in Freundschaft; dem aufmerksamen Beobachter entging aber von der Zeit ab eine gewisse kalte Zurückhaltung seitens der Wirthin nicht, und es ist schwer zu sagen, wie weit die Entfremdung unter den Familien des Hühnerhofes noch gediehen sein würde, wenn nicht die Nacht das Kernschwein gestorben wäre, weil es beim Feste des Guten zu viel genossen.

Nach seinem Tode beeilte sich Alles, ihm Ehre widerfahren zu lassen. Selbst die Crève Coeurs hielten Floras Lahmheit für eine Auszeichnung und pflichteten der Meinung des Perlhuhns bei, welches entschieden erklärte, daß die vornehmste Person und das größte Genie, welches sie je gekannt hätte — das Kernschwein gewesen sei.

Für den Bücherschrank.

Wir stellen diesmal vorzugsweise Erzählungsliteratur in unsern Schrank. Den Anfang macht ein Novellenbuch von Adolf Stern „Aus dunklen Tagen", Leipzig, Bernhard Schlicke, welches die stilistischen Vorzüge des bekannten Autors in glänzendem Licht zeigt. Es fehlt Stern oft an innerer elementarer Wärme, aber die Form seiner Darstellung hat etwas Akademisches und die Phantasie des Dichters ist farbenprächtig genug, um uns manchen Mangel an Motivirung fesselnd zu überdecken. Diese Novellen werden vermöge ihrer feinsinnigen Führung und ihrer reinen Tonart sicher viele Freunde bei den Freunden geläuterter Erzählungskunst finden. In zweiter Auflage erscheint soeben Maximilian Berns ihrerzeit Schule machende Novelle „Auf schwankem Grunde". Wir haben früher schon auf die Vorzüge dieses Genrebildes der Seelenmalerei hingewiesen und können heute noch zur Empfehlung hinzufügen, daß die Verlagshandlung von G. J. Göschen in Stuttgart für eine geschmackvolle Ausstattung Sorge getragen hat.

In größerm Ton als diese kleine Erzählung erhebt sich der dreibändige Roman von Rudolf Gottschall „Welke Blätter." (Breslau, bei Eduard Trewendt). Während Gottschall in seinem ersten Roman: „Im Bann des schwarzen Adlers" sich in den schlesischen Zuständen des vorigen Jahrhunderts bewegte, hat er in den „Welken Blättern" das Gebiet des historischen Romans verlassen, um den Zeitraum der bewegten Periode vor dreißig Jahren neu zu beleben. Man kann die Romane, welche in den vierziger Jahren spielen, füglich nicht historische Romane nennen. Sie schildern Fleisch von unserm Fleisch, Blut von unserm Blut, denn das Kind des Geistes der vierziger Jahre ist des Mannes der siebziger Jahre Vater.

Diesmal ist aber nicht Schlesien, sondern Ostpreußen mit der von den Vorboten der Märzstürme bewegten schwülen Atmosphäre der vierziger Jahre, der Schauplatz dieser bedeutsamsten Romanerscheinung. Das ganze politische und geistige Leben der preußischen Ostseeprovinz, von der die Initiative zur politischen Neugestaltung Preußens hervorging, schildert uns Gottschall wie in einem Kaleidoskop, gestaltungskräftig und farbenreich. Um die Figur eines liberalen Aristokraten Blanden, der etwas von Byrons Don Juan hat, krystallisiren sich die verschiedenen Phasen des Völkerfrühlings. Bekannte Größen der Königsberger Geistesbewegung, der Gottschall selbst als treibende Kraft angehörte, führt uns der Dichter charakteristisch vor, so z. B. in dem Doctor Kuhl den bekannten Dichter, Schwimmerkönig und Sonderling Albert Dulk. Gottschall selbst hat eine amüsante, objective Selbstkritik über sich in jener Sturm- und Drangperiode in dem Doctor Schöner gegeben, der unstreitig das vor dem Spiegel gezeichnete Conterfei des Dichters der „Lieder der Gegenwart" und der „Censurflüchtlinge" ist. Es ist ein wehmüthiger Ton, der durch die Enttäuschungen Blandens klingt; eine Herbststimmung liegt über den „Welken Blättern", die Blanden selbst mit den Worten beklagt: „Welke Blätter! Sie verschütten unter ihrem Laub jede Blume des Frühlings, die sich ans Licht wagt; die Erbfeindin unserer Zukunft ist unsere Vergangenheit. Sind wir nicht, wie die Galeerensclaven, denen ein unauslöschliches Zeichen aufgebrannt ist? Das gespenstige Klirren der Ketten an unserm Fuße begleitet uns durchs Leben." Der ganze Roman strotzt von tiefen und neuen Ideen; er ist gluthvoll und empfindungskräftig, gedankenreich und geistbeseelt, in glänzende Diction und Rhetorik gefaßt. Von manchen Culturzuständen, z. B. von dem Königsberger Muckerthum und dessen Seelenbräuten giebt er ein klareres und dabei dichterisch eingerahmteres Bild, als die sehr subjective Schilderung von Hepworth Dixon. Auf einen Irrthum möchten wir übrigens den Dichter zum Besten spätere Auflagen aufmerksam machen. Seite 297 des ersten Bandes ist von einem Chorliede Mendelssohns die Rede, das Gottschall als „Es fiel ein Reif um Mitternacht" citirt. An diesen „Reif um Mitternacht" knüpft Doctor Kuhl sogar einen kaustischen Witz. Mendelssohn hat aber nur Heine's Text: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" componirt.

In dem dreibändigen Roman „Peſſim
gart, Richter und Kappler) bietet die Verfa
ſich nicht nur, was Formgewandtheit und
früheren würdig anreiht, ſondern dieſelben n
ethiſchen Moments noch übertrifft. Es iſt
mismus und ſeines Gefolges der ſchnellebig
Fatalismus mit dem idealiſtiſchen Princip,
des Peſſimismus, der zur Zeit die Welt z
jedes friſche, fröhliche Ankämpfen gegen das E
Erzählertalent, genaue Menſchenkenntniß und
haben hier ein anregendes Werk geſchaffen,
wird.

Salon

Hermine W. in Altenburg. Ihre drei
Erlebniß Hippels mitzutheilen. Der berüh
Frauenzimmer kann einen Brief ohne Poſtſc
wenn es mit einem abkommt und lakoniſch,
ſagte Frau v. H., in deren Gegenwart ich
Brief ſoll Sie widerlegen.“ Ich war neugie
kam die Frage: Iſt das nicht wirklich ein
hinterher: Wer hat nun verloren, ich oder

Bl. M. in Augsburg. Wen wir für den
zierer, der zur Inſtallirung des Fürſten Alex
ausgeſchlagen hat. Wer dieſen ſorgenvoll
weiſer Mann ſein.

B. v. R. in Berlin. Das geheimnißvol
rühmter Porträtmaler Profeſſor G... malt,
Ariſtokraten ſehr naheſtehenden Dame. Auf
deutſche Wort dafür zu brauchen — „Herrin
die Dame, die eine bezaubernde Schönheit
gemalt haben, wie ſeinerzeit Canova ſeine
Modell der in einem ſtark geheizten Zimme
hat. Daß G...'s, wie Eingeweihte verſicher
lichkeit kommt, iſt leider nicht wahrſcheinlich
zu wünſchen ſcheint. Dafür ſoll aber Pr
Porträtmaler ernannt werden.

C. W. in Halberstadt. Gewiß iſt das
der Rabe beſonders in die Mode zu kommen
Bernhardt von der Comédie Française in
ſeidene Robe, deren Aufſchläge von Raben m
den. Ein dritter Rabe bedeckte mit ſeinen Fl
in dem Fräulein Bernhardt ſehr paſſend P

Gl St. in E. Wofür fände der Berl
witziges Berliner Orcheſtermitglied bereits
„Olympia“ zu den Ausgrabungen von Olyn

H. Seltenstein in M. Wir warten mit
ſchen Turniers jedesmal ſieben Wochen lang
Salonhefte mit der Ueberſetzungsaufgabe in
der Journalzirkel können wir bei dieſem Tu

Nr 2. Anzug von korinthenfarbenem indischem Cashmir und weiß gemusterten Stoff Der obere Rock läßt vorn ein keilförmig eingesetztes Bouillonné sehen, welches zu beiden Seiten mit einem Streifen vom gemusterten Stoff besetzt ist. Von demselben Stoff Revers über den Hüften, der die vorderen Rockbahnen ganz frei läßt und nur auf der Rückseite drapirt ist. Der weiß gemusterte Stoff ist außerdem noch als Besatz des unteren Theils der Schooßtaille zu dem Reverskragen und Aermelaufschlägen verwendet.

Nr. 3 und 4. Arbeitstasche für den Ausgang. (Mit Dessin.)

Der untere oder eigentliche Theil der Tasche besteht aus einem einzigen Stück groben Javacanevas. Auf die eine Seite desselben wird ein Blumenbouquet (siehe Dessin Nr 4) im Lanzettstich gestickt. Die beiden Kornblumen in blauer Wolle, deren Wirkung durch einige Stiche in Seide von etwas hellerm Blau erhöht wird; die Aehre in nüancirter gelber Seide, die Blätter in weißblattfarbener Wolle: die Stiele in brauner Seide. An jedem Ende des Canevasstückes werden die Fäden desselben auf eine Länge von 20 Cmtr. zusammengezogen und zusammengehalten;

Nr. 3. Arbeitstasche für den Ausgang. (Mit Dessin.)

hierauf bildet man an jeder Seite vier weite Falten, welche mittels einer Schleife zusammengehalten werden, wie dies in der Abbildung deutlich ersichtlich ist. Die Schleife selbst so wie die Henkel der Tasche bestehen aus Treßen, welche aus Canevasfäden geflochten sind. An der Oeffnung der Tasche wird ein Beutel von blauem Cashmir angenäht; die Naht wird unter einer aus demselben Cashmir gefertigten Rüsche verdeckt.

Nr. 5. Schwarzer Strohhut für ein junges Mädchen,

mit hoch geschwungener Passe, ohne Bindebänder; mit schwarzen Federköpfen und einer Atlasschleife garnirt.

Nr. 6. Sommer-Mantelet.

Die Garnitur dieses Umhangs von Gros de Tours oder Sicilienne besteht aus gefältelter Spitze, über welcher sich eine schmale Spitzenrüsche hinzieht. Beide Spitzen sind Fuß gegen Fuß genäht. Die Taille ist auf der Rückseite durch eine Atlasbandschleife markirt. Als Futter wird schwarze Florence genommen. Der Körper des Umhangs besteht aus einem einzigen Schnitt, resp. zwei gleichen Hälften

Außerdem iſt eine Pliſſéfalte herzuſtellen und von der Taille ab in die Mittennaht der Rückſeite einzufügen. Nachdem die beiden Achſelfalten und die Rückennaht gemacht, ſowie auch die Pliſſéfalte eingeſetzt iſt, bleibt nur noch übrig die Garnirung anzubringen.

Nr. 7. Viertel von einem kleinen Teppich.

Dieſe hübſchen kleinen Teppiche ſind ſehr bequem, um Bouquetvaſen, Statuetten oder dergleichen Nipptiſchzierrathen darauf zu ſtellen. Das hier zu beſchreibende Modell iſt von Colbertleinwand (eine Art Canevas von ſehr feinem und leichten écruſarbenen Zwirn). Zu jeder Seite werden 10 Fäden ausgezogen, ſo daß ſich eine Franſe bildet; dann wird ein Zwiſchenraum von 16 Fäden gelaſſen, worauf wieder 16 Fäden ausgezogen werden. Durch die Mitte der zurückbleibenden Fäden wird ein Seidenfaden gezogen; dann werden je fünf Fäden des Canevas auf dem Seidenfaden zuſammengeknüpft, ſo daß ein durchbrochener Streifen gebildet wird. Zu jeder Seite der Arbeit werden auf je vier Fäden des Canevas ſchräge Stiche in havanafarbener Wolle geſtickt. Ueber dieſes iſt auf vier Fäden der Colbertlein-

Nr. 4. Deſſin zu Nr. 3.

wand das Tapiſſeriedeſſin in Wolle im Kreuzſtich zu ſticken; das Motiv in der Ecke iſt roſa; die folgenden havanafarben und dann blau. Die Umrahmung beſteht in einer in bronzefarbener Wolle in Kreuzſtichen auszuführenden geraden Linie; im Innern eine Reihe Dornenſtiche in roſa Wolle; die Mitte bleibt frei. Die untere Fläche wird mit blauem Satinet gefüttert, welcher durch die Leinwand durchſcheint. Ringsum eine Quaſtengarnitur von gekämmter Wolle, abwechſelnd in roſa, havana und blau.

Nr. 8. Geſtrickte Spitze.

1. Reihe: 1 Maſche abgehoben, eine Verminderung, welche in der Weiſe auszuführen iſt, daß zuerſt eine M. aufgenommen wird, ohne zu ſtricken, die dann folgende nach rechts und die erſte auf die letzte zurückzuſchlagen; 2 übergezogen, 2 zuſammen ſchräg n. r.; 2 übergez., 2 n. r. — 2. Reihe: 1 M. abgeh., 1 n. r.; auf die übergez. 1 verk., 1 n. r., dann 2 verk. — 3. Reihe: 1 übergez., 1 M. abgeh.; 7 n. r. — 4. Reihe: Die 3 erſten M. aufſchlagen; 3 n. r., 2 verk. Mit der 1. Reihe wieder angefangen und die anderen 3 wiederholen.

Nr. 9. Gehäkelter Einsatz und Spitze.

Zuerst werden die kleinen Sterne besonders gehäkelt, welche dann mittels Stäbchen mit einander verbunden und wenn dies mit einer hinreichenden Zahl geschehen zu einem Hemdeneinsatz geformt werden. Zur Anlage werden 4 Luftmaschen zu einem Rund zusammengehäkelt. — 1. Reihe: 1 Stäbchen in 1 Masche; 3 Lm. zu 1 Picot geschlossen; 1 St. in dieselbe M. wie das vorhergehende. Dies 8 Mal wiederholt, was die 8 Zweige des Sternes giebt. — 2. Reihe: 1 St. über das zuerst gehäkelte St. der vorhergehenden R.; 5 Lm.; 1 St. über das folgende St. der vorherg. R. — 3. Reihe: Zwei Maschen zu jeder Seite über die St. der vorherg. R., wodurch ein Feston gebildet wird; 3 Lm. zu 1 P., wobei darauf zu achten, daß die beiden Festonstiche den ersten ziemlich nahe kommen; noch 3 Lm. für

Nr. 5 Schwarzer Strohhut für ein junges Mädchen.

ein 2. Picot in den nämlichen Zwischenraum; 2 Festonstiche; dies mit den 7 andern Zweigen des Sternes wiederholt. Hat man die verlangte Anzahl Sterne, so wird zunächst die 1. Reihe der abwechselnden St. und Lm. für den Fuß gemacht, dann kommt die 2. R. für den Fuß des Sternes. — 1 St., 1 M. in einen der P. des Sternes; zweites St., 1 Lm.; 1 St., 1 M. in P. des Sternes; 1 St., 1 Lm.; 1 M. in das 3. P., 1 St.; 1 Lm., 1 St.; 1 Lm., 1 St.; 2 Mal aufgeschlagen und in das 4. Picot des Sternes gestochen. Das St. nur bis zur Hälfte beendet und wieder aufgeschlagen; 1 Picot des zweiten Sternes aufgenommen; wieder in den aufgeschlagenen Faden. Hier kreuzen sich die 2 St., vom 1. Aufschlag bleibt noch 1 Faden auf der Nadel; in diesen gestochen und man ist am Anfang der Galerie angekommen. Jetzt hat man die Hälfte des X. Fortzufahren mit einer Luftmasche, 1 St., 1 Lm., 1 St. 1 St. aufgeschlagen und in die Kreuzung des 1 gestochen. Indem das St. beendet wird, kommt man auf die Galerie, mit welcher

in gleicher Weise fortgefahren wird. Auf der andern Seite wird dieselbe Arbeit wiederholt. Hierauf folgt die Reihe für den Durchzug: 1 Doppelst. für den Anfang. 2 Mal aufgeschlagen wie für 1 Dst.; in den Kopf der Galerie Fuß gefaßt, in die kleine Schlinge und dann in einen der aufgeschlagenen Fäden gestochen; wieder ein Mal aufgeschlagen und von neuem in die Galerie gestochen. Dieses St. bis zur Kreuzungsmasche beendet und mit dem Stechen in die auf die Nadel geschlagenen Fäden fortgefahren. An der Höhe angekommen hat man 3 Arme des X.

Nr. 6. Sommer-Mantelet.

Wieder 2 Lm., 1 einf. St., welches in der Mitte des X, wo die 3 andern Arme des X zusammenstoßen, befestigt wird.

Die Spitze. Ueber den Zug abwechselnd 1 R. St. und 1 R. Luftm für die Galerie Die ganze Spitze besteht nur aus einer Reihe. 3 Halbst. in den Kopf der Galerie; 8 Lm.; 2 Mal übergeschlagen, 1 St. gebildet; einige M. weiter 1 anderes St.; dieses ebenso beendet wie das angefangene große St. Wieder oben angekommen. Ueber das St. 1 P. von 3 Lm., dann 4 Lm., 1 P. von 3 Lm.

schließen. 1 Lm., 1 St. zurück bis auf die Kreuzung der 3 Arme des X der Spitze; dieses beendet. Wieder 1 P. von 3 Lm. darüber; 3 Lm. für das Herabgehen und in den Kopf der Galerie stechen, wo abermals 3 Halbst. gemackt werden; und so mit den übrigen Zacken fortzufahren.

Nr. 10. Gestrickte Spitze.

7 Maschen für den Anfang und 2 Reihen glatte M. nach rechts. — 3. Reihe. 1 M. abgehoben; 2 einf. M., 1 aufgeschlagen; 2 zusammen, 1 doppelt aufgeschl;

Nr. 7. Viertel von einem kleinen Teppich

2 zus. — 4. Reihe: Den Faden vor der Nadel gelassen; 2 einf. M., 1 verkehrt; 2 einf. M., 1 aufgeschl., 2 zus., 1 einf. M. — 5. Reihe: 1 abgeh., 2 einf. M; 1 aufgeschl, 2 zus.; 4 einf. M. — 6 Reihe: 6 einf. M., 1 aufgeschl., 2 zus., 1 einf. M. — 7 Reihe: 1 abgeh, 2 einf. M., 1 aufgeschl., 2 zus., 1 doppeltaufgeschl., 2 zus., 1 dopp aufgeschl., 2 zus. — 8. Reihe: 2 einf. M., 1 verk.; 2 einf. M., 1 verk.; 2 einf. M., 1 aufgeschl.; 2 zus., 1 einf. M. — 9. Reihe: 1 M. abgeh., 2 zus.; 1 aufgeschl., 2 zus.; 6 einf. M. — 10. Reihe: 8 einf. M., 1 aufgeschl.; 2 zus., 1 einf. M — 11. Reihe: 1 M. abgeh., 2 einf. M.; 1 aufgeschl., 2 zus.; 1 doppelt

aufgeschl., 2 zus., 1 doppelt aufgeschl., 2 zus., 1 doppelt aufgeschl., 2 zus. — 12. Reihe: 2 einf. M., 1 verk.; 2 einf. M., 1 verk.; 2 einf. M., 1 verk.; 2 einf. M., 1 aufgeschl.; 2 zus., 1 einf. M. — 13. Reihe: 1 M. abgeh., 2 einf. M., 1 aufgeschl., 2 zus., 9 einf. M. — 14. Reihe: Abnehmen, indem 7 M. zurückgeschlagen werden, 3

Nr. 8. Gestrickte Spitze.

einf. M.; 1 aufgeschl., 2 zus.; 1 einf. M. Mit der dritten Reihe wieder angefangen

Nr. 11 bis 13. Promenaden-Anzüge.

Nr. 11 u. 13. Anzug von elfenbeinfarbenem Wollencrepp und Pekinseide

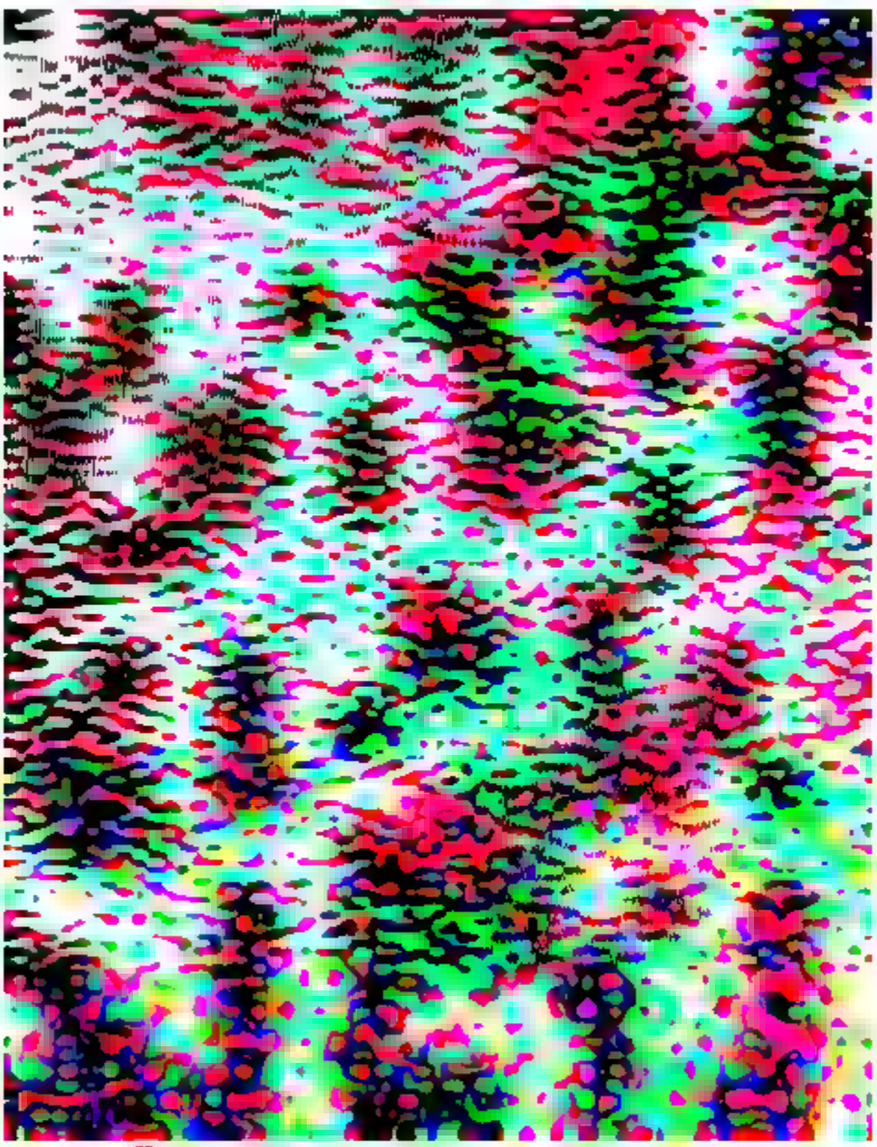
Nr. 9. Gehäkelter Einsatz und Spitze.

(Vorder- und Rückansicht.) Am untern Rande des runden Rockes drei kleine Volants aus je 10 Centm. breiten Plissés, von denen der obere und untere von Crepp, der mittlere ebenfalls 10 Centm. breit von bretonischer Spitze oder ausgeschlagener Pekinseide gereiht herzustellen ist. Ueber dem obersten Volant eine Art Rock, von

Nr. 10 Gestrickte Spitze.

52 Centm. Höhe aus Crepp- und Pekinstreifen zusammengesetzt. Die Creppfalten sind breiter und in doppelte Hohlfalten gelegt Eine Tunica von 103 Centm. Mittellänge verkürzt sich in der Mitte durch mehrfach gereihte Falten, nachdem vorerst oben 27 Centm. glatt gelassen worden sind, auf 72 Centm. in Summa. Zu

beiden Seiten steigt die Tunica nach der Rückseite empor, wo sie unter einem Puff gerafft ist; die sehr breite Garnirung besteht aus vier Volants, welche mit denen des Rockes genau übereinstimmen. Unter dem Rückschooße geht eine gerade Bahn hervor, welche an zwei Stellen zusammengezogen ist und über der Drapirung einen Puff bildet, auf dem eine große Bandschleife von blauem Atlas mit langen Enden befestigt ist. Anliegende geschweifte Taille mit eingesetzten keilförmigen Pekinfalten unter den Seitennähten des Rückens. An der Vorderseite öffnet sich der Schooß über ein Pekingilet. Umgeschlagener Kragen mit Revers von Pekin. Ellbogenärmel mit Creppaufschlägen. Unterärmel von Pekin und einem bretonischen Spitzenplissé. Dreieckige Tasche mit bretonischem Spitzenbesatz. Ein gleiches Spitzenplissé um den Hals und am Jabot; am Kragenschluß eine blaue Atlasschleife. Weiße Perlenknöpfe. Cromwellhut von elfenbeinfarbenem Stroh, mit schwarzem Sammet gefüt-



Nr. 14. Visitenkartentäschchen mit Gestell. (Mit Dessin.)

tert. An dem zur rechten Seite aufgeschlagenen Rande eine große Bandschleife von schwarzem Atlas. Um die Calotte eine elfenbeinfarbene Feder.

Nr. 12. Anzug von blaßgelber indischer Leinwand und bronzefarbener Faille; das Vordertheil des Rockes ist aus Hohlfalten abwechselnd von Leinen und feingestreiftem Faillestoff gebildet. Auf der Rückseite findet sich diese Faltenanordnung nur am untern Theile. Ueber das Vordertheil des Rockes ein breiter, in enge Falten gelegter Streifen von bronzegrüner und hellgrüner Faille, der sich unter den Seitennähten verliert. Auf der Rückseite bildet eine drapirte Bahn einen Puff, welcher ziemlich weit unten von einem Pekinstreifen und einer Schleife aufgehalten wird. Taille von indischer Leinwand mit ganz glattanliegendem Rücken. Die Vordertheile des Schooßes sind bis an die Naht unterhalb des Unterärmels viereckig ausgeschnitten; unter den Ausschnitten ein Schrägstreifen von bronzefar-

ſeiner Faille. Vorn öffnen ſich die Schöße über ein Pekingilet Kragen mit Revers von Pekin. Perlmutterknöpfe. Der Aermel iſt aus Hohlfalten von Faille und Leinwand zuſammengeſetzt. Ueber dem Ellbogen ein Leinwandpliſſé. Am untern Theil des Aermels eine kleine Pekinumwindung Halskrauſe von geſälteltem Crepp. Capote von weißem engliſchen Stroh mit einer Reihe Strohperlen am Rande; maisfarbene Failledraperie und maisfarbene Feder.

Nr. 15 Deſſin zu Nr. 14.

Nr. 14 und 15. Viſitenkartentäſchchen mit Geſtell. (Mit Deſſin.)

Das auf die Vorderſeite des Täſchchens zu ſtickende Deſſin (Nr. 21) iſt in voller Größe gegeben. Es beſteht aus leicht geſchwungenen Blätterzweigen, welche nach der Vorzeichnung in feiner Seide im Lanzettſtich auf ſchwarzem Atlas zu ſticken ſind. Natürlich müſſen auf dem dunkeln Grunde lebhafte und friſche Farben angewendet werden. Die Roſenknospen und das Vergißmeinnicht ſind in ihren wirklichen Nüancen zu geben, das Blätterwerk der Roſen in mehreren Tönen grell braunroth;

die übrigen Blätter in verschiedenem Hellgrün und Frischgrün. Das Innere, einschließlich der Falten, wird mit blauem Atlas gefüttert. Das Gestell in Form einer Malerstaffelei en miniature besteht aus mit schwarzem Chagrinleder überzogenem Holz.

Nr. 16. Stadt-Anzug. Nr. 17. Promenaden-Anzug.

Nr. 16 bis 18. Stadt- und Promenaden-Anzüge.

Nr. 16. Stadtanzug. — Rock von schwarzer Faille, Doppelrock von Cachemir in Streifen von zwei abwechselnden Nuancen mortengrün, welche am untern Theil durchschnitten sind und dergestalt Schlitze bilden. Die wellenförmig gerafft Partie der Schleppe ist gleichwie die Taille vom dunkelsten Stoff. Das Gilet ist von schwarz

und maisfarben geripptem Sammet. Strohhut geſchmückt mit bouillonnirtem waſſergrünen Foulard und dunkelgrüner Sammetſchleife an der einen Seite; an der andern ein maisfarbener Federbuſch.

Nr. 17. Promenadenanzug. Rock von graublauer Faille, mit hohem Volant; die

Nr. 18 Promenaden-Anzug. Nr. 19. Stadt-Anzug.

kleinen engen Falten deſſelben ſind regelmäßig von einer breiten Falte unterbrochen. Die Tunica von graublauem indiſchen Caſchmir iſt in der Mitte in Querfalten gelegt und am untern Rande in viereckige Zacken ausgeſchnitten.

Eng anliegendes Jacket von Caſchmir mit Faillerevers, welches ſich über ein blau und maisfarbenes Gilet mit langen abgerundeten Schößen öffnet. Phantaſiestroh-

hut mit an den Seiten herabgeneigten Rändern. Als Garnitur ein maisfarbenes Faillebaud und eine Tuffe von blauen Federn

Nr. 18 Promenadenanzug. — Robe von braunem Atlas. Der runde Rock ist mit einem hohen, regelmäßig gefaltelten Volant garnirt. Die in breite Bogenfalten drapirte Tunica ist von einem schmalen Faltenplissé umrandet Das anliegende Jacket vom gleichen Stoff wie die Robe mit großen, sich nach unten erweiternden Schooßen öffnet sich über ein Gilet von mit Blumchen gemustertem Sammet. Brauner Strohhut mit Faillebaud und hellblauer Federtuffe

Nr. 19. Stadtanzug. — Rock von pflaumenblauer Faille mit einem von klein.n

Nr. 20. Ecke für ein gesticktes Kissen.

Falten durchschnittenen Volant. Die Cachmirtunica ist vorn in flache Falten, auf der Rückseite bis herab zur Schleppe, in Bouillonnés drapirt. Letztere lassen an der Seite die enggefältelte, durch Steppnähte gehaltene Partie des Faillerockes sehen. Cachmirweste mit runden Schooßen und mit Faillelitze eingefaßtem Revers. Das Gilet unter der Weste hat die gleichen geschlossenen Falten wie der Rock Pflaumenblauer Gazehut mit sehr hoher Passe und vorn in der Mitte eine Hortensientuffe

Nr. 20 und 21. Ecke für ein gesticktes Kissen und Bouquet für die Mitte des Kissens.

Das Rococogenre der Stickerei auf Canevas charakterisirt sich durch den sehr eng

zuſammengezogenen Stielſtich der Contouren in brauner Seide, abgeſehen von der Farbe der Blume oder des Blattes. Die Stickerei iſt hochplatt und laufen die Stiche ineinander, ſo daß ſich die Farben mit einander verſchmelzen Alle angewendeten Farben ſind von gebrochenem Ton. Die Blume in der Mitte des Bouquets iſt in vier Nüancen blau, das Herz bronzegrün, die Staubfäden im Lanzettſtich über der Stickerei in orangefarbener Seide. Die großen ovalen Knospen ſind in drei Nüancen zwiſchen roſa und fleiſchfarben, das Herz grün. Die große Blume rechts iſt in johannisbrodbrauner Seide mit Orangegelb nüancirt; die Stiele dunkel-

Nr. 21. Bouquet für die Mitte des Kiſſens.

braun; die Blätter meergrün, bronzegrün und reſedagrün. Der Grund wird in lindenblattgrüner Wolle im gewöhnlichen Tapiſſerieſtich geſtickt

Nr. 22. Tintenwiſcher.

Auf ein rundes Stück Tuch von 10 Centimeter Durchmeſſer wird eine Roſette geſtickt, deren erſte Tour im Kettchenſtich in rother Wolle, die zweite Tour, ebenfalls im Kettchenſtich in roſafarbener Wolle ausgeführt wird. Auf dieſes kommt ein zweites kleineres Rund von bronzefarbener Wolle mit gelber Seide geſteppt. Auf dieſes wieder ein kleineres Rund in einer helleren Wollennüance und zwiſchen

beiden Knötchenstiche in grüner Seide; in der Mitte gelbseidene Knötchenstiche. Die Kleeblätter im äußern Rande sind grün und rosa. Der Rand des Tuches wird ausgezackt und das Ganze auf ein in dicke Hohlfalten gefälteltes rundes Tuchstück

Nr 22. Tintenwischer.

gelegt und dieses kommt wieder auf ein glattes rundes Tuchstück. In der Mitte wird ein goldbronzirter zierlicher Handgriff angebracht und zwar von unten angeschraubt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Zu gleichen Theilen.

Der Salon.

Die Brockenblume.

Novelle von **E. Vely.**

Die beiden großen Fenster des Gemaches zu ebener Erde waren geöffnet und ein Lichtstrom fluthete über die Blumenbeete, auf welchen die letzten Schneeglöckchen und Crocus blühten, und über die knospenden Fliederbüsche des kleinen Vorgartens.

Durch diesen Lichtstreifen schritt von der eisernen Pforte her eine hagere Frau, ihr Gesicht erschien alt in der Beleuchtung. Sie hob den Kopf, blickte scharf hinüber in das Gemach, dessen Wände rings mit Büchergestellen verdeckt waren und murmelte: „Wieder bei der Arbeit, immer am Schreibtisch und über den Büchern. Man mag kommen oder gehen, stets das Gleiche."

Sie war nun an der Hausthüre und im Dunkel, aber sie sprach noch vor sich hin: „Heißt das wohl sein Leben genießen? Und er ist doch nur einmal jung." Dann schlürfte sie mit langsamen Schritten über den Steinboden der kleinen Vorhalle.

Der drinnen am Schreibtisch hatte das Geräusch der auf- und zugehenden Thür wohl gar nicht vernommen. Er saß unbeweglich in seinem Ledersessel und sah mit träumerischen Blicken auf ein Bündel Papiere nieder. Der Schirm der Lampe war grün und ließ sein Antlitz unheimlich bleich erscheinen, freilich auch jeder Gegenstand im Zimmer empfing eine Art geisterhafter Beleuchtung. Besonders das Kniebild eines jungen Mannes über dem Schreibtisch. Die Haltung desselben war eine keck-trotzige, er trug einen schwarzen Sammetrock und eine Studentenmütze etwas herausfordernd schief auf den dunklen Haaren, aber das Antlitz sah bei dem Schein der kleinen Studirlampe erschreckend alt und wunderlich aus.

Jetzt hob der Sitzende die Blicke zu dem Bilde empor und es war, als schaue er sich da selber an, so überraschend war die Aehnlichkeit.

„Erich, Erich!" kam es dumpf und schmerzlich über seine Lippen, dann senkte er den Kopf wieder.

Seine linke Hand hing schlaff herab, wohl nur mechanisch hielten die Finger das Briefblatt fest. Da gab es einen raschelnden Laut, erst an den Fensterscheiben, dann gegen das Papier, endlich streifte etwas die Wange des Träumenden. Er haschte danach und hielt einen Maikäfer, dessen harte Flügeldecken noch halb gesträubt emporstanden.

„Melolontha vulgaris — immer neue Auferstehungsfeier?“ fragte er, und als habe er von dem gravitätisch nickenden Gesellen eine Antwort erhalten, setzte er hinzu: „Gerade wie damals!“

Er trat ans Fenster, der Käfer schwirrte davon und sich herausbeugend, athmete der einsame Mann die weiche Abendluft in vollen, durstigen Zügen ein.

„Veilchenduft — ja, auch wie damals!“

Neben der Lampe beugte er sich wieder über die großen, festen Buchstaben, er mochte den Inhalt des Briefes wohl schon öfter als einmal gelesen haben.

„Ulrich!“

„Wenn es etwas gäbe, das uns wirklich trennen, wirklich von einander entfernen könnte, so müßte ich ganz anders beginnen. Aber für uns giebt es ja auch keine räumliche Entfernung! Und so sind die zwei Jahre wie ein halber Tag, den wir hüben und drüben im Collegiensaale zugebracht. Ists nicht so? Da bin ich nun wieder, Herr Professor, denn daß Du der in allen Ehren geworden, habe ich fern, fern von Dir erfahren und daß Deine Schrift über Pflanzenanatomie ungeheures und verdientes Aufsehen gemacht hat, weiß ich so gut wie Du!

Da bin ich wieder! Freilich nämlich kurzsichtiger und engsinniger Beurtheilung nach noch immer weit genug, aber hier ist ein Lebenszeichen und mit demselben eine Generalbeichte.

Sei gut, Ulrich! Du warst immer der Nachgebende, sei es diesmal und nimm Dich selber beim Ohr und blick' in den Spiegel und sag': — denn dann glaubst Du ja den Sünder Erich leibhaftig vor Dir zu sehen — sag': „es war schlecht! Aber die innern Gründe!“

Ja, diese innern Gründe, Ulrich!

Wir waren nicht allein Zwillinge, wir waren auch Wunderlinge.

Zuerst (vergleichende Anatomie, Ulrich!) die Aehnlichkeit! Kaum daß das Mutterauge uns unterscheiden konnte, gleiche Neigungen bis ins Allerkleinste (mikroskopische Anatomie, Ulrich!), eine Harmonie, die für das edelste Zuschauergemüth langweilig sein mußte. Und dieses Ausderartschlagen! Seit hundert Jahren das Soldatenthum in der Familie, Generalssöhne, freilich, Papa General hatte die Mutter heimgeführt, als er bereits a. D. hinter seinem Titel hatte und auf wirkliche Kriegsgefahren Verzicht leistete, aber solche „Milch der frommen Denkungsart!“ Pflänzlein, Thierlein!

Nun, er hat unser Naturforscherstudententhum nicht mehr erlebt, wir hatten eben den Doctorhut auf, als die Mutter uns als letzten Willen „einander vermachte“.

Sie war glücklich über unsere geistige Ehe, nur sah sie mit praktischem Blick, daß Jeder sich doch wenigstens eine Specialität der Wissenschaft hätte erwählen sollen, wir hätten dann den Spottnamen, die „Zwillingsgelehrten“ nicht davon getragen.

Die Freunde neckten uns: „Laßt einmal die Liebe zwischen Euch gerathen, der eine erklärt eine Blonde, der Andere eine Braune für die Göttin der Schönheit, das spaltet Euch haarscharf!“ — „Ist nicht denkbar“, erwiederten wir siegessicher. Ich wollte mich groß fühlen im Entsagen für Dich, ich hatte abenteuerliche Pläne, da ereilte mich das — soll ich Schicksal sagen?

Und wie's nun so kam, Ulrich, geliebtes Bruderherz, da faßte ichs an,

da sah ich die Abhülfe, ich floh, weil ich mußte und ich schwieg, damit Du mir nicht folgtest, und obwohl ich wußte, daß Du littest, blieb ich beharrlich! Und nun das Resultat? Sie haben gesehen, daß Du allein Professor werden kannst, daß Deine Schrift einschlug, wie ein Blitzstrahl, und wenn sie nun sagen, der Andere, der Verschollene, war der Unbedeutende, Ulrich, das kann ich mit gesammelten Erfahrungen widerlegen, wenn ich wiederkomme!

Und nun bin ich erst brieflich hier, möglich, möglich, Bruderherz, daß Dein Doppelgänger Dich bald in seine Arme schließt!

Und darauf jetzt die Generalbeichte!"

Der Lesende ließ das Blatt sinken und legte die Hand auf den Stoß schon etwas vergilbter Papiere.

„O Erich, Erich! Ich hätte es doch nicht so gemacht wie Du, doch nicht."

Dann ging er einige Male in dem Gemach auf und ab, unhörbar durch den Teppich waren seine Schritte. Er war groß, schlank, elegant in den Bewegungen, was die vorhin gebückte Stellung nicht ahnen ließ.

Wie er die große Glocke von altem Silber und prächtiger Arbeit gewahrte, setzte er sie in Bewegung und nur einmal hatte er seine Wanderung wieder gemacht, als die hagere Frauengestalt über die Schwelle trat mit einem halblauten: „Herr Professor?"

„Frau Jakobine, wissen Sie, daß es nun bald zwei Jahre sind —"

Sie nickte. „Bald zwei Jahre."

„Es war ein Abend wie heute, Sommerluft im Mai, Veilchengeruch —"

„Genau wie heute!"

Er blieb vor ihr stehen und sah, wie sie das Schürzenband durch die langen Finger in einer etwas nervösen Weise zog.

„Ich saß hier an meinem Schreibtisch" — er vollendete nicht und dann fiel Frau Jakobine hastig ein, denn nun wußte sie, daß sie erzählen solle.

„Ich hatte schon lange bemerkt, daß in dem Herrn Doctor Erich etwas vorging, er war so unruhig —"

„Etwas vorging!" wiederholte der Professor und nickte mit dem Haupte.

„Er saß", fuhr die Alte fort, „oft so träumerisch da, dann wieder sprach er mit sich selbst, einmal auch rief er: „Es muß etwas passiren!" Wenn das nicht Dinge sind, die einer alten Frau, welche sich einiger Menschenkenntniß rühmen kann, auffallen sollen —"

Wieder stand der Professor vor ihr still, er holte tief Athem und sagte dann mit schwerer Stimme und als suche er nach Worten:

„Und es geschah etwas! Er kam an jenem Abend in mein Zimmer und bat mich, ihn allein eine Fußwanderung machen zu lassen in den Harz. Es war zum ersten Male, daß wir uns trennten und — er kam nicht zurück."

Er wandte sich ab und trat vor das Bild; Frau Jakobine nahm die grüne Glasbedeckung der Lampe ab und hob sie dann empor.

„So, nun blickt er richtig herab, nicht so geisterbleich, wie ein Gespenst und der Herr Professor sieht nun zwanzig Jahre jünger aus. Nein, welch' eine Aehnlichkeit es doch ist!"

Und sie hatte Recht, dort oben und hier unten die gleiche, bedeutende Stirn, dieselben sinnenden, braunen Augen, die krausen, dunklen Haare, nur lag auf dem Bilde ein sorgloser Jugendmuth und auf dem Männergesicht ein ernster Zug der Reife.

„Er kam nicht wieder, Frau Jakobine, und ich suchte ihn umsonst und beklagte ihn zwei lange Jahre —“

Er konnte aber nicht hinzufügen: „Und nun, nun habe ich das erste Lebenszeichen in den bebenden Fingern, und es ist möglich, daß ich ihn über kurz oder lang selber wieder an mein Herz drücke“, er winkte mit der Hand, Frau Jakobine ging. Die breite Brust des stattlichen Mannes arbeitete gewaltsam, Schmerz und Freude hatten sie zusammengepreßt, er wollte andere Augen nicht sehen lassen, wie sehr er erschüttert war.

Endlich schauderte er unter dem kalten Luftstrom, der jetzt hereindrang und erhob sich, um die Fenster zu schließen. Frau Jakobine wartete drüben vergeblich am Theetisch auf ihren Gebieter. Als es elf Uhr schlug, räumte sie ihn ab und sagte dabei: „Es hat ihn überkommen, das macht, weil es sich nun bald jährt und er hat wohl alle Hoffnung aufgegeben. Ich habe es immer gesagt, er muß verunglückt sein, man hat doch auch Lebenserfahrung.“

In dem Studirzimmer des Professor Ulrich Dorneck erlosch die Studirlampe erst bei Tagesgrauen, er saß über der Generalbeichte des verschollen Gewesenen.

„Ich habe das Kreuz des Südens über mir schimmern sehen und Thränen drangen mir ins Auge, Ulrich, die ersten, welche ich weinte seit unserer Trennung. Ich dachte an Dich im hohen Norden und daß bleiche Sterne zu Dir hineinschauen und Winterluft um unser Häuschen weht, daß Schneemassen den Garten absperren, wo wir gemeinsam gesäet und gepflanzt.

Daß ich in die freie Luft mich hinaussehnte und Deinen verwunderten Blick nicht verstehen wollte, der fragte: allein? das weißt Du ja. Ich wollte wandern über Berg und Thal und innere Einkehr halten und auf eine Abhülfe sinnen, nicht ein tiefer Schnitt sollte es sein, der uns Siamesen trennte, sondern ein heilbringendes Loslösen, auf eigene Füße stellen, ich mußte Dir dieses Opfer bringen, denn ich war doch immer der Entschlossenere. Und plötzlich mußte es kommen, ohne Ueberlegungszeit, ich hatte es so gut gedacht, ich wollte mit einem fertigen Plan heimkehren, und dann würde Ulrich sich der Nothwendigkeit fügen.

Ja, wie's so anders kam!

Ich wanderte bis an die erste Station fröhlich, wie ein fahrender Bursche. Die Sterne blinkten, die Luft war frühlingswarm, es war, als höre man das Knospen und Wachsen in der Natur.

O welch' ein Harzduft, welch' eine würzige Luft. Die dunklen Tannen sahen wie grüne Fragezeichen in den Himmel, die Laubhölzer standen im ersten Blättergrün, die Bäche plätscherten so lustig rauschend von den Höhen und mir schwirrten die heitersten Wanderlieder durch den Sinn.

Und dann lagen die grünen, rauschenden Thäler hinter, unter mir, ich hatte die Region der Halbtrümmer betreten, da dräuten sie über- und nebeneinander, als habe sie eine Riesenhand spielend hinabgeschleudert, und unter ihnen murmelte, rieselte, grollte es, das waren die verborgenen Quellen, die unter dem Moose schleichen, sprudeln, sickern — Bergesgeister.

Lichen islandicum und Lycopodium so frische, grüne Stränge, nun konnte ich doch nicht widerstehen und verließ den gerade aufwärts führenden Pfad, mich bückend, untersuchend, zwischen den vereinzelten Zwergtannengruppen hinkriechend, und wie ich nach einer Weile mich aufrichtete und

umschaute, da wußte ich nicht mehr, war ich von rechts oder links herübergekommen, so viel Zickzackwege hatte ich gemacht.

„Aufwärts!“

Ja, aber über Bäche und Tiefen, die nicht ohne Gefahr, denn ich erinnerte mich der Irrfahrten des blonden Balduin, welcher der Betula nana, der norwegischen Zwergbirke hier nachgegangen und auf Irrwege gerieth im nächtlichen Nebel. Seine Blocksberggeschichte gehört zu den reizvollsten und der Uebertreibung liegt doch ein Stück Wahrheit zu Grunde.

Nicht ein Laut ringsum, nur das unterirdische Wassergeplätsch, hier sank mein Fuß ein, dort stolperte ich über eine knorrige Wurzel.

Vielleicht rief ich alle Blocksberggewalten an, die häßlichste Hexe hätte mir als Führerin doch vielleicht Vertrauen erweckt. Aber, Du kennst ja meine Unerschrockenheit, dennoch gestehe ich, durchzuckte es mich wie ein leiser Schrecken, als etwas Kaltes meine herabhängende Rechte berührte.

Es war nur die Nase eines Hundes, schwarz, aber nicht Fausteus Pudel, sondern ein stolzer, klugblickender Bernhardiner, der mit einer Art von Mitleid zu mir heraufsah.

Möglich, daß sich etwas „Hölliſches“ hinter dieser gutblickenden Larve barg, ich hielt ihm aber doch eine Art von Dankesrede, deutete mit der Hand bergauf und versprach ihm aus der Brockenküche —

Ja, zur Vollendung kam ich nicht, es klang wie ein schwacher Ruf durch die Stille, mein Schwarzer hob den Kopf, gab kläffend eine Antwort und war seitwärts mit kurzen Sprüngen verschwunden.

Ich blickte ihm betroffen nach, sandte dann den kräftigsten, naturforscherlichen Fluch hinterher und ging resignirt über Hindernisse bergauf. Aber nur eine Weile, das Experiment wurde immer schwerer und ich seufzte nach dem frühern Wege, da —

Der blonde Balduin schwor bekanntlich auf Hexen und Truggebilde, welche ihm auf seiner Brockenreise erschienen, aber in diesem Augenblick bat ich ihm jeden Verdacht ab.

Erst kam es daher, hastig schnaubend mit leuchtenden Augen, rother Zunge, mit offenem Rachen, dann, eine weiße Wolke stand wie eine Wand über einer Gruppe von Felsblöcken, trat hinter derselben eine Frauengestalt hervor. Willst Du jetzt eine Beschreibung à la Hexe von Endor?

Sie stand wie von rothen Flammen umwogt und größer erscheinend an der weißen Nebelwand auf dem Felsblock.

„Wodan!“

Es war eine tiefe Altstimme, jedenfalls ließ sich diesem Hexenorgan der Wohlklang nicht absprechen.

Wodan sprang an meine Seite und ich fühlte aufs Neue jene kalte Liebkosung, welche er mir vorhin hatte angedeihen lassen und die klugen Augen blickten von mir zu ihr, und ich?

Ich, Ulrich, zog den Hut und näherte mich mit der höflichsten Verbeugung und bei meinem Herankommen verlor die Hehre die übernatürliche Größe und die rothen Flammen wurden zu einem Wollenmantel, der sie umgab, und über dem intensiven Roth erhob sich ein Kopf.

O Ulrich! Blondhaarig und blauäugig, echt niedersächsischer Typus in wohlgebildetster Art, klug, hehr, eine Juno des Nordens! Ein „gnädiges Fräulein oder Frau“ hätte den Zauber gebrochen, so legte ich meine Hand auf den schwarzen Kopf des vierfüßigen Gönners, hob die andere mit den

e ich gesammelt, und sagte so keck, als es mir gelingen wollte:
Raubes schuldig und geständig und unterwerfe mich jeder

ı in tiefen Tönen, ein Sonnenstrahl auf dem frischen Gesicht:
ınd Hexenkraut, wir haben die Fülle davon und wollen des-
g ahnden! Aber unvorsichtiger ists, sich vom sichern Wege
nn aller Naturforscherweisheit zum Trotz haben wir hier
.unen und nicht immer ists gefahrlos in unserem Reiche,
einmal so wollen!"
) war Menschenkenntniß, denn nach japanesischer Art trug
und Namen nicht gerade auf dem Rücken. Und ich, wem
n blöden Schäferknaben! Ich drehte den Bärlapp unaufs-
ànden hin und her, ehe ich zu sagen wagte: „Wenn ich denn
Flammen-, wollte sagen Mantelschein folgen darf . . ."
Lächeln, ich hätte mich für alle Zeiten zu den dümmsten
ı wollen, nur um immer diesen hellen Glanz zu sehen.
n ihm sogar zur Seite schreiten, wir haben heute unsern
da — komm, Wodan!"
britte machte sie über die schwankende Decke, über schwarze,
he, zwischen Felsblöcken hindurch, es war, als sei sie hier

er des Brockens haben ihre Gestalt gewechselt", sagte ich und
unendlich dumm vor.
:n Sie den Glauben mit hinab an gute Hexen!"
, die meinen begnadeten Augen erschienen ist!"
lte mit den unbekleideten, schlanken Händen Wodans Kopf.
hnen unser Blocksberg?"
r in die tiefblauen Augen und murmelte: „In die Traum-
re bin ich, scheint es, eingegangen."
erten viel, von Allem, von der Welt draußen und von den
, nur Deinen Namen sprach ich nicht aus, denn der Zauber...
: „Sie sind nicht nur der Aussicht willen, auch nicht der
Betrachtungen wegen da, wahrscheinlich suchen Sie die
a, aber Sie kommen zu früh, sie blüht noch nicht völlig."
nemone alpina", erwiederte ich, „die suche ich, ich wäre sehr
neinte". Ach, die Augen!
e keusche, stolze Blume, und ich liebe sie über alle Maßen",
) hin.
) sie still, wies mit der Hand gerade aus, befehlend wie eine
le: „Da ist das Brockenhaus!" Wie wunderlich, plötzlich lag
hwarze Haus, der feste, eckige Thurm, ich zog den Hut wieder

Brockenfee", aber weiter kam ich nicht, denn, während ich
ıuthete Erblicken des Zieles einen Moment gestaunt, war sie
ielleicht nur hinter einem der zerstreut liegenden Felsblöcke,
em? Und ich durfte nicht wagen, wie ein neugieriges Kind
hnte meinen Dank ab, und ich war ein trauriger, hülfloser

derspruch fuhr mir durch den Kopf, ich hatte unten im Thal
rochen: „Ein reiner Schnee liegt auf der Höh", und dann

ihr, der Wunderbaren gesagt, ich suchte die Anemone alpina. Das Eine war zu spät, das Andere zu frühzeitig, und ich? Ulrich, ich schämte mich meiner dreißigjährigen Doctorgelahrtheit!

Um mich her standen mehrere Aussichtsenthusiasten. „Teufelskanzel, da! Hexenwaschbecken, Hexenbrunnen, ich hatte mich so sehr darauf gefreut, die grotesken Bildungen zu sehen, nun schritt ich achtlos daran vorbei, setzte mich dann auf einen moosbewachsenen Stein und dachte an Dich mit einer Art von Heimweh."

Unweit von mir gingen zwei Herren im Gespräch auf und ab, der Eine hoch, steif, ältlich, der Andere klein, fröstelnd in dem gelbgrauen Paletot, einmal waren sie so beleuchtet, daß ich das stolze, eherne Gesicht des Alten und die unreifen Züge des Jüngern, Blonden genau sehen konnte.

„Ein wunderlicher Einfall, mon oncle, uns hier oben fern der Welt langweilen zu müssen! So sehr ich meine schöne Cousine verehre, so sehnlich ich wünsche", das Nächste blieb unverständlich, „ah, dieser abscheuliche, scharfe Wind, welcher Einem plötzlich die Worte vor dem Munde abschneidet! Es ist doch ein wenig bizarr . . . ."

Der alte Herr legte Jenem die Hand auf die Schulter. „Zugegeben, Benno, zugegeben. Aber es ist die wichtigste Entscheidung ihres Lebens, und sie ist ein verwöhntes, einziges Kind!"

Der Kleine hob den Ansatz von Nase, denn völlig ausgebildet war nichts in seinem weißen, weichen Gesicht, ein wenig in die Höhe.

„Es ist nicht gerade schmeichelhaft für mich, mon oncle."

„Ah, ah, ah! N'en parlons plus, Benno! Du weißt, es ist mein Wunsch, aber sie selber soll frei entscheiden, und sie ist ein eigenartig Wesen, wie es auch ihre Mutter war."

Der Gelblichgraue hustete und hielt von Zeit zu Zeit sein Taschentuch an die Lippen.

„Vraiment, ein wenig Walküre, aber das wird ja jetzt modern. Wenn sie einmal verheirathet sein wird, so kommt es auf den Mann an."

„Nein, Benno. Du bist kein Siegfried!"

„Mon oncle!"

„Da Du es einmal so haben willst, nein, mein Sohn, wenn diese Illusionen Dich beseelen, so wirf sie hinab, dort unten über den Abhang führt der Weg nach dem Schneeloch. Du bist kein Siegfried!" und ein gedämpftes Lachen kam dabei über seine Lippen. Der Kleine machte erst ein böses, dann ein ängstliches Gesicht.

„Aber, ich liebe sie ja!"

„Das ist die zweite Lesart, Benno! Als ich ihr Deine Absicht mittheilte, ihr von dem Majorat sprach, von der Annehmlichkeit, sich nicht von dem väterlichen Besitz trennen zu müssen, war sie ganz klug, berechnend, verständig. „Und Benno liebt Dich!" kam nach, sie nahm es wortlos auf."

„Aber sie muß meine Liebe erwiedern!"

Ein mitleidiger Blick streifte ihn, derselbe Blick hatte auch mich schon einmal gestreift, aber aus einem andern Augenpaar.

„Laß ihr Zeit!"

„Acht Tage auf diesem Hexenberg, und heute ist erst der zweite, wie ist das zu ertragen? Daniella ist schön und gehört in die Welt."

„Und die ist ihr oft zu enge! Sie liebt die Natur, wie ihre Mutter, und sie ist hier oben geboren."

Sie entfernten sich und ich saß lange grübelnd allein.

„Sie! Ulrich, ich hätte Dich rufen mögen, von Dir zu hören, ob Du an die Liebe auf den ersten Blick glaubst und doch war ich wie ein befangener Schulknabe.

Als man mir droben auf meinem Zimmer die Lichter angezündet, fragte ich nach den Gästen, die im Hause seien.

„Wenige, welche über Nacht bleiben, aber unter Jenen die Herrschaft, Graf Hartwigg mit der Comtesse und sein Neffe Baron Benno Hartwigg. Der Graf ist eine Art von Brockenschutzherr, der gehörte meist zu dem reichsunmittelbaren Territorium."

Nun wußte ich Alles!

Daniella also!

Daniella, welch' ein schöner, besonderer Name!

Und ich träumte herrlich in dieser ersten Nacht auf dem alten Mons bructerus. Sie lächelte, sie winkte, sie duldete meinen Kuß, Freya-Daniella, als ich aber genau hinsah, wars nicht ich selber, sondern mein Doppelgänger, Bruder Ulrich, der die Anemone alpina mit ihrer weißen, keuschen Blüthe gepflückt hatte.

„Sonnenaufgang!" lärmte es am frühen Morgen durch das Haus.

„Daniella?" fragte ich mit einem Lächeln.

Aber, das war nur gewohnheitsgemäßer Lärm gewesen, die Sonne ging nicht auf, wenigstens unserm Dunst- und Nebelkreise nicht. Das braute, wogte, rieselte ringsum, auf drei Schritte weit war der Blick gehemmt, abenteuerliche, phantastische Figuren bildeten sich, Menschen, Tannen, Felsblöcke, nichts mehr unterscheidbar, dann eine Lichtung in den Nebelwänden, ein Bild und Alles schob sich wieder zusammen.

Ich tappte mich hindurch, ich wußte, es war leicht die Richtung zu verlieren, aber ich wollte alle Eigenthümlichkeiten meines Höhenaufenthaltes auskosten. Und an einen Felsblock gelehnt, rings in Nebel gehüllt, stand ich und dachte nach.

Plötzlich Windstöße, Zerreißen, Zerflattern des Nebels, dann kam es kläffend auf mich zu.

„Wodan", sagte ich kosend und er ließ es geschehen, daß ich sein schwarzes, wolliges Haupt zwischen meine Hände nahm. Er fühlte, daß ich seiner Herrin gut war.

Wie ich aufschaute, stand sie vor mir, wieder in dem leuchtenden Mantel, ein weißes Tuch um den stolzen Kopf gewunden.

„Ah", sagte sie und bewegte herablassend das Haupt, um meinen Gruß zu erwiedern, „Sie sind zeitig auf dem Wege und Sie zürnen wohl dem Vater Brocken, daß er seine Nebelkappe trägt?"

„Nein, Comtesse, das gerade ist es, was ihn mir interessant macht.

Sie stutzte nicht, daß ich ihr die gebührende Anrede gab, sondern nickte und meinte: „Einmal eine gute Auffassung!"

Ulrich, ich wußte, ich bot in dem Augenblick kein allzu schönes Bild, nebelfeucht, mit hochgezogenem Rockkragen und herabhängenden Haaren, aber es mußte doch sein und so präsentirte ich: „Doctor Dorneck aus Jena, Lehrer der Naturwissenschaft." Eine zweite, noch herablassender scheinende Kopf-

bewegung, und dahin ging sie, gefolgt von Wodan, der nur einmal mitleidig nach mir zurückblickte, als wollte er sagen: „Armer Tropf!“

Ich wanderte stundenlang zwischen den Blöcken umher, stieg hinab und kletterte wieder aufwärts. Verschiedene gesellten sich zu mir und zeigten in dieser Richtung Das und in jener Jenes, und verließen mich wieder kopfschüttelnd. Auf Englisch, Deutsch und Französisch hatte man vergebens conversiren wollen.

Die Tischzeit kam. Der Nebel hatte die andern Gäste wieder hinuntergetrieben und nur ich sah mich den Dreien gegenüber, Daniella an der Spitze der kleinen Tafel, einfach in Grau gekleidet, aber die goldenen Flechten lagen wie eine Krone auf dem schönen Haupte.

Ich verbeugte mich und wollte meine Vorstellung beginnen, die in diesem kleinen Kreise zur Nothwendigkeit wurde, da lächelte sie und sagte rasch meinen Namen und leichthin die der beiden Herren.

Ein fragender, messender Blick des Jüngern, die höflichste Conversation des alten Herrn, dann ein Gespräch über Kunst mit der Comtesse, ein Gebiet, auf dem sie bewandert war. Baron Benno wurde immer stiller, endlich fuhr er mit einem Laut des Schreckens zusammen.

„Schöne Cousine, wollen Sie den Wodan bedeuten, daß meine Hände — nach denen ihm zu schnappen beliebt —“

„Ruhig, Wodan!“

Er war beschämt, hing den Kopf, und legte sich endlich dicht vor meine Füße. Nach Tisch, als die beiden Herren zum schwarzen Kaffee ihre Cigarren rauchten, wanderte ich an Daniella's Seite auf der Kuppe auf und nieder, wir sprachen hier im hohen Norden von der Sonne und der Kunst des Südens. Sie war so einfach, so liebenswürdig, und doch so hehr!

Und Jener wagte die Hand nach diesem schönen Menschengebild auszustrecken?

Jetzt keine Details mehr, Ulrich, lies diese Blätter meines Herbariums, ich hatte Niemanden, dem ich mittheilen konnte, was mir die Brust bewegte. Hier unter dem Himmel des Südens habe ich sie zum ersten Male wieder entfaltet, die Kräuter sind noch unversehrt, nur knistern sie ein wenig. Ich glaube, ich habe überwunden.

Lichen islandicum — Brockenmoos.

Wir wanderten, von Wodan begleitet, und sie half mir die schönsten Exemplare finden, sie ist bekannt mit der Flora ihres heimischen Berges. Wie sie auf der Höhe geboren, sind ihre Ansichten hoch über denen der gewöhnlichen Menge — und Er? — —

Als ihre weißen Finger die meinen berührten, durchschauerte es mich, ich wußte nicht, war es Eiseskälte oder Fieberhitze. Sie lächelt, wenn Wodan mir liebkosend die schweren Tatzen auf die Schultern legt. „Wie würde Baron Benno erschrecken“, sagte sie einmal, indem sie das schöne Thier an den Ohren zog. Sonst nannte sie seinen Namen noch nicht, und es ist gut! Immer wieder muß ich denken: Vollkommen schön aus des Bildners Hand hervorgegangen und die Ungestalt daneben. Wenn ich scherzen könnte: In Harzburg lag eine Semmel in dem Schaufenster eines Bäckers — menschengestaltet — —

Carex teutonica, sage Brockenriedgras, ich kann jetzt den „Brocken“ nicht entbehren.

„Wie es im Winde zittert.“

Ihr Auge suchte die Ferne.

„Drei Tage bin ich schon hier, Comtesse“, sagte ich.

„Erwartet Sie Niemand daheim?“

„Niemand!“ Ulrich, ich wußte nur, daß fern von ihr sein, todt sein bedeute. Sie zählte wie ein Kind an den Fingern.

„Und noch drei Tage Frist für mich!“ sprach sie vor sich hin.

Hochaufgerichtet stand sie da und wies hinab.

„Früher überblickten meine Ahnen von hier aus ihre Besitzungen, sie waren stolz und mächtig. Wie die Stürme den einst höher ragenden Gipfel des Brockens allgemach erschütterten und Riesensäulen hinabstürzten, so riß die Zeit an dem, was unser war. Wir halten den letzten Zipfel da, und in meiner Hand liegt er, schließe ich sie — so —“ Sie verhüllte einen Moment ihr Gesicht, dann beugte sie sich zu dem Büschel Carex: „Wie es im Winde zittert.“

Ich begriff ihr Ringen, ihren Kampf mit sich selber.

Es ist eine Thorheit zu sagen, alter Name und alter Besitz seien eingebildete Güter, eine Thorheit. Es ist schön, auf Ahnen zurückblicken, schön auf einer Scholle wandern, über die Väter und Urväter hinschritten.

Seht die alten Bauerngüter an, dasselbe Gefühl einer andern Sphäre.

Der Preis nur ist in Daniella zu hoch. Lycopodium alpinum, Brockenbärlapp. Wie Sonnenaufgang an ihrer Seite, Betrachtungen über Glück. Ist es? — ist es nie da? Nur ein Ziel in den Wolken, nach dem sich die Hände strecken?

Viele Lycopodiumarten, beim Hexenbrunnen, auf der Heinrichshöhe, an den Hirschhörnern gesammelt. Baron Benno kam uns am Thurm entgegen. Sein Gesicht hatte einen grünlichen Schein, es fror ihn beständig hier oben, vielleicht auch, weil Daniella so gleich kühl und unnahbar blieb.

„Hexenkraut, nicht wahr, so nennt es das Volk?“ fragte er spöttisch. „Ja, ich nehme auch etwas Naturforscherweisheit an in Ihrem Umgange. Sage mir, mit wem Du umgehst, Hexenkraut! Mein Herr Doctor, Sie sollten sich aber doch zu rechter Zeit besinnen, wo Sie sind. Und bedenken, daß nur Thoren und Kinder an Hexen glauben und sich von ihnen bethören lassen!“

Er drückte sich ungeschickt aus, und doch war seine Absicht verständlich, ihr und mir! Die rothe Glut flammte in ihrem Antlitz auf. Zu gleicher Zeit aber hatte der Baron mir das Lycopodium aus der Hand genommen, und, war es ebenfalls Absicht, da lag es zu meinen Füßen!

„Mein Herr Baron!“

Ein Blick aus ihren Augen, ehe ich es hindern konnte, hatte sie die Büschel wieder emporgerafft, Wodan sprang mit einem Wuthlaut auf den Grafen, sie rief ihn, würdigte Benno keines Wortes und schritt dem Hause zu.

Als sie mir drinnen auf der Flur das Kraut reichte, sah sie geisterbleich aus.

„Hoho! welch' eine sonderbare Brockenpflanze haben wir denn da? Bei Linné und Launier und allen Oberpriestern der Wissenschaft, diese seltene Pflanze sollt ich kennen“, ich fühlte mich etwas gewendet und an dem Arme empor-

gezogen, dann fiel es auf mich herab, wie ein Bleigewicht und zerrte und schüttelte aufs Neue.

„Bei allen guten Geistern, ich beschwöre Dich, Gespenst, mir zu sagen, wer Du bist, Ulrich oder Erich, und mir den Ort zu zeigen, wo Dein zweites Ich sich aufhält?“

Der blonde Balduin!

Ich habe ihn wohl wie ein Träumer angestaunt, während er mich völlig emporzog.

„Und wenn Du von Fleisch und Blut bist, wie mich eigentlich Dein Gewicht überzeugt, steh Rede und Antwort, was Du auf meiner Domäne thust! Der Brocken ist mein, denn ich habe Teufelsgefahren getrotzt, nur der Betula nana wegen und wenn Du jetzt etwa einen neuen Fundort der Linnäa borealis ausfindig machen willst —“

Ich wischte mir die Haare aus dem Gesicht und stammelte matt:

„Nein, nein, Balduin, ich kam nur — nur der Anemone alpina wegen.“

Wie er lachte.

„Doctor, Doctor, man sieht, die eine Hälfte Deines wissenschaftlichen Verstandes, mag sie nun Ulrich oder Erich heißen, ist Dir im Augenblick verloren gegangen. Es ist zu früh, noch blüht keine Brockenanemone.

„Nein, sie blüht nicht für mich!“ sagte ich tonlos vor mich hin.

Dann kam ich zur Besinnung, das heißt, ich gewahrte, daß die Mittagszeit wohl längst schon vorüber war, daß ich stundenlang im Hexenkraut vor mich hingeträumt.

Ich folgte Balduin ins Haus, hörte seine Erzählungen, und wußte doch nicht, was er gesagt und wie er ruhen wollte, denn er hatte schon eine weite Fußwanderung hinter sich, redete ich ihm zu, und ging selber wieder plan- und ziellos den Abhang hinunter.

Anemone alpina! Was hatte denn Balduin geredet von Blüthe, Kelch, Fäden, den Hexenbesen, wie das Volk die Büschel nennt, was wußte er denn davon! Nur ich kannte sie — Daniella!

Sie blüht auf stolzer Höhe, die Brockenblume, und nur der darf sie pflücken, dessen Herz und Hände rein sind.

Was murmelte da die Quelle unter meinen Füßen? „Benno — Benno!“ und der Wind, was rauschte er mir kichernd zu? Ich ballte die Faust, ich fühlte mich aufs Neue als ohnmächtigen Ritter. Dann plötzlich stockte mir der Athem, ich sah sie dicht vor mir, den schönen Kopf gestützt, den Blick in die Ferne gerichtet, eine tiefe, tiefe Traurigkeit in den Zügen. Wodan lag neben ihr, er gewahrte mich, aber er rührte sich nicht, nur ein beinah menschenähnlicher Blick streifte mich aus seinen Augen.

„Comtesse!“ sagte ich endlich.

Sie war nicht überrascht.

„Morgen“, entgegnete sie, „muß ich Abschied nehmen, und ich koste schon jetzt das Gefühl der Trauer durch.“

Ihre Stimme vibrirte, sie mühte sich vergebens fest zu erscheinen.

Und dann saß ich neben Wodan und immer, wenn sie ihn gestreichelt, glitt auch meine Hand über sein weiches Fell.

Was sprachen wir denn? Ich weiß es nicht mehr, nur einmal sagte sie: „Ich bin einsam, sehr einsam!“

none alpina!"

r herrliche Sonnenuntergang, den wir gemeinsam ſchauten, wie
ɔth glühende Ball hinabſank und dann das Nebelgrau kam.

ſagte ich, „iſt verſinkendes Glück."

haute wieder eine Weile wortlos in die Ferne, dann neſtelte ſie
ihrem Buſen los und reichte es mir, es war ein Brockenſtrauß.

meinem Herbarium", flüſterte ſie.

ar die gepreßte Anemone und die abgeblühte mit ihren ſeiden-
ſcheln — wie die Daniella's Haaren glichen.

ch den Strauß an meine Lippen drückte, ſah ſie unbeweglich, dann
h erhebend: „Wir müſſen gehen!"

ſam folgte ich.

diesmal waren es Brockentücken, welche uns neckten. Einmal
in einer dichten Nebelwolke und konnten nur die nächſten Dinge
erblicken, dann wieder wurde es hell und eine ſeltſame, glänzende
ɪ überſtrahlte unſere Geſichter.

ärts! für mich bedeutete es für immer abwärts. Ich ahnte, ſie
ſ der Stelle neben mir ihren Entſchluß gefaßt!

ſe Wolke, daß ſie uns für immer umſchlöſſe, abſchlöſſe, von der
lt! Es kam wie ein ſündiges Verlangen über mich, ich hätte die
ɪalt da neben mir plötzlich an mein Herz reißen mögen und dann?
ɪ unter uns nicht Hunderte von Abgründen?

wie der Sturm plötzlich einherſauſte, durch die Föhren knackend,
aß ſie ächzten und wimmerten, ein Stoß entführte mir den Hut,
rzte ihm nach. Eben riß wieder der Nebel, da ſtand Daniella
eutete auf einen Moraſt zu unſeren Füßen, die braune Decke
ɪiſe und es rieſelte dazwiſchen hervor, aber ehe ſie eine Frage oder
thung ausſprechen konnte, hatte ich meine Arme feſt um ſie gelegt,
ɔor und trug ſie hinüber und herüber ſpringend über den Moor-
e Wange war der meinen nah, das goldblonde, weiche Haar um-
ine Stirn.

da war es ſchon vorbei, ſie glitt geſchmeidig aus meinen Armen,
h auf und ſagte: „Es war ein Wagniß, wir hätten Beide ver-
ɪn, dieſe Moorbrüche ſind oft gefährlich und tief!"

ntwortete nur mit einem Blick, und dann, ſo Auge in Auge,
— —

.one alpina lag an meiner Bruſt, ein raſcher Kuß, wer gab, wer

rügeriſche Nebel wich und nur in ganz geringer Entfernung lag
ɔor uns. Schweigend ſchritten wir ihm zu, Wodan umkreiſte uns
tollen Sprüngen.

ɡlitt ſie über die Schwelle, wo waren die Blumen, welche ich ge-
elleicht verſunken in dem Moraſt, aber was bedurfte ich noch der

one alpina, keuſch und weiß und hehr auf fußhohem Stengel,
in Büſchel ſeidenweicher Fäden —
ıone alpina — mein!

Nicht wahr, Ulrich, diese Blätter lesen sich, als habe sie ein Fieberkranker geschrieben?

Ein Fieberbild ist wohl auch Folgendes: Balduin etwas sonderbar lächelnd, steht mir zur Seite und deutet auf die kleine Gestalt des Baron Benno, welche sich da unten aus einer Nebelwolke loslöst, er macht Naturvergleiche, die nicht eben schmeichelhaft sind, Gruppe von Ankömmlingen seitwärts, der edle Kopf des alten Grafen oben in dem Rahmen eines Fensters, das ist die Staffage.

Dann das wuthverzerrte Gesicht Benno's vor dem meinen — Worte, Anschuldigungen, Beleidigungen.

Balduins grollende Stimme. „Mein Herr, ich kenne Sie nicht, dieser aber ist mein Freund!"

„Satisfaction!" brüllt der Kleine.

„Erklärung!" ruft Balduin.

Die Neugierigen umringen uns, mein Blut siedet, doch wohl noch Soldatenblut, und wie die geballten Fäuste des Kleinen vor meinem Antlitz auf und nieder tanzen, fasse ich nach ihm. Was wärs gewesen, wenn eine Art von Ball da die Nebelwolken sausend durchschnitten hätte? Trugen wir nicht Beide die Zunamen „Hünen".

Balduin war besonnen, und verhinderte, daß ich mich nicht durch einen Gewaltact entehrte an dem kleinen, gebrechlichen Menschen.

Schlußscene in der Morgenfrühe des andern Tages, unweit des Schneeloches zwei dumpfe Schüsse.

„Flieh!"

„Fliehen Sie mein Herr!"

„Aber die Anemone da oben auf der Höh!"

„Bah, es giebt Hunderte."

„Tödtlich, tödtlich!" Das eine Wort klang mir immer wieder in die Ohren.

„O Balduin", stammelte ich, als er mich auf dem schwankenden Schiffe zum letzten Male brüderlich umarmte. „Ulrich darf nie wissen, was mich hinweg trieb." Und daß er geschwiegen —

Nach einem Jahre fand ich ein altes Zeitungsblatt, in dem war zu lesen, daß Baron Benno Hartwigg, der durch einen Sturz auf einer Brockenwanderung schwer verletzt gewesen, völlig genesen und daß in nicht zu langer Zeit der zukünftige Standesherr sich vermälen dürfte.

Also doch! Und auf meinem Herzen lastete also kein Mord. Und warum auch nicht! Ihr Entschluß wars, das las ich damals. Ein einziger Kuß, wortlos gegeben und genommen, was bewies der?

Sie ist nun wohl längst seine Gattin — und ich?

O, welche farbenprächtige, duftige Blumen sah ich bisher schon wieder um mich blühen, wer denkt noch an die winzige, blasse Höhenblume?

Balduin hatte Recht, es giebt Hunderte. Sehnte ich mich wirklich nur nach der Einzigen? —

Es ist geschehen, Ulrich, Du weißt Alles, wie es so kam und dann so sein mußte. Verzeih! Es war doch nicht ohne Kampf.

Welch ein wunderliches Gefühl mich Monate später nach dieser Generalbeichte beschlich! Und doch ist sie noch gar nicht vor Dich gelangt, sondern

liegt ruhig in einer Blechkapsel und wartet des Tages ihrer Befreiung. Mich aber hatte der moralische Katzenjammer — —

Ulrich, Du weißt gar nicht, wie schön die Welt ist. Du sitzest hinter Deinem Studirtisch oder machst eine Excursion und siehst den Wald nicht vor Bäumen, soll heißen, über dem Einen, was Du suchst, siehst Du all' die andere Welt- und Naturherrlichkeit nicht! Ich indessen! Ich stand auf dem Felsen St. Helena und sah über mir in den Wolken einen einsamen Adler. Ulrich, ich fühle ganz Deutsch, aber Größe bleibt Größe! Und nun am Cap! Der Landstrich ist verleumdet worden und seine Flora noch lange nicht genügend bekannt und ausgenützt. Wir geben ein Werk heraus. Wir? Das soll sagen der Doctor von Gehren und ich; mein alter Freund ist Rheinländer, zu Zeiten verleugnet sich das lustige Blut nicht, aber dann wieder hat er schwarze Tage. Seine Gattin, Carmen, eine Spanierin starb ihm zu früh und wenn die kleine Solamen nicht wäre —

Solamen miseris nennt er sie, und sie ist wirklich ein „Trost im Elend", sechzehnjährig, schwarzäugig, klein und behend und sie lacht gurrend, wie eine Turteltaube.

Es ist eine Lust, ihre Augen zu sehen, wenn wir heimkommen, man freut sich im Voraus darauf.

„Wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karoo", so denke von mir, „antilopenhaft" ist ihre Schönheit und Grazie und dabei ein völliges Kind, Du weißt, Ulrich, ich hatte mir immer eine Schwester gewünscht."

Wieder Wochen dahin und noch immer liegen all' die Briefblätter gefangen und Du hältst mich für todt. Warum ich so viele Umstände mache, um endlich meine Auferstehung zu feiern? Ich weiß es selber nicht, ich nannte mich gestern im Selbstgespräch einen schändlichen Menschen. Da hättest Du Solamen sehen sollen! O, sie wird auf echt spanische Weise heftig, auf Deutsch ist sie lustig.

Ein zorniges Kind mit dem Blick eines Weibes!

Ob ich mich wohl auf die Reise mache, wenn unser Winter beginnt, im Juni?

Armer Doctor Gehren! Und auch Solamen wird mich vermissen. Aber, Ulrich, ich habe eine unbezwingliche Sehnsucht nach Dir und der deutschen Heimat. Wenn ich die Oelbäume, das Drachenblut, den Korallenbaum vor mir sehe, so sage ich zuweilen: „Wie daheim im Thüringer Wald die Buchen und Eichen rauschen."

Ich habe mich entschlossen, daß diese Blätter genau nach zwei Jahren in Deinen Händen sein sollen. Lies, richte und verzeihe alsdann. Schwerlich findet mich aber ein Brief von Dir noch in der Capstadt, sehr möglich, daß ich dann bereits über den Ocean schwimme, um mein schuldig Haupt baldigst an Deine Brust zu legen. Also suche mich nicht. Als Solamen vom Reisen hörte, von meinem Fernsein, da wich alles Blut aus ihrem Antlitz, eine Zornglut blitzte aus ihren Augen.

„Papa wird unglücklich sein", murmelte sie.

„Und Du, Solamen?"

Beide Füße, echt winzig kleine, spanische Füße stampften den Boden.

„Ich, ich werde niemals mehr an Dich denken."

Sie ist ein reizendes Kind. Mein alter Freund Gehren will nichts von einer Rückkehr in die Heimat hören, er hat sich politisch compromittirt und er ist ein Eisenkopf.

Ich beobachtete das Kind, wie es in französischer Modetoilette eine spanische Mantille über Haupt und Brust zusammenlegte — ganz die Allüren einer Dame. Sie wird früh reif. Als ich scherzend Bravo rief, warf sie Fächer und Schleier zur Erde, war wieder ganz Kind und sprang auf mich zu.

„Ich wollte sehen, ob ich Dir gefallen könnte, Onkel Erich, wie eine Europäerin."

„Und wenn das wäre?"

Da ließ sie beide Arme sinken und trat zurück: „Ich meinte nur", sagte sie stockend, „es wäre hübsch, Du bliebest bei dem Papa!"

Dann war sie verschwunden. Ich gehe, Gehren behält ja sein Solamen miseris, aber ich will von hinnen ziehen wie einst aus der Heimat, ohne Abschied."

„Der Abschied wird mir sehr schwer, Gehren wandert mit finstern Ahnungen umher und Solamen, das Kind, ist so eigen."

„So schwer hätte ichs mir nicht gedacht!"

Das war die einzige, halbausgewischte Zeile auf dem letzten Blatte, man sah, es war hastig zu den andern geworfen.

Professor Ulrich Dorneck starrte am folgenden Morgen diese eine Zeile an, wie in der vergangenen, schlaflosen Nacht, welche er bei den Aufzeichnungen des Bruders zugebracht. Sie war ihm ein Räthsel, eine Frage, zu dem er keine Auflösung, für die er keine Antwort fand.

Kam Erich? Durfte er den Langverschollenen, Todtgeglaubten erwarten? Sollte er ihn endlich wieder in seine Arme schließen, die sich so oft vergeblich nach ihm ausgestreckt? Hatten ihn in der letzten Stunde der alte Freund und das liebliche Kind dort gefesselt? Und konnte er ihm verzeihen, daß er ihn so lange getäuscht, war es recht gewesen, was Erich gethan? War es wirklich das einzige Mittel, um Jeden von ihnen auf eigene Füße zu stellen, diese Flucht, dieses Fernsein? Wie elend, wie verlassen hatte sich Ulrich Dorneck in der ersten Zeit gefühlt, und dann, als er endlich die Herrschaft über sich errungen, wie theuer war doch auch die erkauft! Er war ein Einsiedler, beinahe ein Menschenfeind geworden, während Erich da draußen in der sonnigen Ferne neue Bande geknüpft. Ein Gefühl von Eifersucht überkam ihn auf den alten Doctor, auf das schwarzäugige Kind, er wanderte unruhig in seinem Gemach auf und nieder.

Er stand am Fenster und sah auf die verblühenden Crocus; der Garten kam ihm vernachlässigt vor, Frau Jakobine hätte doch schon sorgen können, daß rechtzeitig neue Blüthen da unten aufsproßten. Erich liebte das so sehr, er selber hatte nicht mehr darauf geachtet — seit . . .

„Anemone alpina", sagte er plötzlich laut vor sich hin.

Ja, nichts als eine Blume wars gewesen, welche den Bruder von seinem Herzen und aus der Heimat getrieben. Er kannte ihre Art genau, er wußte die Zahl ihrer Blätter, ihrer Staubfäden, aber er hatte sie noch nie blühend in der Hand gehalten. Und wie er das so dachte, wuchs die weiße Blume plötzlich vor seinen Augen zu einer hohen, schlanken Frauengestalt mit goldblonden Haaren.

„Ich möchte doch wissen, ob Erich richtig geahnt, ob sie —“

Er sprach nicht zu Ende, sondern warf Erichs Bild einen Blick zu, welcher besagte: „Wenn man an Deiner Seite in der Brockeneinsamkeit auf- und niedergewandelt ist und wen Deine starken Arme umfingen und an Deinem klopfenden Herzen trugen und wen endlich Dein stolzer Mund küßte, und dann, dann dieser Zwerg Benno!“

Er griff hastig nach dem genealogischen Kalender, der auf einem seiner Repositorien stand.

Nach kurzem Suchen fand er das „ehemals reichsgräfliche Haus Hartwigg“. Einzig männlicher Repräsentant war Graf Benno Hartwigg, Majoratsherr, vermält mit — es dunkelte wahrhaftig ein wenig vor seinen Augen und er mußte erst darüber wissen — „Thekla von Greiffenstein“.

„Erich!“ rief er, als nehme er Zuflucht zu einem Schutzheiligen und dann las er laut, „Daniella, Tochter des verstorbenen Grafen und Majoratsherrn Hartwigg, geb. 1852.“

Von einer Vermälung war nichts zu lesen, so lange er auch die zierliche Druckschrift anstaunen mochte.

„Fünfundzwanzig Jahre“, sagte er wieder vor sich hin, und nun begann seine rasche Wanderung über den Teppich aufs Neue. „Benno lebt, vermält mit einer Andern.“

Noch immer wurde der Kaffeetisch nicht berücksichtigt; er verfolgte einen schnell auftauchenden Gedanken.

„Die Anemone alpina hat ihn vertrieben, ich will — es ist nun bald ihre Blüthezeit — ich will mir ein Exemplar davon suchen und gelegentlich erfahre ich wohl dabei, was aus ihr geworden, aus der Gräfin Daniella. Vielleicht hat sie einen Stiftsplatz, diese alten Familien haben ja stets dergleichen Versorgungen, aber ich glaube, das wäre schade, nach Erichs Beschreibung wenigstens.“

Wenn ihn jetzt seine Studenten gesehen hätten, den wanderlustigen Herrn Professor Dorneck, der ihnen stets mit so feierlich ernstem Gesicht gegenüberzustehen pflegte, wie er in die grüne Walddämmerung hineinschritt. Wer hätte ihm solche Frische, solch heitere Mienen zugetraut? Er selber sich freilich daheim hinter seinem Schreibtisch am wenigsten, aber es war etwas gewesen, das es ihm angethan wie mit einem Zauber — Erichs Harzreise. Nun wanderte er die Kreuz und Quere die Wege, welche Erich gegangen und dabei drängten sich ihm, wie Jenem, lustige Strophen auf die Lippen. Als er beim Ilsenstein Stunden verträumt, lag ein so glückliches Lächeln auf seinen Zügen, als habe er die schöne Prinzessin selber heimlich geküßt und im Arm gehalten, und oft sagte er in die schmeichelnde, frische Luft, welche sich um seine Wangen legte, hinein: „Mir ist, als wäre ich verjüngt.“

Er war mit der Sonne ausgezogen, wie köstlich war die Thaufrische, hinauf zur Nebelhöhe, dort hat die Brockenblume bereits ihren Kelch den Lichtstrahlen geöffnet. Aber er kam nicht weit, immer wieder lockte es ihn zum Niedersitzen und Träumen, er streckte sich auf ein mooſiges Fleckchen und dachte an Erich auf dem weiten, rauschenden Ocean und wie es schön sein würde, wenn sie einander wieder hätten, gemeinsam studirend, die alten Zwillingswunderlinge, einander klagend, wenn Frau Jakobine zu strenges Regiment führte, er wischte über die Augen, welch' seltene Müdigkeit, war das die Folge seines frühen Marsches?

Da zerriß auf der einen Seite die Nebelwand und von der Sonne beschienen lag gegenüber auf einem halb von Buchen und Tannen bewachsenen Abhang ein grauschimmerndes Haus von einem runden Thurm flankirt.

War das wirklich ein Gebild von Stein? Nicht eine optische Täuschung? Nicht das Märchengebilde einer sagenhaften Prinzessin? Sein Reisebuch wußte von diesem Castell auf einem Felsenvorsprung, der etwa halbe Brockenhöhe haben mochte, nichts. Dennoch lockte es immer verführerischer, sein Glas zeigte ihm deutlich eine wehende Flagge.

Und wenn es Zauberwege waren — hinüber! Und so gings mit großen Schritten, über Quellen, an Felsblöcken vorbei, hinab, hinauf, deutlich lag die kleine Burg da, immer klarer unterschied er Form und Anlagen, es war jedenfalls ein geschützter Platz, auf dem das Castell sich erhob, höhere Berge ringsum hielten den allzuscharfen Wind ab, aber, „doch eine barrocke Idee, sich in dieser Einsamkeit anzusiedeln", meinte Ulrich, als er den Pfad aufwärts schritt.

Wie er an der Pforte war, eine Steinmauer mit alterthümlicher Krönung umgab das Besitzthum, strich er über seine Haare und sagte: „Was ich aber hier will?" „Nach dem Weg zum Brockenhause fragen!" gab er zur Antwort, als sei eine zweite Person zugegen.

Eine mächtige, schwarze Dogge kam in großen Sprüngen über den abschüssigen Weg, an den Anlagen um das kleine Schlößchen hatte keine kunstgärtnerische Hand gewaltet, sie waren in möglichster Natürlichkeit dem Walde entnommen.

„Wie wohl das thut, ohne Dressur", meinte der Naturforscher.

Die nägelbeschlagene mittelalterliche Holzthür war halb geöffnet, die Dogge steckte den klugen Kopf hervor und Ulrich sagte, ihr in die Augen blickend: „So konnte Wodan aussehen."

Das Thier ließ ihn ungehindert eintreten, rieb dann die Schnauze an seinem Knie und stieß eine Art freudigen Lautes aus.

„Ein Furchtsamer hat sich jedenfalls nicht hier an den Fuß des Brockens geflüchtet", sagte Dorneck.

Er kam nur wenige Schritt weit, da trat hinter einem dicken Buchenstamm eine hochgewachsene Dame hervor und direct auf ihn zu. Zwei grünglänzende Augen unter starken, schwarzen Brauen musterten ihn auf prüfende Art und während er dann alle Schüchternheit, welche er bis jetzt daheim in seinen vier Wänden unter Frau Jakobinens Obhut geblieben wähnte, zurückkehren fühlte, sagte sie mit etwas heiserer Stimme: „Der Herr Professor?" Ulrich Dorneck machte eine bejahende Verbeugung, aber zugleich durchfuhr es ihn wie ein Schreck. Wie kams, daß man ihn hier kannte? Daß diese schwarzhaarige Dame, welche er niemals gesehen —

„Und zu Fuß? Und natürlich botanisirt, o, diese Herren Gelehrten —"

„Meine Gnädige —"

„Ich heiße Nerissa Neroni, Herr Professor, hier habe ich meinen elterlichen Namen wieder angenommen, ach, zu traurige Erinnerungen knüpfen sich an den, welchen ich einst trug", ein tiefer Seufzer, ein Blick hinauf in die Richtung, wo sich eben das Brockenhaus klar zeigte.

„In der That", stammelte Dorneck, der sich eine einzige Nebelwolke von jenen wünschte, welche sich bereits dort oben wieder zusammenballten.

Noch ein Seufzer! Die Dame blieb neben dem zerbrochenen Stamm einer Fichte stehen und stützte die eine Hand darauf.

„Schneebruch! Ach, die Stürme hausen hier oft entsetzlich", sagte sie, „und dieser einst so stolze, hochragende Baum, den eine einzige Sturmnacht brach, erinnert mich täglich an mein entsetzliches Schicksal."

Dorneck ließ besorgt seine Blicke über die üppige, imponirende Gestalt gleiten, über das interessant zu nennende Gesicht und die nicht unbedeutende Stirn. Er glaubte aus dem tragischen Augenaufschlag etwas zu lesen, das allerdings betrübend wäre, was konnte den Geist der Dame, die, wenn auch etwas theatralisch, so doch voll feinen Anstands neben ihm weilte —

„Ah, mein gnädiges Fräulein!" Nein, keine Nebelwolke kam.

„Kannten, o was sage ich, Sie müssen den Namen Nera Neroni gehört haben!"

Das Müssen hatte eine derartig nachdrückliche Betonung, daß Ulrich Dorneck, der damenscheue jenenser Professor, sofort zurückgab:

„Allerdings glaube ich —"

Die Dame ließ den einen Arm sinken und erhob den andern. Sie trug der Mode entgegen eine Art griechischen Gewandes mit offenen Aermeln, so daß es dem Fremden gestattet war, die plastische Form und hübsche Carnation desselben zu bewundern.

„Wer hat ihn nicht gekannt — und eine Welt hätte er erfüllt, wenn nicht der plötzliche Schneebruch — o, o, verzeihen Sie, wenn mein Gefühl mich überwältigt!"

Wie hätte er nicht verzeihen sollen! Er versicherte es mit Wärme und überlegte dabei, wie er langsam rückwärts wieder zur Pforte gelangen könne. Die Grünäugige — keine Frage, die Augen waren schön, pikant — erschien ihm unheimlich; also die hatte man hier in der Einsamkeit verborgen? Und die Arme war sich ihres grausamen Geschicks völlig bewußt? Freilich, das hatte man oft. Nur, daß sie ihn bei seinem vollen Titel angeredet, den Naturforscher in ihm gleich erkannt. Er verwünschte seine vorherige Neugier in Betreff des Schlosses, sogar seine ganze Harzreise in diesem Augenblicke; seit er die grüne, baumdurchduftete Welt betreten, wars ihm, als wandle er in einem Zauberlande.

„Meine Erscheinung, mein Organ! Ich war prädestinirt und nur Ueberanstrengung zog mir eine Erkältung zu, die so unheilvoll war."

„Wodan", murmelte der Professor, „Wodan", und das Thier legte ihm die breite Tatze liebkosend auf die Schulter.

Ja, er fühlte, es war ihm wie Erich geschehen, die Brockenatmosphäre, das alte Zauberland der Sagen wurde ihm verhängnißvoll, vielleicht versank im nächsten Moment das graue Castell da vor ihm in den Boden.

„Und nun, herabgestürzt von dem Piedestal, auf dem ich stand, froh, noch eine Stätte gefunden zu haben, ich versichere Sie, es sind nur meine Arme und meine Schultern, welche mir das Interesse hier im Hause sichern. Man ist doch zu hoch geboren, um jedes beliebige Modell — aber meine Geistesbildung? O, man ist nicht der Mittheilung bedürftig, man lebt in seiner eigenen Kunstwelt. Wir waren seit anderthalb Jahren in Rom und Italien, seit zwei Monaten bezogen wir das Castell. Ich glaube, Sie sehen nun ein, warum der Name Nera Neroni aus der Welt verschwand, als einfache Gesellschafterin einer sehr excentrischen Dame —"

„Ja, ich begreife vollkommen", murmelte Ulrich.

Sie änderte ihre Position und war nun Iphigenia am Altar, das Parzenlied recitirend.

„Aber, die Hoffnung! Vielleicht geschieht ein Wunder, dann schmetterte ich mit der Neukraft des Organs Alle in den Staub, die sich nach mir Künstlerin nannten.“

Nun standen sie vor einer Art Altan, ein Gemach, dessen Thür auf denselben mündete, war weit geöffnet und ein rother Vorhang, welcher wahrscheinlich die allzu grelle Sonne abhalten sollte, flatterte im Morgenwind.

„Das ist ihr Atelier“, flüsterte die Begleiterin.

„Wenn Sie mir die Frage erlauben wollen —“

„Ah, sie ist ja dort und wird Ihnen selber sagen —“

Und dann war er die Stufen hinaufgeschritten, ihre Hand faßte den Vorhang, er fiel wieder hinter ihm zu, und nun war er allein mit einer Menge von Gipsstatuen, Thonfiguren, angehäufter Thonerde.

Ein Bildhaueratelier in dem geheimnißvollen Schloß.

An den großen Fensterscheiben hingen grüne Vorhänge, so wars eine Art mystischen Halblichts. Wie sich sein Auge eben mehr in demselben orientirte, bewegte sich am andern Ende unter den weißen Statuen eine graue, gebückte Gestalt, nun wandte sie sich halb — sie mußte offenbar seinen Eintritt überhört haben — und dann —

Wie sie nahe genug vor ihm stand, das blonde Haupt herüber geneigt, große, blaue Augen mit Geisterblick auf ihn richtend, die schlanken Arme erhoben, da kam nur ein einziges Wort über seine Lippen: „Daniella!“

Wunder! hatte die seltsame Pförtnerin gesagt, ja, es gab das Wunder der Offenbarung!

Aber die schöne Gestalt in dem grauen, losen Ateliergewande stand noch immer unbeweglich und endlich kam es tief aus ihrer Brust.

„Ein zweites Mal heute sein Bild, wie lebend“, und dann sanken ihre Hände herab und es war, als wolle sie zusammenbrechen. Aber da waren seine Arme, welche sie fest umfingen und hielten, und wunderlich, der blonde Kopf suchte, während sich ihre Augen schlossen, die Stelle, wo sein Herz schlug, mit einer Sicherheit, als habe er schon einmal dort geruht.

Und wie es heiß durch Ulrichs Adern brauste, während er das schöne Weib hielt! Es war ihm, als dürfe ihm Niemand die theure Last streitig machen. Wie innig sein Blick auf ihrem bleichen Antlitz weilte, wie edelgeschnitten der Mund war und die Augen! Er sah noch immer das Aufleuchten derselben, als sie vorhin den Bruder in ihm zu erkennen glaubte. Ja, auch er hätte flehend den Weltgeist beschwören mögen, daß die Zeit still stehe, noch wenige Secunden und der süße Traum war vorüber, er mußte zurückgeben, was nicht sein war.

Nicht sein — ihre Liebe! Denn in dem einen Moment war ihm ja klar geworden, daß Daniella den Verschwundenen geliebt. Nicht sein! Und seine ganze, volle, stete Liebe gehörte ihr! Er wußte nun, was Liebe war, aber hatte er das jetzt erst kennen gelernt, das beseligende Gefühl? O nein, er liebte Daniella ja bereits daheim, als er die Aufzeichnungen des Bruders las, und sie war es gewesen, ihr Bild, das ihn herüber gelockt. . . .

O, welche Gedanken! Das Glück eines Lebens kann man erblühen sehen und verlieren in der Spanne einiger Secunden!

Und nun schlug sie die Augen auf, nun richtete sie sich langsam empor, kalt wurde es an seinem Herzen; sie strich die Haare aus der Stirn und sagte:

„Ulrich!“

Sein Name, mit welch' zärtlichem Wohlklang, sein Name von ihren Lippen!

Es überwältigte ihn und er sank auf die Knie und barg das Haupt in die Falten ihres Gewandes und stammelte: „Daniella, Daniella!"

Sie stand wie eine Verklärte da, umflossen von dem rothen Licht, die schlanken Hände auf sein lockiges Haar wie segnend haltend, den Blick zur Höhe gerichtet, als danke sie einer unsichtbaren Macht.

„Daniella, Daniella!"

Sie hob ihn empor, wie eine Mutter ihr Kind.

„Für immer nun vereint!" sagte sie und legte wieder das Haupt auf seine Schulter. Er stammelte etwas Verwirrtes, Unartikulirtes.

„Kannst Du es denn nicht fassen?" fragte sie. „Ich finde mich so schnell in das Glück und bin doch nur ein schwaches Weib! Soll ich denn meinen Helden beschämen, rede, Ulrich!"

„Ulrich", erwiederte er, „sie nennt mich Ulrich!"

„So rief ich Dich wachend und träumend und so lange ließest Du mich vergebens warten. Ich wußte freilich diesen theuren Namen erst, als ich Dich verloren, auf dem Schauplatz jenes unseligen Rencontres fand man ein Buch, gezeichnet „Ulrich Dorneck". Tausendmal habe ich den Namen geküßt, den theuersten der Erde."

„Den meinen, den meinen", sprach er vor sich hin.

„Und", sagte sie mit wehmüthigem Lächeln, „wie schwer die Prüfung war. Erst stückweis hat sich mein stolzes Herz demüthigen müssen, eh' ichs vermochte, Dich zu rufen. Was sage ich? Eh' ich dahin gelangte, mich an den Professor Balduin zu wenden, damit er mir riethe. Und nun kommst Du selber und wir bedürfen keines Vermittlers mehr, wir sprechen nun Auge in Auge."

Er zog ihre beiden Hände an die Lippen und sein Blick flehte wie um Gnade, nur wenige Minuten wollte er sich den holden Traum noch gönnen, ehe er ihr sagte: „Laß ab von mir, ich bin nicht Der, welchen Du liebst, ich bin nur sein Spiegelbild! Nicht meine Lippen haben Deinen keuschen Kuß gefühlt, zwei andere Arme trugen Dich über die schwankende Moordecke und Alles, was ich jetzt entgegennehme, ist ein Raub an einem Berechtigten."

Ach, es war die Qual eines Verdammten, welche er erduldete. Aber dennoch, dennoch mußte er ein Mann sein!

„Die Anemone alpina, ich glaube, es ist jetzt die rechte Zeit", begann er zu stammeln.

„Ja", lachte sie, „die rechte Zeit, und nun wollen wir gemeinsam hinauf, dort oben auf die reine Höh', wo wir einander zuerst erblickt. Glaubst Du an die Liebe auf den ersten Blick, Ulrich?"

Wie viel leichter wäre Alles gewesen, wenn sie ihn Erich genannt hätte, meinte er, dann lag das Geständniß viel näher. Noch niemals hatte er seinen Namen mit solcher Innigkeit aussprechen hören, auf ihre Frage entgegnete er wie mit einem Aufschrei: „Ob ich an sie glaube? O Daniella, Daniella!"

Sie schob ihn sanft über die Schwelle und ließ den Vorhang hinter ihm zufallen, um drinnen für den Gang zur Höhe das Arbeitsgewand zu vertauschen. Er sank auf die Steinstufen der Terrasse und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und ein dumpfes Stöhnen drang aus seiner Brust.

des Bruders die Liebe zu jener Frau, durch welche er in die Fremde getrieben war. Durfte das sein? Nein, dort oben, da sollte es ausgesprochen werden.

Da rauschte es leise hinter ihm und ein seliger Schauer durchrieselte ihn dabei, sie nahte. Früher war das Geräusch eines Frauengewandes etwas gewesen, das ihn sofort in die Flucht hatte treiben können. Dann stand sie neben ihm, im schlichten, wettertrotzenden Kleid, den breitrandigen Hut am Arm und faßte wie ein Kind nach seiner Hand.

„Also den ersten gemeinschaftlichen Gang, mein Herr Professor! Wir wollen sehen, ob ich mich seither aus den Schüleranfängen von damals emporgearbeitet habe. Ich habe versucht, dem Herrn Dr. Dorneck zu folgen, muß aber gestehen, daß mir Manches dunkel blieb in seiner gelehrten Schrift."

Er nannte wie mechanisch den Titel derselben und dann setzte er hinzu: „Wenn ich gewußt hätte, daß diese Augen sie lesen würden —"

„O, ich that noch mehr", erwiederte sie erglühend. Ein klein wenig mußte sie doch zu ihm aufschauen, wie sie so neben ihm ging. „Ich verfolgte ängstlich alle Berichte aus Jena, der einen Wissenschaft wegen, welche mir die höchste war, die „ob mir Ulrich Dorneck treu geblieben". Wie zitterte ich oft, wenn ich dachte, wenige gedruckte Zeilen könnten mir plötzlich mein Todesurtheil verkünden, eine Verlobungsanzeige!"

Er drückte ihre Hand.

„O, daß mir etwas zu Hülfe käme, damit ich es nicht ungeschickt sage."

Sie legte ihm einen Finger auf den Mund: „Verleumde Dich nicht selbst, Du weißt, ich konnte schon damals zürnen —"

„Damals, Daniella!"

„Gesteh' ichs nur", sagte sie ernst, „ich war im Kampf mit mir, mit der Liebe und jenen Ansichten, in denen ich aufgewachsen war. Ich konnte nicht schnell genug zur Klarheit kommen, erst der Kuß wurde zum Verräther."

„Halt ein!" hätte Ulrich beinahe gerufen, er wurde bleich und mußte sich auf einen Felsblock stützen. Sie gewahrte das nicht, denn sie hatte die Blicke während dieses Geständnisses gesenkt.

„Später wußte ich wohl, daß Du mich vom ersten Sehen liebtest, Ulrich, da freilich war es schon geschehen. Der Kampf mit Benno ängstigte mich und empörte den Vater gegen Euch Beide. Dein rasches Verschwinden mochte klug sein, gegen mich freilich war es hart, denn ich hätte Dich gern noch einmal gesprochen, Dir gesagt: Du nimmst meine Liebe mit als Siegespreis."

„Baron Benno war nur leicht verwundet? Man hielt ihn für tödtlich getroffen nach dem Duell", warf Ulrich ein.

„Er genas bald und war geheilt von Liebe und Eifersucht. Es gelang auch, den Zweikampf zu verheimlichen, das wars, was mich für Dich beruhigte, in der ersten Zeit nahm ich Dein Schweigen für Rücksicht auf meinen Vater und durch Zufall erhielt ich auch Kunde, daß Du einen Bruder verloren."

Ulrich athmete so schwer, als drücke ihn die größte Last, und kaum vermochte er ihren Schritten zu folgen. Je näher er dem Ziele kam, um so

nſchte er es noch weit, weit entfernt, was kümmerte ihn jetzt
der Glockenblume.
wiedergefunden", ſagte er beinah herb.
ubte, es ſei das ein ſchmerzender Punct und ſcheute ſich, weiter
elleicht erzählte ſie darum raſcher: „Als mein Vater ſo plötzlich
allein ſtand, da rief ich Dich vergebens in meinen Träumen,
ich mich zu der Kunſt, baute hier mein einſames Haus und
– nein", ſagte ſie erglühend, „auch den geliebteſten Mann ſoll
el machen, wenn ich dennoch den Profeſſor Baldwin um Rath
ch bat und er daraus entnahm und verrieth —"
fiel er abwehrend ein, „ich weiß nichts von Baldwin, ich kann

ie ich Dich fand unter dem Felsblock, da glaubte ich zum erſten
ckenzauber und eilte zu Haus und ſaß unter den bewegungs-
latuen des Alterthums und nannte ſie gefühlloſe Fratzen."
og ihre Hand an ſein Herz, dann ſchwiegen ſie Beide und wan-
m zur Kuppe hinauf.
der Teufelskanzel bedeckten unzählige, weißſchimmernde Blüthen
Daniella bückte ſich und reichte ihm die erſte wortlos.
la", ſagte er, „nicht mir, nicht mir, eh' Du angehört."
ubte einen andern Sinn aus ſeinen Worten entnehmen zu
üttelte das ſchöne Haupt.
prich es nicht aus, Ulrich, ſieh da hinab. Damals zeigte ich
ythümer, über welche mein Vater noch gebot, heute ſind ſie
Eigenthum, aber ich bin dennoch ebenſo ſtolz. Ich bin noch
nſicht, daß eine Reihe Ahnen ihre Bedeutung hat, ich halte
n Standesanforderungen für ebenſo berechtigt, aber dennoch,

helte ſchelmiſch. „Nein, ich vollende nicht, denn Herr Ulrich
nich bis jetzt noch nicht gefragt, ob ich in der That geſonnen
ofeſſorin zu werden!"
einen Laut aus, in dem Freud' und Weh zugleich lagen und,
ang nicht mehr Herr, ſtürzte er auf die Knie und ſchaute zu

la, ſoll dieſer Moment mich entſühnen für immer? Wiederhole
Du mich, Ulrich Dorneck, liebſt, wie keinen Zweiten auf der

Mann, habe ich Dir nicht Beweiſe genug gegeben?"
Ulrich, ich liebe Dich!"
derholte es, während er ihre Hände hielt, als bewahrten ſie
Berſinken.
ſagte er, „wäre jene Stunde dort unten im Atelier die erſte
r wir uns je Auge in Auge geblickt, würdeſt Du die gleichen

ichen, Ulrich, denn als ich meinen Namen von Deinen Lippen
heſt ihn früher nie geſagt, da wußte ich, daß Du mich liebteſt
nzig nur Dir angehören könne."
ang er empor und zog ſie an ſeine Bruſt. Ja, er war ent-
Liebe war kein Verrath mehr, ſie war ſein ſtolzes, eigenſtes
ine goldene Flechte löſte ſich und hing über ſeinen Arm hinab,

Recht, ſo bannt man Euch Bergfeen, weißt Du, Daniella, daß nichts auf der Welt Dich mir nun entreißen kann?“

Die Sonne ſtand in gleicher Höhe mit dem Brocken, auf der entgegengeſetzten Seite bildete ſich eine ſtarke Nebelwand, zu ihren Füßen blühten und ſchimmerten die Anemonen, ſie ſahen nichts von alledem, ſie waren glücklich, wortlos, nur von dem einen Gedanken beſeelt, daß ſie einander angehörten, der ſchlanke, braune Mann mit den vergnügten Mienen und die blonde Walkürengeſtalt, des Harzgebirges Tochter.

Endlich befreite Daniella ihr Haupt, ihr Blick ſtreifte die weſtöſtliche Nebelwand und mit einem ſtaunenden Ausruf ſtreckte ſie den Arm aus.

„Das Brockengeſpenſt, Ulrich!“

Und wirklich zeigte ſich ihnen dieſe ſeltſame Naturerſcheinung; von der Sonne zurückgeworfen, ſahen ſie ihre beiden Geſtalten in Rieſengröße drüben an der Wand, die Hände verſchlungen, aber hinter ihnen war noch ein Dritter ſichtbar, der, auf einem Felsblock ſtehend, in eben dem Augenblicke die Arme wie ſegenſpendend erhob, während ſein Haupt eine Art von Strahlenkranz trug.

„Der Brockengeiſt, welcher unſere Liebe weiht“, ſagte Ulrich, als ſie ſich aber wandten, zerriß der Nebel, verrannen die Figuren und die Sonne begann zu ſinken.

Dicht aneinander geſchmiegt ſchritten ſie den engen Pfad hinab, der Villa Daniella zu.

Um einen Schein bleicher, trotz der gebräunten Geſichtsfarbe, wollte der blonde Balduin den eintretenden Freund finden. „Das macht die Brockenluft, mir behagt ſie bei einem Glas Grog weit beſſer“, ſetzte er ſcherzend hinzu, „vorläufig wenigſtens.“

„Darüber haſt Du auch die Erſcheinung des Brockengeſpenſtes verſäumt.“

„Bah, ein mäßiger, oft gehabter Genuß, das Brockenhaus und die hin- und herwimmelnden, die Flora unbarmherzig zerſtörenden Männlein und Fräulein in Rieſengröße, photographiſch-treuer, ſo hätte ich beinahe geſagt, Nachbildung zu ſehen.“

„Diesmal, Balduin, war es intereſſanter“, ſagte der Andere mit einem leiſen Seufzer, warf den breitrandigen Strohhut auf einen Stuhl und ſtellte ſich neben den Andern.

„Das will beſagen?“ fragte der kleine Profeſſor mit höchſt ungläubigem Lächeln und drückte die ſchlauen Aeuglein unter den Brillengläſern zuſammen.

„Daß das Brockengeſpenſt aus einem Liebespaar beſtand, welches ſelig einander in den Armen lag.“

„Und ſein Geheimniß durch die Nebelwand publicirte. Bah, auch das haben wir ſchon erlebt, mein Sohn Erich!“

Es war drollig, wie der kleine Schwächling den braunen Rieſen „Sohn“ titulirte.

„Aber auch den entſagungsvollen Dritten als ſegnenden Genius?“

„Verstehe nicht, appliciren Sie sich, amico mio, wenn ich bitten darf, etwas deutlicher. Vielleicht auch ein Glas Grog, da ist die Klingel."

„Du hast seltsame Heilmittel, Balduin —"

„So trinke ich es für Dich, der Brockenregel nach, durch erwärmendes Getränk —"

Er reichte schweigend dem Kellner das leere Glas, man kannte hier seine Art.

„Bist etwa Du der Heilung bedürftig, Erich?"

„'S kann sein!"

„Was im elegischen Ton gesagt wäre. Ueberhaupt, mein Freund, seit Dich die Harzluft umweht, finde ich Dich schwärmerisch. Du hättest doch gut gethan, erst etwas Jenenser Luft zu athmen, Dich erst ans Bruderherz zu werfen 2c. 2c. Statt dessen direct von Hamburg nach dem Brocken, der Capländer à la Jungfrau von Orleans recitirend: Ihr Plätze aller meinen stillen Freuden! Flora wie sonst, an der Stelle, wo die Erde trank Graf Benno's schuldig Blut, beim Schneeloch wächst wieder Linnäa borealis. Weißt Du, daß ich die Jahre über doch etwas wie Gewissensbisse empfand, Dich damals wie ein Packet spedirt zu haben. Aber wir waren Beide wohl an Pflanzensection, aber nicht an Menschenmord gewöhnt und es war zu natürlich, daß man den Muth verlor, als der Arme blutüberströmt die Augen schloß. Nun, da wärst Du, Ulrich erwartet Dich und, verzeih, beinah hätte ich gesagt, die Teufelin Daniella auch, und „Freude war in Troja's Hallen"."

Der Braune stimmte nicht mit ein in das fröhliche Gelächter.

„Ja", fuhr Balduin fort, „nun bangt Dirs doch wohl vor der Entscheidung. Da unten rechts liegt das Castell. „Nieder führen tausend Steige." Denkst Du an die Fortsetzung: „Keiner führt zum Tag zurück?" Das heißt, in die Freiheit des Junggesellenthums, denn aufs Neue in dem Bann ihrer schönen Augen — wie steht es da in dem Schreiben, dessen Couvert eine Grafenkrone schmückt? Comtesse Daniella möchte Alles erfahren über einen gemeinsamen Freund, Ulrich Dorneck, auch, ob sie von ihm nicht vergessen... Kannst Du zwischen den Zeilen lesen, Figlio mio? Sonderbar, daß sie Dich Ulrich nennt!"

Erich Dorneck schwieg eine Weile, dann trat er ans Fenster, kam zurück, sah dem Freund in die Augen und sagte: „Welche Bilder man sich oft macht. Auf der ganzen Seereise habe ich es mir vorgestellt, wie schön es sein müßte, heimzukommen, unerwartet in Ulrichs Zimmer zu treten. Wie ganz anders wird das nun. Ich meinte, ich sei dem alten Zauber nicht mehr zugänglich und hielt auch seither schwarze Augen für die schönsten. Da tauchst Du bei meiner Ankunft in Hamburg auf, wie Mephisto mit dem Blutschein."

„Die Comtesse könnte Dir dankbar sein für den Vergleich!" lachte Balduin.

„Ich fühlte mich alten Fesseln entgegengeschleppt, fand mich in die Rolle eines freudigen Opferlamms, malte mir aus, daß nun die Ankunft bei Ulrich eine Variation erleiden würde, denn ich brachte ja die Anemone alpina gleich mit und sagte: „Ulrich, es war doch stärker, als ich geglaubt. Nun —"

„Nun? Warum der lange Gedankenstrich?"

„Weil das Bild wieder wechselt. Kurz und gut, Balduin, Stütze der

„Fieberst Du?

„Ein wenig aufgeregt dürfte ich sein, ein wenig aber nur. Denn ich finde die mir unvermuthet aufgedrungene Rolle recht interessant."

„Daniella und Ulrich?"

„Sie hätten mich als Brockengespenst jedenfalls auch bemerken können, aber völlig Glückliche sind nur mit sich selbst beschäftigt. Sie gingen traulich aneinander gestützt den Weg dort hinab."

„Hermann und Dorothea", sagte Balduin und nahm die Brille ab, um ihre Gläser zu putzen, und recitirte dabei:

„Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens,
Und den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes."

„Hexenspuk, Erich!"

Beide schwiegen eine Weile, dann meinte der Braune:

„Du mußt nachforschen und meine Heimkunft verschweigen, bis —"

„Ich verstehe, Freund, und trete den Botenweg an, denn da ich mich auf heute angemeldet, dürfte es an der Zeit sein, zu rufen: „Auf nach Valencia!""

Er nahm seinen Hut, winkte, in der Thür stehend, noch einmal zurück und eilte die Kuppe in Sprüngen hinab.

Erich Dorneck blieb mit verschränkten Armen stehen und murmelte: „Ich wollte, sie wäre hier, meine kleine Schwester, wie hübsch könnte sie auch sie mir sein: Solamen miseris."

Ein reicher Lichtglanz quoll aus den Fenstern der kleinen Harzburg und überfluthete Weg und Steg weithin, als Professor Balduin derselben sich näherte und die Glocke an der Eingangspforte kräftig in Bewegung setzte.

Ein Diener öffnete, musterte ihn fragend, während ihn Wodan von allen Seiten umging.

„Wen darf ich melden?"

Der Professor suchte in seinen Taschen und brachte endlich eine ziemlich verdrückte Visitenkarte zum Vorschein: „Geschrieben steht: Fritz Balduin, Professor", sagte er lustig. Der Alte verschwand, ohne seiner Würde durch das geringste Lächeln Abbruch zu thun und kehrte nach wenigen Secunden zurück.

„Das Fräulein erwartet Sie!" Und dann sah sich der kleine Herr mit Blitzesschnelle durch eine Thür geschoben und einer hochgewachsenen Dame in schwarzer Seidenschleppe gegenüber.

„Ah, endlich der richtige Professor, das soll heißen, der, an welchen ich auf Wunsch der Comtesse schrieb und von dem ich die Anzeige erhielt, daß wir Sie heute erwarten dürfen, ich bin Nerissa Neroni. Reichen Sie mir die Hand, Herr Professor, ein Briefwechsel ist etwas mehr als gewöhnliche Vorstellung in einem Salon — ist ein geistiges Band, das Seelen verbindet. Ist es nicht so?"

Wirklich hatte Balduin den Versuch gemacht, die dargereichten Fingerspitzen zu berühren.

idige: Von der Gleichheit der Gemüthsart wechſelſeitig

ben die Dichter, Sie ſind ein poetiſches Gemüth, was ſoll
Incognito aufrecht erhalten!“ Und mit ſtolzer Bewegung
Bruſt legend, ſetzte die Dame hinzu: „Wiſſen Sie denn,
Neroni hieß?“

s Geſicht war nicht lesbar, ob ſchon jemals dieſer Name
lungen, aber er bewegte den Kopf hin und her und er-

„Jeder weiß, für dieſe Dame
Schwärmte mancher Troubadour!“,

mich? Herrlich! Wie mein Organ ſeine Kraft verlor,
mir vor wie eine Geſtorbene —“

„Und iſt man todt
Dann muß man lang im Grabe liegen,
Mir iſt bang'.“

ier und die Gräfin modellirt heute mein Profil, morgen
en Sie das eine Exiſtenz?“
cht, oder vielmehr muß ich jetzt fragen, ob die Schloß-

röthete leicht. „Am Morgen beging ich den unbegreiflichen
:lobten der Gräfin, Profeſſor Dorneck, mit Ihrem Namen
ch jetzt das Vergnügen Ihrer Bekanntſchaft habe, bat ich
reits um Verzeihung.“
hte dabei ebenfalls die Bemerkung, daß ſie ſehr ſchöne,
abe.
ür die Emancipation?“ fragte Fräulein Neriſſa.
h immer an dieſe Augen, ſuchte nach einem Vergleich und
‚Ganz außerordentlich, meine Gnädige!“
Ich dachte es. Die Gräfin hat nicht den mindeſten Sinn
: Mittel und ihre Lebensſtellung gerade ſie begünſtigen.
jene Verlobung begreifen? Iſts ſie nicht, die ihn ſuchte?
wahren das, was ich Ihnen hier geſtehe, was wir ge-

„Was wir geſprochen,
Frag' es niemals,
Ach, den Glühwurm frag' —“

uck der Dame, ſie ſchob ihn ſanft durch eine Portière und
des Gemach, an deſſen einem Fenſter ein hochgewachſenes
lla und Ulrich. Die Gräfin ſtreckte ihm beide Hände ent-
niges Lächeln lag auf ihren Zügen, indem ſie ſagte: „Nicht
ung bedarf das nicht mehr?“
ungvollſte Vers wäre in dieſem Moment auf Balduins
lieben, er ſah nur Ulrich an und in dem Blick, den er
auffing, lag keineswegs eine ſtumme Bitte, wie er er-
e kecke Zuverſicht: mag kommen, was da will, ich, Ulrich
dies ſtolze Herz da errungen.

werden da gereden, erfuhr nur die treue, verschwiegene Nacht.

Wie auf Nebelwolken emporgetragen, erschien Balduin am folgenden Morgen vor dem Brockenhause.

Erich kam ihm wortlos entgegen.

„Sie sind glücklich!“ sagte der kleine Professor.

„Dann habe ich nichts mehr zu fragen!“

„Vielleicht aber hörst Du an, wenn ich Dir erzähle, daß Du in ihrem Herzen als „Ulrich“ fortlebtest, weil Du ein wissenschaftliches Buch Deines Bruders mit hinaufgeführt und hier verloren und daß Ulrich, gerührt und bewegt von Deinem Schicksal, ausging, um die Brockenblume zu suchen, oder, um Dir Nachricht zu geben von dem, was aus ihr geworden. Er wollte keinen Raub begehen, aber er wußte selber nicht, daß er das schöne, eigenartige Weib schon liebte, eh' er es gesehen. Und als sie nun, getäuscht, geblendet von der Aehnlichkeit, an seine Brust sank, ihn Ulrich nannte, den Ersehnten —“

Erich legte ihm den Arm um den Hals. „Und er ist glücklich, mein Ulrich, glücklich?“

„So sah ich das Glück und den Stolz noch nie aus einem Mannesauge leuchten.“

„Das ist genug, Balduin, das aus Deinem ehrlichen Munde zu hören, war die weite Reise und die Trennung von lieben Freunden werth.“

„Das soll heißen?“

„Daß es jetzt meine Pflicht ist, so heimlich ich gekommen, wieder zu verschwinden, in einigen Jahren, wenn das südlichere Klima mich dunkler gefärbt und mein Haar mehr ergraut gemacht, dann ists auch noch Zeit, persönlich wieder aufzutauchen.“

„Erich!“

„Nein, Balduin, jetzt keine Phrasen von Edelmuth! Daniella darf es nie wissen, daß, eh' Ulrich sie geküßt, ein Anderer die keuschen Lippen berührt, sie würde nicht ihm und nicht mir verzeihen. Sollen Drei leiden, wo Drei glücklich sein können? Und ich habe da hinten im Caplande auch ein Zeichen von good hope —“

„Ich bleibe dabei, daß es Brockenzauber ist, der uns Alle narrt.“

Erichs Augen leuchteten. „Ich scheide leicht, denn ich lasse Glück und Segen hier und bringe Gleiches südwärts. Mein Zauberwort heißt Solamen miseris.“

Erich Dorneck bückte sich und pflückte einen Brockenstrauß und der kleine Professor half ihm dabei, und während sie Blume an Blume reihten, sprachen sie Beide kein Wort.

Die Herbststürme wehten um das alte Brockenhaupt, da feierte man unten in der kleinen Harzburg ein stilles Hochzeitsfest.

Nur Balduin und die grünäugige Neriſſa saßen dem jungen Paare

dem Reisewagen. Balduin verlor heute bewußt bei seiner Partnerin, denn er war ungewöhnlich still und citirte nicht einmal.

Für den Schluß des Mahles aber hatte er eine Ueberraschung. Schiffe, Kabel, Telegraph waren von der Capstadt aus in Anspruch genommen und hatten Tags zuvor eine Nachricht überbracht, die besagte, daß am gleichen Tage, zu gleicher Stunde ein Paar vor den Altar getreten, welches sich genannt: „Solamen von Gehren und Erich Dorneck!“

Im Seebade.

Wild wüthet das Meer,
Und über dem Meere
— Gespensterhaft webend —
Lagern die Wolken.
Es wallen und wogen
Die Wasserberge,
Der Gischt wühlt schäumend
Im Ufersand
Und wälzt sich mit Macht
Bis zur Fischerhütte,
Wo der Fischerbub
Mit der Zipfelmütze
Lieder pfeifend
Die Netze flickt.
Und neben ihm sitzt
In der Thür wie ein Weiser
Verständig blickend
Sein Hund, der Spitz.
Oft fuhr er hinaus
Mit dem Herren aufs Meer schon
Und lauschte dem Kluckſen
Der springenden Fische;
Doch heut fährt kein Schiff,
Drum hält er Siesta
Und mustert mit Gleichmuth
Die fallenden Tropfen,
Sieht nicken die Blätter
Im Fischergärtchen
Und spitzt die Ohren
Und putzt sich die Nase,
Wenn von der Traufe
Ein Tropfen ihn trifft.
Und wieder empor
Zu den Spatzen schaut er,
Die hoch auf dem Strohdach
Triefend zwitschern

Und — kühl bis an's Herz —
Mit Gelaſſenheit ſchaun,
Wie der Falk, den der Fiſcher
Im Käfig hegt,
Einen Bruder verzehrt
Des Spatzengeſchlechts.
Denn ſchnödeſter Leichtſinn
Iſt Spatzenloſung;
Sie nehmen das Daſein,
Wie es ſich beut;
Selbſtſtändig ſucht Jeder
Sein eigenes Heil nur
Und freut ſich des Lebens,
So lang es ihm lacht.
Und dem Spatzengezwitſcher
Vom Hühnerhaus her
Miſcht ſich das Gackern
Der legenden Henne,
Die ſtolz ob dem eigenen
Werke frohlockt,
Wie ein eitler Poet,
Der ſelber ſich rühmt.
Und auf braunem Acker
Hüpft krächzend ein Rabe,
Im Regen erſpähend
Erwünſchte Beute;
Und brüllend ihm nahe
Schreitet das Rind
Und wehrt mit dem Schweife
Den klatſchenden Tropfen.
Aber zu lauteſt
In all den Lärm
Tönet das Singen
Der dürren Comteſſe,
Die, zu tödten die Oede
Des Regentages,
Singt: „Ach, wenn ich ein Vögelein wär!“
Drängender ſtets
Schallt der Geſang,
Herzbewegend
Und ſteinerweichend,
Dem Sturme ſich einend
So ſchrill und ſo grell,
Daß den Krallen des Falken
Der Spatz entſinkt
Und die Henne verſtummt
Und der Rabe entfleugt
Und der Spitz ſich heulend davon ſchleicht.

Albert Moeſer.

Das Gigantenthum unserer Zeit

Von Werner H

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, Völker mehr oder weniger übereinstimmend richten, daß sich als ebenbürtig den Göttern hielt, und es selbst wagte, mit diesen in einen gewaltigen Kampf um die Oberherrschaft der Welt einzutreten. Viele Züge geben der Deutung Raum, daß wir es mit einer Personification von Naturkräften zu thun haben. Die Aufthürmung des Pelicon auf den Ossa ist vielleicht eine vulkanische Gewalt, welche zwei Berge vom Innern der Erde zu einem großen Ganzen verschmolz und sie bis zu den Sternen trieb. Der Thor der nordischen Mythologie dagegen trinkt durch ein Horn, dessen Ende die Riesen in das Weltmeer gesenkt haben, fast das ganze große Wasser der Erde zur Neige. Ein anderes Mal verstopfte er in eigenthümlicher Weise durch einen fortgeschleuderten Felsblock die Wassergewalt Gjalses, einer Tochter des Riesen Geirrod, die ihm den Weg zu versperren suchte. Es will uns fast bedünken, als sei der Zwiespalt, welcher sich noch jetzt zwischen den sogenannten Vulkanisten und Plutonisten zeigt, schon in den ältesten Zeiten zu Tage getreten. Der Süden weiß uns mehr vom Feuer, der Norden mehr vom Wasser zu erzählen. Selbst die biblische Sage vom Babylonischen Thurm hat hierauf eine gewisse innere Beziehung. In diesem Thurmbau tritt uns unzweifelhaft zuerst die reine Menschlichkeit aus der uralten mythologischen Frage entgegen, die nicht aller symbolischen Deutung entbehrt, aber menschliches Fühlen und Bewußtsein zur Geltung kommen läßt. Nicht Kampfeslust, um wie die Giganten durch Felsmassen den Himmel zu zertrümmern, flößt den Menschen den Gedanken zum Thurmbau ein, sondern es sind zwei auf dem innersten Wesen derselben begründete Gefühle, welche sie beeinflußten.

Die Menschen haben nach dem Text der Bibel gesagt: „Wohlauf, lasset uns eine Stadt und Thurm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen, denn wir werden vielleicht zerstreut in alle Länder!" Auf der einen Seite ist also das Streben nach Ruhm, auf der anderen ein tief elegisches Gefühl, daß ihrer innigen Vereinigung die Trennung bevorstehe, maßgebend gewesen, um eine That zu unternehmen, die von Gott als eine Ueberhebung bezeichnet wurde. Dieser edleren Auffassung gemäß mußte die Strafe auch eine andere sein, als die Giganten sie erhielten. Die Letzteren sind, wie die Griechen sagen, unter ihrem eigenen Material, unter ihren Kampfstücken begraben worden, die Menschen der Bibel wurden von einer geistigen Sühne betroffen, indem ihre Sprache in Verwirrung gerieth. Wie dies Ereigniß aufzufassen ist, ob eine Art polnischen Landtags entstand, wo Niemand sich dem Andern unterordnen wollte, können wir schwerlich jetzt mehr feststellen. Wir wissen, wie reich die

Ausdrucksweise der Orientalen ist und können eben so gut aus den Worten der Bibel die Ansicht herleiten, daß bei gleicher Sprache Streit unter den Bauleuten entstanden sei und keiner den andern habe verstehen wollen oder daß sich, was unwahrscheinlicher ist, plötzlich vollständig unter einander fremdartige Sprachen, also keine Dialecte der Allen gemeinsamen Muttersprache gebildet haben. Die wirklich erfolgte Trennung läßt jedenfalls darauf schließen, daß sie in Unfrieden geschieden sind, es ist also eine natürliche Folge eines rein menschlichen Vorgangs, den wir auch jetzt noch täglich zu beobachten Gelegenheit haben. Von größter Bedeutung bei allen diesen Sagen ist ein Umstand, der sie uns gewaltig nahe rückt und uns belehrt, daß dasselbe Streben, welches in den urältesten Zeiten das Menschengeschlecht bewegte, auch in unserem Zeitalter noch mächtig lebt, ja, daß es der Angelpunct all' unseres Seins ist. Es handelt sich um Erweiterung des geistigen und weltlichen Gesichtskreises. Alle Schranken sollen fallen, die unsere Blicke beengen, nur mit dem Unterschied, daß die Arbeit, welche unsere Urahnen durch rein körperliche Kraft zu vollenden hofften, in unserem Zeitalter der Geist übernommen hat. Jene gedachten den Himmel zu erreichen, dessen Tiefe sie nicht zu ermessen vermochten, indem sie Berge und Bauwerke auf einander thürmten, wir messen die Weiten und suchen sie durch geistige Kraft zu durchdringen.

Das ist eine hohe Aufgabe, aber wo wird die letzte, unüberwindliche Schranke sich zeigen? Der menschliche Geist wird dieselbe schwerlich als solche anerkennen und unausgesetzt es versuchen, sie zu übersteigen, selbst wenn viele Forscher dabei der Verwirrung verfallen sollten. Dies ist ja leider die Aussicht, welche unsere Vorfahren, die auch denken und schließen konnten, den Himmelsstürmern prophezeien. Wir glauben nicht an die alten Propheten, denn es ist in unserem Zeitalter schon Größeres geleistet worden, als ihr Geist zu fassen vermochte. Nebelflecken sind gelöst und haben sich für uns zu Wechselsystemen gestaltet, die um ihre eigene Sonne kreisen. Der Stoff von Himmelskörpern ist uns kein Räthsel mehr, die Berge derselben sind gemessen und das Gewicht eines Weltballs wagen unsere Gelehrten festzustellen, selbst das Licht, der Urstoff alles Lebens, wird in seine Theile zerlegt. Anstatt des einen hellen, klaren Scheins zeigt sich uns durch ein einfaches Verfahren ein prismatischer Glanz der schönsten Farben. Das ist ein Einblick in die Wunderbarkeit der Schöpfungsgeschichte, der uns fast schon etwas Alltägliches geworden ist und wieder als ein Spiel gilt, wie er es war, ehe die Entdeckung in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt worden war.

Ebenso wie die Zahl der Planeten sich vor unseren Blicken vermehrt hat, sind auch die Urstoffe angewachsen. Die Chemie scheidet ein Ganzes in seine Elemente und versteht es, sie wieder zu verbinden. Wir sind auf dem Wege, den Stein der Weisen, um den sich Jahrhunderte bemüht haben, endlich zu finden und schaffen vielleicht noch Diamanten in Fülle. Wettertromben werden durch Kanonen zertheilt, Naturkundige suchen die Ursache von Kälte, Wärme, Gewittern und Stürmen zu ergründen, und hiermit wächst die Lust, die Naturkräfte zu beherrschen. Die Kenntniß unseres eigenen Planeten ist eine Hauptfrage unserer Zeit. Man sucht den Pol des Erdballs und er wird sicher aufgefunden werden. Das starre Eis soll der Schiffahrt kein Hinderniß mehr bieten, wenn es sich darum handelt, eine kürzere Fahrstrecke zu gewinnen. Die Entfernungen schwinden, auf dem Festlande gehen die Eisenbahnen, über die weite See fahren die Dampfschiffe

und auf dem tiefen Meeresgrunde lagern Drahtseile, welche dem geflügelten Worte dienen und es von Welttheil zu Welttheil tragen. Die meisten Erzeugnisse der Erde sind jedem Bewohner der verschiedenen Zonen zugänglich. Auch die Universalsprache, welche sich als eine Nothwendigkeit herausstellt, wird geschaffen werden, dann sind wir im Kreislaufe der Welt wieder zu dem Standpuncte vor Erbauung des Babylonischen Thurmes angelangt, dem sie zum Opfer fiel.

„Es ist Alles schon dagewesen", sagt Ben Akiba; es handelt sich also nur darum, wie die Entwickelung weiter geht. Wird die Universalsprache ganz geistiger Natur, wird sie — Musik sein? Ist es mehr als Ahnung, wenn Richard Wagner von der Zukunftsmusik als von der Rückkehr zur Natur und als den Inbegriff der Religion spricht. Erfaßt er sie schon richtig, daß sie ein klares Verständigungsmittel für alle Erdbewohner sein müsse? Er baut auf alten Formen. Die Gemeinsamkeit aller Künste in ihrer Entwicklung und in ihren Zielen hat er aber selbst schon betont, das Drastische, d. h. das Leben stellt er ebenfalls in den Vordergrund, der Angelpunct der Bestrebungen jedoch ist die Frage nach dem Mittel und dem Wie der Erreichung eines hohen Zieles. Jedenfalls wird das Zusammenwirken aller geistigen Kräfte, aller auf die Vervollkommnung der Kunst im Allgemeinen gerichteten Bestrebungen unerläßlich sein, um dasselbe zu erreichen. Ein wirkliches Kunstwerk wird schon jetzt von allen auf gleicher geistiger Höhe stehenden Völkern gewürdigt und verstanden, die Auffassungsweise und Ideen des Alterthums rücken uns durch die zurückgelassenen Kunstwerke desselben wieder nahe, wir empfinden ihnen nach und bilden uns nach ihnen, kehren also wieder zurück. Es ist ein geistiges Band, welches uns mit großen Todten verknüpft. Ein solches für alle Mittelbande zu gewinnen, wird vielleicht eine Hauptaufgabe unserer Zeit sein. Jetzt stehen wir noch auf dem Standpunct, zu sagen, daß da, wo das Wort machtlos wird, uns die Kunst ohne Grenzen weiter führt, aber daß der Einfluß nicht klar und die Wirkung bei Allen je nach der Verschiedenheit der inneren Wesen nicht gleich ist. Eine höhere Veredlung und Vergeistigung des ganzen Menschengeschlechts wird also nothwendig sein, um den Einfluß und die Macht der Kunst vollständig zu machen und die Erdbewohner jenem glücklichen Zustande der allgemeinen Verständigung und Einigkeit zuzuführen, welchen die Bibel als das tausendjährige Reich in Aussicht stellt, aber auch David Strauß als den eines menschenwürdigen Daseins preist. Richard Wagner und David Strauß stehen hierin auf demselben Standpuncte, daß sie von der Kunst Alles erwarten, der Erstere ist aber der Baumeister, welcher praktisch Hand anlegt und die ersten Steine hereinträgt, um den Bau herzurichten, auf dem der Himmel erstürmt werden soll. Viele sind gewiß mit Recht der Ansicht, daß er vor Allen zu den Titanen unseres Jahrhunderts gehört. Selbst seine Gegner müssen es anerkennen, daß etwas Weltbewegendes in seinen Ideen und ein großes Ziel in seinen Bestrebungen liegt. Ob er die letzten Folgerungen aus denselben bereits gezogen hat und ihm die ganze Tragweite des Bildungsganges ahnend vor Augen schwebt, hat er, so viel ich weiß, noch nicht verrathen. Die Schwierigkeit des Erfolges haftet nach seiner Ansicht vielleicht auch an der Ueberwindung des Wortes als Träger des Gefühls, bei welchem Beethoven in seiner neunten Symphonie angelangt war. Auf dem Boden dieses lange verkannten Meisterwerkes reicht ihm Wagner die Hand und schaffte seine großen dramatischen Musikgebilde mit ihrem

riesenhaft erweiterten Gesichtskreise, der oft unsere Nerven ermattet, aber uns doch mit gewaltigen Klammern fesselt. Die Wirkung eines plastischen Kunstwerks, eines schönen Gemäldes ist milder Natur, die Musik aber läuft wie Feuer durch unsere Adern. Sie ist ein flüssiges Element, welches bald in sanften Wellen, bald in brausenden Wogen die ganze Weite und Tiefe der Empfindungen zu berühren vermag. Als Componist ist Wagner an keine Zeit, an keine Schranke gebunden, er versetzt uns in Verhältnisse, für die bisher kein Blick der Seher ausreichte. Wenn er die Götterdämmerung, die Entwicklung des Chaos zu Gebilden schildert, da erkennt man in ihm den Seher, daß man glauben möchte, er sei bei diesen Vorgängen zugegen gewesen und er habe sie in ihrer Gewaltigkeit aufgefaßt, um sie uns wieder nahe zu führen. Unsere Organe reichen fast nicht aus, um ihm zu folgen und dennoch fühlen wir uns fortgerissen durch die Tonmassen, welche auf uns unaufhaltsam einstürmen. Man hat beim Anhören seiner letzten Werke eine Ahnung, als wenn die Ueberfülle der Töne ihm noch nicht ausreichen, um vollständig auszudrücken, was in ihm lebt und in der Tiefe des Menschenherzens überhaupt verborgen liegt. Er betrachtet unzweifelhaft das bisher Geleistete als den Anfang des Endes auf dem Wege des Bildungszweckes, welchen die Musik übernehmen soll, um die Menschen der edelsten Vervollkommnung, ihrer höchsten Bestimmung eines friedlichen Erdenlebens und der tiefsten Erkenntniß des göttlichen Wesens entgegen zu führen. Ein rastloses Streben drängt ihn, hierin liegt es auch ohne Zweifel begründet, daß er es nicht liebt, Melodien in kleinen Rahmen zusammenzufassen und sie als Blumensträuße dem Publicum zu bieten. Das Vermögen dazu liegt in ihm, wie er es durch den Brautchor seiner Idylle Siegfried und manche liebliche Episoden der Liebe und des Stilllebens bewiesen hat, aber sie sind nur selten Pausen, die wie schöne Gruppen eines weiten Parks den Augen einen kurzen, angenehmen Ruhepunct gewähren, aber den großartigen Gesammteindruck nicht stören sollen und können. Das Panorama ist weit aufgebaut, die Landschaft großartig und die Staffage besteht aus einem Riesengeschlecht, dieses aber ist urdeutsch. Eine solche Gesammtheit paßt in keinen Concertsaal, das größte Theater ist vielleicht zu klein für Handlungen, die in der Urzeit unseres Volkes spielen, wo, um mit Heine zu reden, gewaltige Helden, den gothischen Damen vergleichbar, kämpfen, daß die Erde erdröhnte. Solche Schilderungen rütteln den ganzen inneren Menschen auf und heben ihn empor zu dem Standpunct der alten Helden und Götter.

Es tritt die Frage an uns heran, ob wir dem stolzen Fluge folgen können und ob unsere Nerven den aufregenden Zumuthungen, die an uns gestellt sind, gegenüber Kraft genug behalten werden, um der Zukunft auszudauern. Nach der Darwin'schen Lehre besaß die Natur von jeher eine unbegrenzte Zeugungskraft, sie schafft stets nach dem Bedürfniß. Ihre Macht kann sich also auf diesem Felde durch die größtmögliche Vervollkommnung der menschlichen inneren und äußeren Organe bewähren, aber wir haben vorläufig noch abzuwarten, wie der Fortgang sich entwickelt. In die Hände wird ihr mächtig vorgearbeitet, denn von allen Seiten regen sich die Geister, um die Ausdrucksmittel, wodurch die Componisten zu uns sprechen, auf den höchsten Grad der Vervollkommnung zu bringen.

Zwei Puncte treten bei diesem Bestreben in den Vordergrund, es soll die größte Reinheit des Ausdrucks und die umfassendste Fülle und Geschmeidigkeit des Tones bei den musikalischen Instrumenten gewonnen werden.

In Frankreich legt man mit Recht auf eine andere Grundlage großes Gewicht, es ist die Einführung eines gemeinsamen Kammertones. Die Franzosen fordern ein gleiches Geleise für die musikalische Bahn, auf welcher die Völker mit einander verkehren.

Uns Deutschen, denen der Vorschritt auf dem wirklichen musikalischen Gebiete gebührt, ist es die Hauptsache, die Mittel herzurichten, durch welche wir unsere Gemüthswelt offenbaren wollen. In stiller Werkstätte wird da viel gegrübelt und gearbeitet und Tüchtiges ist bereits auf deutschem Boden geleistet worden.

Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß bei dem Bau und der Verbesserung der musikalischen Instrumente von vornherein eine sympathetische Wechselwirkung, welche zwischen dem menschlichen Ohre und dem tönenden Stoffe herrscht, von der größten Bedeutung gewesen ist und noch stets sich geltend macht. Dem Wilden hat der Ton einer Bastfaser genügt, deren eines Ende der Zahn, deren anderes eine Hand hielt, wenn er mit dem Finger klimperte. Das genügsame Ohr begann allmälig zu unterscheiden, daß verschiedene Faserstränge und eine andere Haltung im Stande sind, Abwechselung hervorzubringen. Hierin beruht der Anfang aller Saiteninstrumente. Das Ohr und der tönende Stoff wurden gleichmäßig ausgebildet. Man mag sich den Entwickelungsgang vergegenwärtigen, welcher zwischen dem Getöse einer losen Bastfaser und einer edlen Geige, zwischen dem Hörorgan eines Wilden und dem Ohre eines Musikverständigen unserer Zeit sich zeigen würde. Nicht nur an Feinheit und Schärfe haben Beide in staunenswerther Weise zugenommen, sondern auch, wenn man sich so ausdrücken darf, ihr Horizont ist gewaltig hinausgerückt worden. Unsere Instrumente bringen Harmoniefülle, unser Ohr aber faßt einen Gesammteindruck und weiß doch Einzelnes zu unterscheiden. Bei Beiden muß man einen gewaltigen Fortschritt anerkennen, die Ausbildung der Hörorgane ist aber eine natürliche Folge der Vervollkommnung der musikalischen Instrumente. Die Leistungen und Erfindungen in Bezug auf die Ausbildung derselben nehmen daher von vornherein das größte Interesse in Anspruch, sie sollen die Grundlage für die Zukunftsmusik bilden. Sie sind dem Stachel vergleichbar, durch welchen der Kornak den Elephanten zum Gehen zwingt und ihn leitet. Eine kleine Rundschau auf dem neuesten Felde des Instrumentenbaues dürfte deshalb wohl am Platze sein. Man möchte die Italiener um die Kunst, so vollkommene Instrumente, wie es die Bescianer, Cremoneser, Bologneser Geigen sind, gebaut zu haben, beneiden, aber wir haben auch das Recht, mit ihnen um den Preis der Erfindung zu ringen. In der vor Kurzem in Berlin bei Guttentag erschienenen Geschichte der Instrumentalmusik des sechzehnten Jahrhunderts von W. v. Wasielewski, theilt der Verfasser mit, daß der erste Geigenbauer in Italien Duiffoprogar höchst wahrscheinlich deutscher Abkunft sei und zu der tiroler, noch jetzt blühenden Familie der Tieffenbrucker gehöre. Er entfaltete seine Thätigkeit in Bologna fast fünfzig Jahre vor dem ersten berühmten Geigenbauer Gaspars di Salo, dessen Instrumente noch jetzt hoch geschätzt werden. Wie hoch auch der sympathische Ton, die Kraftfülle und Abrundung desselben auf den italienischen Geigen allgemeine Anerkennung findet, so vermißt man doch eine gewisse Gleichmäßigkeit auf den verschiedenen Saiten. Namentlich zeigt die D-Saite sehr häufig einen herben Klang. Ole Bull hat diesem Mißstande seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und fand ihn in der Lage des Stimm-

balkens begründet. Er setzte sich mit dem Instrumentenmacher Held in Beuel bei Bonn in Verbindung und ließ durch diesen seine berühmte Schatzkammergeige unter seiner Leitung ändern, welches zu dem günstigsten Erfolg geführt hat. Weiter fortgesetzte Versuche mit anderen Instrumenten haben die Erfindung bewährt. Somit können wir wohl sagen, daß die Vervollkommnung des wahrscheinlich deutschen Instruments durch germanische, denn auch Ole Bull ist unseres Stammes, Kraft erreicht worden ist. Größere Mißstände zeigte die Schwester der Geige, die sogenannte Bratsche. Sie war fast unfähig, als selbstständiges musikalisches Ausdrucksmittel ebenbürtig der Geige und dem Violoncello verwandt zu werden. Der Ton derselben ist dumpf und wenig licht, nur selten haben deshalb unsere großen Componisten sich ihr zugewandt. Ein in Heidelberg immatriculirter Student und tüchtiger Violinspieler, Hermann Ritter aus Wismar, stellte es sich zur Aufgabe, auf der Grundlage der bewährten Methode des Antonio Bagatella, welcher in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Ausgezeichnetes geleistet hatte, eine neue Art der Altvioline herzustellen, welche mit Tonfülle, Intensität und Tragkraft des Tones auch zugleich Klangschönheit verbinde. Dies glückte ihm so sehr, daß selbst Richard Wagner in einem Schreiben aus Bayreuth vom 28. März 1876 den Werth der neuen Erfindung anerkannte. Der Wunsch desselben, der sogenannten viola alta die ihr gebührende Beachtung zu verschaffen, ist in Erfüllung gegangen, denn an sehr vielen großen Orchestern hat dieselbe Eingang gefunden.

Die Streichinstrumente werden mit Recht als besonders seelenvoll gepriesen, sie singen aus voller Brust und geben die Regungen des Herzens, dem sie nahe stehen, am reinsten, zartesten und vollsten wieder. Ungefüger und starrer sind dagegen die Tasteninstrumente. Die Strenge eines complicirten Mechanismus macht sich bei ihnen geltend und giebt ihnen eine gewisse Starrheit und Abgeschlossenheit des Tones, die ein gewandter Spieler wohl mildern, aber nicht ganz aufheben kann. Wenn man ein Spinett aus dem sechzehnten Jahrhundert, wie es noch in einzelnen Exemplaren in Kunstsammlungen als Merkwürdigkeit aufbewahrt wird, neben einen Steinway'schen oder Blüthner'schen Flügel unserer Zeit stellt, so muß man freilich einen gewaltigen Fortschritt im Bau dieser Instrumente anerkennen. Die Rabenfeder als Tonerzeuger ist durch gefügige Hämmer verdrängt, Saiten und Resonnanzboden kommen der Hervorbringung eines abgerundeteren, klingenderen Tones in wünschenswertherer Weise entgegen, aber der letztere entbehrt noch immer des inneren Lebens. Dieses dem Instrumente zu verschaffen, hat der Stuttgarter E. Zachariä ein Luftresonnanzwerk construirt, ein System von Luftzellen, welches als Podium, oder an die Rückwand des Pianino einzeln oder vereinigt angebracht wird, die durch den Anschlag hervorgerufenen Tonwellen leitet, mildert, stärkt oder schwächt, aber vor Allen ihnen eine Geschmeidigkeit und eine Klangdauer giebt, daß sie den Tönen eines Streichinstrumentes nahe kommen. Bewährt sich diese Erfindung, so ist, wie man denken sollte, für die Tasteninstrumente das Mögliche geleistet, es würde eine neue Epoche für sie beginnen. Die Hauptsache hierbei ist dann noch, daß das Luftresonnanzwerk eine selbstständige Beigabe ist, die für das Violoncello, das Harmonium, die Zither in gleicher Weise verwerthet werden kann.

Für die Orgel hat F. Ladegast in Weißenfels denselben Weg der Verbesserung betreten. Dieses prächtige, aber schwerfällige Instrument ist haupt-

sächlich auf die Lehren der Pneumatik begründet. Ladegast mußte den vorhandenen Verhältnissen Rechnung tragen, hat aber in höchst sinnreicher Weise die neuesten Erfahrungen der Mechanik zu verwerthen gewußt und ein System kleiner Blasbälge, deren leicht bewegliche Ventile durch die Tasten regiert werden, geschaffen, wodurch auch der Orgel ein inneres Leben eingehaucht werden soll. Ein von ihm nach Reval geliefertes Werk wird als ein Meisterstück ersten Ranges geschildert. Wie man versichert, ist eine Geschmeidigkeit des Tones und eine Ausdrucksfähigkeit erzielt worden, welche dieses gewaltige Instrument fast auf die Höhe eines Orchesters erhebt. Dadurch würde es einen selbstständigen Charakter gewinnen und nicht mehr blos dazu dienen, als unlenksame Aushülfe bei großen musikalischen Aufführungen benutzt zu werden. Bei der Kraft seines Tones muß es dann der Zukunftsmusik als wirkungsvolles Mittel gelten. Die Verwendung der Luft wird überhaupt, wie es scheint, bei der Vervollkommnung der Instrumente für die Folge eine immer größer werdende Rolle spielen. Schon in den letzten Jahrzehnten hat man darauf vielleicht zum Nachtheil unserer Hörorgane sehr Bedacht genommen. Nicht selten werden wir, besonders wenn die Componisten in ihrem jetzt sehr beliebten Programmwerke uns die angreifendsten Effecte vorführen, durch die mächtige Holz- und Blechmusik fast niedergeschmettert. Wie unschuldig erscheint ihnen gegenüber selbst Mozart in seiner Schlußscene des Don Juan und des dies irae. Jetzt gehört vielleicht schon die Stufe eines Zukunftsmenschen dazu, um mit unseren Componisten gleichen Schritt zu halten, denn sie arbeiten der Zeit vor, sie scheinen die Natur anspornen zu wollen, daß sie den Ausbau des menschlichen Nervensystems etwas beschleunige.

Fast alle Blasinstrumente sind bereits durch Anbringung von Ventilen ausdrucksfähiger geworden, ihre Technik ist größer und erleichtert. Die einfache, unschuldige Clarinette, welche sich so lieblich im grünen Walde zwischen Berg und Thal anhört, hat ihre Erweiterung in der Baßclarinette gefunden. Als die Oboen nicht mehr als ausreichend galten, benutzten unsere neuen Componisten das englische Horn. Wagner fand die Baßtuben wirkungsvoller, das Militär liebt das gewaltige Saxophon. Auch die Piccolo- und anderen Flöten, die den schmachtenden Gefühlen so sehr genehm sind, können nicht mehr in ihrem romantischen Dunkel zurückbleiben. J. Wallner hat bereits eine Altflöte erfunden, welche, wie versichert wird, „weich, voll, mysteriös" vom kleinen d bis zum zweigestrichenen a reicht. Sie soll sich zu ihren bisherigen Schwestern verhalten wie das Bassethorn zur Clarinette, oder das englische Horn zur Oboe. Das ist der Drang, vom Säuseln zum Sturm überzugehen, wobei wir nur den frommen Wunsch aussprechen mögen, daß uns die gütige Natur eine kleine Herzensfaser erhalten möge, um nicht ganz unempfänglich für ihre zarten Ausdrücke zu werden. Die Pauken werden auch an die Reihe kommen, eine Vergrößerung der Bässe, wie man sie schon früher einmal bei einer großen musikalischen Aufführung, wenn ich nicht irre, in Eisenach angewandt hat, wird vielleicht durch Benutzung des Luftresonanzsystems nicht nothwendig erscheinen. Der damalige Baß soll so groß gewesen sein, daß der Spieler eine Leiter zu Hülfe nehmen mußte, um zu allen Theilen des ungefügen Instrumentes zu gelangen.

Viele sprechen das Wort „Zukunftsmusik" gelassen aus, ohne die Bedeutung des Begriffes in ihrem vollen Umfange zu würdigen. Aus den vorstehenden, nur unvollständigen Fingerzeigen dürfte jedoch vielleicht erhellen

daß der einfache Spott nicht ausreicht, um gegen sie ins Feld zu rücken. Die Zukunftsmusik ist eine Thatsache von weltgeschichtlicher Bedeutung und die Zukunft selbst muß es beweisen, ob sie die Welt beherrschen und das ganze Leben der Menschen in ihren Bereich ziehen wird, oder ob es ein Coloß auf schöneren Füßen ist. Die ganze Organisation des Menschen steht mit ihr im Zusammenhang. Dringt sie durch, so werden wir vielleicht Wesen höherer Art, oder wir verfallen der Verirrung und sind nachgeborene Giganten, die unter der Last eines Aetna ihre Glut zum Himmel aushauchen.

Und werden wir gefragt, wer uns dieses Bergungethüm aufgewälzt hat, so müssen wir gestehen, daß wir keines Gottes bedurften; wir waren selbst mächtig genug, das Riesenwerk auszuführen. Der Gott, welcher vielleicht seinen Einfluß geltend gemacht hat, ist der Drang der Zeit, welcher überall die Sturmcolonnen gefügt hat, um gegen unser ganzes Wesen anzugehen.

Kommt der alte Wahrspruch: „Eile mit Weile" zur Geltung, so gewinnen wir vielleicht Pausen zur Sammlung und es wird gut für unsere Nerven sein. Die Zukunftsmusik ist aber nur ein Glied der großen Kette, welche uns polypenartig umgarnt. In der Literatur zeigt sich derselbe Drang der Zeit. Die Kraft der Idyllen ist geschwunden, man nennt sie Hühnergeschichten, aber ein Schriftsteller, der in einem Roman Grausen auf Grausen häuft, wird leicht der Held des Tages. Tausende weiblicher und männlicher Federn sind emsig beschäftigt, die Feuilletonspalten unserer Zeitungen mit Romanen und Novellen zu füllen, welche Schlageffecte und aufregende Scenen in rascher Folge auf einander häufen, aber kein Licht bringen. Unsere Töchter und Söhne folgen mit gerötheten Wangen dem Schriftsteller durch die Unterwelt und finden ihn langweilig, wenn er zuweilen aufhört, überspannend zu sein. Die menschliche Natur verlangt jetzt schon kräftigere Mittel, als sie für unsere Vorfahren 'genügten und wir verfallen Alle der Rastlosigkeit der Zeit.

Die Griechen faßten den Begriff der Musik weiter auf, als wir es bisher thaten, sie galt ihnen als die Verbindung zwischen höheren Wesen, den Musen und dem Menschengeschlecht. Jene waren die Vermittlerinnen und sanften Leiterinnen, jetzt geht eine zwingende Kraft von den Menschen aus, sie sind vielleicht die Giganten, welche in einem stolzen Kampfe untergehen. Wer aber fühlt die Kraft in sich, um den Drang der Zeit zu mildern und zu hemmen?

Hugo Bürger.

Ein literarisches Portrait von **Adolf Gerstmann.**

„Wer ist Hugo Bürger?“ so fragte sich das Comité, dem die bei der Generalintendantur der königlichen Schauspiele in Berlin eingereichten Stücke zum Lesen und Begutachten unterbreitet werden.

Keiner der Herren konnte die Frage ausführlich beantworten. Daß „Bürger“ ein Pseudonym sei, wußte man, aber ob der Dichter jung, ob er alt, und „weß sein Nam' und Art“, das blieb in dunkle Schleier gehüllt. Nur so viel war offenkundig: das von Bürger eingereichte Lustspiel „Der Frauenadvocat“ war das Werk eines talentvollen Mannes, und wenn Laube in Wien sich für das Stück und seinen Verfasser ins Zeug legte, so mußte wohl von Letzterem noch viel Gutes zu erwarten sein, denn Laube's sicherer Blick und glückliche Findungsgabe ist bekannt.

„Wer ist Hugo Bürger?“ so fragte der Intendanturrath Titus Ulrich, nachdem das Lustspiel „Der Frauenadvocat“ zur Aufführung angenommen war. „Schade! Wir können das Stück nicht sofort geben. Zur vollkommenen Besetzung der Hauptrollen fehlen uns gerade jetzt einige Kräfte. Wenn der Verfasser drängt, muß man ihm nachweisen, daß die Verzögerung ihm schließlich zu Gute kommt. Wir wollen es in bester Besetzung herausbringen.“

Aber kein Autor drängte, kein Autor meldete sich. Das war doch ein unerhörter Fall. Ein Schriftsteller, dessen Stück angenommen, soll nicht in höchster Ungeduld schriftlich oder mündlich um Beschleunigung der Aufführung bitten? So etwas ist ja noch nicht dagewesen! Und als der Generalintendant von Hülsen fragte: „Ja, wer ist denn eigentlich dieser Herr Hugo Bürger?“ Da war die Antwort: „Eine rara avis unter den dramatischen Schriftstellern.“

Endlich zu Anfang des Jahres 1875, fast ein halbes Jahr nach Annahme jenes Lustspieles, stellte sich der Vielbesprochene dem Generalintendanten vor.

„Ah, Herr Bürger! Sehr angenehm. Sie kommen, um zu fragen, wann endlich —“

„Nein, durchaus nicht! Ich bringe Ihnen hier ein neues Stück. Bitte, lassen Sie es lesen und wenn es zur Aufführung angenommen wird, wäre mir baldigste Einstudirung allerdings sehr angenehm. Der „Frauenadvocat“ mag dann warten.“

Das neu eingereichte Lustspiel wurde geprüft, acceptirt, einstudirt und ging am 18. März 1875 in Berlin unter dem Titel „Die Modelle des Sheridan“ zum ersten Male über die weltbedeutenden Breter, und vom 20. März an war der junge Dichter, der vor einem halben Jahre den Beamten der Intendanz nur dem Pseudonym nach bekannt gewesen, eine vielgenannte Persönlichkeit, die berufen zu sein schien, der dramatischen Dichtkunst in Deutschland ein neuer Hort zu sein.

Hugo Bürger, oder wie sein eigentlicher Name lautet: Hugo Lubliner wurde am 22. April 1846 in Breslau geboren, erhielt dort den ersten Unterricht und kam 1858, als nach dem Tode des Vaters die Familie ihren Wohnsitz verließ, nach Berlin. Auf die geistige Entwickelung des Knaben übte dieser Ortswechsel gar keinen Einfluß aus, überwachte doch hier wie dort die Mutter aufs Sorgsamste die Erziehung und dachte doch der junge Gym-

nasiast auch nicht im Entferntesten daran, sich jemals literarisch zu beschäftigen, so daß er etwa den Berliner Aufenthalt zu eingehenden Studien der hier aufgespeicherten Wissensschätze benutzt hätte. Höchstens mögen die Theater, die sich in den sechziger Jahren auf relativ höherer Stufe als jetzt befanden, einen nachhaltigen Einfluß auf den Bildungsgang ausgeübt haben. Nach Absolvirung des Gymnasiums wurde, da sich die Familie in guten Verhältnissen befand, dem Sohne freigestellt, welchen Beruf er sich wählen wollte, und er entschied sich, da er viel Gefallen an der mechanischen Technik fand, für Erlernung der Textilindustrie. So finden wir den jungen Mann eifrig beschäftigt, die Weberei, die Tuchmacherkunst, die Handelswissenschaften, Waarenkunde und Alles das zu erlernen, was dem künftigen Fabrikanten zu wissen noth thut. Um neben seiner kaufmännischen auch die allgemeine Bildung zu vervollkommnen, beschäftigte er sich mit dem Studium der modernen Sprachen und ihren Literaturen, und als ihm einst die Laune kam, schrieb er in seinen ziemlich knapp bemessenen Mußestunden sogar ein einactiges Lustspiel, das im Jahre 1865 unter dem Titel „Nur nicht romantisch" im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin zum ersten Mal aufgeführt wurde und seinen Weg über die deutschen Bühnen machte. Das hatte aber durchaus keine Folgen. Der Lehrling war zum Gehülfen avancirt, der auf weiten Reisen die Technik seines Gewerbes, wie sie in andern Ländern geübt wurde, sich zu eigen machte; der über Verbesserungen und Vervollkommnungen im Gebiete der Textilindustrie nachsann; der über das Kartenschlagen und die Jacquardmuster nachdachte und nicht Zeit hatte, interessante dramatische Verwicklungen und wirksame Actschlüsse zu erfinden. So war er mit Lust und Liebe in dem erwählten Berufe thätig, nützte der Industrie durch manche anerkannte und heute noch nicht übertroffene praktische Verbesserungen und gründete schließlich im Jahre 1870 mit einem Bekannten eine Tuchfabrik zu Brandenburg an der Havel.

Jetzt endlich, im selbstgeschaffenen Wirkungskreise und für eigene Rechnung arbeitend, gönnte sich Lubliner hin und wieder eine Erholung, die sein Pflichtgefühl ihm unstatthaft erscheinen ließ, so lange er noch für fremde Menschen, als deren Angestellter, gewirkt hatte. In diesen wohlverdienten Stunden der Muße nach geschäftlicher Thätigkeit sehnte er sich nach geistiger. Er suchte und fand Anregung, die seiner Phantasie Nahrung bot; auf seinen Reisen früher und als eigener Herr hatte er gar seltsam geartete Menschenkinder gesehen, die ihm des Nachdenkens werth erschienen; er brachte in Gedanken verschiedene Charaktere zusammen, bemühte sich, dies selbstgeschaffene Geistesproblem in möglichst glaubhafter Art zu lösen, und als er nun seine geistige Thätigkeit dahin erweiterte, mit eigenem Witz und eigener Phantasie für eine ganze Anzahl solcher interessanten Charaktere eine Handlung zu ersinnen, in der sie wechselseitig auf sich einwirken könnten, als er diese Phantasiegebilde nun auch auf dem Papiere fixirte und diejenige Form wählte, welche ihrer Eigenart wegen die lebendigste ist, nämlich die dramatische, da war der dramatische Dichter fertig, und im Jahre 1873 hatte Hugo Lubliner sein erstes großes Stück geschrieben, welches er „Der Frauenadvocat" nannte und Heinrich Laube zur Begutachtung übersandte.

Das Urtheil, welches der berühmte Dramaturg fällte, war ebenso schmeichelhaft für den Dichter, als glückverheißend für seine Zukunft. „Der Frauenadvocat" wurde für das Wiener Stadttheater angenommen und ging gegen Ende Mai 1874 zum ersten Male in Scene. Lubliner, oder, wie er sich

als Schriftsteller nannte, Bürger, wohnte der Vorstellung bei, und wurde von dem außerordentlich angeregten Publicum mehrmals zugleich mit den Darstellern hervorgerufen. Ueberglücklich über das gespendete Lob kam er am nächsten Tage zu Laube, den Kopf voll von Plänen, das Herz voll Schaffensfreude. Wie wurde dem Aermsten, als ihm der Director die Zeitungen vorlegte und auf die bereits erschienenen Kritiken hinwies! Da bewies ihm der Eine, daß sein Stück kein Lustspiel sei, der Zweite sprach von mangelhafter Charakterzeichnung, der Dritte von unwahrscheinlichen Situationen, und alle diese Beurtheilungen waren in so scharfem, aburtheilendem Tone abgefaßt, es fehlte so jede Spur von Aufmunterung und Wohlwollen, daß der arme Verfasser vollständig an sich und seinem Talente verzweifelte. „Habe ich denn gestern geträumt?" rief er ein über das andere Mal. „Hab' ich das verdient und verschuldet?"

„Ja, junger Freund, so lebt nun Deine Sappho", versuchte Laube zu trösten. Mehr aber noch, als durch die begütigenden Worte des Directors wurde der schwer geprüfte Dichter durch die stets wachsende Anerkennung, die das Stück beim Publicum fand, befriedigt.

Es ist eine eigenthümliche, wirklich schwer zu erklärende Thatsache: Wenige moderne Dichter fanden mit allen ihren Stücken so viel freudiges Entgegenkommen beim Publicum als Bürger. Alle seine Bühnendichtungen, die zur Aufführung gelangten, bewährten sich als gut und sind Repertoirstücke der größeren Bühnen geworden, und bei fast allen neuen Stücken von Bürger fand die Kritik unendlich viel zu tadeln und zu erinnern. Vielleicht liegt der Grund darin, daß Bürger ein echter Bühnendichter ist, das heißt so schreibt, wie er schreiben muß, um bei der Aufführung Erfolg zu erzielen. Daß er dabei hin und wieder der Geschichte ein Schnippchen schlägt und ähnliche dem Dichter nicht versagte Hülfsmittel anwendet, rechnet ihm das Publicum nicht als Fehler an. Dieses will vor Allem Handlung, interessante Handlung und interessante Charaktere. Die Kritik steht natürlich einem Stücke anders gegenüber; sie beurtheilt dasselbe auch vom Standpunct der Geschichte und von allen möglichen andern Standpuncten aus. Bürger, der erfahren, daß seine Werke beim Publicum Erfolg haben, schreibt natürlich für dieses; daß er dabei der Aesthetik ins Gesicht schlägt, oder die logische Entwickelung der Handlung und der Charaktere fehlen läßt, wird auch sein größter Gegner nicht behaupten können. So sollte denn die Kritik seine Art auch als eine berechtigte anerkennen. Die guten Bühnenwerke gedeihen in Deutschland doch wahrlich nicht so üppig, als daß die Kritik nicht das wirklich Vortreffliche loben und das Verfehlte leicht tadeln sollte, statt, wie sie es zum großen Theile thut, Alles nicht ganz und durchaus nach ihrem Sinne Geschaffene mit Keulen todtzuschlagen. Hätte Bürger sich zu Anfang seiner Carrière einschüchtern lassen, so wäre das Schauspielrepertoire um ein ganz Theil guter Sachen ärmer, und was das bei dem geistigen Nothstand in unserer Epoche sagen will, braucht hier nicht ausgeführt zu werden, da jeder Gebildete sich selbst die Antwort geben kann.

Bürgers zweites Stück war das schon erwähnte Lustspiel „Die Modelle des Sheridan." Er schrieb es in der zweiten Hälfte 1874, reichte es zuerst am Berliner Hoftheater ein und hier wurde es, wie schon erzählt, noch vor dem „Frauenadvocat aufgeführt. Das Spiel, an welches der Dichter von Wien aus schon gewöhnt war, wiederholte sich: die Kritik fand unendlich viel zu tadeln, während das Publicum dem bisher hier ganz unbekannten Verfasser zujubelte.

Im Mai 1875 sollte im Schauspielhaus zu Berlin eine Aufführung zum Besten des Vereins „Berliner Presse" stattfinden. Bei dieser Gelegenheit kam der „Frauenadvocat" zur ersten Darstellung und hatte denselben Erfolg wie vor Jahresfrist in Wien.

Nun beschloß, durch zwei Erfolge über sein schriftstellerisches Talent aufgeklärt, der Fabrikant Lubliner, der Textilindustrie Valet zu sagen und sich als Schriftsteller Bürger ganz seiner neuen Thätigkeit, zu der er offenbar berufen war, hinzugeben. Er verkaufte seinen Antheil an der Fabrik zu Brandenburg und siedelte nach Berlin über.

Was er bisher aus Neigung und zur Ausfüllung der Mußestunden geübt hatte, das war jetzt für ihn zur Lebensaufgabe geworden, mit größtem Eifer und Ernst ging Bürger an ihre Lösung. Von nun an, das wußte er, würde man ganz andere Anforderungen an ihn stellen, seine Leistungen mit einem ganz andern Maßstab messen, als da er noch nicht „zum Handwerk" gehörte. Vor allen Dingen wollte er seinen Kritikern beweisen, daß er nicht nur die theatralische Technik verstehe und allenfalls eine interessante Handlung zu erfinden wisse, sondern daß er in sich die Kraft fühle, eine wirkliche Dichtung zu entwerfen und auszuführen; daß er in sich einen Hauch jenes Genius verspüre, der allein im Stande ist, dem Schriftsteller das adelnde Gepräge des Poeten zu geben.

So schrieb er denn nach eingehenden Studien und Vorarbeiten in den Jahren 1875 bis 1876 eine Tragödie „Die Florentiner", deren Stoff er der Geschichte der Stadt Florenz zur Zeit des Unterganges der Medicäer entnahm. Dieses Stück, voll Kraft und Leben in seinem Entwurfe, geistvoll in seiner Ausführung, legt ein glänzendes Zeugniß für die dichterische Begabung seines Verfassers ab. Ueber den Erfolg des Dramas gab sich derselbe aber keinerlei Illusionen hin, kannte er doch das Publicum zu gut, um nicht zu wissen, daß es allen Werken der ernsten Gattung abgeneigt und daß es so eigensüchtig ist, von dieser einmal vorherrschenden Meinung nicht einmal abzuweichen zu Gunsten eines Dichters, der ihm auf anderm Gebiete schon so manche dankenswerthe Gabe geboten. „Die Florentiner" wurde also Bürgers geistiges Schmerzenskind und, wie das ja immer zu sein pflegt, ist ihm das liebste unter allen seinen Geisteskindern. In Hamburg und Dresden kam das Drama zur Aufführung, wodurch auch seine scenische Wirksamkeit zu Tage trat, aber das Publicum findet nun einmal keinen Geschmack an der Richtung, und der Geschmack und die Mode, mögen sie vom ästhetischen Standpunct noch so wenig zu rechtfertigen sein, sind ja Alleinherrscher auf fast allen Gebieten des Lebens.

Nun wandte sich Bürger wieder dem Familienschauspiele zu, das er als dasjenige Feld erkannt hatte, auf dem sein Talent am gedeihlichsten sich entwickeln, auf welchem es die besten Früchte zeitigen könnte. Er schrieb 1876 ein Schauspiel „Die Adoptirten". Das Stück entstand eigentlich nur einer Rolle wegen. Die Susanne, eine eben entwickelte Mädchenblüthe, sollte von Frau Niemann-Raabe gespielt werden, wobei dem Dichter jedenfalls die großartige Leistung der Künstlerin als Marianne in Goethes „Geschwistern" vorschwebte; bekanntlich sucht Frau Niemann aber jetzt, nachdem sie in Sardous „Dora" so Vorzügliches geleistet, ihre geniale schauspielerische Kraft an Rollen zu bethätigen, in denen sie seelische Conflicte ernstester Art veranschaulichen kann. Das ist nun in den „Adoptirten" durchaus nicht der Fall, und so gelangte denn das Stück auch nur in Leipzig mit Frl. Wessely in der

Hauptrolle zur Darstellung. Jetzt, nachdem der Verfasser viel Besseres geleistet, denkt er jedenfalls auch nicht mehr daran, das Stück aufs Neue an die Bühnen zu versenden.

Am 2. März 1878 kam im Hoftheater zu Berlin das fünfactige Schauspiel „Gabriele" zur ersten Aufführung und errang einen Erfolg, wie ihn sich der Dichter in seinen kühnsten Träumen wohl kaum ausgemalt hatte. Jetzt zum ersten Male schmolz das Eis in der Brust der meisten Kritiker; wie erste Frühlingsgrüße kamen Zeichen warmer Theilnahme und Anerkennung, und als zu Ende März 1879 am eben genannten Theater Bürgers neuestes Lustspiel, „Die Frau ohne Geist", zum ersten Male in Scene ging, da erklärten sich denn auch des Dichters hartnäckigste Gegner für überwunden; überwunden durch die Macht des Talents und durch die liebenswürdige Art, wie sich dasselbe besonders in diesem neuesten Stücke zu geben wußte. Beide Werke machten die Runde über alle deutschen Bühnen, ernteten überall den gleichen Beifall und machten den Namen ihres Verfassers zu einem der geachtetsten auf dem Gebiete der modernen dramatischen Dichtung.

Im Wesen des deutschen Lustspiels ist seit Beginn der siebziger Jahre eine eigenthümliche Wandlung eingetreten. Während die Lustspieldichter früherer Zeit meist ihre Stoffe dem bürgerlichen Leben entnahmen und ihre Stücke im beschränkten Kreise sich abspielen ließen, sich selbst auch in der Wahl der Mittel zur Schürzung des Knotens, zur Herbeiführung der Intrigue und zur Lösung derselben häufig wiederholten, trat in dem angegebenen Zeitpunct, also zur Zeit, da unsere jetzige moderne Schule ans Ruder kam, ein Umschwung ein. Die hauptsächlichsten der früheren Vertreter schwiegen; Benedix starb und Bauernfeld war alt geworden. Das Publicum, durch die aus dem Französischen übersetzten Stücke verwöhnt, verlangte auch von den einheimischen Dichtern in Handluug und Charakteren schärfer pointirte, im Dialog schneidigere und packendere Producte, als es die „hausbackenen" Lustspiele von Benedix gewesen. So entstand fast urplötzlich die deutsche Salonconödie. Nicht mehr kleinliche Alltäglichkeiten aus dem menschlichen Leben waren es, die, mit theatralischem Flitterkram, als da sind etliche Liebespaare, die sich kurz vor Schluß des Stückes glücklich in die Arme sinken, aufgeputzt, zu Lustspielstoffen gewählt wurden, sondern allgemein interessirende Momente aus dem gesellschaftlichen Leben, bei denen das Interesse entweder durch die Thatsachen als solche, oder durch die dabei betheiligten Personen und die Charaktere derselben wachgerufen wurde. Ich sage, fast urplötzlich vollzog sich diese Wandlung; es war wie instinctiv, daß die Bühnenschriftsteller gleichzeitig zur Einsicht kamen, wie beschaffen die moderne Comödie sein sollte, um dem deutschen Publicum zu gefallen. Es war keine geringe Zahl, die damals, und zum Theil mit vielem Glück, sich auf diesem neuen Terrain versuchte; wie aber bei dem gleichen künstlerischen Bestreben Vieler niemals der Eine den Andern schädigt, sondern im Gegentheil, wenn auch unbewußt, fördert und damit dem Ganzen zum Gedeihen hilft, so war es auch hier der Fall. Verhältnißmäßig hat das deutsche Theater der Jetztzeit selten so viele brauchbare Stücke erhalten, als zu Anfang der siebziger Jahre. Bemerkenswerth ist dabei der Umstand, wie die Verfasser dieser Stücke, die doch Alle nach demselben Ziele strebten, sich Alle von einander unterschieden in der Wahl ihrer Mittel. Wilbrandt z. B. wählt einen oder einige interessante Charaktere, deren Entwickelung er zum Angelpunct des Stückes macht. Er hat auf diese Weise das Lustspiel „Die Maler" entworfen und ausgeführt. G. v.

Moser und Rosen suchen zu reussiren durch komische Situationen, in welche sie ihre Helden gelangen lassen; Situationen, durch welche Jene nicht absolut lächerlich werden, in denen sie aber, da sie mit unsern gesellschaftlichen Anforderungen im Widerspruch stehen, originell-drollig erscheinen. Lindau wieder bemüht sich, das, was ihm an Kraft der Charakterzeichnung und Erfindung mangelt, durch prickelnde und witzige Dialoge zu ersetzen, die er seinen Helden in den Mund legt.

Auch an Hugo Bürgers Stücken ist deutlich wahrzunehmen, was er selbst für seine stärkste Seite hält, und worin er sich von andern Dichtern unterscheidet, meist zu seinem Vortheile, wie ich gleich hinzufügen will. Es ist dies der außerordentliche Reichthum an Handlung, der in seinen Stücken vorhanden ist. Bedenkt man, wie unendlich öde ein Bühnenwerk erscheint, das in vier langen Acten ein Nichts von Handlung bis zur Unkenntlichkeit breit zieht, und wie dieses Nichts durch das Flittergold billiger Scherze oder höchst unwahrscheinlicher, wenn auch komischer Situationen oft mühsam zu einem Scheinwesen aufgeputzt wird, das keine eingehende Prüfung erträgt, so sieht man leicht ein, wie wichtig es gerade für den dramatischen Dichter ist, nicht nur überhaupt eine Handlung gut zu erfinden, sondern dieselbe auch gut zu vertiefen, alle Personen in interessante Stellung zu ihr zu bringen und zwischen Handlung und Charakteren eine rege Wechselwirkung hervorzurufen wissen. In dieser Hinsicht, d. h. im Erfinden sowohl, als im Gruppiren der Gestalten seines Stückes zu einander und zur Handlung ist Bürger ein Meister; ja bei einzelnen seiner Werke möchte man fast über ein Zuviel des Stoffes klagen; ich habe hier besonders das Schauspiel „Gabriele" im Sinne, bei welchem man die Geschicklichkeit des Autors bewundert, der es ermöglicht, eine ganz außerordentlich verzweigte Begebenheit mit all ihren Consequenzen sich von ihrem Entstehen bis zu ihrem Ausgange im kurzen Zeitraum eines Theaterabends abspielen zu lassen, und der noch Raum und Zeit behält zur Anbringung einzelner reizender Episoden, ohne welche das Stück zwar auch bestehen könnte, die ihm aber nun, da sie einmal vorhanden sind, einen erhöhten Reiz verschaffen.

Auf die gut erfundene, vertiefte und durchgeführte Handlung ist also in den Bürger'schen Stücken das Hauptgewicht gelegt, die Charakteristik steht erst in zweiter Linie, ohne daß sie jedoch deshalb vernachlässigt würde. Bürger erfindet zu der bereits erdachten Fabel die nöthigen Charaktere. Im weitern Verlauf der Arbeit wird dann natürlich nöthig, daß Charaktere und Handlung, die ja in steter Wechselwirkung stehen, in Bezug auf einander entwickelt werden. In dieser Art der Arbeit weicht Bürger gänzlich von der Art und Weise vieler anderer Dichter ab, z. B. Wilbrandts, der vor Allem in seinen letzten Stücken „Natalie" und „Auf den Brettern" die Entwickelung eines interessant erfundenen Charakters zur Grundlage für ein ganzes Schauspiel gemacht hat. Das außerordentliche Schwierige dieser Manier leuchtet ein, da durch die stete Bezugnahme auf den einen Charakter die Handlung oft nicht zur freien Entwickelung gelangen kann, wie dies in den genannten Wilbrandt'schen Stücken ja auch der Fall ist.

Die Hauptcharaktere in den Bürgerschen Dichtungen, deren Gestaltung er sich sehr angelegen sein ließ und von denen viele offenbar das Ergebniß tüchtiger psychologischer Studien, sind weibliche. Mit richtigem Blick erkannte der Verfasser, daß in der Gesellschaft, deren Thun und Treiben er zum Vorwurf für seine Werke nahm, die Frau die Hauptrolle spielt. Während der

Mann die vielseitigsten und weitgehendsten Interessen verfolgt, ist das Denken und Fühlen der Frau ein concentrirtes, innerhalb des beschränkten Kreises aber ein tiefes und mächtiges. Im Weltgetriebe regiert der Mann, im Gesellschaftsleben die Frau. Jener französische Richter, der bei jedem aus der Gesellschaft sich in den Gerichtssaal ziehenden Streit zuerst fragte: „Où est la femme?" war ein gewiegter Menschenkenner. Ganz besonders von der Zeit an, da Bürger sich bewußt geworden, daß seine Beanlagung ihn auf das Gebiet der Saloncomödie vornehmlich hinwies, ließ er sich die scharfe Charakteristik der Frau angelegen sein, als der fast unbeschränkten Herrscherin auf genanntem Gebiete, und die weiblichen Charaktere in „Gabriele" und „Die Frau ohne Geist" sind vortrefflich gezeichnet, die männlichen Charakterköpfe an Schärfe in der Zeichnung weit überragend.

Das Lustspiel „Der Frauenadvocat", mit dem der Dichter seine Laufbahn begann, ist als Erstlingswerk, wenigstens als erstes größeres Werk betrachtet, als sehr gelungen zu bezeichnen, wenn es auch hinter den späteren Werken zurücksteht. Zu loben ist die Einheitlichkeit und Präcision, mit der die Handlung entwickelt und zu Ende geführt wird, eine Handlung allerdings, mit deren Prämisse man sich erst befreunden muß. Wenn ein Advocat bei Nacht und Nebel in einer Villa einkehrt, weil er dieselbe für ein Hotel ansieht, so kann man das allenfalls als Lustspielscherz passiren lassen. Baut sich aber auf der falschen Annahme ein festes Gebäude von Mißverständnissen, ja von Verleumdungen auf, so ist die Prämisse nicht mehr ein bloßer Scherz, sie wird Ursache von ernsten Scenen, erhält dadurch selbst große Wichtigkeit, man prüft sie näher, und erkennt sie nun als eine ziemlich gewagte. Aber unter den gegebenen Umständen konnte das Stück kaum besser ausgeführt werden, als es der Fall ist. Wie die Handlung, so sind auch die Charaktere logisch entwickelt; am besten ist der Held gezeichnet, ein ideal angelegter Mensch, der stets für Recht und Wahrheit in die Schranken tritt. Für außerordentlich glücklich halte ich den Gedanken Bürgers, diesem seinem Helden einen Anstrich von Bonhommie zu geben. Dadurch wird er uns näher gerückt und wir glauben an seine Hochherzigkeit, an seine Uneigennützigkeit. Durch liebenswürdige, nie verletzende Ironie gewinnt er unsere Zuneigung, so daß wir auch die guten Eigenschaften, die ihm anhaften sollen und die wir in gleicher Vereinigung bei uns selbst wohl nur selten finden, ihm gönnen und ihm Glück dazu wünschen.

Großartiger in der Anlage, vertiefter in der Ausführung ist das zweite Lustspiel: „Die Modelle des Sheridan", das in jeder Beziehung einen Fortschritt bekundet. Es würde hier zu weit führen, die schließlich rein akademische Frage aufs Neue zu erörtern, wie weit der Dichter bei dem historischen Stücke sich an die Geschichte halten muß, und wo und wann er seiner eigenen Phantasie das Feld überlassen darf. Meine Ansicht ist, daß der Dichter, so lange es mit seinem dichterischen Stoff vereinbar ist, der Geschichte treu bleiben soll, daß er aber zu Gunsten seiner Dichtung schließlich vom wirklich Geschehenen abweichen darf, wenn er dabei nur nicht geradezu principielle Thatsachen negirt und die Geschichte in ihren Grundzügen fälscht. Dieser Ansicht scheint auch Bürger zu huldigen, und sein Stück ist eine Auslegung derselben. Es spielt in England zur Zeit des Fox'schen Ministeriums, der Held ist der berühmte Staatsmann und Dichter Sheridan. Wer will es nun dem Verfasser verübeln, wenn er wirklich die Reihenfolge der geschichtlichen Ereignisse nicht strenge inne hielt, sondern sie umstellte oder

vereinigte, wie er es bei seinem Stücke thun mußte? Im Princip ist an den Thatsachen nichts geändert. Bürger mußte handeln, wie er es that, oder er mußte auf seinen Lustspielstoff verzichten — und ist denn das Lustspiel da, um Geschichte an ihm zu lernen? Mit nichten! Wer sich für die Geschichte Englands interessirt, der lese ein fachwissenschaftliches Werk; das Lustspiel ist für das Theater geschrieben und mußte nach den für ein Bühnenwerk gültigen Regeln componirt werden. — Eine zweite Schwierigkeit, die sich dem Dichter entgegenstellt, der große historische Persönlichkeiten auf die Bühne bringen will, beruht in der verschiedenen Art, wie sich die Kritiker zu solcher Dichtung stellen. Legt man z. B. dem Staatsmann einige passende Worte in den Mund, welche die politische Lage klarstellen sollen, so heißt es: Der Dichter läßt seinen Helden Leitartikel herbeten! Läßt man ihn ruhig und harmlos, wie andere Menschenkinder, sich geben, dann heißt es wieder: Da ist nichts von dem genialen Wesen, das den und den doch vor den Andern auszeichnete! Es ist ein schwierig Stück, ein historisches Bühnenwerk zu schreiben. Bürger dachte ganz vernünftig: Wer es Allen recht will machen, geht zuletzt sich selbst verloren. So schrieb er denn sein Stück, wie er es schreiben mußte, damit es dem Publicum gefiele und er sich keiner Geschichtsfälschung schuldig machte, und so schilderte er den jungen Sheridan, wie er, empört über die Heuchelei, Verleumdung und Klatschsucht, die ihm auf Schritt und Tritt begegnet, die ihm sogar bei seiner Geliebten auflauert, zu gleicher Zeit die Schuldigen entlarvt und an den Pranger stellt, und die Macht seiner politischen Gegner bricht, die, statt dem Vaterlande zu dienen, ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgen. Das Lustspiel ist technisch sehr sorgfältig gearbeitet, die Sprache ist gewinnend und zuweilen satirisch gewürzt, und das Stück hätte kaum eine wirkliche Schwäche, hätte nicht der Dichter seinem Helden einen Zug gegeben, der im Stande ist, ihm viel von seiner Liebenswürdigkeit zu rauben. Um nämlich hinter das Geheimniß zu kommen, wer die Verbreiter der verleumderischen Geschichtchen seien, heuchelt Sheridan einer jungen Schauspielerin, deren Bruder in der Zeitungsdruckerei beschäftigt ist, seine Liebe. Später allerdings wird aus Sheridan und dem jungen Mädchen wirklich ein Paar, aber diese Art und Weise, wie der Held die Geheimnisse seiner Gegner zu erforschen sucht, läßt ihn viel von unserer Sympathie einbüßen. Mit wenig Mühe kann der Dichter hier eine große Verbesserung erzielen; hoffentlich sieht er sich dazu veranlaßt, wenn er später einmal das Stück einer kleinen Textrevision unterzieht.

Während die bisher besprochenen Stücke das schriftstellerische Talent ihres Verfassers bekunden, zeigt das fünfactige Trauerspiel „Die Florentiner", daß demselben auch echte Poesie zu eigen ist. Dieses Drama ist von einem wirklichen Dichter geschrieben, der über einen reichen Schatz von Empfindung verfügt und seinem Denken und Empfinden in schöner Form Worte verleihen kann. Das Stück spielt in Florenz, zur Zeit, da Alexander Medici sich dieser Stadt bemächtigte. Wäre das Publicum nicht principiell den Tragödien abgeneigt, so hätte das Stück sicher seinen Weg über alle Bühnen gemacht, denn es ist voll dramatischen Lebens und die Hauptrollen sind für die Schauspieler höchst dankbare Partieen. Um den Stoff zu bewältigen, hat Bürger sehr eingehende historische Studien gemacht; in der Form hat ihm Shakespeare zum Vorbild gedient. Darauf deutet die Fülle der Handlung, der außerordentliche Realismus der Charaktere und — im Kleinen — auch die technische Eintheilung der Acte nach Volksscenen, Monologen u. s. w.

Oben habe ich bereits erzählt, welchem Umstande das Schauspiel „Die Adoptirten" sein Entstehen verdankt. Bürger schrieb es, ganz gegen seine sonstige Art, nicht weil er einen dramatischen Stoff, sondern weil er einen bestimmten Charakter im Auge hatte. Für diesen — gewissermaßen um diesen herum — schrieb er nun das Stück. Diese Art liegt seiner Natur und Begabung durchaus fern, und so hat denn das Product auch nur Werth als Studie; auf den Namen eines Kunstwerkes kann es keinen Anspruch machen. Es handelt sich in dem Stücke um die Adoption eines jungen Mädchens durch seinen altadligen Oheim; des Mädchens Mutter war von ihrer Familie enterbt worden, weil sie einen Bürgerlichen heirathete. Dieser Stoff, an sich nicht eben sehr bedeutend, könnte interessant werden durch gehörige Vertiefung, statt dessen ist er aber in die Breite gezogen, so daß er immer durchsichtiger wird. Jeder weiß, wie die Geschichte enden wird; ja, wie sie enden muß, da keine der handelnden oder, richtiger gesagt, sprechenden Personen einen ausgeprägten Charakter besitzt, der einen ernsten Conflict herbeiführen könnte. Es sind Alle so seelensgute Leute, daß man überzeugt ist: wäre das letzte Wort im letzten Act schon im ersten oder zweiten Act gesprochen worden, so hätte schon damals eine allgemeine Aussöhnung stattgefunden. Für diesen Mangel an dramatischer Handlung oder an groß angelegten Charakteren können selbst einzelne recht hübsche Episoden nicht entschädigen, vielmehr lassen diese die vorhandene Leere erst recht erkennen. Jedenfalls hat der Verfasser des Stückes daraus gelernt, nicht von dem Wege abzuweichen, auf den seine ganze Individualität ihn hinweist.

Bürgers folgende Werke, das vieractige Schauspiel „Gabriele" und das vieractige Lustspiel „Die Frau ohne Geist" sind gute Theaterstücke im besten Sinne des Wortes. Sie haben als solche überall Beifall gefunden, wo sie zur Aufführung gelangten, und dies war bei allen deutschen Bühnen, der größten wie der unbedeutendsten, der Fall.

Beide Stücke verdienen fast unbeschränktes Lob wegen der ihnen zu Grunde liegenden Ideen, wegen des Aufbaus der Handlung, der Zeichnung der handelnden Personen, mit einem Worte, wegen der in ihnen enthaltenen poetischen und technischen Tüchtigkeit. Beide Stücke spielen in der großen Gesellschaft; viele, dem Salonleben entlehnte Einzelheiten finden wir hier zu großem Ganzen vereinigt durch das Band eines dramatisch geschilderten Vorganges. Die Handlung ist in beiden Stücken vorzüglich gegliedert, was besonders bei dem ersten von höchster Wichtigkeit ist. In diesem Stücke geschieht so außerordentlich viel, daß der Verfasser zuweilen die Nothwendigkeit einsieht, seinem Zuschauer den Gang des Geschehenen kurz ins Gedächtniß zu rufen; er läßt dies geschehen, indem eine der hauptbetheiligten Personen die Handlung recapitulirt. Das Alles ist aber so eingekleidet, daß das Interesse nie und nimmer erkaltet, vielmehr mit immer größerer Spannung der Zuschauer dem Autor folgt, der ihn durch die scheinbar labyrinthischen Gänge seines Dramas führt. In beiden Stücken sind Frauen die mit besonderer Schärfe gezeichneten Charaktere; sie schürzen die Knoten und sie sind am meisten bei der Lösung derselben betheiligt. Daneben stehen in beiden Stücken eine ganze Reihe Figuren, die als Charactere weniger entwickelt wurden, in die scenischen Vorgänge aber gleichbedeutend mit den Heldinnen eingreifen. Dem Wesen der Stücke nach ist in „Gabriele" mehr auf die Erfindung und Lösung eines ernsten Conflictes hingearbeitet, während in der „Frau ohne Geist" das Lustspielelement vorwaltet; die Differenzen, welche hier geschlichtet

werden sollen, sind nicht halb so ernster Natur, wie in jenem Stücke, deshalb können auch die Mittel zu ihrer Beilegung verhältnißmäßig harmloser sein. In diesem Stücke konnte Bürger auch mehr Sorgfalt auf die Sprache verwenden, denn er hat Zeit und Raum, um seinen Gestalten den Luxus eines geistvollen Geplauders zu verschaffen. In „Gabriele" dagegen ist schon so unendlich viel zu sagen, daß hier nicht die Frage „wie?" sondern nur „was und auf welche kürzeste Weise?" in Betracht kam. In beiden Stücken aber ist eine Fülle von Kleinigkeiten, die den psychologischen Scharfblick, den Geschmack und den Geist ihres Verfassers erkennen lassen.

Daß nun trotz dieses Reichthums an Handlung, trotz dieser fast überschwenglichen Fülle dramatischen Lebens in den Bürger'schen Stücken nirgends etwas Unklares, etwas Gewaltsames oder Unlogisches wahrnehmbar ist, hat seinen Grund in dem großen Maße, in welchem der Verfasser die Technik des Dramas beherrscht. Nicht nur, daß er die Acte gut in Scenen u. s. w. einzutheilen weiß, daß er es versteht, an entscheidenden Stellen besonders wirkungsvolle Einzelheiten anzubringen, auch in jeder Scene ist zu bemerken, wie sehr sich Bürger das angelegen sein läßt, was man, durchaus ungerechtfertigter Weise, mit dem geringschätzigen Ausdruck „Mache" bezeichnet. Jedes Wort ist an seiner richtigen Stelle; kein Wort ist zu viel, keines zu wenig; das Kommende ist durch das Vorhergegangene gut vorbereitet, ohne daß der Zuschauer durch das Frühere auch schon das Folgende errathen könnte. Und diese Erfolge erzielt Bürger durch die Sorgfalt, mit der er bei Abfassung jedes neuen Stückes zu Werke geht. Keine Scene wird von ihm geschrieben, ehe er sie nicht völlig ausgearbeitet hat, und an diese Ausarbeitung geht er erst dann, wenn ihm Gang der Handlung, Entwickelung der Charaktere von Anfang bis zu Ende klar vorliegen. Scharf berechnend, klar und nüchtern ist er bei dieser mühseligen Arbeit; jedes sogenannte „phantasievolle Selbstvergessen", der „holde Wahn" sind Dinge, mit denen man beim Entwurf einer Arbeit nichts anzufangen weiß. Ist diese nothwendige Vorarbeit vorüber, ist der Plan genau vorgezeichnet, dann ist die weitere Ausarbeitung ein Vergnügen, dann mögen Phantasie, Inspiration dem Dichter ihren Besuch abstatten; sie sind ihm willkommen, und währt ihm ihr Besuch länger, als es mit den bei der Arbeit in Betracht zu ziehenden Verhältnissen vereinbar ist, dann verabschiedet er sie freundlichst für einige Zeit. Jetzt vermögen sie nur noch, ihn bei der Arbeit zu fördern oder ihn aufzuhalten; absolut stören können sie nicht mehr, dazu ist er schon zu sehr Herr geworden über die Idee und über den Gedanken an ihre Verwirklichung.

So arbeitet Bürger. Manche werden es realistisch nennen, vielleicht gar „undichterisch". Mögen diese einen Vergleich ziehen zwischen Bürgers Stücken und denen eines Poeten, der bei der Arbeit stets nur Adler um sich rauschen hörte; der Vergleich wird zu Gunsten des Ersteren ausfallen, denn seine Werke sind zur Aufführung geeignet, während die des Letztern vor dem Bühnenlichte, das bekanntlich allen sinnlich-poetischen Glanz verdrängt, nicht bestehen können und ihr Dasein im besten Falle als Buchdrama beschließen müssen. Der dramatische Schriftsteller aber schreibt für die Aufführung, für die Bühne. Der Theatersaal ist für ihn das Rhodus, wo er die Kunst, deren er sich rühmt, bethätigen muß. Und ist ihm dies gelungen, hat er einen ehrlichen, nachhaltigen und wirklichen Erfolg erzielt, so darf er stolz sein, er hat in seinem Werke etwas Tüchtiges geschaffen.

Liebfrauenmilch.

Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege von **Bernhard von Walther.**

„Es wird Euch Reue schaffen, Jungfer Margarethe, daß Ihr mich so stolz abgewiesen habt", sprach ein junger Mann mit bebender Stimme. „Kein Anderer kann Euch jemals lieber haben als ich. Gott schütze Euch."

Die junge Maid, an welche diese Worte gerichtet wurden, blickte dem hastig Davoneilenden mit tiefem Ernst in ihren Zügen nach. Kein Wort, keine Bewegung verrieth den Wunsch, daß der Entflohene zurückkehren möge. Plötzlich aber bedeckte sie das Antlitz mit den Händen, wohl um die Thränen zu verbergen, die wieder Willen ihren Augen entquollen.

„So ist es denn aus", schluchzte sie, „Gott aber weiß, daß ich die böse Frage nur in guter Absicht that."

In diesem Augenblicke trat ein wohlbeleibter Herr ins Zimmer, blieb pustend und nach Athem ringend stehen und stieß mühsam hervor: „Was ist denn da geschehen? Ich kehre vom Rathhause zurück, den Kopf voll von Sorgen, die in diesen bösen Kriegsläuften fast zu schwer auf mir armen Bürgermeister lasten, ich trete in mein Haus und will die Stiegen hinauf, da rennt der Andres an mir vorüber wie ein Wilder, vergißt mich mit dem schuldigen Respect zu grüßen und schreit: „Es ist vorbei!"

Ich eile nun von Schrecken erfüllt die Stiege empor, so schnell es meine alten Beine mir gestatten, da sehe ich hier im Zimmer meine Jungfer Tochter weinend stehen und höre auch von ihr die Worte: „So ist es denn aus."

Um Gott, was ist denn aus, was ist vorbei? Ist Unglück nah? Hat sich der Schwede wiederum gezeigt, oder bedrängen die Kaiserlichen unsere gute Stadt Worms? Sinds etwa wieder die Franzosen, welche uns den letzten Gulden aus der Tasche ziehen wollen, oder die Hispanier, vor deren Wuth und Grausamkeit uns Gott in Gnaden bewahren wolle? Mädchen, Margarethe, sprich, was giebt es!"

Da aber fuhr dem Alten plötzlich ein anderer Gedanke durch den Sinn und näher tretend sprach er in verändertem, besorgtem Tone: „Der Andres hat doch nicht mein Kind mit frecher Rede beleidigt? Da soll doch Höll' und Pestilenz —"

„Herr Vater", unterbrach Margarethe die zornigen Ausrufe des Alten und schmiegte sich an dessen Brust, „der Andres hat Euer Kind nicht beleidigt, aber Euer Kind hat den Andres hart gekränkt."

Erstaunt blickte der ehrenfeste Bürgermeister seine Tochter an. Er führte die Weinende zu einem der hochlehnigen, schweren Eisenstühle und sprach: „Setze Dich nieder, Margarethe, auch ich will mich setzen, und dann erzähle mir genau der Reihe nach, was dieser Deiner Thränen Ursache ist."

Der alte Herr nahm auf dem Stuhle Platz, ihm wurde langes Stehen sauer. Margarethe aber hob das Haupt, strich mit der Hand die blonden

Haare aus der Stirn zurück und ließ sich vor dem Vater auf die Kniee niedersinken. Keine Thräne verdunkelte mehr ihre Augen, als sie gefaßt zu sprechen anhub:

„Herr Vater, ich konnte nicht anders handeln als ich gethan, und Reue werde ich darüber nimmer fühlen, wie der Andres drohte, aber den Schmerz, den ich ihm anthat und mir selbst, den werde ich nie verwinden.

Er kam hierher und mahnte mich an unsere Kindheit, da wir Braut und Bräutigam mit einander spielten.

Wohl hab' ich jener schönen Zeiten oft und froh gedacht.

Dann sprach er weiter, da er aus der Fremde heimgekehrt und nach des Vaters Tod das Haus mitsammt dem Geschäft ererbt, auch Bürgerrecht in Worms erworben habe, so könne aus dem früheren Spiel nun Ernst werden, wenn ich wolle. Er bäte herzlich darum und sei bereit zu warten, bis Ihr heimgekehrt, um ohne einen Freiwerber Euch selbst von Mund zu Mund um meine Hand und den väterlichen Segen zum ehelichen Bund zu bitten.

Laut schlug mein Herz bei diesen Worten. Ich meinte fast, er müsse das Pochen hören, denn ich liebte ja den Andres stets von Kindheit an, und — Herr Vater, ich liebe ihn noch, werde ihn ewig lieb behalten. Allein da drang ein Zweifel in mein Herz, weiß selbst nicht wie es kam, so daß ich fragte: „Ist es wahr, Andres, was die Leute reden, daß Ihr Euch in der Fremde unter dem Kriegsvolk herumgetrieben und unserem Glauben entsagt habt?"

Ich sprach im Ernst, er aber lachte und erwiederte, ein Waffenschmied passe ja wohl zum Kriegsvolk, denn wer die Waffen verfertige, müsse den Gebrauch derselben auch verstehen. Jetzt aber sei er ein friedlich ruhiger Bürger der guten Stadt Worms und was den Glauben anbeträfe, so sei sein Gott auch wohl der meinige.

Diese Antwort, liebster Herr Vater, und mehr noch, daß er bei so ernster Frage lachen konnte, that mir bitter weh. Ich wandte mich ab, denn ich wußte im Augenblick nichts Schickliches zu sagen und die Thränen, welche mir ins Auge drangen, wollte ich dem Andres auch nicht schauen lassen.

Er aber sprach gereizt: „Jungfer Margarethe, erlaubt auf Eure Frage eine Gegenfrage. Ist's wahr, was die Leute reden, daß Ihr stolz geworden seid? Daß Ihr nur eine Ausflucht ersinnt, weil der Bürgerssohn nicht gut genug ist für des Bürgermeisters und Rathsherrn Tochter?"

Es war nur die Erregung, welche dem Andres diese bösen Worte auf die Zunge legte, jetzt erkenne ich dies gar wohl. Aber in dem Augenblick, da er so sprach, was er doch selbst nicht glauben konnte und gewißlich Niemand von mir geredet hat, da regte sich in mir der Stolz. Ich unterdrückte meine Thränen, wandte mich zu ihm und blickte ihm fest ins Auge. „Rechtes sprachst Du eben", sagte ich, „ein gottloser Landstreicher, wenn ihm aus Gnaden auch schließlich das Bürgerrecht meiner lieben Vaterstadt geschenkt ist, paßt nicht als Ehegemal für des hochehrenwerthen Bürgermeisters Tochter."

Ach, liebster Herr Vater, mich selbst schmerzten diese harten Worte, als ich sie kaum gesprochen hatte. Sie waren aber meinen Lippen entflohen, ich konnte sie nimmermehr zurückrufen. Er vernahm sie, drehte sich hastig um und schied im Zorn."

„Wie ein Verzweifelnder", murmelte der Bürgermeister. Sanft aber legte er dann die Vaterhand auf Margarethens Haupt und sprach beruhigend:

„Fasse Dich mein Kind. Es hat schon manchmal zwischen Liebesleuten Zwist gegeben und dennoch folgte eine frohe Hochzeit. Ich mag den Andres ganz wohl leiden und würde ihn gerne als Eidam annehmen. Zwar stammt er nicht aus einer Rathsfamilie, doch kann es ja geschehen, daß er in eine solche aufgenommen wird als neues Glied in eine alte Kette, zumal in dieser traurigen Zeit, in der ein starker Arm, ein helles Aug' und ein verständiger Rath oft dringend Noth thut. Ich werde morgen den Burschen zu mir bescheiden lassen und mit ihm reden, auch über sein vergangenes Leben und seinen Glauben."

Margarethe blickte den Vater innig und dankbar an, küßte seine Hände, erhob sich und verließ langsamen Schrittes das Zimmer.

Der arme Andres war indessen mit hastigen Schritten dem Speyerschen Thore zugeeilt. Er mußte hinaus aus den engen Gassen der Stadt, hinaus ins Freie.

Das Thor war auf Befehl des Rathes geschlossen, denn viel fahrend Volk und mancher Schnapphahn trieb damals auf den Landstraßen sein böses Wesen. Man war auch niemals sicher, ob nicht plötzlich fremdes Kriegsvolk vor der Stadt erschien und Einlaß oder Durchzug forderte. Feindselig und gefährlich war ein solcher Besuch immer, gleichviel ob die Reiter des Kaisers oder Schwedens Farben, bayerische oder weimarische Feldbinden trugen, ob sie deutsch oder welsch, ungarisch oder spanisch sprachen. „Geld" war die Losung und das Feldgeschrei. Raub, Mord und Gräuel aller Art war stets das Ende vom Lied, wenn es einer jener durch den langen Krieg verwilderten Kriegshorden gelang, Eingang in eine Stadt zu gewinnen.

„Die Sonne steht schon tief und nach dem Abendläuten darf ich das Thor nicht öffnen bei strenger Pön und Dienstentlassung, es sei mit hohen Raths ausdrücklicher Bewilligung", warnte der Thorwart. Andres jedoch beharrte auf seinem Willen und dem bekannten Bürger wurde die kleine Pforte geöffnet, das Nebenbrücklein niedergelassen. „Wo der noch jetzt zu später Stunde und so eilig hin will", brummte der Wächter kopfschüttelnd, als er den Thorverschluß wieder versicherte. „Ob ich es melden soll?"

Nicht weit vom Thor bog Andres links vom Wege ab und schritt dem Rheinstrom zu.

Verzweiflung über den Verlust der Geliebten kämpfte in seinem Herzen mit gekränktem Stolz. Was hatte er noch für Freude vom Leben zu erwarten? Für wen sollte er noch fernerhin in seiner Werkstatt sich schaffend abmühen?

Schon tönte verlockend das Stromesrauschen an das Ohr des Unglücklichen, da schallten ernst und mahnend die Klänge der Abendglocken aus der Vaterstadt zu ihm herüber und drangen tief, beruhigend in seine Seele. Er hemmte den schnellen Schritt, blieb stehen und faltete die Hände zum Gebet.

„Herr", flehte er, „der Du Dein Licht dort hinter den Bergen in Gold und Purpurpracht verschwinden lässest, auf daß die dunkle, stille Nacht den Müden Ruhe schenke, beruhige Du auch mein armes und gequältes Herz. Und wie Du morgen wieder Deine Leuchte ansteckst, auf daß die Schlummernden aus schwerem Traum zu lichtem Tag erwachen, so scheuche auch von mir durch einen Hoffnungsstrahl die bittere Sorge fort. O wäre, was ich heute erlebt, auch nur ein Traum gewesen!"

Da horchte Andres plötzlich auf. Was war das? Sein scharfes Ohr vernahm ein leises, klirrendes Geräusch, wie Waffenklang. Schnell besonnen warf sich der junge Mann zu Boden nieder und spähte rings umher.

Dort drüben aus dem Waldesschatten trat etwas heraus. Es schien ein Reiter zu sein. Bald ließen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne denselben deutlicher erkennen, wie er das Faustrohr in der Hand, tief hinter den Hals seines Pferdes gebeugt unter dem breitkrämpigen Hut aufmerksam herumlugte. Dem einen folgten mehrere, die sich im Feld zerstreuten, jedoch die Richtung wie der erste Reiter gen Worms hin nahmen, zuweilen halten blieben, zuweilen leis und langsam vorwärts ritten.

Auch rauschte es im Wald, es knickten Zweige. Bisweilen schallte Waffenklirren, Rossesstampfen und ein Befehlswort leis und schwach herüber. Jetzt glänzte dort ein Küraß, dort ein zweiter und an jener Waldesecke eine ganze Anzahl.

„Das gilt einen Ueberfall bei Nacht, Gott schütze das arme Worms", sprach Andres leise vor sich hin.

Kurz entschlossen kroch der junge Mann dem Ufer des Rhein zu. Dort, wo die Binsen standen, pflegte ein Fischernachen zu liegen. Erreichte er denselben unbemerkt, so konnte er vielleicht die Stadt bei guter Zeit noch warnen.

Richtig, der Nachen lag dort in gutem Versteck. Andres kroch vorsichtig hinein und fuhr hart an dem Ufer und in dem Schatten desselben stromabwärts, ungesehen von dem Feinde bis zur Stadt. Wie aber nun hineingelangen, ohne Lärm zu erregen und des Feindes Aufmerksamkeit auf dies Beginnen zu lenken?

Zum Glück entsann sich Andres eines kleinen Rondels an der Stadtmauer nicht weit vom Neuthurm. Dort war die Mauer schadhaft. Vielleicht gelang es ihm, dem wohlgewandten Mann, empor zu klimmen. Schwer freilich war die Ausführung des Vorhabens, doch es gelang.

Die Mauer entlang eilend traf Andres auf eine Bürgerwache. Hastig theilte er ihr mit, was er erspäht und bat, in möglichster Geschwindigkeit die Stadt zu allarmiren und das Speyersche Thor zu besetzen. Er wollte mit der bösen Kunde zum Bürgermeister laufen, so schnell ihn seine Beine trügen.

Den Bürgermeister hielten zu der späten Stunde, ganz wider die Gewohnheit, schwere Sorgen wach. Diesmal betrafen sie nicht nur die Stadt, sie stürmten bis ins Innerste des eigenen Hauses hinein. Wenn nur die Frau noch lebte, die könnte, seufzte er, guten Rathschlag geben. Sie aber war, Gott seis geklagt, schon lange Jahre todt.

Plötzlich pochte es unten schnell und schneller, ungebührlich stark mit dem schweren Klopfer an die Hausthür. Der Bürgermeister fuhr aus seinem Sinnen auf, öffnete das Fenster und fragte den Kopf hinausreckend: „Um Gott, was giebts? Brennt es irgendwo? Man soll sofort die Lärmtrommel rühren. Gemach, ich komme schon und sperr die Thür im Augenblicke auf."

Als er nun beim Schein der Handleuchte den Andres erkannte, erhitzt, mit zerrissenen und beschmutzten Kleidern, da prallte er zurück und wollte schelten. Der aber rief: „Auf, auf! Der Feind steht vor den Thoren und droht mit Ueberfall."

Welch' ein Aufruhr erfüllte da die stille Stadt, als plötzlich die Nothglocke heulend tönte und Alles aus dem ersten Schlaf erweckte.

Die Bürger griffen zu den Waffen und eilten an den Platz, der jedem für den Vertheidigungsfall im Voraus bestimmt war.

Geängstigte Weiber liefen unter großem Geschrei und Wehklagen durch

die Straßen. Offen trugen sie ihre Baarschaft an geringhaltigem Silbergeld in Hohenlohischen Sechsbatznern und dergleichen schlimmer Land- und Silbermünze umher, bald hier, bald dort eine Sicherung suchend. Auch lang verborgener Schmuck und Goldgeschmeide, Schaumünzen und silberne Becher kamen bei dieser Gelegenheit zum Vorschein. Viele flüchteten nach den Kirchen, Andere auf die Mauern, wo ihnen ihrer Männer Schutz am nächsten schien.

Vom Speyerschen Thor her hallten Schüsse, verworrenes Toben, dazwischen harte Axthiebe. Ein schwerer Schlag verkündete, daß die Zugbrücke niederfiel, gleich darauf platzte mit dumpfem Knall eine Petarde und sprengte den Thorflügel. Nur das Fallgitter hielt noch den wüthenden Feind zurück. Abgesessene Dragoner arbeiteten aber mit aller Macht daran, auch dieses zu zertrümmern, indessen Andere durch die Oeffnungen in das Innere des Thores schossen und die geringe Wache zurückscheuchten.

Jetzt brach auch dieser letzte Schutz, die Bahn war frei. Ein furchtbarer Entsetzensschrei gellte, denn des Feindes Kürassiere sprengten durch das Thor in die Straße. Alles schien verloren.

In diesem Augenblick höchster Gefahr drang Schulter an Schulter, in ganzer Straßenbreite, die langen Spieße gefällt, die Schaar der Stadtknechte vor gegen das Thor und den Feind. Andres eine Hellebarde in der Hand, ermuthigte durch lauten Zuruf.

Ein furchtbarer Kampf entbrannte, beleuchtet von den Strahlen des aufgehenden Mondes.

Vergebens versuchte es ein stattlicher Reiter auf schönem Roß, welcher der Oberst der Feinde zu sein schien, in die Speere hinein zu setzen. Die enge Straße und der noch engere Zugang durch das Thor gestattete nur geringen Anlauf und nur wenigen Reitern freie Bewegung zum Fechten. Mehr und mehr wurden die Kürassiere durch den Speerangriff zusammengedrängt und zurückgedrückt.

Andres befand sich dicht an der Seite des Obersten und holte mit der Hellebarde zum wuchtigen Schlag gegen das Haupt des Feindes aus. Da begegneten sich beider Augen. Wie gebannt ließ Andres die Arme sinken, der Reiter aber zückte den langen Degen und stach ihn in die Brust des Gegners, daß dieser taumelte und niedersank.

Indessen hatten sich die Bürger auch gesammelt. Sie warfen die Leitern um, auf welchen feindliche Dragoner die Mauer zu ersteigen versuchten, und schossen aus Hakenbüchsen und Faustrohren in die dicht gedrängte Masse der Kürassiere vor dem Thor. Mancher Reiter wurde sattellos und der Feind begann sich zur Umkehr zu wenden.

Oben auf der Mauer stand ein junges, hübsches Weib, nur leicht bekleidet. Sie drückte mit der Linken einen Säugling an die offene Brust, hob mit der Rechten einen Stein vom Boden, warf ihn mit aller Kraft und traf die Schulter des feindlichen Obersten. Dieser blickte hinauf und als er sah, daß er von eines Weibes Hand getroffen, rief er wüthend: „Dir, Bürgerpack von Worms, will ich den Streich gedenken. Nicht eher ruh' und rast' ich, bis mein Fuß auf den Trümmern Eures Doms steht, meine Hand in Eurer Bürger Blut getaucht ist und mein Mund die Milch Eurer Weiber getrunken hat. Bei meiner Ehre sei's geschworen."

Hoch auf ließ er sein Roß steigen, riß es herum und jagte seinen flüchtenden Reitern nach.

Die Drohung des Obersten lief schnell von Mund zu Mund hin durch die ganze Stadt. Trotz der späten Nachtstunde eilte jeder Bürger an das Werk zur weiteren Abhaltung des Feindes.

Den Weibern ward geboten, zu helfen oder heim zu gehen, damit nicht Unordnung und Muthlosigkeit einreiße. Die Leichen der Erschlagenen und die Verwundeten wurden fortgeschafft, das Thor mit Karren, Steinen, Holz und Mist verstopft und eifrig an der Wiederherstellung der Zugbrücke wie des übrigen Verschlusses gearbeitet. Nothschlangen wurden auf die Mauern geschafft, kurz, Alles vorbereitet, obwohl sich jetzt vom Feind nichts spüren ließ.

Am frühen Morgen aber, als kaum der Sonne Licht erglänzte, begann vom Waldessaume her ein furchtbares Schießen aus groben Stücken, wie nimmer noch bisher gehört und erfahren worden. Kugeln aus Eisen und Stein von ungeheurer Schwere fielen auf die Häuser, in die Straßen und trafen Thürme und Mauern hart, so daß sie bebten. Ganz besonders schien es auf die Kirchen abgesehen zu sein. Große Stücke vom Dom und unserer lieben Frauen Kirche wurden abgerissen und stürzten prasselnd auf den Boden nieder.

Da sank auch dem Muthigsten das Herz.

Auf ein Bett in seinem Haus ausgestreckt lag Andres. Die alte Haushälterin lief ab und zu und brachte kühles Wasser. Sie unterdrückte lautes Jammern, denn Jungfrau Margarethe hatte es verboten, damit der schwer Verwundete nicht beunruhigt werde. Das stolze Bürgermeisterskind stand in fremdem Haus am Lager des Geliebten und pflegte dessen. Was kümmerte es in diesem Augenblick böse Nachrede!

„Her, her! Drauf, dran!“ rief der Verwundete und versuchte es, sich zu erheben.

Margarethe hielt ihn mit sanfter Hand nieder. Die Alte aber sprach: „Er redet irre im Fieber.“

„Was senket Ihr die Fahnen, was rollt Ihr sie zusammen! Habt Ihr des Eids vergessen?“ phantasirte Andres weiter fort.

„Du bist es, Hauptmann! Warum schaust Du mir so wild ins Auge? Trat ich nicht vor Dich, als die Knechte Dir ans Leben wollten? Flieh', flieh' zum Herzog, daß er den bedungenen Sold bezahle. Weh! Alles ist verloren! — Sie auch! Wozu denn leb' ich Unglückseliger noch?“

Erschöpfung schloß den Mund des Kranken, nur hin und wieder entrang sich seiner Brust ein leises Stöhnen.

Um Mittag hörte plötzlich das schreckliche Schießen auf.

Ein Trommler kam an das Thor der Stadt und verlangte vor den Rath geführt zu werden.

Niedergeschlagen saßen die Herren auf der Rathsstube beisammen, denn eben meldete der Stadthauptmann, daß die wenigen Stadtknechte eine ordentliche Belagerung oder gar einen Sturm des offenbar übermächtigen Feindes nicht abwehren könnten. Was aber die Bürger anbetreffe, so ließe sich der Wunsch nach billigem Accord schon häufig vernehmen. Hoher Rath wolle dies bedenken und des Feindes Botschaft hören. Diese lautete jedoch schrecklich: Oeffnung der Thore, unbedingte Unterwerfung auf Gnad' und Ungnad', oder Sturm mit allen Folgen.

In diesem Augenblick höchster Rathlosigkeit begehrte des Bürgermeisters Tochter vorgelassen zu werden.

Erstaunt fuhr der Bürgermeister auf, doch ertheilte er Genehmigung.

Margarethe trat ein. Holde Röthe jungfräulichen Schamgefühls färbte ihr Antlitz, doch schnell faßte sie sich und sprach mit fester Stimme, sie wisse um die schwere Noth und die bittere Verlegenheit, in welcher sich die Stadt befinde, doch hoffe sie, es sei noch nicht Alles verloren. Vielleicht möchten Abgesandte der Stadt durch freiwillig dargebrachtes Lösegeld den starren Sinn des feindlichen Obersten ändern. Ihr möge Erlaubniß gewährt werden, die Gesandtschaft zu begleiten. Sie hege keine Furcht und glaube zuversichtlich, etwas bieten zu können, was den grausamen Beschluß des Obersten mildern und ihn von seinem Eidschwur lösen werde.

Entsetzt starrte der Bürgermeister seine Tochter an. Was war sie gewillt, dem unbarmherzigen Feinde für Schonung der Stadt zu bieten? Auch die anderen Herren vom Rath blickten scheu von der Seite nach dem schönen Mädchen hinüber, das so kühne Worte sprach. Der Beschluß wurde aber gefaßt und bald begab sich die Gesandtschaft auf den Weg.

Wild aussehende Reiter begleiteten den Zug von außerhalb des Thores an.

Dort, etwas mehr zur rechten Hand, erblickten die Bürger jene Stücke, die der armen Stadt so argen Schaden zugefügt. Musketiere lagerten dazwischen und daneben. Bisweilen bliesen sie die Lunten an, welche in den Boden gesteckt leise fortglimmten und in jedem Augenblick verderbliches Wurffeuer entzünden konnten. Kaum fünfzig Schritte dahinter war auf einer Waldwiese ein großes, prächtiges Zelt errichtet. Am Eingange desselben saß der Oberst, den einen Arm noch in der Binde, und um ihn standen mehrere Hauptleute. In weiterer Entfernung wurden an dem Waldesrand auch Reiter, Fußknechte und mit Heergeräth belastete Wagen sichtbar. Es schien den armen Bürgern von Worms, der Wald sei lebendig geworden, so rauschte, klirrte, knickte, brach es ringsum in den Zweigen und dem Gebüsch. Betrübten Herzens schauten sie auf diese Zurüstungen, die ihrem stillen Glück ein schnelles Ende bedrohten.

Da kam Befehl zum Nähertreten und Empfang.

Ein Bürger warf sich vor dem Oberst auf die Kniee nieder und legte zu den Füßen des Allgewaltigen einen großen, sichtlich schweren, sorglich durch ein Tuch verhüllten Gegenstand nieder.

Fragend blickte der Oberst den Bürger an, setzte dann zum Zeichen der Annahme seinen Fuß darauf und winkte Entlassung.

Nun schritt der Bürgermeister vor und ihm zur Seite seine Tochter. Er beugte auch das Knie, sie aber senkte nur das Haupt zum Gruß.

Der Oberst blickte Beide prüfend an, nickte leicht mit dem Kopf, sprach aber nichts.

Mit zitternder Stimme begann der Bürgermeister: „Hochwohlgeborner Graf und Herr. Euer Excellenz seien unseres unterthänigen, bereitwilligen Dienstvermögens zuvor versichert.

Gnädiger Herr! Der Rath und Bürgerschaft von Worms haben mit sonderlicher Betrübniß vernommen, was Eure Excellenz ohne unser Verschulden über die arme Stadt beschlossen und festgesetzt hat. Dieweilen es nun aber mit den Intraten und Einkommen gemeiner Stadt also bewandt, daß —. —“

„Spart Euch die weiteren Worte“, unterbrach der Oberst. „Was bietet Ihr als Lösung?“

„Zehntausend Gulden ist Alles, was die Stadt besitzt. Diese lege ich

in Unterthänigkeit zu Dero Füßen nieder als Verordneter und Abgesandter der — — —"

„Erbärmlich wenig", rief der Oberst, doch läßt sich über diesen Punct noch weiter sprechen. Wie aber denkt ein edler, ehrenfester und wohlweiser Rath den Schwur zu lösen, den ich in verwichener Nacht gethan? Fürwahr, der Arm schmerzt noch, den mir ein Weib getroffen."

„Erlaubt, Herr Oberst", sprach bleichen Angesichts, doch fester Stimme Margarethe, „erlaubt, daß eines Weibes That ein Weib entschuldigen darf.

Der Säugling, den die Arme an den Busen schmiegte, war ihr einziger Schatz, denn kürzlich ward ihr Mann im Freien bei Feldarbeit ohn' jeden Grund von fremden Reitern erschlagen. Sie hieben auch die Bäume nieder, die ihr Eigenthum, rissen die Rebstöcke aus dem Boden und banden Rechen an die Schwänze ihrer Pferde, um Alles zu verwüsten, was noch in dem Acker steckte. Verzeiht darum, hochwohlgeehrter Herr, der armen Frau. Sie hatte viel verloren, fürchtete, das Letzte zu verlieren und handelte in Verzweiflung."

Der Oberst blickte erst das kühne Mädchen, dann fragend seine Hauptleute an und sprach mit etwas weniger harter und sicherer Stimme: „Fahrt fort, wenn Ihr noch etwas sprechen wollt."

„Ihr meint, Herr Oberst, daß ein schwerer Eid Euch binde, so daß Ihr unserem armen Worms nicht Schonung gönnen dürft. Wollt Ihr zufrieden sein mit Dem, was Euch die Stadt hier bietet, wenn ich Euch von dem Eide löse?"

„So Ihr das vermöget, schöne Maid, verpfänd ich Euch mein ritterliches Wort, daß ich noch heute mit den Meinen weiter ziehe", erwiederte der Oberst.

Die Hauptleute lachten dazu.

„Nun wohl, Herr Oberst", begann Margarethe, ohne durch den Spott gestört zu werden, „hebt dieses Tuch auf und schaut herzu, worauf Ihr Euren Fuß gesetzt habt. Die Trümmer sinds vom Wormser Dom, die Eure Stücke abgeschossen haben."

„Fürwahr, nicht übel", sprach lächelnd der Oberst, „das ist eigene Deutung. Ich wähnte in dem Sacke Becher, güldenes und silbernes Geschirr und setzte darum meinen Fuß darauf als Beute und mein eigen. Nun aber erweist es sich als nichts anderes, denn werthloses Gestein."

„Fürs Zweite", fuhr Margarethe fort, „schwurt Ihr, in unserer Bürger Blut die Hand zu tauchen. Das habt Ihr leider nur zu tief gethan. Wißt Ihr, wer der Bürger war, den Euer Schwert so hart traf? Es war derselbe Mann, der Euch vor Jahren das eigene Leben mit dem seinigen deckte und Euch zur Flucht verhalf, als Ihr den Sold nicht zahlen konntet und die Knechte sich empörten."

Bei diesen Worten wurde des Obersten Gesicht gar ernst. „Das war ein tapferer, braver Mann", brummte er vor sich hin, „mein Lieutenant —"

„Und mein Geliebter", fiel Margarethe hoch erröthend ein, „so Gott ihn rettet von der schweren Wunde, welche Ihr ihm geschlagen habt, und er will, dereinst mein Gatte und mein Herr.

Ich seh', es rührt Euch, Herr! Trinkt aus dem Becher, den ich Euch credenze. Trinkt auf ein gut Vergelten für das, was er für Euch gethan. Ich mein', das Leben war Euch damals mehr werth, als jetzt der Besitz von einer armen Stadt."

Der Oberst blickte die Jungfrau mit eigenen Augen an.

Dachte er der lang verflossenen Jugendzeit, da noch keine Schuld das Herz beschwerte?

Er nahm den Becher, trank ihn bis zur Nagelprobe leer und rief: „Zum Heil für Euch und Euren braven Liebsten! Ich will —“

„Gemach, Herr Oberst“, sprach die junge Maid dazwischen, „nur noch ein kurzes Wort, dann aber denket dessen, was Ihr mir gelobt.

Wißt Ihr, was Ihr getrunken habt? Das war Liebfrauenmilch aus Worms, berühmt in allen deutschen Gauen.

Ihr habt den Eid erfüllt, ich habe Euer ritterliches Wort und freudig ziehen wir zurück zur Stadt. Ich weiß bestimmt, Ihr werdet halten, was Ihr mir und uns versprochen habt.“

Da erhob sich der Oberst von seinem Sitz, grüßte mit dem Hut, schritt auf die Jungfrau zu und beugte leicht das Knie.

„Wo so viel Muth“, sprach er, „und Klugheit unter Frauen waltet inmitten äußerster Gefahr, da biegt den straffen Willen selbst der Krieger. Noch heut' zieh' ich von dannen. Nehmt Euer Geld zurück, ich mag es nicht. Wenn aber Hochzeit wird, dann rufet mich hierher, als Freund der Stadt. Ich folge sicher dem Gebot, so ich noch in dem Leben weile.“

Abendgang.

Ich schritt die Halde spät hinan
Bei Sonnenuntergang;
Die alte Sehnsucht sang mich an
Im fernen Glockenklang.

Sacht stiegen aus dem Moorgefild
Die blauen Nebel auf;
Mich überkam's — mir stieg ein Bild
Aus dunkler Zeit herauf.

Ich sah nach manchem Schmerzensjahr
Dich wieder, loses Kind,
Wie Du gejauchzt, den Kranz im Haar,
Durch's Feld bei Sonn' und Wind.

Der eignen Sinne mächtig kaum
Schwoll mir das Herz empor,
Und Trug erschien's, es schien ein Traum,
Daß ich Dich längst verlor.

Wilhelm Buchholz.

Eine Pensionsfreundin.

Von **Gustav Droz.**

Blanche an Helene.

(Datirt aus der Pension der Professorin Herbert in der Hauptstadt.)

Am 6. Februar.

Komm doch so schnell als möglich zurück, mein geliebtes Herz! Unser Veilchenbeet, Du weißt, das kleine, rechts an der Mauer, ist von Knospen bedeckt. Eine ist heute früh aufgeblüht; meine Mama wird sie Dir mitbringen. Sie sehen, mein gnädiges Fräulein, daß man sich Ihrer erinnert! Gieb also Deiner Freundin einen Kuß für die Mühe und laß uns plaudern, als säßen wir auf dem kleinen Bänkchen im Hofe.

Denke Dir, Fräulein Augusta — weißt Du, die Große — trägt neuerdings Locken! Nein, haben wir gelacht! . . . Kömmt sie da an mit ihren Korkziehern, um uns Stunde zu geben! Die ganze Classe ist losgeplatzt. Das trodelt beständig so hin und her. Eine von den längsten gerieth ihr unglücklicher Weise ins Tintenfaß. Nun, stelle Dir vor . . . ! Du weißt, sie ist hellblond! Ueberall suchte sie nach Papier, um ihren unglückseligen Haarbüschel abzutrocknen; aber das Ding blieb zwei Tage lang schwarz, und Marie, die von je eine spitze Zunge hat, erklärt alles Ernstes, das werde die Verlobung rückgängig machen. Es scheint wirklich, als ob der englische Lehrer sie heirathen wolle . . . Mama sagt freilich, das seien Redereien, die uns nichts angingen. Wohl möglich! So viel aber ist zweifellos, daß der englische Lehrer für nichts mehr Augen hat als für Fräulein Augusta. Als er vorgestern durch den Garten ging, ist er sogar mitten in unser Bassin getappt. Hat der Mensch uns erschreckt! Man giebt doch Acht, wo man hintritt; nicht wahr, Herzchen? Wäre ich an der Stelle Titi's, unseres kleinen Goldfischchens, gewesen, ich hätte ihn schön in die Beine gebissen.

Nun, er wurde bis auf die Haut naß, dieser vortreffliche Mister Dickens. Das muß eine reizende Ehe geben: ein Mann, der in die Bassins fällt und eine Frau, die ihre Locken ins Tintenfaß hängen läßt . . .

Kannst Du Dir denken, daß Sophie in verwichener Woche die blaue Schleife bekommen hat? Es klingt fabelhaft, aber es ist so. Ihr Aufsatz war unter allen der beste. Das Thema war „Ein Spaziergang auf dem Lande". Wenn Du wüßtest, was sie Alles an Kräutern und Gräsern und Vögeln und Schmetterlingen dahinein gebracht hat! Es erinnerte fast an den neuen Hut der Directorin. Fräulein Augusta sagte, die Arbeit sei ausgezeichnet; und am folgenden Tage kam sie mit ihren Korkzieherlocken. Der Einfluß ist unverkennbar.

Ich war die Fünfzehnte, weil mein Aufsatz so viele orthographische Fehler hatte. Ich komme nun einmal mit der verwünschten Orthographie nicht zurecht. Da hab' ich jetzt schon zum vierten Male das Wort „Abenteuer" mit einem th geschrieben und ich glaube, man schreibt's nur mit t. Das Fräulein sagt, es sei schmachvoll. Schmachvoll! Wem in aller Welt thut dieses unschuldige th etwas zu Leide!

Ach, meine süße Helene, mach', daß Du recht bald wieder gesund wirst. Ich bin wie ein Leib ohne Seele. Wir sind eben keine Freundinnen wie die Anderen. Ich liebe Dich von Grund meines Herzens, Du Theure, Einzige!

A propos, weißt Du, daß ich mir ein ganz hübsches Sümmchen gespart habe? Schmeichle doch Deinem Onkel ein wenig, damit er Dir Geld für einen Rechen und für die Windensetzlinge giebt. O, solche Winden sind etwas Reizendes. Marianne hat mir bereits einen Besenstiel zugesagt, an dem sie aufranken können. Ueberdies möchte ich einen zweiten Goldfisch kaufen. Ich finde, Titi ist seit einigen Tagen recht traurig. Er fühlt sich so allein in dem großen Bassin, der arme Kerl. Denke Dir nur, wie schrecklich, wenn man uns zwänge, so in der Tiefe eines Bassins zu leben, mit Wasser über dem Kopf und getrennt von einander! Ich wenigstens würde närrisch werden.

Leb' wohl, mein Herzensschatz! Ich küsse Dich tausendmal!

Deine

beste und treueste Freundin
Blanche.

* * *

Blanche an Helene.

(Datirt aus der Pension der Professorin Herbert in der Hauptstadt.)

Drei Wochen später.

Ach, liebe Freundin, wenn Du wüßtest, was uns passirt ist! Diese schändliche Sophie Düringer! Sie war mir von jeher unausstehlich; jetzt aber muß ich an mich halten, um ihr nicht das Gesicht zu zerkratzen.

Denke Dir, gestern Morgen hatte es so stark gefroren, daß ich in der Freistunde um neun Uhr das Bassin mit Eis bedeckt fand. Und Titi! Denke Dir, Titi steckte also darunter! Ich stieß einen lauten Schrei aus. Die ganze Pension rannte herzu.

„Kinder", rief ich, „Titi erstickt. Wir müssen das Eis entzwei schlagen. Um Gottes willen, einen Stock! einen Stock!"

Es war keiner da. Ich lief zur Küche und holte das Beil. Marianne wollte mich daran hindern. Ja wohl! Ich rannte davon, und mit zwei gut gezielten Schlägen hatte ich das Eis glücklich zertrümmert. Dem Titi war's in der That schlecht gegangen. Er hockte still und verdrießlich in einem Winkel und rührte sich nicht. Wir Alle waren in tödtlicher Angst. Da rief Sophie:

„Habt keine Sorge! Ich will ihn schon wieder flott machen, ich versteh' mich darauf. Der arme Bursche muß gewärmt werden; er ist vor Kälte starr; sonst fehlt ihm nicht das Geringste."

Hierauf nahm sie den Titi in beide Hände. Ach, und ich war noch so dumm, ihr das Kleid bei Seite zu schieben, damit ihr kein Wasser darauf

tropfen sollte! So eine schlechte Person! Aber Du wirst gleich sehen. Sie trägt also unsern Titi ins Schulzimmer und legt ihn auf den Porzellanofen. Wir Alle standen herum und schauten mit zu. Kaum lag Titi auf dem warmen Porzellan; als er einen verzweifelten Satz machte und seine großen Ohren weit aufsperrte, das arme Thier! Er schien große Schmerzen zu leiden. Mit einem Male rührte er sich nicht mehr. Er hatte seinen Geist ausgehaucht! . . . Und jetzt brach Sophie Düringer in ein helles Gelächter aus. Sie hatte es mit Absicht gethan, und sie wußte sehr wohl, daß es ihm zum Verderben sein würde. Sie hat's offen eingestanden, indem sie uns eine Nase machte. War ich in einer Wuth! Hätte ich ein Messer gehabt, ich hätte sie todtgeschossen!

Du wirst über diese Mittheilung sehr betrübt sein. Weißt Du noch, wie gern er die kleinen Brodstückchen fraß? Ach, und er schwamm so hübsch! Es ist wirklich zum Weinen!

Leb' wohl, theure Helene, mache, daß Du nun endlich, endlich zurückkommst, jetzt wo ich nur noch Dich habe.

Dein für's ganze Leben.

Blanche.

* * *

Blanche an Helene.

(Datirt aus einer kleineren Provinzialstadt.)

Drei Jahre später.

Theure Freundin!

Es ist eine Ewigkeit, daß ich Dir nicht geschrieben habe. Ich schäme mich fast; aber wahrhaftig, es ist nicht meine Schuld. Seitdem ich hier bin, komme ich fast keine Minute zu Athem. Die Besuche, die Spazierfahrten, die Ausflüge, die festlichen Diners 2c. 2c. erlauben mir keinen freien Augenblick. Ach, wie liegt doch die Pension weit, weit hinter mir, obgleich ich sie kaum vor einem halben Jahre verlassen habe! Ach, und wie gerne möchte ich die Erinnerung an diesen schrecklichen Aufenthalt gänzlich aus meinem Herzen reißen, wenn nicht unsere Freundschaft so unauflöslich damit verknüpft wäre!

Morgen ist der Geburtstag Papa's. Ich bin glücklich mit meinem Kissen fertig geworden; ich habe genäht wie eine Wahnsinnige. Früh um sieben Uhr stand ich auf und setzte mich an die Arbeit. Leider macht sich das Gold auf dem rosenfarbenen Hintergrunde nicht gut. Das kannst Du dem Zeichner gelegentlich mittheilen. Aber ich glaube wahrhaftig, ich habe Dir noch nicht einmal einen Kuß gegeben. So reich' mir denn im Geiste Deine blühende Wange hin . . . Wenn ich sie blühend nenne, so kann ich nicht das Gleiche von der meinen behaupten, denn ich bin bleich zum Erschrecken.

Ich sehe eben vom Fenster aus, wo ich Dir schreibe, unsere Marie mit einer ganzen Ladung von Blumen über den Hof gehen. Ich gebrauche diese Blumen, um heute Abend unsern Salon zu schmücken. Mama läßt uns tanzen zur Feier von Papa's Geburtstag. Papa thut, als merke er nichts;

aber wenn er uns bei diesem oder jenem Arrangement ertappt, so unterdrückt er ein flüchtiges Lächeln, das um sein Grübchen zu spielen scheint. Weißt Du, um das Grübchen auf seiner linken Wange? Ich hab's gar zu lieb, das kleine Ding; es verleiht dem ganzen Gesichtsausdrucke etwas sehr Distinguirtes; man gleicht einem alten General. Hast Du niemals beobachtet, daß alle Generäle ähnliche Grübchen haben wie mein Papa? Ich glaube, es sind die Narben von Säbelhieben . . . Ist das etwas Gräßliches, so ein Säbel! Der Hauptmann van der Straaten hat uns den seinigen neulich einmal gezeigt. Stelle Dir ein großes Rasirmesser vor. Ich versichere Dich, es lief mir kalt über den Rücken. Indeß, ich glaube, sie wetzen ihre Säbel nur, wenn sie ins Feld ziehen. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, was der Hauptmann van der Straaten für ein liebenswürdiger Mensch ist. Denke Dir, er ist noch ganz jung und hat schon drei Ehrenkreuze.

Seit Beginn dieses Briefes gehe ich mit dem Gedanken um, Dir ein großes Geheimniß anzuvertrauen, — aber was man im Ernst ein Geheimniß nennt. Stelle Dir vor, Schätzchen — aber nicht wahr, es bleibt ganz unter uns? — stelle Dir also vor, daß mir gestern Abend ein förmlicher Antrag gemacht worden ist. Wenn Du mich aber jetzt auslachst, so hör' ich gleich auf mit meinem Geständniß.

Was willst Du eigentlich, kleine Thörin?

Ich bin siebzehn Jahre alt, und Jedermann findet, daß ich beträchtlich älter aussehe. Wenn ich mir vorn so zwei Löckchen mache, so habe ich ganz den Ausdruck einer Matrone.

Buchstäblich!

Neulich war ich mit Papa drüben in Arleberg. Ein dortiger Kaufmann fragte mich: „Hat Ihr Herr Gemal keine Bartseife nöthig? Ich könnte mit einer ganz vortrefflichen Qualität aufwarten." Du siehst also, daß ich vollständig heirathsfähig bin. Allerdings muß ich zugeben, daß es in dem Kaufmannsladen ein wenig dunkel war. Aber gleichviel: man giebt alle Mal eine hübsche Braut ab, wenn Einem das Weiß gut zu Gesicht steht.

Du wirst mich nun mit Fragen bestürmen: Ist er groß? Ist er klein? Ist er schön? Ist er häßlich? Ist er blond? Ist er roth?

Er ist blau, Du kleine Neugier, blau wie der Himmel.

In vollem Ernst; ich habe ihn bis jetzt nur ganz flüchtig gesehen. Er hat mir etwas zu viel Aehnlichkeit mit unserem guten Herrn Dickens, der damals in das Bassin trat. Bei der Erinnerung an diesen Vorfall mußte ich laut auflachen. Waren wir doch kindisch, liebe Freundin, uns über solche Kleinigkeiten zu amüsiren!

Ich sage Dir Lebewohl. Ich habe noch verschiedentlich mit meinem Kammermädchen zu unterhandeln; auch muß ich nach Arleberg fahren, um vierknöpfige Handschuhe zu kaufen. Weißt Du noch, wie in der Pension diese vierknöpfigen Handschuhe unser Ideal waren? Heute Abend also feiert Deine Blanche ihren Eintritt in die Gesellschaft. Offen gestanden, ich bin außer mir vor Vergnügen, aber doch auch ein wenig aufgeregt. Es ist mir, als stünde ich im Begriff Sturm zu laufen. Was hilft's? Man muß eben seine Epauletten verdienen!

Nochmals Adieu! Der Wagen ist angespannt. Papa ruft mich, und ich höre, wie das Pferd des Hauptmanns van der Straaten den Kiesboden

stampft. Der Hauptmann hat zufälliger Weise gleichfalls allerlei Besorgungen in Arleberg, und so bat er denn um die Erlaubniß, uns begleiten zu dürfen.

Mit Gruß und Kuß

Deine Freundin

Blanche.

P. S. Sprich ja nicht von dem blauen Herrn und seinem Antrag. Die ganze Sache ist ja vollständig in der Schwebe. Auch habe ich mir fest vorgenommen, daß mein künftiger Gatte kurzsichtig und schnurrbärtig sein müsse.

* * *

Zwei Tage später.

Mein gutes Helenchen!

Der vorgestrige Ball war nicht schön: er war himmlisch. Stelle Dir ein prachtvolles Feuerwerk, ein Bouquet von Raketen vor, das von zehn Uhr Abends bis fünf Uhr Morgens dauert! Ich sage: fünf Uhr, — aber um sechs Uhr war ich noch nicht zu Bett.

Unter uns gesagt, mein Debüt übertraf alle Erwartungen. Ich würde sagen, es glich einem Triumphzuge, wenn ich nicht so bescheiden wäre. Ich sage also nur: es war in jeder Hinsicht brillant! Und doch war ich ganz einfach: eine Robe von weißem Tarlatan, auf der einen Seite heraufgenommen und durch einen Knoten festgehalten; ein paar Gänseblümchen im Haare: voilà tout.

Jedermann wußte, daß ich zum ersten Mal in die Welt trat, und Jedermann wollte mich gewissermaßen an der Grenze dieses Landes, das ich zum ersten Male besuchte, in Empfang nehmen und bewillkommen; ein schönes Land, liebes Kind, ein reizendes Land, in dem ich wirklich ein wenig herum reisen möchte.

Kannst Du's glauben, auch der blaue Herr — weißt Du, mein treuer Bewerber! — kam mir entgegegen. Im ersten Augenblick war mir das höchst fatal; um so mehr, als er meine Verlegenheit benutzte und mich zum ersten Contretanz engagirte. Dieser erste Contretanz — der erste in meinem Leben! — war eine ernstliche Aufgabe. Alle Welt schaute mich an; aber ich blickte der Gefahr kühn ins Antlitz, und da überdies meine sämmtlichen Nachbarinnen grundhäßlich waren, so sagte ich zu mir selbst: „Wir werden ja sehen."

Ich tanzte, und in der That, ich sah ..., daß ich keinen allzu linkischen Eindruck machte.

Allerdings, mein Cavalier war auch linkisch für Zweie. Der Unglückselige hat bei der Pastourelle genießt! Nie, nie, werde ich diesen Menschen heirathen. Das unzeitige Nießen wollte ich ihm zur Noth noch vergeben, wenn er mir nicht während dieses ganzen unglückseligen Contretanzes mit seinen albernen Redensarten lästig gefallen wäre. Selbst diese Albernheiten schienen ihm große Mühe zu kosten. Er hat wenigstens transpirirt wie ein Holzhacker.

Nach dem Contretanz kam eine köstliche Polka, die ich mit Herrn van der Straaten tanzte. Der Polkaschritt war mir nicht so geläufig; aber mein Tänzer benahm sich so trefflich, daß ich mit allen Ehren bestand. Er führte

mich so geschickt durch die Gruppen der Tänzer hindurch, bald schneller, bald langsamer, mit einem so überraschenden Feingefühl für den Tact, mit so viel Geschmack und Anmuth . . . Kurz, er ist ein ausgezeichneter Tänzer.

Nachdem diese beiden Proben geglückt waren, stürzte ich mich blindlings in einen wahren Strudel von Mazurkas, Galoppaden und Walzer.

Frau von Stannebein, die abschreckend häßlich ist und niemals engagirt wird, schleuderte mir einen wüthenden Blick zu und sagte hämisch lachend: „Meinen Sie nicht, liebes Kind, das viele Tanzen könnte Ihnen nachtheilig sein?“

„Mir schadet das Tanzen nichts“, gab ich zur Antwort; „und Ihnen?“ . . .

Ich lass' mir nun ein für allemal nichts gefallen.

Es war ein förmlicher Wettkampf um den letzten freien Platz auf meinem Tanzkärtchen. Für den nächsten Ball bin ich bereits fast auf sämmtliche Tänze voraus engagirt.

Um Ein Uhr wurde soupirt. Man hatte im Speisesaal eine große Tafel gedeckt und sie wahrhaft verschwenderisch mit Lichtern und Blumen geschmückt. Als man die Thüren öffnete, ging ein Ausruf der Bewunderung durch die Gesellschaft; ein Schrei, der gleichzeitig aus dem Herzen und aus dem Magen kam. Ich, die ich niemals begreifen konnte, wie man im Stande sei, um Mitternacht auch nur eine Haselnuß zu verzehren, ich habe Gänseleberpastete vertilgt wie ein alter Gourmand und ganz närrisch über die Scherze des Hauptmanns van der Straaten gelacht, der mir stets die Schüsseln verweigerte, wenn ich nicht zuvor mein Glas leer tränke. Um nicht trocken Brod essen zu müssen, hab' ich das unglückselige Glas denn geleert. Sofort aber goß er mir wieder Champagner ein.

„Herr Hauptmann“, rief ich, „Sie wollen mich absolut berauscht machen!“

„Durchaus nicht, gnädiges Fräulein. Ich will Sie nur gehörig für den Cotillon stärken.“

Er ist ein zu lustiger Mensch, dieser Hauptmann.

Nach dem Souper wurde mit erneuten Kräften weiter getanzt; ja, noch toller, noch leidenschaftlicher als vorher. Ich war in der That ein ganz wenig berauscht: aber dieser Zustand war köstlich.

Um fünf Uhr waren die Kerzen herabgebrannt, die Gäste wickelten sich nach Möglichkeit ein und eilten nach ihren Kutschen, indem sie uns noch ein lustiges Lebewohl zuriefen. Von meinem Zimmer aus sah ich, wie die Wagen im Galopp durch den dichten Morgennebel dahin sausten.

Ich wollte einschlafen; aber kaum hatte ich die Augen geschlossen, so erblickte ich den kerzenfunkelnden Saal, und wie Hunderte von Tänzern um mich herum wirbelten.

Ich schildere Dir all' diese Wonnen, Du gutes Kind, obgleich ich weiß, daß Du auf dergleichen verzichten mußt. Ist das auch christlich? Verzeih' mir, aber ich hatte das Bedürfniß, Jemanden meine ganze Seligkeit mitzutheilen.

Schreibe mir, wenn die Krankheit Deiner Mama Dir die nöthige Muße gönnt, und glaube an die Zuneigung

Deiner

alten Freundin

Blanche

* * *

Blanche an Helene.

Datirt aus der Hauptstadt, vier Monate später.

Liebe Freundin!

Ich habe Dich keineswegs vergessen, wie Du vermuthest, aber seit meinem letzten Briefe haben sich Dinge ereignet, die für mich von einer solchen Wichtigkeit sind, daß ich entschuldbar bin, wenn ich meine Correspondenz ein wenig vernachlässigt habe. Ich heirathe, liebe Helene! Das ist ein großes Wort, das ich gelassen ausspreche. Ich heirathe einen Mann, den ich herzlich verehre und liebe. Erinnerst Du Dich, daß ich mir als Kind geschworen habe, mein Gatte müßte einen Schnurrbart tragen und kurzsichtig sein? Der Himmel hat diesen Scherz erhört, denn der Hauptmann van der Straaten bedient sich mit vieler Grazie eines ziemlich scharfen Lorgnons, und die Spitzen seines Schnurrbartes bedrohen die Sterne des Himmels. Als Offizier hat er eine glänzende Zukunft. Er vereinigt alle Eigenschaften des Geistes und des Herzens.

Entschuldige, daß ich schon abbreche; aber ich soll einige Kaschemirs auswählen. Deiner guten Mama empfiehl mich aufs Angelegentlichste. Ihre Krankheit wird also schlimmer? Es ist wirklich zu traurig.

Adieu, liebe Helene; ich drücke Dir herzlich die Hand und bin

Deine

Blanche.

* * *

Blanche an Helene.

Badenbaden, vier Jahre später.

Werthe Freundin!

Ich und mein Gemal, der Oberst, haben in der That einen großen Kreis von Bekannten, aber Lehrerinnenstellen sind bei dem massenhaften Angebot schwer nachzuweisen. Dem ungeachtet werde ich mich nach meiner Rückkehr für Deine Angelegenheit interessiren. Leider habe ich nur wenig Hoffnung auf ein günstiges Resultat.

Die Nachricht von dem Tod Deiner guten Mutter hat mich lebhaft ergriffen. Halte Dich überzeugt, daß ich an Deinem Kummer ernstlichen Antheil nehme und empfange die Versicherung meiner aufrichtigen Sympathie.

Blanche van der Straaten.

Türkisches Eheleben.

Die Berichte begabter und mit den türkischen Verhältnissen vertrauter Specialcorrespondenten größerer Organe haben während des letzten russisch-türkischen Krieges, weil Nachrichten vom Kriegsschauplatz schwer oder gar nicht zu erlangen waren, sich faute de mieux über manche nicht kriegerische Angelegenheit verbreitet und uns vielfach interessante Aufschlüsse über dortige Zustände gegeben. Obgleich so das Abendland in mancher Hinsicht correctere Vorstellungen von dem Culturleben und dem Interieur der europäischen Islambekenner gewonnen hat, so herrschen dennoch über viele Dinge im türkischen Leben, welche sich bis vor Kurzem, wo erst eine freiere Praxis aufgekommen ist, so gut wie vollständig der Beobachtung abendländischer Forscher entzog, noch recht vage und selbst abenteuerliche Vorstellungen. So hat von jeher das eheliche Leben des Moslem, sein Harem, der undurchdringliche Schleier, in den sich das Alles hüllte, die liebe Neugier höchlich erregt und deshalb unseren Belletristen willkommenen Anlaß gegeben, ihrer Phantasie die Zügel schießen zu lassen: das Geheimnißvolle, das Grauenhafte, und — ein bischen Sinnlichkeit, Requisiten, welche der Romancier mittleren Schlages nicht verschmäht, und mit welchen allein der edle Erzeuger des Colportageromans, unser werther Stiefcollege mit Erlaubniß zu sagen, seine gläubigen Leser hinterm Herde und in der Kutscherstube zu spannen weiß, das Alles lieferte der Harem reichlich und da Niemand etwas Zuverlässiges darüber wußte, konnte sich der phantasiebegabte Sensationsdichter selbst jenes Minimum von Motivirung ersparen, ohne welches sonst seine Schauergeschichten selbst dem bon sens von Christian und Karline etwas zu bunt werden könnten. Aber auch in höheren Leserkreisen findet man die Vorstellung von der türkischen Ehe häufig so zu sagen an die seidene Schnur gebunden, die sich wohl in älteren Zeiten zuweilen um den Schwanenhals einer treulosen Haremsdame gelegt hat, wenn sie nicht gar in dem traditionellen Sacke steckt, in welchem eingenäht, natürlich Held oder Heldin jeder Entführung aus dem Serail dem Bosporus anvertraut werden. Sicherlich hat die einschlägige Literatur, haben selbst die besseren Erzeugnisse derselben vom Ibrahim Bassa, vom Bajazed und Oberon an bis auf Fatinitza wenig Aufklärung über diese mysteriösen Dinge gegeben.

Wenn ich nun im Folgenden den Gegenstand vielfach seines romantischen Reizes und seiner geheimnißvollen Schauerlichkeit entkleiden muß, so bin ich dafür in der Lage, manches Authentische darüber mitzutheilen und wenn daher nicht der Irrthum, nur das Leben und das Wissen hier der Tod des Interesses an der Sache ist, so sind die folgenden Mittheilungen dem geehrten Leser vielleicht nicht unwillkommen.

Ein tiefeinschneidender Unterschied in den Eheverhältnissen besteht zwischen den ansässigen, namentlich den städtischen Türken und den nomadisch lebenden oder selbst ansässigen Muhamedanern Arabiens und Algeriens. Letztere

sind im Puncte der ehelichen Treue und der Gattenehre unerbittlich streng; die treulose Gemalin wird ohne Gnade hingeopfert, und oft kann ihr der leiseste Verdacht verderblich werden. Die Ehemänner von Constantinopel hat dagegen der Einfluß der Halbcultur oder die strengere Befolgung der Vorschriften des Propheten etwas zahmer gemacht, denn der Koran, der gegen Apostaten und Gotteslästerer, wie gegen Alle, die irgendwie in Worten und Thaten gegen den Glauben verstoßen, so unnachsichtlich strenge Bestimmungen enthält, ist verhältnißmäßig nachsichtig gegen den Ehebruch. Der berühmte Mufti Abdullah Effendi erklärt zwar in seinen Fetvas, daß der beleidigte Gatte das in flagranti ergriffene ehebrecherische Paar tödten darf, ohne dadurch auch nur das Anrecht auf das Erbtheil seiner Frau zu verlieren. Aber dem Geist und dem Wortlaut des Gesetzes nach muß abgesehen von dem eben erwähnten Falle, der schuldige Theil entweder geständig oder durch gerichtliche Zeugenaussagen überführt sein; ohne dies kann eine Bestrafung nicht stattfinden. Es macht den Eindruck, als ob das Gesetz die Eruirung des Beweises habe möglichst erschweren wollen. So genügt ein einmaliges Geständniß noch nicht; dasselbe muß von beiden Schuldigen vier Mal wiederholt werden. Soll dagegen der Zeugenbeweis angetreten werden, so müssen mindestens vier Zeugen beigebracht werden, und diese müssen sämmtlich als streng sittliche, unbescholtene Personen bekannt sein. In ihren Angaben über Zeit und Ort des Verbrechens muß vollständige Uebereinstimmung herrschen. Sehr charakteristisch ist es, daß die Aussagen dieser Zeugen nur dann Rechtsgültigkeit haben, wenn sie unmittelbar nach der Entdeckung des Verbrechens gemacht worden sind. Findet sich der leiseste Widerspruch, namentlich hinsichtlich der Zustimmung der Frau, so werden die Zeugen mit Leibesstrafen belegt. Die merkwürdigste Bestimmung des einschlägigen Gesetzes ist folgende: Es herrscht in keiner Weise Zeugnißzwang, d. h. die Zeugen können etwas aussagen, oder es unterlassen zu deponiren. Ihre Aussage und ihr Schweigen ist gleich löblich. „Denn wenn sie aussagen", heißt es bei den Commentatoren, „so erwerben sie sich das Verdienst, dadurch, daß sie die Ahndung eines Verbrechens ermöglichen, zur Aufrechterhaltung der guten Sitte mitgewirkt zu haben. Schweigen sie dagegen, so kann auch dafür ihr Gewissen sie nicht anklagen, denn sie haben Barmherzigkeit an ihrem Nächsten geübt."

Diese Bestimmungen des muhamedanischen Gesetzes, welche auf den ersten Blick etwas Befremdliches haben, gehen zurück auf einen schönen Ausspruch des Propheten, der sich dadurch als einen Mann von Geist und als einen nachsichtigen Philosophen documentirt. Muhamed sagt nämlich in seinen Bestimmungen über den Ehebruch: „Wer einem Muselmann, seinem Bruder, überhilft, der wird sehen, wie die Barmherzigkeit Allahs am Tage des Gerichts auch seine Frau rechtfertigt."

Ist der Beweis des Ehebruchs erbracht, so spricht der Kadi das Urtheil. Die Strafe besteht, je nachdem der Schuldige oder die Schuldige ledig oder verheirathet ist, in Ruthenhieben oder in Steinigung. Das ist streng genug, aber das eben geschilderte gerichtliche Verfahren sorgt hinlänglich dafür, daß diese Strafen nicht so leicht zur Anwendung kommen.

Die erstgenannte Strafe besteht in hundert Stockschlägen für die Verurtheilten freien Standes, und in fünfzig für Sclaven. Die Schläge dürfen nicht so kräftig geführt werden, daß sie den Tod oder eine schwere Körperverletzung herbeiführen, und nicht so schwach, daß der Zweck der Strafe illusorisch würde. Der Mann empfängt seine Stockschläge stehend, nur mit

einem Hemd bekleidet, die Frau sitzend und ganz wie gewöhnlich gekleidet, nur daß ihr Anzug nicht mit Pelz gefüttert und nicht wattirt sein darf. Mit der Prügelstrafe kann auch ein Verbannungsurtheil verbunden sein.

Die Steinigung findet öffentlich statt. Der Mann wird angebunden, die Frau bis an den Gürtel in die Erde eingegraben. Die ersten Steine werfen die Zeugen, dann kommt der Beamte, welcher das Urtheil gefällt hat, endlich das Volk, bis daß der Tod eintritt. Ist die Frau in guter Hoffnung, so darf sie erst nach ihrer Entbindung gesteinigt werden. Den Gesteinigten wird ein ehrliches Begräbniß nicht versagt.

Ein charakteristischer Zug des Gesetzes ist es, daß ein Mann und sogar eine Frau, welche im Auslande, d. h. auf einem Gebiet, wo der Islam nicht herrscht, einen Ehebruch begeht, oder selbst auf muhamedanischem Boden, sobald sich die Bevölkerung gegen den Khalifen empört hat, von jeder Strafe frei ist. Danach sind also die Boschi-Bozuks, welche in Rumelien auf die schrecklichste Weise Mädchen und Frauen gemißhandelt haben, durchaus nicht strafbar.

Da die Beweisführung, wie wir oben gezeigt haben, durch das Gesetz förmlich erschwert wird, so sind solche Strafvollstreckungen außerordentlich selten. Aus der neueren Zeit ist gar kein Fall von Steinigung wegen Ehebruch bekannt; im Jahre 1680 soll zuletzt in Constantinopel ein schuldiges Paar auf einem öffentlichen Platze auf diese Weise hingerichtet worden sein.

Allerdings dürfte aber auch der Ehebruch hier in den mittleren von europäischer Cultur noch nicht berührten Ständen seltener vorkommen, als in manchen anderen europäischen Staaten. Den türkischen Frauen wird schon durch die allgemeine Verachtung, welche sie in Folge eines Fehltritts sicher trifft, eine gewisse Reserve auferlegt, noch mehr aber durch einen Volksgebrauch, welcher den Bewohnern eines ganzen muhamedanischen Stadtviertels eine Art Ueberwachungsrecht giebt. Wenn eine Frau verdächtig ist, kann das Publicum zu jeder Zeit mit dem Iman des Stadtviertels in ihr Haus eindringen und Haussuchung halten. Ja eine solche Durchsuchung eines Privathauses ist einzig in diesem Falle gestattet; während die Behörden selbst aus politischen Gründen und polizeilichen Veranlassungen selten oder nie dazu schreiten.

Man darf sich trotzdem nicht vorstellen, daß die Ehemänner von Constantinopel gegen alles eheliche Mißgeschick gesichert wären und gar keinen Grund zur Eifersucht hätten. Wie auch in manchen anderen Ländern huldigen die Damen der höheren Stände, die zu hoch stehen, um der eben erwähnten Volksjustiz verfallen zu können, in dieser Hinsicht den freieren Ansichten. So war einige Zeit vor dem letzten Kriege ruchbar geworden, daß Damen aus dem Serail und aus den Harems unterschiedlicher Großwürdenträger ihre persönlichen Einkäufe in den feinen Modewaaren-, Bijouterie- und anderen Geschäften sich zu Nutze gemacht hatten, mit diesem oder jenem Commis von angenehmem Aeußern ine kleine Liaison anzuknüpfen, so daß viele Haremsbesitzer es für gerathen hielten, ihre Dämchen nicht mehr in die Bazare und Magazine fahren zu lassen.

Ueberhaupt haben seit der immer größeren Ueberhandnahme der fränkischen Sitte, wie man dort alles Europäische nennt, die Liebesverhältnisse eine für die Ehemänner beunruhigende Ausdehnung gewonnen. Die französische Mode bringt immer mehr in die türkische Damenwelt ein, der Schleier dient oft schon mehr dazu, die Reize des Gesichts zu heben, als sie dem

Männerauge zu entziehen; von Jahr zu Jahr sind die dazu verwendeten Stoffe duftiger, durchsichtiger geworden. Grade auf die Frauen der Türken paßt so recht der Ausspruch Molières:

Seur sexe aime à jouir d'un peu de liberté;
On le retient fort mal par tant d'austérité,
Et les soins défiants, les verrons et les grilles
Ne font pas la vertu des femmes et des filles.
C'est l'honneur qui les doit tenir dans le devoir,
Non la sévérité, que vous leur faites voir.

Die Türken, denen diese Stelle des großen Menschenkenners geläufig ist, würden nicht umhin können, die Wahrheit, welche grade für ihre Verhältnisse darin ausgesprochen ist, anzuerkennen. Man hat bisher für Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts so gut wie gar nichts gethan, das Ehrgefühl, das Bewußtsein ihrer Würde ist bei ihren Frauen nie geweckt. Daher steht ihre Tugend meist auf schwachen Füßen.

So unwissend die türkische Frau, selbst der höheren Stände, ist, so früh lernt sie in ihrer Umgebung all' die kleinen Liebeslisten und Intriguen, ohne welche der Harem die Hölle der Langeweile sein würde, weil jede Befähigung und Anregung zu irgend welcher geistigen Unterhaltung fehlt. Trotz der notorisch häufigen Liebesaffairen, von denen jeder junge Mann, der längere Zeit auf türkischem Boden gelebt hat und der nicht gerade ein Joseph ist, zu erzählen weiß, kommt es doch höchst selten zum öffentlichen Scandal oder gar zu der Anwendung der immerhin nach unserem Gefühl draconischen Bestimmungen, die wir oben geschildert haben. Als daher vor Kurzem ein türkischer Infanteriehauptmann, Mahmud-Bay, welcher in Beïcos auf dem asiatischen Ufer des Bosporus eine Villa bewohnte, seine Frau aus (wohl begründeter) Eifersucht mit dem Revolver erschoß, erregte diese Rache des beleidigten Gatten, über welche man im Abendlande bald zur Tagesordnung übergehen würde, andauernd eine ganz gewaltige Sensation in der Presse und in der Gesellschaft, weil solche Fälle zu den größten Seltenheiten gehören. Wer aber glaubt, daß dies daher kommt, weil die türkischen Gatten durch die Riegel, Schlösser und Gitter an ihren Thüren und Fenstern mehr als die Abendländer geschützt wären, der befindet sich in einem großen Irrthum. Dr. G. D.

Der letzte Indianer.

Wo die schwarzen Riesentannen starren über finstern Klüften,
Wo des Missisipi Rauschen Echo weckt in stillen Lüften —
Nächtlich durch des Urwalds Schatten mit dem Beil, dem Wegebahner,
Stämme fällend, Aeste brechend schleicht der letzte Indianer.

Wo der Felsen über'm Abgrund kühn emporragt in das Dunkel
Und die Brücke weitgeschwungen wiederscheint im Sterngefunkel,
Tritt er hin und heulend stürzt er, gramvoll nieder auf die Erde,
Und beschwörend stößt er Flüche aus mit zorniger Geberde:

„Hin sind meine Brüder alle, hingesunken und vergangen,
Meine braunen Waldesbrüder mit den buntbemalten Wangen,
Die die Adlerfeder schwangen auf dem Haupt in wilden Tagen,
Die im Kampf die falschen Weißen mit dem Tomahawk erschlagen.

Ihre Beile, ihre Bogen sind verstreuet auf den Feldern,
Ihre Schädel und Gebeine fand ich bleichend in den Wäldern. —
Oede starrt im Wald der Wigwam, wo die todten Weiber liegen
Und die Geier gierig krächzend ihre Beute schon umfliegen.

Fluch Euch tausend Mal Verfluchten, die das Feuerwasser brachten,
Die ihr meine Brüder zwanget Gold zu graben in den Schachten,
Daß sie wie Gespenster stiegen eingefallen aus den Grüften,
Wenn sie matten Blicks erschauten, wo sie jagten einst, die Triften.

Rache, Rache all' ihr Geister! Kommt, ihr abgeschiednen Brüder,
Sammelt Eure alten Schädel, heult mit mir die alten Lieder,
Laßt uns fallen in die Städte, ungezählte Heldenschaaren,
Daß die Gluten auf die Schurken todt sie leckend niederfahren!"

Sprach's. Da horch! ertönet ferne durch die Nacht ein Schrei so gellend,
Dumpfes Tosen hallet näher, laut und lauter immer schwellend.
Und der Indianer wuchtet rastlos an der Brücken Schienen
Mit dem Beil. Nun ist's gelungen! Teuflisch glänzen seine Mienen.

Brücken dröhnen, Schluchten gellen, sausend pfeift es durch die Wälder,
Funken sprühen in den Himmel, Wolken schleudert's auf die Felder.
Flieht's vorm Weltenuntergange, daß es schnaubt und keucht und jaget
Ueber Ströme, über Klüfte rastlos seine Bahnen waget?

Schwarz jetzt taucht es überm Abgrund aus des Urwalds großem Dunkel,
Glühend, zornigen Augen gleichend sprühn die Lampen ihr Gefunkel.
Majestätisch rollt der Zug jetzt näher, daß die Brücke schallet
Und das Echo wild verworren an der Felsenwand verhallet.

Weh! ein Angstschrei todesbange! Die Maschine stürzt, der Tender;
Mitgerissen prasselnd krachet toll der Zug vom Brückengeländer.
Drunten bebt vom Sturz die Erde — drunten ist es trüb und traurig
Trümmer nur, zerschlagne Leiber häufen sich im Mondlicht schaurig.

Von dem Felsenhange droben beugt der Wilde sich hernieder,
Spähet lange in die Tiefe auf die blutbespritzten Glieder.
Scheu dann schleicht er in den Wald sich — an das dürre Gras er zündet,
Harret, bis die rothe Flamme schrecklich schön den Wald umwindet.

Und der Flammen wilde Schlangen, wie sie auf zum Himmel lecken
Wenn die Riesentannen sprühend sich zum Feuertode strecken!
Angstgeheul, Gebrüll, Gewieher gräßlich rings den Wald erschüttert
Und der Hirsch bricht durch's Gestrüppe und die Stute fauchend zittert.

Und der letzte Indianer ist schon längst zu Asche worden
Und der Sturmwind bläst die Seele zu den braunen Brüderhorden.
Weiter wälzt er Rauch und Flammen in den Abgrund ob den Trümmern,
Eingehüllt im Glutenwirbel schweigt das letzte Todeswimmern.

Wolfgang Kirchbach.

Bitterer als der Tod.

Erzählung von H. Halm.

I. Kapitel.

„Was haben die Leute nur von Weihnachten?“ sagte Graf Wolfram von Sangerode. „Es ist immer und immer wieder dasselbe. Der eine Trost bleibt mir nur, daß ich mich dieses Jahr davon zurückziehen kann. Ich brauche mich nicht damit zu langweilen lassen, brauche nicht den unvermeidlichen Tannenbaum anzusehen, brauche weder die Musikanten noch die Choräle anzuhören. Der einzige Ton, den ich nicht von mir fern halten kann, ist das Läuten der Kirchenglocken; aber ich brauche ja nicht darauf zu achten.“

Er murmelte diese Worte vor sich hin, denn er befand sich am Weihnachtsabend allein; kein Verwandter, kein Freund war bei ihm. Er wandte sich scharf um, als sich die Thür öffnete und ein Diener mit mehreren Packeten in das Zimmer trat.

„Hier sind die Brillantnadeln von Storr und Friedenberg, gnädiger Herr“, sprach er.

„Oeffne die Packete“, befahl der Graf kurz.

Als die Nadeln aber vor ihm auf dem Tische lagen, warf er kaum einen Blick auf die prächtigen Steine und die schöne Fassung. Was waren ihm ein paar Diamantnadeln mehr oder weniger, ihm, der eine Menge der herrlichsten Diamanten besaß? Die leuchtenden, kostbaren Edelsteine lagen unberührt auf dem Tische.

Eine halbe Stunde später erschien ein zweiter Diener. Das berühmte Racepferd Girandole, der Gewinner zahlreicher, großer Preise und des Grafen letzter Kauf, war angekommen. Es hatte eine fabelhafte Summe gekostet und war mit mehr Sorgfalt transportirt worden als ein schwer Kranker.

Jeder Andere würde sofort in den Stall geeilt sein, um einen solchen Ankömmling zu begrüßen; der Graf jedoch sagte nur:

„Sage Anton, er soll es versorgen, ich werde es mir morgen ansehen.“

Darauf wurde die Post gebracht, und bald lag der Tisch voller Briefe. Gelangweilt sah er sie durch, griff einige heraus, solche, die Kronen auf dem Couvert trugen und fein parfümirt waren, die übrigen legte er für seinen Secretär zurück. Lässig und gleichgültig öffnete er die, welche er behalten hatte. Schöne Frauen hatten auf das duftende Papier geschrieben; er las die Briefe und legte sie bei Seite. Da war einer mit lieblichem Veilchenduft.

„Von Olga von Halm“, murmelte er, während er das Siegel erbrach.

Er las zärtliche, beredte Worte voll Poesie, durchweht von einem leidenschaftlichen Hauch, und seufzte, während er den Brief mit den übrigen fort-

legte. Es waren Einladungen zu Bällen, zu Diners; doch er war sich klar darüber, daß er alle ausschlagen würde.

Ganz zufällig war es gekommen, daß er sich am Weihnachtsabend allein in Sangerode befand. Er hatte versprochen, einer großen Gesellschaft des Baron Bernewitz, seines Nachbars, Folge zu leisten; als er aber über Land geritten war, hatte er sich den Fuß verletzt, so gab er all' seine Verpflichtungen auf und blieb zu Hause.

Während er so da saß, tönte schwach der Klang von Musik an sein Ohr; und wieder zog er die Klingel. Dem Mann, welcher dem Ruf derselben folgte, sagte er:

„Geh und verbiete den Musikanten hierher zu kommen, wenigstens sollen sie nicht singen. Ich bin nicht in der Laune, es anzuhören. Sorge dafür, daß sie ein gutes Abendessen bekommen, aber laß mich keine Musik hören."

Darauf klang es wie leise Fußtritte auf dem Schnee, und dann war Alles still. Mit einem Seufzer der Erleichterung griff der Graf nach seiner Zeitung, nun war er die Weihnachtserinnerungen bald los. Doch nach kurzer Zeit durchflutete die Luft ein sanfter, weicher Ton, die liebliche Musik der Weihnachtsglocken. Die Fensterläden wurden geschlossen, doch es half nichts, die Musik drang klar und deutlich durch die kalte Luft. Wenn der Wintersturm sich legte, war sie laut und vernehmlich; wenn der Wind sich erhob, war sie leise und schwach. So oder so, zu hören war sie immer. Anfangs versuchte er nicht darauf zu achten; schließlich aber entfiel die Zeitung seinen Händen und er legte den Kopf in den Stuhl zurück, um zu sinnen.

Er sah sich wieder als Kind und seine schöne, junge Mutter, die schon zur Witwe geworden als er noch sehr jung gewesen war, hier in demselben Zimmer sitzen, während der Schein des Kaminfeuers auf ihrem lieblichen Gesicht und goldenen Haar spielte.

Er erinnerte sich, wie seine junge Mutter die Arme um ihn geschlungen und seinen Kopf an ihre Brust gedrückt hatte.

„Wolfram", sprach sie, „Du wirst diese Glocken jede Weihnachten hören. Anfangs wirst Du jung und kräftig sein, voller Gesundheit, Hoffnung und Glückseligkeit, wirst nicht wissen, was „müde Seelen" heißen, doch die Jahre werden dahin fließen, und die Hoffnungen der Jugend werden ersterben, diese krausen Locken werden ergrauen. So viel Hoffnungen, so viel Liebe, so viel Jugend wird todt sein, und dann wirst Du wissen, was eine „müde Seele" ist. Kleiner Wolfram, die Glocken sagen „kommt zum Himmel". Versprich mir, daß Du ein edles Leben führen und versuchen wirst, jenen glückseligen Ort zu erreichen."

Er versprach es mit der Bereitwilligkeit des Kindes; und nach vielen, langen Jahren noch hatte ihn der Klang der Weihnachtsglocken an jenes Versprechen erinnert.

„Wenn meine Mutter länger gelebt hätte", sprach er laut, „dann würde ich ein anderer Mensch geworden sein."

Er konnte wohl das Pfeifen des Wintersturmes ausschließen, das leise Geräusch des fallenden Schnees und der kahlen, vom Winde bewegten Zweige die Weisen der Musikanten, den feierlichen Text des Chorals, das milde Licht des Weihnachtsmondes, den Glanz der Sterne; die Erinnerung an

seiner jungen Mutter Antlitz aber, den Klang ihrer Stimme, den Druck ihrer Arme, diese Erinnerung vermochte er nicht zu verbannen.

„Ich habe von Leuten gelesen, die Weihnachten träumend am Kaminfeuer sitzen. Ich muß mir die trübe Stimmung vertreiben."

Er läutete von Neuem, diesmal nach einer Flasche Champagner, um die Gedanken und Erinnerungen, die ihn verfolgten, zu verscheuchen. Als er ihn kostete, brummte er mürrisch:

„Ich bin des Champagners überdrüssig."

Der stattliche Mann war in der That Alles überdrüssig. Er litt unter der entsetzlichsten Qual der Langweile. Der Reichthum hatte ihn verderben, denn in seinem ganzen Leben hatte er nie erfahren, daß Wünsche auch unerfüllt bleiben können.

Die Natur hatte den Grafen Wolfram bevorzugt. Er besaß eine hohe, schlanke Gestalt und eine gewisse, stolze Anmuth, die unwiderstehlich anzog, er war nach jeder Richtung hin der grand seigneur. Sein Gesicht war dunkel, schön und stolz. War er ruhig, so lag ein von hoher Bildung zeugender Seelenfriede auf seinen Zügen, war er erregt, so malte sich eine stolze Schönheit darauf. Jetzt war er selten erregt, denn er war gegen Alles gleichgültig geworden.

Sein Vater starb, bevor er das erste Jahr erreicht hatte, seine Mutter als er sieben Jahre zählte. Er blieb der Obhut zweier entfernter Verwandter überlassen, die ihm gestattet hatten, zu thun, was ihm beliebte. Er durchlief den gewöhnlichen Weg des Studiums in Bonn und Heidelberg und des Lieutenantthums in einem Gardecavallerieregiment. Er gab so viel Geld aus wie er Lust hatte; und dann war er mündig. Die Ersparnisse seiner Minorität beliefen sich auf eine ungeheure Summe. Die Herrschaft Sangerode gehörte zu den größten der Provinz. Eine Zeit lang genoß er sein Leben — die Freiheit hatte als etwas Neues Reiz für ihn; dann wurde er es müde, so viel Geld zum Ausgeben und drei große Güter zu verwalten zu haben, wurde es müde, Macht zu üben, zu lieben und geliebt zu werden. Schöne Frauen hatten ihn geliebt, er hatte sich eingebildet, sie wieder zu lieben; doch mit der Zeit wurde er ihrer müde. Blonde und brünette, ernste und heitere — er liebte sie ein paar Tage oder Wochen und dann langweilten sie ihn. Er zählte gerade dreißig Jahre und war der festen Ueberzeugung, daß es nichts mehr auf Erden gäbe, daß ihm Freude machen könne. Reichthum, Ehre, Vergnügungen, Liebe, von Allem hatte er genug gehabt.

„Wenn ich sterbe, werde ich aus Langeweile sterben", sprach der Mann, welcher aus seiner Besitzung ein Paradies hätte machen können. Der eine seiner Vormunde hatte ihm gesagt, eine wahre, aufrichtige Liebe würde ihn zum Manne machen, er müsse heirathen. Er erwiederte, es wäre unmöglich; und sein Vetter, Graf Albert, kam als sein nächster Verwandter und wahrscheinlicher Erbe nach Sangerode, um fortan bei ihm zu leben.

Als die Weihnachtsfeiertage vorüber waren, wurde er krank, und nach seiner Genesung rieth ihm einer seiner Aerzte seinem Reichthum und Luxus für einige Zeit den Rücken zu kehren und, wenn er sein Leben erhalten wollte, eine Fußtour zu machen, so daß er viel Bewegung und frische Luft haben und für einige Zeit eine einfache Lebensweise führen könne. Der Graf that, wie ihm der Arzt befohlen hatte.

* * *

Prächtiger Sonnenschein leuchtete durch den Wald. Eine Duftwelle nach der andern fluthete über Hügel und Wiese, es war ein köstlicher Frühlingstag.

Der Arnthaler Wald war wie ein Bild; die Bäume standen in üppigem Blätterschmuck, die langen, wogenden Zweige schienen von neuem Leben durchzittert, die Blätter prangten im lieblichsten Grün, so frisch, so zart und köstlich in der Farbe. Die Linden waren voller Knospen, die großen, stolzen Kastanien bereits ganz erblüht, von dem Goldregen hingen lange, goldene Trauben herab, der Hollunder wiegte seine duftenden Blüthenbüschel. Unter den Bäumen wuchs das Gras üppig, grün und saftig; die gelben Schlüsselblumen, die lieblichen, hellen Primeln und die zarten Glockenblumen bildeten einen Teppich, wie ihn Menschenhände niemals weben können. Da waren buntfarbige Moose und herrliche Farren, Schmetterlinge in allen Farben, summende Käfer und Bienen in Menge. Einen Tag nur in dem Arnthaler Walde zubringen zu können, war ein ganzes Jahr gewöhnlichen Lebens werth.

Es war ein köstliches, grünes, stilles Königreich, wo die Stimme der Natur aus dem Rauschen der Blätter, dem Gesange der Vögel, dem Flüstern des Windes, dem Knistern der Zweige und dem leisen Murmeln sprach, welches über das Gras zu streichen schien. Die langen Zweige schlangen sich durcheinander und bildeten so grüne Wölbungen, welche weiten, hohen Kirchengängen glichen; die Sonne warf ihre hellen Strahlen hindurch, die flimmernden Schatten der Zweige zitterten auf dem Gras.

Graf Wolfram schritt schweigend zwischen all der Pracht dahin. Er empfand den Einfluß der frischen, köstlichen Schönheit der Natur. Er war an Körper wie Geist genesen seit dem letzten Weihnachtsabend, wo er sich dem Schnee und der Weihnachtsmusik entzogen hatte. Seines alten Vormundes Worte, daß er der Empfindung wahrer, treuer Liebe bedürfe, waren ihm viel im Kopfe herumgegangen. Die Stimme der Natur sprach zu ihm. Sie hatte ihm Manches gesagt, daß sein Leben hohl und einsam sei, daß er die Freude wahrer Liebe nie gekannt; daß er nur für sich selbst, nie für eine andere Seele gelebt hatte; daß er Jemand brauchte, den er lieben könne, der ihn wieder liebte und sein Leben edler, reiner, besser machte.

Er schritt weiter bis er an einen breiten, tiefen Bach gelangte, der von all' den herrlichen Orten zu plaudern schien, die er durchlaufen hatte. Er murmelte so heiter, daß Graf Wolfram ihm folgte. Nachdem der Bach die Waldung verlassen, trat er in einen freien, ebenen Platz, wo eine Menge Wasserlilien wuchsen. Dort hatte man hohe Steine hineingelegt, damit die Landleute den Bach durchschreiten und so die hübsche, kleine Stadt Arnthal erreichen konnten; da war es, wo Graf Wolfram, als er aus dem grünen Waldesschatten heraustrat in das helle Tageslicht, seinem Schicksal entgegenging.

Es war ein Bild, das an Schönheit und Reiz seines Gleichen suchte. Auf die Leinwand übertragen würde es einen Maler unsterblich gemacht haben. Den Mann, welcher davor stand und es betrachtete, verwandelte es, denn er sah darin, was er bisher noch nie geschaut hatte. Und doch war es sehr einfach. Anfangs sah er wenig mehr als leuchtendes, goldenes Haar und den rothen Schein eines Mantels, ein Mädchen, jung, groß, schlank mit runden, biegsamen Gliedern und einer in jeder Linie und jeder Bewegung anmuthigen Gestalt, welches, während es den Bach kreuzte, ein kleines Kind

auf dem Rücken trug. Ihre bis zum Ellenbogen entblößten Arme würden einen Bildhauer entzückt haben; die ganze Gestalt war voll Leben und Anmuth. Die nackten, weißen Füße waren vollkommen, das Wasser floß über dieselben hin und schien sie zu küssen.

„Ihre Gestalt ist wie die der Diana im Louvre!" sprach er zu sich selbst.

Sie schritt von Stein zu Stein, und nun sah er ihr Gesicht. Sie war ein junges Mädchen, so lieblich wie der Traum eines Dichters, ein Mädchen, stolz in ihrer Schönheit, ein liebes, reizendes Antlitz mit süßen, rothen Lippen, mit Haaren, die ihr in goldenen Wellen über die Schultern herabfielen, und Augen von dem tiefsten, dunkelsten Blau, beschattet von langen, seidenen Wimpern und einer weißen, faltenlosen Stirn. Er hatte schon Hunderte von schönen Frauengesichtern gesehen, doch ein solches nie. Er vermochte nicht den Blick wieder von ihr abzuwenden. Er wußte nicht, was plötzlich über ihn gekommen war, auch fragte er nicht danach. Sein einziger Gedanke war, wenn er doch ewig in dies Antlitz schauen dürfte!

Sie sah ihn nicht. Sie lachte vor Vergnügen, wenn das Wasser zu ihr aufspritzte. Sie schwang das Kind von einer Schulter auf die andere, plauderte und lachte mit ihm. Der Graf war von dem Bilde entzückt, eine Zeit lang blieb er stehen und beobachtete sie. Was mochte sie in dem rauschenden, plätschernden Bache wollen? Er sollte es bald sehen. Als sie zu dem dritten Stein kam, nahm sie das Kind von der Schulter herab, es war nur leicht bekleidet, und hielt es so, daß das Wasser darüber hinwegfließen konnte. Das Kleine war entzückt von dem freien Bade.

Der Graf begriff nicht, warum er sich nicht zu trennen vermochte, warum er stehen bleiben und sie anschauen mußte. Was war sie ihm? Was konnte sie ihm sein? Er sah den Glanz ihres goldenen Haares, das Zucken eines Lächelns, die rothen Lippen wiederholt das Kind küssen. Wer war sie? Wodurch vermochte sie einen solchen Zauber auf ihn auszuüben?

Jetzt waren sie auf der andern Seite des Baches. Sie kleidete das Kind an, schlüpfte in ihre Schuhe und hob dann mit heiterem Lachen das Kleine in die Höhe, doch Graf Wolfram konnte nicht verstehen, was sie sagte.

„Ich werde mich hier im Schatten niederlassen, und sie beobachten. Ich könnte mir wahrhaftig einbilden, Venus wäre zur Erde herabgekommen und hätte sich als Landmädchen verkleidet, um mit Cupido zu spielen. Vielleicht bekomme ich ein solches Bild nie wieder zu sehen. Ich will sie anschauen, so lange ich kann und dann gehen und sie vergessen."

So sprach er in seiner Blindheit zu sich selbst. Doch er sollte bald entdecken, daß er sie nie wieder vergessen konnte.

Bis sich die Sonne zum Untergang neigte, spielte sie am Bache mit dem Kinde. Einmal schlief das Kleine ein. Sie nahm es in die Arme. legte sein Köpfchen an ihre Brust und lispelte dabei zärtliche Worte. Dann sang sie ein so liebliches Wiegenlied, daß es dem Grafen ganz weich ums Herz wurde, während er ihr lauschte. Sie legte ihr schönes, junges Gesicht auf das rosige Antlitz des Kindes, und herzte und liebkoste es noch immer als es schon eingeschlummert war.

Er hätte nicht sagen können, wie es kam, doch als er da saß und die Beiden beobachtete, beschlich leidenschaftliche Eifersucht auf das Kind, welches sie liebkoste, sein Herz. Er wäre im Stande gewesen, ihr das Kind aus den Armen zu nehmen und es bei Seite zu schieben. Warum wurden jene süßen Liebkosungen, jene herzlichen Küsse, diesem Kinde gereicht? Es konnte doch

unmöglich das ihre sein? Sie sah noch so jung aus, und das Kleine war wenigstens zwei Jahre alt; doch, wenn es nicht ihr Eigen war, warum ruhte es an ihrer Brust? Er versuchte über sich selbst zu lachen. Sein Gesicht erglühte ihm, als er sich sagen mußte, daß bei den Männern seines Geschlechts Liebe und Eifersucht Hand in Hand gingen. Liebe? Selbst zugegeben, daß dieses schlanke, blonde Mädchen schön und anmuthig war, wie Venus selbst, so war sie doch nur ein Kind des Volkes!

Plötzlich hob sie das Kind auf den Arm und ging mit ihm weg.

So schnell wie möglich kreuzte er den Bach und folgte ihr. Sie ging durch den Wald, durch das weiße Thor hinaus, wo die hohen Farren und der Ritterſporn wuchs, die Landstraße entlang, wo die Ulmen so wohlthuenden Schatten warfen, der freundlichen Stadt Arnthal zu. Er sah sie stehen bleiben und mit einem kleinen Mädchen reden, dann verschwand sie am Ende der Straße. Der Graf that, was unter diesen Umständen das Vernünftigste war, er sprach mit dem Mädchen.

„Wer ist sie", redete er sie an, „wie ist ihr Name, sie, die soeben mit Dir sprach?"

Das Mädchen riß die Augen weit auf.

„Das ist Gertrud Hartmann", erwiederte sie.

„Gertrud Hartmann", wiederholte er. „Und ist dies ihr Kind?"

„Ja, das ist ihr Junge, Leo nennt sie ihn, die Mutter sagt, es sei ein ausländischer Name."

Er zögerte einen Augenblick, bevor er die nächste Frage stellte. Da er Mutter und Kind allein gesehen, war es ihm nicht eingefallen, daß auch ein Mann da sein könne. Er fühlte, daß es ihm ein Schlag sein würde, wäre es so, doch warum?

„Wer ist Gertrud Hartmann", fragte er. „Lebt sie bei ihrer Mutter oder ihrem Mann?"

„Sie lebt allein; ihr Mann ist todt", lautete die Antwort. „Sie wohnt im rothen Hause, das letzte Haus dort am Felde."

Noch eine Frage; dann wußte er genug.

„Was war ihr Mann?"

„Er wohnte auf dem kleinen Vorwerk an der Landstraße, die nach Meiningen führt, aber er ist todt."

„Das sagtest Du mir schon. Hier hast Du einen Thaler. Willst Du mir den Weg nach Reiningen zeigen?"

Er wollte nicht, daß das Kind sagen konnte, er habe es über Gertrud ausgefragt, die Leute konnten sonst unliebsame Bemerkungen darüber machen.

Als das kleine Mädchen nach Hause kam, erzählte es von dem Herrn, der ihm einen Thaler dafür gegeben hatte, daß es ihm den Weg nach Reiningen gezeigt; es vergaß aber ganz hinzuzufügen, daß er ihm ausschließlich Fragen über Gertrud Hartmann vorgelegt hatte.

Gertrud! Die ganze Nacht träumte er von einem Gesicht, welches einer Blume glich, die Lilien und Rosen in den Schatten stellte, mit der Bläue des Himmels in den klaren Augen, und dem Duft rother Rosen auf den Lippen.

Er erwachte und fragte sich, was mit ihm vorgegangen sei.

II. Kapitel.

Arnthal ist eine freundliche, malerische Stadt im Gebirge. Graf Wolfram meinte, sie sei so hübsch, daß es schade wäre, sie früher zu verlassen, als bis er sie gänzlich durchstreift hatte. Die prächtigen, grünen Waldungen von Arnthal waren berühmt. Er beabsichtigte ein paar Tage in dem „Löwen", einem sauberen, altmodischen Wirthshaus, in dem die neue Welt mit ihrer neuen Art keinen Raum zu finden schien, zu bleiben. Natürlich hätte er auch Gertrud Hartmann gern noch einmal gesehen, nur um seinem Gemüth das schönste Gesicht, welches er bisher gesehen, recht einzuprägen.

Eines Morgens wendete er seine Schritte dem rothen Hause zu. Dies Haus, welches Gertrud bewohnte, glich einem kleinen Blumenkorb. Er wartete zwischen den Feldern, bis er sie mit dem Kinde herauskommen sah. Sie schritt gerade auf den grünen Pfad, der sich an den Feldern entlang zog, zu, dort setzte sie sich mit ihrer Arbeit nieder, während das Kind an ihrer Seite spielte. Jetzt sah er sie in der Nähe, und ihre strahlende Schönheit blendete ihn. Das Kind war sicher das ihre, denn das hohe, süße Stimmchen wurde nicht müde zu sagen: „Mama, Mama!"

Er schaute in das liebliche, mädchenhafte Antlitz mit dem klaren, schönen Profil, es war ordentlich absurd, daß ein Kind sie „Mama" nennen sollte. Das sehnliche Verlangen überkam ihn, nach einem Blick aus ihren Augen, nach einem Wort von ihren Lippen. Das Glück war ihm günstig, wie schon oft den Männern seines Geschlechts. Das Kind ließ seinen Hut fallen. Der Graf hob ihn auf, und anstatt ihn auf des Kleinen Kopf zu setzen, reichte er ihn der Mutter hin. Seine Stimme klang sehr weich, als er sich über sie neigte.

„Ihr Kindchen hat seinen Hut verloren", sagte er.

Nun wurde ihm sein Herzenswunsch erfüllt. Sie schaute mit lieblichem, überraschten Lächeln zu ihm auf und erwiederte:

„Ich danke Ihnen."

Der Klang ihrer Stimme war genau so, wie er gedacht hatte, daß er von so süßen, reinen Lippen kommen müsse. Er hatte sich vorgenommen, sie nur ein einziges Mal sprechen zu hören, doch nun er sie gehört, konnte er nicht wieder gehen, das Verlangen, ihre Stimme noch einmal zu vernehmen, war zu stark in ihm. Anstatt also zu gehen, setzte er sich an ihrer Seite nieder.

Er konnte sich später nicht mehr erinnern, welche Entschuldigung er angab; doch er sprach mit ihr von dem Walde und dem Bache, und nachdem er zehn Minuten mit ihr geplaudert hatte, gestand er sich, daß er sie nie wieder verlassen könne. Das Sonnenlicht auf ihrem goldenen Haar, der Glanz in ihren lieben Augen, das Mienenspiel ihres herrlichen Gesichtes, das Lächeln ihres süßen, rothen Mundes, Alles sagte ihm, daß er sich nicht von ihr trennen könne, diese wahnsinnige, heiße Leidenschaft, die in seinem Herzen entflammte, war doch sicher nicht die Liebe?

„Sie sind noch sehr jung", sagte er mild, „um ein so großes Söhnchen zu haben?"

Ihre strahlenden Augen blickten fast bittend zu den seinen auf.

„Ja, ich war gerade siebzehn Jahre, als ich heirathete", antwortete sie, „und jetzt bin ich gerade neunzehn."

„Und Sie sind Witwe?" fuhr er fort.

Ihr Gesicht erglühte.

„Ja, ich bin Witwe, mein Mann starb bald nach der Geburt unseres lieben, kleinen Knaben."

„Ich wünschte", sagte der Graf, „Sie erzählten mir mehr von sich. Ich möchte von Ihrer Lebensgeschichte, Ihrer Heirath, Ihrem Manne hören."

Es mußte etwas wie ein Zauber über sie gekommen sein, denn sie, die gewöhnlich schweigsam und zurückhaltend war, öffnete diesem Fremden ihr Herz wie die Sonnenrose der Sonne.

„Ich habe keine Lebensgeschichte", erwiederte sie. „Mein Leben ist so einfach dahingeflossen wie das dieser Blumen. Mein Vater war hier in Arnthal Pächter, doch es glückte ihm in nichts, und als er starb ließ er meine Mutter in tiefster Armuth zurück. Einige Monate lang fanden wir unseren Unterhalt, nur der Himmel weiß, wie, dann starb auch meine Mutter und ich blieb ganz allein zurück. Da trug mir Karl Hartmann seine Hand an, er hatte eben eine kleine Pachtung bei Reiningen übernommen. Mir blieb keine Wahl, ich heirathete ihn. Er war stets sehr gütig gegen mich, sehr gut und freundlich, aber ich kannte kein Glück, bis mein geliebter, kleiner Leo geboren wurde."

„Das ist dieses Kind hier?" unterbrach er sie eifersüchtig.

„Ja, das ist mein Leo. Er, mein einziges Kind, umschließt mir die ganze Welt. Darauf", fuhr sie in ihrer Erzählung fort, „stieß Karl ein Unfall zu. Er schlief ein, während er einen schweren Wagen lenkte, fiel herunter und verletzte sich dabei entsetzlich den Kopf. Er lebte nur noch zwei Tage, dann war ich ganz allein mit dem Kinde."

„Und dann?" fragte er hastig.

„Dann? Nun, das Pachtwesen schien uns niemals günstig zu sein. Nachdem Karls Schulden alle bezahlt waren, blieb kein Pfennig mehr für mich und das Kind übrig. Ich miethete mir in jenem Hause ein kleines Zimmer und lebe seitdem hier."

„Und wovon leben Sie?" fragte er.

Sie lachte hell und leise, was ihm das Blut in den Adern wallen machte.

„Ich brauche sehr wenig und Sie sehen ja, was ich thue;" dabei hielt sie ihm ein Stück feiner Spitze hin. „Die arbeite ich, des Pfarrers Tochter lehrte es mich. Doch es giebt Zeiten, in denen ich die Spitzen nicht los werde, dann müssen wir, das Kind und ich, auf die Vorsehung bauen."

„Armes Kind", bemerkte er mitleidsvoll, „so jung noch und schon so viel Leiden!"

„Ich leide nicht", entgegnete sie. „Ich liebe mein Kind zu innig, als daß ich mir um Kleinigkeiten Sorge machte. Ich leide nur, wenn es ihm an etwas fehlt."

Als er sie anblickte und ihr zuhörte, während ihr goldenes Haupt mit dem unschuldigen, sanften Gesicht sich über die feine Spitzenarbeit neigte, wuchs seine Leidenschaft höher.

„Es ist eine einfache Geschichte", sagte er, von dem Verlangen getrieben, mehr zu hören. „Sie haben bis jetzt kaum gelebt."

„Ja", gab sie zurück. „Ich lebe ein volles Leben — in meiner Liebe zu Leo."

Er murmelte etwas in den dunkeln Bart hinein, was Gertrud nicht hörte. Es drängte ihn, sie hundert Dinge zu fragen, doch er wagte es nicht, da sie einander noch so fremd waren. Er wollte es bald thun; denn diese

Tochter des Volkes hatte ihn so sehr entzückt, wie noch keine hochgeborene Dame.

Graf Wolfram blieb so lange sitzen als er wagen durfte, dann ging er, doch nicht bevor er sie um die Erlaubniß gebeten hatte, sie wiedersehen zu dürfen. Er verschmähte es, durch ihr Kind ihre Gunst zu erwerben, was wohl mancher Andere gethan haben würde. Er kümmerte sich nicht um dasselbe, er küßte es nicht, noch liebkoste er es.

Hatte sie ihren Gatten geliebt, diesen Karl Hartmann, welcher eingeschlafen war, während er seinen Wagen heimwärts lenkte? Fieberhaft jagte ihm das Blut durch die Adern, als er daran dachte.

Am Abend sah er sie wieder. Er brachte ihr Blumen und Früchte; und schüchtern wagte sie auch einige Fragen über ihn an ihn zu richten. Er erzählte ihr, daß er die schöne Landschaft durchwandere, worauf sie seufzend sagte: „Ach, was für ein Vortheil ist es doch, Geld zu haben! Wenn Sie Geld hätten, würden Sie nicht genöthigt sein, so viele lange Meilen zu Fuß zurückzulegen!“ Er klärte sie nicht auf. Er verrieth ihr nicht, daß seine Krankheit einzig und allein aus dem Ueberfluß seines Reichthums hervorgegangen war. Er freute sich, daß sie ihn für arm hielt. Es würde ihm etwas ganz Neues sein, um seiner selbst willen geliebt zu werden. Er beschloß, sie solle ihn nur als Herrn Sangerode kennen lernen, der Glanz seines Geldes sollte sie nicht blenden.

So sah er sie während einer Woche ein auch zwei Mal täglich. Die Stunden, die er ohne sie verlebte, verbrachte er damit, an sie zu denken. Die einzige Schattenseite jener Zusammenkünfte war die Gegenwart des Kindes, welches sie mit dem ganzen Reichthum ihrer Liebe und ihrer zärtlichen Liebkosungen überschüttete.

Eines Abends, als der Mond sein mildes Licht von dem wolkenlosen Himmel herabsandte, wanderte er den Heckengang entlang. Der Nachtthau fiel; Gras, Blumen und Bäume entsendeten balsamischen Duft; der Wind flüsterte den rauschenden Zweigen süße Lieder zu. Gerade am Ende des Ganges, wo sich der Bach zum breiten, tiefen Strom erweiterte, traf er sie. Sie war gegangen ihre Spitzen zu verkaufen, und hatte sich mit dem Rückweg etwas verspätet. Zum ersten Male sah er sie ohne das Kind.

„Gertrud!“ rief er im Tone inniger Liebe, „welch' gütige Fee hat Ihre Schritte hierher gelenkt?“

„Ich habe meine Spitzen verkauft“, antwortete sie; „sehen Sie hier.“ In der rosigen Fläche ihrer weißen Hand lag eine glänzende Silbermünze. „Ich komme sehr spät zurück, Herr Sangerode“, fuhr sie fort. „Ich machte einen Umweg, um für Leo etwas Kuchen zu kaufen; er bekommt niemals Kuchen.“ Dann blieb sie stehen; denn er hatte die kleine Hand ergriffen, und sie näher zu sich herangezogen.

„Lassen Sie uns näher an den Bach gehen“, sagte er.

Es erfaßte sie ein seltsames Zittern, ein eigenthümliches Beben, ein Etwas, gemischt von Freude und Schmerz. Als er ihr bei dem Mondschein in das schöne Antlitz schaute, schlug sein Herz schneller.

„Gertrud“, flüsterte er, während sie dort standen, „sagen Sie mir, liebten Sie Ihren Mann?“

„Ob ich ihn liebte?“ wiederholte sie in überraschtem Tone. „Er war sehr gut gegen mich, und ich that für ihn, was in meinen Kräften stand.“

„Ja, das weiß ich; aber liebten Sie ihn?“

„Ich glaube; ich war sehr traurig, als er starb. Ich — ich habe nie darüber nachgedacht. Ich weiß nicht recht, was Sie meinen."

„So will ich es Ihnen sagen. Er war zeitweise fern von Ihnen, zählten Sie da die Augenblicke mit verzehrender Ungeduld, bis er wieder bei Ihnen war? Klopfte Ihnen das Herz bei dem Klang seiner Stimme? Dachten Sie des Tages an ihn, und träumten Sie von ihm des Nachts? War er das Herz Ihres Herzens, die Seele Ihrer Seele, das Leben Ihres Lebens? War er dies Alles und mehr noch?"

„Nein, nein!" rief sie, vor seiner heftigen Leidenschaft zurückprallend. „So war es nicht; er war gut zu mir und ich war ihm dankbar dafür."

„Dann, Gertrud, liebten Sie ihn nicht!" rief er.

„Doch, ich liebte ihn", entgegnete sie.

„Aber nicht mit der Liebe, die man nur ein einziges Mal empfindet, der Liebe eines Menschenlebens, die haben Sie noch nicht verschenkt, Gertrud, Sie haben noch das Recht, sie zu vergeben. Jenem Todten gehörte sie niemals, Sie haben Sie noch zu vergeben — und müssen sie mir geben."

„Ihnen? Sie erschrecken mich!"

„Nein, ich liebe Dich! Gertrud, mein süßes Weib, höre mich an! Ich liebe Dich. Die ganze Welt habe ich nach einem Wesen durchsucht, das ich zu lieben vermag, und habe es in Dir gefunden. Ach, mein Liebling, fürchte Dich nicht! Versuche mich zu lieben. Erhöre mich. Bis jetzt habe ich noch nie geliebt, und lege Dir nun mein ganzes Herz zu Füßen. Du zitterst, ich habe Dich erschreckt!" Und er zog sie näher zu sich heran, neigte sich über das schöne Antlitz und drückte einen Kuß auf die vollen, rothen Lippen. „Mein Liebling", rief er, „Du mußt mir verzeihen; die Liebe zu Dir hat mich fast wahnsinnig gemacht!"

III. Kapitel.

Wieder verstrich eine Woche, und Gertrud lernte den stattlichen Freier, dessen Liebe zu ihr so feurig und innig war, wieder lieben. Er hatte über sie die ganze Welt ringsum vergessen. Seine Liebe für sie war grenzenlos, seines Reichthums, seiner Stellung, seines Ranges gedachte er nicht. Endlich regte sich doch ein herzliches Gefühl in ihm und machte einen neuen Menschen aus ihm. War es möglich, daß er, der Stunden lang der schönen Gertrud harrte, mit ihr plauderte, ihren Worten lauschte, er, der das Opfer beständiger Langeweile gewesen war? Mit jeder Stunde wuchs seine Schwärmerei für sie. Sie war so sanft, so einfach und klug ihr ganzes Wesen so voller Harmonie, daß sie ihn mehr und mehr entzückte.

„Sie ist zur Königin geboren", pflegte er zu sagen, wenn er sie in ihren anmuthigen Bewegungen, ihren so natürlichen, graziösen Stellungen beobachtete. Mehr als ein Mal hatte sie sich bei Mondenschein hinausgestohlen, um ihn zu treffen. Eines Abends standen sie bei einander, der Mond spiegelte sich in dem Wasser, der Bach murmelte sanfte Weisen, während er dahin plätscherte, da faßte er sich ein Herz und fragte sie abermals, ob sie sein Weib werden wolle. Sie schmiegte sich an ihn und meinte schluchzend, es sei so sonderbar, zweimal zu heirathen.

„Zweimal heirathen?" rief er. Ich vermag kaum zu glauben, daß Du

schon einmal verheirathet gewesen bist, Du hast nie geliebt. Das Schicksal führte Dich in Deine erste Ehe, Du hast jenen Karl Hartmann nie geliebt. Mich allein liebst Du mit der einen großen Liebe Deines Lebens, nicht wahr, Gertrud, mein süßes Lieb?"

Sie schlang die Arme um seinen Hals, und barg ihr liebliches Gesicht an seiner Brust.

„Ja, ich liebe Dich", flüsterte sie, „ich liebe Dich von ganzem Herzen, Wolfram. Ich kann nicht anders; Du hast mir mein Herz gestohlen. Mein Leben gehört Dir."

Er beugte sich herab, und küßte sie.

„Du willst mein sein, Gertrud", rief er, „mein süßes Weib, daß ich lieben und glücklich machen darf, dessen Glück mein einziger Lebenszweck sein soll? Sage „Ja", Gertrud, sage „Ja"!"

„Bist Du ganz sicher, daß es nicht unrecht ist, zweimal zu heirathen?" fragte sie.

Sein Gesicht flammte auf; die Eifersucht regte sich heiß und brennend in seinem Herzen, es drängte ihn, die Vergangenheit, an der sie seiner Meinung nach noch immer hing, zu verbannen. Dann beherrschte er sich, das unschuldige, sanfte Antlitz, welches an seiner Brust ruhte, sollte durch seinen Zorn nicht verdunkelt werden.

„Das Eine weiß ich ganz genau, daß der Himmel uns für einander geschaffen, daß Du die zweite Hälfte meines Herzens bist, die zweite Hälfte meiner Seele. Das weiß ich gewiß. Willst Du mein Weib sein?"

Er konnte ihre Antwort nicht deutlich verstehen, denn die flüsternde Stimme klang so sanft und leise, wie der Westwind, der durch die Zweige strich. Doch er sah an dem verschämten Herabsenken des schönen Kopfes, daß die Antwort „Ja" lautete.

Eine halbe Stunde später standen sie noch immer an dem Ufer des Baches und sie hob die lieblichen Augen mit der Frage zu ihm auf:

„Wolfram, bist Du aber auch sicher, daß Du eine Frau ernähren kannst? Werde ich Dir nicht eine große Last sein?"

Er lachte. Endlich — dem Himmel sei Dank! — hatte er ein treues Herz gefunden, ein Herz, das ihn liebte, ihn ganz allein, ein Herz, welches nichts von dem Glanz seines Ranges und Reichthums ahnte.

„Ich denke, es wird mir gelingen, mein Liebling", erwiederte er. „Wahrer Liebe ist Alles möglich. Doch davon laß uns später reden, wenn ich ganz sicher bin, daß ich meines Lieblings Herz vollständig gewonnen habe."

„Das hast Du, Wolfram", sagte sie. „Ich habe keinen Gedanken, der Dir verborgen wäre."

Die sanfte Gertrud liebte ihn um seiner selbst willen. Sie glaubte, er sei arm, es war ihr nie in den Sinn gekommen, ihn zu fragen, was er sei. Sie hatte ihre Hand in die seine gelegt und sagte, „ich werde Dir mit Freuden helfen, Wolfram, die Liebe zu Dir wird mir jede Arbeit versüßen." Er wollte sie noch nicht aufklären, erst wollte er noch ein paar Tage vollkommenen Glückes genießen, dann sollte sie Alles erfahren.

Für Gertrud waren dies die glücklichsten Tage ihres Lebens. Sie hatte die volle Wahrheit gesprochen. Sie war ihrem Manne eine gute Frau gewesen und er stets freundlich gegen sie; doch von Liebe konnte nicht die Rede sein. Jetzt aber liebte sie mit der ganzen Kraft, deren ihre Natur fähig,

ein neues Leben war in ihr erwacht, und hatte sich ihres ganzen Wesens bemächtigt. Sie fragte sich immer von Neuem, wie sie zuvor gelebt habe?

Es war eine abgöttische Liebe, mit der sie an ihrem schönen, dunkeln Verehrer mit der melodischen Stimme, welche zärtliche Worte zu ihr sprach, hing, eine Liebe, die ihr die ganze Welt verwandelte. Die erste leidenschaftliche Regung in ihrem Herzen setzte sie in Verwunderung, sie hatte nie geahnt, wie schön das Leben sein kann. Es war für sie eine unbeschreibliche Seligkeit, während sich der Mond im Wasser spiegelte, die lautlos stille Nacht sie umgab und die hellen Sterne über ihnen leuchteten, an seiner Seite zu stehen und seinen zärtlichen Liebesworten zu lauschen, die wie süße Musik an ihr Ohr drangen.

Er war vollkommen sicher, daß er ihr ganzes Herz gewonnen hatte, seit er sie eines Tages gefragt: „Gertrud, was würde Dir leichter werden, mich verlieren oder sterben?"

Ohne Zögern hatte sie geantwortet:

„Sterben, Wolfram!"

„Was würdest Du thun, wenn ein verhängnißvolles Schicksal uns von einander trennte?"

„Das weiß ich nicht. Es würde mir nichts mehr am Leben liegen, es würde keine Freude, keinen Reiz mehr für mich haben", hatte sie erwiedert.

Noch eine Woche ließ er verstreichen, am Ende derselben aber wußte er, daß Gertrud ihm für immer angehörte. Er war ihrer völlig sicher. Das zärtlich liebende Herz würde sein Eigen sein bis zum Tode.

Er bat sie, an einem Nachmittage allein in den Arnthaler Wald zu kommen, nach der grünen Lichtung, wo sie sich schon oft getroffen hatten.

„Soll ich Leo nicht mitbringen?" fragte sie, worauf er erwiederte:

„Nein, ich möchte Dich für mich ganz allein haben."

So saßen sie an jenem lieblichen Juninachmittag auf der Stelle, auf der er das schöne, blonde Wesen mit dem bezaubernden Antlitz zuerst gesehen hatte.

„Gertrud", begann er. „Ich habe Dir etwas zu sagen. Es wird Dich überraschen, doch es darf Dir nicht Grund geben, mich weniger zu lieben. Lege Deine beiden Hände in die meinen, Geliebte, und sage mir, daß Du mir ganz vertraust."

„Ja, ich vertraue Dir", antwortete sie leise.

„Sprich — wer glaubst Du, daß ich sei?" fragte er.

„Ich glaube, daß Du Wolfram Sangerode, mein Bräutigam bist", erwiederte sie wieder leise.

„Ja, das ist richtig, doch — ich gestehe, daß es mir fast leid thut, den einfachen Roman unserer Liebe zu zerstören — ich bin Graf Wolfram Sangerode und Du wirst als meine Gattin Gräfin von Sangerode sein."

Voll Schreck entzog sie sich ihm, ihr Gesicht wurde bleich, ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Nicht doch", rief er hastig, „sei gerecht! Ich kann es nicht ändern. Mein Fehler ist es nicht, daß ich einem adligen Hause entstamme, daß ich ein Graf bin. Ich kann nichts dafür. Ich hatte mir meinen Stand nicht selbst zu wählen. Sei gerecht gegen mich, und höre mich an, Geliebte. Ich liebe Dich so innig, daß ich gern für immer meiner Grafenkrone, meinem

Reichthum, meinem Rang entsagen und mit Dir hier in Arnthal leben will."

„Nein", rief sie, „das darfst Du nicht. Du würdest dann einem Soldaten gleichen, der seine Waffen niederlegt und seinen Posten verläßt."

„Für Dich, mein Lieb, würde ich dies Alles hingeben. Sprich, liebst Du mich genug, um meinetwillen so Vielem zu entsagen."

„Ich würde Deinetwegen Alles hingeben, selbst mein Leben", sprach sie.

Er drückte einen Kuß auf ihre süßen Lippen.

„Du liebst Wolfram den Grafen nicht minder, als Wolfram den armen Mann, für den Du mich hieltest?"

Sie legte ihre Hände in die seinen und erwiederte:

„Ich liebe Dich, Wolfram, gleichviel ob Du Graf oder Bettler bist."

Er schloß sie in seine Arme und vergaß über seine tiefe Liebe für einige Augenblicke alles Andere. Dann sagte er, während er noch immer ihre Hände hielt:

„Ich entstamme einem edlen, alten Geschlecht, Gertrud, einem Geschlechte, das stark in der Liebe wie im Krieg und heftig in der Eifersucht war. Wir dulden keinen Theilhaber an dem, was wir lieben, Du mußt mir Deine Vergangenheit opfern, die Erinnerung an Deine kurze Ehe, an Deinen verstorbenen Mann und Dein lebendes Kind verbannen. Ich kann Dich mit Keinem theilen; Du mußt Alles hingeben. Ich bin auf Alles eifersüchtig."

„Aber doch nicht auf den kleinen Leo?" sagte sie.

„Jawohl, auf den Gatten wie auf das Kind. Kannst Du ihnen um meinetwillen nicht entsagen, dem Lebenden sowohl als dem Todten? Du sagtest ja, Du würdest selbst Dein Leben für mich dahin geben."

„Das würde ich auch", sagte sie sanft.

„Und doch kannst Du die Vergangenheit nicht aufgeben, gegen die ich eine tödtliche Eifersucht hege?"

„Ja, ich kann es", antwortete sie. „Ich will Dir meine ganze Vergangenheit opfern; nie wieder soll ein Gedanke zu ihr zurückschweifen."

„Und das Kind", fuhr er fort, „wirst Du ihm auch entsagen?"

Sie schaute zu ihm auf, eine wilde Angst malte sich in ihren Augen.

„Mein Kind? Du verlangst doch nicht, daß ich meinem kleinen Leo entsagen soll?"

„Ja", rief er, „das verlange ich. Ich könnte es selbst nicht ertragen, daß das Kind in Deiner Nähe weilte. Ich würde nirgends Ruhe finden. Wie könntest Du auch mit der Vergangenheit brechen, während Dich jenes lebende Glied an sie bindet?"

Das bleiche, angstvolle Gesicht, die bebenden Lippen rührten ihn nicht.

„Das kannst Du nicht wollen, Wolfram", rief sie, „Du kannst nicht wollen, daß ich mich von meinem Kinde, meinem schönen, kleinen Leo trenne? Was könnte er Dir zu Leide thun?"

„Er theilt Dein Herz mit mir, und das ist, was kein Sangerode ertragen kann. Selbst jetzt möchte ich wahnsinnig werden, wenn ich sehe, wie Du ihn liebkoset und küssest, wenn ich seinen Kopf an Deiner Brust ruhen sehe. Ich kann keinen Nebenbuhler dulden."

„Es ist aber doch nur ein kleines Kind", wiederholte sie, „ein kleines, hülfloses, unschuldiges, harmloses Geschöpf. Ach, mein Liebling, nein, ihm könnte ich nicht entsagen!"

„So also steht es, Gertrud, ohne es zu wissen, liebst Du das Kind mehr als mich."

„Nein, nein, gewiß nicht", stöhnte sie.

Er hatte seine Arme von ihr zurückgezogen und sie lehnte sich bleich und nach Athem ringend zurück. All' die frohe Heiterkeit ihrer jungen Schönheit war aus ihren Zügen gewichen. Das schöne, glückliche Weib, welches strahlenden Auges ihm jedes seiner Worte von den Lippen gelesen hatte, war nicht wieder zu erkennen.

„Mein Kind, mein theures, hülfloses Kind!" stöhnte sie.

Er blieb stumm und wandte sich ab.

„Ich kann es nicht", schluchzte sie. „Es würde unmenschlich, schändlich von mir sein, wollte ich meinem Kinde entsagen!"

„Nein, so wie ich es mir ausgedacht habe, nicht. Das Kind würde tausend Mal besser daran sein. Ich würde es der Pflege einer Person übergeben, die es sehr liebevoll behandeln würde. Der Knabe sollte eine ganz vorzügliche Erziehung erhalten; sollte einem hohen Beruf folgen. Ich würde eine große Summe für ihn aussetzen. Aber Du mußt ihm entsagen. Sieh, wie Du dem Knaben im Lichte stehst, wenn Du Dich weigerst. Er würde zum vornehmen Herrn heranwachsen, bleibt er aber bei Dir, so kann er nichts weiter werden als Handwerker oder Tagelöhner. Ueberlege es wohl, bevor Du Dein Kind all' dieser Vortheile beraubst!"

„O, Wolfram sei barmherzig!" stöhnte sie. „Ich kann, ich darf nicht, das würde heißen, mein Herz für Geld verkaufen."

Ihre Angst rührte ihn.

„Nein, mein Liebling", sagte er, „es würde heißen eine geringe Liebe für eine große Liebe hingeben. Ich habe Gold und Ländereien, nicht, daß ich Dich durch sie locken will, Geliebte, doch Du wirst Herrin über sie sein. Du wirst Alles haben, was Reichthum zu geben vermag. Du wirst in Pracht und Ueberfluß leben."

Doch statt aller Antwort senkte sie den Blick zu Boden und flüsterte leise:

„Ach, mein Kind — mein armes, hülfloses Kind!"

„Mein Liebling", fuhr er fort, „Du weißt nicht, wie schön Du bist. Deine Schönheit soll eine edle Fassung erhalten, und die ganze Welt wird Dir zu Füßen liegen. Du wirst den Werth der Schönheit kennen lernen, wenn Du Deinen Platz in der großen, heitern Welt einnimmst."

Doch sie weinte nur noch bitterlicher.

„Mein Kind — mein armes, hülfloses Kind!"

„Ich will Dir das Schönste unserer prächtigen Welt zeigen. Du sollst nach dem milden, sonnigen Süden reisen, nach Italien und Spanien."

Und noch immer gab sie ihm keine andere Antwort, als den herzzerreißenden Schrei nach ihrem armen Kinde.

„Du wirst so glücklich sein, Gertrud, jeder Wunsch soll Dir erfüllt werden, bevor Du ihn ausgesprochen hast, noch bevor Du nach etwas verlangst, soll es Dein sein. Halte mich nicht für grausam. Denke nur einen Augenblick an all' die Lichtseiten. Leo wird von Dir getrennt sein, aber zum tüchtigen Mann erzogen werden; man wird ihn jederzeit gütig behandeln und ich werde ihm eine nicht unbedeutende Summe aussetzen."

„Wolfram", rief sie, „um Gottes willen höre auf, mich zu martern! Ich kann meinem Kinde nicht entsagen!"

„Dann bist Du selbstsüchtig in dem, was Du Liebe nennst; Du ziehst es vor, Dein Kind in Armuth und Unwissenheit aufwachsen zu lassen, damit Du Deiner thörichten Zärtlichkeit für ihn nachgeben kannst. Das ist nicht die edle, sich selbst verleugnende Liebe einer Mutter, die ihre Liebe zu Gunsten des Wohlergehens ihres Kindes zurückdrängt. Du stellst Dich als Scheidewand zwischen Dein Kind und sein ganzes Lebensglück."

Sie hing sich schluchzend an seinen Hals und rief:

„Sei barmherzig gegen mich und laß mir mein Kind!"

„Nein, ich will Deine Liebe nicht mit ihm theilen. Du hast zwischen uns Beiden die Wahl. Ich will Dich jetzt nicht mit der Antwort drängen. Wenn Du den Knaben behältst, so behältst Du ihn in Armuth und Unwissenheit — und verlierst mich. Entsagst Du ihm, so wird er zum gebildeten Manne heranwachsen, er wird jeden Vortheil genießen, den Reichthum und Erziehung gewähren, während ich an Deiner Seite bin. Du hast die Wahl zwischen uns Beiden. Es bleibt Dir Zeit zum Ueberlegen, mein Liebling. Bedenke wohl, welche zwei Lebenswege vor Dir liegen, doch vergiß nicht, wie innig ich Dich liebe."

Sie legte ihre Hände wieder in die seinen und bat flehentlich:

„Wolfram, wäre es Dir nicht möglich, mein Kind wenn auch nicht zu lieben, nicht einmal gern zu haben, aber doch wenigstens zu dulden?"

„Nein, Gertrud. Wenn Du mein Weib wirst, mußt Du mit Deiner Vergangenheit abgeschlossen haben. Als mein Weib kann ich Dich zu meinem Rang empor heben, kann Dich an meine Seite stellen, doch Niemanden mit Dir. Wenn Du nicht thun kannst, was ich wünsche, müssen wir von einander scheiden. Doch, süßes Herz, ich will Dir drei Tage Bedenkzeit geben und will nicht versuchen, Dich zu beeinflussen oder zu überreden. Ich sage Dir nur, daß ich mein Leben und mein Glück in Deine Hände lege. Bis dahin lebe wohl!"

Dieses „Lebewohl" würde eine weit stärkere Frau entnervt haben. Er drückte sie an seine Brust und bedeckte ihr liebliches Gesicht und ihre Hände mit Küssen.

„Mein ganzes Herz bleibt bei Dir, mein Lieb, lebe wohl!" Dann war er fort und Gertrud stand allein.

„Er ist grausam gegen mich!" schluchzte sie. „Er hätte meine Liebe nicht verlangen sollen, wenn er mein Kind, meinen kleinen Leo, nicht auch lieben wollte. Ich kann mein Kind nicht verlassen."

Am ersten Tage war sie fest entschlossen, sich nie von ihrem Kinde zu trennen. Sie überschüttete es mit Küssen und Liebkosungen, nannte es bei den zärtlichsten Schmeichelnamen; doch dann, als Leo eingeschlafen war, überkam sie die Sehnsucht nach ihrem Verlobten. Sie mußte ihn sehen; es war nicht möglich, daß die Sonne untergehen und wieder aufsteigen konnte, ohne daß sie ihn gesehen hätte. Er war aber so grausam gegen sie gewesen, so hart, so streng, er verlangte, sie sollte sich von ihrem Kinde trennen.

Am zweiten Tage ließ sie den Kopf hängen wie eine welke Blume; ihr ganzes Herz, ihre ganze Seele sehnte sich nach Wolfram. Was war das Leben ohne ihn? Ihre Augen lechzten nach einem Blick von ihm, ihr Ohr nach dem Ton seiner Stimme, seiner Schritte, seiner zärtlichen Worte. Ihr ganzes Wesen wandte sich ihm willenlos zu.

„Wie soll ich ohne ihn leben?" rief sie voller Verzweiflung.

Am dritten Tage war sie völlig gebeugt und schmachtete dahin; es war

ihr, als sei ihre Seele todt. Weder Himmel noch Erde bargen einen Reiz für sie. Sie war sich nur einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach Wolfram, eines leidenschaftlichen Verlangens nach seiner Gegenwart, welches nichts zu befriedigen vermochte, bewußt. Ein leiser Zweifel stieg in ihr auf. Sie konnte nicht glauben, daß Jemand so grausam sei; nein, gewiß wollte er sie nur prüfen, um zu sehen, ob sie wirklich seinetwegen dem entsagen werde, das sie am meisten liebte. Er konnte doch unmöglich ernstlich eifersüchtig sein auf ihren kleinen Sohn. Wie thöricht von ihr, so etwas zu glauben!

Ein schwacher Anflug von Farbe kehrte in ihre Wangen zurück; sie lächelte sogar vor sich hin; jetzt war ihr Alles klar; er wollte sie prüfen. Sie war fest überzeugt, daß, wenn sie jetzt den Knaben hingab, Wolfram ihn kurze Zeit nachdem sie verheirathet sein würden, wieder holen ließe. Ein Mann ist eifersüchtig auf Männer, doch nicht auf Kinder. Sie begriff nicht, daß sie dies nicht früher durchschaut hatte. Sie würden nicht lange von einander getrennt sein — sie und ihr kleiner Leo; ein paar Wochen der Trennung und seine Zukunft würde gesichert sein.

Wie der Ertrinkende an einen Strohhalm, so klammerte sie sich an dem Gedanken fest, daß er sie nur auf die Probe stellen wolle. Was konnte es Wolfram stören, wenn sie ihr Kind liebte? Es war ganz natürlich; doch sie begriff, daß er sie anfangs ganz für sich allein haben wolle. Waren sie aber erst zu Hause, so würde er ihr ganz sicher ihren Leo wieder geben!

Ihre Mutterliebe sagte ihr, daß Leo ein sehr schöner Knabe sei, wer ihn sähe, müsse ihn lieben. Sie versuchte es, an die Lichtseite der Wahl zu denken, die man ihr vorgelegt hatte, daß Leo erzogen und ausgebildet werden würde, wie sie es nie zu thun im Stande gewesen wäre. Wenn sie in den jetzigen Verhältnissen blieben, so lagen nur Armuth und Entbehrungen vor ihnen. Nur mit Mühe und Noth würde sie ihrem Kinde Kleidung und Nahrung schaffen können, und was sollte sie mit ihm anfangen, wenn er größer wurde. Da regte sich wieder die süße, trügerische Hoffnung, daß Wolfram nicht ernstlich meinte, was er sagte, er wollte sie nur auf die Probe stellen. Am unerträglichsten aber war die Sehnsucht nach ihm, der Durst nach seiner Gegenwart, das Verlangen, ihn zu sehen, die entsetzliche Leere bei seiner Abwesenheit.

Am Abend des dritten Tages sah sie ihn wieder, er war voller Ungeduld.

„Gertrud", rief er ihr entgegen, „wie glücklich macht mich Deine Gegenwart! Ich glaubte, der Abend wolle nimmer kommen. Ich habe die Stunden gezählt, erschienen sie Dir auch so lang, Gertrud? Es war mir, als wollten sie gar nicht enden. Ach, mein Liebling, mein süßes Herz, laß mich Dich begrüßen, bevor ich Dich um Deine Antwort frage!"

Welches Willkommen! — Es durchzitterte wonnevoll ihr Herz. Plötzlich hob sie das Antlitz zu ihm auf und flüsterte:

„Du wirst mir sagen, wohin Du den kleinen Leo zu schicken gedenkst, nicht wahr, Wolfram?"

Sein umwölktes Gesicht leuchtete in heller Freude auf.

„Du giebst Alles für mich hin, mein Liebling, ist es wirklich wahr?" rief er.

„Ja", antwortete sie, und ihm kam es nicht in den Sinn, daß seine Liebe die selbstsüchtigste war, die es geben konnte.

IV. Kapitel.

„Es ist nicht auf lange, mein Liebling", rief Gertrud und küßte mit leidenschaftlicher Liebe und Verzweiflung die runden Glieder, das süße Gesicht und die kleinen Hände, nicht auf lange, mein geliebtes Kind; und Du wirst ein feiner Herr sein, wenn Du groß bist. Ach, mein herziger Junge, mein lieber, kleiner Leo, es wird nicht auf lange sein."

Selbst in diesem, ihrem bittersten Schmerze blieb ihr ein freudiges Gefühl nicht versagt. Der hübsche, kleine Leo war nie gut angezogen gewesen, er hatte stets sehr ärmliche, alte Kleider getragen, nun aber war ein Theil des goldenen Regens auch auf ihn herabgefallen. Graf Wolfram hatte ihr eine Börse übergeben und gesagt:

„Dies Alles ist für Deinen Knaben, verwende es auf seine Kleidung. Ich lasse Dir abermals drei Tage Zeit, kaufe ihm Alles, was Du für nöthig hältst, sorge auch für so viel Spielzeug als er verlangt, und packe ihm Alles ein. In drei Tagen wird die Dame hier sein, welche ihn in ihre Obhut nehmen soll, und wenn Du Deine Einwilligung giebst, werden wir an demselben Tage mit speciellem Consens vermält werden."

Er glaubte, indem er ihr die Mittel gab, dem Knaben so viel kaufen zu können, einen Balsam für ihren Trennungsschmerz gefunden zu haben. Sie hingegen sah darin ein sicheres Zeichen, daß er bald nachgeben werde, und es nur noch eine Frage der Zeit sei. Doch selbst bei dieser festgewurzelten Ueberzeugung fand sie die Trennung von ihrem Kinde bitterer als den Tod.

Sie wußte nicht genau, zu welcher Stunde der Kleine abgeholt werden würde. Graf Wolfram schonte sie so viel er konnte. Am Morgen ging sie aus um etwas einzukaufen, als sie zurückkam, war der kleine Leo fort und sie durchlebte den Schmerz allein, der ihr bitterer zu sein schien als der Tod. Doch die trügerische Hoffnung hielt sie noch immer aufrecht.

„Wolfram", bat sie, „möchtest Du mir sagen, wohin Du Leo geschickt hast?"

Seine Züge verdüsterten sich.

„Er ist in sicheren, gütigen, milden Händen", lautete die Antwort, „lachend und hoch erfreut ging er aus dem Hause. Doch nun merke Dir, daß dies das letzte Mal ist, daß sein Name zwischen uns erwähnt wird."

Selbst da schrak sie noch nicht zurück. Er stellte sie nur auf die Probe, mit der Zeit würde Alles gut werden.

Sie drängte den bitteren Kummer zurück, der ihr Herz erfüllte. Bis jetzt hatte sie nicht gewußt, wie innig sie ihr Kind liebte. Doch da war ihr schöner, feuriger Bräutigam und drängte sie zur Kirche.

„Ich habe kein hübsches Kleid zur Trauung", sagte sie.

„Das thut nichts, mein Liebling, komm wie Du bist. Du könntest nicht schöner sein. Bevor die Nacht einbricht, sollst Du sie zu Hunderten haben, wenn Du willst."

Die einzigen Zeugen bei dieser seltsamen Trauung waren der Küster und seine Frau. Der Pfarrer machte ein höchst überraschtes Gesicht, als er den Namen des Bräutigams las und noch mehr setzte ihn das Honorar und die wahrhaft königliche Schenkung an die Gemeinde Arnthal in Erstaunen, welche der Trauung folgte. Darauf drückte der Graf sein junges, schönes Weib an das Herz und sprach:

„Nun bist Du mein, Gertrud, ganz allein mein!“ Und in dem Augenblicke wagte sie nicht ihr Kind zu erwähnen.

Bevor die Sonne niederging, hatten sie die Residenz erreicht. Der Graf fuhr zuerst zu einer berühmten Modistin. Dort zeigte sich Gertruds erstaunten Blicken mehr Pracht als sie sich je hatte träumen lassen. Die junge Gräfin sah in der reichen Seide und den Spitzen, einem kleinen pariser Hütchen auf dem goldenen Haar, den feinen Handschuhen und den eleganten Schuhen ganz anders aus als die schlicht gekleidete Frau in Arnthal. Der Graf war entzückt.

„Wie schön Du bist, mein Liebling!“ rief er. Aber während er sie liebkoste, sie lobte, ihr schmeichelte, weilten ihre Gedanken bei dem kleinen Leo. „Wenn er mich doch sehen könnte, dachte sie, wie würde er vor Freude in die Hände klatschen!“

(Fortsetzung folgt.)

Verschweig' es nicht.

Ich sah es wohl — es stieg das warme Blut,
Dir in die Wangen schnell wie ein Gedanke,
Dann senktest Du den Blick so mild und gut,
So trostverheißend über Deine Kranke,
Im dunklen Auge feucht verschleiert Licht;
O, was mich glücklich macht, verschweig' es nicht!

Du streichelte st die abgezehrte Hand,
Und spielte st mit dem weitgewordnen Ringe,
Du mußte st fühlen was mein Herz empfand,
Doch plauderte st Du leicht und guter Dinge.
Warum verhehlen was so deutlich spricht?
O, was mich glücklich macht, verschweig' es nicht!

Es flüsterte Dein Mund: mein Liebling, ja,
Du armes Kind, Du bist recht krank gewesen,
Doch sieh, ich bin bei Dir, bin wieder da,
Und glaube mir, geschwind wirst Du genesen!
Doch bange Sorge lag auf dem Gesicht,
O, was mich glücklich macht, verschweig' es nicht!

Verschweig' es nicht, Geliebter, daß Dein Herz,
Zerspringen möchte von verhaltnen Thränen;
Liegt Wonne doch für mich in Deinem Schmerz,
Wie kannst Du ihn mir zu verbergen wähnen?
Mein Lieb, mein Stern bis dieses Auge bricht,
O, was mich glücklich macht, verschweig' es nicht!

Julie Dohmke

Das Aquarium in Brighton.

Von **Helene Zimmern.**

Was in dem fashionablen und vielbesuchten Seebade Brighton vielleicht am meisten Anziehungskraft ausübt, ist das daselbst befindliche Aquarium. In der That hat seit der Errichtung desselben die Anzahl der Besucher sich um ein Beträchtliches vermehrt und die jeden Samstag aus London abgehenden Züge, deren Fahrbillets zugleich das Recht des Eintritts in das Aquarium gewähren, sind das ganze Jahr über gedrängt voll. Es verdient aber auch vollkommen die Beliebtheit, deren es sich in so hohem Maße erfreut. Es reiht sich der prachtvollen ähnlichen Anstalt in Neapel würdig an und ist überhaupt eines der größten und bestgeleitetsten, von denen, die bisher errichtet wurden. Was nur möglich ist, wird gethan, um den Geschmack der Besucher zu befriedigen; den ästhetischen Anforderungen wird mit demselben Geschick Rechnung getragen wie dem Wunsche nach wissenschaftlicher Genauigkeit.

Das Aquarium, welches im Jahre 1872 eröffnet wurde, liegt auf einer dem Seestrande abgewonnenen Fläche und die Bewohner desselben sind auf diese Weise ihrem natürlichen Elemente so nahe als möglich gebracht. Der Stadtrath von Brighton votirte für den Bau einen Beitrag von 7000 Pfund Sterling und verlangte dafür, daß derselbe nicht so hoch sei, um die Aussicht von der Küste aufs Meer zu verhindern. Der Grundstein mußte daher unter der natürlichen Oberfläche des Bodens gelegt werden und um dies zu ermöglichen, waren vorerst erhebliche technische Schwierigkeiten zu überwinden. Da das Gebäude sich sohin nur wenig über das Niveau des Erdbodens erhebt, so steigt man zunächst auf einer hübschen, aus Granitsteinen errichteten Treppe hinab, die in einen prachtvollen Vorhof führt. Hier erst übersieht man die eigentliche Front des Baues, welcher 18 Fuß hoch ist und aus fünf Bogen mit Terracottasäulen und Verzierungen besteht. Auf dem Fries, der längs der Seiten hinläuft, sind die passenden Worte eingegraben: „Und Gott sprach, das Wasser bringe in Ueberfluß die beweglichen Geschöpfe hervor, die Leben haben." An der nördlichen Seite dieses Hofes befindet sich ein ausgezeichnetes Gasthaus, vor welchem ein canadischer Bär, der von den Besuchern stark verhätschelt wird, seine Possen treibt. Gerade gegenüber ist die Vorhalle, ein großartiger Saal, der 81 Fuß lang und 45 Fuß breit ist. Derselbe wird fast täglich von den Einwohnern Brightons besucht, die sich oft nur zu dem Zwecke Saisonkarten anschaffen, um seine Vortheile ausnützen zu können. In diesem Saale sind nämlich Schreibtische aufgestellt und es liegen hier Zeitungen, Monatsblätter und die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes zur Einsicht auf; zu gewissen Stunden werden auch die letzten politischen, commerciellen und parlamentarischen Telegramme aus London angeschlagen. Der Saal wird von Säulen getragen und zwischen diesen be-

finden sich große Glasgefäße, welche die kleineren interessanten See- und Süßwasserthiere enthalten, die sich in den größeren Bassins ganz verlieren und dem Anblicke entziehen würden. Von hier gelangt man in die Bureaus der Directoren, die Küche u. s. w.; die Besucher aber wenden sich zu dem westlichen Corridor, dem Corridor Nr. 1, der sie in das eigentliche Aquarium führt. Dieser Corridor, es giebt deren hier drei, ist der längste und breiteste; er hat eine Ausdehnung von 220 Fuß und ist in der Mitte von einem das Centrum bildenden Vestibule unterbrochen, welches einen Flächenraum von mehr als 50 Quadratfuß umfaßt. Die Decke, welche ein gothisches Gewölbe bildet und aus buntfarbigen Ziegeln gebaut ist, unter denen eine warme, rothe Farbe vorherrscht, was mit der Kälte des Glases und Wassers wohlthuend contrastirt, ruht auf Säulen von Bathstein, polirtem Serpentinmarmor und Aberdeengranit. Alle diese Pfeiler haben geschnitzte Capitäle von mannigfaltigstem Muster; jedes einzelne jedoch stellt einen passenden, auf die See bezüglichen Gegenstand dar.

Auf beiden Seiten des Corridors sind die Wasserbassins angebracht, deren wir einundzwanzig zählen. Ihre Form ist eine höchst mannigfaltige, je nach dem Bedürfnisse der darin lebenden Thiere; in keinem jedoch wird an dem erforderlichen Quantum von Wasser und Luft irgendwie gespart und diesem Umstande verdankt das Aquarium zweifellos seine bisher unerreichte niedere Sterblichkeitsquote. Das kleinste Bassin hat einen Umfang von elf Quadratfuß; das größte mißt aber 100 Fuß Länge und 40 Fuß Breite und faßt 110,000 Gallonen Seewasser. Dieses colossale Bassin, welches, wie bemerkt, das größte im ganzen Aquarium ist, dient als Aufenthalt für die Haifische, Meerschweine, Schildkröten und andere Thiere von großem Umfange. Besieht man diese kunstvollen Gehäuse von außen, so ahnt man kaum, welche Ausdehnung dieselben haben; eine rechte Vorstellung bekommt man hiervon erst, wenn es Einem gestattet ist, einen Blick hinter die Coulissen zu werfen. Dem Verfasser des vorliegenden Aufsatzes gewährte vor einigen Wochen die Freundlichkeit des Directors dieses Vorrecht und obgleich derselbe das Aquarium schon oft gesehen und von der Großartigkeit seiner Einrichtungen einen mächtigen Eindruck empfangen hatte, so war er sich doch bisher der wirklichen Größe des Unternehmens noch nie in solchem Maße bewußt geworden. Der intelligente Aufseher erklärte mir die Manipulation der Bassins. Das Salzwasser wird mittelst Maschinen direct aus dem Meere in Reservoirs gepumpt, welche unter dem Fußboden der Corridore angebracht sind, und aus diesen wird es auf die nämliche Weise in die einzelnen Bassins geleitet. Diese Reservoire können 500,000 Gallonen Wasser fassen, welches Quantum in ungefähr zehn Stunden aus dem Meere gepumpt werden kann. Wenn das Wasser zuerst in die Bassins gelangt, ist es etwas trübe; durch die Thätigkeit der Austern und Muscheln wird es jedoch schnell gereinigt und gesäubert. Diese Mollusken absorbiren nämlich alle organischen Unreinheiten und es wird daher immer eine große Anzahl derselben in den Bassins aufbehalten. Man schüttet gewöhnlich ein ganzes Büschel auf einmal in ein Bassin und sie sind geradezu unzählig. Die Austern sind in der eben berührten Beziehung am nützlichsten; denn die Muscheln, wenn sie auch demselben Zwecke dienen, fallen den Krebsen und anderen Geschöpfen, die sich mit Schalthieren nähren, leicht zur Beute. Abgesehen von diesem natürlichen Reinigungsmittel wird das Wasser in den Bassins durch einen Strom zusammengepreßter Luft, welcher mit Hülfe der Dampfkraft in die unteren Theile der Bassins geleitet

wird, fortwährend mit Kohlensäure in Verbindung gesetzt und in Bewegung erhalten. Dies hält die Temperatur niedrig und vernichtet auch jede organische Unreinigkeit, welche das Wasser allenfalls enthält. Die meisten Aquarien beobachten ein System des fortwährenden Zupumpens, dies ist viel kostspieliger und lange nicht so wirksam, wie die in Brighton befolgte Methode, welche von der Nothwendigkeit entbindet, das Wasser in den Reservoirs immer in Circulation zu erhalten und es möglich macht, jedes Bassin unabhängig von dem andern zu behandeln; ein Vortheil der nicht hoch genug angeschlagen werden kann, wo es sich um so große Quantitäten Wassers handelt. Die Bassins werden nicht oft geleert, in manchen Fällen kaum einmal im Jahre; dagegen werden sie von Zeit zu Zeit nachgefüllt, um den in Folge der Verdünstung eintretenden Abgang zu ersetzen. Das beste Zeugniß für die Vortrefflichkeit dieser Einrichtungen liegt, wie wir schon bemerkt haben, in der ausnehmend niederen Sterblichkeitsquote unter den acclimatisirten Fischen. Dieselbe wird auf ein per mille wöchentlich geschätzt. Die fortwährende Zunahme unter den niederen Formen der wirbellosen Thiere ist gleichfalls ein sicherer Beleg für das Wohlbefinden der Insassen. Eine fernere Eigenthümlichkeit dieser Bassins sind die großen Glastafeln, welche sie von der dem Zuschauer gegenüberliegenden Seite einschließen. Diese Glastafeln, welche vollkommen durchsichtig sind, haben eine Dicke von einem ganzen Zoll und bilden vor jedem einzelnen Bassin eine ungebrochene Vorderseite. Nicht mit Unrecht wurden sie zu den wichtigsten Materialien gerechnet, deren man bei der Herstellung des Aquariums bedurfte.

Gehen wir nun zum Inneren der Bassins selbst über. Seine Schönheit, seine Originalität und seine Mannigfaltigkeit kann die Feder schwer beschreiben. Wie wir von einer Abtheilung zur andern wandern, werden wir fortwährend an Jules Vernés's phantastischen Roman „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer" erinnert; wir bilden uns ein, daß wir uns auch mitten im Oceane befinden und das Vorrecht genießen, von den Fenstern unserer Cajüte aus die verborgenen Tiefen des Meeres zu erforschen. Hier tändelt das lebhafte Meerschwein, immer in Bewegung und so lustig, daß es Vergnügen daran empfindet, die Genossen seines Bassins auf die verschiedenste Art zu quälen und zugleich so leicht zähmbar, daß, wenn es eine Woche lang im Aquarium gewesen, es auf das Pfeifen des Aufsehers rasch gehorcht und diesem das Futter aus der Hand frißt. Unzählige Fische schlüpfen anmuthig durch das klare Wasser; einige davon sind hellfarbig, andere von einem matten Grau, wieder andere glänzen wie polirtes Silber. Einige schwimmen in Schaaren, andere halten sich isolirt; die einen schwimmen an der Oberfläche und treiben artige Possen mit ihren Kameraden, die anderen halten sich nahe an den Grund, um sofort bereit zu sein, sich auf die kleinen Krabben, Garnelen und andere unglückliche Krustenthiere zu stürzen, die ihnen gerade in den Weg kommen. Wieder andere schlafen, die liderlosen Augen weit geöffnet; sie sind an ein nächtliches Leben gewöhnt und warten, bis der Abend kommt, da werden sie lebendig und schwimmen voll Anmuth um die Grenzen ihres felsigen Gefängnisses. Und last but not least finden wir die elegant geformten, wunderhübsch gefärbten Anemonen und Zoophyten, die lebenden Blumen des Meeres. Diese füllen zusammen mit den Korallen und gallertartigen Fischen eines der schönsten Bassins des ganzen Aquariums und erinnern den Beobachter mehr an ein reiches Beet exotischer Blumen, als an eine Vereinigung empfindungsfähiger animalischer Wesen.

Nachdem wir nun diesen Corridor durchschritten und die vielen darin befindlichen, hochinteressanten Thiere bewundert haben, treten wir in einen offenen Raum, der den Namen „Gewächshaus" führt, der aber besser die Sirenenhöhle genannt werden sollte, so vollständig entspricht er unserer Vorstellung von dem Lieblingsaufenthalt dieser zierlichen Damen. Künstlerisch geordnete Felsengrotten umrahmen den ganzen Raum, in dessen Nischen Bäume, Farren und Blumen wachsen; ein malerischer Wasserfall rieselt hernieder und tönt wie sanfte Musik und das Ganze wird von einem Wasserstrome durchzogen, der an einzelnen Stellen unterbrochen ist, um zahlreiche natürliche Buchten und Weiher zu bilden, welche den Seehunden und Salamandern zum Aufenthalte dienen. In einem Winkel ist der Platz für das Orchester, wo täglich zweimal gespielt und jeden Sonntag wahrhaft vorzügliche Concerte aufgeführt werden. Hinter all' diesem Grottenwerk befindet sich eine dunkle Höhle, wie sie für die grausigen Bewohner, die Alligatoren und Krokodile, angemessen erscheint. Von hier kommen wir in den östlichen Corridor, der wieder auf beiden Seiten Bassins enthält, und daneben einen ganzen Apparat entfaltet, um das Ausbrüten und die Entwicklung der Lachse und Forellen zu erläutern. Ein tropisches Zimmer öffnet uns hier seine Thüren. Die Temperatur ist daselbst bedeutend erhöht und es sind hier einige besonders seltene Exemplare zur Schau gestellt, wie z. B. Laubfrösche, indische Zitteraale, chinesische stachlige Nielaugen und zierliche Seepferdchen, die wie Greife, Korallen u. s. w. aussehen. Die Seelöwen wohnen in einem eigenen Flügel. Das ursprüngliche Paar, das aus Californien gebracht wurde, hat seit seiner Ankunft im Umfang bedeutend zugenommen und die Nachkommenschaft, die im Aquarium geboren wurde, gedeiht gleichfalls sehr gut. Beide Thiere sind, obgleich sie Fremden nicht besonders freundlich entgegenkommen, mit dem Wärter ganz vertraut und folgen ihm in ihrer Grotte Schritt um Schritt, wie die Hunde. Ihre Bewegungen außerhalb des Wassers sind linkisch, doch keineswegs langsam und ihre Fütterung ist eines der beliebtesten Schauspiele des Aquariums. Ihre Nahrung besteht zum größten Theile aus Häringen, welche die Wärter ins Wasser werfen, worauf jene sie mit wunderbarer Anmuth und Schnelligkeit erhaschen.

Ein anderes Lieblingsbassin ist das dem Octopus zur Wohnstätte dienende, jenem sonderbaren, ungelenken Geschöpf, das durch Victor Hugo's außerordentliche und etwas übertriebene Beschreibung in seinem Werke „les travailleurs de la mer, wo er es als Pieuvre oder Teufelsfisch bezeichnet, so bekannt geworden ist. Hunderte von Menschen schauen sich täglich dieses Geschöpf an, wie es seine häßlichen, schlangenartigen Arme um seine Beute windet und sie auseinander reißt. Ein zierlicheres Schauspiel ist die Fütterung der kleinen Wasservögel, die zur Classe der Taucher gehören. Das Aquarium von Brighton war das erste, welches dem Publicum Gelegenheit geboten hat, diese Thiere zu beobachten und es ist dies nur an einem Orte dieser Art möglich. Diese Vögel sind in Bezug auf ihre Nahrung auf die Erzeugnisse des Meeres angewiesen und um diese zu erlangen, müssen sie zeitweise Ausflüge unter das Wasser unternehmen. Damit sie dies im Stande sind, hat die Natur sie befähigt, ihre Beine und Flügel in einer solchen Weise zu benutzen, daß sie gewissermaßen für eine Zeitlang zu Fischen werden und im Wasser schwimmen können. Ihr Futter wirft man ihnen von oben, wo sie sich gewöhnlich aufhalten, in die Bassins hinab. Sofort spüren dies die Vögel aus, tauchen mit einer Schnelligkeit unter, die ihren Körper

wie polirtes Silber funkeln läßt, und schwimmen hin und her, bis sie sich des ersehnten Bissens versichert haben. Dieses Schauspiel eines Vogels, der sich plötzlich in einen Fisch verwandelt, ist ein derartiges, wie es nur an einem Orte gezeigt werden kann, wo man über eine so große Wasserfläche verfügt, wie in Brighton.

Der beschränkte Raum gestattet uns nur, einige der seltensten Erscheinungen hervorzuheben, die man in Brighton sehen kann. Es ist natürlich zweifellos, daß die Nähe des Aquariums zum Meere und die Leichtigkeit, mit welcher es in Folge dessen immerfort mit Wasser gespeist werden kann, ihm vor den inländischen Aquarien einen großen Vortheil bietet. Immerhin ist aber die geschickte Leitung gebührend hervorzuheben und um dem Leser eine kleine Vorstellung zu geben, mit welchen Dingen es diese zu thun hat, wollen wir in Kürze anführen, wofür alles in der Verpflegungsabtheilung allein gesorgt werden muß. Man nimmt nach einer oberflächlichen Berechnung an, daß bei 15,000 Thiere im Aquarium gefangen gehalten werden. Alle diese Thiere müssen gefüttert werden, und müssen sorfältig gefüttert werden, denn die Bedingungen, unter denen sich Fische in Gefangenschaft lebend erhalten, machen eine große Sorgfalt und eine ausnehmend vorsichtige Behandlung nothwendig.

Der bedeutendste Posten in den Verpflegungsrechnungen sind die Fische, von denen jährlich mehr als sechszehn Tonnen verbraucht werden. Davon vertilgen die Seelöwen allein fast die Hälfte. Diese, sowie die Seehunde sind entschiedene Epicuräer; sie ziehen die Häringe und Makrelen den Platteißen vor und rühren das ihnen vorgeworfene Futter nicht an, wenn es nicht vollkommen frisch ist. Auch das Meerschwein ist ein kostspieliger Gast; es muß viermal im Tage gefüttert werden und braucht ungefähr vierzig Häringe zu jedem Male; die Reptilien verzehren wöchentlich vierzig Pfund Fische; doch führen sie ein sehr unregelmäßiges Leben; so weist ein Alligator zum Beispiel zuweilen durch drei Monate jede Nahrung zurück. Nicht weniger als vierhundert Krabben braucht man jede Woche zur Fütterung und diese müssen wieder ihrerseits gefüttert werden, da einige Thiere, wie die Achtfüßler, sie nur in lebendem Zustande verzehren wollen. Den Hummern und Krebsen wirft man zerschnittene Fischstücke vor; der Meeraal nährt sich meist von dem, was die anderen verschmähen, wie von Köpfen, Schwänzen und Eingeweiden, während die Makrelen mit Vorliebe das Fleisch ihrer eigenen Gefährten verzehren und dadurch ihre Anzahl in den Bassins um ein Bedeutendes vermindern. Sechszehn Quart Würmer, was ungefähr einer Anzahl von 2500 gleichkommt, werden gleichfalls jede Woche für das Aquarium geliefert und von den Schmalfischen verspeist. Auch die Garnelen stehen in großer Achtung; man verbraucht davon in jeder Woche 16 Quart, oder ungefähr 35,500 Stück und ebenso 6 Quart von den winzigen Sandkäfern. Von diesen ganz kleinen Krustenthieren, welche von dem welken Meergras, das die Fluth ans Ufer geworfen, abgelesen werden, gehen 22,000 auf ein Quart; die Herbeischaffung derselben ist daher mit nicht geringen Kosten und Beschwerlichkeiten verbunden. Drei Männer sind fortwährend damit beschäftigt, diese Garnelen, Würmer u. s. w. zu sammeln. Da die fremden Fische beim besten Willen nicht mit jenem Futter versorgt werden können, an welches sie gewöhnt sind, so nährt man sie reichlich mit rohem Fleisch, das man ihnen in abgeschabtem Zustande oder in kleinen Stücken vorsetzt. Eier, Brod, Zwieback, Samen und Fliegen braucht man nicht minder für die mannigfaltigen lebenden Geschöpfe.

Um diese gewichtigen Auslagen zu decken, hat man ein Capital von 18000 Pfund zu 5 Procent angelegt und die Interessen desselben werden jährlich zu Fütterungszwecken verwendet. Fügen wir noch hinzu, daß trotz alledem und trotz der Kosten für die Concerte, die Directoren u. s. w. die Aquariumgesellschaft ihren Actionären eine ganz hübsche Dividende zahlt, so kann man ersehen, daß das Unternehmen ebenso einträglich als gut geleitet ist.

Noch in einer weiteren Beziehung verdient das Aquarium ein besonderes Lob. Es hat seit der Eröffnung seine Thore dem Publicum an Sonntagen offen gehalten und ist bei dieser Einrichtung verharrt trotz wiederholter, kostspieliger Processe, welche aus diesem Grunde von dem pietistischen Theile der Gemeinde wider die Gesellschaft angestrengt worden sind. In der jüngsten Zeit hat es durch die Anlegung einer Promenade und eines terassenförmigen Gartens auf dem Dache seinen bisherigen Reizen einen neuen hinzugefügt. Wer sich von der Luft im unteren Raume beklommen fühlt, oder müde ist, immerfort ins Wasser zu schauen, kann sich hier Lungen und Augen an dem kühlen Seewinde und dem hellen Tageslicht erfrischen. Alles in Allem genommen, kann man kaum einen angenehmeren, lehrreicheren oder hübscheren Platz finden, als das Aquarium von Brighton.

Die Heiligen der Vorberge.

Von **Bret Harte.** Deutsch von **Alfred Mürenberg** *).

Es ist niemals mit Sicherheit festgestellt worden, wie lange sie eigentlich schon dort waren. Der erste Ansiedler von „Rauh-und-Rüstig" — ein gewisser Low, von seinen Vertrauten scherzweise „der arme Indianer" genannt — erklärte, daß die Heiligen vor seiner Zeit da gelebt und bereits im Busch eine Hütte bewohnt hätten, „als er sich seinen Pfad nach dem Nord-Arm durch die Wälder kerbte". Sicher ist, daß die Beiden vorhanden waren, als man zuerst das Wasser in den „Unions-Graben" leitete und daß sie allda bei dieser Gelegenheit die Namen „Papa Downey" und „Mama Downey" erhielten, welche ihnen bis zuletzt blieben. Als sie auf das Erfrischungszelt zugeschwankt kamen, wurden sie von den „Jungens" mit der größten Begeisterung willkommen geheißen; oder, um die gewähltere Sprache des „Union-Recorder" zu entleihen: „Ihre grauen Haare und gebeugten Gestalten, welche den Zuschauern das Glück des väterlichen Heims im fernen Osten und die Segenswünsche in die Erinnerung riefen, die von ehrwürdigen Lippen tönten, als sie jene Heimstätten verließen, um die Fahrt nach dem goldenen Vließ der westlichen Bergeshalden anzutreten, machten manches Auge weinen." Die eingehenderen Thatsachen, daß Viele von diesen Zuschauern Waisen, und Einige gar nicht im Stande waren, ihre Anstammung irgendwie gesetzlich nachzuweisen, daß Andere sich dort der Vormundschaft und scharfen „häuslichen Zucht" des Staates erfreut und die Meisten das väterliche Dach ohne vorhergehende verwickelnde Formalitäten verlassen hatten, erschienen lediglich wie flüchtiges Gewölk, welches das goldene Phantasiegebilde des Schreibers nicht zu trüben vermochte. Von dem Tage an galten die Heiligen als historische Gestalten und gelangten gleichzeitig in den Besitz von unterbrochen gespendeten Ehrengaben und anderen Einkünften.

Es war durchaus nicht zu verwundern, daß diese beiden Typen des Conservativen, zur Ruhe Gelangten, von einer großentheils aus vorwärtsstrebenden, rastlosen jungen Leuten bestehenden Bevölkerung derart gefeiert wurden. Abgesehen von jedem Gefühl der Ehrfurcht, dienten sie der jugendkräftigen Fortentwicklung dieses Gemeinwesens als herrliche Folie. Bei allen geselligen Zusammenkünften zeichnete man sie aus; bei jeder politischen Versammlung hatten sie besondere Ehrenplätze auf der Plattform inne. Sie gingen in jeder Procession vorn an, waren bei den häufigen Begräbnissen und selteneren Trauungen bemerkbar, und standen bei dem ersten Baby

---

*) Aus Bret Harte's neuen Erzählungen (Abenheim, Stuttgart).

Gevatter, das in „Rauh-und-Rüstig“ auf die Welt kam. Als man in dieser Gegend die erste Wahlurne aufstellte, warf Papa Downey den ersten Stimmzettel hinein und gedachte, wie es bei allen wichtigen Gelegenheiten seine Gewohnheit war, in redseliger Weise des Vergangenen. „Die erste Stimme, die ich je abgegeben habe“, sagte der Papa, „war für Andrew Jackson. Damals war der Vater von Manchem unter Euch jungen Naseweisen noch gar nicht geboren, he, he! Das war so um „33“ 'rum, gelt? Kann mich jetzt nicht drauf besinnen, aber wenn Mama hier wäre, die könnt's sagen — die war zu der Zeit ein Schulmädel. Mein Gedächtniß läßt mich im Stiche. Ich bin ein alter Mann, Jungens; aber ich seh's doch gern, wenn die Jugend vorwärts kommt. An jene erste Stimme erinnere ich mich noch wegen eines besonderen Umstandes; Squire Adams war zugegen, und wie er sah, daß es meine erste war, legte er mir ein Goldstück in die Hand und sagte: „Laß Dir das stets eine Erinnerung sein, an die Ausübung des ruhmreichen Vorrechts eines freien Mannes!“ — sagte Squire Adams. Das that er, he, he! — Herrgott, Jungens! Ich bin so stolz auf Euch, daß ich wünschte, ich hätte für Jeden von Euch hundert Stimmen abzugeben.“

Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß der Erinnerungstribut des Squire Adams von den Wahlrichtern, Wahlinspectoren und Secretären auf das Zehnfache vermehrt wurde und daß der alte Mann mit bedeutend volleren Taschen zur Mama zurückwackelte, als er hergekommen war. Da beide gegnerische Wahlcandidaten seiner Stimme gleichmäßig sicher zu sein glaubten und Jeder ihm einen Besuch gemacht und eine Fahrgelegenheit angeboten hatte, so ist es nur billig, anzunehmen, daß sich Beide gleich freigebig zeigten. Aber Papa bestand darauf, den Weg bis zum Stimmkasten — eine Strecke von zwei Meilen — zu Fuß zu machen, um ein gutes Beispiel und gleichzeitig den californischen Geschichtsschreibern einen Text zu geben. Diese beeilten sich nämlich, zu berichten, wie das Klima der Vorberge ein so gesundes sei, „daß ein vierundachtzigjähriger Bürger von „Rauh-und-Rüstig“ um sechs Uhr aufstand, und nachdem er zwei Kühe gemelkt, die Strecke von drei Stunden bis zu den Stimmkästen zu Fuß ging und rechtzeitig zurückkam, um vor dem Mittagessen noch eine Klafter Holz zu hacken.“ Mochte nun auch dieser Bericht ein ganz klein wenig übertrieben sein, so verlieh ihm doch die Thatsache einige Glaubwürdigkeit, daß der Papa von den Besuchern immer an seinem Holzhaufen beschäftigt gefunden wurde, der unter seiner Axt weder zu wachsen noch abzunehmen schien — eine Thatsache, die zweifelsohne von Mamas Thätigkeit herrührte, welche zur selben Zeit stets beim Backen von Fruchtkuchen war. In der That, Papa Downey's Holzhaufen war ein ständiger Vorwurf für die trägen und lässigen Goldgräber.

„Der alte Papa muß mächtig viel Holz brauchen! So oft ich an seiner Baracke vorbeikam, machte er die Spähne fliegen. Aber was ich nicht klein kriegen kann, ist, daß der Haufen nicht abnimmt“, sagte Whiskey-Dick zu seinem Nachbar.

„Ei, Ihr verdammter Narr!“ brummte der Nachbar; „nehmt 'n Mal an, irgend einer von den Jungens geht zufällig da vorbei und sieht den alten Mann von achtzig Jahren noch solche Arbeit thun, wo Faulpelze, wie Ihr und ich, betrunken herumlungern — und den Burschen wurmt das und er geht in einer dunklen Nacht hin und schmeißt ihm eine Ladung Fichtenscheite über seinen Zaun — wer hat was dagegen? He?“

Sicherlich nicht der Sprecher, der das Angedeutete selbst vollbracht hatte, noch auch der reumüthig bekehrte Hörer, der es die Nacht drauf wiederholte.

Was nun die von der alten Frau bereiteten Fruchtkuchen und sonstigen Mehlspeisen betrifft, so waren sie, meine ich, mehr dadurch merkwürdig, daß sie den gleichen Geist edelmüthiger Pietät einflößten, als durch ihren wirklichen Werth, und man darf von ihnen sagen, daß sie mehr auf die edleren Triebe der Menschheit wirkten, als auf die niedrigen Begierden ihres Gaumens. Trotzdem aß Jedermann Mama Downey's Kuchen und dachte dabei an seine Kinderzeit. „Nehmt nur, Ihr lieben Jungen", pflegte die alte Frau zu sagen, „es thut mir wohl, wenn ich Euch sie essen sehe; es erinnert mich so an meinen armen Sammy — der wäre grad so groß und so stark wie Ihr, wenn er noch lebte, aber er ging an der Lungenentzündung drauf, in Sweetwater. Ich seh' ihn noch vor mir — das sind nun vierzig Jahre her — wie er aus dem Geschäft ins Bankhaus kam, mit einem so prächtigen Lächeln, wie Eures, lieber Junge, wenn ich ihm seine Fleisch- oder Citronenpastete reichte. Gott, Gott! Wie die Zeit vergeht! Die Tage sind dahin, aber ich lebe ordentlich mit Euch wieder auf!"

Die Frau des Gasthausbesitzers behauptete zwar, von niedrigem Neide getrieben, daß Mama „nicht mit, sondern von ihnen lebe". Doch als diese Person die Wahrheit ihrer Behauptung durch den Hinweis auf die geringen Kosten, welche der alten Frau die Zuthaten verursachten, zu beweisen suchte, wurde dies vom ganzen Lager als zu praktisch und ökonomisch erachtet, um es auch nur zu berücksichtigen.

„Zudem", setzte Cy Perkins hinzu, „wenn die Mama in ihren alten Tagen ein paar ehrliche Pfennige verdienen will, laßt sie es doch thun! Wie würde es Euch sein, wenn Eure alte Mutter halb umsonst Kuchen backen müßte? He?" Diese Frage machte auf den Gefragten, obwohl er gar keine Mutter hatte, einen solchen Eindruck, daß er auf dem Fleck drei Stück kaufte. Die Qualität dieser Kuchen war nur ein einziges Mal der Gegenstand einer Erörterung gewesen. Man erzählt sich, daß ein junger Advocat aus San Francisco, als er im Palmetto-Restaurant speiste, einen von Mama Downey's Kuchen mit allen Anzeichen der Unzufriedenheit und des Widerwillens von sich wegschob. In diesem Augenblick trat Whiskey-Dick, der sich eben besonders stark unter dem Einfluß seines Lieblingsgetränkes befand, an den Tisch des Fremden, zog einen Stuhl hervor und setzte sich uneingeladen ihm gegenüber.

„Scheint, junger Mann", begann er sehr ernst, „Ihr mögt Mama Downey's Kuchen nicht?"

Der Fremde erwiederte kurz und etwas erstaunt, daß er für gewöhnlich keine solchen Kuchen esse.

„Junger Mann", fuhr Dick mit der Würde eines Betrunkenen fort, „scheint, Ihr seid an Charlotte-Russe und Blanc-Manger gewöhnt, oder könnt nicht essen, wenn Eure Mahlzeit nicht von einem der französischen Köche da gekocht ist? Wir hier — wir Jungens hier in diesem Lager — nennen den Kuchen da einen guten, einen com—pe—tenten Kuchen!"

Der Fremde wiederholte, daß er nur eine Abneigung gegen derartiges Gebäck im Allgemeinen habe.

„Junger Mann", fuhr Dick unter gänzlicher Nichtachtung dieser Erklärung fort, „junger Mann, vielleicht habt Ihr selbst 'mal 'ne alte — 'ne

sehr alte Mutter gehabt, die Kuchen backte, als sie die Stufenleiter der Jahre hinabwankte. Vielleicht — und es sieht Euch blasser Epicuräerseele ganz ähnlich — vielleicht trugt Ihr gegen die alte Frau die Nase hoch und verachtetet ihre Kuchen und dadurch sie selber — sie, die Euch auf ihren Armen wiegte, als Ihr noch ein Baby wart — ein ganz kleines Baby! Vielleicht ließt Ihr sie im Stich und thatet ihr weh, und machtet Euch über sie lustig und kümmertet Euch nicht um sie — kümmertet Euch ganz und gar nicht um sie! Und jetzt, junger Mann, möchte ich Euch nicht um die Welt etwas zu leide thun, aber vielleicht werdet Ihr, ehe Ihr von diesem Tisch weggeht, den Kuchen da essen!"

Der Fremde erhob sich, doch die Mündung eines Dragonerrevolvers in Dicks etwas zittrigen Händen bewog ihn, sich wieder hinzusetzen. Er aß den Kuchen und verlor vor den Geschworenen von Rauh-und-Rüstig auch seinen wegen dieses Gewaltactes angestrengten Proceß.

Papa Downey pflegte, weit entfernt davon, die sonst dem Alten eigene Zweifelsucht und Ungläubigkeit zur Schau zu tragen, alles neu und kräftig sich Entwickelnde mit kindlichem Wohlgefallen zu begrüßen.

„Zu meiner Zeit, so in die zwanziger Jahre zurück, da nahms ziemlich eine Woche — eine Woche, Jungens! — einen Schuppen zu bauen, und alles junge Volk auf Meilen in die Runde — ich war drunter — mußte mithelfen. Und Ihr Jungens hier — Schelme, die Ihr seid! — setzt die ganze Baracke für Mama und mich zwischen Sonnenaufgang und Nacht auf! He, he, Ihr lehrt die alten Leute neue Kniffe, was? Ach, geht mir weg!" Und dann schüttelte er in scherzhaft gespieltem Unwillen sein weißes Haar und seinen Hickorystock nach den „Schelmen". Das einzige Anzeichen von der conservativen Tendenz des Alten bildeten seine beständigen Proteste gegen die Verschwendung der Jungens.

„Ei", pflegte er zu sagen, „eine Familie, eine ganze Familie, und nicht blos ich und meine Alte, könnte von dem leben, was Ihr Canaillen bei einem einzigen Trinkgelag zum Fenster 'nauswerft. He, Ihr jungen Hunde, hab' ich etwa nicht gehört, daß Ihr neulich Abend halbe Dollarstücke auf der Bühne umhergestreut habt, wie die italienische Papistin da sang? Und das Geld geht aus dem Lande hinaus — jeder Cent davon!"

Es war kaum zu bezweifeln, daß das alte Paar sparsam, wenn nicht geizig war. Als es jedoch durch Mama Downeys unbedachte Geschwätzigkeit bekannt wurde, daß Papa Downey den größten Theil ihrer Ersparnisse, Einkünfte und Geschenke einem lüderlichen, verschwenderischen Sohn im Osten schickte — dessen Photographie der alte Mann immer bei sich führte — da stieg er fast noch höher in ihrer Achtung. „Wenn Ihr an Euren kreuzfidelen Sohn da schreibt, Papa", sagte Joe Robinson, „so schickt ihm diese Goldprobe hier. Grüßt ihn von mir und sagt ihm, wenn er das Geldausgeben besser verstehen will als ich, so fordere ich ihn darauf heraus. Und schreibt ihm auch, er soll hier herauskommen, wenn's ihn nach einem urfidelen Jux verlangt, dann wollen ich und die Jungens ihm schon zeigen, was ein richtiger Rausch ist!"

Vergebens erhob der alte Mann fortgesetzten Einspruch gegen die Art und den Geist des Geschenkes. Der Goldgräber ging allemal mit leichteren Taschen von ihm fort, und, wie anzunehmen ist, auch ein bischen weniger betrunken, als er sonst wohl gewesen wäre. Hier sei gleich erwähnt, daß Papa Downey selbst streng mäßig war. Die einzige Manier, auf welche er

es vermied, die Gefühle des Lagers zu verletzen, war, daß er die häufigen Whiskeygaben annahm, um sie zu Einreibungszwecken zu verwenden.

„Nächst dem Schlangenfett, mein Sohn", sagte er dann wohl, „das Ihr da herum nicht zu halten scheint, ist der Whiskey gut, um alte Knochen damit einzureiben und geschmeidiger zu machen. Aber das Allerbeste ist reines, kaltes Wasser, „funkelnd und hell vom sprudelnden Quell" und so zu sagen, die wahre, echte Gottessalbe in sich tragend — es sei denn, man kriegt steife Glieder, wenn mans zu viel braucht, wie die arme, alte Mama und ich."

Der Ruf des Downey'schen Ehepaares beschränkte sich nicht auf die Vorberge. Seine Ehrwürden Henry Gushington, Dr. theol. von Boston, der sein Halsleiden in Californien los zu werden gedachte, schrieb für den „Christlichen Pfadfinder" einen rührenden Bericht über seinen Besuch bei dem Paare, gab Papa Downeys Alter auf hundert und zwei Jahre an und führte die neuerlichen Bekehrungen in Rauh-und-Rüstig auf seinen Einfluß zurück. Bill Smith, der talentvolle schriftstellerische Landsknecht, der im Interesse verschiedener Capitalisten reiste, und der „zuverlässige Correspondent der vier einzigen unabhängigen amerikanischen Journale" war, erwähnte ihn als Beweis einer durch gesundes Clima erzeugten langen Lebensdauer, stellte ihn als ein Beispiel für die Sicherheit hülfloser Personen und geschützten Eigenthums in jenen Bergen hin, benützte ihn als Reclame für die Goldwäschereien am Unions-Graben und soll ihn sogar irgendwie als Beleg dafür verwendet haben, daß es in den Vorbergen eine Region gebe, die durch ihren doppelten Reichthum an Holz wie an Metallen die besondere Aufmerksamkeit östlicher Capitalisten verdiene.

So von ausgezeichneten Berichterstattern gepriesen, gepflegt von der Vorsorge und unterstützt durch die materiellen Beiträge ihrer Mitbürger, führten die Heiligen zwei Jahre hindurch ein friedlich-still dahinfließendes Leben. Um ihnen das peinliche Gefühl des Almosenempfangens zu benehmen — ein Gefühl, welches die Geber stärker empfanden als die Empfänger — verschaffte man dem Papa die Stelle eines Postmeisters von Rauh-und-Rüstig, als welcher er des Empfanges und der Ablieferung der Vereinigten-Staaten-Posten unter Beihülfe der Jungens in Rath und That waltete. Wenn sich dabei ein paar Briefe verloren, so schrieb man dies leicht seinem ungeschulten Gehülfen zu, und die Jungens selbst waren allezeit bereit, den Betrag eines fehlenden Geldbriefes zu ersetzen und „des alten Mannes Bücher in Ordnung zu halten." Diesem Amte wurden demnächst die Schatzmeisterstelle des Wohlthätigkeitsfonds der Freimaurer, sowie der „Odd-Fellows" beigefügt — in welchen beiden der Alte einen hohen Grad bekleidete — ja sogar die eines Almoseniers der Unterstützungscasse kam noch hinzu. Hier hätten unglücklicherweise Papas ökonomische und knauserige Neigungen ihn beinahe unpopulär gemacht; denn die bedürftigen Brüder sahen sich häufig gezwungen, gegen die Qualität und Quantität der verabreichten Unterstützungen Einspruch zu erheben. Sie trauten dann stets auf freigebigere Hülfe aus den Privatmitteln der Logenbrüder und auf Bemerkungen wie: „daß der alte Mann ein gutes Beispiel zu geben versuche" — „daß er es gut meine und daß sie ihm noch einmal für seinen treuen Eifer und seine Sparsamkeit dankbar sein würden". Ich glaube, daß Mancher lieber in edlem Schweigen darbte, ehe er die Schwäche des alten Mannes vor die Oeffentlichkeit brachte.

Und wie der Ehren von Papa und Mama, so waren auch der glücklichen Tage viele für die Goldgräber der Vorberge. Die Minen gaben reiche Ausbeute, die Winter waren ausnehmend mild, und dennoch folgten ihnen keine dürren und regenarmen Sommer, und Frieden und Fülle lächelten auf die Vorberge der Sierra hernieder, von den sonnigen Hochlanden droben bis hinunter zur weitschleifenden Schleppe von Mohnblumen und wildem Hafer. Wenn durch die anderen Lager eine Art von Aberglauben zog, welcher das Gedeihen von Rauh-und-Rüstig mit Papas und Mamas Gegenwart in Verbindung brachte, so war das wohl nichts weiter, als ein leichtes, harmloses Phantasiegebild, das aber, wie ich glaube, von den alten Leuten nicht ganz als solches verworfen wurde. Eine gewisse erhabene, patriarchalische, gnadenvolle Manier, die sich neuerdings am Papa bemerkbar machte, und der bedeutende Zuwachs seines weißen Haares und Bartes hielten die poetische Illusion aufrecht, während Mama von Tag zu Tag mehr und mehr einer jener alten Pathinnen ähnlich wurde, zu denen sich die Feen in den Märchen verkleiden. Eins der rivalisirenden Goldlager machte den Versuch, diese rentablen Tugenden der Pietät und Verehrung gegen das Alter nachzuahmen, und importirte zu dem Zwecke versuchsweise einen alten Matrosen aus dem Seemannsasyl in San Francisco. Aber dieser war nichts weniger als gesund, in Folge einer Schwäche für geistige Getränke nicht immer präsentabel, und das Ende vom Liede war, daß er, um die kräftige Ausdrucksweise eines seiner enttäuschten Pflegekinder zu gebrauchen, „in einer Woche draufging und mausetodt war, ohne den geringsten Segen im Schlepptau gehabt zu haben."

Doch Wechsel und Unbestand erreichen Alles — Jung wie Alt!

Das jugendkräftige Rauh-und-Rüstig und seine beiden Heiligen hatten gemeinsam ihre Mittagshöhe erklommen und es schien nur in der Ordnung, daß sie auch gemeinsam niedergingen. Den ersten Schatten warf die Einwanderung eines zweiten alten Paares in Rauh-und-Rüstig. Die Wirthin des „Independance-Hotel" hatte ihre Ungunst gegen die Heiligen beibehalten und importirte mit bedeutenden Kosten ihre Großtante und ihren Großonkel, die sich mehrere Jahre lang einer stillen Zurückgezogenheit im Armenhause zu Ost-Machias erfreut hatten. Sie waren wirklich sehr, sehr alt. Durch welches Wunder sie, selbst als bloße anatomische Objecte, auf der langen Reise conservirt worden waren, blieb dem Lager ein unerforschliches Geheimniß. In mancher Beziehung überwogen ihre Erinnerungen diejenigen der Anderen. Der alte Mann — Abner Trix — hatte im Kriege von 1812 eine Muskete getragen; seine Frau, Abigail, hatte einmal Lady Washington gesehen. Sie verstand geistliche Lieder zu singen und er wußte jeden Bibeltext auswendig. Es war kaum zu bezweifeln, daß sie für die oberflächliche, wankelmüthige Masse in vieler Hinsicht das interessantere Schauspiel darboten.

Ob es Eifersucht, Mißtrauen oder Schüchternheit war, was die Heiligen überkam, erfuhr man nie — doch sie lehnten es ängstlich ab, mit den Fremden zusammenzutreffen. Ging man ihn direct darum an, so erklärte Papa Downey unpäßlich zu sein und hielt sich in strenger Zurückgezogenheit; und an dem Sonntage, wo die beiden Trix dem Gottesdienst im Schulhause auf dem Hügel beiwohnten, wurde der Triumph der Trixpartei dadurch beeinträchtigt, daß sich die Downeys nicht in ihrem altgewohnten Kirchenstuhl befanden.

„Was wettet Ihr, Papa und Mama liegen nur auf der Lauer, um die alten Mumien da einmal abzufangen“, erklärte ein Downeyaner. Denn bereits waren Spaltung und Parteigeist in das Lager eingedrungen. Die jüngeren und neueren Bewohner der Ansiedlung hielten zu den Trix, indeß die älteren Pioniere nicht nur treu bei ihren Lieblingen standen, sondern auch, im Sinne echter Parteimänner, nach einem Principe suchten, das ihren persönlichen Neigungen zu Grunde läge.

„Will Euch 'mal was sagen, Jungens“, bemerkte Süßwasser-Joe, „wenn in diesem Lager hier die Grünen die Oberhand kriegen und alte Pioniere, wie Papa und wir Anderen, Hintersitze nehmen sollen, dann wärs Zeit, wir drückten uns, wanderten aus und nähmen den Papa mit. Ei, sprechen sie doch von Amtswechsel und möchten das alte Gerippe, das Madam Decker an den Tisch setzt, damit es ihren Kostgängern den Appetit vertreibt, an Papas Stelle ins Postamt bringen.“

Und ein derartiger Beschluß stand thatsächlich zu befürchten. Die neueren Bewohner von Rauh-und-Rüstig hatten die Majorität und übten auch durch Besitz und Unternehmungsgeist einen überwiegenden Einfluß. „Die halbe Stadt gehörte schon San Francisco“, wie ein Downeyaner bitter bemerkte. Die alten Freunde, welche sich um Papa und Mama schaarten, fühlten sich, wie alle treuen Freunde im Ungemach, selbst nicht mehr recht wohl, und man machte die Bemerkung, daß sie gerade so auszusehen und sich zu benehmen anfingen, wie ihre beiden Günstlinge.

Um diesen kritischen Zeitpunct — starb Mama.

Der unerwartete Schlag schien auf einige Tage das zerfallene Rauh-und-Rüstig wieder zu vereinigen. Beide Fractionen eilten mit Beileidsbezeugungen und Anerbieten von Hülfe und Beistand zu dem seiner Lebensgefährtin beraubten Papa. Aber der alte Mann empfing sie kalt. Ueber den schwachen und nachgiebigen Achtziger war eine Wandlung gekommen. Die Besucher, die ihn betäubt, hülf- und trostlos zu finden erwartet hatten, schraken vor seinem kalten und harten Blick und der barschen Stimme zurück, die sie „fortgehn und ihn mit seiner Todten allein lassen“ hieß. Selbst seine besten Freunde vermochten keine Erwiederung auf ihre Trostworte von ihm zu erhalten und mußten sich mit der hingeworfenen Bemerkung zufrieden geben, daß die Wünsche der Verstorbenen wie seine eigene Neigung gegen jedes Gepränge und jede Annahme von Ehrenbezeugungen seitens des Lagers seien, die dem Zerwürfniß neue Nahrung geben könnten, daß sie so unschuldiger Weise hervorgerufen. Dieses Ablehnen jedes angebotenen Liebesdienstes sah dem Papa so ganz und gar nicht ähnlich, daß es nur eine einzige furchtbare Deutung fand — der plötzliche Schlag hatte sein Gehirn verwirrt! Und dennoch machte sein Entschluß einen solchen Eindruck auf sie, daß man ihm gestattete, die letzten traurigen Pflichten allein zu erfüllen und nur wenige Auserlesene von seinen nächsten Nachbarn ihm behülflich waren, den schlichten Sarg von seiner einsamen Hütte nach dem noch einsameren Friedhof auf dem Gipfel des Hügels zu tragen. Als das flache Grab aufgefüllt war, entließ er auch diese in Kürze, schloß sich in seine Baracke ein und wurde tagelang nicht mehr gesehen. Es war klar, mit seinem Verstande war es nicht recht richtig!

Sein harmloser Irrsinn wurde mit einer so verständigen Rücksicht aufgenommen und behandelt, wie man sie einer derartig rauhen Gemeinschaft kaum zugemuthet hätte. Während der plötzlichen und schweren Krankheit

seines Weibes wurde der Geldschrank erbrochen und ausgeplündert, welcher die ihm von den verschiedenen mildthätigen Vereinen anvertrauten Beträge enthielt. Obwohl nun dies Mißgeschick offenbar seiner Nachlässigkeit und Beschäftigung mit anderen Dingen zugeschrieben werden mußte, so hielt man doch während seiner schweren Bedrängniß jede Anspielung auf das Geschehene in seiner Gegenwart zurück. Als er sich wieder im Lager sehen ließ und man es ihm schonend und mit der Bemerkung, „die Jungens hätten's schon wieder in Ordnung gebracht", erzählte, da zeigte der stiere, verständnißlose Blick, den er auf den Sprecher warf, nur zu deutlich, daß er von der ganzen Sache nichts mehr wußte.

„Plagt doch den alten Mann nicht", sagte Whiskey-Dick mit einem Ausbruch von urwüchsiger Poesie, „seht Ihr denn nicht, daß sein Gedächtniß todt ist und dort bei der Mama im Sarge liegt?" — Vielleicht war er der Wahrheit näher als er dachte!

Als die Tröstungen der Religion ohne Wirkung blieben, versuchte man auf verschiedene Weise ihn durch weltliche Unterhaltungen zu zerstreuen, und eine davon war der Besuch einer reisenden Chantanttheatertruppe, die zur Zeit im Orte Vorstellungen gab. Das Ergebniß schilderte Whiskey-Dick in Kürze wie folgt:

„Na also, wir gingen 'nein und ich setzte den Alten auf einen Vordersitz und baute sozusagen aus etlichen Anderen von den Jungens einen Zaun um ihn herum, und da saß er denn still und duster wie das Grab. Da kommt die Ballettänzerin, Miß Grace Somerset, heraus, und verdammt soll meine Haut sein, wenn der alte Mann nicht mit dem ganzen Leibe zu zittern und zu zappeln anfing, wie sie so ihre Hopser da machte! Ich sag' Euch, Jungens, Mann ist Mann bis in die Fußspitzen, ob einer verrückt ist oder nicht! Ja, er triebs so arg, daß mich der Kukuk holen soll, wenns das Mädel nicht zuletzt selber merkte und ihm — hast du nicht gesehen — so! — eine Kußhand zuwarf!"

Mochte nun dieser Bericht übertrieben sein oder nicht, so steht doch fest, daß Papa Downey bei jeder der folgenden Vorstellungen unter den Zuschauern war. Daß er mehr als ein bloßer Besucher zu werden strebte, dafür schien nachstehender Vorfall zu sprechen, der sich einen oder zwei Tage später ereignete. Eine Anzahl der Jungens saß im Magnoliasalon um den Ofen herum und hörte dem Wintersturme zu, der an den Fenstern rüttelte. Da stürzte Whiskey-Dick, zittrig, erregt und strotzend von Regentropfen und Neuigkeiten, unter sie.

„Hört, Jungens! Ich hab' was riesig's! Hätt' ich's nicht selbst gesehen, ich würd's nicht glauben!"

„Ist's etwa wieder der Geist da?" brummte Robinson aus der Tiefe seines Armstuhls. „Der hat ziemlich ausgespielt?"

„Was für ein Geist?" fragte einer der Neuangekommenen.

„Ei, Mamas Geist, den Jeder von uns da sieht, wenn er seinen halben Rausch weg hat und spät Nachts heimgeht."

„Wo?"

„Wo? Ei! wo soll ein Geist denn sein? Er schlängelt sich um ihr Grab auf dem Hügel da drüben herum — selbstverständlich!"

„'S ist was riesiger's als das, Kamerad", sagte Dick zuversichtlich; „gegen die Karte, die ich in der Hand habe, kann kein Geist den Pot einsacken. Das ist kein Spaß!"

„So rede doch!“ riefen ein Dutzend erregter Stimmen.

„Also“, begann er, indem er that, als müsse er sich erst besinnen, „wartet mal! Es ist ziemlich an 'ne Stunde her, daß ich drüben in dem Theater war. Wie der Vorhang 'runter ist im Zwischenact, seh' ich mich nach dem Papa um — kein Papa zu sehn! Ich gehe 'raus und frage welche von den anderen Jungens. „Papa ist noch vor 'ner Minute hier gewesen“, sagen die, „muß heimgegangen sein.“ Nun war ich doch gewissermaßen verantwortlich für den alten Mann, also blieb ich noch, ging in den Hausflur und sehe da einen Gang, der hinter die Coulissen führt. Nun war das so komisch, Jungens: es lag mir ordentlich was in den Knochen, das mir sagte: „Der Alte steckt hier wo“. Ich gehe weiter und — so wahr ich lebe! — höre seine Stimme. Es klang so rührend, so zu sagen flehendlich, wie —“

„Wie Courschneiden!“ fiel hier der ungeduldige Robinson ein.

„Ihr habt's getroffen, Kamerad, Ihr zieht immer am richtigen Strang! — Und dann hör' ich sie sagen: „Ich verlange das Geld, oder ich —“, das andere konnt' ich nicht verstehen. Dann fängt er so an, ihr zu schmeicheln und sie sagt — so ein bischen patzig, aber immer dabei zuhörend — wie die Weiber 's machen, Ihr wißt ja: Eva und die Schlange! — sie sagt also: „Will morgen sehn.“ Dann er: „Du wirst doch nicht plaudern?“ Und ich werde wild und gucke verstohlen hinein, und verdammt soll ich sein, wenn ich's nicht gesehen habe!“

„Was denn?“ schrie der ganze Schwarm.

„Ei, den Papa auf seinen Knieen vor der Tanzmeisterin da, der Grace Somerset! Nun denk' ich, wenn Mamas Geist 'rumspukt, dann wär's Zeit, sie verließe den Friedhof und erschiene mal in Jacksons Halle. So stehts!“

„Hört mal, Jungens“, sprach Robinson sich erhebend, „ich weiß nicht, ob's recht wäre, Papa den Spaß zu verderben. Ich für mein Theil hab' nichts dagegen, das heißt, sie darf den Alten nicht leimen und nachher im Stich lassen. Aber weil wir doch nach ihm zu sehen haben, so schlag' ich vor, wir gehen hin und besuchen die Dame, und finden aus, ob ihre Absichten ehrlich sind. Meint sie 'ne Heirath und der alte Mann bleibt dabei, dann, rechne ich, können wir dem jungen Paar 'nen Abschied veranstalten, der diesem Lager keine Schande machen soll. Was, Jungens?“

Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß der Vorschlag durch Acclamation angenommen wurde und daß die Gesellschaft sofort aufbrach und sich zu der zarten Mission anschickte. Aber das Ergebniß ist nie bekannt geworden, denn schon der nächste Morgen brachte einen Schrecken über Rauh-und-Rüstig, neben welchem alles Andere in Nichts zusammenfiel.

Man fand das Grab der Mama Downey entweiht und geplündert, den Sarg eröffnet und halb mit den Papieren und Rechnungen der beraubten mildthätigen Vereine gefüllt — aber Mamas Leiche war verschwunden! Ja, bei genauerer Untersuchung schien es, als ob die ehrwürdige und geheiligte Hülle jener Frau niemals in diesem stillen Hause geruht habe!

Papa Downey war nirgends zu finden und es ist wohl überflüssig, hinzuzusetzen, daß die edle Grace Somerset ebenfalls verschwunden war.

Drei Tage lang war der Verstand von Rauh-und-Rüstig nahe daran, überzuschnappen. Weder in den Wäschen, noch in den Stampfmühlen ward gearbeitet. Gruppen von Männern umstanden das Grab der vielbeklagten Todten Papa Downey's, und sperrten ganz ebenso den Mund auf, wie diese

Gruft. Seit dem großen Erdbeben von 1852 war Rauh-und-Rüstig nicht wieder derart bis in seine tiefsten Tiefen aufgerüttelt worden.

Am dritten Tage langte der Sheriff von Calaveras — ein ruhiger, freundlicher und besonnener Mann — im Orte an, ging von einer aufgeregten Gruppe zur anderen und machte ihnen bei der Gelegenheit kurz und bündig einige praktische Eröffnungen.

„Ja, ja, meine Herren", sagte er, „Sie haben Recht. Mama Downey ist nicht todt — denn es hat nie eine Mama Downey gegeben! Ihre Rolle wurde von George F. Fenwick aus Sydney gespielt, einem entlassenen Sträfling, der, wie es heißt, ein guter Schauspieler gewesen sein soll. Und Downey? O gewiß! Downey war Tom Flanigan, der 1852 in Australien ein Theater-Chantant leitete, auf welchem Miß Somerset debütirte. — Drängt nicht so, Leute! Steht still! — Das Geld? O ja, damit haben sie sich fortgemacht, natürlich! — Wie geht's, Joe? Ei, Ihr seht wohl und munter aus! Habe Euch eigentlich in der Gerichtswoche erwartet. Wie stehen die Sachen bei Euch?"

„Demnach waren sie nichts als — Theaterspieler, Joe Hall?" platzten ein Dutzend Stimmen heraus.

„Denke so", versetzte der Sheriff gelassen.

„Und volle fünf Jahre lang", sprach Whiskey-Dick betrübt, „haben sie diesem Lager so mitgespielt!"

Das Verlorene.

Wenn Dir ein Glück in's Leben lacht
Mit rosenfarb'nem Glanz und Schein:
Sollst Du es schau'n in aller Pracht,
So muß es Dir verloren sein.

Wie holder Minne Hochgenuß
Dein dunkles Dasein Dir verschönt,
Du weißt's erst, wenn ihr Scheidegruß
Aus dämmerweiter Ferne tönt.

Und wenn an einem Grab Du steh'st
In bittrem, thränenvollem Schmerz,
Du fühlst erst, wenn Du heimwärts gehst,
Wie einsam nun Dein pochend Herz.

Max Heinzel.

Der Pfarrer von Sanct Jakob.

Eine Reiseerinnerung von **Richard Glaß.**

Es ist ein eigenthümliches wehmüthiges Gefühl, empfangene Eindrücke vergangener Zeit wieder aufleben zu lassen und das Andenken Heimgegangener mit den Blüthen der Erinnerung zu schmücken.

Ein Vierteljahrhundert liegt hinter mir, als ich mit einem unvergeßlichen Freunde in der alten Colonia Claudia Celega, dem jetzigen Cilly in Untersteiermark weilte, um in das romantische Sannthal hinein zu pilgern. Man wandelt in Cilly auf classischem Boden, wo Zeus, Mars und Herkules ihre Tempel und vier römische Legionen ihren Sitz in der Hauptstadt Mittelnorikums hatten. Noch zeugen die Mauern mit den runden Eckthürmen von der tapfern Vertheidigung der Stadt durch den Ritter Georg von Herberstein gegen die vordringenden Osmanen, und die Ruinen auf dem Schloßberge von den mächtigen Grafen von Lilly, deren Töchter die Kronen von Polen, Ungarn, Böhmen und Deutschland trugen. Wie Meteore leuchteten die Träger des Geschlechtes am Firmamente der Geschichte, jetzt verkünden nur noch die Steinsärge und Schädel der alten Dynasten den Verfall irdischer Größe; das Wappen mit den drei goldenen Sternen im blauen Felde ward zerbrochen.

Von der Stadt aus öffnet sich dem Blicke das, von der grünen Sann durchströmte, nach Norden von der Sulzbacher Alpenkette mit der zweispaltigen Oistrizza und der steil abfallenden Raducha, nach Ost und West von waldigen Vorbergen eingerahmte Thal mit zahlreichen Ortschaften, Schlössern, Kirchen und Klöstern. Mancherlei Völkerschaften haben im Laufe der Jahrhunderte auf dem Sannboden gehaust; wechselnde Bilder, Trachten und Physiognomien deuten die verschiedenen Racen an, die sich neben den im sechsten Jahrhundert unter Samo eingewanderten Slaven hier seßhaft machten. An Heiligenbildern, Kreuzen und Betkapellen fehlt es nicht, aber die Natur führt die Wanderer an den Klöstern und Wallfahrtskirchen vorüber und immer weiter hinein in das romantische, immer enger werdende Thal. Näher und höher schauen die Berge mit ihren Lärchen- und Fichtenbeständen herein; klare Quellen hinabsendend in die über Felsblöcke schäumende Tochter der Alpen, die jungfräuliche, gletschergesäugte klare Sann. Neben ihr winden sich schmale Saumpfade bergauf und bergab und schwankende Stege leiten von einem Ufer zum andern. Weiter aufwärts im Thale wirft sich ein gewaltiger, von der steilen Wand abstehender Felsblock, die Nadel, dem Wandrer entgegen. Der Bergstrom bricht sich tief unten an seinem steinernen Fuße, nur ein enger Spalt, zu dem einige in den Fels gehauene Stufen führen, vermittelt die Fortsetzung des Wegs über den jenseitigen leicht überbrückten Schlund und mit klopfenden Herzen steigt man auf einem nur fußbreiten Geispfade wieder thalwärts, um von da aufathmend hinauf und zurück zu schauen auf den emporstarrenden Fels und den gefährlichen Saumweg.

Endlich taucht das mit Recht oder Unrecht verrufene, von windisch sprechenden Einwohnern bevölkerte Dorf Sulzbach aus der umgebenden Felsenwelt auf. Rüstig stiegen wir von da aus dem Thale nach Osten höher

und höher hinauf, wo der majestätische Alpenkranz mit der nackten Oistrizza, der schneeigen Rinka und anderen stolzen Häuptern wie ein Riesengeschmeide der Natur vor den trunkenen Blicken lag. Eine reiche Flora würzte die Luft mit balsamischen Düften und ein auf Sturmesflügeln heranziehendes Gewitter verkündete die Majestät des Weltgeistes an den hier aufgebauten Bergaltären. Aus einer Hirtenbaute sahen wir die leuchtenden Blitze niederfahren in die waldigen Tiefen, dumpfe Donner wälzten sich ihnen nach, gleich den Stimmen des jüngsten Gerichts und prasselnd strömte der Regen herab, zahllose Bäche entfesselnd, die im rasenden Falle Schutt und Steine zu Thal wälzten.

Da plötzlich, wie durch Geisterhand zerriß das dunkle Gewölk, der Himmel schaute wie ein blaues Auge aus der schwarzen Wolkencapuze und ein strahlender Regenbogen überbrückte die emporstarrenden Schluchten von einer Alpe zur andern. Die zu den Horsten gescheuchten Adler zogen ihre Kreise im leuchtenden Aether wieder, Gemsen stiegen, den bergenden Grotten entflohen, empor zum sonnigen Bergesgipfel, eine herrliche Frische durchhauchte die Lüfte und ein leiser West schüttelte die Tropfen aus den Kronen der Baumriesen, die schon vielen Wettern getrotzt hatten. Nach mehrstündiger, mühsamer Wanderung ward die Aussicht freier und auf einem Höhenplatean erhob sich das, in drei Thalzüge hinausschauende Kirchlein Sanct Jakob, nahe dabei das geräumige, einstöckige Pfarrhaus, dessen Dach zum Schutze gegen die Winde mit schweren Steinen belastet war. Eine ansehnliche Zahl von Bienenstöcken verrieth, daß auch auf diesen Höhen die Kinder der Flora noch einen dankbaren Boden fanden, und ein wohlgepflegtes Gärtchen, daß es der wartenden Menschenhand nicht entbehrte.

Nachdem wir die unter einem Gerüste freihängende Glocke gezogen hatten, erschien in der Thür des Pfarrhauses in Fülle der Gesundheit eine kräftige weibliche Gestalt, die uns mit den Worten: „Willkommen auf Sanct Jakob!“ zum Eintreten veranlaßte.

„Der Herr Pfarr ist auf der Jagd, das Wetter wird ihn zum Unterstand genöthigt haben“, fügte die freundliche Hüterin des Hauses hinzu. „Genießen's einstweilen bis zu seiner Rückkehr einen frischen Trunk Wein.“

Nachdem wir mit einem Möttlinger und Schinkenbrod uns gestärkt hatten, traten wir hinaus und genossen das großartige Panorama, welches die Natur hier oben an der Grenzscheide von Kärnthen und Krain mit Steiermark ausgebreitet hatte. Da sprang plötzlich ein schöner Jagdhund über den Plan. Ein sonores: „Salve! Salve!“ tönte von unten herauf und eine hohe, mächtige Gestalt mit aufgehängter Jagdbüchse trat in unseren Gesichtskreis. „Salve! Salve!“ riefen auch wir und bald waren sechs Hände grüßend vereint und die Vorstellungen durch gegenseitigen Austausch unter Gottes blauem Himmel bewerkstelligt. Der rüstige, weißlockige Jäger war der Pfarrer von St. Jakob. Hoheit und Milde, Würde und Wohlwollen malten sich in seinen Goethe'schen Zügen. Die ganze Erscheinung stimmte zu der großartigen Umgebung und es schien, als hätte sich ein mächtiger Berggeist in menschliche Gestalt verwandelt, um das Thun und Treiben irdischer Wesen zu belauschen. Als wir fragend auf seine Jagdrüstung deuteten, erwiederte er: „Alles was auf diesen Bergen und in diesen Wäldern fleucht und kreucht, Alles was in den Seen herum lebt und in den Lüften da oben schwebt, ist mein! Als unumschränkter Herrscher gebiete ich über die Höhen und Tiefen,

alle Reiche der Natur sind mir dienstbar und nur dem Schutzpatron dieser dem heiligen Jakob gewidmeten Kirche bin ich unterthänig!"

Wir baten den Weitgebietenden uns unter seinen Schutz stellen zu dürfen und schritten mit ihm in den Frieden seines gastlichen Hauses.

Wie der Rufer im Streit Menelaos ließ er hier sein Aufgebot zur Beschickung eines Nachtmahles an die sorglich waltende Anna erschallen, bot uns mit einem vollen Becher nochmals ein freudiges Willkommen und leitete uns in einen Nebenraum, der durch seine Ausstattung unsrer Verwunderung über die Eigenartigkeit der geistlichen Behausung neue Nahrung gab. Da standen in langer Reihe Jagdstiefeln und eisenbeschlagene Bergschuhe; dort hingen Büchsen und Flinten von allen Arten, hier Netze und Hamen von allen Größen. Da gab es Luchs- und Dachsfallen, Schlingen und Fangleinen, ausgebalgte Thiere nebst allerhand Jagdgeräth und von den Wänden schauten stattliche Hirschgeweihe, Reh- und Gemsgehörne, Klauen von Raubvögeln und andere Trophäen des edlen Waidwerks.

„Hier sehen Sie", sprach der Pfarrer, „das Arsenal und die Instrumente, die meine Küche und Gäste mit Wild und Fischen versorgen, das Revier von schädlichem Raubzeug befreien und deren Gebrauch mir neben der Ausübung meines Berufs Erholung und Freuden gewährt.

„Und wo ist Ihre Gemeinde?" fragten wir.

„Weit herum auf den Bergen!" erwiederte der waidmännische Patriarch. „Vierundsechzig einzelne Gehöfte, zerstreut nach allen Strahlen der Windrose, bilden den Sprengel St. Jakob. Dreimal im Jahre ruft die Glocke der Kirche die Glieder meiner Gemeinde zum feierlichen Hochamte auf diese Höhe, und mich dann und wann ein Bote hinab, einem jungen Weltbürger das heilige Sacrament der Taufe oder einem Sterbenden den letzten Trost der Kirche zu reichen. Aber stets ist uns der erhabene Geist nahe, der seine Wunder hier ausgebreitet hat und durch seine Blumen- und Sternenschrift beredter zum Geiste und Herzen spricht, als irdischer Pomp und andachtloses Lippengeplärr. Doch kommen Sie, die Sonne geht zur Rüste, wir wollen bei ihrem Scheiden an unser eignes Niedergehen denken."

Verwandelt war bei diesen Worten der gewaltige Jäger vor dem Herrn, ein gottbegeisterter Seher stand vor uns und immer wunderbarer erschien uns die seltsame Episode hier oben auf der Zinne des Gebirgs, wo Erde und Himmel einander näher getreten zu sein schienen. Die Sonne ruhte bereits wie ein Feuerball auf der westlichen Kante der Alpenkette und überströmte die Contouren mit einem rosigen Schimmer; dann sank sie hinab und legte goldgesäumte Binden um die majestätischen Häupter der Bergriesen.

Andachtsvoll standen wir vor diesem Opferaltare der Natur und gaben dem allmächtigen Baumeister der Welten in einem unausgesprochenen Gebete Preis und Ehre. Mit leuchtendem Auge schaute der Pfarrer hinaus in die ewige Bläue und ein tiefempfundenes „Amen" entfloh seinem Munde.

„Das, meine jungen Freunde", rief er mit weit ausgebreiteten Armen, „ist der Tempel, zu dem ich mich aus der Welt gerettet habe! Hier stehe ich meinem Gotte am nächsten! Hier diene ich ihm am reinsten, hier spreche ich als Kind zu meinem himmlischen Vater!"

Gerührt drückten wir dem ehrwürdigen Priester die Hand und tauschten, — die Ketzer mit dem Katholiken — in gemeinsamer Anschauung Worte und Herzen aus. Mittlerweile war die Dämmerung hereingebrochen und füllte die Thäler mit Nebelstreifen. Schweigend wandelten wir nach dem Hause,

wo die geschäftige Anna auf dem mit schneeweißem Damast bedeckten Tische bereits alle Vorkehrungen zu einem Nachtmahle getroffen hatte. Eine belebte Stimmung öffnete die Canäle der Unterhaltung, unverstellte Hingebung des Einen an den Andern belebte sie, und als rothgesprenkelte Steinforellen und saftige Haselhühner die Tafel schmückten und die Becher zu kreisen begannen, erklärte der gastliche Wirth eine attische Nacht in Permanenz und besiegelte diesen Entschluß durch eine allgemeine Tränkung. Politik, Philosophie, Kunst, Wissenschaft, Vergangenes und Gegenwärtiges boten Stoff zu lebhaftem gegenseitigem Austausch; in allen Fächern zeigte sich die hohe Bildung und das reiche Wissen des räthselhaften Mannes. Alle Länder Europas hatte er gesehen, in allen Kreisen der Gesellschaft verkehrt und eben war er im Begriff, auf unsere Frage ein Bild seines Lebensganges zu entrollen, als die Hausglocke eine Unterbrechung herbeiführte.

Herein trat mit einem singenden „Gelobt sei Jesus Christ!" ein Kapuziner, gefolgt von einem Manne, der einen schweren Korb niedersetzte und sich wieder entfernte.

„Hast Du schon wieder meine Berge unsicher gemacht und meine armen Bauern zu Gunsten des Klosters geschröpft?" sprach der Pfarrer.

„Das Gewitter und der saure Weg hat mir die Ausübung meiner Ordenspflicht sehr erschwert", klagte der Kapuziner.

„Nennst Du Betteln Pflicht?" entgegnete der Geistliche. „Doch Du wirst, wenn Du nicht schon die besten Würste im eignen Nutzen verwendet hast, hungrig sein. Hier steht noch genug, um Deinen Hunger zu befriedigen oder Deine Entsagung zu belohnen."

„Leider ist Fasttag, Hochwürdiger!" seufzte der Mönch mit einem lüsternen Blicke auf die Haselhühner.

„O Du Thor!" sprach der Pfarrer. „Glaubst Du, der gütige Gott habe seine Wohlthaten an bestimmte Tage gebunden? Geh hinaus und laß Dir ein paar Eier kochen, damit Deine Lüsternheit mit Deiner Ordenspflicht nicht in Conflict geräth. Apage!"

Als sich der Bettelmönch verzogen hatte, fuhr er fort: „Diese Maststücke der menschlichen Gesellschaft sind mir in den Tod zuwider. Sie werben nicht, sie zehren nur und stehlen dem lieben Gott die Tage ab. Doch wir wollen uns die frohe Stimmung durch ein Exemplar derselben nicht verderben lassen."

Die Becher begannen von Neuem zu kreisen und anzuklingen auf „Freiheit und Duldung", auf „frisches Leben" und „alle guten Menschen!" Mitternacht war längst vorüber; immer offner wurden die Herzen, immer feuriger sprühten die Geister, es war, als wenn hier oben auf dem neutralen Boden der Natur die hemmenden Schranken, welche Menschen und Meinungen scheiden, gefallen wären. Was wir sprachen, gehört der Erinnerung an, aber wir fühlten, daß Jeder ein Stück aus der Welt des Andern war.

„Lasset uns scheiden, Freunde, ich kann Euch nur zwei Stunden Ruhe gönnen. Wenn die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporsteigt, müssen wir dem goldenen Lichte des jungen Tages unser Morgenopfer bringen! Weihen wir das letzte volle Glas „der Erinnerung!"

Mit diesen Worten stand der gastfreundschaftliche Pfarrer auf, geleitete uns in einen andern Raum des Hauses, wo weiche Dunenbetten unsere

müden Glieder empfingen und die Räthsel des Tages uns in Schlummer wiegten.

„Auf, Ihr Schläfer!“ rief die tönende Stimme des Hausherrn in der dämmernden Frühe. Schon streuen die Horen die ersten Lichtrosen herab und Helios zäumet die Rosse, die Welt zu erleuchten!“

Wir entsprangen dem Lager, tauchten das Angesicht in die kühlende Fluth, boten dem würdigen Wecker die Hand und traten mit ihm hinaus in die belebende Frische des jungen Morgens.

„Der Niedergang der Sterne knüpft sich an den Aufgang der Sonne wie das Nimmerwiedersehen hienieden an das Nimmerwiederscheiden dort Oben“, sprach der Geistliche. „Auch Ihr werdet von hinnen gehen, aber die Trennung Eins gewordener Menschen ist kein Scheiden von-, sondern ein Bleiben ineinander und das geistige Band verwandter Seelen begründet die Gemeinschaft der Guten. Da kommt sie, die Leuchte des Tages! Sei gegrüßt, du Urquell des Lichtes und der Wärme! Sende deine Strahlen in die nächtlichen Tiefen, wo der Aberglaube und der Stumpfsinn brütet! Erwärme die kalten Herzen der Egoisten und Unduldsamen und öffne die Gemüther der Armen und Leidenden für die Segnungen, welche der gütige Gott Allen bietet, die ein Verständniß für seine Wunder haben!“

Die Morgenandacht im Tempel der Natur wird wie die Abendfeier am gestrigen Tage nie aus unserer Erinnerung scheiden. Die Trennungsstunde klopfte schwer an unsere Herzen. Nachdem die rührige Anna einen klingenden Beweis unsrer Dankbarkeit empfangen hatte, baten wir den Pfarrer, eine Spende für die Armen seines Sprengels entgegen zu nehmen.

„Für meine Armen?“ erwiederte er abwehrend. „Gott sei Dank! wir haben keine!“ Und als der Kapuziner, der uns als unliebsamer Schatten gefolgt war, durch die gekrümmte Hand seinen Wunsch, die abgelehnte Gabe in Empfang zu nehmen zu erkennen gab, fuhr er fort:

„Verschwenden Sie nichts an Diese! Aber wenn Sie hinunter kommen nach Prevaliodon Schwarzenbach, wo viele Arme und Arbeiter mit Noth und Sorge ringen, dann reichen Sie Denen die Spende, die wir Glücklichen nicht brauchen!“

Er vertraute uns nun, daß wir, wie alle Pilger zur Pfarrei St. Jakob, die Gäste seines Patronatsherrn gewesen wären, der weit und breit umher mit Ländereien angesessen sei. Er selbst habe sich von seinem einstigen Zöglinge die Gunst erbeten, hier oben in Gottes freier Natur sein langes und reichgesegnetes Leben beschließen zu dürfen. Er sei dem Schicksale dankbar, daß es ihm gegönnt habe, fern von dem Treiben der Menschen und unangefochten von dem Dogmenstreite der Kirche dem Herrn dienen zu können.

Wir schieden mit tiefer Rührung von dem würdigen Greise. Lange noch sahen wir im Hinabsteigen seine hohe Gestalt oben im Sonnenlichte stehen, bis sie dem Gesichtskreise entschwand; aber sein Bild war uns tief in die Seele geprägt und wird in uns haften, bis auch wir — wie er nun — zum Urquell des Lichtes zurückgekehrt sind.

Ein Wort für Fräulein Doctor.

Geehrtester Herr Redacteur!

Im Aprilheft der Deutschen Rundschau veröffentlicht Herr Geheimrath Leyden, ordentlicher Professor der Medicin an der Universität Berlin eine Abhandlung über „Weibliche Krankenpflege und weibliche Heilkunst", in der ich theilweise eine dankenswerthe Ergänzung und Berichtigung meines eignen vor etwa anderthalb Jahren in Ihrem Salon erschienenen Versuchs über das in der Hauptsache identische Thema „Weibliche Aerzte" erblicke. Nur zwei Bemerkungen vermag ich, ein Nichtmediciner, über Form und Inhalt der Abhandlung des Herrn Leyden sonst sicherlich des berufenern Autors, schwer zu unterdrücken.

1) Der Verfasser theilt mit, daß „die Geschichte eine Anzahl von Frauen aufweist, welche die ärztliche Kunst mit Ernst und Eifer erlernt und die Praxis mit rühmenswerthem Erfolge betrieben haben" (S. 132). Während er nun als Belege für diesen Satz, so weit das Ausland in Betracht kommt, fast durchgehends der heutigen Generation angehörige Namen von mehr oder minder ausgezeichneten Aerztinnen aufzählt, scheint ihn, was Deutschland betrifft, die heutige Generation merkwürdiger Weise ungleich weniger zu interessiren. Mit Schweigen geht hier Herr Leyden jedenfalls über einige Namen hinweg, die nun einmal genannt werden wollten und sollten. Erschien die Anführung derselben im Interesse vollständiger Klärung und Sicherheit des Urtheils über das medicinische Studium der Frauen oder doch über dessen heutigen Stand wünschenswerth, so mußte überdies ein kaltes Verschweigen dieser Namen die Empfindlichkeit aller derjenigen ihrer Zeitgenossen verletzen, die derartigen wahrhaft wackern Pionieren im Kampfe um die Rechte ihres Geschlechts, solchen weiblichen Pionieren der That, allezeit ihre besondere Verehrung zu schulden glauben. Ich bitte dem bezeichneten Register an dieser Stelle die Namen der beiden Berliner Aerztinnen Emilie Lehmus und Franziska Tiburtius hinzufügen zu dürfen.

Nach einer theils durch Privatunterricht, theils auf autodidactischem Wege gewonnenen Vorbereitung bezogen die beiden Genannten vor etwa neun Jahren die Universität Zürich, oder, um mit Herrn Leyden zu reden, „die altberühmte Schweizeruniversität Zürich, gerade durch ihre medicinische Facultät seit langer Zeit in hohem Ansehen". Hier erreichten Beide ihr nächstes Ziel, die Doctorpromotion, in Lebensaltern und in Studienfristen, die nur höchst unerheblich, nur um je zwei bis drei Semester diejenigen übersteigen, die sonst üblich, beziehungsweise überall statuarisch vorgeschrieben sind. Fräulein Lehmus promovirte „magna cum laude", Fräulein Tiburtius „cum laude". Mit welchen Erfolgen seitdem Beide (als Specialistinnen für Frauen- und Kinderkrankheiten) hierorts praktiziren, ist notorisch.

2) Der Herr Verfasser zweifelt nicht daran, daß die Natur beiden Geschlechtern ein annähernd gleiches Maß intellectueller Anlagen verliehen, und daß man überhaupt in dieser Hinsicht ein Minus auf Seiten des weib-

lichen anzunehmen, es nicht auf ein unabänderliches Naturgesetz zurück zu führen sei, sondern auf historische, also abänderliche Gründe. Den reichlichsten Beleg dafür liefern ihm aber u. A. wiederum die Beispiele, daß Frauen gerade dem medicinischen Studium sich mit rühmlichem Erfolge gewidmet. Man erwartet hiernach als letzte praktische Schlußfolgerung das Postulat, daß Deutschland, zumal ja England und selbst Rußland hierin bereits vorangegangen, den Frauen wenigstens das Studium der Medicin mit gleichen Pflichten und Rechten wie den Männern frei stelle. Dagegen erklärt sich jedoch letztlich der Herr Verfasser durchaus. Und warum? So viel ich ermittelt habe, nur aus einem Grunde; er leugnet für Deutschland — das „Bedürfniß" (S. 146). Ob denn aber selbst gegen diesen einzigen Grund jeder Widerspruch ausgeschlossen ist? Ich meine zunächst: wäre hier zu Lande das Bedürfniß wirklich so ganz und gar nicht vorhanden, es verdiente — geschaffen zu werden. In Wahrheit aber dürfte dies kaum noch nöthig sein; denn das Bedürfniß ist und bleibt vorhanden, z. B. für zahllose leidende Frauen und Jungfrauen, so wie es nicht minder von deren mitinteressirten Ehemännern und Eltern empfunden wird, nur daß sich die Betheiligten schließlich allerdings an das ihnen gerade zugängliche und relativ geeignetste Masculinum von Arzt zu wenden pflegen, d. h. mit jener stillen Resignation, mit der sich verständige Menschen auch in hundert andern, nicht sofort abzuändernde sociale Uebel ergeben. Und was heißt denn hier übrigens „Bedürfniß?" Hat doch der Staat durch Deutschland, bisher immer noch in gesundem antisocialistischem Bewußtsein sich davor gehütet, die Frage, welches Maß von Arbeitsleistungen auf einem bestimmten Gebiete der Gesellschaft zu ihrer gesunden Existenz und Entwickelung nöthig, selber präjudizirend zu entscheiden, statt die Entscheidung der unmittelbar betheiligten Gesellschaft zu überlassen; hat er sich doch vor einem solchen Verfahren bisher namentlich auch in Bezug auf den ärztlichen Beruf gehütet! Wird dieses Princip plötzlich falsch, dieses Verfahren jedesmal verwerflich, sobald hier mit dem Manne die Frau in Concurrenz tritt?

Mit besonderer Hochschätzung

Dr. S. Fischer.

Poetisches Turnier.

VI.

Die letzte Uebersetzungsaufgabe war das Gedicht von Alfred de Musset:

Créature d'un jour qui t'agites une heure,
De quoi viens-tu te plaindre et qui te fait gémir?
Ton âme t'inquiète, et tu crois qu'elle pleure;
Ton âme est immortelle, et tes pleurs vont tarir.

Tu te sens le cœur pris d'un caprice de femme,
Et tu dis qu'il se brise à force de souffrir.
Tu demandes à Dieu de soulager ton âme;
Ton âme est immortelle, et ton cœur va guérir.

Le regret d'un instant te trouble et te dévore;
Tu dis que le passé te voile l'avenir.
Ne te plains pas d'hier; laisse venir l'aurore;
Ton âme est immortelle, et le temps va s'enfuir.

Ton corps est abattu du mal de ta pensée:
Tu sens ton front peser et tes genoux fléchir.
Tombe, agenouille-toi, créature insensée;
Ton âme est immortelle, et la mort va venir.

Tes os dans le cercueil vont tomber en poussière;
Ta mémoire, ton nom, ta gloire vont périr,
Mais non pas ton amour, si ton amour t'est chère;
Ton âme est immortelle, et va s'en souvenir.

Als die gelungensten Uebersetzungen publiciren wir folgende:

Wenn dieser Erde Leiden auf Dir liegen,
O armes Menschenkind, sei unverzagt!
Der Kummer flieht, die Thräne muß versiegen,
Du bist unsterblich, und ein Morgen tagt.

Ein stolzes Weib hat tief Dein Herz getroffen,
Nichts, wähnst Du, gleicht dem Weh, das Dich ereilt,
O fasse Muth, Dir winkt ein neues Hoffen,
Du bist unsterblich, Deine Wunde heilt.

Wie willst Du Dich mit bitt'rer Reue quälen?
Was Du beweinst, birgt die Vergangenheit;
Es lacht Dein Glück in künft'gen beff'ren Tagen,
Du bist unsterblich, schnell vergeht die Zeit.

Wohl mögen Sorgen tief Dich niederdrücken,
Du fühlst den Leib geschwächt von ird'scher Noth,
Vertrau auf Gott, er wird Dir Hülfe schicken,
Du bist unsterblich, rettend macht der Tod.

In Staub zerfällst Du in des Grabes Höhle,
Dein Nam' ist ausgelöscht nach kurzer Frist,
Die treue Liebe nur in Deiner Seele,
Sie ist unsterblich, wie Du selber bist.

Anna W in Bremervörde.

Du ein Wesen, das entstehet und vergeht in einem Tage,
Sage mir, was soll Dein Seufzen und was deutet Deine Klage?
Deine Seele macht Dich zittern und Du glaubest, daß sie weine:
Deine Seele ist unsterblich, aber Deiner Thränen keine.

Weiberlaune schlug, so sorgst Du, schwere Wunden Deinem Herzen;
Du verzagst und wähnst, es werde brechen ob der Last der Schmerzen;
Fleh'st zu Gott, er möge Balsam träufeln auf der Seele Wunden:
Deine Seele ist unsterblich, bald auch wird Dein Herz gesunden.

Eines Augenblicks Betrübniß zehrt an Dir und macht Dich sorgen;
Du beklagst, daß das Vergang'ne neidisch Dir verhüllt das „Morgen"
Nimmer klage über gestern; harre auf des Frührothes Kohen:
Deine Seele ist unsterblich, pfeilschnell ist die Zeit entflohen!

Sterbensmüde ist Dein Körper; krank von marternden Gedanken;
Dich erdrückt die heiße Stirne; Deine müden Kniee wanken.
Falle nieder, in die Kniee, stummbüstert, wahnbefahen:
Deine Seele ist unsterblich, schon fühlst Du des Todes Nahen!

Dein Gebein im Sarkophage wird in Staub und Nichts zerfallen;
Dein Gedächtniß wird, Dein Name und Dein Ruhm wie Schall verhallen.
Aber war sie Dir nur *heilig*, schwindet Deine *Liebe* nimmer:
Deine Seele ist unsterblich, ihrer denken wird sie immer!

E. O. F. in Breslau.

Fernere mehr oder weniger treue Uebertragungen [illegible] in W., Jenny Streinz in Wien, Cz. Poſen, O. L. in Hamburg, Anton Vollmar ir Augsburg, Freiherr v. S.-G. in A., Blauſtein in L., J. D. aus Leer, Dr. Gladſtecher in B., A. Claaſſen in Stettin, B. Hoffmann in Liegnitz, Marie Fatken in Burgſteinfurt, Angelo Mauſer in Z. W. G. in Creſeld. Frau Hilde in Ratibor A. B., Elly H., B. B. in Ratibor.

Als Ueberſetzungsaufgabe VII geben wir nachfolgende Verſe Lord Byrons (aus The Island):

— — — — The devotee
Lives not in earth, but in his ecstasy;
Around him days and worlds are heedless driven
His soul is gone before his dust to heaven.
Is love less potent? No-his path is trod,
Alike uplifted gloriously to God;
Or link'd to all we know of heaven below,
The other better self, whose joy or woe
Is more than ours; the all-absorbing flame
Which, kindled by another, grows the same,
Wrapt in one blaze; the pure, yet funeral pile,
Where gentle hearts, like Bramins, aid and smile.

Salonpoſt.

B. Str. in A. Verehrteſter! Buckle hat trotz des ſcheinbaren Paradoxons Recht, wenn er ſagt: „Je größer die Gelehrſamkeit, deſto größer die Unwiſſenheit.“ Freilich motivirt er dieſe Behauptung in ausreichender Weiſe (ſiehe History of Civilisation, 5. Kapitel). Noch beſtimmter äußert ſich Laplace, wenn er ſagt: „Dem Einfluß der Meinung Derer, welche die Maſſe für die Gelehrteſten hält und denen ſie ihr Zutrauen in den wichtigſten Angelegenheiten des Lebens ſchenkt, verdankt man die Verbreitung der Irrthümer, die in den Zeiten der Unwiſſenheit die Erde überſchwemmt haben.

Paul Müller in Schleis. C'est trop tard!

Jenny Str. in Wien. Wie von Anderen ihre geſammelten Schriften, ſo werden von Ihnen einſt Ihre geſammelten Nachſchriften herausgegeben werden.

S. H. in E. Es iſt eigenthümlich, daß wir, die wir mit Lyrik förmlich überſchüttet werden, und manchem Pſeudodichter den Kopf waſchen, Ihnen gegenüber, der Sie den Werth der Lyrik herabſetzen wollen, das Recht der Liederdichter, natürlich nur der echten von Gottes Gnaden wahren müſſen. Wir thun dies mit Karl Becks Worten:

O denket nicht vom Lied gering,
Denn ſegnen will's und rathen,
Sein Silbenfall, ſein Bilderſchwung
Sind unterdrückte Thaten.

Von Göttern war der Himmel voll,
Doch öde war ihr Buſen;
Stumm war noch die Unſterblichkeit —
Da ſchuf ſich Zeus die Muſen.

Das Lied, es iſt des Herzens Brot,
Wir können es nicht miſſen,
Am Sarg' und an der Wiege nicht —
Es iſt der Welt Gewiſſen!

Neueste Moden.

Nr. 1 bis 3. Kinder-Anzüge.

Nr. 1. Mädchen von vier Jahren. — Englische Robe von grauem Caschmir Auf dem Rücken fünf Nähte und am untern Theil des Rockes zwei gekräuste

Nr 1 bis 3. Kinder-Anzüge.

Volants. Garnirung mit schmalen Bändern und englischer Stickerei. Italienischer Strohhut in Schäferinnenform.

Nr. 2 Mädchen von 8 Jahren — Robe in engliſcher Form von roſa Zephir. Das gefältelte Plaſtron iſt zu beiden Seiten von Stoffſchrägſtreifen umgeben, welche an den Außenrändern mit einer ſchönen Spitze beſetzt ſind. Dieſelbe Spitze wiederholt ſich am Kragen und am untern Theil des Rockes in Form von drei kleinen Volants. Ein durchbrochener Einſatz markirt den Abſchluß des Plaſtrons auf der Vorder- und Rückſeite. Weißer Strohhut mit roſa Faille gefüttert und mit Feldblumenbouquet unter dem aufgeſchlagenen Rande

Nr. 3 Kind von drei Jahren — Ausgeſchnittene Robe mit kurzen Aermeln. Am untern Theil des Rockes zwei Einſätze von Valenciennes. Der Halsausſchnitt dieſes von oben bis unten eng gefältelten Habits iſt mit einem ſchmalen Einſatz von Valenciennes und einer Spitze garnirt.

Nr 4 Damen-Camiſol.

Nr 4. Damen-Camiſol

von Percal oder Jaconas Das aus Einſatz und Falten zuſammengeſetzte Plaſtron iſt von einem mit Spitze bordirten Pliſſé umgeben. In gleicher Weiſe iſt die Manſchette garnirt.

Nr. 5. Camiſol von geſteppten Molton.

Unſer Modell iſt ziemlich weit; der Schluß iſt unter einer am ganzen Vordertheil herabgehenden und den untern Rand garnirenden Stickerei verſteckt. Um den Halsausſchnitt eine vorn ſpitz geſchnittene Pelerine und auf dieſer ein umgelegter

Kragen, beide mit der gleichen Stickerei beſetzt. Den Aermel ziert ein hoher, mit Stickerei umgebener Aufſchlag; ebenſo auch die Taſche.

Nr. 6. Morgenjacke von Nanſouk.

Das Vordertheil iſt mit kleinen Falten und Volants von feiner engliſcher Stickerei garnirt Am untern Theil ein Volant im nämlichen Genre. Die Garnitur des Kragens und der Aermel ſtimmt mit der übrigen überein.

Nr. 7. Damennachthemd.

Dieſes Hemd mit viereckigem Einſatzſtück iſt einfach mit kleinen Falten und einem, ein Jabot bildendes Pliſſé garnirt.

Nr. 5 Camiſol von geſteppten Molton

Nr. 8. Morgenhäubchen.

Der Fond dieſes Muſſelinhäubchens iſt gepufft und unten durch ein Bändchen zuſammengezogen; unter dieſem eine breite Spitzengarnitur, welche auf das Haar herabfällt. Auf der Rückſeite verlängert ſich der Fond in eine ſich auf den Chignon legende Garnitur, welche von Bandſchluppen mit langen Enden in zwei Tönen blau theilweiſe bedeckt wird.

Nr 9. Gaze-Häubchen.

Dieſes Modell hat vollen Fond, der mit einer doppelten, ſehr tief gefältelten Gazerüſche umgeben iſt. Der Rand der letzteren iſt mit blauer Chenille eingefaßt. Vorn auf der Mitte eine große Taffetſchleife; auf der Rückſeite eine ſich auf den Chignon legende gleiche Schleife.

Nr. 10 und 11. Hausrobe und Négligée-Anzug.

Nr. 10. Dieser Hausrock von Cashmir oder Piqué hat Princeßform, ist also im Ganzen gearbeitet. An den Vorderseiten gehen der Länge nach zwei Reihen weiße Spitzengarnitur herab, so daß zu jeder Seite eine Art Stola gebildet wird. Eine gleiche Reihe Spitzengarnitur dient der vordern Mitte als Besatz. Doppelter umgeschlagener Kragen mit Stickerei.

Nr. 11. Négligée-Anzug. — Die Négligéejacke von weißem Köper endigt unten in einen hohen Einsatz, der von zwei Streifen englischer Stickerei übersetzt ist

Nr. 6. Morgenjacke von Nansouk.

Längs des Vordertheils herab die nämliche Stickerei, wo sie als Jabot arrangirt ist. An den Musselinrock ist eine Schleppe angesetzt, welche mit Falten und einer ein feines Plissé simulirenden Stickerei garnirt ist.

Nr. 12. Negligée-Anzug. (Prinzeßform.)

Das Modell des Négligée-Anzugs ist lang und von Piqué, halb anliegend und reich mit Einsätzen und Stickerei garnirt, welche am untern Theil des Rockes in drei über einander gesetzten Reihen angebracht ist. Dieser Anzug wird auch aus Wollenpiqué oder damassirten Stoff mit der nämlichen Garnitur gemacht.

Nr. 13. Morgenrock von weißem Nansouk.

Dieser Morgenrock hat unten einen sehr hohen Volant, längs des Vordertheils herab einen schmalen gestickten Streifen. Aermelaufschläge und Taschen mit Stickerei eingefaßt und mit Knöpfen besetzt.

Nr. 14. Gestrickte Spitze.

Zu dieser werden 11 Maschen auf die Nadel genommen. — 1. Reihe: 1 M. abgehoben, 2 einf. M.; 1 aufgeschlagen, 2 zusammen; 1 doppelt aufgeschl., 2 zus.;

Nr. 7 Damennachthemd.

1 doppelt aufgeschl., 2 zus. — 2. Reihe: 2 einf. M., 1 verkehrt; 2 einf. M., 1 verk.; 2 einf M, 1 aufgeschl.; 2 zus., 1 einf. M. — 3. Reihe: 1 M. abgeh., 2 einf. M.; 1 aufgeschl, 2 zus.; 1 einf. M. — 4. Reihe: 3 M. abnehmen, 7 einf. M., 1 aufgeschl., 2 zus.; 1 einf. M. — Mit der ersten Reihe wiederanfangen.

Nr. 15 Gestrickte Spitze.

Acht Maschen auf die Nadel genommen und die erste Reihe nach rechts gestrickt. 1. Reihe: 1 Masche abgehoben; 2 Maschen nach rechts; 1 übergezogen, 2 zusammen schräg n. r., 1 n. r.; 4 übergezogen, 2 zus. n. r. — 2. Reihe: 1 Masche abgehoben,

dann auf die 4 übergezogenen M., dann 3 Mal abwechselnd 1 M. n. r., 1 verkehrt, wieder 3 n. r.; 1 übergez., 2 zus. schräg n. r., 1 n. r. — 3. Reihe: 1 M. abgeh., 2 n. r.; 1 übergez., 2 zus. schräg n. r.; 3 n. r. — 4. Reihe: 1 M. abgeh., 9 n. r.; 1 übergez., 2 zus. schräg n. r.; — 5. Reihe: 1 M. abgeh., 2 n. r.; 1 übergez., 2 zus. schrägn. r; 4 Mal n. einander abwechselnd 2 M. übergez., 2 zus. schräg n. r. — 6. Reihe: 1 M. abgeh.; 1 n. r., 1 verkehrt; 3 Mal n. einander abwechs. 2 n. r., 1 verk., dann 2 n. r.; 1 übergez., 2 zus. schräg n. r., 1 n. r. — 7. Reihe: 1 M. abgeh., 2 n. r.; 1 übergez., 2 zus. schräg n. r; 12 n. r. — 8. Reihe: 1 M. abgeh., 13 n. r.; 1 übergez., 2 zus. schräg n. r., 1 n. r. — 9 Reihe: 1 M. abgeh., 2 n. r.; 1 übergez., 2 zus. schräg n. r.; 12 n. r. — 10. Reihe: 1 M. abgeh., 13 n. r.; 1 übergez., 2 zus. schräg n. r., 1 n. r. — 11.

Nr. 8. Morgenhäubchen.

Reihe: 1 M. abgeh, 2 n. r.; 1 übergez., 2 zus. schräg n. r; 12 n. r. — 12. Reihe: 9 M. nachlassen, 4 n. r; 1 übergez., 2 zus. schräg n. r., 1 n. r. Nun ist man auf die 8 M. des Anfangs zurückgekommen. Die ganze Arbeit wird dann so oft wiederholt, als man Zacken für die Spitze haben will.

Nr. 16 u. 17. Robe für ein Kind von 2 bis 3 Jahren. (Rück- u. Vorderansicht.)

Robe von taubengrauem Wollenatlas, mit kirschrother kleiner Plisségarnitur. Das gerade Vordertheil wird der ganzen Länge nach durch eine Reihe Knöpfe geschlossen. Zu jeder Seite der Knopfreihe ein Stoffschrägstreifen mit einem kleinen kirschrothen Plissé eingefaßt. Die gleiche Garnitur an der Patte auf der Rückseite, an den Taschen und an den Aermeln.

Nr. 18. Obertaille für eine offene Robe.

Dieſe ſehr eng anliegende Taille mit kleinen, platten Schößen iſt vorn zum Zuknöpfen; am Vordertheil ein gefälteltes Plaſtron. Die Ränder des Aermelausſchnitts, der Schultern und des Taillenausſchnitts ſind mit einem engen Pliſſé garnirt

Nr. 19. Untertaille.

Dieſelbe iſt mit einem Einſatz, mit Spitze und über einander gefälteltem blauen Band garnirt.

Nr. 20 und 21. Damenhemd mit gehäkeltem Einſatz.

Vorher iſt zu bemerken, daß die Roſetten des Einſatzes beſonders in vier

Nr. 9 Gaze-Häubchen

Reihen gehäkelt werden. Angefangen wird in der Mitte mit 12 Kettenmaſchen, welche in ein Rund zu formen ſind. 1. Reihe: 3 Luftm. für das erſte Stäbchen; für die beiden nächſtfolgenden Reihen ſind ebenſo viel zu machen, dann 6 Mal fort abwechſelnd 5 Lm., 1 Stb. auf den Kreis, dann wieder 5 Lm.; 1 Km. in die letzte der 3 das erſte Stb. bildenden Lm. — 2 Reihe: 10 Stb. auf jedes Stb. der vorhergeh. R.; am Ende der R. 1 Km. in die letzte der das erſte Stb. bildenden M. — 3. Reihe: Abwechſelnd 1 Stb. auf die nächſte M.; 2 Lm., unter welchen 2 M. überſprungen werden, am Ende der R. 1 M.; Hierauf 1 einf. M. in die letzte der 3 das erſte Stb. bildenden M. — 4. Reihe: 8 Lm.; die Arbeit umdrehen; 1 einf. M. auf das zweite folgende Stb., *; 3 Lm., die Arbeit umdrehen; 14 Stb. auf das vor den 8 Lm. gebildete Stb.; 4 Lm., die Arbeit umdr. und wieder zurück auf die 14 Stb., 1 Stb. auf jedes 3 St. und nach jedem der 4 erſten Stb. 2 Lm.,

1 Lm., 1 Picot, nämlich 5 Lm., geſchloſſen durch einen Stich in die erſte; 2 Lm., 1 P.; 1 Lm., 1 einf. M. auf das zweite Stb. der vorhergeh. R.; 1 Lm., 1 P., 3 Lm., 1 P., 1 Lm. auf jedes zweite Stb. der vorhergeh. R., 2 einf. M. Wieder anzufangen beim Sternchen. — Nach dieſer Anweiſung werden ſo viel Roſetten ge

ro

ne

1 einf. M. auf das folgende Stb. der Roſette; 5 Lm., 1 einf. M. in die 8 einf. M. des Randes; 2 Lm., 1 P.; 2 Lm., 1 einf. M. zwiſchen die beiden erſten Stb. des nächſten Bogens, welcher aus den Stb. der Roſette gebildet iſt; 5 Lm., 1 einf. M. in die 8 einf. M. des Randes; 2 Lm., 1 P.; 2 Lm., 1 einf. M. zwiſchen die beiden vorletzten Stb. des näml. Bogens; 5 Lm., 1 einf. M. in die 8 M. des

Nr. 12. Negligée-Anzug Prinzeßform. Nr 13. Morgenrock von weißem Kanfouck.

Randes; 2 Lm., 1 P.; 2 Lm., 1 einf. M. zwiſchen die beiden vorletzten Stb. des erſten Bogens einer folgenden Roſette; wieder angefangen vom *. Hierauf vereinigt man querüber die beiden ſich folgenden Roſetten, indem Lm. und Bogen mit Picots gehäkelt werden; nämlich 1 einf. M. auf den Bogen der vorhergeh. R. zwiſchen 2 Roſetten, welche einzig aus 5 Lm. zuſammengeſetzt ſind; 5 Lm., 1 einf M. zwiſchen die beiden mittlern Stb. des nächſten Stäbchenbogens der zweiten

Rosette; 2 Lm , 1 P , 2 Lm , 1 einf. M. zwischen die beiden letzten Stb. des nächsten Stäbchenbogens, der zur ersten Rosette gehört; 5 Lm., 1 einf. M. in das nächste Stb. der zweiten Rosette; 2 Lm., 1 P.; 2 Lm., 1 einf. M. auf das folgende Stb der ersten Rosette; 5 Lm., 1 einf. M. auf das folgende Stb. der

Nr 14 Gestrickte Spitze. Nr 15 Gestrickte Spitze

zweiten Rosette 2 Lm , 1 P.; 2 Lm., 1 einf. M. zwischen die beiden ersten Stb. des nächsten Stabchenbogens der ersten Rosette. 5 Lm., 1 einf. M. zwischen die beiden vorletzten Stb. des nächsten Bogens der zweiten Rosette. Der Faden wird dann befestigt und dann abgeschnitten. Hierauf folgen zwei glatte R bevor die Spitze angefangen wird, deren Arbeit aus dem Dessin leicht erklärlich ist.

Nr. 16 u 17. Robe für ein Kind von 2 bis 3 Jahren (Rück- u. Vorderansicht)

Nr 22. Hemd für ein kleineres Mädchen.

Die Garnirung dieses Hemdes aus Percal ist ebenso einfach als das Modell selbst, indem Aermel, Halsausschnitt und Patte nur mit einem kleinen gezackten Feston umnaht sind.

Nr. 23. Uhrenhalter.

Auf einem viereckigen Stück geſtickten Canevas (von 27 Cent. Länge und 22

Nr. 18. Obertaille für eine offene Robe.

Cent. Breite wird das auf der Abbildung erſichtliche kleine, niedliche Körbchen von vergoldeter Bronze befeſtigt. Der Henkel des Körbchens iſt mit einer hübſchen

Nr 19. Untertaille.

Blätterranke verziert; ein daran angebrachter Haken dient zum Aufhängen der Uhr Ringsum auf den Canevas wird die auf demſelben vorgezeichnete Veilchenguirlande

im Hochstich gestickt; die Blumen in violetter Wolle, welche durch einen seidenen Stich in einer etwas hellern Nüance gehoben wird; in der Mitte drei kleine Stiche, von denen der mittlere in gelber, die beiden anderen in grüner Seide. Die Blätter sind in Wolle von verschiedenem Grün, Blattrippen und Stiele in schwarzer Wolle.

Nr. 20 Damenhemd mit gehäkeltem Einsatz

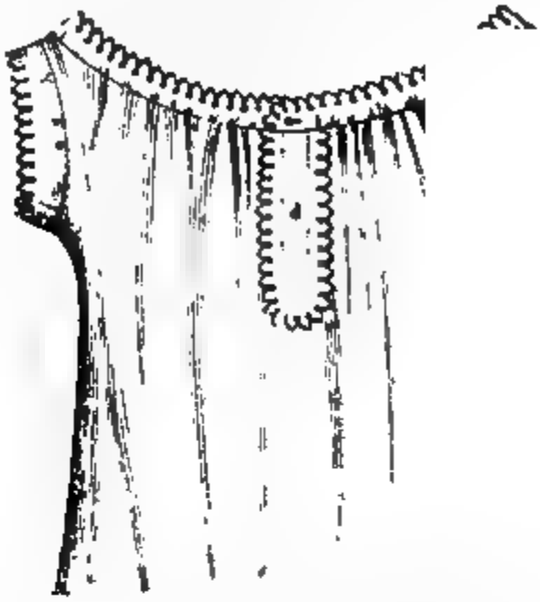
Der Grund wird mit einem Tapisseriehalbstich in wassergrüner algerischer Seide ausgefüllt. Das gestickte Canevasstück wird auf ein gleich großes Stück Carton gezogen, das mit Satinet unterfüttert ist. Die Naht wird durch eine assortirte Rüsche oder Rundschnur verdeckt.

Nr 21. Gehäkelter Einsatz zum Damenhemd.

Nr. 24 und 26. Gehäkeltes Kinderhäubchen. (Mit Dessin)

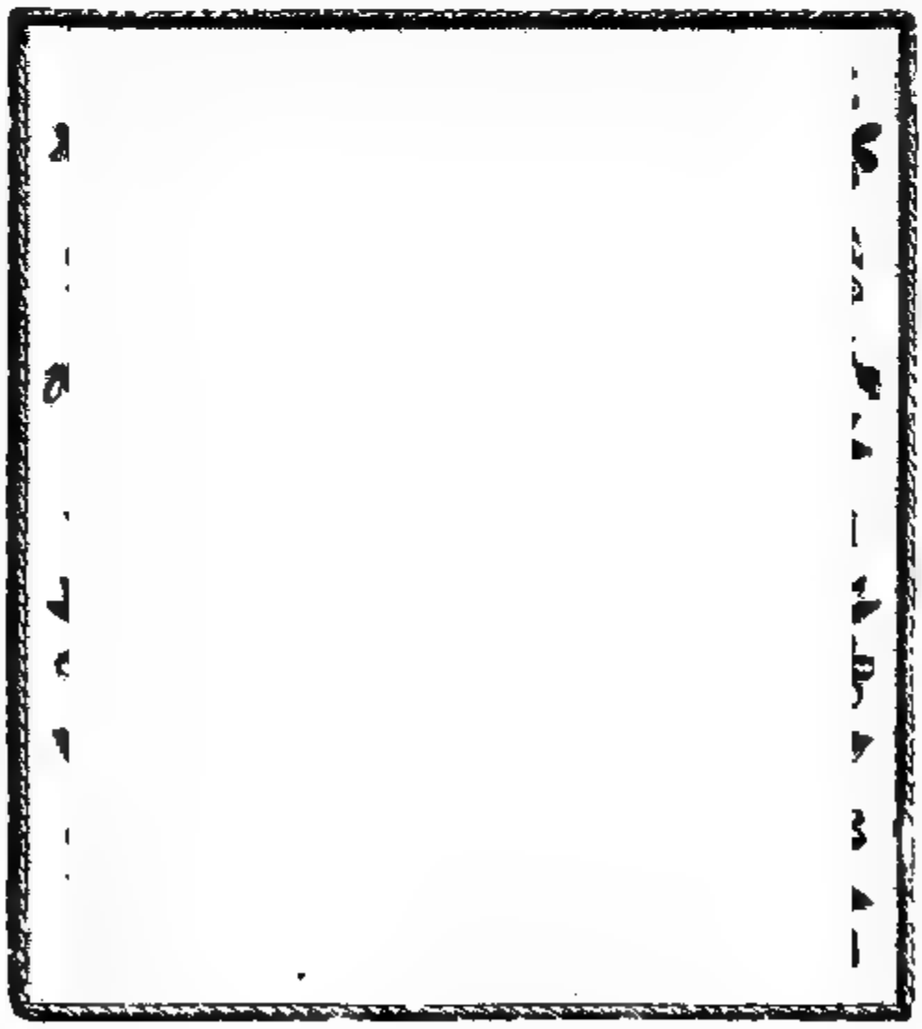
Der Anfang wird mit dem Rund des Fonds gemacht. (S. Dessin Nr. 26, volle Größe.) Für den Anschlag ist eine Kette von 13 Maschen zu häkeln, welche rund gelegt mit einander verbunden werden. Es wird dann mit Zunehmen von zwei zu

zwei Maschen in Schneckenwindungen fortgefahren, bis man 56 Maschen für das Rund hat. — 2. Reihe: 1 Stäbchen, 2 Kettchen, 1 Stb.; nur eines davon in der



Nr. 22. Hemd für ein kleineres Mädchen.

innern Reihe zu lassen; — 3. Reihe: 1 dreifaches Stb., 5 Lm., 1 dreif. Stb., 5 Lm., die Stb. über die der vorhergehenden R. — 4. Reihe: 1 Halbstb. in die



Nr. 23. Uhrenhalter.

mittelste der 5 Lm. der vorhergeh. R., 5 Lm.; 1 Halbstb. in die Mitte des zweiten Zwischenraumes: — 5. Reihe: 3 Stb. über das Halbstb. der vorhergeh. Reihe, das

eine in die vorhergeh., das andere in die folgende R.; 3 Km., Zwischenraum, 5 Stb. ꝛc. — 6 Reihe: 5 Stb. über die 3 Stb. der vorhergeh. R., das eine vor dem ersten, das andere nach dem letzten; 3 Km., 5 Stb. — 7. Reihe: 5 Stb. über die 5 Stb. der vorhergeh. R., 5 Km. Zwischenraum, 5 Stb. — 8. Reihe: 3 Stb. über die 5 Stb. der vorhergeh. R., das erste und letzte dieser Stb. wird frei gelassen; 5 Km.

Das Rund wird mit einer ersten Reihe umgeben und bildet die Basis des Häubchens, dessen sich fortwährend gleichbleibendes Dessin so oft wiederholt wird, als zur gewünschten Größe erforderlich. An die 1. R des Fonds 1 Stb in die 4 Km. der vorhergeh. Km. genommen, 9 Kettchen; 1 Stb. in die 4 M. des zweiten

Nr. 21. Gehäkeltes Kinderhaubchen. (Mit Dessin.)

Zwischenraumes. Die ganze R. wiederholt. — 2. Reihe: 1 Stb. in das 4. Kettchen der 7 der vorhergeh R., 2 Km.; 1 Stb. in die 5., 5 Km.; 1 Stb. in die nämliche, 5. Km., 2 Km.; 1 Stb. in die 6 Km.; 1 Stb. in die 4. Km. des 2 Bogens, 2 Km.; 1 Stb in die 5., 5 Km.; 1 Stb. in die 5, 2 Km; 1 Stb. in die 6. Km. Die ganze Reihe wiederholt — 3. Reihe: (Alle anderen Reihen sind einander gleich; nur muß wegen der allmäligen Erweiterung des Häubchens mit der Zahl der Km., welche sich in den Zwischenräumen finden, zugenommen werden) 1 Stb. zu jeder Seite der 8, welche durch die 5 Km der vorhergeh. Reihe gebildet worden sind, 2 Km.; 1 Stb. in die nämliche Oeffnung, 5 Km.; 1 Stb in die näml. Oeffnung, 2 Km.; noch 1 Stb. in diese Oeffnung. Wieder an-

gefangen ohne Zwischenraummasche. Die nämliche Arbeit in dem zweiten V und immer so fort.

Die Reihe des kleinen Ronds wird so viele Male gehäkelt, als dies erfordert-

Nr. 25 Flanell-Gilet für eine Dame.

lich ist, dann wird an der Rückseite ein leerer Raum gelassen und die Passe ausgeführt und der Faden an jedem Ende der Reihe abgeschnitten Ist die verlangte Größe des Häubchens erreicht, so wird eine R. Km. und einf. M. gehäkelt, mittels

Nr. 26. Dessin zu Nr 24. Nr 27 Weit ausgeschnittene Untertasse

welcher ihm die regelrechte Form gegeben wird, darauf folgt 1 R eng gestellter Stb.; darauf 1 R mit 5 Km. abwechselnder Stb. Durch die Oeffnungen wird das Zugband gezogen.

Nr. 25. Flanell-Gilet fü

Dieſes Modell iſt mit ziemlich weitem Hals
Mitte mittels eines Häkchens geſchloſſen, wodur
gezogen wird. Die ſehr kurzen Aermel werden
nirung beſteht in einem Feſton und einem ruſſi

Nr. 27. Weit ausgeſchnitt

Dieſe ſehr weit und viereckig ausgeſchnitten

Nr. 28 Taſchen-Nade

ſcheidet ſich ſehr vortheilhaft von ſimpleren Ca
vollen latzförmigen Ausputz vermittels Stickerei,
bei kleinen Feſtlichkeiten, Soiréen und dergleiche

Nr. 28. Taſchen-Na

Dieſes kleine Nadelkiſſen in Herzform iſt in
eine der Seiten des zugeſchnittenen Canevas wi
cirtem Roth geſtickt. Der Rand des Herzchens

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur L
Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipz
recht ſind vorbeha

[illegible]

Der Salon.

Der Chevalier.

Novelle von **G. von Berlepsch.**

Es ist später Herbst und der Tag dämmert mit seinem langsam und schwer ziehenden Gewölk bereits dem Abend entgegen. Die Promenaden vor der Stadt sind still und menschenleer, denn ihr Anblick bietet dem Alltagssinn kein erfreuliches Bild; nur Verliebte und Käuze, oder Helden großer Ideen verlieren sich um diese Zeit noch hierher, bewußt oder unbewußt dem leisen Fall der letzten Blätter, dem stillen Vergänglichkeitszauber dieser Einsamkeit lauschend. Schwarzästig und kahl wölben sich die Wipfel der schnurgeraden Alleen; sie werfen ein eigenthümlich bleigraues Licht auf die grell contrastirend gelbe Blätterschicht, die der Sturm von den Bäumen auf die Rasenflächen hingeweht hat. Außer den Raben, die sich droben in den Wipfeln streiten, ist ein altes, laubsammelndes Weib das einzig belebte Wesen des Bildes.

Jetzt aber tönt es wie leichter Hufschlag die Reitallee herab; das Weib richtet sich hustend auf, schiebt ihr Kopftuch zurecht und sieht einen eleganten Reiter im Trab herankommen. Ein graues Windspiel umspringt die schlanken Füße des Pferdes. — „Das muß ein vornehmer Herr sein", denkt sie, läßt ihr Laubbündel fallen und tritt, ein Almosen heischend, an ihn heran. Er zieht ein feines Juchtenportemonnaie, sucht ziemlich lang nach einer kleinen Münze und wirft sie endlich mit behandschuhter Rechte in ihre Schürze. Enttäuscht blickt die Frau erst auf die kleine Gabe, dann dem Reiter nach, der gleich weiter trabt. — „Ein Graf ist das nicht, der so geringe Münze bei sich trägt", murmelt sie zu sich selber, schiebt das Geld ein und fängt wieder an Laub zu sammeln. Der Herr aber tummelt sein Pferd durch die Alleen, das Windspiel springt nebenher; dann und wann wirft er einen zufriedenen Blick auf seine beiden Thiere. Alles an dem Reiter ist tadellos elegant, glatt, nach der neuesten Mode. Seine Kleidung, vom feinsten Tuch, sitzt wie angegossen und wenn durch die Bewegung irgend eine Falte sich bildet, so weiß er mit einem gewissermaßen zünftigen Griff sofort die Sache in Ordnung zu bringen. Aus der Brusttasche schimmert ein resedaduftendes Taschentuch, welches er zuweilen zieht, um schmeichelnd über den Vollbart hinzustreichen, der, äußerst wohlgepflegt, ein Gesicht von noch immer hübschen Zügen umrahmt. Es ist eine jener Phy-

siognomien, in welchen weder eine Vergangenheit noch Zukunft geschrieben steht, sondern nur wohlgeordnete Gegenwart, glatt, ruhig, aufgeräumt, wie das Habit des Reiters selber. Ein stereotypes Lächeln, dem man ansieht, daß es zur Gewohnheit geworden, weil einst vor Jahren eine Reihe glänzender Zähne sichtbar wurde, umlagert den Mund; es hat etwas Verschollenes, fast Oedes, dies Lächeln, trotzdem immer noch perlweiße Zähne — wenn auch nicht mehr die der Jugend — daraus hervorleuchten, und das giebt dem regelmäßigen Antlitz jenen unbestimmten Ausdruck des Stehengebliebenen in der Zeit, daß es schwer ist, die Jahre desselben zu bestimmen.

Von einer der zerstreuten Bänke am Weg, halb hinter dem Riesenstamm einer Buche verborgen, schauen und kichern ein paar Rosengesichter hervor, junge Mädchen, die offenbar nicht absichtslos hierher gekommen sind, denn sie spähen wegauf und ab, als erwarteten sie ein angenehmes Ereigniß in Gestalt irgend eines frischen Jünglings, der ebenfalls nicht ohne Absicht ihnen hier begegnen sollte. Statt des Erwarteten kommt der einsame Reiter herangesprengt, sie ducken sich muthwillig zurück und die Eine flüstert zur Andern: „Da kommt der Chevalier!“ — Sie sagt das ungefähr, wie man sagt: „Da kommt der Prinz“, oder irgend eine andere stadtbekannte Person. Und sie blicken der Erscheinung mit losen Bemerkungen nach und wissen allerlei sonderbare Geschichten zu erzählen, dunkel und romanhaft, wie sie sich im Laufe der Zeit um einen Menschen spinnen, aus dem die Leute nicht klug werden können. Der Chevalier ist eine Curiosität der Stadt. Jeder Bürger, jedes Kind fast kennt ihn und seinen schönen Fuchs und das graue Windspiel; denn allabendlich kann man die Drei dahingaloppiren sehen, meist auf einsamen Straßen, draußen vor der Stadt; immer allein und doch ohne jenen düstern Nimbus des Menschenhasses, welchen man bei solchen Einsiedlern unwillkürlich sucht. Man kennt auch eine alte Frau in des Chevaliers Hause, in Bauerntracht, die schon lange bei ihm lebt und ihn „den Herrn“ nennt. Sie ist schon alt, aber sie schaut noch vergnügt in die Welt und scheint sich ganz gut in die Absonderlichkeiten ihres „Herrn“ zu finden. Zwischen den beiden Hausgenossen zeigt sich eine undefinirbare Aehnlichkeit der Züge, die weder in Linie noch Ausdruck vorhanden, dennoch auffällt. Was in dem alten, freundlichen Runzelgesichtchen lebt und webt, ein Paar noch immer helle blaue Augen und ein bewegliches Lächeln um den Mund, das hat beim „Herrn“, der die Fünfzig bereits überschritten, etwas vertrocknet Jugendliches, Verjährtes, wie ungefähr der mumienhafte Reiz einer gepreßten Blume, die auch einmal frischathmend und duftig und jung war. Ja, der Chevalier war einst sehr hübsch, von hoher Gestalt und vornehmem Aussehen. Wäre er das nicht gewesen, wer weiß, ob er ein weniger absonderliches, aber vielleicht glücklicheres Schicksal gehabt haben würde?

— — — — — — — — — — — — —

Auf einem stolzen Schlosse, dessen Insassen mit Genugthuung bis ins dunkelste Mittelalter zurückweisen, wenn sie den Urahn ihres Geschlechtes nennen, herrschte eine hochgeborene tugendstrenge Frau mit ihren Söhnen, deren Zahl größer war, als das etwas verschuldete Erbe vertragen konnte. Dieser Umstand kam dem Vaterland zu Nutzen; denn seine Wehrkraft wurde dadurch um ein halbes Dutzend edler Sprossen bereichert, die im andern Falle theilweise vielleicht es vorgezogen haben würden, als Herren ihrer Güter ein gemächliches Miniatur-Regentenleben zu führen.

Sommers über war nun immer mehrfacher Besuch der sporenklirrenden

jungen Herren bei der gnädigen Mama. Alle Waffen und Chargen schier waren da vertreten, bis herab zum zierlichen Zögling des Cadettenhauses, und die gestrenge Frau sah mit Befriedigung auf die blühende Wehrkraft ihres Geschlechts. Was ihnen an Glücksgütern nicht schon in die Wiege gefallen, das würden sie sich selbst erobern, sagte ihr kluger Mutterblick, wenn er über die schlanken, blanken, chevaleresken Gestalten der Söhne dahinglitt. Manchmal freilich setzte es auch kleine Familienscharmützel ab, wenn in die Idylle des aristokratischen Landlebens ein Gläubiger aus der Stadt sich verirrte, der nach langen, intimen Beziehungen zu einem der lebensfrohen Söhne sich schließlich an die Herrin des Stammsitzes wandte, um gewisse offen stehende Seiten in seinem abgegriffenen Hauptbuche löschen zu können. Da war namentlich einer der Jüngeren, Dagobert mit Namen, welcher schon öfters Veranlassung zu solchen Sturmpetitionen gegeben hatte. Leichtes, lustiges Reiterblut wogte in seinen Adern; ihm gefiel auf Erden Alles, was nicht häßlich und traurig war, vor allen Dingen aber schöne Frauen und edle Pferde. Schon manches ernste Capitel hatte der Lieblingssohn aus dem Munde der Gräfin hören müssen und manchen Streit mit den Brüdern ausgefochten, die hinter die heimlichen Zuschüsse aus dem allgemeinen Erbgut kamen, aber — es half nicht viel. Dagobert war, wie seine Kameraden sagten, ein „lieber Kerl", dem man nicht böse sein konnte und so wurde ihm nie schwer, wieder Frieden zu machen.

Da war er nun eines Sommers auf Urlaub wieder zu Besuch und trieb alles Mögliche und Unmögliche, um sich die still dahin schleichende Zeit auf dem Lande zu kürzen. Den halben Tag, oft mehr saß er auf dem Pferde und jagte zu der Bauern Schreck pleine carrière durch die Dorfgasse, setzte über hohe Düngerhaufen, die ihm im Wege standen und verschwand dann querfeldein in Wiesen und Wald. Das Federvieh des Dorfes stob ängstlich auseinander, wenn er kam und manche vorsichtige Mutter rief ihr Kind von der Gartenhecke ins Haus, wenn sie den verwegenen Reiter daherfliegen sah. Trotzdem aber hatten ihn die Leute alle gern, denn er war freundlich und machte häufig einen Spaß mit ihnen, was ein probates Mittel für Popularität hochgeborener Herren ist.

Zu jener Zeit diente ein Dorfkind oben im Schlosse, blauäugig wie eine Kornblume und sorglos wie der junge Tag. Sie war längst Waise und die gnädige Frau hatte sie schon in ihrem elften Jahr, bald nach dem Tod der Eltern, aufs Schloß genommen, aus Barmherzigkeit, wie sie sagte; in Wahrheit aber, weil sie das Hirtenkind für das Hüten des Viehes gut brauchen konnte. So kletterte die Kleine denn barfuß zwischen Steinen und Gestrüpp umher; ihren Heerden nach und wuchs in Gottes freier Sonne fast wie ein Haidekräutlein auf. Trotz dieses scheinbaren Müßigganges, der nur drei Dinge kannte: das Weidenrüthlein hinterm Vieh her schwingen, singen und Beeren essen, wenn es welche gab, trotzdem erwies sich die kleine Veronika flink und anstellig, wenn sie irgendwo helfen mußte. Dies bewirkte, daß sie mit der Zeit ein Paar Schuhe oder ein bescheiden Gewandstück mehr bekam und endlich ganz ihrem beschaulichen Hirtenberuf entrückt und der Schloßdienerschaft eingereiht wurde. Jetzt wars mit dem Singen und Barfußlaufen vorüber, denn die gnädige Frau hielt auf strenges Regiment und gutes Ansehen ihrer Untergebenen. Veronika lernte Eins nach dem Andern, wußte überall anzufassen und beschämte so manchen erbansässigen Würdenträger in der Domestikenstube. Das erregte Unwillen in dieser Sphäre; sie

hatte manch bitteres, grobes Wort anzuhören; aber die Herrin war darob zufrieden, denn das Waisenkind, welches immer noch unter dem Schein des Gnadenbrodes im Schlosse war, machte einen bezahlten Dienstboten überflüssig. Sie wurde deshalb gnädig behandelt, und öfter als früher floß ein Zeichen dieser Gesinnung von Oben herab. Freilich, bescheiden genug waren diese Zeichen, gerade berechnet für ein harmlos dankbares Gemüth; eine neue Schürze, ein helles Busentuch machten die kleine Veronika, die immer größer wurde, glücklich; sie wäre dafür ihrer Herrin durchs Feuer gegangen. Aber, sie wurde größer und jungfräulicher. Die blonden, dicken Zöpfe hingen längst nicht mehr über den Rücken und die sonnverbrannte Haut wurde heller und rosiger. Veronika ließ sich das wohl gefallen, war guter Dinge und dachte, das ginge so fort bis in alle Ewigkeit. Aber stolze Geschlechter verbleichen, feste Burgen fallen, wie viel leichter knickt der Wind so ein verlassen Haideblümlein?

Graf Dagoberts Urlaub war längst abgelaufen; er war zurückgekehrt in seine Garnison und im Schlosse ging es um ein Bedeutendes stiller her. Die ländlichen Herbstarbeiten riefen die Leute ins Freie und die Gräfin war fleißig unterwegs, um zum Rechten zu sehen. Man merkte deshalb weniger, was mit der fröhlichen Veronika vorging. Sie wurde stiller und stiller; die prangende Gesundheit schwand von ihren Wangen und oft, wenn sie allein sein konnte, weinte sie recht herzlich. Der Knecht Anton, der sie gern sah, meinte, das gelte ihm und sei Eifersucht, weil er auch mit den anderen Mägden schön that. Und er ging ihr nach und fragte sie erwartungsvoll: „Broneli, was ist mit Dir?“ Aber statt eines verblümten Liebesgeständnisses schluchzte sie nur auf, wurde roth und ging weg. Da stand dann der Anton und wunderte sich und kam zuletzt auf ganz wunderliche Gedanken.

Eines Morgens im späten Spätherbst klopfte es an der Gräfin Gemach und herein trat, bleich, thränenüberrieselt, wie eine arme Sünderin, Veronika. Ein stockend Geständniß, ein Flehen um Gnade, ein widerwillig zögerndes Flüstern eines hochgräflichen Namens — und das erste, zusammenschmetternde Schicksalswetter brach über dem Haupte des Mädchens los.

Schon um Mittag wanderte sie wie eine Verwehmte, ein kleines Bündelchen mit Habseligkeiten an der Hand, den Weg vom Schloß hinab.

Zugleich gabs dort oben ein Wispern, Lachen und Streiten unter dem Gesinde, denn auch der Anton wurde trotz aller Unschuldsbetheuerungen fortgewiesen von Haus und Hof; seine Theilnahme an Veronikas Thränen kam ihm theuer zu stehen. Die Gräfin war eine gar tugendstrenge und absolute Herrin!

Und im Nu trug der Wind die Kunde ins Dorf hinab, lange bevor die Verstoßene selber unten ankam.

Hinter verschlossener Thür aber, ganz geheim, schrieb die Gräfin mit zornzitternder Hand einen Brief an ihren Sohn Dagobert, in welchem mehrere scharfe Fragezeichen vorkamen.

Am Kreuzweg vor dem Dorfe blieb Veronika still stehen und besann sich hier erst, wo sie eigentlich hingehen sollte; sie hatte ja längst keine Eltern, keine Heimat mehr. An ein Weiterwandern dachte sie nicht, weil sie noch nie über die Berge und Ackerflächen hinausgekommen war, die rings den Himmel begrenzten. Rathlos ließ sie den Blick über die rothen Dächer schweifen; jedes kannte sie, aber keines winkte ihr traulich: komm! Sie war fremd geworden da unten, seit sie aufs Schloß gekommen, just vor acht

Sommern, als man nicht wußte, was mit der verlassenen Waise anzufangen sei! Jetzt stieg Rauch aus den Schloten; es läutete Mittag. Auch auf dem Schloß füllte sich um diese Zeit die Gesindestube. Veronika dachte daran und merkte, daß sie hungrig sei; aber zurück durfte sie nicht mehr und vorwärts — wohin mit ihrer Schande? Sie kam sich so recht todtverlassen vor, keinen Menschen, kein Dach, kein Brod! Sie setzte sich auf einen Feldstein am Wege und weinte bitterlich.

Bis gegen Abend lief sie draußen umher, ohne noch zu wissen, wen sie um ein Obdach bitten solle. Wo Leute des Weges kamen, wich sie aus, querfeldein, sie fürchtete sich auf einmal vor ihnen.

Da hörte sie sich anrufen von einem Acker her; ein Weib richtete sich an seiner Hacke auf und schaute sie groß an. „Bronele, wo willst Du hin?!“ Veronika blieb stehen, legte ihr Bündelchen auf die frischen Erdschollen und begann wieder herzbrechend zu weinen. Da wußte die Frau bald Bescheid und hieß sie nach kurzem Bedenken mit heimgehen.

Das Häuschen stand allein draußen vor dem Dorf, es war niedrig und halb verfallen, denn sein Eigenthümer hatte ein karges Brod. Er war der sogenannte Krautwächter, der zur Zeit, wo die Kraut- und Rübenpflanzungen der Gemeinde ins Reifen kamen, bei Nacht draußen patrouilliren mußte, im Schafpelz, den Hund an der Seite und eine gewaltige Hellebarde in der Faust, um Diebe und Hasen fern zu halten. Auch eine jahrelang geladene Büchse, von der er erzählte, daß sie aus einem Türkenkrieg herrühre, hing friedlich über seiner Schulter; er suchte und fand aber nie Gelegenheit, sie abzudrücken, wahrscheinlich weil er den lang verhaltenen Knall des Schusses fürchtete und weil er gegen die nächtlichen Feinde des Krautgartens mit anderen Waffen ausziehen mußte. Ein kräftiges Ave Maria oder „Alle guten Geister ꝛc.“ that hier wirksamere Dienste, als alles Pulver und Blei, denn der Krautgarten war der Tummelplatz der Dorfgespenster und sein Wächter wußte Geschichten ohn' Ende davon zu erzählen. Er hieß Stüble Jakele und war, wie die meisten Nachtwächter, ein kleines, harmloses, vergilbtes Männchen, mit dem die Buben ihren Spaß trieben, der aber sein Lebtag keinen Feind und keinen Streit im Dorf gehabt hatte. Schon seit undenklichen Jahren wirthschaftete er allein mit seinem Weib und Hund draußen in der Krautgartenhütte, und Alles, Haus, Thier und Menschen, war mit einander alt geworden.

Der Krautwächter saß auf der Ofenbank und zündete gerade die Pfeife an, als der Wolfshund in der Ecke zu knurren begann und mürrisch das blonde Mädchen anblinzelte, die, ihr Bündelchen am Arm, mit der Frau in die dämmerige Stube trat. Stüble Jakele hielt im Rauchziehen inne und staunte die Erscheinung mit blöden Augen an.

„Die Veronika vom Schloß“, sagte sein Weib ohne weitere Erklärung und hieß den Gast sich nieder zu setzen.

„Jesus Maria, das Bronele!“ rief er jetzt gutmüthig und stand auf, um sie näher zu besehen.

Als Stüble Jakele auf sein Krautwächteramt auszog, die Türkenbüchse über den Schafspelz gehenkt, die grimmige Hellebarde aus der Ofenecke langend, da erzählte Veronika seinem Weibe, wie Alles gekommen, und bat, daß es einen Stein hätte rühren müssen, sie nicht wieder hinauszustoßen mit ihrem Elend. Ein Stein war die Krautwächterin durchaus nicht, sondern ein gutes, altes Weib, das ihren Ehegespons um etliche Grade Klugheit über-

holte. Darum dachte sie daran, daß man vom Schloß gewiß etwas für Veronika thun werde und daß der Graf später, wer weiß, sein Kind zu Ehren bringen und es ihr danken würde, was sie an dem Mädchen gethan Zu ihrer Ehre aber seis gesagt, daß ein mitleidig Herz das erste Wort gesprochen.

Damit hatte die Verstoßene ein Obdach gefunden.

Als der Schnee tief und die Kälte hart war, bald nach Maria Lichtmeß, wanderte die Krautwächterin, unverdrossen ob des schlechten Pfades, hinauf zur Gräfin und gedachte, ihr eine Kunde zu bringen, die ihr Erbarmen wecken sollte. Aber umgekehrt! Kaum daß die Alte sich hatte verschnaufen und im hochgräflichen Zimmer umsehen können, stand sie auch schon wieder draußen, sie wußte nicht wie und hatte Zeit, über die Hartherzigkeit der vornehmen Frau den Kopf zu schütteln.

Deshalb waren Veronika und ihr Kind doch nicht verlassen. Sie blieben bei Stüble Jakele und seinem Weib in der Hütte; bald verdiente das Mädchen durch Arbeit, was ihr Unterhalt kostete. Das Büblein aber, zart und klein „wie ein Christkind", gedieh zusehends und löschte Groll und Gram im Herzen seiner jungen Mutter. Veronika wurde wieder fröhlich, wenn sie am Feierabend ihr Kind herzte und küßte; nur unter den Leuten war sie still, fast furchtsam. Sie ging nicht mit anderen Mädchen vom Dorf, obwohl diese sie manchmal neugierig anredeten. Des Sonntags im Sommer sah man sie allein mit ihrem Kinde durch die Felder gehen, oder an einem schattigen Waldrain sitzen und dem Kleinen etwas vorsingen. Die Leute hatten fast Freude an den Beiden, zumal an dem Knaben, der, je mehr er sich entwickelte, schier vornehm anzusehen war, weshalb ihn der Dorfwitz mit der Zeit „das Gräfle" taufte.

Graf Dagobert aber stürmte nicht mehr durch die Dorfgasse; man sagte, daß er mit einem Prinzen eine „großmächtige" Reise angetreten habe.

So gingen die Jahre hin. Es war, als hätte man nie die Geschichte vom wilden Grafen Dagobert und der Veronika in den Spinnstuben durchgehechelt, so unversehens hatte die Zeit Alles todtgeschwiegen. Veronikas harmloses Gemüth schien es längst verwunden zu haben, daß man sie einst wie eine Verbrecherin ausgestoßen hatte von Haus und Hof. Nur einmal, als ihr Kind mit der grausamen Neugier der Unschuld sie fragte, warum es die Leute „Gräfle" nennen, wenn er doch Alois heiße, schlug sie die Schürze vors Gesicht und schluchzte laut auf. Darüber erschrak der Kleine so, daß er selber zu weinen anfing und nie mehr fragte.

Stüble Jakele war nach wie vor Krautgartenwächter und Veronika wohnte noch unter seinem Dach. Das „Gräfle" wuchs als ein hübscher, blauäugiger Knabe empor, der dem Wächter die Hellebarde schleppte und in der Dorfschule als ein braver Schüler galt. Er war fein, schier schwächlich gebaut; deshalb sann seine Mutter nach, was er wohl werden könnte, da er für den Bauerndienst zu schwach schien. Ein stiller Wunsch stieg dabei in ihr auf, der vom Mutterstolz groß genährt wurde. Als der Herr Caplan einmal durchs Feld spazieren ging und den Knaben wohlgefällig grüßte, der mit seiner Mutter just des Weges kam, faßte sich Veronika ein Herz und meinte, der hochwürdige Herr würde ihr am besten rathen können. Er kannte des Knaben stilles Wesen, seinen Fleiß; darauf anspielend, dachte sie, aus dem geweihten Munde vielleicht bestätigen zu hören, was schon lange der zaghafte Plan ihres Herzens gewesen. Der geistliche Herr schaute den Knaben

prüfend an, sie harrte mit fragendem Blick, da sagte er endlich: „Thu' ihn zum Schneider, das ist kein rauhes Geschäft." Das hatte Veronika nicht gemeint; sie hoffte, er würde sagen: „Weih' ihn dem geistlichen Stand!" — Als dies aber nicht geschah, fand sie es auch wieder in der Ordnung; ja ihr bescheiden Gemüth sagte ihr sogar, wie sie nur so hoch sich hätte versteigen können, ein armes, verlassenes Weib mit einem vaterlosen Kinde? Und sie ging aufs Frühjahr zum Dorfschneider, ihren Alois an der Hand und dingte um ein kleines Lehrgeld, wofür der Grund zu einem künftigen, ehrlichen Handwerk gelegt werden sollte.

Nun saß das „Gräfle" drei lange Jahre auf dem Schneidertisch mit gekreuzten Beinen und lernte von Grund aus die langen Reihen Silberknöpfe auf die Bauernröcke setzen. Dies schien ihm indessen nicht genug; seine Ideen flogen über den groben Schnitt des ländlichen Habits hinaus: er dachte an die Welt draußen, von der oft verwehte Klänge in die Dorfschneiderstube drangen, und er redete davon gegen die Mutter. Es machte sie froh, daß ihr Alois etwas Rechtes werden wollte, obwohl es ihr wehe that, an eine Trennung von dem Einzigen zu denken, was sie auf Gottes Erdboden besaß.

Da drückte sie eben das Weh in sich zusammen und ließ den Alois wandern. Und weil er so wohlgestaltet und brav war, meinte sie, das Glück müsse draußen schon auf ihn warten.

An einem hellen Sommermorgen standen sie am Kreuzweg, der die letzten Felder des Dorfes abschnitt. Veronika fuhr über ihre rothen Augen und wollte die Hand von ihrem Alois nicht los lassen. Er aber war frischgemuth und redete der Mutter zu, nicht traurig zu sein, er komme schon einmal wieder. Ehe sie sich es versah, ging er draußen auf der Landstraße. Mit thränendem Blick starrte sie ihm nach, bis er um die Waldecke verschwand, dann setzte sie sich nieder am Weg, legte das Gesicht in beide Hände und schluchzte in sich hinein, gerade so einsam und verlassen, wie einst an jenem Herbsttag, wo sie aus dem Schloß getrieben ward.

Fern und immer ferner blieb das heimatliche Dorf hinter Alois liegen; er zog kreuz und quer durchs Land. Das Bereich der langschößigen Röcke mit den silbernen Knopfreihen war längst verlassen. Er wußte bereits, was „Mode' war. Es erging ihm auch nicht schlecht, denn er verstand und lernte leicht, und die Leute fanden Gefallen an ihm, weil er die ehrlichen, blauen Augen seiner Mutter geerbt hatte, weil sein Angesicht immer feiner, aparter wurde und stark an einen schönen, wilden Reiter erinnerte, der so oft durch die Dorfgasse geritten und der — doch davon wußten ja die Menschen in der Fremde nichts!

Alois dagegen wußte nun, warum er daheim das „Gräfle" hieß; die Leute im Dorf hatten ihm unverfrorener Bescheid gegeben als seine Mutter. Er dachte manchmal darüber nach und fragte sich, ob er denn nicht wirklich ein „Gräfle" sei, so gut wie der Schulmeister Toni und der Müller Jakel nach ihren Vätern genannt wurden? Doch tauchte diese Frage nur selten in müßigen Stunden auf, wenn er gerade nichts Anderes zu thun und denken hatte; vor der Hand nahm die große, neue Welt, in die hinein er rüstig vorwärts wanderte, sein ganzes Gehirnkämmerlein allein in Beschlag.

zum ersten Mal in eine große Stadt und betrachtete mit
n den Glanz, welcher sich vor ihm aufthat. Erst kam er zu
Meister im fünften Stock, in ein Dachkämmerchen, welches der
des nahen Kirchthurmes ziemlich ebenbürtig war an Ausschau
nd Schornsteine. Es war ein armselig Loos, das er als allei-
e des Meisters da oben theilte. Sein Ideal, die Mode, kam
Gesicht; es gab meist nur Flickarbeit für grobe Handwerks-
:n neuen Fleck für ihre alten Röcke und Hosen zu theuer fanden.
ıen Lehrjungen den Confirmationsanzug zu machen, oder be-
ein kleiner Beamter, dem es weniger auf Schnitt und Mode
,lichste Dauerhaftigkeit und Billigkeit ankam, seinen ersten und
ıtsrock, so war dies ein Fest in der hohen Behausung, an wel-
ır er und der Meister, sondern die ganze, sieben Häupter große
l nahm. Dann tanzten die bleichen, schmutzigen Schneiderskinder
sch und balgten sich vor Freude, weil sie wußten, daß der Vater,
ısnahmsbestellungen stets selber besorgte, bei der Heimkehr im
lnbaumwollenen Einschlagetuch, in welchem er die Arbeit aus-
hl verwahrt und in viele Papiere gewickelt, einen Braten nach
e. Dann schmauste Alois mit, als ob er zur Familie gehörte,
h der fetten Tage gerade so, wie er die mageren ohne Klage
er aber des Sonntags hinab auf die Straßen und sah die
gazine mit den schönen angekleideten Wachsmenschen im Schau-
ınd er sinnenden Verlangens davor und stellte Betrachtungen
nscarrière des Schneiderthums im Allgemeinen und über die
·s Berufes im Speciellen an. Er studirte voller Andacht den
nitt der Rockschöße, der Aermel und Beinkleider, ja, er anato-
ɔnungslos an ihm Vorüberwandelnden bis in die geheimsten
Kleidung. Und dieses Studium war nicht umsonst! Es lieh
Flügel, die rebellisch gegen die Kammerwände seines kleinen
ießen. Der Reiz der Confirmationsröcke schwand; die Fest-
:ten nicht mehr. Der Thatendrang forderte andere Befriedigung.
:achte die Kunst ihren strebsamen Jünger weiter, in größere

nannte man hier, was der grobe Dorfschneider ihm als Hand-
cht hatte, und Kleiderkünstler nannten sich seine Arbeitsgenossen,
überhaupt erst den richtigen hohen Begriff von seinem Berufe

Schneiderzunft liegt ein seltsamer Zug nach Höherem. Macht
sitzende Lebensweise im engen Raum, das Weltabgeschlossene
:bert und wiederum der Verkehr mit jenen Weltweisen, die da
kleider Leute machen? Man trifft so oft ein eigenes Arabesken-
enken und Auffassen, in welches diese Meister von der Nadel
n. Sie vertreten vor den anderen Zünften die kritisirende In-
en eine politische Meinung und lieben es, dieselbe in fremd
ɔenn auch nicht immer richtig angewendeten Zeitungsphrasen
sie protegiren den Fortschritt; nehmen Notiz von großen, welt-
Ideen und sind strenge Aesthetiker in Beziehung auf den äuße-
t. Ja, sie werden mit der Zeit Menschenkenner und lächeln
t, wenn von irgend einer berühmten Persönlichkeit die Rede
rer Decorationskunst einmal anvertraut hat. Sie wissen, was

Natur und was Kunst an derselben ist, schweigen und lächeln zum Beispiel, wenn von den Erfolgen eines Bühnenhelden oder gar einer Heldin geschrieben und gesprochen wird, weil sie ganz genau zu wissen meinen, aus wie viel Watte und Ellen kostbarster Stoffe, Spitzen, Steinen ꝛc. ein imponirender Theil dieser Erfolge besteht. Sie verhelfen einseitigen Leuten zum Scheine des Normalen, verdecken alle möglichen Höckerchen und Mängel, corrigiren mit einem Worte die Natur und halten solcherweise nicht wenig die Schicksalsfäden der Menschen in ihren Händen.

Welch einen Unterschied bemerkte Alois zwischen dieser Art Trägern der Civilisation und seinem Dorfmeister, der von dem paradiesischen Grundsatz ausging, daß die Kleidung eigentlich nur eine für rauheres Klima berechnete Ausdehnung der Federhülle der Wilden sei!

Diese Eindrücke gingen an Alois durchaus nicht spurlos vorüber. Wenn sein harmloses Gemüth auch manchen kritischen Zug seiner gebildeten Berufsgenossen noch nicht verstand, so blendete ihn um so mehr die ganze glänzende Außenseite des Lebens, über welche zu schweifen seine Augen nicht müde wurden. Er kam nun öfter in die Gemächer der Reichen und Vornehmen und sah die tausend Dinge, aus denen ein eleganter Mensch besteht. Ihm ging daraus ein neuer Sinn auf: die Sehnsucht, es ebenso zu haben, wie diese Cavaliere des Geldes und des Namens, die sich oft, gut gelaunt, in ein scherzhaftes Gespräch mit ihm einließen, wobei er merkte, daß bei Manchen mehr der Nimbus des Reichthums, jener unbeschreibliche Duft der Eleganz es sei, was ihn beklemmte, als das unerreichbar hohe Wesen, die Bildung, wie sein Principal (nicht mehr Meister) zwölfmal des Tages zu sagen liebte. Er legte sich das auf seine Weise zurecht und dachte: Warum sollte ich es nicht auch so weit bringen können? Und er verdoppelte seinen Arbeitseifer, lebte eingezogen, sparsam und hielt sich ferne von Wirthshäusern und Vereinen, wofür er von einigen blassen Fortschrittsfanatikern seiner Zunft, die jeden Abend bei verschlossener Thür Clubreden hielten, als indifferent gescholten wurde. Da er dieses Wort nicht verstand, wie überhaupt Manches, was ihnen geläufig war, so kaufte er sich das berühmte Buch „Der beredte Franzose, oder die Kunst, in vier Wochen französisch sprechen zu lernen"; denn Alles, was er nicht verstand, hielt er für französisch. Mit wahrer Todesverachtung studirte er darin, obwohl er nicht erfuhr, was indifferent hieß. Dafür wurde er anderweit belohnt, indem er nun Manches auf Auffichen, in Zeitungsanzeigen, ja sogar Ausdrücke der feinen Welt verstehen lernte, die ihm vorher dunkel gewesen waren. Auch ein kleines Conversationslexikon besaß er, seit ein beredtsamer Colporteur einmal in das Atelier eingedrungen war und den Herren von der Nadel begreiflich gemacht hatte, daß Leute ihres Standes nothwendig dieses Schatzkästlein der Bildung haben müßten. Die beiden Werke waren das Studium seiner Feierstunden. Hörte er einen fremd klingenden Ausdruck, so wendete er sich zu ihnen, wie zu patentirten Weltweisen und wurde auf solche Art nach und nach ein vielwissender Mann. Neben diesen Bestrebungen vergaß er aber nicht zu lernen, wie man die Cravatte elegant trägt, den Rock vornehm nachlässig knöpft und den Spazierstock hält. Im Gegentheil, dies schien ihm eigentlich die Hauptsache.

Wenn er die Repräsentanten seines Ideals an sich vorüber gehen oder fahren sah, mit der überlegenen Gleichgültigkeit in Haltung und Wesen, so verschlang er mit den Augen jede Einzelnheit und nahm sich vor, es eben so

zu machen. Dazu half nicht wenig das erwachte Bewußtsein über seine äußeren Reize. Was gutmüthige und neidische Bemerkungen seiner Genossen noch nicht bewirkt hatten, das thaten die Blicke der Mädchen, welche mit Wohlgefallen auf ihm ruhten. Sie sagten angenehme Dinge, die er schnell verstand und die sein kleiner Spiegel ihm dahin verdolmetschte, daß er ein sehr hübscher Mensch sei. Er lächelte sein Spiegelbild oft minutenlang an und dachte: wenn ich wirklich ein Graf statt einem Schneider geworden wäre, wie gut müßte ich mich ausnehmen! Er dachte jetzt öfter darüber nach, wozu ihn eigentlich die Natur seiner Abstammung nach bestimmt habe; aus diesem Nachdenken bildete sich eine feste Idee, die die Haupttriebfeder seines Strebens wurde. „Wer weiß?" lächelte er geheimnißvoll in sich hinein. Und was bei den Einen die Liebe, bei Andern der Ehrgeiz, bei Dritten die Habgier thut, das wirkte in dem hoffnungsvollen Jünger der Schneiderkunst die Schande seiner Geburt, die Eitelkeit und ein brennender Zug nach jenem „Höheren", unter welchem Reichthum, Glanz, Vornehmsein gewöhnlich verstanden werden.

Alois brachte es vorwärts. Er erklomm im Laufe der Zeit alle Stufen der Würdenleiter eines Ateliers, bis er endlich auf der obersten derselben anlangte, nach fleißigem Mühen zuerst Geschäftsführer, dann Theilhaber einer renommirten Marchand-Tailleur-Firma wurde. Sein Geschmack, seine Eleganz galten geradezu als maßgebend. Und welch ein Mann war aus ihm geworden! Chic vom Scheitel bis zur Sohle, ein wandelndes Musterbild der Mode. Wer ihn so dahingehen sah auf der Straße, den schön gepflegten Bart um die lächelnden Lippen, das goldene Pince-nez in der weißen Hand schwenkend (jene verrätherischen kleinen Narben von der Nähnadel am Zeigefinger waren längst verschwunden!) mit dem Ausdruck souveräner Zufriedenheit in den regelmäßigen Zügen, der hielt ihn für einen jener Auserlesenen, welche in der Geographie der menschlichen Gesellschaft die Bergspitzen bedeuten. Oder saß er gar zu Pferde und ritt um die Abendzeit über die belebte Promenade, so glänzte manches Frauenauge beifällig zu ihm auf. Seine Stellung hatte ihm erlaubt, irgend eine noble Passion zu ergreifen; er cultivirte diejenige für Pferde und Hunde; ob aus angeborener Reiterlust, wie einst der junge Herr vom Schloß, oder, um sich für die Gesellschaft der Menschen schadlos zu halten, die er fast gänzlich mied, war ungewiß. Der Stand, dem er angehörte, entsprach seinen Wünschen längst nicht mehr; sie schwangen sich kühner als vorher in jene Regionen, wo der Mensch in der Glorie flimmernden Goldstaubes ein verklärtes Dasein führt. So wurden die Heirathspläne gar manches ehrsamen Geschäftsmannes, der ihm sein schmuckes Töchterchen sammt ansehnlicher Mitgift gern gegeben hätte, zu Schanden; er wurde den Leuten mehr und mehr ein Räthsel. Man munkelte über sein absonderliches Leben, seine Herkunft, von der er nie sprach, und ein Witzbold nannte ihn wegen seiner vornehmen Liebhabereien den Chevalier, was er mindestens, wenn nicht etwas noch höheres Verkapptes sei. Ein treffender Spottname hat Flügel; bald war er verbreitet und durch den Volksmund sanctionirt, wie ein Titel, der sich von selbst versteht. Der Adel schien nun einmal in seinem Leben zu spuken!

Auf einer gewissen Höhe seines rastlosen Strebens angekommen, fühlte der also geschlagene Ritter einen Stillstand, der ihn seine Selbstisolirung als Mensch manchmal fühlen ließ.

Da kam ihm eines Frühlingstages, als die Sonne so recht befruch-

tend die liebe Erde beschien, plötzlich ein kühner Gedanke. Er wollte eine Reise thun, um das Glück zu suchen, nach dem er bisher vergeblich gestrebt: einmal mitten unter den Günstlingen Fortunas gleichberechtigt zu wandeln. Seit er als blutjunger Handwerksbursch das Land durchzogen, war er nicht mehr hinausgekommen. Wie anders würde er jetzt die Welt genießen, dachte er selbstzufrieden in sich hinein. Ueber das Wohin grübelte er nicht lange; ein Sammelplatz der großen Welt war sein Ziel. Er nahm ein wohlgefülltes Portefeuille Banknoten von seinem Ersparten mit dem Beschluß, sich dafür ein paar Wochen lang das Vollgefühl eines großen Herrn zu kaufen.

In den rothen Sammetpolstern eines Coupé erster Classe, die blauseidene Gardine halb herabgezogen, lehnte er nachlässig, wie ein Mann, dem das Vergnügen des Reisens längst nichts Neues mehr ist; im Innersten aber war ihm unendlich angenehm zu Muth. Er blinzelte über seinen feinen Reiseanzug, strich die Glacéhandschuhe an seinen Händen glatt und wiegte sich im Bewußtsein, es doch zu Etwas gebracht zu haben.

Am Abend schon schritt er, gefolgt von den Bücklingen mehrerer Kellner über die teppichbelegte Treppe eines eleganten Hotels. Rechts und links empfingen ihn Orangerien; helles, mildes Licht strahlte von allen Seiten. Als er in einem vornehm ausgestatteten Salon stand, von der Dienerschaft „gnädiger Herr" angeredet, zum ersten Mal berauscht vom Ambraduft der Devotion, die seiner Befehle harrte, kam er sich vor wie ein verwunschener Prinz, der sich erst die Augen reiben muß, bevor er zu regieren anfängt. Und als der Kellner ihm das Fremdenbuch zur Einzeichnung seines Namens vorlegte, mußte er sich stark besinnen, daß er seinen simplen Namen fand, der ihm plötzlich wie ein abgelegter Rock erschien. Die Feder zuckte, als wollte sie Chevalier davorschreiben, aber die Ehrlichkeit, die Veronika ihrem Sohne gelehrt, trat ernüchternd dazwischen.

Nun war er also am Ziel. Die hohen Spiegel warfen von allen Seiten seine imponirende Erscheinung zurück, als wollten sie sagen: „Sieh, in solchen Rahmen gehörst Du! Er blickte um sich her, was sollte er zunächst beginnen?

Da klang durch die offenen Balconthüren herein silberhelles Lachen, ganz nah, wie von einem boshaften Kobold, der den fahrenden Ritter höhnt, weil er sich über den Anfang des Lebensgenusses besinnen muß. Der Chevalier fuhr erschrocken herum und ging dann behutsam dem Tone nach. Zu seinen Füßen breitete sich ein herrlicher Garten mit Rasenflächen, zierlich zerstreuten Blumenmosaiken und Baumgruppen aus. Märchenhafte Wohlgerüche entströmten unzähligen Blumenkelchen, Fontainen plätscherten leise Kühlung und eine Nachtigall sang dem aufgehenden Mond entgegen; die Scenerie war ganz geschaffen, ein unbefangenes Gemüth wie das des Chevalier im Grunde war, mit ihrem Zauber zu berücken. Er beugte sich über das Geländer des Balcons und erblickte dicht unter sich auf einem Rasenplatz ein paar schlanke, lichte Mädchengestalten mit flatterndem Goldhaar, die den Federball schlugen. Elfen gleich bewegten sie sich im hellen Zwitterschein des Mondlichts und der zahlreichen Gasflammen.

Jetzt hörte er wieder das silberne Lachen; es galt dem ungeschickten Spiel eines jungen Herrn, der mit phlegmatischer Geberde den Ball warf, daß er weit seitab flog. Eines der Elfenfigürchen sprang zur Stelle und gab dem Ball einen muthwilligen Schlag. Patsch! fühlte der Chevalier

einen weichen Anprall, gerade in der Herzgegend, der Ball fiel in seine Hände. War es nicht, als ob wirklich lose Sommernachtsgeister ihr Spiel mit ihm trieben? Er bekam einiges Herzklopfen, denn nun mußte der Anfang gemacht werden; das leichtbeschwingte Spielzeug lag wie ein Schicksalswürfel in seiner Hand. Daß es ihn gleich einer ganzen Schaar vornehmer junger Damen preisgab, machte ihn einigermaßen verzagt; aber er fühlte das Nothwendige der Situation, nahm seinen Hut und stieg, auf eine passende Anrede sich besinnend, in den Garten hinab.

Unten war indessen halblautes Lachen und Berathung, wie von dem Fremden, welcher bereits bemerkt worden, das Verlorene wieder zu erlangen sei. Ein Backfisch stimmte dafür, noch einen Ball hinauf zu werfen, als Zeichen, daß man wisse, wohin der erste geflogen. Der junge Phlegmaticus jedoch, der indirect an dem Wirrwarr schuldig und hier offenbar Hahn im Korbe war, rief auf den Rath zweier älterer Damen den eben passirenden Oberkellner herbei.

„Wer ist der Fremde da oben?" schnarrte er in nachlässigem Cavaliersjargon.

„Dem Namen nach ein Deutscher, ein schöner, vornehmer Herr, fast wie ein Incognitoreisender."

„Woher denken Sie das?" unterbrach der junge Herr.

Der Kellner schmunzelte. „Weil er sich beim Einschreiben seines Namens erst besann. So machte es neulich der Fürst von —;" er verstummte plötzlich, denn der Fremde trat selbst zu der Gruppe.

Mit jenem Lächeln auf den Lippen, von dem der Chevalier wußte, wie gut es stand, hielt er, sich verbeugend, den Ball hin. Daß ihm die Befangenheit einen Moment Athem und Sprache benahm, als acht glänzende Mädchenaugen auf ihn gerichtet waren, hielt man für scherzhaftes Schweigen.

„Sie verzeihen, daß ich mir die Freiheit nehme", begann er leise.

„Aeußerst gütig!" antwortete der junge Mann und klappte verbindlich mit den Absätzen zusammen.

Neugierig schnelle Blicke überflogen die fremde Gestalt; sie präsentirte sich in der That sehr distinguirt! Eine der älteren Damen erhob sich deshalb von ihrem Sitz. „Ich muß für meine Tochter um Entschuldigung bitten wegen der Störung; Sie sind so gütig, sich selbst zu bemühen —"

Das helle Lachen erklang wieder. Die Dame wandte sich rasch. „Nelly!" sagte sie ernst verweisend zu dem Backfisch.

„Ich bin ja nicht schuld, sondern der Baron, der nie recht zielt", lachte Nelly unbefangen. Und als eine kleine Redepause eintrat, fragte sie mit reizender Unmittelbarkeit den Chevalier: „Spielen Sie auch Ball?"

„O ja", antwortete er ein wenig gedehnt.

„Nelly, welch kindische Frage!"

Aber Ball und Schläger lagen schon in seiner Hand; da war nichts mehr zu machen. Bevor das Spiel begann, stellte sich der Baron dem neuen Ankömmling als „von Hannekamp" vor, ein Gleiches von demselben erwartend. Der Chevalier indessen verbeugte sich nur, räusperte und — schwieg, was die Gesellschaft in stilles Erstaunen setzte.

„Sollte der Kellner am Ende Recht haben?" fragten sich die Mütter.

„Eine auffallend hübsche Erscheinung", war die unbestimmte Antwort.

„Lieber Baron!" rief Nellys Mamma; „thun Sie mir den Gefallen,

sehen Sie schnell einmal in der Namensliste, wer der Fremde ist, mit dem unsere Töchter Ball spielen", flüsterte sie erregt in Hannekamps Ohr.

Dieser that, wie ihm geheißen.

„Ein bürgerlicher Name ohne Titel oder weitere Standesangabe", berichtete von Hannekamp zurückkehrend mit etwas dummem Gesicht.

„Fatal, sehr fatal!" klagte die Dame, deren Töchterchen so naiv die neue Bekanntschaft vermittelt hatte. Mit ruhelosen Blicken beobachtete sie durch ihre Lorgnette die Mädchen und den räthselhaften Fremden, der schweigsam, aber mit sichtlichem Vergnügen dem Spiele folgte. Seine Zurückhaltung gefiel ihr, ebenso die Details seiner äußeren Erscheinung, nach welchen sie stets den ganzen Menschen zu beurtheilen sich getraute. Ihr geübter Blick erkannte an der feinen Form des Stiefels, wie am dunkeln Siegelring seiner schlanken Hand, daß er ein Kind der feinen Welt sein müsse. Die jungen Damen nahmen sich weniger Zeit zu solch eingehender Kritik; der Zuwachs der Gesellschaft schien ihnen sehr willkommen und von Hannekamp bemerkte zu seinem Mißvergnügen, daß der Unbekannte weit mehr der Zielpunct der Bälle war, als er.

Ein kühles Lüftchen wehte über den Garten und gab das Signal zum Aufbruch. Der Chevalier verschwand, wie er gekommen, lächelnd, höflich, ohne viele Reden.

„Seltsamer Mensch!" sagte von Hannekamp achselzuckend.

„Ich halte ihn für einen Diplomaten", bemerkte die Mutter des Backfischchens; „aber Nelly, wie konntest Du —"

„Wars kein guter Einfall? Schlug er nicht gut?" fragte die Zurechtgewiesene die Andern.

„Reizend!"

„Himmlisch!"

„Superb!" tönte es wie säuselndes Echo aus dem Munde der Grazien.

„Was für schöne Zähne er hat", sagte von Hannekamps Schwester, Hulda, tiefsinnig; eine Brünette, die „rasend" gern tanzte, überhaupt Alles liebte, was sich nicht auf Mädchengesellschaft beschränkte. Ihre Mama, eine Dame von robust-hochmüthiger Haltung, zog den Shawl über die Schultern. „Falls wir nochmals mit dem Namenlosen zusammenkommen, wirst Du Dich besser zu orientiren suchen, Oskar!" sagte sie sehr bestimmt zu ihrem Sohne.

Indessen lehnte der Gegenstand der allgemeinen Neugier, der Chevalier, in seinem Salon der ersten Etage im Fauteuil, gerade dem Spiegel gegenüber und warf, bald sich selbst, bald den Stuckfiguren am Plasond glänzende Blicke zu. Er befand sich in einem gelinden Taumel, denn seine kühnsten Wünsche waren erfüllt und so unvorbereitet schnell! Das also war ein Theil von dem, was man die Gesellschaft nennt und er — was ihm oft unerreichbar schwer erschien — wie leicht und einfach darin eingeführt. Wie natürlich waren ihre Sprache, Geberden, nur von einem gewissen Etwas überhaucht. Lichte Mädchengestalten, holde Blicke, süßnachtönende Worte, der ganze Regenbogen des Glückes umschillerte und umgaukelte ihn in rosigem Durcheinander; ein Zug schier verschollenen Aberglaubens, aus der verschollenen Dorfheimat wachte auf und wob sein geheimnißvolles Band durch den Reigen.

„Wer weiß!" lächelte der Meister von der Nadel und dachte dabei an den schönen Reiter aus dem Schloß, den er nie gesehen und den man seinen Vater nannte.

Nelly saß am Fenster hinter der niedergelassenen Roulette und quälte sich mit einer Lection aus der englischen Grammatik, welche ihr die Gouvernante aufgegeben. Sie war allein, denn Mama und Schwestern beschäftigten sich mit der wichtigen Frage der Tagestoilette, und ihr Plagegeist, wie sie die arme Erziehungsmärtyrerin nannte, suchte Erholung auf einem Morgenspaziergang. Nelly war durchaus nicht zum Lernen aufgelegt, was übrigens meist der Fall war. Bei jedem hallenden Schritt reckte sie ihr Köpfchen und äugelte auf die sonnenwarme Straße hinab; ja sie suchte sich sogar mit kleinen Späßen die Zeit zu vertreiben, zum Beispiel aus- und eingehenden Leuten vom Hotel, deren Namen sie wußte, nachzurufen, als ob sie zurückkommen sollten und dann sich kichernd über die suchenden Blicke der Betreffenden hinter der Jalousie zu bergen. Sie hatte eben wieder seufzend zur Grammatik gegriffen, als rascher Hufschlag über den Platz heran kam. Siehe da, es war der Fremde von gestern Abend. Wie stattlich er zu Pferde saß! Reiten war das einzige, was sie bis jetzt zu lernen gewünscht hatte, weil man dazu nicht in der Stube sitzen mußte. Aus diesem Grunde interessirte sie Jeder, der reiten konnte, der Fremde da auf der Straße aber speciell, weil sie gestern Abend mit ihm Ball gespielt und nachher gescholten worden, daß sie einen unbekannten Menschen mit ins Spiel gezogen habe, dessen Name man nicht einmal wisse. Sie beschloß deshalb, ihre grammatikalischen Studien zu fistiren und wenn möglich, zu ihrer Rechtfertigung, den Namen des Fremden in Erfahrung zu bringen; legte Schreibzeug und Bücher schnell zusammen und schlüpfte geräuschlos zur Thür hinaus.

Das Pferd wurde eben weggeführt und der Reiter schritt über die Marmorplatten des Vestibule nach dem Garten, als Nelly die Treppe herab kam.

„Guten Tag!“ rief sie, hinter ihm herlaufend und streckte ihm sans façon die Hand hin.

„Ich habe die Ehre!“ erwiederte der Chevalier freudig erschrocken, in dem er den Hut tief zog.

Dieser ehrerbietige Gruß machte der Kleinen unaussprechliche Freude; sie fand den Fremden sehr liebenswürdig.

„Reiten Sie auch gerne?“ fragte sie, den silbernen Knopf seiner Reitpeitsche mit glänzenden Augen betrachtend.

„Mit Passion.“ Der Chevalier pflegte diese Antwort stets auf eine ähnlich lautende Frage zu geben.

„Ich auch, heißt das, ich möchte es lernen. Dann sind Sie gewiß ein Officier?“

„Nicht doch“, antwortete er leicht räuspernd.

„Oder ein Gutsbesitzer? Man reitet ja viel auf dem Lande“, forschte die junge Eva.

„O ja!“ Das angenehme Lächeln um die Lippen ihres Begleiters wurde matter; das Examen machte ihm gerade keine Freude.

„Ich bin gestern gescholten worden wegen des Ballspiels“, begann Nelly kindlich; „Mama sagte, daß es unpassend sei, Jemand aufzufordern, ohne vorgestellt zu sein. Aber das ist doch ganz einfach“, lachte sie, „ich heiße Nelly Schwarzborn und — Sie?“

Der Chevalier zog eine fein gestochene Visitenkarte aus seinem Notizbuch und überreichte sie ihr.

„Danke schön“, sagte sie erfreut und steckte die Karte sofort in die Tasche. „Nun können wir heute wieder Ball spielen, wollen Sie?“

„Sehr gern.“ Er fing an, das heitere Mädchen als die Lenkerin seines Schicksals anzusehen.

Während Nelly nun Miene zu einer gemüthlichen Unterhaltung machte und mit auf dem Rücken verschlungenen Händen, an der Seite ihres neuen Bekannten ohne Strohhut oder Schirm durch den sonnigen Garten schlenderte, pochte es droben im Gemach ihrer Schwestern hastig an die Thür und Hulda von Hannekamp flog in einem reizenden Morgencostüm herein.

„Er reitet“, rief sie, noch an der Thür und warf sich gleich darauf lachend und singend, so daß ihre Wangen zwei pikante Grübchen wiesen, in einen niederen Fauteuil.

„Wer!“ fragte die junge Dame, welche eben unter den Händen des Kammermädchens am Spiegel stand, mit rascher Wendung gegen die Angekommene. Es ist Nellys ältere Schwester Irma, eine blaß aussehende Erscheinung, deren zarter Teint stark absticht von den kräftigen Farben ihrer Freundin.

„Wer reitet?“ wiederholte langsam mit etwas outrirter Würde Frau v. Schwarzborn. Sie senkte die Lorgnette, durch welche sie die Toilettenprobe ihrer Tochter betrachtet hatte und blinzelte Huldas Erscheinung kritisch an.

„Nun, von wem kann die Rede sein, als von dem interessanten Fremden!“ antwortete Hulda offen.

„Was Ihr doch für neugierige Leute seid!“ ließ sich eine schlafmüde Stimme von der Chaise longue her vernehmen. Frau v. Schwarzborns älteste Tochter lag hier zwischen Kissen und wollenen Decken, um die vom Arzte verordnete Ruhestunde nach dem Bade nicht allein und von Langeweile geplagt im Bett zubringen zu müssen. Wer sie jetzt sah, hätte nimmer eine der lebenathmenden Nymphengestalten von gestern Abend in ihr erkannt. Bleichsüchtelnd; mit schlaffen Zügen lag sie ausgestreckt, die wachsbleichen Finger im offenen, röthlich-blonden Haar halb verborgen, ein Bild kraftloser Indifferenz, was sich indessen nur sans gêne präsentirte, so lange sie im Kreise ihrer Familie war. Sah man Fräulein Clara später um die hohe Mittagszeit, wenn die Glocke zur table d'hôte rief, direct aus den Händen der Kammerfrau erscheinen, so war das Bild nicht nur äußerlich ein völlig verändertes; auch die Psyche in den Zügen schien erwacht; sie glänzte aus den blaugrünlichen Augen, überhauchte die Wangen mit zarter Röthe und schwebte in einem charmanten Lächeln um den Mund, dessen sporadisch nervöses Zucken für den Menschenkenner, namentlich wenn er in Freiersstiefeln geht, gerade kein einladendes Symptom ist. Diese Metamorphosen nannte Nelly das „Haus- und Gesellschaftsgesicht“ ihrer Schwester, wofür sie in der Regel schwere Schelte und jedesmal die Erklärung bekam, daß Clara leidend, nervös sei und Nachsicht verlangen könne.

„Ja, er sitzt wie ein Prinz zu Pferde“, fuhr Hulda fort, während sie mit ihren weißen, runden Zähnchen die langen Lederhandschuhe von ihren Fingern zog. „Wenn er ebenso tanzt, wie er reitet, ist er nach meinem Geschmack! Ob er wohl heute zum Ball kommt?“

„Es ist gewiß gegen den Wunsch Ihrer Mutter, liebe Hulda, daß Sie sich um einen vor der Hand noch fremden Menschen so kümmern“, sagte Frau v. Schwarzborn.

„Warum soll ich das nicht, wenn er mir gefällt? Uebrigens ist er gewiß ein Cavalier.“

„Oder ein Großindustrieller", rief die Schöne vorm Spiegel. „Man unterscheidet das heutzutage nicht mehr so genau!" Diese Phrase stammte nicht aus dem Köpfchen der Sprecherin; sie war das geistige Eigenthum ihres Vaters, eines reich begüterten Geldmannes, der sie im hartgesottenen Bewußtsein von Besitz und Einfluß öfter zu Felde führte, bis eines Tages aus höheren Regionen ein fünfzackig Krönlein für gewisse klingende Verdienste herabschwebte und damit die Stimme der Opposition sanft zum Schweigen brachte. Daß die solchergestalt festgesessene väterliche Lehre nicht mit einemmal vertilgt werden konnte, sondern aus unberufenem Munde noch, wie jetzt, auftauchte, war namentlich der Dame des Hauses unangenehm. Sie warf ihrer Tochter einen mißbilligenden Blick zu, worauf diese einen Moment die Wimpern senkte.

Zwischen dieses Hin und Wieder der Meinungen, welches durch kleine Gelegenheitsdispute über Anbringung von Schleifen und Blumen unterbrochen wurde, trat grau, mißmuthig, gleich einem Gespinnste der Dämmerung, Miß Mary, die Gouvernante, um sich über das Verbleiben ihres Zöglings zu erkundigen.

„Sie fragen uns?" antwortete Frau v. Schwarzborn auf Englisch mit ärgerlichem Lächeln. „Sie müssen das Kind besser bewachen, Miß Mary, solche Vorfälle sind höchst unangenehm!"

Miß schien eine Antwort auf der Zunge zu haben, schluckte sie jedoch hinunter und begnügte sich, einen jener positiven, englischen Blicke auf die Gruppe zu richten, die den Töchtern Albions überall eine gewisse Geltung verschaffen. Als sie sich zum Gehen wenden wollte, flatterte Nelly zur Thür herein, muthwillig, als ob sie eben eine Schelmerei ausgeführt hätte. Sie hielt etwas hinter dem Rücken verborgen. „Rathet einmal, was ich da habe!" rief sie geheimnißvoll.

„Haben Sie Ihre Aufgaben schon vollendet, Miß Nelly?" fragte die Gouvernante ernst.

„Nein, gute Miß Mary, noch lange nicht", antwortete der Backfisch freimüthig und legte dabei den einen Arm um ihren Hals; „es kam etwas dazwischen."

„Das sagen Sie immer, wenn Sie nicht lernen wollen", fuhr die Engländerin ruhig fort. Sie suchte sich des umschlingenden Armes zu entledigen, aber Nelly ließ sie nicht los.

„Der Tag ist ja noch so lange!" bat sie zärtlich.

Frau v. Schwarzborn liebte diese Intimität ihrer heranwachsenden Tochter mit der Gouvernante nicht. Um der Scene ein Ende zu machen, sagte sie: „Miß Mary wird Dich in ihrem Zimmer erwarten;" welchen Wink Miß Mary verstand und sich sofort aus der Umarmung löste, um den Salon zu verlassen.

Nelly zog nun den verborgenen Gegenstand hervor. Es war ein aus den schönsten Blumen gebundener kleiner Strauß Sie steckte ihr Näschen zwischen die Blüthen und blinzelte dabei triumphirend auf Hulda und ihre Schwestern.

„Wie kommst Du zu diesen Blumen?" fragte Irma schnell.

„Ja! Das möchtet Ihr nun gleich wissen und ich brauche es doch nicht zu sagen, wenn ich nicht will." Nelly spazierte mit großen, selbstbewußten Schritten auf und ab.

„Du wirst es aber sagen!" bemerkte ihre Mutter.

„Erzählen sie mir, von wem sie ihre Cottillonsträuße bekommen? Aber nein, Ihr sollt es wissen, der Prinz oder Graf, oder was er ist, hat mir die Blumen soeben geschenkt."

„Der Fremde?"

„Der Unbekannte von gestern Abend?" frugen mehrere Stimmen durcheinander.

„Ich weiß nun auch genau, wie er heißt; er hat mir seine Karte geschenkt." Sie zog schmunzelnd die Karte aus der Tasche und besah sie geheimnißvoll für sich allein. „Er hat einen aparten Namen."

Hulda sprang auf, um den interessanten Gegenstand näher zu besehen; Nelly hielt das für einen Ueberfall und vertheidigte ihren Besitz mit einem energischen Ruck.

„Nelly, Du bist ungezogen!" rief die bleichsüchtige Schwester von der Chaise longue.

Nelly ließ sich aber nicht beirren, sondern plauderte weiter. „Wir haben uns sehr gut unterhalten, obgleich er schrecklich wenig spricht; er liebt Pferde und Hunde und hat nie gelacht zu dem, was ich sagte, wie Dein Bruder, Hulda. Er ist überhaupt sehr interessant!"

Mit diesen wenigen Worten wob das naive Kind um ihren Ritter jenen Nimbus des Geheimnißvollen, Räthselhaften, hinter welchem junge Damen so gerne wahre Meerestiefen der Empfindung ahnen. Liebhaberei für einsamen, edlen Sport und Schweigsamkeit unter den Menschen, welch' ritterliche Eigenschaften! Der Zauber begann mit erwartungsvollem Gruseln zu wirken. Frau v. Schwarzborn betrachtete ihren wilden Sprößling angelegentlich durch die Lorgnette. „Du wirst diesen Strauß hier lassen und an Deine englische Lection gehen."

„Englisch, ja! Strauß, nein!" antwortete Nelly entschlossen, machte einen raschen Knix und schlüpfte wie ein Irrwisch davon. Ihre Mutter seufzte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend war Ball im Cursaal. Auch der Chevalier erschien. Mit sehnsuchtsvollem Entzücken übersah er den bunten Glanz der Gestalten; er stand wie gebannt und vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren. Der allgemeine Eindruck verschlang das Einzelne; er bemerkte deshalb nicht, daß man von seiner Gegenwart bereits Notiz genommen. Plötzlich wirbelte Hulda am Arm ihres Bruders in seine Nähe; ein Gruß, ein Nicken und bald stand der Glückliche wiederum im Bannstrahl von sechs leuchtenden Augen. Seine Protectorin Nelly war nicht zugegen; er vermißte sie nicht; denn seine ganze Geistesgegenwart wurde alsbald durch ein Kreuzfeuer von schwarzen und blauen Blicken bedenklich ins Schwanken gebracht. Hulda fragte ihn, ob er nicht tanze. Er zog nach kurzem Bedenken vor, zu verneinen, was ihre Feundin Irma bewog, ihren eben herantretenden Verehrer, Herr von Hannekamp, welcher um eine Mazurka bat, abzuweisen. Verblüfftes Schweigen, Posto fassen des Fremden hinter Irmas Stuhle, strahlendes Lächeln, erhaschte Höflichkeitsworte, erwachender Neid, und der Knoten zu einem Romänchen begann sich zu schlingen!

Indessen saß die Generalin von Hannekamp mit hochaufgebauschter Bondencoiffüre in ihren Stuhl zurückgelehnt und fächelte sich heftig Kühlung, während sie der Unterhaltung eines Herrn mit martialisch grauem Schnurrbart und kriegerischer Haltung lauschte. Ihre Aufmerksamkeit am

Gespräch war augenscheinlich abgelenkt, seit der Chevalier sich dem Kreise genähert hatte. Sie betrachtete ihn und die jungen Damen mit dem Blick eines Feldherrn. Dieser Blick concentrirte sich jedoch mehr und mehr auf den Chevalier allein; sie betrachtete lange seine Gesichtszüge und vertiefte sich dabei so, daß sie völlig des Sprechenden an ihrer Seite vergaß.

„Wie ist mir denn", sagte sie langsam, besinnend, nach einer Weile zu ihrem Nachbarn, „lieber Oberst, erinnert Sie jener Herr dort nicht an einen Bekannten unserer Jugend?"

Der Oberst richtete sich stramm in die Höhe und fixirte unter einem Paar wirrbuschiger Augenbrauen hervor den Bezeichneten. Ja! ja! fällt mir auch auf, aber an wem?"

„An einen Tänzer, der Ihnen einstmals viele Siege gekreuzt hat, an — —"

„Siege gekreuzt?" Halt, ich hab es, an den wilden Grafen Dagobert, an Ihre erste Flamme, gnädigste Freundin, wenn ich nicht irre!" flüsterte der steife Galan, nicht ohne einen Anflug von Spott.

„Ganz recht", nickte die Generalin gut gelaunt, „an den wilden Grafen Dagobert! Er war ein sehr schöner Mann! Ob sie wohl verwandt sind?"

„Hübscher Mann, sehr hübscher Mann!" raunte der Oberst und betrachtete nun auch seinerseits den Fremden.

Die Generalin neigte sich zum Ohr der Frau v. Schwarzborn und theilte der angenehm Ueberraschten ihre Wahrnehmung mit. Man beschloß, bei nächster Gelegenheit eine diesbezügliche Frage zu thun. Leider sollte sich die Gelegenheit an diesem Abend nicht finden, da die Jugend zu eifrigen Besitz von dem schönen Fremden nahm.

Hulda ertrug die Niederlage ihrer indirecten Aufforderung nicht und schwor irgend welche Revanche. Herr von Hannekamp, ihr Bruder, so zu sagen angestammter Verehrer Irmas, dessen altadeliger Namensklang nicht ohne Empfindung für eine Harmonie mit dem des Schwarzbornschen Reichthums war, fühlte sich durch die Zurückweisung des bereits zugesagten Tanzes in seinen Rechten verletzt, setzte sein Lorgnon herausfordernd auf die Nase und maß den Usurpator seines Occupationsgebietes mit feindlicher Miene. Er bemühte sich umsonst, an dessen Erscheinung irgend einen Mangel jener äußeren Vollkommenheit zu entdecken, die ein Hauptgebot der vornehmen Welt ist. Nicht das Kleinste vermochte er zu finden; er mußte sich im Gegentheil sagen, daß der Mann um ein Bedeutendes ihn überholte in dem, was man „Figur machen" nennt und daß manche schöne Tänzerin die neue Erscheinung überrascht betrachtete.

Dieser Mann selbst aber fühlte sich wie emporgehoben von Feenhänden. weit, unendlich weit über Alles, was im Schooß der Vergangenheit bis auf diesen Augenblick lag. Alles schwand unter ihm, außer vier Augen, deren schmelzende und feurige Blicke ihn wie Sonnen auf seinem Fluge umkreisten. Hulda, die sonst Nimmermüde, hatte nämlich mit einem diabolischen Lächeln erklärt, daß sie wegen Echauffements im Tanze aussetzen wolle und sich direct vor Irma und den Chevalier gesetzt, um eine kathegorische Unterhaltung in Gang zu bringen. Sie begann mit viel positiven Kenntnissen ein sportmännisches Gespräch und erzählte, was zu ihrem Triumph die Nebenbuhlerin nicht von sich behaupten konnte, daß sie eine geübte Reiterin sei. Eine Partie zu Pferde wurde für die kommenden Tage verabredet. Der Chevalier nahm das Project mit Begeisterung auf; hier fühlte er sich zum ersten Mal

auf sicherem Terrain und die Befriedigung darüber strahlte aus seinen Zügen. Ein verstohlener Blick Irmas huschte wie ein giftiger Pfeil auf die sieghafte Freundin. v. Hannekamp aber, der die Aenderung der Situation mit Genugthuung bemerkte, rückte ruhig, phlegmatisch in seine gewohnte Position wieder ein. Er mußte sich zwar sagen, daß diese Position momentan keine rosige sei; alle früheren probaten Unterhaltungskünste erwiesen sich als eitel abgeschmackt. Wer indessen, wie Herr von Hannekamp die Sache gründlich und weiter blickend nimmt, der läßt sich von solchen Nebelschauern der Erkorenen systematisch nicht entmuthigen.

Während Hulda neben dem Chevalier, den sie gänzlich in Beschlag genommen, gleich einer kleinen Königin dahinschritt, nicht ohne nachdenkliche Streifblicke von Seite ihrer Mutter, der Generalin, wandelte Irma am Arme ihres Verehrers gähnend, gelangweilt, aber einen kleinen Vulkan im Herzen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Chevalier schien nun in den Kreis aufgenommen, dessen Interesse für seine Persönlichkeit in steter Spannung begriffen war, da man, vereinzelte Aeußerungen abgerechnet, noch eben so wenig über ihn wußte, wie zu Anfang. Die Generalin hatte mehreremale vergeblich gesucht, ein breiteres Gespräch mit ihm anzubahnen, um solchergestalt die sie sehr interessirende Frage beantwortet zu wissen. Endlich entschloß sie sich zu einer Sturmattake. Auf ihre unvermittelte Anrede und Nennung des gräflichen Namens erröthete der Chevalier leise und antwortete, wie es schien leichthin, daß an der Verwandtschaft allerdings etwas sei. Obwohl er dieses Thema gleich abbrach, wußte man vor der Hand genug, um die halbbefriedigte Neugier in erhöhtem Maß weiter zu nähren, und nahm es für eine sonderbare Grillenhaftigkeit, daß er, auch bei späteren Gelegenheiten seiner hochgeborenen Verwandtschaft nicht ausgiebiger erwähnte. Mehreren Zügen seines Wesens zufolge war man geneigt, ihn für eine Art Sonderling zu halten, bei dem es nicht gerathen schien, mit Fragen hinter die Kruste seines eigentlichen Seins dringen zu wollen. So mußte die Neugierde unter dem gegebenen Gesetze der Direction verstummen. Dafür empfahl ihn wieder sein zurückhaltendes, fast schüchternes Wesen bei den Müttern, seine Schweigsamkeit, belebt durch das Lächeln seines schön geformten Mundes entzückte die Mädchen. Da er weder die Eine noch Andere durch besondere Huldigungen auszeichnete, sondern vor der Hand sich einem mehr allgemeinen Wonnegefühl über die Nähe so viel anmuthender Weiblichkeit hingab, fand selbst Herr v. Hannekamp es bequemer, den Rivalen zu dulden, als ihn in ritterlicher Fehde auszustechen. Anders sah es im Innern zweier Schönen aus. Die frühere Vertraulichkeit zwischen ihnen war dahin; warum, das suchten sie voreinander und vor der Welt zu bergen. Es entbrannte ein stiller Wettkampf der Liebenswürdigkeit, der um so lebhafter sich entfaltete, je unentschiedener der Sieg blieb. Der Chevalier verhielt sich in einer Allgemeinheit der Verehrung, welche die jungen Damen in gelinde Verzweiflung brachte. Er war ihnen eine Sphinx!

Wenn am hellen Sommertage ein Wölklein aufsteigt, so achtet man seiner nicht, bis ein Wolkenberg sich aufthürmt, der die Sonne verdunkelt, und steht das Gewitter fertig gebraut am Himmel, so sagt Jeder, daß er schon vorher den Druck desselben gespürt habe.

So erging es der Gesellschaft, in welche Göttin Fortuna ihren Günstling, den Chevalier, versetzt hatte. Irma seufzte, Hulda lachte; diese Beiden

allein repräsentirten zwei Wetterwolken. Herr von Hannekamp fand sich auf die Dauer doch empfindlich vernachlässigt, dies warf gewisse schwefelgelbe Reflexe in die Gemüther der Mütter. Weniger von Elektricität heimgesucht waren nur die brunnentrinkende, badende, wolldeckenumgürtete Clara, der immer ausgelassene Backfisch, der sich mit allerlei naseweisem Spott für die schlechte Laune der Schwester schadlos hielt, und — er selbst, der die Wetter unwissentlich heraufbeschwor, die Sphinx! Wer sah es diesen Zügen an, daß sie zum ersten Mal das süße Behagen eines Mannes bargen, um den sich holder Minnestreit entfacht! Und wer ahnte, daß hinter der interessanten Reserve seines Wesens kein abgrundtiefes Geheimniß, sondern ein Recht jener ehrlichen Bauernzaghaftigkeit steckte, die der Chevalier von seiner einst aus dem Schlosse vertriebenen Mutter geerbt hatte, ein Stück jener Zaghaftigkeit, was ihn scheu machte, vom Glück zu fassen, was der Humor des Glücks ihm bot!

Hulda war seit jenem ersten Mal noch öfter in Begleitung des Chevalier und ihres Bruders ausgeritten. Die Generalin von Hannekamp schien vollkommen über das Verschleierte gewisser Fragen beruhigt, die in erster Linie ein Mutterherz an dem Manne zu beschäftigen pflegen, welcher in den Bannkreis ihrer speculativen Betrachtung tritt. Das Bewußtsein, daß der Chevalier irgend wie jener hochgeborenen Familie angehöre, deren schöner Sprosse einst in ihrem Mädchenherzen einen seligen, allerdings kurzen Liebestraum entzündet, übertäubte Vieles.

Irma zauste bei diesen Gelegenheiten nicht mehr ihre schönen, blonden Locken; nein, sie that etwas ganz anderes! Des Morgens um halb sechs Uhr, einer Stunde, zu welcher Irma sonst nie den jungfräulichen Tag begrüßte, standen regelmäßig zwei Maulthiere mit Führern vor dem Hotel; bald darauf schlüpfte Irma auf einen der bequemen Sättel, entweder von Miß, der Gouvernante, oder Nelly begleitet, die in heller Freude auf das andere der Thiere sprang. Dann gings in ehrlichem Trab aus den stillen Straßen hinaus. Waren sie erst im Freien, so wurden kleine Kunststückchen, z. B. ein zahmer Galopp versucht, daß der Führer, der die Leine hielt, vergnüglich nebenher rennen mußte. Und fielen solche Versuche gut aus, so schlug Irmas Herz höher; ihre Phantasie hob sie vom Maulesel auf einen edlen Renner, an die Seite eines edlen Reiters, kurz sie war in diesen Morgenstunden sehr guter Dinge. Sonderbarerweise wurden die Ritte ganz geheim gehalten, selbst Nelly schwieg darüber, da ein Eid ihre Zunge band und der Verlust des Vergnügens die unmittelbare Folge eines Eidbruches gewesen wäre.

Nun schlug Hulda eines Tages die Partie nach einer Ruine vor, die ein Lieblingsausflug der Curgäste war, weil sie mit Pferd und Wagen erreichbar, einen wunderschönen Umkreis jener Landschaft beherrschte, in dessen Mitte der berühmte Badeort lag. Es sollte ein Piknik werden mit ländlichem Mahl, Schattenruhe und allerlei Romantik. Der Plan wurde angenommen; der Chevalier war entzückt. Als es an die Detaillirung des Projectes ging, erklärte Hulda, sie wolle in Gesellschaft der Herren reiten; die Uebrigen sollten sammt dem Proviant in Wagen folgen. Wie erstaunte die dunkeläugige Amazone, als ihre Freundin unter etlichem Erröthen die Bemerkung machte, daß sie ebenfalls in den Bügel steigen werde.

„Kannst Du denn reiten?“ rief Hulda ungläubig.

„Irma wird ein ruhiges Pferd schon zu lenken wissen“, sagte Frau von Schwarzborn, etwas malitiös dieses Thema abschneidend. Obwohl ihr im

Stillen bangte, wagte sie nicht, den lang gehegten Wunsch ihrer Tochter zu durchkreuzen.

Der Tag erschien. Herr von Hannekamp war über die neuentdeckte Eigenschaft seiner Zukünftigen, wie er sie im Stillen nannte, sichtlich erfreut und hob sie in den Sattel. Irma schwang sich leicht und graziös hinauf, als ob sie das längst schon gewohnt wäre; sie bemerkte, wie alle Blicke ihr dabei folgten, die des Chevalier mit beifälligem Glänzen, die Huldas in naivem Staunen, und die der Mutter voll geschmeichelter Befriedigung. Nun war Alles gut und die Cavalcade konnte sich in Bewegung setzen. Doch halt! Zweier Augen wären fast vergessen worden, die halb hinter der Hausthüre verborgen, sehnsüchtig und grollend zugleich, in dicken, schweren Thränen schwimmend, die Gruppe betrachteten. Es waren Nellys Augen. Sie begriff nicht, warum sie in den Wagen zu den alten Damen gezwungen wurde, statt auch den flüchtigen Renner besteigen zu dürfen.

„So gut wie Irma kann ich auch reiten! Ich will nicht nur die Mauleselritte vom Morgen, wenn alle anderen Leute noch schlafen!“ rief sie schluchzend und stampfte allerliebst mit dem Absatz.

Ein energisch ins Ohr geflüstertes Mutterwort dämpfte ihren lauten Schmerz; sie biß am Schnupftuch, weinte, und erklärte, gar nicht mitzugehen. Als aber der Wagen die erste Bewegung machte, um wegzufahren, besann sie sich im letzten Augenblick eines Besseren und sprang zum Kutscher auf den Bock, um von diesem erhabenen Sitz aus ihre rothgeweinten Augen nach den Glücklichen schweifen zu lassen, die da vorn auf ihren Thieren lustig dahinzogen.

Hulda hatte ihr Pferd alsbald an die Seite des Chevaliers gelenkt und ritt voraus. Irma, die das Lenken nachmachen wollte, gerieth, nachdem ihr Pferd sich etliche Male im Kreise gedreht hatte, auf die entgegengesetzte Seite als wo sie hinzukommen wünschte und fand sich schließlich in der Nähe ihres Getreuen, Herrn von Hannekamp, wieder. Bei dieser kleinen Episode tönte vom Kutscherbock boshaftes Lachen; Nelly schien ihren Aerger verschluckt zu haben und sich nun mit laut gedachten Randglossen zu unterhalten. Dies warf einen unangenehmen Schatten auf Irmas Gefühl, welches heute zum ersten Mal wieder, seit Tagen des dumpfen Neides, hoch aufschlug. Sie sandte einen bösen Blick erst vor-, dann rückwärts, lächelte aber gleich wieder und ließ es sich gefallen, daß ihr Begleiter allerlei an ihrem Reitzeug ordnete und vor Allem den geschmackvollen Anzug pries, der, knapp an der schlanken Taille schließend, in reichen Falten niederfloß. Auch der Chevalier hielt öfters sein Pferd an, um nach ihr zurückzusehen und ihre Haltung zu loben, was sie jedesmal mit einem aufleuchtenden Blick erwiederte. So ging es in die sommerschöne Landschaft hinein. Es war einer jener Tage, wo für glücksfähige Menschen die Außen- und Innenwelt in freudigster Harmonie zusammenklingen, wo die Wünsche ihre Flügel ausbreiten und nach jenen blauen Fernen eilen, aus denen die Verheißung winkt. Solch' Empfinden stand mehr oder weniger auf Aller Angesicht geschrieben und äußerte sich an der Spitze des Zuges zunächst dadurch, daß Hulda ihr Pferd einen muthwilligen Sprung machen ließ und Gallop anschlug. Sofort thaten die Uebrigen dasselbe. Irma erbleichte, kalter Schweiß trat auf ihre Stirn, aber sie hielt sich im Sattel. Der Chevalier, zurückblickend, gewahrte dies und errieth den Grund von Irmas Bläße trotz ihrem Protest, den ein stieres Lächeln mühsam hervorpreßte. Er schlug deshalb vor, den Rest des Weges

in ruhigem Schritt zu machen. Diese Aufmerksamkeit wirkte nicht nur wie Eau de Cologne auf Irmas von Angst umnebeltes Bewußtsein, sie schlug auch tief in ihrem Herzen ein. Als sie sich etwas vom Schreck erholt hatte, begriff sie nicht, wie sie vor dem stolzen Dahinjagen sich so hatte fürchten können, und sie beschloß, bei nächster Gelegenheit Herz und Zügel in beide Hände zu nehmen und dem Schicksal in Gestalt ihres Rosses seinen Lauf zu lassen, um sich dergestalt vor dem Chevalier zu rehabilitiren.

Die Ruine wurde jedoch ohne diese Gelegenheit und ohne weitere Unterbrechungen glücklich erreicht.

Wie die Nymphen des Waldes schwebten nun die schlanken Gestalten der Mädchen umher, lieblich das Mahl bereitend auf dem Moosteppich der Natur. Sie umschwebten namentlich die Sphinx, Diese mit Speise und und scherzender Huldigung, Jene mit Trank und liebekündendem Augenaufschlag. Und er?! — Wenn ihm die letzten Wochen seines Lebens golden erschienen, so war es dieser Tag dreifach! Er aß, trank, lächelte und schwelgte wie der Märchenprinz, der die Hand nach dem Glück nicht ausstreckt, weil es ihn rings in goldenem Schimmer umgiebt.

Die Stunden flogen wie kosendes Zephyrfächeln an seinen wonneerfüllten Sinnen vorüber; ein Seufzer süßester Befriedigung folgte ihnen nach.

„Wie schön ist es doch auf der Welt!“ sprach er leise vor sich hin. Ein zartes Echo antwortete, es kam von seiner Nachbarin Irma.

Der also angeschlagene Ton, der bei solchen Gelegenheiten meist eine tiefere Wirkung übt, trotz der ziemlichen Allgemeinheit seines Gebrauches, ist die erste Note im Potpourri aufblühender Herzensromantik. Vom Allgemeinen kommt der gebildete Mann dann auf das Einzelne, auf Landschaft, Kunst, Literatur, von da auf Dichter, Gedichte, besondere Strophen und so im Speciellen weiter. Ob wohl der Chevalier von diesen Dingen nicht viel berührte, klang die Stimmung in Irma dennoch fort und wurde in potenzirt lyrische Bahnen gelenkt, indem das blonde, weichblickende Mädchen ihn auf den Söller der Burg führte. Tief unten der rauschende Wald, am Himmel segelnde Wölkchen und vor sich das harrende, fragende, volle Leben — wer entgeht diesem Zauber?

Zum ersten Mal überkam es den Chevalier wie Sehnsucht nach Liebe, wie Verlassensein inmitten des Genusses, und sein Herz machte Miene das zu sagen. Er suchte nach Worten, die sein Mund noch nie gesprochen; ein scheues Etwas hielt sie wieder zurück; er begnügte sich endlich, durch eine schöne, rothe Beere, die er in der Nähe erblickte, den Grad seiner Empfindung wenigstens einigermaßen festzusetzen. Irma, poetischer erzogen, brach eine Glockenblume am Gemäuer und reichte sie ihm. Ein inhaltvolles Schweigen folgte diesem Austausch, ein Lüftchen spielte mit Irmas Locken, noch einmal gerieth des Ritters Seele stark ins Schwanken. Da brach, wie ein Reh durchs Gebüsch, Hulda, einen Strauß wilder Rosen in der Hand. Ein schneller, forschender Blick glitt über die Beiden, sie kräuselte spöttisch die Lippen und wühlte dann unter den Rosen. Die dunkelste nahm sie und decorirte ohne weiteres des Chevaliers Knopfloch. Verwirrt, wie ein Träumender, stand der glückliche Mann zwischen den beiden Schönen. Wie — wo — wann sollte dieser Traum ein Ende nehmen?

Der Himmel färbte sich rosig im Sonnenuntergang, man rüstete zur Heimkehr.

Hulda behauptete mit auffallendem Eifer, wie vordem, den Platz an des Chevaliers Seite Dies weckte Irma ganz aus ihrer vorherigen Stimmung, in die das unwillkommene Erscheinen der Freundin schon zerstörend eingegriffen. Die Eifersucht schlug in hellen Flammen auf, die Gesellschaft des armen Hannekamp war ihr jetzt geradezu unerträglich. Sie beschloß deshalb um jeden Preis zu handeln. Sie zitterte vor Ungeduld; war nur erst der schmale Hohlweg des Waldes passirt!

Jetzt lichteten sich die Buchenzweige, das Dämmerlicht des Waldes schwand und die breite, freie Thalstraße war erreicht. Hulda schien sich mit ihrem Begleiter auf das lebhafteste zu unterhalten; dies beschleunigte Irma's Entschluß. Mit lautem Herzklopfen versuchte sie die Zügel ihres Pferdes strammer anzuziehen und als dies nicht den gewünschten Effect hervorbrachte, gab sie dem Thier mit ihrem spitzen Absatz einen Stoß in die Weichen. Erschreckt bäumt es auf, macht einen scheuen Sprung und saust mit seiner Bürde, im Nu die Andern überholend, davon. Ein Schreckensruf, der Chevalier eilt nach, aber umsonst, er holt sie nicht ein. In einiger Entfernung folgt Hannekamp den Beiden nach, kehrt jedoch auf den Verzweiflungsruf der Mutter zurück.

Während im Wagen lauter Jammer ausbricht und Hulda bestürzt den zwei fliegenden Gestalten nachblickt, die bald in einer Staubwolke verschwinden, liegt Irma halb ohnmächtig auf dem Rücken des scheuen Thieres und fühlt endlich, wie nach einem dumpfen Fall ihr ganz das Bewußtsein schwindet.

Bald erwacht sie wieder über den Duft eines fein parfümirten Taschentuches, dessen Enden in kaltes Quellwasser getaucht, sanft ihre Schläfen streichen. Des Chevaliers blasses Angesicht ist über sie gebeugt. Er lächelt, als sie die Augen aufschlägt, lächelt nicht so, wie gewöhnlich, sondern wie ein angsterlöster Mensch und sie hört ihn abgerissene Worte sprechen. Das bringt Irma zum vollen Bewußtsein der Situation, sie stammelt einen Dank, während durch ihre erregten Nerven ein Schauer geht. Er sucht sie aufzurichten, sie spürt keine Verletzung, keinen Schmerz, sondern nur ein verworren süßes, aufs Neue unklar werdendes Empfinden; sie sinkt in seinen Arm zurück — und bricht in Thränen aus. Des Chevaliers Lächeln erlischt, Zauberkünste ziehen sich um ihn und das blonde Mädchenbild vor seinen Augen, enger, immer enger, auch ihm beginnt es ganz absonderlich zu Muthe zu werden.

Und wie man zuweilen am Schluß von effectvollen Opern sieht, daß Straßen und Häuser einer Stadt, dann die Thürme und zuletzt die Berge versinken, bis in einer Wolke die lehrreiche Schlußoffenbarung des ganzen Stückes sich aufthut, so erging es dem Ritter Fortunas, der sich in einer Rosenwolke wiederfand, welche Irmas Lippen bedeuteten.

In diesem weltentrückten Moment hörten sie kaum das Nahen von Stimmen, Schritten. Nelly kam den Andern vorausgesprungen, um zuerst bei der Schwester zu sein. Als sie der Gruppe athemlos sich näherte, stutzte sie plötzlich, blieb wie gebannt einen Augenblick stehen, um eben so raschen Laufes zurückzueilen.

„Ist sie verwundet?“ schrie Frau von Schwarzborn auf, als ihr das Mädchen wieder entgegenkam.

Nelly antwortete nicht, bis sie in unmittelbarer Nähe des Ohres war;

rte sie, fast etwas zu laut: „Denke Dir, Mama, sie haben sich

von Schwarzborn fuhr zurück, wollte etwas sagen, fand aber re Schritte zu beschleunigen.
o fanden sie denn Irma schon aufrecht, in einer jener malerischen an den Chevalier gelehnt, welche die moderne Kunst nicht selten Titel: Liebesglück auf Prämienblättern und dergleichen darzustellen

von Schwarzborn war so aufgeregt, daß sie lange mit nervöser rer Uhrkette und verschiedenen anderen Kettchen und Schnürchen zte, bis sie ihre Lorgnette fand, um die Sache in nächster Nähe zu Bevor sie ein Wort finden konnte, fiel Irma ihr um den Hals oll Erregung:
na, ich habe mir kein Bischen weh gethan!"
Chevalier faßte nach dem Halskragen, wie wenn er ihm plötzlich vorden wäre; er war ganz blaß, als er auf die „Mama" zutrat, t erwartungsvollen Augen betrachtete. Sie fand sein Schweigen Moment sehr distinguirt. Um ihm zart zu Hülfe zu kommen, hm die Hand und sprach mütterlich warm und innig: „Sie haben ne Tochter bemüht, wie danke ich Ihnen!"
verschlang mit glühenden Blicken von ihrem Pferd herab die hatte sofort Alles errathen
ein Wort zu sagen wendete sie um, rief ihren Bruder zu sich, ne hastige Mittheilung zu machen und ritt allein davon, als er verblüfftem Gesicht, wie an die Stelle eingewurzelt, stehen blieb.
regt und dennoch beinahe stumm wurde der Rest des Weges . Das Gewitter, welches sich seit Wochen aufgethürmt, es hatte ersten Blitz in die Gemüther gezündet!
war den ganzen Abend nicht mehr sichtbar. Dagegen ließ Herr kamp etwa zwei Stunden nach der Rückkehr sich melden, um nach en Irma's, wie er sagte, sich zu erkundigen. Er wurde abgewiesen, hen brachte sein schwerflüssiges Blut in Wallung, er ging brütend l.
hatte ihren derangirten Reitanzug rasch gewechselt. In duftiger sie jetzt auf dem Sopha im Salon und ließ es mit strahlender in den Zügen geschehen, daß die kühle Hand der Gouvernante in rvallen Umschläge über ihre Stirn breitete. Frau von Schwarz- te im Seidenkleid umher, es schien, als ob man noch Besuch erwarte. ßre Schritte sich näherten, fuhr Irma auf und ordnete die von ägen verwirrten Stirnlöckchen, sank aber gleich enttäuscht zurück, r nur Nelly, die eintrat. Diese, von der Partie am unbefangen- gekehrte, ging mit vielsagendem Spiel von Augen- und Mund- t ihre Schwester und schien eine naseweise Frage auf den Lippen

Du Deine heutigen Lectionen schon gehabt?" fragte Irma sich

lachte. „Wie ist Dir denn das Unglück mit dem Reiten bekom- te sie anzüglich dagegen.
von Schwarzborn faltete die Stirn und sprach so ernst wie mög- , welch' ein Ton!"

Nelly lachte aber weiter und schien nicht übel zu amüsanten Kreuz- und Querfragen aufgelegt.

Als die Ermahnung nichts nützte, verordnete die kluge Mutter, Miß Mary möge ihrem Zögling wegen allzugroßen Muthwillens irgendwie mit Lectüre beschäftigen. Die Gouvernante stand auf und nahm Nellys Hand. Diese aber machte sich vor dem Weggehen noch einmal los, schlüpfte zu Irma und flüsterte unter lustigem Kichern: „Ich weiß doch, was ich weiß!"

Frau von Schwarzborn erwartete, daß der Chevalier noch denselben Abend erscheinen und sich über das Geschehene erklären werde. Das auch die Tochter dies hoffte, bewies ihr gewählter Anzug und ihre nervöse Aufgeregtheit. Der Chevalier erschien jedoch nicht, nur spät noch hatte er sich nach Irmas Befinden erkundigen lassen. Dieses Ausbleiben befremdete die Damen. Sie begaben sich erst gegen Mitternacht zur Ruhe.

Nach einer aufgeregten Nacht erhob sich die Mama früher, als ihre Töchter und setzte sich sofort an den Schreibtisch. Sie hatte diese Nacht beschlossen, dem eigenthümlich zurückhaltenden Wesen des Chevalier gegenüber die erlaubte Initiative zu ergreifen und schrieb nun auf ein kleines, mit ihrem Wappen versehenes Blatt:

„Hoch und werthgeschätzter Herr!

Sie werden mich, eine besorgte Mutter, nicht mißverstehen, wenn ich Sie einlade, mich heute Vormittags zwischen zehn und elf Uhr zu besuchen, um mir Näheres über den gestrigen Vorfall mitzutheilen, der, wie ich glaube, tief in die Gemüthsruhe meiner Tochter eingegriffen hat. Daß ich diese offenen Zeilen Ihnen als einem Cavalier anvertraue, mag Ihnen Beweis sein, wie herzlich ich Sie achte und verehre!"

Schnell wurde die Enveloppe geschlossen und dem Kammermädchen zur Besorgung übergeben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Chevalier war schon längst wach, wenn man das überhaupt sagen kann nach einer Nacht, die im fieberhaften Wechsel von halb träumen, halb wach sein verbracht wird.

Des Traumes Ende, an das vor wenigen Stunden noch seine freudeneingelullte Seele nicht zu denken vermochte, es war über ihn gekommen, er wußte selbst nicht wie. „Was nun weiter?" fragte der Erwachte.

Seines Strebens höchstes Ziel war gewonnen; er stand nicht nur aufgenommen, nein, sogar umworben in der Sphäre, die, das Ideal seines Lebens, ihm oft als unerreichbar gewinkt hatte. Und die Pforte dieser Sphäre, welcher er nun unwiderruflich angehören sollte, diese Pforte bildeten zwei Korallenlippen, deren Kuß ihn noch in der Nachempfindung wonnig betäubte. Was bis jetzt unter den Interessen seiner Carriére allzulange geschlummert hatte, das Herz, er fühlte es auf einmal schlagen, wenn er an Irmas feuchtschimmernde blaue Augen dachte und an das hingebungsvolle Lächeln ihres Mundes. Er nahm sich vor, sie mit zartester Verehrung zu lieben, alle seine Kräfte doppelt für sie anzustrengen, wenn sie — — seine Frau? Da tauchten die fatalen Embleme seiner „Kunst" vor ihm auf; die bewußten blauen Augen sahen fragend darauf hin. Er dachte auch seit langer Zeit an seine Mutter, und es überkam ihn zum ersten Mal wie heiße Scham.

So jagte Geschehenes und zu Erwartendes wild durch seinen Kopf; kalter Schweiß wechselte mit tobender Hitze. Er erschrak über jeden Glocken-

schlag, der die fliehende Zeit verkündete und ihn dem verhängnißvollen Entscheid seines künftigen Lebens näher rückte. Denn daß der kommende Tag dieses bringen mußte, war der einzig feststehende Gedanke, der wie eine Mauer breit und positiv vor ihm lag, alles Weitere hinter sich bergend.

Sorgfältiger denn je cultivirte er seinen äußeren Menschen; die lange Gewohnheit wurde selbst durch den Sturm dieser Stunden nicht gestört. Ja, der Spiegel zeigte sein Bild heute einnehmender; aus seinen Zügen leuchtete zum ersten Mal wirkliches Leben. Er betrachtete sich lange mit möglichst objectiver Prüfung und sagte sich endlich beruhigt: „Ists nicht natürlich, daß sie Dich liebt?“

Da klopfte es an die Thüre. Erschreckt fuhr er auf; wiederum befiel ihn das Gefühl eines Verbrechers, der schon das Rasseln der Kerkerschlüssel hört. Die Kammerfrau überreichte ihm mit ihrem devotesten Knixe das Billet. Er nickte freundlich, aber halb geistesabwesend, als er Frau von Schwarzborns Namen hörte und wußte nicht, wie er zurück ins Zimmer kam, noch was er gesprochen. Er hielt sich an einer Stuhllehne fest und starrte geraume Zeit auf die große Krone über dem Monogramm, bevor er öffnete. — „Eigentlich könnte ich das ja auch haben, wenn meine Mutter eben nicht meine Mutter wäre“, dachte er laut vor sich hin und versuchte, das unbekannte Bild seines ritterlichen Vaters sich vorzustellen. Aber all das Zögern half nichts, er erbrach den Brief.

Gleich Oel auf stürmische Fluth ergossen sich die mütterlich gütigen Worte in seine furchtsame Seele. „Also, sie liebt mich wirklich! Und wo die Tochter liebt, liebt auch die Mutter!“ tröstete er sich. — „Wie man sich vor dem Glück nur so fürchten kann! Er that einen entschlossenen Ruck an seiner Weste, trat noch einmal vor den Spiegel und wollte darauf gleich den gewünschten Besuch antreten. Da fiel ihm ein, daß es noch nicht an der Zeit sei, was ihm in Anbetracht seiner momentan muthigen Stimmung unangenehm war. Er benutzte indessen die gebotene Muße, um eine wohlgesetzte Rede einzustudiren. Dann kam er noch auf den Einfall, zwei kostbare Blumenbouquets als Unterstützung mitzunehmen.

Wer ihn später zur bezeichneten Stunde langsam, etwas bleich, mit den beiden Sträußen die teppichbelegten Treppen emporsteigen sah, ein vollendeter Elegant von der Kante des feinsten Cylinders bis zu den eng anschließenden hellen Glacés, der mochte den Inhalt seines Ganges ahnen und die Braut beneiden, die eines solchen Freiers harrte.

Frau von Schwarzborn stand in der Mitte des Salons; in schattiger Ecke, auf einem Fauteuil lag Irma und sprang wie elektrisirt auf, als die hohe Gestalt eintrat Frau von Schwarzborn überflog rasch die hübsche Erscheinung und ging ihm mit ihrem strahlendsten Lächeln einige Schritte entgegen.

„Wie pünctlich Sie sind, mein Freund!“

Er küßte ihre Hand und überreichte die Blumen; sie hielt einen Moment seine Rechte fest und sah ihn vielbedeutend, liebevoll an.

„Irma, willst Du uns nicht einige Augenblicke allein lassen?“ fragte sie ihre Tochter, welche erröthend die Blumen an ihre Lippen drückte, die ihr soeben gereicht worden waren.

„Warum?“ flüsterte der Chevalier fast ängstlich; „darf nicht gerade Fräulein Irma —?“

„Liebe Mama, da er es wünscht!“ hauchte Irma seelenvoll.

„Sei es denn!“ Frau von Schwarzborn war liebenswürdiger als je. Sie winkte den Chevalier auf einen Fauteuil in ihre Nähe und erwartete nun seine Anrede. Als ein Weilchen verging, während welchem er nur bald Irma, bald den Fußboden mit seinen Augen aufsuchte, begann sie weich und klingend: „Ich muß Ihnen nochmals für Ihre echt ritterliche Entschlossenheit danken, mit welcher Sie sich gestern meiner armen Irma annahmen.“

„O bitte“, erwiederte der Chevalier beinahe geschäftsmäßig rasch.

„Wenn Sie wüßten, was der Dank eines angsterfüllten Mutterherzens ist, würden Sie nicht so bescheiden ablehnen“, fuhr sie gerührt fort und reichte ihm dabei ihre Hände. Der Chevalier ergriff sie lebhaft und fühlte, daß nun der Moment gekommen sei, wo er sprechen müsse.

Nach einer etwas schwülen Pause sagte er stockend: „Sie hatten die Güte, gnädige Frau, mir zu schreiben, daß Ihr Fräulein Tochter mich liebe; ist dem wirklich so?“

Irma schlug verwirrt die Augen nieder. Frau von Schwarzborn blickte fein nach dem Fragenden, dann nach ihrer Tochter. „Sollten Sie das erst durch mich erfahren haben?“

„Das allerdings nicht, aber — ich konnte nicht hoffen. „Sie machen mich überglücklich!“ stieß er rasch heraus, mit einer Wendung zu Irma.

Das Mädchen glühte wie eine Rose; sie drückte das Spitzentuch vor die Augen und legte ihre Hand in die seine, welche heftig zitterte. Der Chevalier schien nach Luft zu ringen unter dem unerwartet glücklichen Lauf der Dinge; er hielt es nicht mehr in seinem Lehnstuhl aus. Irma, von diesem Uebermaß der Gefühle hingerissen, erhob sich ebenfalls und flüsterte zu ihm aufschauend: „Auch ich bin überglücklich!“

Nun glaubte der Chevalier, die Hauptsache sei abgemacht und um die Regelrechtigkeit der Verlobung zu erfüllen, bedürfe es nur noch des üblichen Verlobungskusses. Irma blickte bei ihren Worten so kindlich selig zu ihm empor, daß sie ihm unversehens den Muth gab, dieser letzten Pflicht nachzukommen.

„Eines, bester Freund!“ sagte Frau von Schwarzborn, sanft dazwischen tretend, als das Paar nicht Miene machte, es beim Officiellen bewendet sein zu lassen. „Das Alles ist so unerwartet und schnell über uns gekommen, daß ich in Abwesenheit meines Gatten, den Sie übrigens bald kennen lernen sollen, mir einige Fragen erlauben muß, die — natürlich nur pro forma“ — lächelte sie graziös, „aber dennoch gethan sein müssen! Trotz unserer längeren Bekanntschaft haben wir noch nicht das Vergnügen zu wissen, ob überhaupt einem und welchem Beruf Sie sich widmen. Sie sind“, fuhr sie mit geübter Schmeichelei fort, „eine der seltenen Ausnahmserscheinungen, die sich rein nur als Mensch und nicht als Kaste präsentiren.“

„Richtig — als Mensch“, antwortete der Angeredete leicht gepreßt.

„Bekleiden Sie in H. (sie nannte seinen Wohnort) irgend ein öffentliches Amt?“ fragte sie weiter, um seiner Wortkargheit freundlich entgegen zu kommen

„Nein — das nicht — ich bin — Kaufmann“, brachte er mühsam heraus.

„Ah!“ lächelte die kluge Frau mit einem unmerklichen Anflug von Enttäuschung. „Dann werden Sie meinem Mann doppelt willkommen sein. In welcher Branche, wenn ich fragen darf?“

Der Chevalier blickte hülfeflehend auf seine Verlobte, dann auf ihre

m war wie Weltuntergang zu Sinn. Vor ſeinen Augen begann
u drehen, in ſeinen Ohren rauſchte es wie verſchlingende Oceane;
age: In welcher Branche? ſchwebte über den Waſſern.
Herrenkleidern", ſagte er leiſe und demüthig, als ob er vor dem
ſtünde.
weit aufgeriſſenen Augen ſtarrte Frau von Schwarzborn ihn an;
wetterleuchtete um ihren Mund, als ſchwanke ſie zwiſchen dem
n Wahrheit und ſcherzhafte Myſtification. „Ich — habe nicht
nden — — Sie belieben wohl, mir noch einmal zu ſagen —"
freier wiſchte die Schweißperlen von der Stirn; er glaubte doch
prochen zu haben.
Herrengarderobe", wiederholte er nochmals.
Lächeln der Frau von Schwarzborn löſchte jäh aus; die Miene
ier ließ keinen Scherz annehmen.
— das war ja undenkbar! Sie lachte nervös auf. „Sie ſcherzen,
nd, das iſt nicht möglich! Bei dem altgräflichen Namen Ihrer
l —"
um ſcherzen Sie?" liſpelte auch Irma entſetzt.
Chevalier ſchüttelte das Haupt wie ein Nachtwandler; eines Wortes
t fähig.
Sie bei Sinnen! Wie kämen Sie dann in die gräfliche Fa-
:ſchte Frau von Schwarzborn in höchſter Ekſtaſe.
Chevalier verzog den Mund eigenthümlich. „Wie?!" fragte er
d leiſe.
eine Wörtchen ſchien die Weltdame urplötzlich zu belehren. Es
nbarmherziger Glaubwürdigkeit ein Streiflicht auf den Räthſel-
ſie ſonſt für irrſinnig zu halten geneigt geweſen wäre.
— In der That — ein Schneidergeſchäft?" fuhr ſie gellend

Schneider!" ſchrie Irma und warf die Blumen, die ſie kurz zuvor
t, von ſich.
er und Tochter begegneten ſich, dann dem Mann, der mit einem
t, ſinnloſen Lächeln vor ihnen ſtand, in einem fürchterlichen Blick.
Schneider?!" fragte die faſſungsloſe Mutter noch ein drittes Mal,
icht an ihn herantrat.
, Marchand Tailleur", flüſterte der Verhörte in einem unwill-
nflug von Rangesbewußtſein.
that einen unartikulirten Laut, ſie ſchwankte. Dies brachte den
aus ſeiner Erſtarrung; die wochenlang ausgeübte Galanterie trieb
ſeinen Armen aufzufangen. Aber wie eine kräftige Feder ſchnellte
n wieder auf und wehrte ſeine Hand von ſich.
, laſſen Sie!" rief die Mama. „Wie können Sie es wagen, wie
e überhaupt — nein, es iſt unglaublich — armes Kind!" Mit
weiſen Monolog führte ſie ihre Tochter zum Sopha und ſtrich
en Schläfe.
Chevalier blieb aufs Neue an ſeinen Platz gebannt ſtehen. Dieſe
Ruhe brachte die Damen ganz außer ſich. Frau von Schwarz-
ihm einen rathloſen, feindſeligen Blick zu.
denke, Sie werden einſehen", ſagte ſie athemlos, „daß es das
t, uns nach dieſen Eröffnungen zu verlaſſen!"

„Erlauben Sie", hob er zögernd an, „Sie sprachen vorher vom Menschen —"

„Mensch! Mensch! — Sie haben als ein unehrlicher Mensch gehandelt! Wie hätten Sie sonst Ihre Augen zu meiner Tochter erheben können!"

„Sie haben mir selbst gesagt, daß Ihr Fräulein Tochter mich liebe —"

„Sprechen Sie dieses Wort nicht aus!" rief sie in glühender Empörung. „Es wäre nie ausgesprochen worden, nie möglich gewesen, wenn Sie sich in wahrer Gestalt gezeigt, wenn Sie sich ehrlich benommen hätten!"

„Ich war nicht unehrlich", antwortete der Beschimpfte tonlos.

„Fort — er soll fortgehen", schluchzte Irma aus Tüchern und Sophakissen hervor.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie und unter welchen weiteren Worten der Chevalier diesem Gebot Folge geleistet, wußte er nicht; er merkte nur, daß er wieder allein war und mitten in seinem eleganten Salon stand. Er sah sich fremd nach allen Seiten um, zupfte an seinen hellen Handschuhen und bewegte die Lippen, als ob er mit sich selbst spräche. Als er unsicher nach einem Glase Wasser greifen wollte, erblickte er auf dem Tische einen Brief mit fremder Schrift. Er nahm, besah ihn und bewegte das Gesicht wie Jemand, der nach dem Außerordentlichen noch das Außerordentlichste gelassen erwartet. Der Brief enthielt eine Herausforderung von Hannekamps, dem es über Nacht erst eingefallen zu sein schien, daß er in seinen Rechten allzu empfindlich geschmälert worden. Der Chevalier wurde blaß, als er die Worte „auf Säbel, wenn es Ihnen genehm ist", las; aber gleich nachher irrte ein Lächeln über sein Gesicht. Er wollte nach der Klingel fassen, ließ jedoch, sich besinnend, davon ab. Dafür nahm er eine Karte und schrieb mit eiligen, unsicheren Zügen darauf:

„Es ist nicht nöthig."

Nach dieser lakonischen Post, die er sogleich seinem Gegner schickte, ging er mechanisch an den Kleiderschrank, nahm Stück für Stück heraus und legte sie sorgfältig zusammen, um sie zu packen. Er that dies ohne irgend ein Besinnen, mit leerem Blick, wie etwas, was sich von selbst versteht. Bei dieser Beschäftigung schien die äußere Ruhe wieder nach und nach über ihn zu kommen.

Des Chevaliers offene Antwort gelangte zuerst in Huldas Hände. Das Mädchen sah sehr alterirt und mit einem Male älter aus. Ueber der Wurzel der feinen Bogennase faltete sich eine schlimme Linie vertical nach dem schwarzen Kraushaar hinauf. Sie wußte um ihres Bruders Forderung und sann nun mit aufgeworfenem, kleinen Munde über die sonderbare Antwort nach. Plötzlich durchzuckte sie ein Gedanke. Und ohne ihrem Bruder die Antwort zu übergeben, eilte sie, den vor einer Stunde gelobten Entschluß, ihre falsche Freundin nie wieder sehen zu wollen, ins Gegentheil zu übersetzen. Sie mußte Gewißheit haben!

Als sie nach dem Zimmer gehen wollte, in welchem Irma noch immer verzweifelt auf dem Sopha lag, während ihre Mutter und ältere Schwester über den Vorfall heftig disputirten, wurde sie durch Nelly aufgehalten, die horchend am Schlüsselloch stand.

„Es hat etwas gegeben", verkündete diese mit traurigem Gesicht. „Sie lassen mich nicht hinein; aber ich weiß doch, was es ist. Denke Dir, unser schöner Ritter soll ein Schneider sein!"

Hulda bohrte ihre dunklen Augen so ungläubig auf die Horcherin, daß diese energisch mit dem Kopfe nickte und wiederholte: „Ja, ja, ein Schneider!“

Eine jähe Röthe ergoß sich über Huldas Antlitz, es zuckte blitzartig darin auf; noch eine Secunde des Staunens, dann brach sie in ein ganz undefinirbares Gelächter aus und lief ebenso behende wieder davon, wie sie gekommen.

„Wie abscheulich von Euch; Du lachst und die Andern schelten auf ihn und er ist doch gewiß an Allem nicht Schuld!“ rief sie der Davoneilenden nach.

Die Idee, daß ihrem Freunde, der sich immer so ehrerbietig gegen sie benommen, ein schweres Unrecht geschehe, saß fest in ihrem Köpfchen. Die erlauschten Aeußerungen über ihn und Huldas Lachen empörten ihren Gerechtigkeitssinn und sie beschloß, ihm eine Satisfaction zu geben. Sie konnte sich den gefallenen Ritter nicht unglücklich genug vorstellen.

In der Nähe von des Chevaliers Salon patrouillirte sie mit auf den Rücken gelegten Händen hin und her und schien entschlossen, ihn so zu erwarten. Sie that dies geraume Zeit und mit steigender Ungeduld. Als sich aber nichts ereignen wollte, blieb sie endlich stehen und klopfte furchtsam an die Thür. Da trat er ihr im Reisecostüm entgegen und sah betroffen in ihre treuherzig aufgeschlagenen Augen.

„Ich — ich wollte Ihnen eigentlich weiter nichts sagen, als — daß ich es nicht recht finde, was meine Schwester gethan hat und — daß ich großes Mitleid mit Ihnen habe.“

Der Chevalier war bleich und schaute das Kind wie eine Traumerscheinung an. „Wie gut Sie sind!“ sagte er wehmüthig.

„Nein, ich schäme mich!“ rief sie leidenschaftlich. „Nicht wahr, es ist Alles Lüge, was man über Sie sagt?“

Seine Blicke irrten verlegen auf dem Fußboden, aber er konnte ehrlich antworten: „Ich habe nichts Unrechtes gethan.“

Ein Kellner meldete, daß der Wagen bereit sei.

Wie ein Geächteter verließ der Chevalier die Stätte seiner Triumphe und nur eines Kindes Worte klangen versöhnend aus des fahrenden Ritters Glückestraum und Ende ihm nach!

Hinter ihm schlugen die Wogen der Gesellschaft wirr und toll zusammen. Die Chronique scandaleuse des Badeortes war um eine köstliche Geschichte reicher.

Während die Betheiligten in zorniger Beschämung gegeneinander auftraten in Vorwürfen und nachträglich laut werdenden Wahrnehmungen, gehabten Ahnungen über das mysteriöse Wesen des Fremden ꝛc., amüsirte sich die übrige Welt an der Pikanterie des neuesten Unterhaltungsstoffes.

Eine Art ruheloser Betäubung wollte nicht von dem Heimwärtsreisenden weichen. Sein Debüt in der großen Welt hatte gar zu kränkend geendigt! Wie ihn früher all seine Wünsche in diese hineingezogen, so sehnte er sich jetzt zurück in den Schutz der Arbeit und des Alltaglebens, wo er an seiner Stelle wenigstens ein geachteter Mann war. Und was er ehedem nur als nothwendige Stufe zum Ziel betrachtet hatte, das wirkte nun wie ein treues, friedliches Stück Heimaterde.

Es ist ein Zug, den Schneider mit Fürsten, Schwache mit Starken — zumal nach Niederlagen — theilen: die unaufhörliche Zuflucht zur Anerkennung.

Der Chevalier suchte das Erlebte so viel wie möglich in sich zu ver-

bergen und kehrte äußerlich aufgeräumt zurück. Aber er fand sich fremd in der alten Umgebung; sie erschien ihm niedrig, unnobel im Rückblick auf die letzte Zeit; denn trotz der vorgefallenen Ereignisse umwehte ihn noch der Duft der Gesellschaft. Oft tönte ihm das Todesurtheil: Ein Schneider! höhnisch in den Ohren, und er nagte dann Tage lang an dem Gedanken, welche Folgenverschiedenheit zwischen seinem ehrlichen Schneidergeständniß und einer jener Millionen Existenzen sei, die, weniger als er, nur mit geschickter Farbenschillerung von Verschweigen und Reden, von Name, Charakter, überhaupt jenen Begriffen, die der grobe Bürgersinn Ehre nennt, ganz gemächlich als Lockvögel in der Gesellschaft umherspazieren. Trotz des moralisch befriedigenden Resultates solcher Untersuchungen wich der Druck nicht von ihm. Er irrte steuerlos, von der einen Seite losgerissen, gleich einem Strohhalm auf der Fluth.

Einige Tage nach seiner Ankunft durchlas er die eingelaufenen Geschäftsbriefe. Als eines der letzten kam ihm ein Schreiben zu Gesicht mit eckig altväterischer Schrift und krobkörnigem Papier. Es trug einen amtlichen Anstrich und den Poststempel des Dorfes, welches, obwohl im Gedächtniß willig verschollen, doch wie vor Jahren, so noch heute sein Geburtsort hieß. Aus dem vielfach mit Oblaten verklebten Schreiben entnahm er, daß es erstens vom Herrn Pfarrer sei und daß — seine Augen verfolgten mit intensiverer Aufmerksamkeit die weiteren Zeilen, — daß Stüble Jakeles Hütte, die nach dessen Tod das Eigenthum der fleißigen Veronika geworden, mit Hab und Gut niedergebrannt sei, wonach die Eigenthümerin obdachlos und in Folge des schweren Verlustes erkrankt, einstweilen im Armenhaus der Gemeinde liege, vor ihrem vermeintlichen Sterben aber noch den Wunsch habe, ihren Alois wieder zu sehen.

Der Chevalier, der seine Mutter seit jenem Morgen am Scheideweg, also über zwanzig Jahre nicht mehr gesehen, schaute nachdenklich und still auf die Mittheilung nieder, als ob verschiedenerlei Ideen in seinem Kopfe kreuzten. Seine Mutter im Armenhaus, — das war ein harter Vorwurf gegen seine Ueberhebung. Er nahm es wie einen Fingerzeig, daß die Nachricht gerade jetzt kommen mußte. Eine plötzliche Hast trieb ihn an, Versäumtes gut zu machen; so beschloß er, unverzüglich zu reisen.

Der Chevalier hatte sich sein Leben lang nicht so viel mit erwartungsvollen Empfindungen befaßt, wie auf der letzten und dieser Reise. Waren die ersten als Paradiesvögel lustig der Sonne entgegengeflattert, so schlichen die jetzigen staubig und grau dem Erdboden nach. Zwischen hinein stahlen sich aber doch hier und da angenehme Vorstellungen von Staunen und Verblüffung gewisser bekannter Dorfgesichter. Eins nach dem andern stieg in seinem Gedächtniß auf; er gedachte Derer, die ihm einst gut gewesen und den vaterlosen Knaben mitleidig angeschaut und auch der Anderen, die im rohen Spaß ihm zuerst das offene Geheimniß seiner Herkunft klar gemacht hatten. Einzelne ganz kleine Erlebnisse fielen ihm zum ersten Mal nach vielen Jahren wieder ein, zum Beispiel, wie an einem Christtag nach dem Hochamt, gerade als die alte Gräfin aus der Kirchthüre schritt, um in ihren Schlitten zu steigen, die Löwenwirthin, eine junge, stämmige Bäuerin, ihr über den Weg trat und dem kleinen Alois, der in der Nähe stand, laut zurief: „Komm mit mir heim, Büble, sollst nicht nur von Deiner armen Mutter ein Christkind haben!“ Und wie nach dieser trotzigen Rede Mancher dem davonfahrenden Schlitten halblaut nachlachte.

Diese Vorstellungen erweckten jetzt durchaus kein drückendes Bewußtsein in ihm; sie hoben im Gegentheil seinen Muth, der seit jenem denkwürdigen Verachtungsruf aus schönen Lippen noch immer daniederlag. Hier wußten die Leute wer er war; was aber aus ihm geworden, das wußten sie noch nicht und dies war doch die Hauptsache! Zum ersten Mal seit seiner abenteuerlichen Fahrt überkam ihn wieder das Selbstvertrauen eines ehrlichen, achtungswerthen Menschen, eines Mannes, der wohl zeigen darf, wie weit er es mit dem vom Dorfschneider ihm anvertrauten Pfunde gebracht hat. Hier war sein Schneiderthum keine Schande! Das stimmte ihn nach und nach ganz froh und legte sich wie Balsam auf seine gekränkte Seele.

Nach einer durchfahrenen Nacht wurde die Eisenbahnlinie verlassen, um auf holperigem Wege und Fuhrwerk landeinwärts zu kutschiren. Bekannte Hügelketten tauchten auf, dann bekannte Höfe, Felder, Waldbestände, und bald hielt der wackere Bauerngaul mit seiner stadtherrischen Last vor dem Wirthshaus des Dorfes.

Es war gerade Mittagszeit und deshalb doppelt still. Die Leute saßen in der niedrigen Stube beim Essen. Als das Geräusch von stillstehenden Rädern hinaufdrang, wurden gleich ein paar Köpfe hinter den geschlossenen Fensterscheiben sichtbar und der Wirth, der sichs in der Wärme bequem gemacht hatte, zog die Hosenträger zurecht, um den Gast zu empfangen. Er schaute ihn prüfend an, denn solche Leute pflegten selten bei ihm einzukehren. „Gehören wahrscheinlich aufs Schloß?" fragte er, ohne eine Ahnung, daß das Gräfle vor ihm stand. Dem Chevalier that diese Frage wohl; er konnte sich nicht gleich entschließen, Nein zu sagen und bestellte statt dessen das beste Zimmer im Wirthshaus. Dann fragte er nach dem Pfarrer und ging, ohne des Wirthes Frage beantwortet zu haben, davon.

Mit eingestemmten Armen und breitspurigem Fußgestell sah der dem vornehmen Herrn nach und befahl zunächst, Mann und Roß, welche ihn hergeführt, in einer solch augenscheinlichen Reichthums angemessenen Weise zu bewirthen.

Oben steckte die Löwenwirthin den Kopf zum niedrigen Fenster heraus und blickte dem Gast ebenfalls nach. Sie zog die Stirn zusammen wie Jemand, der recht eindringlich nachdenkt. „Xaveri", rief sie ihren Mann an, „hast Dir den Herrn recht ang'schaut? Wenns nicht schon so ewig lang wär, daß sie den jungen Grafen todt heimgeführt haben, thät ich glauben, daß er da ging!"

„Das ist keiner vom Miledär", sagte der Löwenwirth mit Kennermiene. „Der Graf hat fein anderst keck in d' Welt g'schaut."

Auch der Herr Pfarrer saß beim Mahle, als der Chevalier über die ausgetretene Steintreppe und durch die große Küche, die er schon als Knabe gekannt, in die Pfarrstube eintrat. Der hochwürdige Herr hatte eben einen tiefen Zug aus seinem Bierkrug gethan und trug noch die Spuren der Feuchtigkeit um seinen schwellenden, glatt rasirten Mund, da stand ihm die hohe Gestalt so unversehens gegenüber, daß er förmlich erschrak und den Mund abzuwischen vergaß. Er war derselbe, welcher einst draußen in den Feldern des Knaben Berufsurtheil gesprochen: Thu ihn zum Schneider, das ist kein rauhes Geschäft. Der alte Herr war inzwischen sehr stark geworden und sein Haar schneeweiß; aber auf den runden Wangen blühte noch frische Jugendkraft und in den Augen lag der Schein eines wohlbefriedigten Lebens

Die beiden Politiker.

Nach dem Originalgemälde von F. Sonderland.

Schon wieder Gewalt ſtatt Recht geſchah,
So ſteht es in der „Germania“,
Nein, dieſer Fall iſt doch zu roh!
Der arme Herr Biſchof auf ſeinem Stroh

Als er den Namen des ehemaligen Gräfle hörte, taumelte er faſt zurück vor Verwunderung und wußte nicht, welche Aufmerkſamkeit er ihm zuvörderſt erweiſen ſollte. Auch unterließ er nicht, nach einiger Faſſung im Geſpräch zu bemerken, daß die Veronika natürlich nur in der erſten Eile und vor der Hand ins Armenhaus gekommen ſei; ſpäter werde ſich für ſie gewiß ein beſſeres Obdach finden. Der Chevalier nahm alle die Ehren und entſchuldigenden Worte mit ſtiller Genugthuung an. Er wurde wie der Schloßherr ſelber behandelt und kam ſich unter den großſchauenden, bäueriſchen Leuten auch ſchier als ein ſolcher vor.

Der Pfarrer fuhr in aller Eile in ſeinen Sonntagsrock, um ihn ins Armenhaus zu begleiten und fand unterwegs erſt Zeit, zu erzählen, daß die Mutter ſich aus der Krankheit wieder wacker herausgemacht habe. Die Hauptſache aber war ein immer wiederkehrendes Staunen und Fragen, wie aus dem ſchwachen (er wollte nicht ſagen armen) Knaben ein ſo großer Herr geworden ſei!

Das Armenhaus war das größte Haus des Dorfes, mit weißem Maueranwurf und abgeſchoſſenen Holzläden. Es trug ein verkommenes Ausſehen trotz ſeiner ſtattlichen Fenſterreihe; überall die Spuren der Verwitterung und des kaum aufgehaltenen Verfalls. Es war das einſtmalige Amthaus, in welchem früher ein Obervogt, der „geſtrenge Herr", wie man ihn nannte, die dem gräflichen Schloſſe zugehörende Gerichtsbarkeit verwaltet hatte. Als der große politiſche Umſchwung gegen Mitte des Jahrhunderts dieſer Kleinſelbſtherrlichkeit ein Ende machte, wurde das Amthaus verödet und erſt ſpäter ſeiner neuen Beſtimmung gewidmet. Gras wuchs zwiſchen den ausgewaſchenen Pflaſterſteinen vor dem Eingange und eine Reihe wackliger Holzbänke ſtand rechts und links der Mauer entlang. Eine alte, halb blödſinnige Frauensperſon ſaß allein auf einer derſelben und gab auf des Pfarrherrn Frage grinſend die Auskunft, daß Veronika hinten im Garten ſei.

Nun ging es durch einen Gang hinaus in den Hof und von da rechts hinüber in den Garten, wo hinter einem wetterzerriſſenen Plankenzaun verwildertes Roſengeſträuch, Lilien, Kohlköpfe und allerlei andere Küchenvegetation ein ungenirtes Leben führten.

„Aha, dort iſt ſie", ſagte der Geiſtliche und wies mit erwartungsvollem Schmunzeln unter einen Baum.

Da ſaß, halb beſchattet, halb der wärmenden Sonne zugewendet, eine Frau in Bauerntracht, die Züge etwas eingefallen und wie von Jahren ſchwerer Arbeit durchfurcht, den Scheitel ſtark ergraut. Sie ſtrickte emſig und bemerkte die Näherkommenden nicht. Jetzt hielt der behäbige Pfarrherr ein Stück von ihr entfernt den Schritt an, ſtützte ſich auf ſeinen Stock und rief inhaltsvoll, als ob er ein Orakel ſpräche: „Veronika, kennt Ihr den da nicht?"

Die Frau erſchrak, ein leiſes Jeſus Maria! entfuhr ihren Lippen; ſie ſchaute auf und wurde ganz todtenbleich.

„Mein Alois!" rief ſie plötzlich jäh aufſchluchzend und ſtreckte beide Arme nach ihm aus.

„Grüß Dich Gott, Mutter", ſagte Alois leiſe; er brachte es nur mühſam hervor. Der Ton, mit dem ſein Name gerufen worden, ſchnürte ihm die Bruſt zuſammen; er hatte ihn nie mehr gehört ſeit vielen, vielen Jahren.

Die Frau umfaßte ſein Geſicht mit beiden Händen; ihre Freudenthränen

netzten seine Wangen, seine weiße Hand. Dann trat sie aber scheu zurück, als habe sie sich in ihrer Freude zu weit vergessen. Sie faltete die Hände wie zum Beten ineinander und ihre Augen suchten fast ehrfurchtsvoll den kleinen Alois, ihr Kind in dem stattlichen Mann. „So groß und so fürnehm hat er werden können! Ich mein, es ist gar nicht möglich", sagte sie still staunend vor sich hin.

„So lohnt unser Herrgott ein braves Mutterle", sprach der Herr Pfarrer, dem das Wiedersehen selbst nahe ging. Um jedoch das Praktische nicht außer Acht zu lassen, fügte er väterlich hinzu: „Und mit der Krankheit und mit dem Jammer um Eure Hütte wirds jetzt ein End' haben; der Herr Alois weiß ja wohl, wie sein Mutterle rechtschaffen für ihn durch Noth und Elend gegangen ist."

Alois sagte nichts dazu; seine Züge redeten eine eigene stumme Sprache. Seine arme, fröhliche Kindheit stand verkörpert vor ihm; sie schaute aus dem durchfurchten Antlitz der Mutter. Er blickte wie verloren hinein, denn ein Strahl lang vergessener Heimatlichkeit brach ihm daraus entgegen. Jene Gespenster, die ihn Tag und Nacht gehöhnt hatten, bei denen er das Glück gesucht und Verachtung gefunden, sie wichen auf einmal von ihm vor dem unerklärlichen Etwas, daß die heißen Freudenthränen der schlichten Frau in ihm wachgerufen, der Frau, die sich schier fürchtete, ihn ihren Sohn zu nennen. Und er schämte sich vor seinem Gewissen, daß er einmal nahe daran gewesen war, sie zu verleugnen.

Veronika deutete sein Schweigen anders. „Schämst' Dich nicht über Deine arme Mutter?" fragte sie demüthig.

Die Frage klang wie ein Vorwurf in seine Gedanken und kam doch aus lauter zager Liebe.

— — — — — — — — — — — — — —

Alois nahm seine Mutter gleich aus dem Armenhaus und zu sich. Da gabs ein Staunen im Wirthshaus! Jeder wollte das Gräfle sehen, aus dem ein so großer Herr geworden war. Und die dem Knaben ehemals spöttischen Bescheid über seinen Titel gegeben hatten, die waren jetzt vornan mit der Freundschaft. Einer von den Geckſten fing sogar vom Graf Dagobert zu erzählen an, daß er durch einen Sturz vom Pferde elendiglich umgekommen und fügte biedermännisch bei, daß ihm eigentlich recht geschehen sei. Auch daß die alte Gräfin schon längst in die Gruft ihrer Ahnen gestiegen, erfuhr er bei dieser Gelegenheit.

Weil der Alois so den großen Herrn aufspielte und Stüble Jakeles Hütte (deren frühere Inhaber ebenfalls lange schon auf dem Kirchhof von ihren Krautwächterpflichten ausruhten) durch Blitzschlag verzehrt worden, so gedachte der Eine und Andere einen Handel zu machen, indem er ihm ein Häuschen oder einen Theil davon für die heimatlose Veronika zum Kauf anbot. Diese selber wollte aber nichts davon wissen wegen den paar Jahren, die sie nur noch zu leben vermeinte. Ein Hinterstübchen für sie, so allein, sei ja genug. Dabei stiegen ihr aber die Thränen ins Auge. Am Abend darauf sagte Alois zu ihr: „Weißt Du was, Mutter, komm mit mir, ich bin ja auch allein."

Veronika erschrak förmlich über den Antrag und meinte, sie sei zu gering für da draußen; er solle lieber heirathen. Bei diesem Wort zog es sich schmerzhaft in ihm zusammen und er bestand nun erst recht darauf. Er

kaufte ihr neues, schönes Gewand, wie sie in ihrem Leben noch nie besessen, und bereitete sie auf die Reise vor.

Der Löwenwirth spannte an einem der nächsten Morgen seinen wohlgenährten Braunen ein, um Alois mit seiner Mutter eigenhändig bis zur nächsten Bahnstation zu kutschiren. Das halbe Dorf war beim Einsteigen zugegen; sogar der hochwürdige Herr Pfarrer gab mit das Geleit und reichte noch im letzten Augenblick sein Glas Rothwein der Veronika zur Stärkung in den Wagen.

„Wer hätte das gedacht!“ sagte er kopfnickend zur Löwenwirthin, als das Gefährt auf der Landstraße fortrollte.

Diese beiden Reisen waren die einzigen epochemachenden Momente in des Chevaliers Leben. Von da ab ging es in ruhiger Ebene weiter. Die Zeit ließ das Erfahrene verkrusten; er lächelte wieder wie ehedem, nur ein klein wenig matter. Er machte jeden Abend seinen Ritt und blieb das wandelnde Vorbild der Mode. Ueber sein Abenteuer erfuhr Niemand etwas; man merkte nur, daß er in seinem Privatleben noch abgeschlossener und unverständlicher für die Leute wurde. Daß die Scherben eines hochgespannten Glückstraumes dahinterlagen, wußte Keiner.

Obwohl auch Veronika ihren Sohn nicht recht verstand, lebte sie doch glücklich und demüthig in seiner Nähe. Sie that es nicht anders, als daß sie ihn vor den Leuten „den Herrn“ und „Sie“ nannte. War sie aber des Abends allein mit ihm im Zimmer, so sah sie voll Stolz auf ihn und gestattete sich wohl, ihm zärtlich übers Haar hinzustreichen. „Wer hätte das gedacht!“ sprach auch sie dann still in sich hinein, wie übervoll von Dankbarkeit für das Loos, welches über alle Hoffnungen hinaus ihrem Alois beschieden!

So entstand nach und nach jenes Junggesellenpetrefact, dem die Mädchen, wie zu Beginn dieser Erzählung, nachkichern, weil sie ihn nicht begreifen und dessen einstige Triumphe verschollen und begraben wären, existirten nicht zwei verdorrte Zeugen, eine blaue Glockenblume und eine wilde Rose, die der Chevalier zur Erinnerung daran heimlich aufbewahrt. Wie jeder Mensch, so hatte auch er seine goldenen Illusionen gehabt, aber härter als Mancher sie verloren.

Jedes Geschick hat eine gewisse Analogie mit dem Charakter seines Trägers. So war das seine der schlagend praktische Beleg für das weise und furchtbar mächtige Losungswort seiner Zunft: „Kleider machen Leute!“

Der fähigste Mann der Welt.

Dem Amerikanischen nacherzählt von **L. Frank.**

I.

Man wird sich vielleicht erinnern, daß General Ignatieff im Juli vorigen Jahres einige Wochen im „Badischen Hof" in Baden-Baden zubrachte. Nach den Angaben der Zeitungen hatte sein dortiger Aufenthalt keinen andern Zweck, als die Herstellung seiner Gesundheit, welche in Folge der vielen physischen und moralischen Anstrengungen, denen sich der General im Dienste des Czaren unterzogen, stark gelitten hatte; in wohl unterrichteten Kreisen weiß man jedoch, daß Ignatieff zu jener Zeit in St. Petersburg in Ungnade gefallen war und daß die Brunnencur nur den Namen hergeben mußte, um die temporäre Verbannung von dem Hofe des Czaren zu decken.

Die nachfolgenden Thatsachen danke ich meinem Freunde Fisher aus Boston, welcher einen Tag nach Ignatieff in Baden eintraf und in der officiellen Fremdenliste pflichtgemäß als „Herr Professor Doctor Fisher, nebst Gemalin und Bedienung aus Nordamerika" aufgeführt wurde.

Die Seltenheit von Titeln bei der reisenden Aristokratie Amerikas bildet einen sich immer erneuernden Verdruß des braven Deutschen, der die Fremdenliste zusammenzustellen hat. Professioneller Stolz und die Instincte der Gastfreundschaft veranlassen ihn, diesem Mangel nach besten Kräften abzuhelfen. Er theilt deshalb, wo es nur irgend angeht, die Titel „Gouverneur", „Generalmajor", „Professor" und „Doctor" ziemlich unparteiisch aus, je nachdem die eintreffenden Amerikaner ein distinguirtes, martialisches oder gelehrtes Aussehen haben. Fisher verdankte seinen Titel seiner Brille.

Die Saison hatte kaum begonnen. Das Theater war noch nicht eröffnet, die Hotels waren kaum halbvoll und die Concerte vor dem Conversationshause zogen nur ein kleines Publicum an. Die Ladenbesitzer wußten ihre Zeit mit nichts Besserem totzuschlagen, als mit fortwährenden Klagen über den Verfall Badens, seitdem das Spiel daselbst aufgehört hat. Nur wenige Touristen störten die Betrachtungen des runzligen Försters, der die Schlüssel zu dem Thurm auf dem Mercuriusberg hält. Fisher fand den Platz sehr langweilig, gerade so langweilig, wie Saratoga im Juni oder Long Branch im September. Er wäre gern sofort nach der Schweiz aufgebrochen, aber seine Frau hatte an der Table d'hôte die Bekanntschaft einer polnischen Gräfin gemacht und sie weigerte sich positiv, irgend etwas zu unternehmen, was diese werthvolle Verbindung unterbrechen würde.

Eines Nachmittags stand Fisher auf einer der kleinen Brücken, welche das Flüßchen überspannen. Er schaute müßig in das Wasser, in welchem eine Forelle schwamm, als der Hausknecht des „Badischen Hofs" eiligst angelaufen kam.

„Herr Doctor", rief der Hausknecht, „ich bitte um Verzeihung, aber der Hochwohlgeborene Herr Baron Savitch aus Moskau, vom Gefolge des Generals Ignatieff, hat einen schrecklichen Anfall und scheint im Sterben zu liegen."

Umsonst bemühte sich Fisher, den Hausknecht aufzuklären, daß er kein prakticirender Arzt, überhaupt kein Mann der Wissenschaft sei, daß die einzige Wissenschaft, die er gründlich verstehe, das Pokerspiel sei; daß er nicht dafür verantwortlich sei, wenn man ihn im Hotel irrthümlicher Weise für einen Doctor halte und schließlich daß er, wie sehr er auch den hochwohlgeborenen Moskauer Baron bedauere, nicht einsehen könne, welchen Nutzen seine Gegenwart im Krankenzimmer bringen könne. All diese Gründe brachten jedoch den Hausknecht von der einmal gefaßten Idee nicht ab, und da Fisher sozusagen mit moralischer Gewalt nach dem Hotel zurückgebracht wurde, beschloß er, aus der Nothwendigkeit eine Tugend zu machen und seine weiteren Erklärungen für die Freunde des russischen Barons aufzusparen.

Die Apartements des Russen waren in der ersten Etage, nicht weit von denen Fishers gelegen. Ein französischer Kammerdiener, den die Angst und die auf ihm lastende Verantwortlichkeit fast um den Verstand gebracht, kam aus dem Zimmer gestürzt und lief dem Hausknecht und dem „Professor" entgegen. Noch ein Mal machte Fisher den Versuch, den Irrthum aufzuklären. Aber vergeblich, denn auch der Kammerdiener hatte eine Erklärung zu machen, und die Schnelligkeit, mit welcher dieser das Französische sprach, setzte ihn in den Stand, die Unterhaltung zu monopolisiren.

„Nein, es war Niemand zugegen gewesen, als der Herr Baron den Anfall bekam; Niemand, als er, der getreue August. Excellenz General Ignatieff, Hoheit Fürst Koloff, Doctor Rapperschwyll, die ganze Suite, waren schon am frühen Morgen nach Germbach gefahren. Inzwischen sei der Herr Baron von einer erschreckenden Krankheit befallen worden, und er, August, sei vor Furcht und Angst ganz außer sich. Er flehe, Monsieur wolle weiter keine Zeit mit Sprechen verlieren, sondern sofort an das Bett des Barons eilen, der, wie es scheine, schon seiner Auflösung nahe sei."

Fisher folgte August auf das Zimmer. Der Baron lag völlig angekleidet und mit den Stiefeln an den Füßen auf dem Bette. Sein Körper krümmte sich vor Schmerzen, und von Zeit zu Zeit entrang sich ein wimmerndes Stöhnen seinen fest zusammengepreßten Lippen. Seine schönen Augen rollten in mitleiderregender Weise hin und her, dabei drückte er beide Hände auf seinen Bauch, und die Heftigkeit seiner Leiden ließ ihn am ganzen Leibe erzittern und beben.

Beim Anblick des kranken Mannes vergaß Fisher seine Erklärung. Er hätte, wäre er wirklich ein Arzt gewesen, die Symptome der Krankheit des Barons nicht mit größerem Interesse verfolgen können.

„Wird Monsieur ihn am Leben erhalten können?" flüsterte der erschrockene August.

„Vielleicht", antwortete Fisher trocken.

Fisher schrieb ein Paar Worte auf die Rückseite einer Visitenkarte und ließ dieselbe seiner Frau durch einen herbeigerufenen Kellner zukommen. Der Kellner kam schnell wieder und brachte eine schwarze Flasche und ein Glas mit sich. Die Flasche hatte die Reise in Fishers Koffer nach Baden von Liverpool gemacht, hatte den Ocean von Boston nach Liverpool gekreuzt und war nach Boston derart von Bourbon County, Kentucky gekommen*).

*) Bourbon County, Kentucky ist berühmt wegen der vorzüglichen Qualität des daselbst gebrannten Whiskeys.

Fiſher ergriff die Flaſche haſtig, aber mit einer gewiſſen Ehrfurcht, und hielt ſie gegen das Licht. Es befanden ſich noch vier Zoll Flüſſigkeit darin. Er gab einen Laut der Freude von ſich.

„Es iſt noch Hoffnung für die Rettung des Barons vorhanden“, ſagte er zu Auguſt.

Die gute Hälfte der koſtbaren Flüſſigkeit wurde in ein Glas gegoſſen und ohne Zögern dem ſtöhnenden, ſich windenden Patienten eingeflößt. Schon nach wenigen Minuten hatte Fiſher die Befriedigung, daß ſich der Baron in ſeinem Bette aufrichtete. Die Erſtarrung der Muskeln um ſeinen Mund ließ nach, und ſtatt des heftigen Schmerzes zeigte ſein Geſicht den Ausdruck der Erleichterung.

Fiſher hatte jetzt Gelegenheit, die charakteriſtiſchen Züge des Barons zu beobachten. Der Baron war ein junger Mann, ungefähr fünfundbreißig Jahre alt, mit ſehr hübſchen, ſcharf ausgeprägten Zügen und einem außergewöhnlich geformten Kopfe. Die Eigenthümlichkeit der Bildung des Kopfes beſtand darin, daß derſelbe, ſtatt eine längliche Form zu haben, um den Scheitel herum völlig rund zu ſein ſchien, d. h. der Durchmeſſer von Ohr zu Ohr ſchien genau ſo groß zu ſein, wie der Durchmeſſer von hinten nach vorn. Noch mehr hervorgehoben wurde dieſe ungewöhnliche Bildung durch die völlige Kahlheit des Kopfes. Der Kopf des Barons war mit einer enganſchließenden Kappe von ſchwarzer Seide bedeckt. Eine ſehr täuſchende Perrücke hing über dem Bette.

Baron Savitch hatte ſich inzwiſchen hinreichend erholt, um die Anweſenheit des fremden Herrn zu bemerken und er begrüßte denſelben mit einer höflichen Neigung des Kopfes.

„Wie befinden Sie ſich jetzt?“ fragte Fiſher in ſchlechtem Franzöſiſch.

„Viel beſſer, Dank Ihren Bemühungen, Monſieur“, erwiederte der Baron in vorzüglichem Engliſch und mit wohlklingender Stimme. Viel beſſer, obgleich ich hier noch immer eine Art Schwindel empfinde.“ Und dabei drückte er die Hand an die Stirne.

Der Kammerdiener entfernte ſich auf einen Wink ſeines Herrn und der Hausknecht folgte ihm. Fiſher näherte ſich dem Bette und fühlte den Puls des Barons. Selbſt ſeine ungeübte Hand entdeckte, daß derſelbe erſchre hoch ging; in Folge deſſen ſich ſeiner eine ſtarke Beunruhigung über Wendung, welche die Sache genommen, bemächtigte. „Habe ich mich den Ruſſen in eine hölliſche Verlegenheit gebracht?“ dachte er. „Aber er iſt wahrlich über die Kinderjahre hinaus, und ein halbes Glas ſo Whisleys wie der meinige, würde nicht einmal einem Baby zu ſteigen.“

Nichts deſtoweniger entwickelten ſich neue Symptome mit ſol Schnelligkeit und Stärke, daß Fiſher ſehr ängſtlich zu Muthe wurde. vitchs Geſicht wurde ſo weiß, wie Marmor, und die Bläſſe ſeines Anti wurde noch auffallender durch den ſtarken Contraſt mit der ſchwarzſeid Kappe. Sein Körper wankte hin und her, und krampfhaft griff er mit den Händen nach dem Kopfe, als ob er fürchtete, daß derſelbe brı würde.

„Es iſt vielleicht beſſer, Ihren Kammerdiener herbeizurufen“, Fiſher nervös.

„Nein, nein“, ächzte der Baron. „Sie ſind ein erfahrener Arzt,

ich will mich Ihnen anvertrauen. Es ist etwas nicht in Ordnung — hier —", und dabei deutete er mit einer spasmodischen Bewegung auf den Scheitel seines Kopfes.

„Aber ich bin kein —", stotterte Fisher.

„Keine unnützen Worte", unterbrach ihn der Baron mit befehlendem Tone. „Handeln Sie sofort, es duldet keinen Aufschub. Schrauben Sie den Scheitel meines Kopfes ab!"

Savitch riß seine schwarzseidene Kappe ab und warf sie bei Seite. Fisher war sprachlos vor Erstaunen, als er die wirkliche Beschaffenheit von des Barones Schädel sah. Durch die Kappe war es ihm verborgen geblieben, daß der ganze Scheitel von Savitchs Kopf eine Platte polirten Silbers war.

„Schrauben Sie es ab!" rief Savitch nochmals.

Mit Widerstreben legte Fisher seine beiden Hände auf die silberne Schädelplatte und drückte sanft nach links zu. Der Scheitel gab nach und drehte sich mit Leichtigkeit nach außen.

„Schneller", rief der Baron mit schwacher Stimme. „Ich sage Ihnen, es ist keine Zeit zu verlieren." Alsdann fiel er in Ohnmacht.

In diesem Augenblick hörte man das Geräusch von Stimmen im Vorzimmer, und die Thür, welche in das Schlafzimmer des Barons führte, wurde hastig aufgerissen und ebenso hastig wieder geschlossen. Der Neueintretende war ein kleiner, dünner Mann von mittlerem Alter, mit scharfen Gesichtszügen und durchdringenden, tief liegenden, kleinen, grauen Augen. Er blieb einige Secunden stehen und warf auf Fisher einen prüfenden, fast wild-eifersüchtigen Blick.

Der Baron, welcher langsam zu sich kam, öffnete die Augen.

„Dr. Rapperschwyl", rief er aus.

Dr. Rapperschwyl näherte sich schleunigst dem Bette und confrontirte Fisher, sowie dessen Patienten. In ärgerlichem Tone sagte er: „Was hat Ihre Anwesenheit hier zu bedeuten?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, legte er seine Hand ungestüm auf Fishers Arm und zog ihn von dem Baron hinweg. Fisher, dessen Erstaunen immer größer wurde, leistete keinen Widerstand, sondern gab es ruhig zu, daß er nach der Thür hingeführt, oder vielmehr hingestoßen wurde. Dr. Rapperschwyl öffnete die Thüre gerade weit genug, daß sich der Amerikaner hindurchdrängen konnte und schlug sie alsdann mit ärgerlicher Heftigkeit zu. Fisher konnte noch hören, wie der inwendig steckende Schlüssel schleunigst herumgedreht wurde.

II.

Am nächsten Morgen begegnete Fisher dem Baron, als er von der Trinkhalle kam. Savitch grüßte mit kalter Höflichkeit und ging weiter. Als Fisher später am Tage auf der Promenade spazieren ging, näherte sich ihm ein Diener in Livrée, welcher ihm ein kleines Packet mit den Worten: „Dr. Rapperschwyl glaubt, daß dies genügend sein wird", einhändigte. Das Packet enthielt zwei Zwanzigmarkstücke.

Fisher knirschte mit den Zähnen. „Er soll seine vierzig Mark wieder

ıgte er zu ſich ſelbſt, aber ich will dagegen ſein verdammtes Ge-
on ihm herausbekommen."
ann entdeckte Fiſher, daß ſelbſt eine polniſche Gräfin bei gewiſſen
iten von Nutzen ſein könne.
Table d'hôte-Freundin von Mrs. Fiſher war die Liebenswürdig-
als Fiſher ſie (mit Hülfe ſeiner Frau) über den Baron Savitch
kau anbohrte. Ob ſie irgend etwas über den Baron Savitch
· Gewiß, und auch ſonſt über irgend Jemand in Europa, der des
werth ſei. — Ob ſie die Gefälligkeit haben wolle, ihre Kenntniß
en? — Gewiß, es würde ihr ſogar großes Vergnügen bereiten,
erde ihrer liebenswürdigen amerikaniſchen Freundin zu befriedigen.
ihrhaft erfriſchend für eine blaſirte, alte Frau, welche längſt aufge-
eitgenöſſiſchen Männern, Frauen, Dingen oder Ereigniſſen beſon-
ereſſe zu nehmen, mit einer Dame zuſammenzutreffen, welche die
Prairien der neuen Welt erſt ſo kürzlich verlaſſen, daß ſie noch eine
ißbegierde für die Vorgänge du grand monde empfinde. Gerne
die Geſchichte des Baron Savitch von Moskau mittheilen, wenn
ière Américaine damit unterhalten könne.
polniſche Gräfin that mehr, als ihrem Verſprechen nachzukommen;
i ihrer Erzählung ein gut Theil von ſcandalöſen Anecdoten und
ſtklatſch über den ruſſiſchen Adel mit in den Kauf. Folgendes
Inhalt ihrer Erzählung, wie ſie Fiſher zu meinem Nutzen conden-

Baron Savitch ſtammte nicht von altem Adel. Ueber ſeiner Her-
ebte ein Geheimniß, welches zu löſen weder der St. Petersburger,
Moskauer Geſellſchaft gelungen war. Einige behaupteten, daß er
ing aus dem Vospitatelnoihospital ſei. Andere glaubten, daß er
ime Sprößling einer mit dem Hauſe Romanoff ſehr nah verwand-
mten Perſon ſei. Die letztere Theorie habe viel Wahrſcheinlichkeit
a es die erſtaunlich ſchnelle und brillante Carrière, welche der Ba-
Beendigung ſeiner Studien an der Univerſität Dorpat gemacht,
ßen erkläre.
ıegleichen ſchnell und brillant war ſeine Carrière geweſen. Er
n diplomatiſchen Dienſt des Czaren und war mehrere Jahre Attaché
Geſandtſchaften in Wien, London und Paris. Noch ehe er das fünf-
igſte Jahr erreicht, wurde er zum Baron erhoben, in Anerkennung
erbaren Tactes, mit welchem er gewiſſe höchſtwichtige und delicate
ungen mit dem Wiener Hof zu Ende geführt. Er wurde ein Lieb-
tſchakoffs, welcher ihm jede Gelegenheit zur Bethätigung ſeines
chen Genies gab. In wohl unterrichteten Kreiſen von St. Peters-
h man ſogar davon, daß der eigentlich leitende Geiſt, welcher Rußl-
) alle Gefahren der jüngſten orientaliſchen Wirren ſo ſiegreich hin-
)rt habe, niemand Anders als der Baron Savitch geweſen ſei.
nderen, älteren Köpfen den öffentlichen Ruhm dafür überlaſſen,
n weiterer Beweis für das großartige Talent des jungen Di-

r die Thaten des Barons auf dem Felde der Politik ging die
.rz hinweg. Sie hatte mehr Intereſſe an ſeiner geſellſchaftlichen
zenommen, und auf dieſem Felde hatte er nicht minder ſtaunens-
folge errungen. Obgleich Niemand den Namen ſeines Vaters mit

Bestimmtheit kannte, hatte er es doch verstanden, sich eine absolute Herrschaft in den exclusivsten Kreisen, welche den kaiserlichen Hof umgeben, zu erwerben. Man flüsterte sich zu, daß Niemand besser als er den wahren Grund kenne, weshalb die Großfürstin Luise ihre Hand dem englischen Prinzen so ungern gereicht habe. Sicher war es, daß man ihn, die Geburt abgesehen, für die beste Partie in Rußland hielt. Arm beginnend, hatte er durch die alleinige Macht seines Verstandes ein colossales Vermögen erworben, welches gerüchtsweise auf vierzig Millionen Rubel geschätzt wurde. Jede Speculation, in die er sich einließ (und er speculirte häufig), fiel glücklich aus, infolge seines kühlen, niemals irrenden Urtheils, weitsehenden Scharfblicks und anscheinend übermenschlichen Organisirungstalents, dieselben Eigenschaften, welche ihn in der Politik zum Phänomen des Jahrhunderts gemacht.

Und nun über Dr. Rapperschwyll? Ja, die Gräfin kannte auch ihn von Renommée und Ansehen. Er war der ärztliche Rathgeber des Barons und stets in seiner Umgebung, da derselbe, infolge seiner sehr nervösen Organisation, häufigen und alarmirenden Anfällen ausgesetzt sei. Dr. Rapperschwyll sei ein Schweizer, und, wie sie gehört habe, von Profession eigentlich ein Uhrmacher oder sonstiger Handwerker. Im Uebrigen sei er ein ganz gewöhnlicher, kleiner, alter Mann, seiner Wissenschaft und dem Baron ergeben und anscheinend ohne Ehrgeiz, denn er vernachlässigte es gänzlich, seine Stellung und Verbindungen für sich selbst auszubeuten.

Mit diesen Informationen ausgerüstet, fühlte Fisher sich besser im Stande, mit Rapperschwyll um den Besitz des Geheimnisses zu kämpfen. Fünf Tage lag er auf der Lauer, um des schweizer Doctors habhaft zu werden, erst am sechsten Tage sollte sich ihm die erwünschte Gelegenheit in unerwarteter Weise bieten.

Bei einem Spaziergange nach dem Mercuriusberge traf er spät am Nachmittag auf halbem Wege den Wächter der Thurmruine, welcher eben von dort hinabkam. „Nein, der Thurm sei noch nicht geschlossen. Ein Herr befinde sich dort oben, der die Gegend betrachte, und er, der Wächter, würde in einer Stunde oder zwei zurück sein.“ Fisher setzte somit seinen Weg fort.

Der obere Theil des Thurms war in zerfallenem Zustande. Statt der Treppe führt eine hölzerne Leiter nach oben. Fisher hatte kaum Kopf und Schultern durch die zur Galerie führende Oeffnung gesteckt, als er gewahr wurde, daß die schon dort befindliche Person gerade der Mann sei, den er seit fünf Tagen so eifrig gesucht. Dr. Rapperschwyll studirte die Topographie des Schwarzwaldes durch ein Fernglas.

Fisher machte seine Ankunft durch ein gelegenes Stolpern und einen sehr geräuschvollen Versuch, sich wieder aufzurichten, bemerkbar; gleichzeitig gab er der Leiter einen heimlichen Stoß, so daß dieselbe mit lautem Getöse zu Boden fiel.

Dr. Rapperschwyll faßte die Lage, in der er sich jetzt befand, sofort auf. Er fletschte die Zähne und bemerkte höhnisch: „Monsieur ist auffallend ungeschickt.“

„Es ist in der That ein unangenehmer Zufall“, erwiederte der Bostoner mit einem Gleichmuth, der scheinbar durch nichts erschüttert werden konnte. „Wir werden hier mindestens ein paar Stunden als Gefangene zubringen müssen. Wir können uns gratuliren, daß Jeder von uns sich in so intelligenter Gesellschaft befindet und daß wir eine so reizende Landschaft vor uns haben.“

Der Schweizer verbeugte sich kalt und nahm seine topographischen Studien wieder auf. Fisher zündete sich eine Cigarre an.

„Ich will außerdem", fuhr Fisher fort, indem er den Rauch eifrigst von sich blies, „die Gelegenheit benutzen, um Ihnen die vierzig Mark zurückzugeben, welche Sie mir, wie ich annehmen muß, aus Irrthum haben einhändigen lassen."

„Wenn der amerikanische Herr Doctor mit seinem Honorar nicht zufrieden ist", erwiederte Rapperschwyll giftig, „so hat er nur nöthig, sich an den Kammerdiener des Barons zu wenden, und die Angelegenheit wird sofort in Ordnung gebracht werden."

Fisher ließ diese Stichelei unbeachtet und legte mit völliger Ruhe die Goldstücke auf die Brüstung, dem Schweizer gerade unter die Nase.

„Ich könnte unter keiner Bedingung daran denken, ein Honorar anzunehmen", sagte er mit absichtlichem Nachdruck, „für meine unbedeutenden Dienste bin ich mehr als hinreichend durch die Neuheit und das Interesse des Falls belohnt worden."

Der schweizer Doctor betrachtete das Gesicht des Amerikaners lange und durchdringend mit seinen scharfen, grauen Augen. Endlich sagte er in unbefangenem Tone:

„Monsieur ist ein Mann der Wissenschaft?"

„Ja", antwortete Fisher, in seinen Gedanken alle Wissenschaften, bis auf diejenige, welche das amerikanische Nationalkartenspiel, Poker, erfordert, ausnehmend.

„Alsdann", fuhr Dr. Rapperschwyll fort, „wird Monsieur vielleicht zugeben, daß ihm ein schönerer Fall von Trepaniren selten vorgekommen ist. Und da Monsieur selbst ein Arzt ist, wird er die Empfindlichkeit des Barons und seiner Freunde in Betreff dieses Gegenstandes verstehen. Er wird daher mein anscheinend brüskes Benehmen zur Zeit seiner Entdeckung entschuldigen."

„Er ist geriebener, als ich vermuthete", dachte Fisher. „Er hält alle Trümpfe in der Hand, während ich nichts habe, nichts — außer ziemlich starken Nerven, wenn es dazu kommt, den Gegner zu verblüffen. Und somit will ich es versuchen."

„Ich bedauere diese Empfindlichkeit ungemein", fuhr er laut fort, denn ich war der Meinung, daß eine genaue Beschreibung dessen, was ich gesehen, in einem wissenschaftlichen Journal Englands oder Amerikas publicirt, allgemeine Aufmerksamkeit erregen und auch auf dem Continent mit großem Interesse gelesen werden würde."

„Was Sie sahen?" fragte der Schweizer schnell und scharf. „Es ist falsch. Sie haben nichts gesehen, denn als ich eintrat, hatten Sie noch nicht einmal abgenommen —"

Hier brach er plötzlich ab, gleichsam sein eigenes ungestümes Wesen verwünschend. Fisher lächelte schadenfroh, warf seine halbaufgerauchte Cigarre weg und zündete sich eine frische an.

„Da Sie mich zwingen, offen zu sein", fuhr Dr. Rapperschwyll mit sichtbar zunehmender Nervosität fort, „so will ich Ihnen mittheilen, daß mich der Baron versichert, daß Sie gar nichts gesehen. Ich unterbrach Sie gerade, als Sie daran waren, die Silberplatte abzunehmen."

„Meine Offenheit soll der Ihrigen nicht nachstehen", erwiederte Fisher, sich im Geiste auf den Hauptangriff rüstend. „In Betreff dieses Punctes ist

der Baron kein competenter Zeuge. Schon einige Zeit bevor Sie eintraten, befand er sich in bewußtlosem Zustande. Vielleicht war ich gerade dabei, die Silberplatte abzunehmen, als Sie mich unterbrachen —"

Dr. Rapperschwyll wurde bleich.

„Oder aber", fuhr Fisher kaltblütig fort, „war ich vielleicht gerade dabei, sie wieder aufzusetzen."

Die Andeutung dieser Möglichkeit machte auf Dr. Rapperschwyll einen überwältigenden Eindruck. Seine Kniee gaben nach und er sank fast zu Boden. Er bedeckte die Augen mit den Händen und weinte, wie ein Kind, oder vielmehr wie ein gebrochener, alter Mann. „Er will es veröffentlichen! Der Hof, die ganze Welt wird es erfahren!" rief er hysterisch. „Und gerade in der gegenwärtigen Krisis —"

Mit einer verzweifelten Anstrengung schien der Schweizer hier seine Selbstbeherrschung einigermaßen wieder zu gewinnen. Er ging die Thurmgalerie mehrere Minuten lang auf und ab mit gebeugtem Kopf und über die Brust gefalteten Armen. Sich zu seinem Gefährten wendend, sprach er:

„Wenn irgend eine von Ihnen zu bestimmende Summe Sie veranlassen kann —"

Fisher schnitt den Vorschlag mit einem kurzen Gelächter ab.

„Alsdann", sagte Rapperschwyll, „flehe ich Ihre Großmuth an und verlange Ihr Ehrenwort, daß Sie über Das, was Sie gesehen, absolutes Stillschweigen bewahren."

„Stillschweigen, bis der Baron aufgehört hat zu existiren?"

„Das ist genügend", sagte Rapperschwyll, denn wenn er erst aufgehört hat zu existiren, sterbe auch ich. Und Ihre Bedingungen für das Versprechen?"

„Sie müssen mir die ganze Geschichte, jetzt und hier, und ohne jeglichen Rückhalt erzählen."

„Es ist ein fürchterlicher Preis, den Sie verlangen", sagte Rapperschwyll, „aber wichtigere Interessen, als mein Stolz, stehen auf dem Spiel. Sie sollen die Geschichte hören."

III.

„Im Canton Zürich geboren, trat ich daselbst bei einem Uhrmacher in die Lehre", fuhr der Doctor nach langer Pause fort. „Halten Sie es nicht für Eitelkeit, wenn ich Ihnen sage, daß ich es in diesem Gewerbe bis zu einem wunderbaren Grade von Geschicklichkeit brachte. Ich sann fortwährend auf neue Erfindungen und begann eine Reihe von Experimenten, welche sämmtlich den Zweck hatten, rein mechanische Combinationen bis zur äußersten Grenze der Vollkommenheit zu führen. Ich hatte die besten Automaten, welche die menschliche Geschicklichkeit jemals construirt, aufs Genaueste studirt und viele Verbesserungen erfunden. Die Rechenmaschine von Babbage interessirte mich namentlich. Ich sah in Babbage's Idee den Keim von etwas unendlich Bedeutenderem für die Welt.

Ich gab mein Geschäft auf und ging nach Paris, um Physiologie zu studiren. Während eines dreijährigen Aufenthalts an der Sorbonne vervollkommnete ich mich in diesem Zweige der Wissenschaft. Inzwischen hatten mich meine Studien weit über die rein physikalischen Materien hinausgeführt. Die Psychologie fesselte mich eine Zeit lang, alsdann wandte ich mich der

Sociologie zu, welche, wenn richtig aufgefaßt, die letzte Anwendung aller Wissenschaft ist.

Nach Jahre langen Vorbereitungen und als Endresultat all' meiner Studien, kam endlich die große Idee meines Lebens, welche mir seit meinen Züricher Tagen keine Ruhe gelassen, zum Durchbruch und nahm eine ganz bestimmte, vollkommene Form an."

Die Redeweise von Dr. Rapperschwyll war von mißtrauischer Zurückhaltung zu unverhohlenem Enthusiasmus übergegangen. Der Mann selbst schien wie umgewandelt. Fisher hörte aufmerksam zu, ohne die Erzählung zu unterbrechen. Es kam ihm vor, als ob die Nothwendigkeit das so lange und eifersüchtig bewahrte Geheimniß endlich aufzugeben, dem Enthusiasten eigentlich gar nicht so unangenehm war.

„Durch meine vielfachen Experimente in der Mechanik", fuhr der Doctor nach längerer Pause fort, „war es mir endlich gelungen, eine Maschine zu erfinden, welche in ihrer Calculationsfähigkeit die Maschine von Babbage weit hinter sich ließ. Babbages Maschine berechnete Logarithmen und calculirte Eklipsen. Sie wurde mit Ziffern genährt und producirte Resultate in Ziffern. Nun stehen aber die Beziehungen von Ursache zur Wirkung ebenso unabänderlich fest, wie die Gesetze der Arithmetik. Die Logik ist, oder sollte doch eine ebenso exacte Wissenschaft sein, wie die Mathematik. Meine Maschine wurde mit Thatsachen genährt und producirte Folgerungen. Mit einem Worte: sie dachte, und die Resultate ihres Denkens waren stets correct und wahr, während die Resultate menschlichen Denkens oft, wenn nicht immer, falsch sind. Meine Maschine aber geht, unbeirrt von jeglichem äußern Einfluß, von der Ursache auf die Wirkung, von der Prämisse auf die Folgerung über mit nie irrender Präcision. Der menschliche Verstand ist fehlbar, meine Maschine aber war und ist unfehlbar in ihrem Denkprozesse.

Hören Sie mich weiter. Meine Studien in der Psychologie und Anatomie hatten mich in dem von den meisten Aerzten getheilten Glauben, daß das Gehirn und das Lebensprincip unzertrennlich sind, stark erschüttert. Ich hatte Menschen gesehen, welche lebten, trotzdem in ihrem Gehirn Pistolenkugeln saßen. Ich hatte gesehen, wie man Vögeln und kleinen Thieren das Gehirn ausgenommen und daß dieselben trotzdem nicht starben. Durch all' diese Experimente kam ich endlich zu der Ueberzeugung, daß, wenn das Gehirn aus einem menschlichen Schädel herausgenommen würde, das Individuum dennoch weiter leben könnte, obgleich es sicherlich des Verstandes, welcher alle Handlungen des Körpers, mit Ausnahme der rein reflectiven, leitet, verlustig gehen würde.

Und nun lassen Sie mich zu der praktischen Anwendung dieser Thesen kommen. Gesetzt, ich nehme einen Mann, aus dessen Schädel ich das Gehirn entferne, so entferne ich damit gleichzeitig die Quelle der Schwächen in seiner zukünftigen Laufbahn. Nehmen wir an, daß ich diesen Mann, statt des fehlbaren Verstandes, den ich entfernt habe, mit einem künstlichen Verstande, welcher mit absoluter Gewißheit und nie irrender Präcision arbeitet, ausgestattet habe. Nehmen wir an, daß ich dies höhere Wesen, welches richtig denkt, in die Gesellschaft seiner minder begabten Mitmenschen, welche falsch denken, bringe und erwarten wir das unvermeidliche Resultat mit der Ruhe eines Philosophen.

Monsieur, Sie haben mein Geheimniß! Was ich Ihnen soeben erzählt,

habe ich wirklich gethan. In Moskau, wo mein Freund Dr. Duchal dem Wasili-Institut für unheilbare Idioten vorstand, traf ich auf einen elfjährigen Knaben, der Stépan Borovitch genannt wurde. Seit seiner Geburt hatte er weder gesehen, gehört, gesprochen noch gedacht. Die Natur hatte ihn mit einem Bruchtheil von Geruchssinn und vielleicht auch mit einem Bruchtheil von Geschmackssinn ausgestattet, obgleich für letzteres kein positiver Beweis vorhanden war. Im Uebrigen war seine Seele vom ersten Lebenstage an mit einer undurchdringlichen Mauer umgeben. Gelegentliche unartikulirte Laute und ein fortwährendes Aneinanderreiben seiner Finger, darin bestanden die einzigen Aeußerungen seiner Willenskraft. An schönen Tagen wurde er auf einen kleinen Schaukelstuhl festgebunden und an einen Platz gesetzt, wo ihn die Sonnenstrahlen erreichten, und alsdann schaukelte er sich stundenlang, rieb dabei seine dünnen Finger und gab seiner Befriedigung über die wohlthuende Wärme in thierischen Tönen Ausdruck. Das war die Lage des Knaben, als ich ihn zum ersten Male sah.

Ich bat meinen Freund Dr. Duchal, mir Stépan Borovitch zu überlassen. Wäre mein ausgezeichneter Freund noch am Leben, so könnte er jetzt meinen Triumph theilen. Ich nahm Stépan zu mir nach Hause und operirte mit Säge und Messer an ihm. Ich durfte an dieser armen, werthlosen, nutzlosen, hoffnungslosen Travestie eines menschlichen Wesens ebenso furcht- und rücksichtslos Operationen vornehmen, wie an einem Hunde, den man zum Zwecke der Vivisection kauft oder einfängt. Das war vor mehr als zwanzig Jahren. Heute gebietet Baron Savitch, der ehemalige Stépan Borovitch über mehr Macht, als irgend ein anderer Mensch auf dieser Welt. In zehn Jahren wird er der Autokrat Europas, der Herr der Welt sein. Er irrt sich niemals, denn die Maschine, welche unter der Silberplatte seines Schädels denkt, kann keinen Fehler begehen. Der Baron Savitch ist mein Geschöpf; ich bin der Schöpfer des fähigsten Mannes in Europa, des fähigsten Mannes in der Welt.

Dort sehe ich den Thurmwächter kommen, der die umgefallene Leiter wieder ansetzt Ich habe meinen Theil unseres Uebereinkommens erfüllt, und Sie werden als Ehrenmann Ihres Versprechens eingedenk bleiben."

IV.

Nach einer zweimonatlichen Tour durch die Schweiz und Italien ging Fisher nach Paris. Er nahm Quartier im Hotel Splendide, wo er viele Bekannte aus den Vereinigten Staaten traf. Nach den merkwürdigen Erfahrungen, die er in Baden erlebt, fühlte er sich förmlich erleichtert, wieder inmitten von Leuten zu sein, welche alle Regeln des Pokerspieles von Grund aus verstanden und deren Herz bei der bloßen Erwähnung von Bunker Hill Monument schon höher schlug. Besonders lieb war es ihm, daß er im Hotel Splendide mit einer Miß Bella Ward aus Portland zusammentraf. Dieselbe, ein hübsches, aufgewecktes Mädchen, war die Braut seines besten Freundes in Boston und reiste mit einer Gesellschaft von Neu-Engländern, welche zum Besuch der Ausstellung nach Paris gekommen waren.

Mit weit weniger Vergnügen erfuhr Fisher, daß sich auch Baron Savitch in Paris aufhielt. Derselbe war frisch vom Berliner Congreß eingetroffen und war der Löwe des Tages im Kreise der wenigen Auserwählten, denen ein Blick hinter die Coulissen der hohen Politik gestattet ist und welche

die wirklichen Leiter der geheimen Fäden von den bloßen Marionetten der Diplomatie wohl zu unterscheiden wissen. Doctor Rapperschwyll befand sich nicht beim Baron, da er in der Schweiz am Sterbebette seiner hochbetagten Mutter zurückgehalten war. Diese letzte Neuigkeit war Fisher sehr willkommen. Jemehr er über die Zusammenkunft auf dem Mercuriusberg nachdachte, desto mehr neigte sich sein Verstand der Ansicht zu, daß das ganze Ereigniß und Alles was damit im Zusammenhang stand, nicht Wirklichkeit, sondern nur eine Illusion gewesen. Selbst auf Kosten seines Vertrauens in seinen eigenen Scharfsinn, würde es ihn erfreut haben, wenn er das Ganze für einen bloßen Scherz, den sich der Doctor mit ihm erlaubt, hätte halten können. Aber die Erinnerung an die Scene in des Barons Schlafzimmer stand noch zu lebhaft vor seinen Augen, um auch nur den mindesten Grund für diese Theorie aufkommen zu lassen. Er mußte sich damit zufrieden geben, daß der weite Ocean bald zwischen ihm und einem so unnatürlichen, ungeheuerlichen Geschöpfe, wie der Baron Savitch rollen würde.

Es verging kaum eine Woche, bevor er fast täglich in Gesellschaft dieses gefährlichen Wesens gebracht wurde. Die amerikanischen Damen hatten den Baron auf einem Balle in dem neuen Hotel Continental getroffen und waren ganz bezaubert von seiner männlichen Schönheit, seinen feinen Manieren und seiner hohen Intelligenz. Ein zweites Mal waren sie ihm auf einer Soirée beim amerikanischen Gesandten begegnet, und zur unaussprechlichen Bestürzung Fishers ging die Bekanntschaft sehr bald in ein intimeres Verhältniß über. Baron Savitch wurde ein häufiger, von den Damen stets gern gesehener Besucher im Hotel Splendide.

Fisher verweilt nicht gern bei dieser Periode seines Pariser Aufenthalts. So oft er an das freundschaftliche Verhältniß des Barons mit den amerikanischen Damen dachte, ergriff ihn abwechselnd Furcht und Abscheu. Das Benehmen des Barons gegen ihn selbst war durchaus freundlich und Beide vermieden sorgfältigst jede Anspielung auf die Vorgänge im Schlafzimmer des Barons in Baden. Aber das Bewußtsein, daß für seine Freunde nichts Gutes erwachsen könne aus einer Verbindung mit einem Wesen, dessen Handlungen nicht durch moralische Principien, sondern durch ein ingeniöses System von Rädern bestimmt wurden, versetzte ihn in einen fortwährenden Zustand der Unruhe. Gern hätte er seine amerikanischen Freunde über den wahren Charakter des Russen aufgeklärt, er würde ihnen gern auseinandergesetzt haben, daß der Baron kein Mensch von normaler, gesunder Verstandesorganisation sei, sondern ein Wunderwerk mechanischer Geschicklichkeit, nach einem Princip construirt, welches für die Gesellschaft, wie sie gegenwärtig zusammengesetzt, höchst gefährlich sei — kurzum, daß der Baron ein Ungethüm sei, dessen alleinige Existenz bei allen Personen mit einem altmodischen, wirklichen Gehirn Schaudern hervorrufen müsse. Aber das feierliche Versprechen, welches er dem Doctor Rapperschwyll gegeben, hielt seine Lippen geschlossen.

Durch einen unbedeutenden Vorfall wurde ihm die Gefährlichkeit der Situation so recht klar und sein Herz dadurch von neuem Schrecken erfüllt.

Eines Abends, wenige Tage vor dem Zeitpunct, welchen die Bostoner Gesellschaft für die Abreise von Havre nach Amerika festgesetzt, befand sich Fisher zufälligerweise in dem Privatparlor, welcher das Hauptquartier der im Hotel logirenden Amerikaner bildete. Anfänglich glaubte er sich allein im Zimmer zu befinden; bald bemerkte er jedoch, in einer Fensterbrüstung und theilweise durch die Draperien der Vorhänge verdeckt, die Figuren des Barons

Savitch und der Miß Ward von Portland. Sie hatten sein Kommen nicht gehört. Miß Wards Hand ruhte in der des Barons und mit einem Ausdruck, den Fisher nicht mißdeuten konnte, hatte sie ihre Blicke zu dem schönen Antlitz des Barons erhoben.

Fisher hustete und placirte sich an ein anderes Fenster, indem er sich den Anschein gab, als ob er mit großem Interesse auf den vor ihm liegenden Boulevard hinabschaute. Das Paar trat aus der Fensterbrüstung hervor und Fisher konnte deutlich bemerken, wie Miß Wards Gesicht vor Verwirrung lebhaft erröthete. Miß Ward verließ den Parlor sofort, der Baron dagegen, in dessen Gesichtszügen sich nicht die mindeste Verlegenheit kund gab, begrüßte Fisher mit völliger Selbstbeherrschung und begann ein Gespräch über den großen Ballon auf dem Carousselplatz.

Fisher hatte für die junge Dame nur Mitleid und keinen Tadel. Er war überzeugt davon, daß sie in ihrem Herzen ihrem Bräutigam in Boston noch immer treu sei, denn er kannte sie gut genug, um zu wissen, daß es keinem Mann auf Erden, welche Lockmittel demselben auch zu Gebote ständen, gelingen würde, ihre Treue zu erschüttern. Er beugte sich vor der Thatsache, daß sich seine Freundin unter dem Bann einer überirdischen Gewalt befand. Aber was sollte daraus werden? Reinen Wein durfte er ihr nicht einschenken, denn er war durch sein Versprechen gebunden. An die Großmuth des Barons zu appeliren, würde nutzlos sein, denn menschliche Gefühle hatten keinen Einfluß auf Savitchs einmal gefaßte, unabänderliche Vorsätze. Und dennoch, sollte er der Sache ihren Lauf lassen und hülflos mit gebundenen Händen zuschauen? Sollte dieses reizende, unschuldige Mädchen der Laune eines Automaten geopfert werden? Zugegeben, daß die Absichten des Barons durchaus ehrenhafter Natur waren, würde dies die Lage minder schrecklich machen? Eine Heirath mit einer Maschine! Nimmermehr! Seine eigene Zuneigung für den ihm so eng befreundeten Bräutigam in Boston, wie nicht minder die Achtung, welche er für Miß Ward hegte, trieben ihn an, ohne Verzug zu handeln. Und abgesehen von allen Privatinteressen, hatte er nicht eine Pflicht gegen die Gesellschaft, gegen die Freiheit der ganzen Welt zu erfüllen? Durfte er es zugeben, daß Savitch die von seinem Schöpfer, Doctor Rapperschwyll, vorgezeichnete Carrière ungehindert bis zu ihrem Ende verfolge? Fisher war der einzige Mann, dies ehrgeizige Programm zu Schanden zu machen. Diesem russischen Baron gegenüber bedurfte die Welt eines Brutus, und Fisher faßte den Entschluß, dieser Brutus zu sein. Zwischen Zweifel und Furcht hangend, verliefen die letzten Tage von Fishers Aufenthalt in Paris in unbeschreiblichem Unbehagen. Erst am Morgen des Abgangstages des Havredampfers hatte er sich hinlänglich ermannt und war endlich zu dem Entschluß gekommen, zu handeln.

Eine Stunde vor Abgang des Zuges von Paris nach Havre war Baron Savitch im Hotel Splendide erschienen, um sich von seinen amerikanischen Freunden zu verabschieden. Fisher beobachtete Miß Ward auf das Genaueste, und es fiel ihm in ihrem Benehmen eine gewisse Gezwungenheit auf, wodurch er in seinem einmal gefaßten Entschlusse nur bekräftigt wurde. Der Baron ließ im Gespräch die Bemerkung fallen, daß er in wenigen Monaten das Vergnügen haben würde, Amerika zu besuchen und daß er mit Sicherheit darauf rechne, die jetzt unterbrochene Bekanntschaft alsdann erneuern zu dürfen. Während Savitch sprach, entging es Fisher nicht, daß sich die Augen des Barons mit denen von Miß Ward trafen und daß sich die Wangen der

jungen Dame kaum merklich rötheten. Fisher wußte jetzt, daß der Fall ein verzweifelter war und dessen Heilung desperate Mittel erfordere.

Seine Bitten mit denen der Damen vereinigend, drang er in den Baron, an dem Frühstück, das man vor der Abfahrt nach dem Bahnhof einzunehmen gedachte, Theil zu nehmen. Savitch nahm die herzliche Einladung mit Vergnügen an. Wein zu trinken, weigerte er sich jedoch höflich, aber entschieden, als Grund das absolute Verbot seines Arztes angebend. Fisher verließ das Zimmer auf einen Augenblick und als er zurückkehrte, hatte er die schwarze Flasche mit Wiskey, welche in der Badener Episode eine Rolle gespielt, in der Hand.

„Der Baron", sagte er, „hat schon früher einmal diesem edelsten unserer amerikanischen Producte seine Anerkennung gezollt, auch weiß er aus eigener Erfahrung, daß dieses Getränk vorzügliche medicinische Eigenschaften besitzt." Mit diesen Worten goß er den Rest des Inhaltes der Kentuckyflasche in ein Glas und präsentirte es dem Baron.

Savitch zögerte. Er dachte an die Wirkung, welche der amerikanische Nectar in Baden-Baden auf ihn hervorgebracht, und die Erinnerung daran erweckte in ihm die Versuchung, ihn noch einmal zu probiren, wirkte aber gleichzeitig als Warnung, davon abzustehen. Dazu kam noch, daß er nicht unhöflich erscheinen wollte. Eine zufällige Bemerkung von Miß Ward machte seiner Unentschlossenheit ein Ende.

„Sicherlich wird sich der Herr Baron nicht weigern", sagte sie mit schelmischem Lächeln, „uns auf amerikanische Manier bon voyage zu wünschen."

Savitch leerte das Glas auf einen Zug, und die Unterhaltung wandte sich anderen Gegenständen zu. Die Wagen standen schon vor der Thür. Man war bei den Abschiedscomplimenten angelangt, als Savitch plötzlich die rechte Hand an seine Stirn preßte und mit der linken sich an einer Stuhllehne festhielt. Erschreckt bildeten die Damen einen Kreis um ihn.

„Bitte sich nicht zu beunruhigen", sagte der Baron mit schwacher Stimme, „es ist nichts, als ein bald vorübergehender Schwindel."

„Wir haben keine Zeit zu verlieren", rief Fisher. „Die Damen müssen sich sofort nach dem Wagen begeben, ich werde indessen für unsern Freund Sorge tragen."

Fisher führte den Baron eiligst auf sein eigenes Schlafzimmer, wo derselbe rücklings auf das Bett fiel, dieselben Symptome wie in Baden-Baden stellten sich auch jetzt ein und innerhalb zwei Minuten war der Russe bewußtlos.

Fisher sah nach seiner Uhr. Er hatte noch drei Minuten übrig. Er verschloß die Thür und drückte alsdann auf den elektrischen Apparat, durch welchen die Bedienung auf die Zimmer der Hotelgäste beordert wird. Er bebte am ganzen Körper, aber mit einer mächtigen Anstrengung seiner Willenskraft gewann er die Controle über seine Nerven wieder. Mit einem Ruck riß er die täuschende Perrücke und die schwarzseidene Kappe vom Kopf des Barons. „Möge der Himmel mir verzeihen, wenn ich einen schrecklichen Irrthum begehe", sprach er zu sich selbst, „aber ich glaube, es ist am besten für uns und die Welt."

Schnell und mit fester Hand schraubte er die Silberplatte vom Schädel des Barons ab, und offen lag jetzt der geheimnißvolle Mechanismus vor seinen erstaunten Augen. Ohne sich an das Stöhnen des Barons zu kehren, riß er mit unbarmherziger Hand die wundervolle Maschine aus dem geöffneten Schädel heraus. Er hatte weder Zeit noch Neigung dieselbe zu prüfen

Nach einer am Boden liegenden Zeitung greifend, wickelte er die Maschine in dieselbe und warf das Packet in seinen offenen Reisesack. Alsdann schraubte er die Silberplatte wieder fest auf des Barons Schädel und bedeckte denselben mit der schwarzseidenen Kappe und der Perrücke.

All' dies geschah, ehe der Diener auf das Läuten der elektrischen Glocke erschienen war. „Der Baron Savitsch ist krank", sagte Fisher zu dem eintretenden Kellner, „es hat jedoch nichts auf sich. Schicken Sie indeß sofort nach seinem Kammerdiener August, derselbe ist im Hotel de l'Athénée zu finden."

Zwanzig Secunden später saß Fisher in einem Fiaker und rollte dem St. Lazarebahnhof zu, wo er noch rechtzeitig mit der amerikanischen Gesellschaft zusammentraf.

Am zweiten Tage der Seereise, als der transatlantische Dampfer „Péreire" vielleicht fünfhundert Meilen von Havre entfernt war, nahm Fisher ein in Zeitungspapier gehülltes Packet aus seinem Reisesack. Er biß mit den Zähnen auf die Lippen und seine Züge hatten den Ausdruck finsterer Entschlossenheit.

Er trug das schwere Packet bis zur Brüstung des Schiffes und ließ es in den atlantischen Ocean fallen. Auf der ruhigen Wasserfläche zogen sich einige Kreise, etwas Schaum spritzte empor und alsdann war der Gegenstand auf immer menschlichen Augen entschwunden. Fisher glaubte in den Lüften einen wilden, verzweifelnden Schrei zu hören und hielt sich die Ohren zu, um die grausigen Töne nicht zu vernehmen. Da eine Seemöve zu derselben Zeit über den Dampfer flog, liegt die Vermuthung nahe, daß jener räthselhafte Schrei von der Möve ausgestoßen worden ist.

Fisher fühlte, wie Jemand seinen Arm sanft berührte. Sich rasch umwendend, sah er Miß Ward nahe dem Schiffsgeländer an seiner Seite stehen.

„Großer Gott, wie blaß Sie sind!" sprach sie. „Was in Himmels Namen haben Sie gethan?"

„Ich habe der alten und neuen Welt die Freiheit gesichert", antwortete Fisher nach einigem Besinnen, „und gleichzeitig vielleicht auch Ihren Seelenfrieden gerettet."

„In der That!" sagte sie. „Und wie haben Sie dies angestellt, wenn ich fragen darf?"

„Wie ich es angestellt habe?" gab Fisher mit feierlicher Miene zur Antwort. „Indem ich den Baron Savitch soeben über Bord geworfen habe."

Miß Ward brach in ein lautes Gelächter aus. „Sie sind doch zuweilen zu drollig, Mr. Fisher", sagte sie.

Die s

Ein Beitrag zur Geſchichte der Re

Wenn man — ich will einmal
aus einer gemüthlichen Kleinſtadt, e
recht ſichtlich gelangweilt auf das ſc
getriebe herabſieht, wo der Kleinkrämer als Inſignien ſeines ehrbaren Berufes hinter einem etwas blinden kleinen Fenſterchen zwei Zuckerhüte und fünfmal ſoviel Citronen verſteckt hält, etwa unter freundlicher Mitwirkung von Fauſt's Wundermantel, oder vermöge eines ähnlichen bequemen und ſchnellen Verkehrsmittels, urplötzlich über den Ocean hinweg nach Newyork verſetzt wird, und man dort geſchäftsreiche Straßen, wie den Broadway oder die Bowery unter Colonnaden von buntbemalten Firmenſchildern auf- und abſpaziert, über Steine ſtolperte, auf denen in vergoldeten Buchſtaben Namen berühmter Patentmedicinen eingemeißelt ſind, gegen umherwandelnde Rieſenannoncen anrennt, aus denen unten ein Paar zerriſſener Stiefel, oben ein verwittertes Vagabondengeſicht hervorgucken, dann wird man gern und voll Ueberzeugung mit mir ausrufen: „Ja, die Amerikaner, die Blitzkerle — die verſtehn's!"

Der amerikaniſche Kaufmann ſpitzt ein jedes Ding aufs praktiſche zu, und wird ſich niemals damit zufrieden geben, durch theoretiſche Gründe in langathmigen Zeitungsannoncen das Publicum von dem Werthe und der Brauchbarkeit ſeiner Artikel zu überzeugen.

Zu überzeugen! Lächerlich! Fragen wir uns doch einmal ſelbſt, ob wir uns durch einen langen gereimten oder ungereimten Sermon im Tageblatte — „unter dem Striche", der uns auf „die beſten Hüte" oder „die billigſten Stiefel" oder „einen radicalen Ausverkauf wegen Geſchäftsaufgabe", mit vielen Worten aufmerkſam macht, wirklich überzeugen laſſen. Derartiges „zieht" nicht mehr, es gehört in jene grauen Jahre, da die Theaterzettel nicht einfach mit Titel, Datum und Namen des Stückes anfingen, ſondern mit den volltönenden Worten: „Vor einem hohen Adel und verehrten Publicum wird heute im Komödienhauſe das Soundſo, das kurzweilige" ꝛc. ꝛc.

Der Amerikaner, ſoweit Zeitungsreclamen in Betracht kommen, verfolgt vor Allem die Principien: Kürze, Originalität des Gedankens und Originalität der Form, des Aeußeren. Eines jener großen transatlantiſchen Tageblätter à la „Newyork Herald", welches ein ausgewachſener Junge, der ſchon mensa declíniren kann, bequem als leichten Sommerpaletot benutzen könnte, ſtrotzt natürlich von Annoncen aller Art in denjenigen Theilen, welche ſpeciell für Inſerate beſtimmt ſind. Dort ein Inſerat hineinzubringen, deſſen mehr oder minder auffällige Natur wirklich ihren Zweck erreicht, iſt wahrlich keine leichte Sache. Denn das Publicum ſtraft dieſe Theile des Blattes gewöhnlich

mit Nichtachtung. Nun hilft sich der Deutsche durch Artikelchen, welche dicht hinter dem Text, unter der, leider nur zu sichtbaren Ueberschrift „Eingesandt" erscheinen, oder macht anziehende Verschen, wie solche:

Gottlieb Knösel in Stadt Prag,
Meißner Straße, zwanzig viere,
Hat für Jeden, der sie mag
Robert Knösel's Lederschmiere!

Das genügt dem amerikanischen Publicum, dessen Gefühl für Sensation durch Verwöhnung schon sehr abgestumpft ist, lange nicht mehr. Heutzutage ist das Gewöhnlichste, mitten in den Text der Zeitung hinein, mit genau denselben Lettern seine Anpreisung zu drucken. Das ist ja Täuschung des Publicums! Bewahre! Hinten nach steht mit ganz kleinen Lettern gedruckt Adv., d. h. Advertised. Wer das nicht sieht, nun der mag eben glauben, die Empfehlung geht von der Redaction selbst aus; es ist ja seine eigene Schuld, wenn ers glaubt. Hier ein Beispiel: Man liest einen kurzen Artikel über die Wahlaussichten. Gleich darauf folgt:

Die Thränen der Engel. Dichter haben mit diesen Namen Humphrey's Pariser Diamanten belegt, auf die weder Zeit noch Gebrauch einen Einfluß ausübt. Sie bestehen in einer Diamantendeckung ꝛc. ꝛc. Preisliste frei. Keine Unterhändler. Adv.

Selbstverständlich ist das inserirende Publicum der „Neuen Welt" auch erfindungsreich genug in der äußeren Ausschmückung der Annoncen, welche das sogenannte „Ins Auge fallen" zum Ziele hat. Ganz originelle Stellung der Buchstaben, fünfzigfache Wiederholung eines Wortes u. dgl. gehört da zu den Alltäglichsten.

Doch alles Das giebt es ja auch, wenn schon in etwas abgeschwächterem Maße auch hier. Der wesentlichste Unterschied des hiesigen Reclamenwesens von dem transatlantischen liegt darin, daß amerikanische Geschäftsleute überhaupt auf Zeitungsannoncen den geringsten Werth legen. Für sie giebt es ganz andere Mittel und Wege, ihre Waaren anzupreisen, als das gewöhnliche Inserat im Tageblatt, so mannigfaltige, so originelle Wege, daß man wahrlich Bände füllen könnte, wollte man sich auf eine Herzählung aller dieser Möglichkeiten einlassen. Hier heißts da nun freilich — will man ein ungefähres Bild geben — eklektisch verfahren!

Das leitende Princip in der eigentlichen national-amerikanischen Reclame ist zunächst, das Publicum mit der Anpreisung des betreffenden Gegenstandes förmlich zu übermüden, zu verfolgen, bis es in Verzweiflung, wie um den Bann zu brechen, seinen Geldbeutel zieht — und kauft.

Es ist ein kostbares Charakteristicum, daß der Reisende, wenn er auf stolzem Schiffe in die amerikanischen Wässer hineinsegelt, zuerst, zu allererst, ein Pröbchen von der transatlantischen Reclame zu sehen kriegt. Da ragt nicht weit von Sandy-Hook, wo sich die Quarantaineinstitute für die einlaufenden Schiffe befinden, ein Felsen aus dem Wasser. Es wäre ja doch wahrlich schade, wollte man die breite Steinfläche, welche die Natur da wie zur Placattafel hingestellt hat, in ihrer natürlichen Einfachheit und Leere verharren lassen. Die erfinderische Frau Reclame nahm daher den Pinsel zur Hand und malte in weit über mannshohen, weißen, weithin leuchtenden Buchstaben das Wort: Sozodont darauf.

Dieses Wort Sozodont wiederholt sich. Es erscheint, wie ein Gespenst

in den vier Ecken eines Morgenblattes, oben an der Decke des Pferdebahnwagens, auf jedem glattpolirten Marmorblocke, der vor dem fashionablen Hause einer fashionablen Straße zur Bequemlichkeit des in den Sattel steigenden Reiters, ohne Rücksicht auf Symmetrie und etwaige Beinbrüche gelegt ist. An einer frequenten Straßenecke überreicht Dir an einem heißen Tage ein Unbekannter einen mit bunten japanesischen Figuren bemalten Papierfächer, Du fächelst Dir entzückt Luft zu — wehe, auf der Rückseite steht mindestens fünfzig Mal in kleinen Lettern gedruckt — Sozodont. Im Walde findest Du die Bäume, auf deren braunen Rinden der unselige Name erscheint, und hoch oben auf der Felsenspitze, die auf den Wald herniederblickt, da, auch da steht in großen Zügen: Sozodont.

Ich möchte nicht unterlassen, dem verehrten Leser die Versicherung zu geben, daß ich keine übertriebenen Phantasiebilder gemalt, sondern die buchstäbliche ungeschminkte Wahrheit geschildert habe.

Diese amerikanische „Reclame-Kieseladerei" — ich finde keinen bezeichnenderen Namen dafür — ist in der That von einer Ausdehnung, welche aller Beschreibung spottet. Sprecht von amerikanischen Urwäldern! Schöner Urwald das, wo man auf so manchem Felsblock Namen von „Hotels" naheliegenden Ortschaften, Namen von Patentmedicinen, „chemischen Glanzwichsen" ꝛc. angepinselt findet. Bis hinunter in das sonnige, von der Pflugschar der Cultur doch sicherlich noch am wenigsten durchfurchte Florida ist der Pinsel der Reclame gedrungen und hat an die weißgetünchten Holzzäune entlegener Negerstätten „Bixbys Best Blacking" und Bezeichnungen ähnlicher begehrenswerther Dinge in schwarzer Oelfarbe hingezaubert.

Der Wunsch, aufzudrängen, zu verlocken, „shon zu machen", wie der Deutsch-Amerikaner sagt, ist vorwiegend und leicht erkenntlich im ganzen amerikanischen Handel und Wandel vom Wholesale-Kaufmann herab, bis zum kleinen „plattdütschen Grocer", der im kleinen Eckladen seine Universalerfordernisse fürs Leben, genießbare und ungenießbare, verkauft.

Ein gewöhnliches Schild mit dem Namen wird selten genügen. Da muß es heißen: Metropolitan-Family-Bakery oder Imperial Pie Bakery u. dergl. „Der billige Eckladen", „Der Beefsteak-John" (Firma eines kleinen Speisesalons auf der Bowery). Die Wagen, welche Morgens das Brod umherfahren, sind, wenn irgend möglich, so bunt und auffällig bemalt, wie die Caravanenwagen einer herumreisenden Kunstreitergesellschaft, und Theaterdirectoren — wenigstens diejenigen größerer Theater — verfehlen nicht, die Ankunft neuer, berühmter Gäste, oder die bevorstehende Aufführung beliebter Zugstücke auf großen guirlandenartig über die Straße weggezogenen Bannern bekannt zu machen, oder mehrere buntbemalte mit Leinwand verschlossene Wagen in der Stadt umherzusenden, in deren Inneren ein Paar muskulöser Männer Glocken läuten und dazu — Pauken schlagen.

Das Verlangen, Alles zur Schau zu tragen — und worin sonst besteht denn das Grundwesen der Reclame? — zeigt sich schon in der durchgängig originellen Warenausstellung. Man kann rund heraus sagen: des Newyorkers beliebtestes Schaufenster ist — das Trottoir, und es ist nur ein wahres Glück zu nennen, daß die Trottoirs der verkehrsreichen Straßen der Metropole die gehörige Breite besitzen. Wäre dies nicht der Fall, so könnten die Passanten vor lauter Schuhwerk, Obst- und Fischkörben, Porzellan- und Glaswaaren, Teppichrollen, Stühlen, Tischen und Sophas, die, gleich wie vor dem Hause

einer vom Executor „kaltgestellten" Familie, auf die Straße hinaus gesetzt werden, sich des ihnen von Rechtswegen zukommenden Fußsteiges gar nicht bedienen. Die Bowery namentlich, das Paradies für den „großen Kleinhandel", für den auf die Lungenstärke von Ausrufern basirten Straßenverkauf (oh, diese Schreierei!), das mehr oder minder lockere Amüsement, das erst seinen Anfang nimmt, wenn die Straßenlaternen ihren Kampf mit dem Dunkel der Alles nachsichtig verhüllenden Nacht beginnen, diese Bowery bietet so recht ein typisches Bild dafür, welch' ein wichtiges Element der „show" im amerikanischen Geschäftsleben ist.

Gäbe es keinen „show", so gäbe es auch keine „showcards", oder umgekehrt! Und wenn es keine „showcards gäbe, dann gäbe es auch für so manchen eingewanderten Deutschen, dessen Arme nicht stark genug sind, um Schaufel oder Hacke zu führen, kein Brod. Das Kapitel von deutschen Emigrantenschicksalen, von dem Heruntersteigen aus der einstigen Lebenssphäre, zu dem gerade so viele Deutsche aller Stände, welche von goldenen Bergen geträumt haben, das rücksichtslose transatlantische Schicksal verdammt, — das gehört nicht hierher. Von den vielen Beschäftigungen, die solche Unglücklichen ergreifen müssen, interessirt uns in eben diesem Falle nur die Anfertigung und der Vertrieb von „showcards".

Es ist in der That eine Industrie für sich, diese Malerei von Pappschildern und Leinewandschildern aller Größen und Formen, die überall dahin gehängt werden, wo es menschenmöglich ist einen Nagel zu placiren. Die Speisesalons werfen thatsächlich ihre Speisekarten der werthen Kundschaft zur gefälligen Einsicht auf die Straße hinaus. Da hängen, liegen und stehen Unmassen kleiner oval, herzförmig, quadratisch oder oblong geformter Kärtchen draußen, deren jede in schwarzen, bunten oder vergoldeten Buchstaben den Namen einer verlockenden Delicatesse, oder alltäglichen Hausmannskost trägt. Vom „pork and beans, 10 cents" aufwärts bis zum „turkey pot pie, 25 cents" in beliebigen Varianten.

Selbstverständlich werden auch, auf Bestellung, showcards von riesigen Dimensionen angefertigt und zu diesem Zwecke laufen in der großen Stadt Newyork Hunderte von jungen und alten Leuten mit Mappen unter dem Arme herum, in welchen sie fertige „showcards" mit deutschen und englischen Aufschriften, wie: „No smoking", „Nur für Herren", „Ochsenmaulsalat", „No trust", „Pay on delivery", „Heute Sauerkraut mit Schweinsknöcheln" 2c. zur Auswahl und Probe mit sich herum tragen. Ganz im Vertrauen: Wir haben manchen einstigen Studenten, manchen einstigen Officier unter diesen „showcards-Peddlers" gefunden.

Alles nur Erdenkliche erfindet der amerikanische Geschäftsmann, um sich Kundschaft heranzulocken und seine Productivität auf diesem Gebiete ist erstaunenswerth.

Das Austheilen von Geschenken, wie Fächern, Nippes, Vasen, einem Gläschen Sodawasser 2c. an jeden Käufer, gehört zu dem Gewöhnlichsten, doch — wunderbarer Weise — ist diese Art der Lockung ganz speciell das Monopol der Theehandlungen. Uebrigens gehört hiese kaufmännische Machination in das Gebiet des sogenannten „fru lunch", welcher in kalter und warmer Form auf dem Schanktische eines jeden Bierwirths zu finden ist. Da kann man nur immer fleißig zulangen und sich am kalten Aufschnitt, Anchovis, Kartoffelsalat, oder auch zu gewissen Stunden an warmen Suppen, Fleischragouts u. dergl. erfreuen. Zweck ist: „Du sollst und mußt

trinken, und je besseren „lunch“ ich Dir
hierin wahrlich splendid), um so eher und um so öfter wirst Du mein Local mit Deinem Gesuche beehren!“ Daß die Suppen meist sehr salzig und sehr gepfeffert sind, nun, das ist ja doch wohl nur — reiner Zufall.

Die interessanteste Reclame, diejenige, welche die meisten geistreichen Cabinetstückchen kaufmännischen Erfindungsgenies aufweist, ist die selbstständige Zettel-, Brochüren- und Kalenderreclame.

Wenn man so in den letzten Vormittagsstunden den Broadway hinunter geht, etwa von Unionsquare bis nach dem Bakery-Place, dann möchte man nur immer seine Hand bereit halten, um die zahllosen Zettel, Kärtchen, Bilderchen und Brochüren entgegenzunehmen, die einem fast an jeder Straßenecke zugesteckt werden.

Es grenzt natürlich an Unmöglichkeit, die verschiedenen Arten dieser Reclamezettel und Tractätchen hier vor das deutsche Publicum zu bringen, so gern wirs auch thäten, auf daß der deutsche Geschäftsmann sich daran erbaue und daran studire.

Manche Firmen geben regelmäßige Wochenblätter aus. Der große Schneider „Nicoll“, dessen Firma in der ganzen Stadt zerstreut ist, vertheilt ein Monatsblättchen mit oft recht guten Witzen und prächtigen Silhouetten, wobei er bekannt macht, daß „geschätzte Beiträge nach der Elle bezahlt werden“. Honegger, der Erfinder des großen Magenbitters wirft alljährlich Tausende von illustrirten Kalendern auf die Straße hinaus, deren Blätter mit Anecdoten gespickt sind und in gleichmäßiger Vertheilung geschickt angebrachte Reclamen für sein kostbares Arcanum enthalten.

Oder man erhält den Text eines beliebten Volksliedes, oder eines Couplets, das in allen Theatern gesungen wird. Man freut sich wirklich darüber, hat man doch oft die Melodie vor sich hingesummt, ohne die Worte vollständig zu kennen. Auf der Rückseite des Blattes steht es natürlich deutlich genug, daß Callahan auf der Bowery der beste und billigste aller Hutmacher ist. So wenig das zu dem Liede paßt, es beschleicht uns ein Dankgefühl für den Mann; er hat uns einen Gefallen gethan, wir wollen ihm auch einen thun, und gehen darum, brauchen wir einen Hut — zu Callahan. Er hat seinen Zweck erreicht.

Gern führte ich noch viele Beispiele dieser Art an, winkte mir nicht als warnendes Gespenst der Papierkorb des Redacteurs. Zu lang!

Indem ich darum dem Schlusse zueile, kann ich mich doch nicht enthalten, meinen Lesern einen Beweis davon zu geben, wie das Reclamenfieber in Amerika bis hinein in die Schichten der „Reverends“, der ehrwürdigen Geistlichkeit gedrungen ist. Daß man täglich Anzeigen findet wie: „Taufen und Trauungen werden billigst in und außer dem Hause geschlossen; für Unbemittelte gratis, Pastor N. N.“, nun das ist so gewöhnlich, daß es kaum noch eine Erwähnung verdient.

Interessanter ist es zu erfahren, wie verschiedene Kirchengemeinden für ihre Gottesdienste Propaganda machen, natürlich blos aus reiner, christlicher Bekehrungs—wuth. Die vom Wege abgeirrten Schafe werden durch folgende (den Tageblättern Newyorks und Brooklyns entnommene) verlockende Bemerkungen zur Theilnahme an den betreffenden Gottesdiensten aufgefordert: „Fremde willkommen!“, „Sitze gratis!“, „Fünfhundert junge Leute für diese Gottesdienste gesucht!“ „Höfliche und aufmerksame Platzanweiser!“ „Gesangbücher für Alle!“ „Keine Collecte!“ (Dies ist jedenfalls sehr wirksam!

Anm. des Setzers). „Das Publicum wird aufs Prompteste placirt!" „Predigt 15 Minuten!"

In der Willotstreet-Methodist Church war „die Predigt durch prachtvolle Gemälde illustrirt". In der „Church of the Holy Spirit" wurde „für Musik vom ersten Range garantirt!"

In andern Kirchen wurde auf besonders interessante Persönlichkeiten, die beim Gesange, bei der Musik mitwirken würden, aufmerksam gemacht, als: „Mrs. Wilson, Schwester des verstorbenen Pastor Bliß und Mr. Miltauer, Cornetist". Andere Magnete waren: „eine interessante Temparenzdame", „Hogan, der bekehrte Spieler" 2c., während eine Brooklyner Kirche versicherte, daß „vier Studenten der Theologie vom Drew-Seminar den Tag über anwesend sein und am Abend den Gottesdienst leiten würden!"

Also auch Reclame im Gotteshause! Nun, es ist nicht unseres Amtes Argumente daran zu knüpfen; wir müssen aber doch darauf zurückkommen, wovon wir ausgingen und sagen: „Die verstehn's!" Ob wir deshalb unsern deutschen Geschäftsleuten zurufen können: „Gehet hin und thut desgleichen", — das ist eine Frage, welche diese Herren selbst entscheiden mögen.

Die Menschenfreunde.

(Hierzu ein Paar Hundeporträts.)

Der Mensch hat keinen treuern, zuverlässigern Freund als den Hund. Und so werden die nachfolgenden diesen treuen Menschenfreund charakterisirenden Worte, die wir dem trefflichen, farbenfrischen und sachgemäß instructiven Buch „Skizzen und Studien aus Haus und Hof von Richard Glaß, Leipzig, Johann Ambrosius Barth, entnehmen, gewiß aus der Seele der Tausende gesprochen sein, die für jene vierfüßigen Menschenfreunde Verständniß und Interesse besitzen.

Der Hund theilt mit dem Menschen alle Zonen und hat mit ihm die Mannigfaltigkeit der Rassen gemein. Selbst zwischen den gemeinen und edlen Seiten in der Natur beider lassen sich viele Parallelen ziehen und die Anhänglichkeit bis zum Tode schuf zwischen ihnen die innigsten Beziehungen. Das Wesen des Hundes hat in den Licht- und Schattenseiten etwas Männliches und in seiner ganzen Art und Weise ist er der Antipode der Katze.

Es giebt wenig, was der Hund nicht leisten könnte; er hat ein Gedächtniß für empfangene Wohlthaten und ein großmüthiges Vergessen für Alles, was man ihm wehe thut. Wie selten sind diese Gaben und Tugenden im Menschen vereinigt!

Der Hirt sitzt ruhig auf seinem Stocke, wenn der Hund seine Heerde behütet; der Landwirth legt den treuen Hund an die Kette und löst sie erst, damit er des Nachts statt seiner wache. Dem Blinden leiht der Hund seine Augen und der Jäger benutzt seine physischen Eigenschaften, das Wild aufzuspüren und vor das Rohr zu bringen. Im hohen Norden vertritt er das Zugthier und im tiefen Süden dient er zur Speise. Die Gelehrigkeit ist sein Element, er begreift Alles, was in das Fach der Dressur gehört und oft ist er Meister, wo der Mensch in dem Bestreben seines Gleichen zu dressiren, Schüler oder Stümper bleibt. Aber die Dressur, die Heranziehung des Thieres zum Menschen bringt bei ihm keine Verbitterung hervor, im Gegentheil, sie veredelt seine Natur, während sie im Menschen eine Unnatur hervorruft, wenn das Wesen in der Form untergeht.

Der Hund dient seiner Pflicht mit der größten Uneigennützigkeit, er kann nicht nur

„Schildwach stehn, in's Wasser gehn",

sondern auch den Feind des Herrn angreifen und auf Leben und Tod kämpfen. Er kann nicht nur apportiren, was man ihm hinwirft, sondern auch suchen, was man verloren hat. Er lebt in der Atmosphäre seines Herrn, und wie die Katze, vom Hause gewaltsam fortgebracht, zum Hause zurückkehrt und sich auch ohne den Herrn in ihm wieder einnistet, verläßt der Hund in gleichem Falle das Haus, wenn er den Herrn nicht findet. Die Katze liebt das Haus der Mäuse, der Hund aber des Herrn wegen; jene ist Egoistin, dieser

Humanist. Kein Thier beobachtet seinen Herrn mit so sprechenden Augen wie der Hund. Wenn sich jener setzt, legt sich dieser daneben. Es ist ein conservatives Element in ihm, er ordnet sich dem Regimente unter, ohne sein Sclave zu sein, denn das Kriechen gehört mehr der physischen Seite seiner Natur an. Es ist unrecht, wenn man den Ausdruck hündisch im schlechten Sinne gebraucht, oder das Wedeln als etwas Gemeines betrachtet. Beide Redensarten sind dem äußeren Gebahren des Hundes entlehnt, sie thun seiner edleren Natur keinen Eintrag. Wenn der Hund auf das strenge Wort seines Herrn sich niederlegt, erkennt das Thier den Menschen an, wenn sich aber der Mensch vor dem Menschen niederlegt, verleugnet er seine Würde als solcher. Der Hund hat kein Gedächtniß für empfangene Schläge; wenige Menschen haben diese Seelengröße. Hunde folgten der Leiche ihres Herrn, nahmen kein Futter mehr und starben auf seinem Grabe; Menschen feiern Leichenschmäuse, oder lassen ihren Schmerz von der Zeit heilen, aber selten bricht das Herz den Heimgegangenen nach. Argos, der Hund des herrlichen Dulders Odysseus, starb als er seinen Herrn nach zwanzigjähriger Abwesenheit wieder sah.

Der Hund ist nicht allein das Symbol der Thätigkeit, sondern auch der Duldung und Treue. In allen Sätteln gerecht, in allen Lagen getreu und bei allen Leiden gefaßt, spinnt er den Faden seines Daseins ab, bis er, mehr oder weniger geprügelt, den letzten brechenden Blick auf seinem Herrn ruhen läßt und damit ankündigt, daß ein treues Thier aufgehört hat, der Freund eines Menschen zu sein.

Je nach ihrer Art sind die Schicksale der Hunde verschieden. Der große Hund auf dem St. Bernhard ist als Rettungscommissar, der flinke Schäferhund als Adjutant des Hirten, der nordische Hund als Postgaul, der Fleischerhund als Transporteur, der Jagdhund als Jagdgehülfe, der Pudel als Jongleur, der Spitz als Raisonneur, das Windspiel als Läufer, der Dachs als Bergmann, der Bullenbeißer als Gladiator, der Mops als Faulenzer angestellt. Manche werden an die Kette gelegt, andere dürfen frei umherschweifen und als besondere Günstlinge das Sopha der Herrin theilen. Von manchen Völkern werden die Hunde verachtet, von anderen geehrt, in England zum Stehlen, an den Grenzen zum Paschen, in Norwegen zum Fisch- und Vogelfang abgerichtet und in Kamtschatka als Zugthier gebraucht. Keinem anderen Thiere ward so viel Ueberlegung gegeben als dem Hunde und der Antheil am Menschen steigert sich bei ihm zur Empfindung. Sein Blick hat etwas Menschliches und seine Theilnahme etwas Rührendes; er sympathisirt mit den Leiden und Freuden der Familie, er gehört zu ihr.

Aber der Hund hat auch seine Geschichte und nicht allein die Schriften, sondern auch die Sterne verkünden sie. Den Alten war er heilig und wurde dem Pan, der Hekate, dem Mars, dem Merkur und der Kybele geopfert. Als Symbol des Asklepiosdienstes stand er in Epidauros neben dem Gotte. Er war das Attribut der Hausgötter und diente zu Weissagungen. In der Mythe ist von dem dreiköpfigen Cerberus des Pluto, vom Lälaps des Kephalos, von Mära, dem unter die Sterne versetzten Hunde des Ikarios die Rede. Die Griechen schätzten die Hunde und Xenophon widmete ihnen eine Schrift. Besonders war die lokrische und lakonische Rasse beliebt, während die Römer die molossischen Hunde als die muthigsten, die gallischen und akarnanischen als die lebhaftesten, die kretischen und ätolischen als die listigsten, die belgischen und sicambrischen als die flüchtigsten Hunde liebten und hielten.

ohen Ehren ſtanden die Hunde bei den Aegyptern und Perſern,
bei den alten Morgenländern verachtet waren. Die Germanen be-
Tödtung oder Entwendung eines Hundes, während Juden und
ner Ungläubige „Hunde“ nannten. Das Hundetragen war bei
:n und Schwaben und ſpäter im ganzen deutſchen Reiche eine
adlige Landfriedensſtörer, und es iſt bekannt, daß Heinrich I. den
tt des Tributes einen räudigen Hund ſchickte. Der Hund des
eckte den Mörder ſeines Herrn; der des Dichters Hughes ſprang
ihne, riß einem Schauſpieler die ihm von ſeinem Herrn geborgte
)m Kopfe und apportirte ſie ſeinem Herrn.
e Hundeliebhaber waren Kaiſer Hadrian in älterer, Friedrich der
neuerer Zeit. König Heinrich III. verwendete große Summen
Hunde und trug ſelbſt in der Kirche einige Exemplare in einem
ängenden Korbe mit ſich. Karl II. ließ ſich von ſeinen Lieblings-
ar in den Staatsrath begleiten.
lnfange dieſes Jahrhunderts war die Hundeliebhaberei Mode und
aden ſtrotzten von Menſchen und Möpſen; die Möpſe ſind aus-
ie alten Hageſtolze aber nicht.
könnte viele Bände über die Natur und Sittengeſchichte des Hun-
en. Weber, der lachende Philoſoph, ſagt: „Es giebt Hunde, nur
abe iſt, daß ſie nicht Menſchen geworden ſind“, und dieſes Wort
ɔolle Berechtigung, nur möchte man oft unwillkürlich hinzuſetzen:
ſchen, die ſich zu Hunden erniedrigen.“
: eine Eigenthümlichkeit der Hunde, zur Muſik zu heulen, und man
r geſtritten, ob dieſelbe auf Sympathie oder Abneigung beruhe?
ɜenthümlichkeiten, die mehr der cyniſchen Seite angehören, wollen
nicht ausmalen und auch die Krankheiten der Hunde, die in der
hre furchtbarſte Potenz erreichen, mögen von dieſer Schilderung
en ſein.
die Nacht mahnt zur Ruhe; ſchon hat der Sirius im Hundege-
Himmel bezogen und gebietet der Feder zum Schluſſe zu eilen.
wird ſie bereit ſein, den Ruhm des Hundes, dieſes Menſchenthieres,
r zu verkünden und nicht müde werden, ſeine Treue zu rühmen,
erdient den Nachruf, den der von Allen verlaſſene Bruder des
Kellermann ſeinem allein treu gebliebenen Hunde widmete:

„Als einſt die Treue ſich aus dieſer Welt verloren,
Hat ſie zu ihrem Sitz des Hundes Herz erkoren.“

Bitterer als der Tod.

Erzählung von **H. Palm.**

(Schluß.)

„Ich hatte die Absicht, direct nach Sangerode zu gehen, Gertrud", sagte er, „aber wir müssen doch in London bleiben, bis ich für Dich eine Kammerzofe gefunden und ein trousseau besorgt habe."

Die junge Gräfin war geblendet von der Pracht des trousseau, so kostbare Seide, solchen Sammet, solche Spitzen, solche Edelsteine — Edelsteine, die sie nicht einmal den Namen nach gekannt — hatte sie noch nie gesehen. Ihre geschickte Kammerzofe flößte ihr fast Ehrfurcht ein, aber es war ganz wunderbar, wie bald sie sich in die neue Lage der Dinge fand. Sie war so gewandt und klug, daß sie nur selten ihre Unwissenheit verrieth, die sanfte Ruhe ihres Wesens bewahrte sie davor. Nie brachte sie den Grafen auch nur durch die geringste Ungeschicklichkeit in Verlegenheit. Es gab so Mancherlei, worin sie völlig unwissend war; sie sagte es ihm, und er belehrte sie über die Etiquette in der Gesellschaft. Sie vergaß nie etwas, was er ihr gesagt hatte, und beging darauf keinen Fehler mehr.

Nun brachte der Graf sein schönes Weib nach Sangerode.

Die Pracht ihrer neuen Heimat blendete Gertrud, das Gefolge von Dienerschaft beängstigte sie beinahe. Und wenn sie allein war, nahmen ihre Gedanken stets dieselbe Richtung, welche Freude würde der kleine Leo an solcher Umgebung haben, wenn er bei ihr sein könnte!

Die Dienerschaft sah oft, daß sie ruhig dasaß, ein mattes, trauriges Lächeln ihren Mund umspielte und ein weit fort schweifender, träumerischer Blick aus ihren Augen sprach; und sie fragten sich, welcher Schatten auf der Heiterkeit Derjenigen ruhen könne, welcher das Glück weit mehr gelächelt hatte, als irgend einem andern Sterblichen. Wer konnte ahnen, daß sie durch all' die Schmeichelreden und Huldigungsbeweise, durch das Flüstern sanfter Redeweise, die hellen Stimmen der Frauen und die tieferen Töne der Männer, durch den Gesang der Vögel, das Flüstern des Windes, durch alle Töne der Welt, selbst durch die Stimme des geliebten Gatten hindurch stets den Schrei ihres Kindes hörte? Diesen Ton vermochte kein anderer zu ersticken.

Sie sprach nie darüber. Nichts destoweniger aber verfolgte sie dieser Ton. Des Morgens, des Tages, des Nachts klang des kleinen Leo klagendes Rufen nach ihr an ihr Ohr. Der Glanz und die Pracht ihres Hauses konnte ihr Herz nicht berücken. Es war ein leerer Fleck in ihrem Leben, den keine andere Liebe auszufüllen vermochte.

V.

In Sangerode gab es einen Menschen, welcher die schöne, junge Gräfin nicht leiden konnte, und das war Graf Albert Sangerode, des Grafen nächster Verwandter und Erbe. Seine Enttäuschung war tief und bitter. Er behielt seine Gedanken für sich und ordnete Alles zu einem großartigen Empfang der jungen Frau an. Innerlich haßte er sie, und als er ihre blendende Schönheit, ihre wunderbare Anmuth sah, haßte er sie noch mehr. Er beobachtete sie scharf, er bemerkte den abwesenden Blick der glänzenden Augen, die Traurigkeit, die über sie kam, wenn sie sich ganz allein glaubte, und er lächelte bei dem Gedanken, „die junge Gräfin hat ein Geheimniß, ein Geheimniß, das sie traurig stimmt; und, wenn ich leben bleibe, werde ich es enthüllen". Er begegnete ihr freundlich, höflich, und zeigte sich ihr aufmerksam, doch innerlich haßte er sie, und wünschte nichts sehnlicher, als ihren Sturz.

Der Graf und seine Gemalin waren einige Monate vermält. Es wurde wieder Frühling. Gertrud fing an zu überlegen, ob sie die Angelegenheit ihres Kindes berühren solle. Niemand hätte gütiger gegen sie sein können als der Graf es war. Die Ehe hatte ihn gänzlich umgewandelt, die Langeweile, die Ruhelosigkeit und Blasirtheit waren wie durch Zauber verschwunden. Das Leben war ihm voll ernster Pflichten geworden, er erinnerte sich, daß Hunderte von Menschen von ihm abhingen, er zeigte Interesse an ihrem Wohlergehen.

„Dir, Gertrud, mein Lieb, schulde ich Alles", pflegte er zu seiner Gemalin zu sagen. „Ich habe den kostbarsten aller Schätze gefunden, ein vollkommenes Weib."

Ihre schnelle Auffassung, ihr richtiges Urtheil setzten ihn oft in Erstaunen. Sie war seine rechte Hand, sein Rathgeber, sein guter Geist. Sie erweckte in ihm edle Entschlüsse, und im Herzen trug sie stets die eine Hoffnung, er werde ihr ihr Kind zurückgeben.

Eines Abends versicherte sie sich, daß der Zeitpunct, nach dem sie sich schon lange gesehnt, da sei. Sie hatten große Gesellschaft gehabt. Jetzt waren ihre Gäste fort und sie befanden sich allein. Sie sah wunderbar schön aus in dem weißen Kleid, ihre runden Arme waren bis an die Schultern entblößt, Diamanten funkelten auf ihrem graziösen Halse und der weißen Brust, Diamantsterne leuchteten in dem goldenen Haar. Sie erhob sich, trat zu ihrem Gatten und schlang den weißen Arm um dessen Hals.

„Glaubst Du wirklich, mir einigermaßen verpflichtet zu sein, Wolfram?" sprach sie weich.

„Ja, mein Liebling, Deiner Schönheit wegen, die wie Sonnenschein mein Haus erhellt, Deiner Liebe wegen, die mir die Erde zum Himmel macht, Deiner wunderbaren Klugheit wegen, die mir zum Verständniß vieler Dinge verhilft."

„Wirklich?" sagte sie. „Ach Wolfram, laß mich Dir sagen, wie Du diese Schuld abtragen, wie Du mein Herz für ewig an das Deine ketten, wie Du mich zum glücklichsten Menschen von der Welt machen kannst!"

Er beugte sich über sie, richtete ihr schönes Gesicht auf und küßte sie auf den lieblichen, rothen Mund. Unaussprechliche Liebe leuchtete in seinem Blick, unaussprechliche Liebe strahlte aus seinen Zügen.

„Sage es mir, mein Liebling", sprach er. „Für Dich würde ich Alles thun!"

„Wolfram, gieb mir mein Kind zurück!“

Mit diesen Worten fiel sie vor ihm auf die Kniee nieder und umfaßte seine Hände.

„Gieb mir mein Kind zurück, alle Schätze der Welt sind mir nichts ohne meinen Knaben!“

Aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen, als sie sah, wie sich seine Züge plötzlich veränderten.

Er schob sie von sich, trat einen Schritt zurück und schaute die vor ihm Knieende mit den verschlungenen Händen, dem gesenkten, goldenen Haupte und dem lieblichen, jetzt vor Schreck und Angst geisterbleichem Antlitz finster an.

„Befriedigt Dich meine Liebe nicht?“ rief er. „Sehnst Du Dich nach einer anderen Liebe, da Du doch mein ganzes Herz besitzest? Du hast unser Uebereinkommen vergessen, Du wolltest für mich die ganze Welt hingeben! Warum versuchst Du es, Dich Deines Versprechens zu entbinden? Das schmerzt mich tiefer, als ich Dir sagen kann, tiefer als Worte es auszudrücken vermögen. Ich meinte, wir hätten uns darüber verständigt, daß das Kind nie wieder zwischen uns erwähnt werden solle?“

Steinerne Ruhe der Verzweiflung trat auf ihre Züge, alle Erregung, welche ihre leidenschaftliche Bitte darauf gemalt, war gewichen. Sie schaute zu ihm auf und sagte:

„Ich habe nie geglaubt, daß Du ernstlich meintest, was Du sagtest. Ich dachte, Du wolltest mich nur prüfen und würdest mir, nachdem wir einige Zeit verheirathet, meinen Sohn zurückgeben.“

„Jetzt ist es zu spät“, erwiederte er. „Du hast Dir Dein Loos selbst gewählt und mußt nun ausharren. Du mußtest wissen, daß es ernst gemeint war. Wäre plötzlich ein Blitz vor meinen Füßen eingeschlagen, so hätte ich nicht überraschter sein können, als von Deiner Bitte. Dieses Thema muß fernerhin ein todter Buchstabe für uns sein. Ich will nie wieder davon hören.“

Als sie ihm in das strenge, stolze Antlitz blickte, wußte sie, daß seine Worte ernst gemeint waren.

„Wolfram, willst Du mir wenigstens das Eine thun und mir sagen, wo mein Kind ist?“

„Es würde nutzlos sein, Gertrud. Wenn hier wirklich ein Irrthum stattgefunden hat, thut es mir sehr leid; doch jetzt ist es zu spät, und ich muß Dir ernstlich untersagen, die Sache mir gegenüber je wieder zu erwähnen.“

Mit einem herzzerreißenden Schrei streckte sie ihm die Arme entgegen.

„Wolfram, einen Augenblick noch höre mich an! Mein Leben liegt in Deiner Hand. Laß mich mein Kind sehen oder wenigstens von ihm hören, und ich werde zufrieden, gehorsam, glücklich sein, ja anbeten will ich Dich. Entreißt Du es mir aber völlig, so werde ich stolz, trotzig, kalt und lieblos werden.“

„Unsinn, Kind, Du befindest Dich heute Abend in einer Aufregung, die ich nicht verstehen kann. Morgen wirst Du wieder vernünftig sein, dann werde ich Dich wieder aufsuchen.“

Damit ging er und ließ sie in ihrem Elend am Boden liegend und mit verzweifelter Miene die Hände ringend allein zurück.

„Ich habe nie geglaubt, daß er seine Worte ernstlich meine!“ stöhnte

sie. „Großer Gott, das habe ich nie geglaubt! Sonst hätte ich mein Kind nicht hingegeben, eher mein Leben!“

Von dem Tage an war die Gräfin wie umgewandelt.

VI.

Am andern Morgen empfing der Graf seine Frau mit einem Lächeln und einem Kusse beim Frühstück. Das Schwierige war vollbracht; sie hatte gesagt, was sie sagen wollte, er hatte seinen Entschluß kund gethan — und damit war die Sache zu Ende. Er küßte das schöne Gesicht, ohne zu bemerken, daß etwas daraus gewichen war, was nie wieder zurückkehrte.

Von jener Zeit an machte sich eine schwache Veränderung an der Gräfin bemerkbar. Bisher war sie so zärtlich, so sanft, so hingebend gewesen, jetzt aber zeigte sich bei ihr ein Stolz, der an ihr völlig neu war, eine Kälte in ihrem äußern Wesen, wohinter sich die Bitterkeit ihres Innern verbarg. Sie sprach weniger, lachte weniger und suchte mehr die Einsamkeit. Ihre freundlichen, sanften Worte wurden kärglicher. Sie strebte beharrlich danach, sich hart zu machen, gefühlvolle Weichheit aus ihrem Herzen zu verbannen, kalt, stolz und streng zu werden; doch das gelang ihr nimmer.

Ihr Mann liebte sie viel zu leidenschaftlich, als daß er diese Veränderung an ihr bemerkt hätte. Andere Augen aber sahen dieselbe, die Augen des Mannes, welcher sie haßte und entschlossen war, ihr zu schaden, sobald sich ihm Gelegenheit bieten würde. Mit dem Gefühl der Freude empfand er, daß ein geheimer Kummer auf ihr lastete, und er hoffte innerlich, es sei eine alte Liebe, die sie dem Grafen zu Gefallen aufgegeben habe.

„Mein Tag der Rache wird schon kommen“, sprach er zu sich; „meine Hoffnung trügt mich sicher nicht. Ich werde sie einst in meine Macht bekommen und werde diese Macht erbarmungslos gebrauchen.“

Ihre Schönheit, ihre Jugend, ihre Anmuth stimmten ihn nicht milder, er hatte ein wachsames Auge und fühlte sich seines Erfolges sicher.

Schließlich fiel es Graf Wolfram auch auf, daß sein junges Weib still und gedrückt war. Es war nur natürlich, sagte er sich; sie hat sich in die völlige Umgestaltung ihres Lebens, die Neuheit ihrer Stellung eingelebt, die Gegenwirkung war gekommen. Sie mußte etwas Neues haben. Er freute sich, daß die Saison eben begann; er gedachte sein junges Weib nach der Stadt zu bringen, und dort würden ihre Triumphe sie allen Gedanken an ihre Vergangenheit entrücken, die er mit so tiefer, haßerfüllter Eifersucht betrachtete.

„Gertrud“, sagte er eines Morgens, „ich habe Dir ein herrliches Vergnügen zugedacht.“

Im ersten Augenblick dachte sie, es müsse den kleinen Leo betreffen — was weiter konnte ihr ein herrliches Vergnügen sein? — und sie wandte sich ihm mit einem Gesicht zu, aus dem eine so selige Wonne leuchtete, wie er noch nie darin gesehen hatte.

Er errieth ihre Gedanken und beeilte sich, ihnen eine andere Richtung zu geben.

„Du sollst den Herbst in der Residenz zubringen, mein Liebling, sollst allen hervorragenden Personen dort vorgestellt werden, sollst erfahren, was „Vergnügen“ und „Heiterkeit“ in ihrem wahrsten Sinne bedeuten!“

Kein Leuchten zeigte sich in ihren Zügen, kein Glanz in ihren Augen; Vergnügen hatte wie Glück und Liebe nur eine Bedeutung für sie, und das war der Besitz ihres Sohnes. Er bewunderte die Ruhe, mit der sie die Mittheilung hinnahm, die jede Andere in die freudigste Ueberraschung versetzt haben würde. Er versuchte, ihr einigermaßen zu beschreiben, was sie sehen und hören würde und ihr die glänzenden Scenen zu schildern, die sie durchleben und in denen sie ihre Rolle spielen würde.

„Erfreut Dich mein Vorschlag?“ fragte er.

„Ob er mich erfreut?“ wiederholte sie langsam. „Ja, Wolfram, ich freue mich darüber, wenn Du es thust.“

„Dann, mein süßes Lieb, sieh auch so aus wie früher, heiter, glücklich; unser jetziges Leben scheint Dir nicht zuzusagen.“

„Es sagt mir sehr wohl zu“, gegenredete sie matt.

War er blind genug, nicht zu sehen, daß eine jede Lebensweise, die ihr Kind nicht mit ihr theilte, ihr gleichbedeutend war? Er überschüttete sie mit seinem Reichthum, er trug ihr seine ganze, unermüdliche Liebe entgegen, ihren Sohn aber wollte er ihr nicht wiedergeben.

Er hielt Wort, sie gingen in die Residenz. Der Graf besaß ein Haus in der Königsallee und hatte dasselbe für seine junge Frau auf das Prächtigste vorrichten lassen. Die Gräfin erregte vollständiges Aufsehen durch ihre Schönheit und Anmuth. Sie war die Königin der Saison, die Herrenwelt schwärmte für sie. Man überschüttete sie an einem Tage mit mehr Huldigungen und Schmeicheleien, als anderen Frauen während ihres ganzen Lebens zu Theil wurden. Eine Zeit lang freute sie sich darüber. Es machte ihr großes Vergnügen, die Leute von ihrer Schönheit schwärmen zu hören und zu sehen, wie sie sich dazu drängten, mit ihr sprechen und in ihrer Nähe sein zu können. Doch während sie den schmeichelnden Worten lauschte, weilten ihre Gedanken bei Leo. In ihrem Auge ruhte ein fernschweifender Blick, ein Träumen auf ihrem Antlitz, was sie doppelt schön machte.

Der Graf war hoch erfreut über den Erfolg seiner reizenden Frau. Er war stolz auf ihre Schönheit, die vornehme Ruhe ihres Wesens, die Anmuth ihrer Bewegungen. Er sah, daß sie sich des neuen Reizes ihres Lebens erfreute, daß die Vergnügungen desselben ihre Wirkung auf sie nicht verfehlten, daß sie stets Unterhaltung hatte und gut aussah, obgleich sie die reizende Lebhaftigkeit verloren, die ihn in den ersten Wochen ihrer Ehe so sehr entzückt hatte.

„Sie hat die Vergangenheit vergessen“, sprach er zu sich. „Von nun an wird sie glücklich und zufrieden sein.“ Er gratulirte sich dazu, daß er den rechten Weg eingeschlagen, inmitten der glänzenden Lustbarkeiten hatte sie ihr Kind vergessen.

So meinte er, bis ein unbedeutender Zwischenfall ihm die Augen öffnete.

Unter den Freundinnen, welche sich Gräfin Sangerode erworben hatte, befand sich auch eine Frau von Kranz, eine schöne, junge Frau, welche einen schon älteren Mann mehr um seines Geldes willen, als aus Liebe geheirathet hatte. Sie hatte mehrere Kinder, denen sie sich getreulich widmete. Wer sie besuchte, dem wurden auch die Kinder vorgeführt. Der Graf kannte diese ihre Eigenheit nicht, als er eines Morgens mit seiner Frau seine Aufwartung dort machte.

Nachdem sie kurze Zeit in dem Empfangszimmer verweilt hatten, sagte Frau von Kranz:

„Haben Sie Kinder gern, Frau Gräfin?“

Wäre ihr plötzlich die Spitze eines Schwertes in das Herz gedrungen, so hätte sie nicht schwerer leiden können. Doch sie beherrschte sich und erwiederte lächelnd:

„Ja, ich liebe Kinder sehr.“

„Dann müssen Sie meinen Oskar sehen“, sagte Frau von Kranz. „Die Mädchen sind spazieren gegangen.“

Sie zog die Klingel, und wenige Minuten darauf kam ein schöner Knabe von drei Jahren in das Zimmer gelaufen. Der Zufall wollte es, daß er in demselben Alter stand wie Leo und auch dessen goldene Locken und glänzende blaue Augen hatte. Mit dem Rufe „Mama!“ lief er zu Frau von Kranz, welche ihn in den Armen auffing.

Die Gräfin saß bleich und vor Aufregung zitternd da; sie war nicht fähig, ein Wort hervorzubringen.

„Geh' zu der Dame, Oskar, und sage ihr „guten Morgen“!“ sagte Frau von Kranz. Oskar that, wie ihm geheißen und streckte Gertrud das Händchen entgegen, diese aber war ohnmächtig in ihren Stuhl zurückgesunken. Der Anblick des Kindes, das jenem so ähnlich war, welches sie verloren, hatte sie zu sehr ergriffen.

In höchstem Schrecken sprangen der Graf und die Herrin des Hauses auf.

„Es ist die Hitze hier im Zimmer“, sagte die Letztere, während sie sich mit stärkenden Essenzen über die Gräfin neigte. „Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, Herr Graf, in wenigen Minuten ist es vorüber.“

Doch Graf Wolfram wußte es besser. Er wußte, daß weder Hitze noch Kälte sie in solchem Maße angriffen. Es war der Anblick des Kindes.

Mit unsagbarer Erleichterung sah er Gertruds Augenlider sich wieder heben. Er bemerkte, mit welcher Anstrengung sein Weib sich zu beherrschen suchte, und er half ihr dabei. Er sprach unbefangen über die Hitze und deren Wirkung auf verschiedene Temperamente, während Gertrud das Kind zu sich rief.

Mit zitternden Händen hob sie es auf ihren Schooß, mit zitternden Lippen küßte sie ihm das schöne Gesicht; ihre ganze Seele leuchtete ihr aus den Augen, während sie zu ihm sprach; es lag eine Innigkeit in ihrer Stimme, wie in ihrem Lächeln, die einen Jeden rühren mußte.

Bald erhob sich der Graf. Als er die Hand seiner Frau berührte, fühlte er, wie sehr sie bebte, und während der Heimfahrt saß sie mit geschlossenen Augen und stillem, bleichen Gesicht da.

VII.

Vor Weihnachten kehrten sie wieder nach Sangerode zurück. Die Gräfin hätte keinen größern Erfolg in der Gesellschaft haben können. Sie hatte sich eine Menge Freunde erworben. Ihre Schönheit hatte ihr aller Herzen geöffnet. Erfolgreich und voller Triumphe kehrte sie nach Hause zurück.

Auf Schloß Sangerode hatte sich ein neuer Bewohner eingefunden, die hübsche, kleine Rosa von Weidau, die Tochter eines entfernten Verwand-

ten des Grafen. Ihre verstorbene Mutter hatte ihr ein kleines Vermögen hinterlassen und den Grafen gebeten, die Vormundschaft für ihre Tochter zu übernehmen, und er hatte alle Schwierigkeiten durch den Entschluß beseitigt, das Kind nach Sangerode zu nehmen und ihm eine Gouvernante zu halten, das würde besser sein, als es zur Schule zu schicken. Rosa war noch sehr jung, noch nicht vier Jahre alt; und Graf Wolfram hatte, indem er das Kind nach Sangerode kommen ließ, noch einen andern Zweck im Auge, er glaubte, es würde seiner Frau Freude machen, sie würde das kleine Mädchen lieb gewinnen, das ihr in einer Art ihr verlorenes Kind ersetzen sollte. Die Gräfin war in der That erfreut darüber, denn Rosa war ein hübsches Kind, und dieses lieben, für dasselbe sorgen, war eine Beschäftigung, die sie gewiß zerstreuen würde.

Anfangs war es auch so. Die Gräfin freute sich, ein Kinderzimmer einrichten, eine Gouvernante engagiren zu können, ein Kind zu haben, das sie lieben und pflegen konnte; doch als der Reiz der Neuheit verflogen war, stellte sich der alte Kummer wieder ein. Wenn Wolfram dies Alles für das Kind einer Verwandten thun konnte, die er kaum gesehen, noch gekannt hatte, warum ließ er sie ihr Kind nicht wenigstens auf eine halbe Stunde sehen? Für eine halbe Stunde mit dem kleinen Leo vereint zu sein, würde sie Alles hingegeben haben. Doch, die eine Freude, nach der sie sich vor Allem sehnte, wollte er ihr nicht bereiten.

Zu Beginn des Frühlings erreichte des Grafen Glückseligkeit den Höhepunct durch die Geburt eines Sohnes. Nun hatte er keine Furcht mehr, nun dachte er, würde Gertrud ganz zufrieden, ganz glücklich sein, nun sie wieder ein eigenes Kind hatte. Er ahnte nicht, daß diese, während sie schwach und krank dalag, sich eine Bitte an ihn ersonnen, sich ausgedacht hatte, wie sie ihn bitten würde, sein Kind zu betrachten, und bewegt von der Liebe, die er dabei für dasselbe empfand, ihr ihren kleinen Leo wiederzugeben. Früher hatte er sie mit kurzen, strengen Worten abgewiesen, doch nun ein Kindergesicht für sie flehte, würde er, meinte sie, sie erhören.

Er trat in das Zimmer und überhäufte sie mit den zärtlichsten Liebesworten. Ihr Muth wuchs. Ruhig schaute sie ihm in das schöne, dunkle Gesicht und sagte:

„Wolfram, liebst Du Dein kleines Söhnchen?“

„Natürlich, mein Liebling“, lautete die Antwort.

„Du würdest ihn nur sehr ungern verlieren?“ fuhr sie fort.

Doch sichtlich errieth er, was in ihr vorging, denn er bedeckte die süßen, bebenden Lippen und das bleiche, schöne Antlitz mit leidenschaftlichen Küssen und erwiederte:

„Lieber würde ich ihn und alles Andere auf der Welt verlieren als Dich. Nun wirst Du ganz glücklich sein, Gertrud. Du hast Mann und Kind, Dir fehlt nichts mehr.“

Sie verstand ihn, sie wußte, daß sie nichts weiter sagen durfte.

Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher Gräfin Gertrud nach ihrem Kinde verlangte, wurde zu heftig, als daß sie dieselbe noch länger ertragen hätte. Sie fühlte schließlich, daß sie darüber wahnsinnig werden oder daran sterben mußte. Ihren Gemal nach Leo zu fragen, war zwecklos; von ihm erfuhr sie nichts. Sie mußte sehen, sich auf andere Weise Aufklärung zu verschaffen. Sicher fand sich unter seinen Papieren eine Notiz darüber, wohin er das Kind geschickt, vielleicht eine Nota über die Zahlung oder sonst etwas

der Art. Es konnte ja kein Unrecht sein, sah, er war ihr Gatte, er würde auß ihr haben. Seine Papiere wurden alle in der Bibliothek aufbewahrt, nur jetzt war gerade sein Secretär, abwesend. Die Schlüssel der verschiedenen Kästen und Schubfächer blieben oft auf dem Tische liegen; sie mußte den Zufall vertrauen, und eines Tages, wenn Wolfram ausgegangen war, wollte sie seine Papiere durchsuchen und nachsehen, ob sich keine Notiz oder Rechnung, die ihr Aufschluß über den Aufenthalt ihres Kindes gab, darunter finden würde.

Fand sie einen solchen Aufschluß, dann wollte sie sofort abreisen, der Folgen davon ungeachtet, und ihn sehen; und wenn der Graf es entdecken sollte, so würde sie sich jeder Strafe unterwerfen, die er über sie verhing. Aber sie mußte ihr Kind sehen, jede Faser ihres Herzens streckte sich ihm entgegen. Sie mußte es sehen, oder sie würde sterben.

Sie mußte sich einige Tage gedulden, bevor sich ihr die Gelegenheit bot, im Zimmer ihres Mannes ungestört zu sein.

Eines Morgens trat der Graf mit den Worten zu ihr:

„Ich will nach Braunheim hinüberfahren, Gertrud; willst Du mich begleiten? Ich werde wohl kaum vor Abend zurückkommen."

Das Herz schlug ihr heftig; die Gelegenheit war da, sie mußte sie wahrnehmen. Sie dankte ihm, lehnte es aber ab, der Morgen war so warm und sie hatte nicht Lust, das Haus zu verlassen. Er bewunderte stets ihre liebenswürdige, bestimmte Art, und nie bewunderte und liebte er sie mehr, als wenn sie ihren eigenen Willen behauptete. Liebkosend strich er ihr mit der Hand über das glänzende Haar und sagte:

„Ich glaubte, Du hättest jederzeit Lust, mit mir auszufahren!"

„So ist es auch; aber ich habe heute Morgen etwas Wichtiges vor, Wolfram, und möchte nicht gern das Haus verlassen."

„Ich kann doch aber überzeugt sein, daß der Grund nicht darin liegt, daß Du mich weniger liebst?" fragte er.

Innerlich dachte sie: „Nein, aber weil ich meinen kleinen Leo mehr liebe." Laut erwiederte sie: „Ich werde Dich niemals weniger lieben, Wolfram."

„Könntest Du mich jemals wohl mehr lieben?" fragte er.

Und wieder redeten die sanften, traurigen Augen ihre eigene Sprache, als sie den Blick auf ihn richtete, wie sie ihn noch tausend Mal mehr lieben würde, wenn er ihr ihren Sohn wiedergäbe.

Er verstand den Blick; er beugte sich zu ihr herab, küßte sie auf die Lippen und ging ohne ein weiteres Wort. Das bestärkte sie in ihrem Vorsatz; hätte sie vorher noch Bedenken getragen, so würden diese jetzt verschwunden sein. Der Mann, welcher von ihr erwarten konnte, sie würde ihr Kind vollständig vergessen, durfte sich nicht wundern, daß sie zu erforschen strebte, was er ihr so entschieden verbarg.

Und doch mißfiel ihr die sich selbst ertheilte Aufgabe, als sie sein Zimmer erreichte. Die Schlüssel lagen auf dem Tische und Niemand befand sich im Zimmer. Sie glaubte sich allein in diesem Flügel des Hauses. Sie hatte vergessen, daß Vetter Albert nicht mit dem Grafen gegangen war.

Ihr Unternehmen widerstrebte ihr; sie fühlte, daß es nicht ganz ehrenhaft war, doch es war der einzige Weg, auf dem sie hoffen konnte, etwas über Leo zu erfahren. Sie nahm die Schlüssel und öffnete eine Schublade

nach der andern. Ihr schönes Gesicht mit dem forschenden Blick war über die Papiere gebeugt, sie prüfte dieselben sorgfältig, doch es fand sich keine Rechnung, keine Notiz, nichts, was das Kind betraf.

Darauf trat sie an das mit vielen Fächern versehene Pult. Doch auch da war es dasselbe, nicht das kleinste Papier enthielt eine den kleinen Leo betreffende Notiz. Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Sie war so sehr in ihre Angelegenheit vertieft, daß sie das Oeffnen der Thür nicht wahrnahm. Sie merkte nicht eher, daß Jemand in das Zimmer getreten war, als bis ein dunkler Schatten auf das offene Pult fiel, und als sie aufsah, erblickte sie das ironisch lächelnde Gesicht Vetter Alberts, der sie fest anschaute.

„Es ist mir eine große Beruhigung, daß ich Sie hier finde, liebe Cousine", sagte er. „Ich weiß, daß es Wolfram nicht liebt, wenn Jemand sein Zimmer betritt, oder seine Papiere durchsieht, und ich fürchtete in der That, es sei ein Dieb."

Er sah, wie das schöne Antlitz todtenbleich wurde, und obgleich er nicht einmal ahnen konnte, warum sie das Pult geöffnet, so entnahm er doch aus ihrem Erschrecken und ihrer Verwirrung, daß außer ihr selbst Niemand die Veranlassung dazu kannte.

„Suchen Sie Wolframs Testament?" fragte er im Tone unbeschreiblicher Frechheit. „Wenn Damen so eifrig zwischen den Papieren ihres Mannes suchen, so nimmt man gewöhnlich an, daß ihr eigenes Interesse dabei betheiligt ist."

„Mich interessiren ganz andere Dinge, als meines Mannes Testament", antwortete sie. „Und selbst wenn er es gemacht hätte, würde mir das gleichgültig sein."

„Darf ich Ihnen beim Suchen des Verlorenen behülflich sein?" fuhr er fort. „Es sollte mich wundern, wenn etwas abhanden gekommen wäre, denn Wolframs Secretär ist ein sehr ordnungsliebender Mann."

„Ich bin jetzt Wolframs Secretär", sagte sie, „und muß Sie in dieser Eigenschaft ersuchen, mich nicht zu stören."

Er verneigte sich und verließ sie, erfreut über das zufällige Zusammentreffen.

„Nun habe ich sie in meiner Gewalt", sprach er zu sich, „das ist für mich von unermeßlichem Werth. Wenn der rechte Zeitpunct da ist, werde ich Gebrauch von meiner Entdeckung machen."

Die Gräfin fuhr indessen in ihrem Suchen fort, bis sie glaubte, jedes Papier durchgesehen zu haben, doch das Kind war nirgends erwähnt, nirgends stand sein Name geschrieben.

Voller Verzweiflung gab sie das Suchen auf; weiteres Nachsuchen hatte keinen Zweck; jede Hoffnung, eine Spur ihres verlorenen Kindes zu finden, war dahin.

Entsetzliche Verzweiflung bemächtigte sich ihrer. In späteren Jahren, als diese kummervollen Tage wie ein Traum hinter ihr lagen, fragte sie sich manches Mal, wie es ihr möglich gewesen, dieselben zu überleben. Ruhe und Schlaf wichen von ihr. Sie vermochte nicht zu denken, nichts hatte Interesse für sie. Sie wurde blaß und elend, und fing schon an, zu hoffen, ihr trauriges Leben werde zu Ende gehen. Doch ihre kräftige Constitution ließ sie nicht zu Grunde gehen; sie erholte sich wieder. Aber sie war nicht

mehr dieselbe; in ihr offenbarte es sich wieder, daß keine Liebe auf Erden so groß ist, wie die, welche der Himmel in der Eltern Herz gepflanzt hat — die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde.

VIII.

Graf Sangerode wollte Gertruds Sohn gütig und sorgfältig verpflegt wissen, wollte, daß er gut erzogen und zu einem höheren Berufe für das Leben ausgebildet werden sollte. Die Person, in deren Hände er den Knaben überantwortet hatte, war eine gewisse Frau Steiner. Sie war die Tochter einer Frau, die zu Lebzeiten des letzten verstorbenen Grafen vierzig Jahre Haushälterin in Sangerode gewesen. Ihre Tochter Susanne hatte einen achtbaren Buchdrucker geheirathet und war mit diesem nach dem Flecken Winningen gezogen.

Der Graf schenkte Karl Steiner und dessen Frau großes Vertrauen. Er übergab ihnen Leo nebst einer großen Summe, die er alljährlich erneuerte.

Der Graf glaubte, er habe sein Bestes für den Knaben gethan, wenn er eine Schranke um ihn herum errichtete, die jedes Leid von ihm fern hielt. Zugleich auch hatte er Befehl gegeben, sobald dem Knaben etwas zustoßen sollte, ihn davon zu benachrichtigen. Nur Eins vergaß er, er gab keine Verhaltungsmaßregeln für den Fall, daß des Kindes Pflegeeltern ein Unfall zustieß.

Susanne Steiner war sehr gut gegen Leo. Innerlich glaubte sie, er sei des Grafen Sohn, Jener habe unter seinem Stande geheirathet und die junge Mutter sei gestorben. Dies schien ihr die einfachste Lösung des Räthsels. Sie schuf sich einen kleinen Roman daraus, und als sie vollends von den Hochzeitsfeierlichkeiten in Sangerode hörte, war sie fest überzeugt, die Wahrheit errathen zu haben.

Es war natürlich, daß der Graf, nun er sich wieder eine Frau genommen, jedenfalls eine sehr hohe, feine Dame, nicht gern an dieses Kind erinnert sein wollte. Susanne ließ sich freilich nicht träumen, daß er des Kindes Mutter geheirathet und daß er, nur um den Sohn von ihr zu trennen, all' diese Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte.

Jahre rollten dahin. Leo erhielt die beste Erziehung, die man ihm in Winningen geben konnte. Er kannte nur den einen Wunsch, nämlich Künstler zu werden. Er fand seine Welt nur in edlen Formen und schönen Farben; es war zwecklos, ihn zu einem andern Berufe zu zwingen. Bevor er noch das siebente Jahr erreicht hatte, konnten seine kleinen, zarten Hände schon in nicht kunstloser Weise den Bleistift führen und zeichnen.

Karl Steiner, der Buchdrucker, war ein einsichtsvoller, kluger Mann. Er sah, daß der Knabe zum Künstler geboren war. „Laß ihn ruhig seinen eignen Weg gehen, Susanne", sagte er zu seiner Frau. „Wenn es ihn drängt, Bilder zu malen, wird er sie auch malen, gleichviel, was wir aus ihm machen wollen."

Steiner schickte Leo in die Schule. So lebte er einige Jahre, da plötzlich, eine Stunde zuvor noch gesund, starb der wackere Steiner.

Die Witwe heirathete wieder, ihr zweiter Mann aber unterschlug das Geld, das für Leo bestimmt war, und dieser wurde auf die Straße gestoßen.

Leo ging nach der Residenz mit wenigen Thalern in der Tasche. Er gab sich alle Mühe, Beschäftigung zu finden, doch vergeblich. Alles blieb fruchtlos. Das feine, zarte Gesicht und die abgetragenen Kleider paßten nicht zusammen, man sah ihn mit mißtrauischen Blicken an.

Er hatte seinen letzten Thaler verausgabt, kein Pfennig war ihm mehr geblieben, und schon einen vollen Tag hatte er nichts mehr gegessen, als ihn ein Regensturm unter das hohe Portal eines der schönsten Häuser der Residenz trieb. Es fand dort an dem Abend ein Concert statt, und ein vortrefflicher Tenorist hatte die Ohren aller Zuhörer durch seinen Gesang entzückt. Es war, als ob derselbe noch die Luft durchzitterte. Dann fuhren die Wagen vor, und bunt gekleidete Leute stiegen hinein. Niemand beachtete die hohe, schlanke Gestalt, welche hungernd, müde, frierend und verzweifelnd am Pfeiler lehnte. Damen in den elegantesten Toiletten stiegen, von ihren Begleitern gefolgt, in ihre Equipagen und fuhren davon. Niemand beachtete Leo, bis der berühmte Tenorist mit einigen Freunden heraustrat; sein freundlicher Blick fiel auf das schöne, eingefallene Gesicht und die gebeugte Gestalt und sein edles Herz empfand inniges Mitleid.

Der Künstler, Vernini war sein Name (eigentlich hieß er Werner), trat zu ihm.

„Wen haben wir hier?“ sagte er, und die Stimme, welche soeben die Herzen von Hunderten durchzittert hatte, drang wie die eines Engels an das Ohr des verzweifelnden Knaben.

„Welch ein Gesicht!“ rief der große Sänger. „Wer bist Du, mein Junge? Was hat Dich hierher geführt?“

„Ich sterbe vor Hunger, Herr“, erwiederte der Knabe, „und ich kam hierher, um Schutz gegen den Regen zu suchen.“

Man sagte von Vernini, seine Töne wären silbern, doch sein Herz wäre reines Gold. Sein schönes Gesicht wurde blaß, als er an des Knaben matten Augen und bebenden Lippen sah, daß er schon halb todt war vor Hunger.

„Hungrig“, rief er, „in dieser Stadt des Ueberflusses? Mögen die Leute sagen und denken, was sie wollen; ich würde nie wieder einen Bissen essen können, wenn ich diesen Knaben hungern ließ.“

„Bedenken Sie, was Sie thun, Vernini“, warf einer seiner Freunde ein, „man weiß nie, ob man nicht betrogen wird.“

„Nun“, entgegnete der gutherzige Tenorist, „lieber wollte ich unter zwanzig Malen neunzehn Mal betrogen sein, als einen Menschen einem solchen Schicksal überlassen. Sehen Sie sich seine Züge an, sie können nicht lügen — Sie sehen den Hunger darin geschrieben, so sanft sie auch sind. Ich werde der Sache schnell ein Ende machen und den Knaben in meinem Wagen mit mir nach Hause nehmen — meine Frau wird nicht böse sein — und ich werde um so besser schlafen mit dem Bewußtsein, ein Leben vor dem Untergang gerettet zu haben.“

Ein paar Minuten standen seine Freunde von fern, doch Alle achteten den großen Sänger seiner Güte und Barmherzigkeit wegen. Er nahm den Knaben mit in sein Haus, gab ihm zu essen, schenkte ihm Kleider und ließ ihm ein paar Tage Zeit, bevor er mit ihm von seiner Vergangenheit und seiner Zukunft sprach.

IX.

Vernini hatte Grund, auf sein gutes Werk stolz zu sein. Nachdem der Knabe frisch gekleidet und gut gespeist war, sah er wie ein neues Wesen aus. Das feine, zarte Gesicht röthete sich vor Dankbarkeit, als sein Wohlthäter mit ihm sprach und ihn fragte, wie er im Leben fortzukommen gedacht hätte.

„Ich kann nur Künstler werden", antwortete der Knabe, „ich kann keinem andern Berufe folgen, ich muß Künstler werden."

Seine einfache Geschichte war bald erzählt. Seine Eltern waren gestorben — das heißt, wenn Karl und Susanne Steiner wirklich seine Eltern gewesen — doch selbst das wußte er nicht einmal sicher. Wenig Menschen wußten weniger von sich selbst, als dieser blonde Knabe. Verninis Fragen blieben vollständig fruchtlos; er konnte ihm nur sagen, daß er Karl Steiner hieß. Er blickte auf in das freundliche, schöne Gesicht des liebenswürdigen Tenoristen und sprach:

„Herr, ich weiß kaum, ob ich die Bitte wagen darf; wenn Sie sich aber meiner annehmen wollten, würde ich Ihnen zeitlebens dankbar sein. Helfen Sie mir, ein Künstler zu werden, und ich werde es Ihnen vergelten."

„Ich werde Dir helfen", versprach ihm Vernini; und er hielt Wort.

Er nahm den Knaben mit zu Professor Weyland, dem berühmten Maler, der zu seinen intimsten Freunden zählte, und erzählte diesem, was er beabsichtige.

„Ich glaube nicht, daß ich in meinem Leben jemals eine Kirche bauen werde", sagte der Künstler, „wenn es mir aber gelingt, aus diesem freundlosen, verlassenen, talentvollen Knaben einen rechten Mann und Künstler zu machen, denke ich ein eben so gutes Werk vollbracht zu haben."

Und es war in der That ein gutes Werk. Leo bewies bald die Wahrheit seiner Worte, daß er zum Künstler geboren sei, und daß er nie etwas Anderes werden könne.

„Du hast mir ein wahres Genie zugeführt, Vernini", sagte der Maler zu dem Sänger; „er wird meiner Lehre nicht lange bedürfen. Sein ganzes Herz hängt an der Kunst; er wird sich schnell einen Namen machen."

„Gott sei Dank, daß ich ihn dem Hungertode nicht überließ", bemerkte Vernini. „Ich liebe den Knaben um seiner selbst willen eben so sehr, wie um seines Genies willen."

Leo war zu einem hübschen, schlanken Jüngling herangewachsen, der selbst aus einer ganzen Menschenmenge heraus die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben würde. Er hatte seiner Mutter Stirn, ihre goldbraunen Locken, ihren sanften, reizenden Mund. Von Natur war er edel, freundlich und hochherzig. Er lebte nur in seiner Kunst, sie war sein Leben. Außer den beiden gütigen Männern, die ihn gerettet hatten, besaß er keinen Freund. Auch Bekannte hatte er nicht; er stand ganz allein. In seiner Kunst aber fühlte er sich niemals einsam. Wenn er die prächtigen Färbungen von Himmel und Erde wiedergeben konnte, empfand er keine Einsamkeit. Was brauchte er weiter?

So ging die Zeit hin. Fünf Jahre arbeitete er mit rastlosem Fleiße, dann war sein Ruhm gegründet. Das eine seiner Bilder, genannt „Unter der Eiche", kaufte der König an und es machte ihn berühmt. Die Kritik meinte, man habe lange kein so naturwahres Colorit auf Bildern gesehen.

Er nahm seinen Erfolg mit einer Bescheidenheit hin, die ihn doppelt reizend machte. Eines Tages sagte er zu seinem Meister:

„Es ist nicht möglich, einen geistigen Schatten zu malen, und doch schwebt mir schon seit Jahren der Schatten eines Geistes vor."

„Was für ein Schatten?" fragte Professor Weyland.

„Der Schatten eines Frauengesichts. Doch welch eines Gesichts! Noch nie habe ich ein zweites solches gesehen, weder im Leben noch auf Bildern."

„Wie sieht es aus?" fragte der große Meister.

„Ich kann es nicht beschreiben; es ist, als ob es mir nur wie ein Schatten durch Herz und Kopf schwebe. Es wäre mir unmöglich, es mit Worten zu schildern. Auch auf der Leinwand könnte ich es nicht wiedergeben; und das scheint mir doch viel leichter. Es ist schattenhaft, wie ein Traum, doch es ist da in meinem innern Blick."

Der Künstler lächelte.

„Wie kam das Gesicht hinein, lieber Steiner?" fragte er.

Der junge Mann schaute lächelnd auf und sagte:

„Mir ist es, als ob — nein — ich weiß, daß, als ich noch Kind war, sich jenes Antlitz über mich neigte, wenn ich schlief, und sich meinem Gedächtniß einprägte. Ich habe so oft davon geträumt. Zuweilen war es mir, als ob es lächelte, dann wieder als sei es traurig, doch jederzeit sah es liebevoll aus. Im Traum sehe ich es viel klarer, als im Wachen. Es wird der Tag noch kommen, an dem ich es malen werde, und dann soll die Welt erfahren, wie schön und lieblich ein Frauengesicht sein kann."

Der Künstler lachte und meinte: „Ich höre Ihnen gern zu. Ich lebe wieder auf in Ihrer Jugend. Als ich so alt war, wie Sie, hatte ich dieselben Träume und Ideen. Jetzt befriedigt mich die nüchterne Wirklichkeit."

Leo lebte bei seinem Freund und Meister, Professor Weyland. Das größte Vergnügen, welches die beiden Freunde kannten, war ein Besuch in dem schönen Hause des berühmten Sängers. Leo erklärte stets, er könne die Musik auf die Leinwand übertragen, er sah zwischen der Musik und den Farben eine unsichtbare Verbindung, die kein Anderer verstehen konnte.

Eines Morgens trat Weyland außergewöhnlich früh in das Atelier.

„Karl", sprach er, „das Glück klopft nur ein Mal an jedes Menschen Thür. Jetzt klopft es an die Ihre; sind Sie für dasselbe zu Hause?"

„Für Dame Fortuna bin ich natürlich zu Hause und heiße sie willkommen, möge es sein in welcher Gestalt es wolle", erwiederte er.

„Sie kommt in Form dieses Briefes", sagte der Künstler. „Er kommt von niemand Geringerem, als dem Grafen Sangerode. Mehrere seiner ältesten und werthvollsten Bilder haben durch einen Unfall gelitten, und er bittet mich, die Reparatur derselben zu übernehmen. Nun, Karl, um die Wahrheit zu sprechen, muß ich gestehen, daß Sie es weit besser machen würden, als ich. Sie sind ein echter Künstler und eignen sich viel mehr dazu, an das Werk eines Genies zu rühren; Sie würden in der Wahl der Farben keinen Fehlgriff thun. Ich würde mich freuen, wenn Sie sich der Aufgabe unterziehen wollten."

„Mit tausend Freuden, wenn Sie es wünschen", entgegnete Leo.

„Ja, ich wünsche es sehr. Sie werden in ganz Deutschland keinen edleren Kunstfreund finden, als den Grafen Sangerode. Es wird sich Ihnen dort ein glänzendes Feld eröffnen, denn wenn er Ihr Talent sieht, wird er nicht ruhen, bis er mehrere Bilder bei Ihnen bestellt hat."

„Sie überlassen mir da Vortheile, die Sie für sich selbst in Anspruch nehmen können", sagte Leo.

„Nein, Sie irren. Ich könnte die Stadt nicht für längere Zeit verlassen, und der Graf schreibt mir, die Arbeit werde mehrere Monate in Anspruch nehmen. Es wird sehr angenehm für Sie sein, Sie werden in Sangerode wohnen und der Graf wird schon dafür sorgen, daß Ihnen jede Bequemlichkeit und jeder Luxus zu Theil wird; davon bin ich überzeugt. Sie werden einen angenehmen Sommer verleben. Ich werde Sie hinbringen und Sie dem Grafen vorstellen. Wenn er Sie sieht, wird er gewiß keine Schwierigkeiten erheben."

Einige Stunden darauf erschien der edle Künstler abermals.

„Da ich Ihre geistige Unabhängigkeit kenne, Karl", sagte er, „werde ich Sie nicht, wie ich anfangs beabsichtigt, für Sangerode ausrüsten. Sie haben bei dem Bankier eine kleine Summe liegen, nehmen Sie diese dazu. Vergessen Sie nicht, daß Sie einige Zeit in Sangerode bleiben und sich in der besten Gesellschaft bewegen werden; nehmen Sie alles Nöthige mit."

An einem hellen Maimorgen reisten die beiden Freunde nach Sangerode ab. Dort angelangt, dauerte es nicht lange, bis sie in dem großen Bibliothekzimmer standen und dem Kommen des Grafen entgegensahen. Noch nie hatte Leo einen so prächtigen Raum gesehen, und er war im Begriff, in künstlerisches Entzücken auszubrechen, als plötzlich die Thür geöffnet wurde und er dem Grafen gegenüberstand.

So fanden sie sich wieder — der stolze Graf, der eifersüchtige Mann, welcher die Mutter gezwungen hatte, ihr Kind zu verlassen, der Mann, welcher den Sohn des Weibes verstoßen, welches er liebte, und der Sohn eben dieses Weibes kam nun auf das Gut jenes Mannes. Schon einmal zuvor hatten sie sich so gegenüber gestanden; und das war in dem schönen Arnthal gewesen.

Damals hatte das Kind dem Grafen vom ersten Augenblick an brennende, haßerfüllte Eifersucht eingeflößt, eine Eifersucht, bitterer als der Tod, er hatte sich mit Unwillen von dem Kinde abgewandt, weil dessen schöne, junge Mutter es geliebkost hatte; jetzt verbeugte er sich mit liebenswürdigem Lächeln vor dem jungen Künstler mit dem schönen, geistreichen Kopf und den glänzenden Augen.

Er reichte dem Professor die Hand und hieß ihn in Sangerode willkommen. Darauf stellte ihm Jener Herrn Karl Steiner vor, und fragte, ob er, nachdem er einige Proben von des jungen Künstlers Hand gesehen haben würde, diesem gestatten würde, die Reparaturen der beschädigten werthvollen Gemälde zu übernehmen. Der Graf lächelte und erwiederte:

„Sie sind noch sehr jung zur Uebernahme einer so schwierigen Aufgabe, Herr Steiner; doch wenn der Professor für Ihre Geschicklichkeit garantirt, bin ich es zufrieden."

„Ich kann mehr als das, Herr Graf", erklärte der Künstler. „Ich kann Sie versichern, daß Herr Steiner die Gemälde weit besser repariren wird, als ich es könnte. Mit Ihrer Erlaubniß mache ich einen Vorschlag: Ich bleibe zwei oder drei Tage hier, um Herrn Steiner mit einigen kleinen Rathschlägen zur Seite zu stehen."

Der Graf war ganz damit einverstanden. Er hätte sich nicht liebenswürdiger zeigen können. Er bat seine Gäste, sich ganz heimisch bei ihm

niederzulassen. Die Gräfin sei abwesend und würde auch in dieser Woche noch nicht heimkehren; sie würden indessen in deren Nichte, Fräulein von Weidau, eine aufmerksame Wirthin finden.

X.

Zwanzig Jahre bringen bei den meisten Menschen eine wunderbare Veränderung hervor. Ueber das blonde Haupt der Gräfin Gertrud waren sie leicht hinweggezogen. Jetzt war sie eine auffallend schöne Frau von achtunddreißig Jahren. Doch die Zeit hatte so wenig Spuren an ihr zurückgelassen, daß man sie kaum für fünfundzwanzig Jahre gehalten hätte. In ihrem schönen Antlitz zeigte sich noch kein Fältchen; die Stirn war weiß und glatt, das goldene Haar hatte einen tieferen Glanz, ihre leuchtenden Augen ein tieferes Licht. Die anmuthige Gestalt hatte sich mehr entwickelt. Sie war eine königliche Erscheinung, vollendet in ihrem Liebreiz.

Mehrere Jahre hindurch hatte sie fast ohne Erregung gelebt. Es war ihr gewesen, nachdem sie sich vollkommen überzeugt hatte, daß ihr keine Macht der Welt ihren Sohn zurückgeben konnte, als habe das Leben gar keinen Reiz mehr für sie. Der junge Graf hatte sich nach jeder Richtung hin so entwickelt, wie es sich sein Vater nur wünschen konnte. Seine Mutter war ihm heiß und innig zugethan, doch nicht mit der leidenschaftlichen Liebe, mit der sie an ihrem älteren und verlassenen Kinde gehangen hatte. Sie lebte fast ohne irgend welche Aufregung. Jener eine große Kummer schien ihr Herz gelähmt zu haben. Sie konnte nicht mehr leiden; das Leben hatte für sie nichts Schreckliches mehr. Kein anderer Kummer besaß die Macht, sie so zu durchdringen, sie so zu martern, wie jener. Kein anderer Gram konnte ihr ganzes Gemüth kalt, hart und stolz machen. Es gab für sie kein Leid mehr; aber auch keine Freude; Armuth, Krankheit und Tod würden ihr keinen Klagelaut entrissen haben. Nichts vermochte ihr Interesse oder Gefallen abzugewinnen. Jener eine große Schlag hatte jedes Gefühl für Freude und Schmerz in ihr erstickt. Nichts bekümmerte, nichts erfreute sie mehr. Sie war still, ruhig und gleichgültig geworden. So kam es, daß sie sich ihre jugendliche Schönheit bewahrt, daß Schmerz und Gram keine Spuren auf ihren Zügen zurückgelassen hatte.

Sie hatte ihren verlorenen Sohn Jahre lang nicht gegen den Grafen erwähnt. Es war, als ob sich zwischen ihnen ein Grab aufgethan hätte, in dem in ihrer Einbildung der Leichnam ihres Kindes lag. Der Graf liebte sie noch mit derselben leidenschaftlichen, hingebenden Liebe. Er hatte sich an ihre Kälte gewöhnt. Anfangs, als er das allmälige Erkälten jedes liebevollen, warmen und zärtlichen Gefühls in ihr bemerkte, erschrak er und versuchte es, durch jedes ihm zu Gebote stehende Mittel, aus ihr wieder die warmherzige Gertrud zu machen, die ihm zuerst seine Liebe abgewonnen hatte. Es war ihm nicht gelungen, und mit den Jahren gewöhnte er sich an ihr ruhiges, kaltes Wesen.

Sie lebten, in Anbetracht des offenen Grabes zwischen ihnen, glücklich genug. Der Graf war stolz auf seine schöne Gemalin, während sie in ihrer stillen, leidenschaftslosen Art, die ihr zur zweiten Natur geworden, ihre Pflicht erfüllte. Sie gehörte zu den beliebtesten Damen der großen Gesellschaft, sie war eine vollendete Wirthin und Gesellschaftsdame. Doch man

sagte von ihr mit Recht, sie sei leidenschaftslos und kalt wie eine Marmorstatue. Hätte aber der Graf von ihrem Sohne gesprochen, so wäre die Ruhe jederzeit gewichen und sie wieder das warmherzige, liebende, von den zärtlichsten Gefühlen erfüllte Weib geworden sein.

Rosa von Weidau war ein hübsches, heiteres Mädchen geworden, und Gräfin Gertrud war ihr herzlich zugethan. Der junge Graf befand sich in Bonn auf der Universität. Der Graf bestand darauf, daß er Staatswissenschaften und Volkswirthschaft studiren sollte.

Einige Tage war sie abwesend und kehrte erst wieder zurück, als Professor Weyland wieder abgereist und Leo sich ans Werk gemacht hatte. Auf des Grafen Wunsch arbeitete er in der Bildergalerie. Seine Staffelei ward dort aufgestellt und das eine der kostbaren Gemälde schon ziemlich restaurirt.

„Gertrud", sagte Graf Wolfram, als seine Gemalin angekommen war, „sobald Du Zeit hast, mußt Du in die Bildergalerie gehen und Dir ansehen, welch' wunderbaren Erfolg der junge Künstler, den ich zum Restauriren der Gemälde engagirt habe, erzielt. Ich bin ganz entzückt, und bin überzeugt, daß Du es nicht minder sein wirst."

Am späten Nachmittag desselben Tages erinnerte sie sich an das, was ihr Gemal gesagt hatte; sie beschloß, sich früher als gewöhnlich zum Diner anzukleiden, und dann der freundlichen Ceremonie nachzukommen und den jungen Künstler aufzusuchen.

Durch die hohen Glasfenster am Ende der Galerie fiel ein breiter Sonnenstrahl, und als Leo aufschaute, sah er in der Mitte des Saales eine wundersame Erscheinung stehen, eine hohe, schöne, königliche Frauengestalt, deren Liebreiz ihn für einen Moment blendete. Ihr langes, schleppendes Gewand, ihre Spitzen, ihre Juwelen, alles Das gab ein Bild, das seinem Gedächtniß nie wieder entschwand. Er blickte sie wie träumend an; dann wurde er todtenblaß und in seine Augen trat ein seltsamer Glanz. Das war dasselbe Gesicht, das ihn wie ein unbestimmter, entzückender Schatten verfolgte. Jetzt sah er es lebend vor sich und seine eigenen Worte fielen ihm wieder ein, es habe sich seinem Gedächtniß fest eingeprägt, während er schlief.

Die glänzenden Augen blickten in die seinen, und er sah, wie eine wunderbare Veränderung plötzlich über der Dame Gesicht zog, es lag darin ein Blick ernsten, milden Staunens, ein Blick, der ihm das Herz eben so erbeben machte, wie sein Blick das ihre. Mutter und Sohn, die seit achtzehn Jahren getrennt gewesen waren, standen sich zum ersten Male wieder gegenüber.

Langsam trat die schöne Frau zu ihm. Sie wußte nicht, welcher Impuls sie dazu trieb, ihm die weiße Hand entgegenzustrecken, doch sie that es; und die zwei Hände verschlangen sich in einem Druck, der ihnen selbst seltsam erschien.

„Ich brauche wohl nicht zu fragen, ob Sie der Maler Herr Steiner sind?" sagte die Gräfin, und es war, als ob ihm die süße Stimme bis in das Innerste seines Herzens dränge.

„Ich habe sie schon einmal gehört", sprach es in ihm. „Jeder Laut dieser Stimme ist mir bekannt." Er zitterte, sein Herz klopfte hörbar. Was war es, das dieser Klang in ihm wach rief, das wie eine längst verhallte Musik in seinem Innern fortgetönt hatte? Er suchte sich zu fassen und erwiederte:

„Ja, mein Name ist Steiner."

„Der Graf ist hocherfreut über Ihr Werk", fuhr sie fort.

Er verneigte sich, eine sonderbare Erregung raubte ihm fast die Besinnung, es war ihm nicht möglich, sich soweit zu fassen, um Worte finden zu können.

„Ich möchte gern sehen, was Sie bis jetzt gethan haben, doch nicht augenblicklich; ich werde morgen früh wiederkommen. Ich hoffe", fügte sie hinzu, „daß Sie während meiner Abwesenheit alle Bequemlichkeiten gefunden haben?"

„Ja", erwiederte er; er hatte mehr als Bequemlichkeit gefunden; und wieder standen sie sich schweigend gegenüber und schauten einander mit fragenden Blicken an.

Sie hatte zu ihm von seinem Werk, von seinem Behagen gesprochen, und somit ihre Pflicht als Herrin des stolzen Hauses erfüllt, warum verfügte sie sich nun nicht zu ihren Gästen, die ihrer warteten? Sie zögerte, ohne zu wissen warum. Sie stand an seiner Staffelei, und ihre königliche Schönheit schien auf Alles ringsum ihren Glanz zu werfen.

Sie verließ ihn nicht, sie sprach zu ihm über verschiedene Dinge, ließ ihre Augen auf seinen Zügen ruhen und ihr Ohr eifrig jedem Worte lauschen, daß von seinen Lippen kam. Sie hätte ihre Gefühle nicht mit Worten schildern, ihre Erregung nicht beschreiben können. Sie wußte nur, daß, während sie dort stand und sich mit ihm unterhielt, ihr eine Empfindung ihres alten Lebens zurückkehrte, sie fühlte sich heiter und frei, wie damals, bevor sich der Schatten des Kummers auf sie niedergesenkt hatte.

„Warum sehen Sie mich so ernst an, Herr Steiner?" fragte sie.

Es lag keine Koketterie und keine Ziererei in ihrer Art und Weise, nichts, als einfache Bewunderung. Seine Augen schienen bis auf den Grund ihrer Seele schauen zu wollen, noch nie hatte sich eine so sonderbare Empfindung ihrer bemächtigt.

Es war, als ob ein Zauber über dieser Unterredung waltete. Jetzt folgte sie mit den Blicken dem schönen, von den vollen Locken sich scharf abhebenden Profil des jungen Künstlers, dann wieder beobachtete sie emsig sein Mienenspiel, welches einen merkwürdigen Zauber auf sie ausübte, und ihr wie etwas längst Vertrautes erschien.

„Warum sehen Sie mich so an?" fragte sie noch ein Mal, und Leo raffte sich auf.

„Ich fürchte fast, es Ihnen zu gestehen, Frau Gräfin, da Sie mich für sehr phantastisch halten müssen."

„Sagen Sie es mir, mein Leben ist so reich an ernsten Erfahrungen, daß ich gern etwas Phantastisches höre", sagte sie.

Er war gezwungen, ihr zu gehorchen. Erst seit einer Viertelstunde stand sie dort; doch während dieser kurzen Zeit hatte sie eine so vollständige Macht über ihn erlangt, daß, wenn sie ihn gebeten hätte, er solle sein Leben für sie hingeben, er es mit Freuden gethan haben würde.

„Es ist nichts als eine Phantasie", sprach er sanft, „die ich aber sehr genährt habe, die Vision eines Frauenantlitzes. Es war wie ein Schatten. ich konnte es nicht klar sehen, ein so sanftes, schönes, reizendes Gesicht, mit dem sich kein lebendes, das ich je geschaut, vergleichen läßt. Ich habe versucht, es zu malen; doch sobald ich anfing, es zu entwerfen, entschwanden mir die Züge; schloß ich die Augen, so waren sie wieder da. Ich denke

immer, das Gesicht hat sich mir im Traume eingeprägt. Es ist eine tolle Phantasie, die mir aber sehr lieb geworden ist. Ich nenne das Gesicht mein Traumgesicht."

„Und was weiter?" fragte sie und ihre Augen erhielten einen noch tieferen Glanz, während sie ihn anschaute.

„Ich fürchte, Sie werden mir zürnen", sagte er; „doch es ist Ihr Gesicht!"

„Das meine?" rief sie.

„Ja, Frau Gräfin, ich erkenne es wieder. Es ist sehr anmaßend von mir, doch es ist dasselbe Gesicht; und im ersten Augenblick, als ich Sie sah, war ich ganz erschrocken. Mir war, als sähe ich meinen Traum verwirklicht."

„Das ist eigenthümlich", sagte sie, „doch auch Ihr Gesicht ist mir so bekannt. Nicht im Traum habe ich es gesehen, sondern in Wirklichkeit, nur weiß ich nicht, wo ich Ihnen begegnet bin. Professor Weyland sah ich in der Residenz, Sie befanden sich aber nicht bei ihm."

„Nein; ich würde es nicht vergessen haben, wenn ich Sie gesehen hätte", gab er zurück.

Die Tischglocke ertönte zum ersten Male.

„Sie werden kaum noch Zeit zur Toilette haben", sagte sie.

Sein zartes Gesicht erröthete.

„Ich habe nie mit dem Herrn Grafen gespeist", erwiederte er, „ich speiste bisher um ein Uhr und brachte meine Nachmittage im Walde zu."

„Das war sicher nicht meines Mannes Schuld. Sie werden in Zukunft mit uns speisen und Ihre Abende im Wohnzimmer zubringen, es wird Ihnen noch Zeit genug bleiben, Farbenstudien im Walde zu machen. Jetzt will ich Sie aber nicht länger aufhalten;" mit diesen Worten ging sie und ließ ihn wie betäubt zurück.

Wie er sich angekleidet, blieb ihm ein Räthsel. Er sah nichts weiter, als sein Traumgesicht; hörte nichts weiter, als die Stimme, aus der ihm die süßeste Musik der Welt entgegentönte.

Er trat gerade in das Wohnzimmer, als die glänzende Gesellschaft sich erhoben hatte, um in das Speisezimmer zu gehen. Die Gräfin stellte ihn einer sehr hübschen, jungen Dame vor, aber Leo sah und hörte nichts, als seine Wirthin. Auch war es sonderbar, daß sich ihre Augen bei Tische oft begegneten, und Beiden kam derselbe Gedanke: „Wo habe ich das Gesicht schon gesehen?"

XI.

Die Gräfin begriff nicht, was mit ihrem Leben vorgegangen war, es war wie verwandelt. Sie kannte nur noch den einen Wunsch, sich mit dem jungen Künstler zu unterhalten. Die Zeit schien ihr verloren, in der sie nicht mit ihm plauderte. Er übte einen Zauber auf sie aus, den sie sich nicht erklären konnte. Der Klang seiner Stimme beruhigte und besänftigte sie, sie hörte gern seine Meinung. Am meisten erfreute es sie aber, ihn über seine Kunst reden zu hören.

„Es scheint mir, Sie haben stets in Phantasien gelebt, Herr Steiner", sprach sie eines Tages zu ihm. Er lächelte, während er antwortete:

„Ja! Mir schwebten, so weit ich zurückdenken kann, stets seltsame Phantasien vor. Ich habe von hohen, sich weit ausbreitenden Bäumen und einem

klaren, murmelnden Bache geträumt. Ich weiß nicht, ob ich als Kind in der Nähe solcher Bäume gelebt habe, doch ich habe von ihnen geträumt, so lange ich mich meiner erinnern kann."

„Rasch blickte sie zu ihm auf und fragte:

„Wo war Ihre Heimat als Sie Kind waren?"

„Das weiß ich nicht. Ich erinnere mich meiner Heimat nicht, als bis ich in Wintersheim lebte, und seit damals habe ich oft den Wohnort gewechselt."

„Doch Ihre Mutter, Ihr Vater, Ihre Freunde?" sagte die Gräfin.

„Ich nannte die arme Frau Steiner Mutter, gerade so, wie sie mich zwang, ihren Mann Vater zu nennen, im Herzen aber glaubte ich nie, daß ich ihr Kind war."

„Warum nicht?" fragte die Gräfin voll tiefen Interesses für dieses einsame Leben."

„Ich weiß nicht warum. Aber ich liebte sie nicht so, wie ich denke, daß ich meine richtige Mutter geliebt haben würde. Sie war gut gegen mich, und ich ihr dankbar, weiter ging unsere Zuneigung für einander nicht; wir hatten nicht einen einzigen Gedanken gemein. In mir lebt das Ideal einer Mutter."

„Ein Ideal?" fragte die Gräfin. „Erzählen Sie mir mehr davon."

Seine leuchtenden Augen erglänzten tiefer.

„Nur ein Dichter wäre im Stande, jene Mutter zu beschreiben. Sie hat ein süßes Gesicht, eine melodische Stimme und helles, glänzendes Haar. Ihre Lippen sind weich und mild, ihre kleinen Hände schneeweiß, ihr Antlitz leuchtet, doch nicht irdischer Glanz, nein, der des Himmels strahlt daraus. Sie spricht mit gedämpfter Stimme zärtliche Worte. In meinen Träumen ist es mir, als ob das Ideal meiner Mutter gestorben sei, als ich noch ein ganz kleines Kind war, und als habe sie mich sterbend in ihren Armen gehalten. Das ist das Ideal meiner Mutter, Frau Gräfin. Aber Diejenige, welche ich Mutter nannte, war eine gute, vernünftige, einfache Frau, so ungleich der Mutter, die in meinem Herzen lebt, wie Tag und Nacht sich sind."

„Wie seltsam!" bemerkte die Gräfin.

„Ja, es ist seltsam. Ich habe nie über mein vergangenes Leben viel nachgedacht, doch ich bin überzeugt, daß ein schönes Wesen auf mich niederlächelte, mich küßte und mich mit Thränen benetzte, als ich noch Kind war. Sie muß dieses mein Ideal einer Mutter gewesen sein. Wie ich diese Mutter meiner Träume geliebt habe, kann ich Ihnen nicht beschreiben, Frau Gräfin. Ich habe Jeden beneidet, der eine Mutter hatte, die ihn liebte und ihn pflegte.

So hatten sie die Sommerstunden verplaudert. Denn mit der Zeit waren sie vertraute Freunde geworden. Die Gräfin konnte nicht begreifen, warum sie sich nicht nur völlig ungenirt ihm gegenüber fühlte, sondern seine Gesellschaft ganz besonders liebte. Sie mußte sich gestehen, daß ihr Leben wie umgewandelt war, seit er unter ihrem Dache weilte. Warum sie ihn lieb hatte, sich nach seiner Gesellschaft sehnte und gern mit ihm plauderte, war ihr ein Geheimniß. Das Einzige, was sie fühlte und verstand, war, daß ein seltsamer Zauber sie an ihn fesselte.

„Wenn ich meinen Leo sehen könnte!" sagte sie. „Er ist gewiß so wie dieser junge Künstler. Sein Gesicht war auch schön und umrahmt von sol-

chen goldbraunen Locken; auch muß er jetzt in demselben Alter stehen. Vielleicht kommt daher meine Vorliebe für den jungen Maler."

Zu ihrer größten Freude gehörte es, wenn der Graf fortgefahren oder geritten war, Leo aufzufordern, daß er sie in den Garten begleite; wenn sie dann an einer Fontaine oder in einer Rosenlaube, oder an einer Stelle saßen, wo die Sonne weiße Lilienbeete beleuchtete, plauderten sie ohne Unterbrechung.

Der junge Künstler empfand eine Art Verehrung für die schöne, majestätische Frau, die ihm so freundlich entgegenkam, wie noch kein anderer Mensch. Er erzählte ihr die einfache Geschichte seines Lebens, und sie ließ sich, interessirt, dieselbe wiederholen. Ein bloßer Zufall war es, daß er seinen ersten Pflegevater nie erwähnte, er sprach nur von dem zweiten und erzählte, wie dieser sich ruinirt habe.

„Ich hatte stets die unbestimmte Idee, daß ich etwas Geld besitze", fuhr Leo fort. „Frau Steiner äußerte sich mehrere Male darüber, daß, wenn ich in das Leben eintreten, ich es nicht mittellos thun würde, aber, wenn auch wirklich etwas dagewesen, so ist jetzt Alles dahin."

Dann erzählte er ihr, wie er einen ganzen Tag lang nichts zu essen gehabt — wie er frierend, hungrig und elend unter dem Portale eines vornehmen Gebäudes, worin der große Tenor gesungen, Schutz vor dem Regen gesucht hatte. Der Gräfin traten die Thränen in die Augen, während sie seiner Erzählung lauschte.

„Und das war Bernini", sagte er. „Ich hörte ihn singen und hielt ihn für den König unter allen Tenoristen. Jetzt weiß ich, daß er mehr noch ist als der herrlichste Sänger seiner Zeit."

Ihm blieb nur noch übrig, von seinem Künstlerleben zu erzählen, das war schnell geschehen.

„Nun", sagte sie, „liegt das übrige Leben noch vor Ihnen; wie wird es sich weiter gestalten? Als ich jung war, fragte ich mich oft, was mir das Leben wohl bringen werde?"

„Es hat Ihnen viel Schönes und Prächtiges gebracht", schaltete er ein.

„Eine Tragödie brachte es mir, gerade so, wie man oft ein mit Blumen bedecktes Grab sieht."

Sie bedachte, was sie im Begriff stand zu sagen, fast hätte sie diesem Fremden gegenüber das Geheimniß ihres innersten Herzens enthüllt. Sie versuchte zu lächeln, aber ihre Lippen zitterten. Und er, der sie eben so verehrte, wie liebte, wandte den Blick ab, um nicht Zeuge ihrer Aufregung zu sein. Darauf trat Rosa von Weidau zu ihnen, und die Unterhaltung wurde eine allgemeine.

Ein Mann befand sich im Hause, welcher diese zunehmende Vertraulichkeit wohl bemerkte, welcher mit großer Freude sah, daß, wie er glaubte, die Gräfin mit dem jungen Künstler kokettirte. Zwanzig Jahre lang hatte er sie mit Luchsaugen beobachtet und hatte nie etwas entdeckt, was selbst er mit seinem Haß hätte zum Schlechten ausbeuten können, außer als er sie beim Durchsuchen der Papiere ihres Gemals überrascht hatte. Er wußte, daß in ihrem Leben ein Geheimniß war, mehr wußte er nicht, jetzt aber sah er zu seiner höchsten Freude, daß sie, wie er meinte, mit dem jungen Künstler kokettirte.

Selbst die Geduld der Liebe ist nicht so groß, wie die des Hasses.

Graf Albert überzeugte sich, daß noch nicht alle Hoffnung verloren war, es stand nur ein Leben, und nicht gerade ein kräftiges, zwischen ihm und dem begehrten Besitz von Sangerode. Wenn der junge Erbe starb und seine Mutter, die Gräfin, durch irgend welche Mittel, gleichviel ob durch gute oder schlechte, von ihrer hohen Stellung herabgestürzt werden konnte, so gelangte er sicher an sein Ziel.

Er beobachtete sie scharf; während all' der zwanzig Jahre war es das erste Mal, daß er an ihr ein Interesse für Fremde wahrnahm. Sie hegte jetzt mehr als Interesse für den jungen Künstler, die Weise, in der sie mit ihm sprach, ihn anblickte, ihn erwartete, ihm seine kleinen Liebhabereien ablauschte, war genügender Beweis. Er war überzeugt, daß dies zu etwas führen müsse, und er beschloß, mit doppeltem Eifer zu wachen.

Eines Abends fuhr Graf Wolfram in die Stadt. Graf Albert schützte dringende Geschäfte vor und die beiden Damen waren mit Leo allein im Schloß. Die Gräfin ging in die Galerie, wo sie den Maler emsig beschäftigt fand.

„Herr Steiner", sagte sie, „meine Nichte, Fräulein von Weidau, und ich, wir wollen uns einen Feiertag machen, begleiten Sie uns. Wir wollen nach Bergendorf gehen. Es ist ein köstlicher Spaziergang; in der Waldhütte können wir uns ausruhen und mit Sonnenuntergang wieder zu Hause sein."

Er war nur zu erfreut über den Vorschlag. Die Drei brachen zusammen auf. Plötzlich, als sie sich auf einem grünen Hügel gelagert hatten, an dessen Fuße sich ein schmaler Bach hinschlängelte, rief Rosa:

„Liebe Tante, das habe ich noch nie zuvor bemerkt, sehen Sie sich Herrn Steiners Stirn an, sie ist genau so geformt wie die Ihre."

Anfangs lachte die Angeredete, dann wurden ihre Züge ernster, und sie fand die Behauptung vollkommen richtig.

„Wie sonderbar!" fügte Rosa hinzu. „Nicht allein Herrn Steiners Stirn, nein auch sein Haar und die Form seines Mundes sind ganz so wie bei Ihnen. Wahrhaftig, Tante, Herr Steiner könnte Ihr jüngerer Bruder sein! Fällt Ihnen nicht auch die Aehnlichkeit auf?"

„Gewiß, nun Sie mich darauf aufmerksam machen, Rosa. Vorher ist es mir nicht aufgefallen."

„Sie sehen der Gräfin in der That ähnlicher, als deren eigener Sohn", erklärte Rosa.

Wie die Gräfin zusammenfuhr bei diesen Worten! Sie schaute dem jungen Künstler in das Gesicht. Es war wahr; sie sah sie jetzt, die wunderbare Aehnlichkeit mit sich selbst. Sie begriff nicht, daß sie es nicht früher entdeckt, begriff nicht, daß Andere dafür blind waren.

Natürlich war es reiner Zufall. Man fand öfter solche Aehnlichkeiten. Sie hatte schon seltsame Geschichten von wunderbaren Aehnlichkeiten gehört, Herrn Steiners Aehnlichkeit mit ihr war eben so zufällig, wie jede andere Aehnlichkeit.

XII.

Wie es geschah, das wußte Leo nicht. Anfangs hatten sich seine Gedanken nur mit der Gräfin beschäftigt; ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre Liebenswürdigkeit, die unerklärliche Anziehungskraft, welche sie auf ihn ausübte, die eigenthümliche Sympathie, die sie zu verbinden schien, alles Das

hatte anfangs sein ganzes Denken in Anspruch genommen. Nach und nach erst begann Rosa von Weidaus liebliches Gesicht Eindruck auf ihn zu machen und sich in sein Herz zu stehlen und es zu erfüllen, bis er es ganz verloren hatte. Er hatte nie daran gedacht, sie zu lieben, es lag seinen Gedanken überhaupt ganz fern, sich zu verlieben.

Er sah sich zum ersten Mal so oft in der Gesellschaft eines jungen Mädchens ihres Alters und ihrer Stellung. Er erinnerte sich kaum einmal mit einem jungen Mädchen gesprochen zu haben; und sich selbst dessen unbewußt, hatte er an ihrer Gesellschaft großen Reiz gefunden.

Zu dieser Zeit war Graf Wolfram oft von Hause abwesend. Es stand eine Wahl zum Reichstag bevor, und er nahm lebhaftes Interesse an den Vorbereitungen dazu. Tag und Nacht arbeitete er, um seiner Partei zu nützen. Seinen bedeutenden Einfluß in der Provinz beutete er für politische Zwecke aus, und so war es nichts Ungewöhnliches, wenn er zwei bis drei Tage hinter einander von Hause fern war.

In jener Zeit geschah das Unheil. Graf Albert würde viel darum gegeben haben, hätte er zu Hause bleiben und beobachten können, was, wie er hoffte, geschehen würde; aber der Graf bestand darauf, daß er ihn begleitete. Die Gräfin ahnte nicht, was geschehen sollte. Sie und Rosa und der junge Künstler waren sehr glücklich zusammen; und daß der Maler sich in ihre Nichte verlieben würde, fiel ihr nicht ein.

Rosa von Weidau war nicht gerade, was die Welt ein schönes Mädchen nennen würde, aber ihr Gesicht war sehr hübsch und sanft. Sie hatte große, graue Augen mit langen, dunklen Wimpern, eine niedrige, weiße Stirn, dunkelbraunes Haar und klaren Teint. In ihrem Wesen war sie einfach und sanft, mit einem Wort, ein zierliches, anmuthiges Mädchen. Sie war klug und verständig und ihr größter Reiz ihr durch und durch wahrer, natürlicher Charakter. Ihr helles Lachen erfreute das Herz eines Jeden; die rothen Lippen, die weißen Zähne, die hübschen Grübchen in ihren Wangen waren reizend. Leo erfreute sich an ihrem Lachen; und nach kurzer Zeit sah er es gern, wenn sie erröthete, wenn ihr die flammende Röthe bis in die weißen Schläfen stieg. Bevor er es selbst wußte, liebte er die sanfte Rosa und bei ihm hieß ein Mal lieben, immer lieben.

Er entdeckte den wahren Stand seiner Gefühle, als Rosa, die eine große Freundin vom Zeichnen war und viel Talent dazu besaß, ihn eines Tages wegen einer Skizze, welche sie von einer Burg entwarf, um seinen Rath befragte. Er nahm ihr den Bleistift aus der Hand, und zeigte ihr, was sie zu wissen wünschte.

„Danke", sagte sie einfach. „Ich bin überzeugt, Herr Steiner, daß, wenn Sie mir einige Unterrichtsstunden gäben, ich ganz nett zeichnen würde."

„Nichts auf der Welt würde ich mit größerem Vergnügen thun", erwiederte Leo.

Flammende Röthe ergoß sich bei seinem leidenschaftlichen Ton über ihr Antlitz.

„Ich werde die Gräfin fragen", sagte sie sanft.

„Wird der Graf nichts dagegen einzuwenden haben?" fragte der junge Künstler.

Die grauen Augen leuchteten vor Lachen und die hübschen Grübchen begannen ihr Spiel.

„Ihn würde ich nicht fragen", erwiederte sie. „Jetzt beschränkt sich

Onkel Wolframs ganzes Interesse auf die Wahl in Lilienfeld, ein paar Zeichenstunden können unmöglich seine Aufmerksamkeit erwecken. Wenn die Tante einverstanden ist, brauche ich dem Grafen nicht davon zu sprechen. Wollen Sie sich aber wirklich einer solchen Mühe unterziehen, Herr Steiner?"

Die zwei jungen Gesichter kamen sich ein wenig näher; die grauen Augen blickten eine halbe Secunde lang in die Tiefen der blauen.

„Ich will Ihnen sagen, Herr Steiner, was ich gern lernen möchte, nach der Natur zeichnen. Wenn meine Tante mich das von Ihnen lernen lassen will, werde ich sie meinen Engel nennen."

„Sie ist ein Engel", sprach Leo ernst.

„So lange Sie hier sind, wird es mit meinem Zeichnen ganz gut gehen, Herr Steiner", bemerkte Rosa; „was aber soll ich thun, wenn Sie fort sind?"

„Fort!" wiederholte er.

Rosa hob den hübschen Kopf und sie schauten einander an. „Ich hatte ganz vergessen, daß ich einmal wieder fort muß von hier."

„Das ist der Traum eines Lotusessers", sagte sie halb traurig.

„Ich war in der That ein Lotusesser", gestand Leo. „Ich hatte vollständig vergessen, daß ich mich einmal trennen muß von Ihnen, wie von der Frau Gräfin. Es thut mir leid, daß ich mich daran erinnert habe; die ganze Schönheit dieses Tages ist mir dadurch geraubt."

„Auch mir thut es leid", sagte Rosa. „Ich wünschte, Sie könnten immer bei uns bleiben, das wäre sehr schön. Sie müssen wissen, Herr Steiner, Tante Gertrud ist viel heiterer und vergnügter seit Sie hier sind; um ihretwillen", fügte das unschuldige Mädchen hinzu, „wünschte ich, Sie könnten bleiben."

Leo seufzte.

„Ich habe noch einige Monate zu thun, bis die Gemälde fertig sind", sagte er, „und ein schöner Sommer liegt vor uns; denken wir jetzt nicht an den Winter und an Scheiden. Werden Sie heute mit Ihrer Tante reden, Fräulein Rosa?"

„Ja."

Rosa sprach noch an demselben Tage mit ihr.

„Liebe Tante", sagte sie, „wollen Sie mir erlauben, ein paar Zeichenstunden bei Herrn Steiner zu nehmen? Ich möchte gern lernen nach der Natur zu zeichnen und er ist bereit, es mich zu lehren."

„Ich habe nichts dagegen, Rosa", erwiederte die Gräfin, „wenn es Herr Steiner gern thut."

„Davon bin ich überzeugt", entgegnete Rosa ernst.

So war die verhängnißvolle Anordnung getroffen. Von nun an brachten Rosa und der junge Maler täglich mehrere Stunden im Walde zu, wo sich die Gräfin zwischen den Farrenkräutern mit einem Buche niederließ, während sich die beiden jungen Leute ihren Studien hingaben.

Das waren herrliche Stunden, doch sie sollten ein bitteres Ende nehmen. Die Gräfin ahnte nichts von der nahenden Gefahr, in ihren Augen war Rosa nur ein lachendes Kind mit einem hübschen, sanften Gesicht, und Herr Steiner ein talentvoller Künstler. Daß sie einander lieben könnten, kam ihr nicht in den Sinn.

Leo selbst kam es wie eine Offenbarung. Rosa hatte eines Tages eine

stolze Buchengruppe gezeichnet, als sie ihn fragte, welcher Baum ihm der liebste sei.

„Ich habe zwei Lieblinge unter den Bäumen", antwortete er; „der eine ist die Linde, wenn sie blüht, der andere die Kastanie."

„Und welches ist Ihre Lieblingsblume?" fragte sie weiter, worauf er entgegnete:

„Die Blume aller Dichter, die Rose."

Wieder trafen sich ihre Blicke und des Mädchens Wangen färbten sich höher. Nach einigen Minuten fragte sie von Neuem:

„Gefällt Ihnen die Mode, Damen Blumennamen zu geben?"

„Gewiß, Fräulein von Weidau; ich finde diese Sitte ganz reizend. Zum Beispiel Rosa, welcher Name könnte süßer klingen? Ich habe Damen gesehen, deren Gesichter mich an Blumen erinnerten. Die Frauen sind der Menschheit, was die Blumen der Welt sind."

Sie lächelte, solche Worte klangen köstlich von solchen Lippen.

„An welche Blume erinnert Sie der Gräfin Gesicht?" fragte sie.

„An eine hohe, weiße Lilie, auf deren Blättern ein goldener Schein ruht", erwiederte Leo.

Sie schaute mit einem Lächeln zu ihm auf, das ihm das Blut rascher durch die Adern trieb.

„Und ich, an welche Blume erinnere ich Sie?"

„Sie? An eine zarte, duftende Rose, die man „Mädchenwange" nennt", versetzte er.

Rosa that nicht einmal so, als ob sie ihm zürne.

Während der folgenden Wochen war ihnen das Leben wie eine Märchenwelt. Er hatte nicht die Absicht, sich um sie zu bewerben; Keines von Beiden sah in die Zukunft. Sie waren jung, und es war der blüthen- und blätterreiche Monat Juni. Die Liebe schaute lachend zwischen Rosen hervor, die Winde flüsterten, die Vögel sangen von ihr, jeder buntschillernde Schmetterling schien eine besondere Botschaft von ihr zu bringen. Wie wäre es möglich gewesen, ihr zu entfliehen?

So spielten sie mit dem Feuer, ohne zu wissen, daß es Feuer war, den ganzen holden Blumenmonat hindurch. Sie sahen einander am Morgen, wenn die Sonne den Thau wie Diamanten auf dem Grase leuchten ließ und in der Dämmerstunde, wenn der Wind wie Musik durch die Zweige der hohen Bäume strich. Sie wußten nicht eher, daß sie sich liebten, bis es zu spät war, das Unglück zu heilen, zu spät, ihm zu steuern.

Leo erkannte zuerst, was geschehen war, es wurde ihm klar, daß er, der arme, unbekannte Künstler, die Nichte des stolzen Grafen von Sangerode liebte. Das durfte, das konnte nicht sein, es war Wahnsinn, nur daran zu denken.

Doch der einsamen Künstlernatur war solcher Wahnsinn heilig, es war ihm wie ein neues Leben; seine ganze Seele war voll von edlen Gedanken und Träumen, seine poetische Natur flammte auf in heller Begeisterung. Jetzt konnte er begreifen, wie Liebe Schönheit schuf. Seine eigenen Gefühle sagten ihm, wie Dante Beatrice, Petrarch Laura geliebt hatte. Gerade so, sagte er sich, könnte er Rosa lieben.

Sie mußte die Königin seiner Kunst sein, die Quelle seiner Inspirationen. Aber er durfte nicht mit der Liebe des Menschen an sie denken. Wie wenig ahnte er, daß diese bereits sein ganzes Herz erobert! Bald mußte

er dieses Paradies verlassen, in dem die beiden schönen Frauen weilten; er mußte wieder hinaus in die kalte, rauhe Welt und ohne das Lächeln und die Güte leben, die ihm Sangerode zum Himmel machten.

Jene Zeit mußte kommen, bis dahin durfte er doch glücklich sein? Er bildete sich nicht ein, Rosa interessire sich für ihn; und Beide erschraken, als sie die Entdeckung machten.

Sie fand eines Morgens eine wilde Rose, deren Farben so lebhaft und prächtig waren, daß sie sie dem jungen Maler brachte.

„Die sollten Sie malen, wie sie ist", sprach sie. „Sehen Sie, wie der Thau auf ihren Blättern glänzt."

„Wollen Sie sie mir schenken?" fragte er.

„Gebe ich Ihnen nicht stets die frischesten und schönsten Rosen?" fragte sie.

Sie hielt sie ihm in ihrer weißen Hand entgegen, und seine Finger schlossen sich um die Hand und die Blumen zugleich.

„Es giebt nur eine Rose in der Welt, nach der es mich verlangt", rief er leidenschaftlich. Dann schwieg er und ließ Hand und Rose sinken. „Ich bitte um Verzeihung, Fräulein Rosa", fügte er plötzlich hinzu; „ich habe mich vergessen."

Sie schaute ihn an, und dieser Blick entschwand seinem Gedächtniß nie wieder.

„Ich — ich hoffe, daß Sie die eine Rose, die Sie wünschen, haben werden", sagte sie mit halberschrecktem Flüstern; und im nächsten Augenblick war sie verschwunden.

XIII.

Während der nächsten Tage fand Leo nicht Gelegenheit, seine schöne, junge Liebe zu sehen. Sie konnte die Zeichenstunden nicht fortsetzen. Sie hatte entweder Kopfweh, oder fühlte sich ermüdet. Die Gräfin lachte über ihre Launen. Sie wollte nicht in den Wald gehen und zeichnen, die Sonne brannte so heiß. Leo war überzeugt, sein Betragen habe ihr mißfallen. Er sehnte sich nach einer Gelegenheit, sie um Vergebung bitten zu können; doch diese bot sich ihm nicht. Vergebens ersuchte er sie, seine Arbeit zu betrachten. Sie wich nicht von der Seite der Gräfin; und Alles, was der arme Leo von seiner Rose merkte, waren die Dornen.

Der Juni verging und machte dem heißen Juli mit all seiner Pracht Platz, und die Zeit kam immer näher, wo er sein irdisches Paradies verlassen mußte.

„Frau Gräfin", sagte er eines Tages, als sich die Gräfin über seine Staffelei neigte. „Würden Sie mich wohl für sehr anmaßend halten, wenn ich Sie um eine große Gunst ersuchte?"

„Es würde mich nur zu sehr freuen, wenn ich wüßte, daß es in meiner Macht steht, Ihnen eine Gunst erweisen zu können", versetzte sie. Der Klang seiner Stimme drang ihr stets bis in das innerste Herz.

„Gestatten Sie mir, Ihr Porträt zu malen und es behalten zu dürfen. Wenn ich von hier gehe, wird es mir sein, als verließ ich ein irdisches Paradies. Ich weiß nicht, wie ich die kalte Einsamkeit der Welt nach der Wärme und Schönheit hier in Sangerode ertragen soll. Als ich Sie kennen lernte, Frau Gräfin, wurde mir eine Offenbarung zu Theil. Mein ganzes Leben

ist seitdem verändert. Ich hielt es nicht für möglich, daß diese Welt so viel Glück fassen könne, wie ich hier genossen habe."

„Ich hoffe, Ihr Glück wird nicht zu Ende sein, wenn Sie von hier scheiden", gab sie sanft zurück.

„Es muß zu Ende sein", sprach er. „Es giebt kein zweites Sangerode, keine zweite Gräfin Gertrud, keine zweite Rosa", fügte er leise zu sich selbst hinzu. „Ich werde von hier gehen, doch mein ganzes Leben wird nur noch erhellt sein durch die Erinnerung an Das, was ich hier genossen habe. Lassen Sie mich Ihr Porträt mitnehmen, Frau Gräfin, es wird einer der Lichtpuncte sein, die mein Leben erleuchten. Ich könnte es auch ohne Ihre Erlaubniß malen, doch das will ich nicht, es wäre unehrenhaft."

Die Gräfin schaute ihn an und fragte:

„Könnten Sie mein Porträt wirklich aus dem Gedächtniß malen?"

„Ja. Aber meine Erinnerung daran geht bis zu meinen ersten Jahren zurück, das vergessen Sie. Ihr Antlitz ist das Traumgesicht, das mir im Kopf und Herzen lebt, so weit ich zurückdenken kann."

Sie blickte ihn schärfer an. Ein wilder Gedanke schoß ihr plötzlich durch den Kopf. Woher sollte er ihr Gesicht gekannt haben? Warum sollte er ihr ähnlich sehen? Warum liebte sie ihn so herzlich? Warum erbebte sie beim Klang seiner Stimme und traf sie der leichteste Blick seiner Augen bis tief in das Herz hinein? Hunderte von Männern hatten sie bewundert, ihr geschmeichelt, hatten Alles versucht, um ein Wort des Lobes von ihr zu erhalten; doch Alles war vergeblich gewesen. Und diesem jungen Künstler flog auf ihr ganz unerklärliche Weise ihre ganze Seele entgegen. Mit aller Macht zog es sie zu ihm hin. Es war Alles so seltsam. Er hatte seine rechte Mutter nie gekannt, hatte aber stets von einem Gesicht geträumt, das dem ihren glich.

Mit einem leidenschaftlichen Aufschrei sprang die schöne Frau vom Stuhle auf.

„Warum kommen mir solche Gedanken? O, mein Gott, warum muß ich so etwas denken? Ich muß wahnsinnig sein, solchen Vermuthungen Raum zu geben."

Und rasch verließ sie das Zimmer.

Doch da ihr die Idee einmal gekommen, vermochte sie dieselbe nicht wieder aus dem Kopfe zu bringen. Sie verfolgte sie unaufhörlich. Hier war ein Jüngling, der nicht wußte, wer seine Mutter war, hier eine Mutter, die ihr Kind verloren hatte. Sie hatte viel junge Leute in Leos Alter gesehen, doch keiner von ihnen hatte sie an ihren verlorenen Sohn erinnert, bis sie ihn geschaut. Wenn sie nur mehr über ihn erfahren könnte!

„Herr Steiner", sagte sie eines Morgens, als sie sich vom Frühstückstisch erhoben, „ich möchte ein wenig mit Ihnen plaudern, wenn Sie nicht zu sehr beschäftigt sind."

Er erwiederte der Wahrheit gemäß, daß er nie zu sehr beschäftigt sei, um sich mit ihr zu unterhalten. Es war seine höchste Freude.

Eine Stunde nach ihm trat sie in die Bildergalerie und fand ihn fleißig bei der Arbeit.

„Legen Sie Ihre Palette bei Seite, Herr Steiner", sprach sie, „und lassen Sie uns für kurze Zeit mit einander plaudern."

Sie stand vor ihm in ihrem stolzen Liebreiz, erregt und ruhelos; doch

ihre schönen Züge blieben still und ruhig. Sie war nicht im Stande, stehen zu bleiben; die Unruhe, die sich ihrer bemächtigt hatte, war zu groß.

„Lassen Sie uns ein Stück gehen", sagte sie, „ich kann nicht reden, während ich ruhig stehe. Ich bin heute zu unruhig."

Die Sonne warf ihre Strahlen durch die hohen Fenster der Bildergalerie und fiel auf den schönen Kopf des jungen Künstlers, auf der Gräfin weißes Kleid und goldenes Haar, und auf die prächtigen Gemälde, welche an der Wand hingen. Mutter und Sohn, einander so nah und doch so fern, hatten dieselbe graziöse Haltung, dieselben leichten Bewegungen. Die Gräfin ergriff wieder das Wort:

„Erzählen Sie mir mehr von Ihnen, von Ihrer Kindheit, Herr Steiner. Vielleicht kann ich Ihnen später einmal sagen, warum ich so viel von Ihnen verlange."

Während sie zusammen in dem hellen Sonnenlicht dahinschritten, hatte Jedermann, wenn er nicht gerade blind war, die wunderbare Aehnlichkeit zwischen ihnen auffallen müssen. Beide hatten dieselbe hohe, schlanke Gestalt, denselben schön geformten Kopf, Beide dieselbe geistreiche Stirn, dasselbe goldglänzende Haar. Der junge Graf von Sangerode sah seiner Mutter nicht halb so ähnlich wie Leo.

Die Ruhe wich aus ihren Zügen, während sie ihm zuhörte. Plötzlich wandte sie ihm das Gesicht zu und rief:

„Steiner? Heißen Sie Steiner oder nicht?"

Helle Röthe stieg ihm in das Gesicht.

„Es hat mir in meinem Leben schon viel Sorge gemacht", sagte er langsam, „daß ich kaum weiß, ob ich überhaupt Anspruch auf einen Namen habe."

„Man nannte Sie also immer Karl Steiner?" fragte sie.

„Ja, und wie ich vorher hieß, weiß ich nicht. Ich habe das unbestimmte Gefühl, als habe man mich Karl und Susanne Steiner zur Pflege übergeben. Ich sollte meinen, nach Allem, was ich gehört, daß, wer mich unter den Schutz des Ehepaares Steiner stellte, mir Geld gab, oder vielmehr ihnen, damit sie es mir hüten sollten. Karl Steiner erfüllte auch seine Pflicht. Er behandelte mich gut und freundlich. So lange er lebte, fehlte es mir an nichts. Erst nachdem Frau Steiner ihren zweiten Mann geheirathet hatte, begann meine Noth."

„Armes Kind", sagte sie weich, und ihre Augen ruhten voll Zärtlichkeit auf ihm

„Ich mußte manchen heftigen Auftritt zwischen meiner Pflegemutter und deren abscheulichen Mann mit beiwohnen", fuhr Leo fort; und die Veranlassung zu denselben war Geld, das er einem Anderen entwendet hatte. Sie konnte diesen Kummer nicht überwinden. Eines Tages hörte ich ihn sagen: „Gestehe mir, wer der Knabe ist, und ich werde bald mehr aus jener Quelle schöpfen!" Aber sie entgegnete: „Nein, ich werde das Geheimniß bewahren, bis ich sterbe!" Da plötzlich wurde es mir klar, daß ich der Knabe war, von dem er sprach, und daß das Geld mir gehörte. Möglich auch, daß ich mich irrte."

„Sie haben keinen Schlüssel? Sie wären nicht im Stande, zu sagen, woher Sie stammen?" rief sie in fieberhafter Aufregung.

„Nein; ich habe nicht die leiseste Ahnung. Vielleicht irre ich mich über-

haupt. Es ist ja möglich, daß Susanne Steiner meine Mutter war, wenn ich es auch nie geglaubt habe."

„Steiner?" sagte sie. „Doch welcher Steiner — woher war er?"

„Wir wohnten in Winnigen", antwortete er, etwas verwundert über ihren heftigen Eifer.

„Ich muß mir diese Namen merken", entgegnete sie.

Er fand ihre Stimme und ihr ganzes Wesen auffallend sonderbar. Er blickte sie fest an und sagte ruhig:

„Frau Gräfin, Sie scheinen erschreckt und besorgt, ist ein Unglück geschehen? Kannten Sie diese Steiners? Interessirt Sie etwas, das jene betrifft?"

„Nein", erwiederte sie. Dann kam ihr plötzlich ein neuer Gedanke. „Herr Steiner", sagte sie ernst, „wollen Sie mir einen großen Gefallen thun, einen Gefallen, den mir kein Anderer erweisen könnte?"

„Sie wissen, daß ich Alles für Sie thun würde, was in meinen Kräften steht, Frau Gräfin."

„Wollen Sie irgend welchen Grund vorschützen, der Sie veranlaßt, ein paar Tage von hier fern zu sein und nach Skelton gehen und dort alle möglichen Nachforschungen über die Familie Steiner halten, wer sie war und Alles, was sie betrifft?"

„Gewiß will ich das, Frau Gräfin. Viel mehr als das würde ich für Sie thun. Morgen reise ich. Sie wünschen also Alles zu wissen, was über Mann und Frau in Erfahrung zu bringen ist?"

„Ganz recht. Doch bitte, verzeihen Sie mir, ich möchte Ihnen nicht die Ursache zu Ausgaben sein, gestatten Sie mir", und damit legte sie ihm eine Börse in die Hand. Wieder stieg die Röthe in sein schönes Gesicht.

„Erlauben Sie mir, dies abzulehnen, Frau Gräfin. Ich bin so glücklich, Ihnen einen geringen Dienst erweisen zu können; die Annahme dieser Börse würde mir das ganze Vergnügen rauben."

„Nein, es muß so sein", erwiederte sie. „Mir sind in letzter Zeit seltsame Ideen gekommen, ganz eigenthümliche Gedanken haben sich mir aufgedrängt; und es scheint mir, daß, wenn ich ausfindig machen könnte, wer diese Steiners gewesen sind, ich dadurch viel mehr noch ergründen würde. Wenn Niemand etwas über sie zu sagen weiß, dann bin ich überzeugt, daß mich meine Ahnung betrogen hat und daß der Himmel mir noch immer zürnt. Sie können mich nicht verstehen, vielleicht begreifen Sie eines Tages noch Alles; bis dahin müssen Sie mir blindlings vertrauen. Sie werden also morgen gehen und mir meine Bitte gewähren?"

„Ja, ich werde keine Zeit verlieren", versetzte er.

An demselben Abend noch fragte der junge Maler den Grafen Wolfram, ob dieser ihm gestatten wolle, sich für ein paar Tage zu entfernen, welches Gesuch der Graf in der liebenswürdigsten Weise bewilligte.

Ein Blick in das liebliche Gesicht Rosas, als sie von seiner Abreise hörte, war vollständig genug. Ein zuckender Schmerz hatte es entfärbt. Er wollte abreisen? Die Welt verdunkelte sich bei dem Gedanken, ihn zu verlieren.

„Abreisen?" sagte sie. Doch das eine Wort verrieth genug.

„Ich werde nur drei bis vier Tage wegbleiben", sagte er ihr, und Beide waren sich nicht bewußt, daß in jenen wenigen Worten die Eine geklagt und der Andere getröstet hatte.

Die Gräfin sah ihn abreisen. Sie wußte kaum selbst warum sie ihn fortgeschickt hatte; doch seine Erzählung ließ ihr keine Ruhe. Sie hatte das seltsame Gefühl, daß mit ihr etwas von Wichtigkeit für sie verbunden sei. Doch als der junge Künstler zu seiner Mission aufgebrochen war, fühlte sie, daß sie doch vielleicht einer thörichten Einbildung Raum gegeben habe, die sie viel besser gleich hätte unterdrücken sollen.

XIV.

Es war spät am Abend, als Leo von seiner Botschaft zurückkehrte, zu spät, um auch nur noch ein Wort mit der Gräfin wechseln zu können. Am folgenden Morgen stand sie an seiner Staffelei; ihr Gesicht war bleicher als gewöhnlich, ihre Blicke stellten Fragen, die ihre Lippen nicht aussprachen.

„Sie haben Neuigkeiten für mich?" sagte sie. Es klang ein eigenthümlich verlangender Ton aus ihrer Stimme, die weiße, diamantengeschmückte Hand, die nur leicht auf seiner Staffelei ruhte, zitterte. „Sie haben Neuigkeiten für mich?" wiederholte sie. „Ich lese es in Ihren Zügen, reden Sie."

„Ich habe Neuigkeiten; vielleicht wichtige, vielleicht unwichtige; vielleicht gute, vielleicht schlechte. Frau Gräfin, als ich Ihrem Wunsche gemäß mich auf den Weg machte, dachte ich, Sie hätten irgend welches Interesse an der Familie Steiner; jetzt aber kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie Ihnen zum Theil meinetwegen das Interesse einflößt."

„Theilen Sie mir Ihre Neuigkeiten mit", bat sie ruhig; aber ihre Hände zitterten.

„Ich will mit Karl Steiner anfangen", sagte er. „Sein Vater, wie sein Großvater waren in Winningen geboren und starben dort, auch er selbst erblickte dort das Licht der Welt. Er lebte in Winningen bis zu seinem achtzehnten Jahre; dann ging er, von dem Wunsche beseelt, sein Wissen zu bereichern, nach der Residenz. Ungefähr sechs Jahre blieb er fern, dann starb sein Vater und er kam zurück, um dessen Geschäft zu übernehmen. Ein Jahr nach seines Vaters Tod ging er wieder nach der Residenz und heirathete dort Susanne, das junge Mädchen, welchem er sein Herz geschenkt hatte. Sie war Stubenmädchen in einem vornehmen Hause. Er brachte sie mit heim und sie lebten glücklich zusammen, bis er starb. Das ist seine ganze Lebensgeschichte; es ist nichts Ereignißvolles darin."

„Nein", stimmte sie mit enttäuschter Miene bei.

Leo zögerte. Zwei Mal begann er zu reden, und zwei Mal hielt er wieder inne. Die Gräfin schaute ihn an.

„Sie haben mir mehr zu sagen, und zwar etwas, das Sie nicht gern sagen. Verschweigen Sie mir nichts, Herr Steiner."

„Ich wüßte nicht, warum ich zögern sollte, und doch thue ich es", antwortete er. „Wenn ich Ihnen Schmerz bereite, Frau Gräfin, werde ich sehr unglücklich sein. Also hören Sie gefälligst: Nachdem ich Karl Steiner nachgeforscht hatte, zog ich Erkundigungen über seine Frau ein, und sie — Susanne —", er zögerte.

„Weiter", sagte die Gräfin mit sichtlichem Interesse.

„Susanne war die Tochter eines gewissen Baumann, der zur Zeit des letztverstorbenen Grafen hier in Sangerode als Haushofmeister lebte."

„Hier?" rief die Gräfin, „hier sollte er Haushofmeister gewesen sein?

Kann es möglich sein?" Alle Farbe wich aus ihrem Antlitz, ihre stolzen Lippen bebten. „Sind Sie ganz sicher, daß Susannes Mutter hier in Sangerode war? Um des Himmels willen, täuschen Sie mich nicht! Sie wissen nicht, was Alles davon abhängt. Sind Sie ganz sicher, daß es wahr ist?"

„Ja, ganz sicher, Frau Gräfin, ich irre mich nicht."

„Weiter, weiter", sagte sie dringend.

„Susanne verließ ganz jung das väterliche Haus und ging zu ihrer Schwester in der Residenz. Dort lernte sie den jungen Buchdrucker kennen. Sie verliebten sich in einander, heiratheten sich und zogen nach Winningen. Nachdem sie ein paar Jahre dort gelebt hatten, war Susanne mehrere Tage abwesend. Als sie zurückkam, brachte sie ein kleines Kind mit, dem sie ihres Mannes Namen gab, das Kind war ich. Sie äußerte sich über mich gegen Niemand und wich allen Fragen aus. Ich weiß jetzt gewiß, daß ich nicht ihr Kind bin; denn ich habe alle Kirchenregister der Stadt durchsucht und nirgends ein Kind erwähnt gefunden, welches Susanne oder Karl Steiner gehörte. Es steht fest, daß sie nie ein solches besaßen, darüber stimmen alle Aussagen überein. Von Susanne läßt sich nicht mehr viel sagen. Sie war eine gute Frau und wer sie kannte, bedauerte, daß sie ihren zweiten Mann heirathete. Darauf verließ sie Winningen und die Leute dort am Orte hörten nichts mehr von ihr. Es machte mich betroffen, daß sie in einer Art mit Sangerode in Verbindung stand, und daß ich jenes Kind war. Ich weiß nicht warum, aber eine unbestimmte Furcht ergriff mich nnd ließ mich zögern, Ihnen diese Mittheilung zu machen."

Sie blickte ihn fest an. Er vermochte den Ausdruck ihrer schönen Augen nicht zu ergründen.

„Sie sind fest davon überzeugt, daß alle Ihre Angaben vollkommen richtig sind, daß Sie sich in nichts geirrt haben? Es handelt sich für mich dabei um Leben und Tod", sagte sie. „Ueberlegen Sie noch einmal."

„Ich bin fest davon überzeugt, Frau Gräfin", begann er, als eine Stimme dicht neben ihm sagte:

„Wovon sind Sie so fest überzeugt, Herr Steiner?" Und als er sich umwandte, erblickte der junge Künstler zu seiner Verwunderung den Grafen an seiner Seite.

Graf Wolframs Blick schweifte von seiner Gemalin zu dem Künstler hinüber; der feierliche Ausdruck auf Beider Gesichter war ihm ein Räthsel.

„Habe ich eine wichtige Unterredung gestört?" fragte er, und die Eifersucht seines Geschlechts flammte heiß in seinen Zügen auf.

Die Gräfin schien in tiefe Gedanken versunken, sie rührte sich nicht, noch sprach sie ein Wort. Erst Leo fand eine Antwort.

„Ich erzählte der Frau Gräfin soeben von einigen meiner alten Freunde."

Des Grafen Züge klärten sich zu einem etwas verächtlichen Lächeln.

„Ihre alten Freunde, Herr Steiner? Ich freue mich, daß es Ihnen gelingt, das Interesse der Frau Gräfin zu erregen."

Sie wandte sich mit der ihr eigenen stolzen Anmuth und ihrer gewöhnlichen ruhigen Gleichgültigkeit zum Gehen.

„Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen, Herr Steiner", sagte sie.

Sie ließ die beiden Herren ruhig über die Bilder sprechen, aber in ihrem Herzen brannte es fieberhaft.

Welche seltsame Verbindung bestand zwischen diesem Kinde und einer zum Haushalt in Sangerode gehörenden Person? Wer in Sangerode sollte etwas von Susanne Steiner wissen? Wer konnte ein Kind besitzen, das er ihr anvertraute? Sollte es möglich sein, daß der Graf — doch nein — das war nicht denkbar; mochte die Gewißheit so oder so lauten, sie mußte ihr tödtlich sein.

Sie wußte nicht, wie der Tag verstrich, wie die Stunden dahin flossen, noch was darin geschah.

Beim Frühstück sah sie Leo wieder; doch sie konnten kein Wort über den Gegenstand wechseln, der sie am meisten interessirte, und kaum war das Frühstück beendet, als sie auch den Grafen Leo auffordern hörte, mit ihm nach Baudenthal zu dem Baron Heidenstein zu reiten, wo eine große Anzahl neuer Gemälde angekommen waren. Sie wußte, daß sie ihn diesen Abend nicht mehr sehen würde.

Sie war fest entschlossen, wenn das Bibliothekzimmer wieder einmal leer sein würde, ihres Mannes Papiere zu durchsuchen. Früher hatte sie nichts gefunden, weil sie nicht den geringsten Anhalt besessen; doch wenn sie jetzt Papiere mit dem Worte Steiner fand, würde sie besser verstehen.

Der Graf und der junge Maler ritten fort. Graf Albert war mit zwei Herrn, welche sich zum Besuch in Sangerode befanden, auf die Jagd gegangen. Rosa, die stets bereit war, die Gäste zu unterhalten, war mit den Damen spazieren gegangen, und Gertrud sah sich allein.

Schon ein Mal hatte sie klopfenden Herzens und zögernden Schrittes die Bibliothek betreten. Jetzt stand sie wieder auf derselben Schwelle. Dies Mal hatte sie keine Furcht; aber sie zögerte doch einen kurzen Moment, die schwere Sammetgardine in der Hand.

„Möge der Himmel geben, daß ich mein Kind finde!“

Darauf verschloß sie die Thür, damit sie Niemand überraschen konnte.

Sie fing an, sorgfältig und eifrig zu suchen und flehte dabei zu Gott, er möge sie an ihr Ziel führen. Sie prüfte ein Schubfach nach dem andern, ein Pult nach dem andern und plötzlich sank sie mit einem lauten Schrei, einem heftigen, abgebrochenen Schluchzen auf die Knie nieder. Sie hatte soeben in einem alten Notizbuch ihres Gemals folgende Worte in dessen eigner Handschrift gelesen:

„Bezahlt am 20. August 18— die Summe von zehntausend Thalern an Karl Steiner in Winniugen; wovon die Interessen für das Kind, genannt Karl Steiner, zu verwenden sind.“

Weiter las sie nicht, alles Andere war überflüssig, denn sie wußte nun, daß der Sohn, dem sie entsagt hatte, um dem Stolz und der Eifersucht des Grafen Genüge zu thun, kein Anderer war, als der begabte, junge Künstler, den er so bereitwillig in Sangerode aufgenommen hatte. Jetzt wußte sie, warum er ihr so theuer war, warum eine seltsame, geheimnißvolle Kraft sie zu ihm hingezogen, warum ihr ganzes Herz sich ihm geöffnet hatte.

„Ich hätte es wissen sollen“, sagte sie sich, „Alles verrieth es mir. Sein Gesicht, seine Züge glichen den meinen, wie konnte ich so blind sein und ihn nicht erkennen? Mein Sohn, mein Sohn! Dem Himmel sei Dank, ich habe meinen Sohn gefunden!“ rief sie dann laut. „Mein Kind, das ich vor Jahren verließ, ich habe es wiedergefunden!“

Sie wagte nicht, da zu bleiben, wo jedes Auge ihre Aufregung, ihre

leidenschaftlichen Thränen sehen konnte. Sie ging nach ihrem Zimmer. Zu Mittag ließ sie sagen, sie habe heftiges Kopfweh, man möchte ihr Ausbleiben bei Tisch entschuldigen. In vielen Dingen war sie stark; aber sie würde nicht die Kraft gehabt haben, wenn sie den blonden Jüngling sah, sich zu enthalten, ihm um den Hals zu fallen und laut zu rufen: „Mein Sohn, mein Sohn!"

Sie ging nicht hinunter, sondern schrieb ihm ein Billet, nur ein paar Zeilen:

„Lieber Herr Steiner! Wollen Sie mich morgen Nachmittag gegen drei Uhr im Park in der Lindenallee erwarten? Ich habe Ihnen etwas von größter Wichtigkeit mitzutheilen, wenn wir allein sind.

Gertrud Sangerode.

Sie wollte aus diesem Billet kein Geheimniß machen. Es gab in ihrer Art keine stolzere Frau als die Gräfin. Sie sagte sich, es sei nichts Ungewöhnliches, daß die Herrin des Hauses Jemandem, der darin beschäftigt sei, ein Billet sendet.

Das Unglück aber wollte es, daß Graf Albert dabei stand, als das Mädchen vollkommen harmlos Leo den Brief überreichte. Auch er würde sich nichts dabei gedacht haben, wenn sich in des Malers Zügen nicht höchste Ueberraschung ausgeprägt hätte.

„Was hat die Gräfin zu schreiben?" dachte er. „Jedenfalls etwas, das, nach dem Erröthen des jungen Mannes zu schließen, besser unterblieben wäre. Wahrhaftig, es hat lange gedauert, ich werde sie aber doch noch fallen sehen!"

XV.

Anfangs war Leo sehr erstaunt gewesen über den Brief der Gräfin. Was konnte sie ihm zu schreiben haben? Warum wollte sie ihn sehen?

„Sie wünscht, daß ich noch etwas für sie thue", sagte er. „Ich werde gehen."

Ein sonderbares, zaghaftes Gefühl beschlich ihn. Er folgte nicht gern einer in dieser Weise erfolgten Aufforderung, es widerstrebte ihm, ohne daß er hätte sagen können, warum. Der Graf war auf die Jagd gegangen und würde voraussichtlich erst zum Diner zurückkehren. Graf Albert glaubte Jedermann auf einem Besuch abwesend. Es konnte ihn also nichts abhalten, die Gräfin zu erwarten, und trotzdem zögerte Leo, dem Ruf seiner Wirthin zu folgen.

Er vergaß sie nie wieder, wie er sie in der Lindenallee seiner harrend fand. Sie trug ein schwarzes Kleid und einen mit einer vollen, wallenden Feder geschmückten Hut. Die Sonne fiel auf ihr liebliches, vor Erregung bleiches Gesicht, auf das goldene Haar, das noch eben so glänzte, wie damals, als sie ihn auf ihrem Rücken durch den Bach trug, und auf die Falten ihres schimmernden Gewandes. Es war in der That eine königliche Erscheinung.

Sie saß auf einem alten Baumstumpf, den Kopf in ernstem Sinnen gesenkt, die leicht gefalteten Hände in ihrem Schooße ruhend. Sie bereitete sich vor, ihn zu sehen, überlegte, wie sie ihm sagen würde, daß er ihr Sohn sei, und fragte sich, ob er sie hassen, verachten oder sie bemitleiden und ihr vergeben werde.

Hatte je eine Mutter ihrem Kinde eine solche Geschichte zu erzählen? Daß sie es verlassen, verkauft hatte für einen Namen? Konnte sie es ihm begreiflich, konnte sie ihn glauben machen, daß sie die eitle Hoffnung gehegt, der Graf wolle sie nur prüfen?

Sie hob den Kopf und sah ihn kommen. Er kam, kein Kind mehr, mit unsicheren Schritten, sondern ein junger, schöner Mann, im Frühling seines Lebens, mit einem feingeschnittenen Künstlergesicht, und schlanker, wohlgeformter Gestalt.

Sie erhob sich, als sie ihn erblickte und schritt ihm mit feierlichem Ernste entgegen. Sie streckte ihm beide Hände hin, die er eine Minute lang in den seinen hielt, dann sahen sie sich schweigend an.

„Wie gut von Ihnen, daß Sie kommen", sprach sie endlich. „Können Sie errathen, was ich Ihnen zu sagen habe?"

„Nein", erwiederte er; „doch wenn es etwas auf der Welt giebt, das ich für Sie thun kann, so soll es geschehen, Frau Gräfin."

„Sie haben nicht die leiseste Vermuthung darüber?" sagte sie, ihm in das schöne, offene Antlitz schauend.

„In der That nicht die mindeste."

„Der Himmel stehe mir bei. Aber ich muß es Ihnen sagen! Ich fürchte mich, anzufangen", sagte sie und trat ihm näher. „Setzen Sie sich an meine Seite", bat sie, „und schenken Sie mir geduldig Ihre Aufmerksamkeit."

Er schaute sie verwundert an, that aber, wie sie gewünscht hatte.

„Ich muß Ihnen die Geschichte einer jungen Mutter erzählen", begann sie, „welche bethört und geblendet durch die Liebe zu einem edlen Grafen ihrem Kinde entsagte, um Jenen heirathen zu können. Sie war ein armes, einfaches Landmädchen, doch man nannte sie hübsch; und als sie noch ganz jung war, heirathete sie, um ein Heim zu haben, einen armen Pächter, der nach kaum zwei Jahren starb und sie in vollständiger Armuth zurückließ. Doch einen Schatz hatte er ihr gelassen, der mehr werth war, als alle Schätze der Welt, einen lieben Knaben; und die junge Mutter betete ihn an, lebte nur für ihn. Er war ihr einziger Gedanke. Eines Tages traf sie in dem stillen Walde unweit ihrer Wohnung den Grafen, ohne zu wissen, wer er war. Erst gewann er ihr Herz, dann erst, als sie ihn so innig liebte, daß sie nicht mehr ohne ihn leben konnte, brach das Unglück über sie herein. Der Graf war sehr stolz und eifersüchtig; er war zu stolz, um der Mutter zu gestatten, ihr Kind bei sich zu behalten. Der harte Schlag traf sie, nachdem er sich ihr Leben ganz zu eigen gemacht hatte. Er bat sie, sie möge sein Weib werden; doch nur unter der Bedingung, daß sie auf das Kind verzichtete, ihm und Allem, was an ihre Vergangenheit erinnerte, entsagte. Anfangs sagte sie Nein; dann aber kam ihr der thörichte Gedanke, er wolle sie nur prüfen und meine nicht ernstlich, was er sagte, er wolle nur sehen, wie groß ihre Liebe zu ihm sei. Ich schwöre Ihnen zu, daß sie das glaubte, daß sie der festen Meinung war, der stolze Graf würde sich erbitten lassen und ihr das Kind zurückgeben. Ohne diesen Glauben würde sie ihn nie geheirathet haben. Sie heirathete ihn, doch er sprach nie von dem Kinde; sie lebte aber trotzdem von Tag zu Tag der Hoffnung, er werde es thun, und wagte endlich, dieses Thema zu erwähnen. Da zum ersten Mal erkannte die unglückliche Mutter, daß sie sich in bitterem Irrthum befand. Bald darauf wurde ihr ein Söhnchen geboren, und wieder bat sie, der Graf möge

ihr ſagen, wo ihr Erſtgeborener ſei. Er ſagte ihr, ſie ſolle zufrieden ſein; aber ſie Man fand ſie ſchön und liebenswürdig; ſ geben vermag; doch ihr Herz war todt. S und Alles, was es in ſich ſchloß, hingegebe Knaben. Die Jahre floſſen dahin; ein je ſtets in Trauer um ihr verlorenes Kind. Zwiſchen Mann und Frau, die einander ſo innig geliebt hatten, legte ſich ein Schatten; und dieſer Schatten war der Verluſt ihres Sohnes. Er wurde tiefer und dunkler.

Sie verſuchte, nur der Himmel weiß, wie ernſtlich, etwas über ihr Kind zu erfahren. Sie betete, nur der Himmel weiß, wie inbrünſtig, daß ſie es noch ein Mal ſehen möge. Sie liebte ihren Sohn unaufhörlich. Sein Bild lebte in ihrem Geiſte, in ihren Träumen ſtand er vor ihr. Keinen Augenblick wich er aus ihrem Gedächtniß, weder bei Tag, noch bei Nacht."

Gertruds Lippen bebten und Thränen entfielen ihren Augen.

„Endlich erbarmte ſich der Himmel ihrer und ſandte ihren Sohn in das Haus des ſtolzen Mannes, der ihr jede Nachricht über dieſen verweigert hatte. Leo — ich bin jene Mutter und Du biſt jener Sohn!"

„Ich? Sie?" rief er in höchſter Verwunderung. „Wäre es möglich?"

„Ja, Du biſt mein Sohn Leo! Ich erfuhr niemals, wo der Graf Dich hingeſchickt hatte; jetzt weiß ich es. Ich fand eine kurze Notiz von dem Tage, an dem er an Karl Steiner für die Pflege des Kindes die Summe von zehntauſend Thalern bezahlte. Ich habe die Notiz ſelbſt geleſen. Außerdem, Leo, ſprach die Natur vom erſten Augenblick an, wo ich Dich ſah; mein Herz flog Dir gleich entgegen. Etwas in Deinem Geſicht, wie in Deiner Stimme zog meine ganze Seele zu Dir hin. Die Natur hat geſprochen. Sieh, wie ähnlich wir uns ſind. Ach, Leo, zweifle nicht daran, daß Du mein Kind, mein Sohn biſt!"

Er warf ſich ihr zu Füßen und barg ſeinen Kopf, in leidenſchaftliche Thränen ausbrechend, in ihrem Schooße.

„Nicht dort, mein Liebling", ſagte ſie, „nicht dort! Laß mich Dich endlich wieder in den Armen halten, endlich, endlich wieder! Laß mich denken, Du ſeieſt wieder mein kleiner, ſüßer Knabe!"

Sie legte ſeinen Kopf an ihre Bruſt und küßte ihm, den ſie ſo heiß liebte, das ſchöne Geſicht.

„Mein Sohn, mein Sohn! Nun meine Augen Dich geſehen haben, werde ich glücklich ſterben!" rief ſie; dann folgte tiefes Schweigen, welches nur durch den frohen Geſang der Vögel unterbrochen wurde.

„Leo", flüſterte ſie, „kannſt Du mir vergeben?"

„Ich wußte nicht, was ich Dir vergeben ſollte, Mutter. Eine entſetzliche Verſuchung trat an Dich heran, und Du glaubteſt nicht — wer würde es auch glauben? — daß ein Mann auf ein Kind eiferſüchtig ſein kann."

Sie blickte ihm mit flehender Liebe in die Augen und ſagte:

„Du vergiebſt mir alſo? Du machſt mir keine Vorwürfe, Leo?"

„Nein, Mutter, keinen Vorwurf, nur Liebe habe ich für Dich. Wie ſeltſam, daß Du, die ſchöne Gräfin Sangerode, meine Mutter biſt!"

„Deine Mutter, mein Liebling, die Dich mehr liebt, als alles Andere auf der Welt!"

Sie beugte ſich nach vorn, während ſie ſprach, um ihn zu küſſen. In dem Augenblick, als ihre Lippen die ſeinen berührten, tönte ein Schuß durch

den Wald. Ein scharfer, zischender Ton, und mit einem leisen Schrei fiel er aus seiner Mutter Armen nieder in das Gras, wie es schien, durch das Herz geschossen.

XVI.

Graf Albert überzeugte sich, daß er endlich etwas entdeckt hatte, was seine ununterbrochene Wachsamkeit schließlich belohnen sollte. Er hatte gesehen, daß man dem jungen Maler ein Billet von der Gräfin überbracht, und sein scharfer Verstand sagte ihm, daß zu irgend welcher Stunde des heutigen Tages ein Stelldichein zwischen den Beiden stattfinden würde. Er beschloß, Augen und Ohren offen zu halten.

Der Graf war mit seiner Jagdflinte fortgegangen. Es fand an dem Tage eine große „battue" statt und Graf Albert wußte, daß diese um vier Uhr vorüber sein würde.

„Mir bleibt Zeit genug, zu erforschen, ob ich mich auch nicht täusche", dachte er.

Er fragte nach der Gräfin, sie war nicht zu Hause. Dann fragte er nach Herrn Steiner, auch er war abwesend. Graf Albert lächelte boshaft.

„Also richtig!" sprach er zu sich. „Nun brauche ich sie nur noch aufzusuchen."

„Es ist zu absurd", lachte er vor sich hin, „daß die Gräfin, welche die Aufmerksamkeiten der höchsten Persönlichkeiten zurückwies, mit einem jungen, unbekannten Maler ein Verhältniß anknüpft. Doch es besteht ein solches zwischen den Beiden, daran ist kein Zweifel. Ich habe sie beobachtet und genug gesehen. Sie schaut ihn an, wie sie noch keinen Anderen angeschaut hat. Darin liegt etwas, ich fühle, daß ich vor einer Entdeckung stehe, und ich lechze danach, sie zu machen.

Er suchte eine Weile in den Anlagen, da plötzlich fiel ihm die Lindenallee ein. „Dort ist zum Schwärmen der beste Ort von ganz Sangerode; dort werde ich sie sicher finden."

Und dort sah er sie in der That, Seite an Seite sitzend, die Hände in einander verschlungen, ihr schönes Gesicht leidenschaftlich erregt, das seine voll Aufmerksamkeit gesenkt.

Was konnte sie so vollständig in Anspruch nehmen, wovon sprach die Gräfin mit dem jungen Künstler?

„Wenn doch der Graf dieses Bild sehen könnte, dann würde seine schöne Gertrud nicht länger Gräfin von Sangerode sein. Er ist so klug", dachte sein Vetter, „so stolz und so eifersüchtig, daß er es gewiß nicht dulden würde. Wenn es mir nur gelingt, ihn hierher zu bringen, dann ist es mit ihrer Herrschaft zu Ende."

Er wußte, von welcher Seite der Graf kommen würde. Schon hundert Mal hatte er ihn in dem Hohlweg getroffen, wenn er ihn nur auch jetzt dort treffen, ihn nach der Lindenallee führen und ihm zeigen konnte, was da vorging.

Er beschloß, es zu versuchen, es war die Krisis seines Lebens. Wenn er es schlau anfing, würde Alles gut gehen. Verlor er sein Spiel, nun, so stand er auch nicht schlechter da.

Er ging nach dem Hohlweg, und wartete dort mit unbeweglicher Geduld, bis er den Grafen sich nahen sah. Das Herz klopfte ihm höher in

dem Gefühle seines Triumphes, er glaubte sich um Vieles näher. Er ging seinem Vetter ent

„Gute Jagd, Wolfram?“ sagte er frag

„Ja, ganz ausgezeichnete Jagd. Du mußt mich morgen begleiten, ich weiß gar nicht, was Dich heute veranlaßte, zu Hause zu bleiben. Ich versichere Dich, Du hast einen famosen Tag versäumt.“

„Ich habe heute das beste Werk meines Lebens vollbracht“, sprach er zu sich selbst. „Für alle Fasanen des Landes möchte ich es nicht ungeschehen machen.“ Laut aber erwiederte er: „Ich werde Dich morgen begleiten, wenn Du gehst. Wolfram“, fuhr er dann nach kurzer Pause fort, „ich bin Zeuge einer sehr unangenehmen Scene gewesen. Sage mir, was schätzest Du am höchsten im Leben?“

„Meine Ehre, die Ehre meines Namens“, antwortete der Graf.

„Das dachte ich mir. Nun sage mir, ist die alte stolze Eifersucht unseres Geschlechts, die Eifersucht, von der ich so viel gehört habe, todt oder lebt sie noch?“

„Sie lebt in mir“, sagte der Graf.

„Dann wird das Bild, welches ich Dir zu zeigen habe, Dir großen Kummer bereiten.“

Diese Worte ließen den Grafen zurückfahren. Erschrocken sah er seinen Vetter an.

„Was willst Du damit sagen, Albert? Was hast Du gesehen?“

„Wenn Du ein schwacher Mann wärest, würde ich Dich allmälig vorbereiten; doch Du bist stark, Du sollst gleich Alles hören. Gertrud, Deine Gemalin, lud den Maler Steiner durch ein Billet zu einem Stelldichein. Jetzt sitzen sie Seite an Seite, Hand in Hand.“

„Das ist eine Lüge!“ schrie der Graf.

„Es ist die Wahrheit“, sagte sein Vetter. „Wenn Du mit nach der Lindenallee kommen willst, wirst Du sie sehen.“

Des Grafen Gesicht wurde bleich vor Wuth.

„Ich würde es nicht glauben, selbst wenn ich es sähe!“ rief er. „Meine Gertrud ist so rein wie ein Engel, mein Weib liebt mich.“

„Ich leugne davon kein Wort“, versetzte Graf Albert. „Nichtsdestoweniger aber sitzt Deine Frau dort neben Herrn Steiner und hält seine Hand in den ihren. Ich spreche Deiner Frau ihr gutes Herz durchaus nicht ab; ich erzähle Dir nur einfach, was ich gesehen habe, und was auch Du sehen kannst, wenn Du Lust hast.“

Der Graf sagte kein Wort weiter. Zornig schritt er vorwärts. Das Gewehr trug er so achtlos, daß Graf Albert mehr als ein Mal besorgt wurde.

So kamen sie an das Ende der Lindenallee; und als er dieselbe entlang schaute, sah er, daß sein Vetter wahr gesprochen hatte. Da war Gertrud, sein schönes Weib, die Arme um den jungen Maler geschlungen und das Gesicht über das seine gebeugt, während ihr Thränen die Wangen herabrollten.

„Großer Gott“, drang es von des Grafen Lippen, im nächsten Augenblick vernahm man einen Schuß und mit leisem Stöhnen brach der junge Künstler zusammen.

Der Graf erklärte später, daß er nie die Absicht gehabt habe, zu schießen, der Hahn sei an einem Aste hängen geblieben und das Gewehr

ohne sein Wissen losgegangen; Gertrud aber glaubte jederzeit, daß er in der ersten, brennenden Wuth der Eifersucht Feuer gegeben, ohne es selbst zu wissen. Die Kugel streifte Gertruds Arm und drang in die Brust des jungen Malers.

Im nächsten Moment war sie mit einem markerschütternden Schrei aufgesprungen. Sie erblickte ihren Mann und verstand Alles. Mit einem Schrei, der bis zum Himmel zu dringen schien, warf sie sich auf Leo.

„Du hast meinen Sohn getödtet! Laß mich mit ihm sterben. O, mein Sohn, mein Sohn!"

Im Augenblick wurde es dem Grafen klar, was er gethan hatte. Die Worte „mein Sohn" enthüllten ihm Alles. Er schleuderte die Flinte von sich und hob die Mutter auf von ihrem Sohne.

„Gertrud", sprach er, „ist es wahr? Ist dies Dein Sohn?"

„Er ist mein Sohn, und Du hast ihn getödtet!" rief sie. „Ach, was habe ich Dir gethan, daß Du mir mein Kind mordest?"

„Wie konnte ich wissen, daß er Dein Sohn war?" keuchte der Graf hervor.

„Welcher Wahnsinn! Das ist nicht Ihr Sohn, Gräfin Gertrud!" schrie Albert. „Das ist ja der junge Maler Steiner."

Doch ihre großen, schmerzerfüllten Augen hatten keinen Blick für ihn; sie hörte nicht auf das, was er sprach.

„Das verstehst Du nicht", sagte der Graf finster. „Geh nach Hause und hole Hülfe."

Verblüfft und ärgerlich folgte Graf Albert dieser Weisung, während der Graf den ohnmächtigen, jungen Mann in die Arme nahm.

„Ist es wirklich wahr, Gertrud", sagte er dann: „Ist dies Dein Sohn Leo? Meine arme Gertrud, habe ich wirklich Deinen Sohn verwundet? Sprich, sage mir Alles."

Im Grase an der Seite ihres Sohnes sitzend, erzählte sie ihm, wie sie ihr Kind gefunden hatte; und er hörte sie schweigend an, das Herz voll bitterer Vorwürfe.

„Mein theures Weib, ich wußte nicht, daß Du so tief littest, wahrhaftig, das wußte ich nicht! Ich — nun, es ist unnütz, davon zu reden. Gertrud, ich habe Deinen Sohn nicht getödtet, er lebt!"

Er nahm Leo in die Arme und lehnte dessen Kopf an seine Brust. Gertrud vergab ihm in dem Augenblicke, als sie die Beiden so sah, Alles, was er ihr zu Leide gethan hatte.

Die Bahre kam, und man legte Leo darauf. Auf des Grafen Befehl trug man ihn nach dem Schlosse. Es wurden sofort Aerzte herbeigeholt und die Kugel herausgezogen. Kurze Zeit schwebte er in Gefahr, dann erholte er sich allmälig. Einmal in den Tagen, als er zwischen Leben und Tod schwebte, trat der Graf in Leos Zimmer und fand dessen Mutter weinend an seiner Seite.

„Geliebte", sagte er sanft, „tröste Dich. Ich schäme mich meiner Eifersucht. Wenn Leo wieder gesund wird, soll er mir sein, wie mein eigener Sohn."

Sie schlang die Arme um seinen Nacken und dankte ihm mit einem innigeren und zärtlicheren Kusse, als sie ihm jemals einen gegeben hatte.

Man wunderte sich allgemein, daß der Graf an dem verwundeten Künstler so großes Interesse nahm. Niemals erfuhr man, auf welche Weise Jener verwundet worden war. Das Geheimniß wurde sorgfältig bewahrt.

Gertruds glücklichſter Moment war es, als [illegible] Sohnes Bett niederknieen ſah, und ihm ſelbſt die Geſchichte ſeines Stolzes und ſeiner Eiferſucht erzählen hörte.

Lange bevor Leo Hartmann wieder geneſen, waren er und der Graf die beſten Freunde. Sie kamen überein, daß ſeine Verwandtſchaft mit der Gräfin ein Geheimniß bleiben ſollte. Sie hielten es für beſſer, es nun nicht mehr bekannt werden zu laſſen.

Der Graf behielt ihn auf dem Schloſſe, bis er völlig geneſen war, und dann bereitete er ihm das herrlichſte Vergnügen, welches er in ſeinem ganzen Leben genoß. Er nahm die Gräfin, Leo und ſeine Nichte den Herbſt über mit nach Italien. Bevor ſie wieder zurückkehrten, hatte er entdeckt, daß Roſa und Leo einander liebten und ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung gegeben.

* * *

Ich hätte nie gedacht, daß ich noch ein ſo glückliches Weihnachtsfeſt erleben würde", ſagte Gräfin Gertrud. „Ich möchte mich faſt ſchämen, daß ich mich ſo jung und glücklich fühle. Mein Kummer liegt wie ein Traum hinter mir."

So ſprach ſie am Weihnachtsabend zu Leo. Am folgenden Tage ſollte er mit Roſa von Weidau vermält werden.

Mutter und Sohn waren unſagbar glücklich. Im Herzen drinnen liebte Gertrud ihren Erſtgeborenen am meiſten, doch ſie ſprach es nicht aus. Auch hütete ſie ſich, in des Grafen Gegenwart ſehr zärtlich gegen ihn zu ſein. Wolframs Eiferſucht, durch die ſie ſo unſagbar gelitten, blieb ihrem Gedächtniß ſtets gegenwärtig. Sie war jederzeit vorſichtig und zurückhaltend. Wenn ſie aber völlig allein waren, wagte ſie, ſich der ganzen Zärtlichkeit, die ſie für ihn hegte, hinzugeben.

Jetzt befanden ſie ſich allein in dem Speiſeſaal und erwarteten die Anderen zum Frühſtück. Sie ſchauten Beide hinaus in die prächtige Winterlandſchaft, die ſich vor ihnen ausbreitete.

Der Reiffroſt lag weiß, leuchtend und glänzend wie ein Silberſchleier über der hart gefrorenen Erde. Die Sonne ſchien auf die langen Eiszapfen bis ſie wie rieſige Diamanten leuchteten. Die hohen Bäume ſtreckten ihre kahlen Zweige ernſt und feierlich gen Himmel. Die Teraſſe vor den Speiſeſaalfenſter war blendend weiß; und die kleinen Rothkehlchen pickten die Krumen auf, welche gütige Hände ihnen hingeſtreut hatten.

„Es iſt ein herrliches Weihnachten", ſagte die Gräfin. „Ach, Leo, wie oft habe ich, bevor Du zu mir kamſt, Weihnachten hier an dieſem Fenſter geſtanden und gewünſcht, ich wäre todt! Die Glocken läuteten Frieden, in meinem Herzen aber war kein Frieden, und es würde ihn nie kennen gelernt haben, hätte ich Dich nicht wieder gefunden. Ach Leo, das hat mir die ganze Welt verwandelt!"

„Meine geliebte Mutter", entgegnete er, während er ſich herabbeugte um ihre Hand zu küſſen, „das war eine ſeltſame Epiſode unſeres Lebens. Wie ſeltſam, daß ich Deiner ſtets gedacht — daß ſich Dein Geſicht meinem Gedächtniß ſo tief eingeprägt hatte!"

„Ich hätte nie geglaubt, ſo glücklich zu werden, Leo", ſagte die Gräfin. Sie erinnerte ſich gern an des Grafen Hochherzigkeit und ſeine edle

Feldmarschall Freiherr von Manteuffel.

Buße für das begangene Unrecht. Er hatte bereut, wie nur ein edles Herz bereuen kann.

„Ein Künstler", sagte er, „muß ein Künstlerheim haben." Und er kaufte eine reizende, kleine Villa mit schönen Anlagen an dem Ufer des Stroms. Er schenkte sie Leo Hartmann, und seiner Nichte setzte er eine sehr beträchtliche Jahresrente aus. Auf seine Bitte fand die Hochzeit in Sangerode statt und zur Feier derselben lud er eine große Gesellschaft, bei der natürlich der berühmte Sänger Bernini, welcher durch seine Barmherzigkeit Leo in der Stunde der Noth gerettet hatte, nicht fehlte.

Rosas Freude kannte keine Grenzen, ihr kam Alles wie ein Märchen vor. Und so fand das Weihnachtsfest Alle unbeschreiblich glücklich.

Als Mutter und Sohn an dem prächtigen Weihnachtsmorgen bei einander standen, schlossen sie sich zärtlich in die Arme. Dann trat die reizende Rosa erröthend zu ihnen. Graf Wolfram folgte, und bald saß eine glückliche Gesellschaft in dem Speisezimmer von Sangerode bei dem Frühstück.

Am Abend, als sich der Schleier der Nacht auf die Erde herabsenkte, als die goldenen Sterne an dem klaren Himmel standen, die langen Eiszapfen in dem hellen Mondlicht glitzerten und die Welt ringsum still geworden war, standen die Gräfin, Rosa und Leo an dem großen Wohnzimmerfenster und lauschten andächtig dem Gesang der Weihnachtssänger des Dorfes, welcher von der Terrasse zu ihnen herauf tönte.

„Leo", sagte die Gräfin, „gieb mir einen Kuß und wünsche mir, daß ich noch viele so glückliche Weihnachten erleben möge."

Er beugte sich herab und küßte sie.

„Küsse auch Rosa", flüsterte seine Mutter ihm zu, „sie könnte sonst eifersüchtig werden."

„Wenn Du noch ein paar Küsse übrig hast, so verdiene ich wohl einen davon", sagte der Graf. Und als er sein geliebtes Weib in den Armen hielt, stimmten die Sänger unten den Weihnachtschoral an.

„Das ist der Grabgesang für meine Eifersucht, Gertrud", sagte der Graf. „Mein Liebling, wirst Du mir jemals all' den Kummer verzeihen, den ich Dir durch eine Eifersucht bereitet habe, die bitterer ist als der Tod?"

Ihre einzige Antwort darauf war ein zärtlicher, inniger Kuß.

Ketzereien von der Münchener Kunstausstellung.

Von **Wolfgang Kirchbach.**

„Die Historienmalerei und die Akademie der Künste in München" betitelt sich der Aufsatz eines Herrn Monacensis, der in Nr. 22 der „Gegenwart" dieses Jahres abgedruckt erschien. Zweifelhaft erscheint mir die Etymologie dieses anonymen „Monacensis", denn indem ich das Wort zu übersetzen versuche, genügt mir in Hinsicht auf den Inhalt des betreffenden Aufsatzes die Verdeutschung „Münchener", „Repräsentant des Münchener Publicums" durchaus nicht, ja ich verfalle auf eine höchst mönchische Deutung der betreffenden Chiffre. Unzweifelhaft aber ist, daß der betreffende geistreiche Mann — er ist ein Anonymus, wir dürfen ihn also immerhin geistreich nennen — nur mit dem Mienenspiel des äußersten Entsetzens durch die Räume der Münchener internationalen Kunstausstellung gewandelt sein kann, denn das „Ideale" ist mit dieser Ausstellung der europäischen Geistes- und Kunstarbeit in majorem dei gloriam zu Grabe getragen worden und zwar nicht im Mönchs- und Jesuitensinne, sondern im Geiste einer gesunden, heilsamen, natürlichen Entwickelung der menschlichen Empfindung und ihrer Lebensäußerung in der bildenden Kunst.

Mit einer gemischten Empfindung kehrte ich nach der feierlichen Eröffnung der Ausstellung durch den Prinzen Luitpold, nach einem berauschenden ersten Ueberblick über die Kunstschätze Europas heim. Freude, Stolz war das unmittelbare Gefühl, Freude an einer Gegenwart, die solches zu leisten im Stande war. Daneben aber das bittere, culturgeschichtliche Bewußtsein, daß eine solche Höhe der durchschnittlichen künstlerischen Leistung systematisch nicht nur in Deutschland seit einem Jahrhundert verhindert worden ist, verhindert durch hohle, anmaßliche Declamationen deutscher, in der Kunst dilettirender Archäologen und archaisirender Künstler, die den Reichthum vergangener Jahrhunderte nicht zu schätzen wußten, die im frevelhaften Leichtsinn die Culturarbeit des sechzehnten, siebzehnten und theilweise des achtzehnten Jahrhunderts ignorirten, um dem deutschen Publicum die Lüge aufzubinden, daß Cornelius ein Mann gewesen wäre, der wahrhaft Großes jemals hätte zu Stande bringen können.

Ich muß meinen Bericht über die gegenwärtige Ausstellung mit solcher Polemik beginnen, weil ich voraussehe, daß mehr als hundert Mal in Berichten von der Kunstausstellung der alte berüchtigte Schlachtruf vom „krassen Realismus", vom „Materialismus der Ungesundheit, Hohlheit" unserer künstlerischen Entwickelung erschallen wird. Man wird von Neuem im Sinne des Herrn Monacensis von Raphael und Cornelius reden und wie unsere Zeit von diesen Gewaltigen unter den Gewaltigen so gar nichts an sich habe, man wird mit Herrn Pecht nicht versäumen, bei irgend einer Gelegenheit dem todten Wilhelm von Kaulbach einen gemüthvollen Hieb zu ver-

setzen, um so mehr, als Wimmer das berüchtigte „Tandaradei" ausgestellt hat, man wird sich vor Gabriel Max bekreuzigen, wird Defregger einen liebenswürdigen Bauern nennen. Was die Franzosen anlangt, so wird man empört sein über die Unsittlichkeit und Frivolität derselben, die sich genau mit derselben Frechheit aufdränge, wie in Augiers detestablen „Fourchambaults". — Von den Italienern wird man als unwürdigen Epigonen ihrer großen Ahnen reden, just wie von Belgiern und Niederländern; was die Plastik anlangt, so wird man händeringend die Antike beschwören, man wird die neuesten Entdeckungen von Olympia als nachahmenswerthe Beispiele citiren. Man wird ferner sehr viel vom Ueberwuchern der Genremalerei lamentiren und wie doch die große Kunst der Historie gänzlich in Vergessenheit gerathen sei!

Ehe wir eine Revue über die hervorragendsten Erscheinungen der Ausstellung unternehmen, müssen wir um der Disposition des Materials willen hervorheben, daß wir, sofern wir ein Kunstwerk als Kunstwerk betrachten, einen Unterschied zwischen Historienmalerei und Genremalerei nicht kennen. Die große That der Kaulbachschen Kunst war, daß er wie Raphael und jeder echte Künstler die Historienmalerei zur Genremalerei „erniedrigte", wie gewisse Archäologen des Geistes sagen würden, während wir behaupten, daß er sie dadurch zur wahren Kunst, die Herz und Gemüth erhebt, gemacht hat. Denn wenn die Genremalerei definirt wird als die Kunst, welche einen allgemein menschlichen Vorgang schildert, ein Sittenbild im weiteren Sinne, so ist zugleich der Satz gegeben, daß kein Historienbild ein Kunstwerk ist, wenn es nicht durch einen allgemein menschlichen Gehalt, der um seiner Allgemeinheit willen ein individueller sein muß, in die Sphäre der Poesie, d. h. des Genrehaften erheben wird. Raphaels sixtinische Madonna ist liebenswürdig durch den genrehaften Gehalt, durch die menschliche Wechselwirkung, in der die Gestalten des Bildes stehen. Ohne die Vorstellung der allgemein menschlichen Mutterliebe in der Madonna, ohne die kleinen Engelbuben, die staunend ihren Altersgenossen betrachten, wäre das Bild kein Kunstwerk, sondern allenfalls eine langweilige Repräsentation eines Götzenbildes, das dem praktischen Zwecke der Anbetung, aber nicht dem künstlerischen Genusse der Freude am Menschlichen dient. Durch genrehafte Motive werden die Stoffe der Sage und Geschichte, die Gestalten der Götter, Helden und Heiligen ins Bereich des individuellen Lebens gezogen. Auch für die Plastik gilt das, denn der Geist unserer Zeit betet nicht die Person an, sofern sie Gestalt ist, sondern sofern sie Willen, Liebe und Leiden ist. Die körperliche Schönheit eines Bildhauerwerkes wird uns erst merkwürdig, sofern wir sie von irgend einer Seelenregung erzeugt sehen; die Knochen, Fleisch- und Fettmassen an sich, die wir menschliche Gestalt nennen, ist uns kein künstlerischer Gegenstand, sie wird es erst, sofern wir eine Objectivation des „Willens" in ihr sehen. Darum ist unsere ganze Plastik nothwendig Genrebildnerei, darum langweilen uns allegorische Gestalten eben so sehr, wie die antiken Götzen, die nur der Anbetung dienten und erst in zweiter Linie dem Kunstgenuß.

Ich frage jeden empfindenden Menschen, was er vorziehen würde, wenn ihm zwei Gestalten vom Bildhauer vorgestellt würden, die die „Eitelkeit" darstellen sollen. Die Eine eine Gestalt in antikem Gewand, neben der ein Pfau sich bläht, während sie einen Spiegel in der Hand hält, in den sie aber nicht hineinsieht, während die andere Darstellung ein Genre-

bildchen wäre eines Mädchens, das den Spiegel vors Gesicht hält und vor ihrer eigenen Wenigkeit einen verliebten Knix macht, oder die wie des Mailänders Barzagleis „Eitelkeit" mit drolliger Geberde ihr Kleidchen rafft und rückwärts einen prüfenden Kennerblick über ihre anmuthige Gestalt wirft. Es ist der Geist des Jahrhunderts in uns, der die Genrebildnerei vorziehen läßt, und weil Kaulbach ein Kind dieses echten Kunstgeistes war, der in Shakespeare dichterisch gewaltig ist, ist er so groß, so populär geworden.

So giebt uns die Zeit die Antwort, daß jedes gute Genrebild auch den Ehrennamen des „historischen" verdient, daß jedes gute Historienbild ohne genrehafte Gestaltung zwar alles mögliche Klangvolle, aber nimmer ein herzerfreuendes, herzerschütterndes Kunstwerk sein kann. Die populäre Forderung, daß ein Kunstwerk eines Commentars nicht bedürfen solle, ist nur ein anderer Ausdruck für den Satz, daß jedes Kunstwerk genrehaft sein müsse.

Und darum werden wir von Defreggers „Hofer", von der „Kindsmörderin" des Gabriel Max unbedenklich zu Menzels „Eisenwalzwerk" wandern, wir werden Alma Tadema, Vautier, Siemiradzki unbedenklich unter der Rubrik Historienmalerei begreifen, wozu auch moderne Schlachtenbilder zu rechnen sind, wenn sie Genregehalt besitzen. Wenn wir dann die Porträtmalerei und Landschaftsmalerei Spaßes halber verwischen wollten, so würden wir dafür einen ganz triftigen Grund anführen können; indeß thut man zu Zeiten gut, das Paradoxe zu vermeiden, weshalb wir diese Kunstzweige gesondert betrachten werden. Dennoch wollen wir die räumlich größten Bilder zunächst Revue passiren lassen, um den Leuten, die unter Historienbild drei Ellen hoch und sechs Ellen breit verstehen, einen Gefallen zu erweisen, zumal der erste vorläufige Gang durch die Ausstellung überhaupt die Blicke auf die Riesenbilder lenkt.

Da fällt uns in erster Linie als warnendes Zeichen für Künstler und Kunstfreunde das Riesenbild des Karlsruher Professor Keller in die Augen. Wer möchte leugnen, daß in der Behandlung der Stoffe auf diesem Bilde technisch das Menschenmögliche geleistet ist. Ludwig Wilhelm von Baden in der Schlacht von Sclankament geräth hoch zu Roß in ein Türkengezelt und im Durcheinander des Schlachtgewühls blicken wir in ein wahres Raritätencabinet von Stoffen, Haaren, Federn, Carousselpferden, Waffen, Weibern, Leichen, Gold, Silber und Turbanen. Aber schon äußerlich in der technischen Behandlung des Fleisches zeigt sich das Gefährliche dieser an Makart anknüpfenden Kunstweise. Denn auch das Fleisch sieht der Künstler nur als Stoff an und es mangelt ihm die feinere Empfindung für den fundamentalen Unterschied, mit dem eine Lichtquelle von stofflichen Gegenständen aufgefangen und ins Auge projicirt wird und der Art, wie Fett, Haut, Adern und Nerven nebst Muskelfleisch und Knochen sich in der Empfindung äußern. Durchaus manieristisch zeigt sich allenthalben die Behandlung des Fleisches, während allerdings in stofflichen Gegenständen eine Fingerfertigkeit und Virtuosität erstaunlicher Art sich präsentirt. Wer Kellers Theatervorhang in Dresden bewundert hat, muß leider diesem wie anderen Bildern gegenüber die Thatsache constatiren, daß dem Künstler Alles zum Theatervorhang, zum Teppich wird, daß er Erfreuliches eben nur in Teppichen leistet. Keller kann, wenn er will, vorzüglich zeichnen, seine Schillerillustrationen zeichnen sich theilweise durch eine ungemein malerische Behandlungsweise aus und doch wimmelt diese Schlacht von Sclankament von Verzeich-

nungen. Besonders auffallend ist, daß fast alle Gestalten im Bau ihrer Schultern ausgerenkt sind, wodurch keineswegs der beabsichtigte Eindruck kriegerischer Kraftfülle erreicht wird. Die Köpfe sind gewiß voller Vorzüge, aber die feine Grenzlinie psychologischer und physiognomischer Naturbeobachtung ist an keinem einzigen dieser Leute eingehalten, sondern alle Köpfe zeigen das Gepräge in irgend einer Gemüthsregung erstarrter Masken.

Just das Gegentheil in jeder Hinsicht ist die „Kindsmörderin" des Gabriel Max. Wenn Max nur dieses eine Bild gemalt hätte, er würde sich würdig zu den großen Künstlern aller Zeiten gesellen. Nicht nur um seiner Malweise willen, die an Feinheit des Tons mit van Dyk wetteifert, die van Dyk übertreffen würde, wenn nicht eine gewisse Aengstlichkeit des Vortrags sie von der virtuosen Sicherheit des Rubensschülers unterschiede. Aber in der fleischigen Wirkung des Ganzen, in der Art, wie der Ton vom Terrain losgeht, ohne doch irgend die Anspruchslosigkeit der Natur zu überschreiten, kommen nur die besten Porträts van Dyks diesem Bilde gleich. Unübertroffen ist die Modellation der Köpfe, der Hände. Was die Localtöne anlangt, so kenne ich wenig Bilder, an denen sie mit gleicher Wahrheit und Empfindungsfeinheit eines vorzüglichen Auges gemischt wären und wenn Gabriel Max die sogenannten „grauen Töne" mit einer gewissen Nachlässigkeit und nicht mit der Feinheit seiner Localtöne bearbeitet, so ist er als Meister, der ein Bild und nicht eine Studie schaffen will, dazu berechtigt. Defreggers „Hofer" ist eine wahrhaft erhabene Schöpfung. In der technischen Arbeit groß angelegt, die Zeichnung von einer männlichen Exactheit.

Defregger hat, wenn man seine „heimkehrenden Krieger" mit dem „Hofer" vergleicht, nach jeder Richtung eminente Fortschritte gemacht. Gesunde Individualisirung war zwar von jeher sein Bereich, aber sein Farbensinn ist wärmer geworden, die Kühle des Tons weicht einer scheinbar anspruchslosen Farbenfülle, die Composition ergeht sich in größeren Zügen. Von seinen Gestalten kann man wie von Max sagen: sie sind ewig, denn sie sind. Wir fühlen und leben mit den Menschen ihrer Schöpfungen und vergessen über dem Werk den Meister.

An diesen beiden Münchener Künstlern finden wir den ersten Vorzug aller Münchener Schulen vereinigt, nämlich in Hinsicht der Anschauung der Natur eine warme Augenempfindung für die Farbe, eine exacte, feste Zeichnung, und in jeder Hinsicht die Verachtung der Schablone. Der Sinn fürs Individuelle im allgemeinsten Sinne geht zwar durch die ganze Ausstellung, bewährt sich aber bei den Münchenern ganz besonders. Am wenigsten diesen Vorzügen entsprechend zeigen sich die Berliner Künstler. Werners berühmte Kaiserproclamation muthet uns kühler an, als bis blos ans Herz. Eigenthümlich kalt in allen Tönen, die Uniformen durchaus nicht im Charakter der Stoffe, die Köpfe glasig, hart und eben nur ähnlich. Man sage nicht, daß moderne Soldatencostüme unüberwindliche Hindernisse wären. Wenn Werner nur soviel Wärme des Tons, so viele Kleidsamkeit entfaltet hätte, als die Natur selbst zeigt. Ich habe Officiere vor dem Bilde stehen sehen und mich an der malerischen Kleidsamkeit ihrer Uniformen erfreut, so daß der Abstand auf dem Bilde jedem Kind in die Augen fallen konnte. Die Behandlung der Luftperspective ist äußerst mangelhaft. Man kann aber den Satz aussprechen, daß kein Bild unpoetisch ist, wenn es eine richtig empfundene Lustbehandlung zeigt, ein Satz, der für die Landschaftsmalerei sogar die poetische Bedingung abgiebt. Werner gehört als Illu-

strator zu unseren besten Zeichnern; warum l
fehler zu Schulden kommen lassen, warum ha
in den zwei wachehaltenden Küraſſiren links
und Menſchen gemacht?

Durch den ganzen Saal geht ein kühler
des Müncheners, Schlachtenbilder einigerma
hier sieht man, wie trefflich moderne Schlach
können und wie dankbar dieſe Gegenſtände fü
gen landſchaftlichen Sinn entfaltet.

Daß wir aber dem norddeutſchen Gei
wir uns zu Adolf Menzels „Eiſenwalzwerk" u
iſt das momentane Talent des echten Künſt
hen. Er hat einen Sinn für die Fülle von
der Natur, der ihn in directen Gegenſatz zu
ſtellt. Seine Leute leben und weben, ſeine ch
Das „Eiſenwalzwerk" beweiſt wiederum einm
Maſchinen eine Poeſie ganz neuer Art ſich e
Beobachtung des gemiſchten Lichteffects, de
glutvollem Eiſenfeuer ſich miſcht. In der A
einen ganz eigenen Humor. Was ſeine Bo
ſich allerdings eine Sprache geſchaffen, die de
entſpricht. Es läßt ſich eigentlich nichts Un
natürlichſte Natur von der Welt, die Geſ
wahrſtes und lebendigſtes Leben an und doch
wie ſie uns erſcheint, ein Umſtand, der nur d[illegible]
rung und techniſche Eigenheiten, wenn man will, auch Eigenſinnigkeit erzeugt
iſt. In der Intention aber iſt Alles voll und geſund aus gut verdauter
Natur, weshalb man ſehr unrecht thut, Menzel einen Dilettanten zu
nennen.

In antiken Genrebildern, alſo Hiſtorienbildern aus dem Leben der Römer und Griechen, glänzt Alma Tadema, der mit vier Bildern vertreten iſt. Freilich darf man ſich mit Recht verwundern, daß ein ſo berühmter Künſtler in ſeinem „Bildhauermodell" das Menſchenmögliche an hölzerner, fühlloſer Modellation leiſten konnte. Bedeutendes Können würde man, nach dieſen Bildern zu urtheilen, Alma Tadema kaum nachrühmen dürfen, man müßte denn das kleine Bildchen „Eine Frage" ausnehmen, das trefflich gezeichnet und in jeder Hinſicht bei einer inneren Liebenswürdigkeit vollendet iſt. Faſt ſcheint es uns, als ob das antiquariſche Intereſſe auch hier das Intereſſe am eigentlichen Menſchen zu erſticken drohe, als ob über dem Fleiße am richtigen Detail die Wirkung des Ganzen verloren gehen ſolle. Georg Ebers hat Alma Tadema ſeinen — „homo sum" gewidmet — ſeltſam, daß Beide ihren Weſen nur mumienhaftes Leben einzuhauchen verſtehen. Ein Bild, wie Alma Tademas „Witwentrauer" iſt eigentlich nichts anderes, als erneutes Nazarenerthum, nur daß es nicht die chriſtliche Legende, ſondern römiſche und egyptiſche Sitte ſich zum Vorwurf nimmt, nur daß es nicht Dürer und die gebundene Kunſtweiſe ſeiner deutſchen Zeitgenoſſen als Formideal verehrt, ſondern Darſtellungen, wie wir ſie etwa auf vor- und nachhomeriſchen Vaſen und Schliemannſcherben finden. Vor Allem in perſpectiviſcher Kunſtleiſtung ſcheint dies Bild antike Thonkrüge ſehr glücklich nachzuahmen.

Eines der liebenswürdigsten Genrebilder in der Manier eines niederländischen Meisters und doch auch wieder eigenartig und von einem verklärteren, poetischeren Hauch getragen, ist Friedrich August Kaulbachs Bild „Auf dem Lande". Wieder und wieder bin ich vor das Bild getreten und habe den herzlichen Eindruck desselben nicht genug in mich aufnehmen können. Eine Feinsinnigkeit in jeder Gestalt, ein so in sich gerundetes Leben, solche treffliche Zeichnung und ebenso treffliche Farbe — wo fände man Worte, das Bild zu preisen! Mögen Andere Makarts, Kellers und anderer Kunstbramarbasse Bilder preisen, echte Kunst, gesunde Kunst und wahre Kunst ist doch nur in der vollsaftigen Menschenliebe, wie sie aus diesem Neffen des großen Kaulbach, aus Gabriel Max, Defregger, Achenbach spricht. Und wenn man solche Gestalten sieht, wie Fritz August Kaulbachs Mädchen, das sich mit dem kleinen Buben im Kreise umherwirbelt, oder die Kinder, die mit paradiesischer Lüsternheit die Lippen nach den Früchten, die ihnen zugetheilt werden, „langen und bangen" lassen, oder endlich die behagliche Tischgesellschaft mit der Wöchnerin und den höchst verständlichen Gedanken aller Anwesenden, so nimmt man gern auch die alterthümelnde Landschaft mit in Kauf, die zwar trefflich der alten Manier nachgeahmt ist, aber eben deshalb nicht die Lebensfähigkeit besitzt, die doch die Gestalten zeigen.

Wenn wir noch Philipps nennen, der wie ein alter Spanier ein ebenso schön componirtes, wie mächtig und geistreich gedachtes Bild gemalt hat, die Versuchung eines Mönches durch einen schönen, weiblichen Dämon; wenn wir Zimmermanns „zwölfjährigen Christus im Tempel" nennen, der höchst eigenartig tizianische und niederländische Elemente zu einem harmonischen, humorvollen, charakteristischen Ganzen vereinigt, wenn wir Flüggens „Taufe Kaiser Maximilians I." als treffliches Werk namhaft machen, wenn wir ferner den vorzüglichen Diez und manches aus seiner Schule Hervorgegangene aufzählen, so haben wir eine stattliche Reihe von Künstlern, die zwar auch am „guten Alten" hängen und zum Vortheil der Kunst in Farbe und Technik lernen, was von den Vorbildern zu lernen ist, die aber doch nicht wie die Nazarener das moderne Bewußtsein und das Bewußtsein in der Natur verlieren. Das dünkt uns der heilsamste Weg für die Kunst und nunmehr können wir getrost erwarten, daß ein umfassender, gewaltiger Geist sich des neu erreichten Könnens bemächtigt, um einen neuen Markstein in der Kunstentwicklung der Menschheit zu bilden.

Josef Brandt in München ist mit zwei Bildern vertreten, die an Virtuosität und Originalität der Mache, an Paganinischer Fingergewandtheit geradezu verblüffend wirken. Die „Tartarenschlacht" ist sicherlich das beste Schlachtenbild der Ausstellung. Einen solchen Reichthum von Motiven, die selbst jedes wiederum ein Bild abgeben könnten, eine solche Gesammtwirkung bei einer geradezu berauschend schönen, kräftigen, exacten Zeichnung, einen solchen Farbensinn, und all' das in einem Bild beisammen, das verdient den Beinamen genial. Freilich ein klein wenig manieristisch, aber dieser Manierismus hat etwas vom Manierismus der Natur an sich und ist auch selbst eine Natur, ein scheinbares Paradoxon und doch nicht allzu paradox, denn wenn man in der Laune ist, sie darauf anzusehen, so kann man auch die Natur als eine verkappte Manieristin ertappen; nota bene wenn man über die verschiedenen Begriffe nachgedacht hat, die man gescheidter oder dummer Weise mit diesem Allerweltsworte verbindet.

Das Ausland hat einige Meisterwerke ausgestellt. Des Brüsseler Her-

mans „In der Morgendämmerung" ist eine Zierde der Ausstellung; es vereinigt alle Vorzüge, die man von einem Bilde fordert. Kühn war es, in eine Scene aus einem Freudenhaus, ein sociales Motiv in dieser Größe zu malen, aber durch diese Größe ist auch die Fruchtbarkeit dieser socialen Frage mächtig vor Augen gestellt. Abgesehen von der geistigen Arbeit des Bildes ist aber auch die künstlerische Arbeit vortrefflich. Meisterhaft ist die Beobachtung des glanzlosen, stumpfen, gleichgültigen Morgenlichts auf den Gestalten, das harmonisch die öde Stimmung der Gemüther beleuchtet. Die trockene niederländische Mache, die wir an Landschaften von Mesdag ꝛc. ꝛc. genau so wiederfinden, harmonirt hier eigenartig mit dem Gegenstand. Zeichnung und Charakteristik sind unübertrefflich wahr und zu alledem offenbart sich in der Farbe eine latente Pracht und Schönheit der seltensten Art.

Aus Brüssel ist ferner zu erwähnen Slingenevers „Camoëns". Trotz der Feuchtigkeit des Motivs spricht eine ziemlich trockne Auffassung des Gegenstands und noch trocknerer Vortrag der Farbe sich hierin aus, aber das Bild enthält zeichnerische Vorzüge, die eine Erwähnung fordern. Damit ist aber die historische und genremäßige Kunst der Brüsseler und der Niederländer so ziemlich erschöpft und wir wenden uns zu einigen Italienern, unter denen den Preis unstreitig Vinoa mit seinen drei Bildern verdient. Unter seinen Bildern aber ist das reizende „Im Keller" das vorzüglichste. Weniger sagt unserem Geschmack das Bild „Nach dem Bade" zu, das zwar einen trefflich studirten weiblichen Körper von hinten schildert, aber abgesehen davon, daß derselbe vom Grunde nicht classisch losgeht, ein wenig zu marktschreierisch und preciös sich geberdet. Freilich besitzt dieser Florentiner eine Virtuosität und eine Kunst des Vortrags, daß vielleicht auf der ganzen Ausstellung nichts daran reicht.

Uebrigens aber haben die Italiener nur wenig Hervorragendes geleistet; die Florentiner, Neapolitaner, Mailänder, Römer ꝛc. zeichnen sich wenig auf der Ausstellung aus; ja man kann ihnen eigentlich nichts recht Eigenartiges nachrühmen, als etwa die auffällige Thatsache, daß die Söhne eines Landes, das von Farbe überströmt, selbst so wenig Sinn für Farbenwärme und natürliche Glut und Fülle besitzen. Das ist meistens höchst trocken empfunden und mit niederländischer Trockenheit vorgetragen. Die eigentliche Glanzseite der Italiener ist ihre Sculptur, von der wir später zu reden haben. Hier sei nur noch Pradillas „Johanna die Wahnsinnige" und etwa Bianchis „Porträtgeschenk" erwähnt.

Auch in den österreichischen Sälen ist die Landschaft und das Porträt ungleich bedeutender vertreten als die Historie. Makarts „Karl V." ist noch nicht auf der Ausstellung angelangt, und so beschränkt sich leider der Ruhm Oesterreichs auf die allerdings vorzüglichen hervorragenden Landschaften und Porträts.

Es erübrigt noch aus Deutschland eine Reihe von Bildern zu erwähnen. So vor Allem aus Berlin die Meyerheimschen Sachen, die wie sie nicht im Sale der Wernerschen „Kaiserproclamation" hängen, auch statt der Fehler, die dieser Sal vereinigt, eine Reihe von Vorzügen mächtiger Art aufweisen. Meyerheims „Kohlenmeiler" ist ein kraftvolles, strotzendes Meisterstück und eine wundervolle Satire spricht aus der „Affenakademie". Auch das große Familienbild ist sehr bedeutend zu nennen. Meyerheim hat von allen Berlinern auf der Ausstellung die kräftigste, und bei alledem auch feinsinnigste Technik, sie ist Menzeln sogar noch vorzuziehen, weil sie exacter ist und ein

bewußteres Gepräge an sich hat. Liebenswürdig und immer schön und frisch erscheint Thumann, dessen „Fahrendes Volk" auch auf die Internationale verschlagen worden ist. Schraders „Cromwell mit seiner Tochter" ist gleichfalls ein Werk, das wärmere, vollsaftigere Töne zeigt. Der Kopf Cromwells ist trefflich gearbeitet, während freilich die Tochter etwas Gesuchtes und Theatralisches an sich hat. Noch ist aus Berlin als bedeutende Composition „Der wilde Jäger" von Tschautsch hervorzuheben. Das ist endlich einmal wieder Kunst, die den Beschauer mit sich fortreißt. Das Bild wäre eine ganz überschwenglich schöne Arbeit, wenn leider die Mache nicht so gar primitiv wäre. Aber die Composition als solche verdient vielleicht die beste auf der Ausstellung genannt zu werden und ist ohne Frage die gewaltigste Behandlung des Gegenstands, die bisher jemals von einem Künstler versucht ward. Ueberhaupt wäre die deutsche Balladenliteratur unseren Malern, die immer so sehr um Motive verlegen sind, zur Composition und realistischen Ausführung und Malerei zu empfehlen, man würde dann sehr bald sehen, ob wir bei unseren technischen Vortheilen auch noch dichterische Begabungen, Genies besitzen.

Vautier hat eine „Verhaftung" ausgestellt, die viele Vorzüge enthält, aber nicht nur unmalerisch componirt, sondern auch ziemlich langweilig ausgeführt ist. Aus Dresden wäre Suchodolskys höchst eigenartiges „Mönchsbegräbniß" und etwa Ohmes „Spreewalddorf" und „Waldschenke" zu nennen. Aus Karlsruhe ist Karl Hoff mit zwei sehr bedeutenden Bildern vertreten, die sich durch schöne Zeichnung, gediegene, wenn freilich ein wenig glasige Malerei, und in geistiger Hinsicht durch eine höchst eigenthümliche latente Empfindung in der Charakteristik der Gestalten empfehlen. Oehmichens „Steuerzahltag" darf auch hier nicht vergessen werden. Zuletzt sei noch Böcklins „Centauernkampf" erwähnt, wo der Meister seiner tollsten Laune wieder einmal nachgegeben hat bis zu dem barocken Einfall, das Stückchen Landschaft durch ein paar Pferdebeine einzurahmen.

Was die Engländer anlangt, so kann man sich schon darum kurz fassen, weil sie auf der Ausstellung sehr dürftig vertreten sind. Sie zeigen sich in technischer Hinsicht theils von der niederländischen Manier beeinflußt, die Oelfarbe mehr als Aquarell zu behandeln, theils malen sie düsseldorfisch oder specifisch englisch, welch letztere Technik in einem ziemlich langweiligen, leiernden, süßlichen Vortrag besteht. Gute Zeichnung kann man nur sehr wenig rühmen und was den Geist, die Motive anlangt, so ists heutzutage eben so wenig wie früher. Ein einziges Bild scheint uns bedeutend genug, um erwähnt zu werden, nämlich Marcus Stones französischer Krieger, der zu seinem Weibe heimkommt. Das ist freilich eine der liebenswürdigsten Leistungen, die die Ausstellung bietet. Rührend ist das kleine Töchterchen, das den Vater auf die Wiege hinweist, wo während der Abwesenheit des Papas ein kleiner Neuling sich eingefunden hat. Rührend ist die Zeichnung des Kriegers, der sein Weib, das als Wöchnerin im Bette liegt, umarmt und küßt; rührend ist selbst der Hund, der die ganze Scene mit Lebhaftigkeit beschweifwedelt. Das Bild ist ganz ungewöhnlich schön gezeichnet und componirt und hinterläßt den reinsten, erquickendsten Eindruck, den man wünschen kann.

Die Landschaftsmalerei ist auf der Kunstausstellung ganz trefflich repräsentirt.

Mit den Namen Oswald und Andreas Achenbach beginnt der Catalog

und die ersten unter den Landschaften im geistigen Sinne sind sie denn auch auf dieser Ausstellung. „Vedi Napoli e poi mori", siehe die Achenbächer und stirb! Man weiß nicht, welchen unter den beiden Brüdern man den größeren Maler nennen soll. Der Farbensinn ist bei Beiden gleich entwickelt, denn wenn die Dünen des Andreas für das rohe Auge des Laien eben als Dünenlandschaften und nicht als italienischer Farbenstrom erscheinen, so ist in jeder Lederhose, die ein Fischer an hat, in jedem Sandwirbel, auf jeder Schiffsplanke eine solche Fülle von Farbenglut und Schönheit, daß diese stille Musik, die ganz Piano und Adagio erklingt, von der jubelnden Scherz- und Allegromusik des Oswald Achenbach nicht übertönt werden kann. Mag man Makart einen großen Farbenmusikus nennen, den beiden Achenbächern vermag auch er die Schuhriemen nicht zu lösen, weil er's noch nicht so weit gebracht hat, daß man an seine Farbe glaubt, während Achenbachs größter Vorzug die unbedingte Glaubwürdigkeit, die fortreißende Wucht einer Gewißheit ist, über deren Ursprung man sich kaum Rechenschaft zu geben vermag. Man könnte sagen, daß Andreas Achenbach besser zeichne, als Oswald — indeß ist das nur ein weiterer Grad der Ausführung und Durchzeichnung, während der Letztere seine Gestalten z. B. nur als Farbenmassen hinsetzt, die aber doch stets eine so frappant richtige Intention haben, daß das eben auch nur eine höchst vorzügliche Zeichnung genannt werden kann.

Ueberaus schön und bedeutend sind die Landschaften von Osterley in Hamburg; besonders der „Norwegische Fjord". Da ist eine Größe der Anschauung, eine Kraft, eine Luft, ein Wasser, daß Calame den Hut gezogen hätte, ja in gar mancher Hinsicht sich würde übertroffen gefühlt haben. Zu den großartigsten Leistungen gehören ferner die markigen Landschaften des Wiener Ruß „Schloß Petersburg", „Gewittersturm", „Italienischer Brunnen". Diese Landschaften bilden die Zierde der österreichischen Säle, denn es ist hier Größe der Auffassung, mächtige Zeichnung, große, breite Technik und ein vorzüglicher Sinn für Farbe in der Natur zur besten Wirkung vereinigt. Der „Gewittersturm" besonders hat all' diese Vorzüge. Aus ragt ferner Schaeffers Landschaft aus Istrien hervor. Aus Hambu „Regenstein im Harz" von Bartels. Sonst sind mit besonders hervor den Arbeiten nach München und Weimar vertreten. Wir beschränke nur darauf, das Auffälligste und Wichtigste zu nennen, denn gerade i Landschaft ist das Niveau der durchschnittlichen Leistung ein so hohes wir kein Ende finden würden, wenn wir alles Bedeutende nennen w Es genügt, aus München vor Allem Hofelichs vorzügliche, große Lan zu nennen, Hansteens treffliche Arbeit, Wengleins treffliche Sachen unter diesen besonders das Motiv aus einem oberbayrischen Torf Wirkungsvoll und virtuos gemacht sind auch die Landschaften von Pe gers, ferner Häußler, die vier Landschaften von Lier, und die kleinen, r gemachten Sachen von Robert Schleich. Aus Weimar treffliche Lan ten von Hagen, Rettig, Diriks ꝛc.

Wie wohlthätig sich überall der hervorbrechende Sinn für Wa äußert, tritt ganz besonders auch in der Porträtmalerei hervor. Wen simistische Naturen unserer Zeit eine ganz besonders verlogene Nat schreiben, so können sie wenigstens in der Malerei ein Stückchen vom halt der Natur oder des Grundwesens beobachten, das auch seine fü Potenzen, seinen Sinn für Wahrheit, wenn er ihm auf der einen Sei loren geht, auf der anderen Seite um so heftiger ausbrechen läßt.

ganz anders stehen die Schöpfungen Lenbachs, Canons und Anderer vor uns, als die Reihe verlogener Productionen, die seit dem Absterben der großen belgischen und niederländischen Porträtmaler und ihrer Ueberlieferungen in Europa entständen sind. Die Thätigkeit der Porträtmalerei ist eine der allertiefsinnigsten Thätigkeiten, der sich der Mensch neben der Beschäftigung mit der Philosophie oder der freien künstlerischen Production hingeben kann. Denn durch die Reproduction des menschlichen Individuums und seiner sinnlichen Erscheinung wird eben die „Objectivation" geistiger und sittlicher Potenzen, die der Mensch ist, nochmals vollzogen und zwar derart, daß gerade die körperliche Erscheinung zur reinen Idee gewandelt wird. Es ist aber die erste sittliche Forderung, daß diese Objectivation im Inneren des Malenden gänzlich objectiv geschehe, andernfalls sie eben keine richtige Objectivation wäre, mit anderen Worten der vollkommenste, uneigennützigste Realismus ist die oberste sittliche Forderung, daß im Geiste des Malenden des „trägen Leibes Stoff" wahrhaft Gedanke, Idee werden könne. Das Idealisiren in der Porträtmalerei heißt also factisch die Idee zerstören. Etwas Anderes wäre, wenn man statt schematisirender Unwahrheit, unter „Idealisiren" scharfe Menschenbeobachtung verstünde und nicht die Momente als „die vortheilhaftesten betrachtete, wo der Gegenstand des Porträts ermüdet und ermattet vom stundenlangen Sitzen überhaupt gar nicht mehr der wahre Ausdruck der Seele ist, die in dem abgespannten, einfältigen oder eitlen Gesichte steckt. Nebenbei bemerkt kommen wir hier an den Punct, warum die Photographie zwar materiell vielleicht der Porträtmalerei Concurrenz machen kann, aber niemals und wenn die Welt noch Millionen Jahre lang Erfindungen macht, den geistigen Werth der letzteren auch nur im Entferntesten erreichen kann. Der Mensch, der vor dem Photographiekasten sitzt, ist eben gar nicht der Mensch, um den es sich handelt, sondern zumeist nur die personificirte Einfältigkeit oder Eitelkeit, welch letztere vollends bei uneitlen Menschen sich durch ein furchtbar dummes Gesicht zumeist ausprägt.

Lenbach ist einer der Ersten gewesen, der wieder Sinn und Zweck der Porträtmalerei erfaßt zu haben scheint. Und so sind denn sein „Bismarck" und „Moltke" die großartigsten Porträts der Ausstellung. In der Malerei möchten wir dem Bilde des Reichskanzlers den Vorzug geben, während der Ton des Fleisches auf dem andern Porträt etwas zu glasig gerathen ist, so richtig die Beobachtung und Absicht gewesen sein mag, die hinter dieser übertriebenen Thatsache steckt. Wir reihen an diese Porträts unter den Münchener Leistungen vor Allen die vorzüglichen Porträts von Erdoult an, die theilweise allerdings noch der letzten Hand bedürfen, aber meisterhaft gezeichnet und noch meisterhafter mit der Farbe hingefühlt sind. Um der größeren Frische willen, um der Pinselführung willen, die der Natur des Fleisches mehr entspricht, dürften sie sogar Lenbach vorzuziehen sein, wenngleich die unnahbare Gewalt der Erscheinung nicht vorhanden ist. Trefflich und meisterhaft ist das Porträt von Friedrich August Kaulbach, so wie die vorzüglich gezeichneten und mit feinster Empfindung hingefühlten Schachingerschen Porträts, unter denen das „Porträt einer Dame" ganz besonders erwähnt werden muß. Wohlthätig machen sich bei all' diesen Künstlern die Einflüsse der alten großen Meister bemerkbar, was eben so sehr von einigen Wiener Leistungen gilt, unter denen die höchst bedeutenden Canon'schen Porträts, der mit Glück den Spuren van Dyks folgt, zu nennen sind.

Meisterhaft, unübertrefflich und von Lenbach selbst nicht erreicht, ist die Behandlung der Hände auf dem „Porträt des Freiherrn von Felder" von Canon, wie es ihm ferner trotz der Repräsentationsstellung à la van Dyk gelungen ist, eine durchaus genuine Charakteristik zu schaffen. Nicht minder malt von Winnern Probst treffliche Porträts, und Angelis überaus schön gezeichnete Porträts des deutschen Kronprinzen und der Kronprinzessin entfalten eine Liebenswürdigkeit der Auffassung, die noch reiner sein würde, wenn die Malerei ein klein wenig realistischer wäre.

Zum Schluß wenden wir noch der Plastik einige Aufmerksamkeit zu, die zwar nicht gerade durch eine allzu große Masse von Material sich aufdrängt, aber in dem, was aufgestellt ist, einen hohen Grad von Vollendung erreicht. Mit Recht hat das Comité der Kunstausstellung auch hier ein hohes Niveau technischer Vollendung als Maßstab für die Annahme geltend gemacht, denn es ist die erste Forderung dem realistischen Streben der Zeit Genüge zu leisten, das nicht mehr schematische, fleisch- und blutlose Gestalten nach antiken und Winkelmannschen Maßen für schön hält, sondern auch in der Plastik zuerst pulsirendes Leben und Bewegung fordert. Wenn man die „große Linie", die leider zumeist auch die langweilige Linie ist, vermißt, so haben wir dafür volle, warme Empfindung gewonnen und wahrhaft individuelle, gesunde, schöne Gestalt.

Den Preis unter allen Sculpturen verdient unbedingt Müllers in Rom große Gruppe „Eva mit ihren beiden Knaben". Das ist wirklich eine überschwenglich schöne Sculptur, die zu den größten, gesundesten Meisterwerken aller Zeiten gerechnet werden muß. An welcher Antike, außer etwa an der Miloniſchen Venus und einigen ganz vorzüglichen anderen Antiken, finden wir eine so vollathmige, naturalistische Erfassung der Gestalt, solches Studium der Natur, solche Modellation in naturwahren, mächtigen Zügen! Hier ist zur Evidenz bewiesen, daß im vollkommenen Realismus auch die echteste Schönheit voll Größe ist, denn trotz der mächtigsten Wirkung ist eben nur naturalistische Wahrheit die Ursache der Schönheit dieses Werkes. Wie gebunden erscheinen dagegen die älteren präcisirenden Sculpturen von Thorwaldsen oder etwa Schwanthaler, wie vermißt man bei diesen die große Anschauung der Natur, die eben nur auf dem Wege des Naturstudiums zu erreichen ist! Und nun diese Composition, die so unabsichtlich wie die Natur selbst in den prachtvollsten Massen und Linien ausladet! Die von Leben strotzende Bewegung der Gestalten, die so groß, so ruhig ist, weil sie fein beobachtet ist! Hier können die Bildhauer lernen, daß die sogenannte plastische Ruhe um Gottes willen nicht gemacht werden darf — ein Irrthum, der sich seit Jahrzehnten forterbt. Wenn die Bildhauer die Natur richtig studirten, da würden sie in dieser selbst schon all' die plastische Ruhe finden, die sie brauchen, da würden sie nicht noch obendrein jene hölzerne Steifheit ihren Gestalten anarbeiten, die so viele Productionen aus der idealen Schule so grenzenlos langweilig machte. Plastische Ruhe in jeder Kunst wird erreicht durch feinsinnige psychologische, physiognomische und pantomimische Beobachtungsgabe. Wer darin die Grenzlinie der Natur einzuhalten weiß, der hat mit Goethe, Defregger, Gabriel Max, Müller in Rom auch die plastische Ruhe. Das ist das Geheimniß der Sache und was dawider ist, das ist vom Uebel.

Wie dieses größte Meisterwerk der Ausstellung eine Genregruppe ist, so hat zum Genusse und zur Freude des Publicums die Genreplastik sich

an allen Ecken und Enden aufgestellt. Als vollendetes Meisterwerk an Studium und Fleischbehandlung ist des Römers Bottinelli „Sclavin" zu nennen, die zornig an ihren Fesseln zerrt. Meisterhaft und entzückend gearbeitet sind ferner des Mailänders Barzaghis Sculpturen, unter denen die „Eitelkeit" in Atlas und die treffliche „Phryne vor den Richtern" besonders hervorzuheben sind. Wie denn überhaupt die Italiener in der Behandlung des Marmors ganz unübertrefflich sind. Von Feuerstein in Rom ist eine ganz wundervolle „Pudicitia", von Sommer ein vorzüglicher „Faun mit Hund", welch letzterer den Ersteren in den Schwanz beißt, vorhanden.

Auch in Deutschland, speciell in München, ist Treffliches geleistet worden. Hirts „Eurydice", Wagmüllers „Mädchen mit Kind", sowie desselben vortreffliche Porträts sind ganz besonders schöne Sachen. Aus Dresden ist ein meisterhafter „Gänsedieb" von Diez als Brunnenfigur gedacht, eine Zierde der Ausstellung, und so waltet denn ein frischer, freudiger Realismus auch in der Sculptur, der gerade der letzteren so unendlich heilsam ist. Und was das Beste an der Sache ist: dieser naturalistische Weg eines gründlichen Studiums, die Verachtung archäologischer und in Kunsthistorien angesammelter Vorurtheile von der Antike führt viel directer auf die wahre Antike zurück, als wenn unsere Bildhauer nach der Antike selbst studiren. Denn auch die Antike war nur groß dadurch, daß sie die Natur sehr gründlich studirte, wie allenthalben an den besseren, auf uns gekommenen Sachen zu sehen ist. Nur sollen die Bildhauer und alle Beschauer nicht jedes Wort für wahr nehmen, das eine gewisse Koterie von Gelehrten über das zu fällen pflegt, was gute Antiken seien. Winkelmann verstand im Ganzen mehr von dem, was gut war und hat mit Recht dem Laokoon sein Loblied zu singen nicht unterlassen. Aber wenn eine Milonische Venus ob ihrer großen Natur und des Studiums ein Meisterwerk ist, so sind trotz alledem gar viele von den Sculpturen, über die unsere Archäologen außer sich gerathen, nur recht elende Stümpereien und wenn man, wie heutzutage vielfach geschieht, dem Laokoon allerhand am Zeuge flickt, um die Parthenonsculpturen dagegen zu Ansehen zu bringen, so ist das bei aller Verehrung der letzteren im Interesse unserer Bildhauerei zu bedauern und man kann froh sein, daß trotz alledem und alledem, was über Antike gepredigt worden ist, unsere Kunst auf Wegen wandelt, auf denen sie, wenns das Geschick will, auch der Plastik eine Periode vorbereiten hilft, die lebensvoller, individueller und doch in eben solcher Größe der Auffassung arbeitet, wie die Antike gethan. Glücklich, wer sich mit seiner Zeit zurechtfindet und auch das Große und Schöne sieht, von dem ihm der Geist des Jahrhunderts spricht — unglücklich und schlimm gebettet aber sind Die, die mit Neid und Gift das richtige Streben der Zeit verfolgen, denn rücksichtslos wird das Rad der Zeit über sie wegrollen, seinem großen Ziele folgen und — so hoffen wir — es auch erreichen.

Des Kaisers Statthalter.

(Mit dem Porträt des Feldmarschall von Manteuffel.)

Elsaß-Lothringen erhält eine selbstständige Regierung, nämlich einen Statthalter des Kaisers, der von Straßburg aus regiert und ein Ministerium. Das ist die neueste Errungenschaft für das Reichsland, die durchaus nothwendig war. Die elsässische Autonomistenpartei hat also gesiegt. Das Elsaß wird fortan vom Elsaß und nicht von Berlin aus regiert. Damit ist ein weiterer bedeutsamer Schritt zur Verdeutschung des dem Mutterlande entfremdeten schönen urgermanischen Landes gethan, das — deß sind wir sicher — in dreißig Jahren so deutsch sein wird, wie seine Nachbarlande Baden und die Rhinpfalz.

Es ist des Reichskanzlers eigenstes Werk, wenn er sein Lieblingskind, das Reichsland, des Gängelbands entledigt und es auf eigene Füße stellt. Fürst Bismarck hat wiederholt seine Meinung in diesem Sinne ausgesprochen. Bereits 1871 sagte er: „Das Elsaß möge sich ansehen als eine Art Republik, die sich selbst verwalten kann."

Nun sind zwar die Wünsche der elsässischen Republikaner nicht in Erfüllung gegangen und sie stehen unter des deutschen Kaisers Scepter. Aber die Selbstverwaltung Elsaß-Lothringens ist installirt und des Kaisers Statthalter residirt in Elsaß-Lothringen, das nicht mehr von Berlin, sondern von Straßburg aus regiert wird.

Kaum hätte sich eine für den elsässisch-lothringischen Statthalterposten geeignetere Persönlichkeit finden lassen, als Feldmarschall Manteuffel, der als Feldherr wie als Diplomat Lorbeeren errungen hat und der zu den zartfühlendsten, feingebildetsten Geistern unter des Kaisers Paladinen gehört. Wo Marschall Manteuffel auch bisher organisatorisch und dirigirend gewaltet — so als Gouverneur von Schleswig, als Befehlshaber der Mainarmee, als Commandeur des ersten Armeecorps in Königsberg, als Befehlshaber der ersten Armee, sowie der Südarmee im französisch-deutschen Krieg, endlich als Commandirender der Occupationsarmee in Frankreich — immer hat er sich durch seinen feinen Tact, seine liebenswürdigen Umgangsformen und sein Gerechtigkeitsgefühl die volle Sympathie und Anerkennung seiner Untergebenen und aller Derer erworben, die Gelegenheit hatten mit dem staatsmännischen Militär in Verkehr zu treten. Als Feldherr hat er mit der Mainarmee, ferner bei Amiens und Bapaume, beim Marsch über den Jura im harten Winter und bei Pontarlier unverwelkliche Lorbeeren errungen. Als Diplomat hat er sich bei Gelegenheit sehr wichtiger Sendungen an europäische Höfe gewandt und glücklich erwiesen. Dem Kaiser ist der Marschall seit zweiundzwanzig Jahren ein getreuer Paladin gewesen. Er gilt als besonderer Liebling des Monarchen.

Edwin Hans Karl Freiherr von Manteuffel ist am 24. Februar 1809 als Sohn des Oberlandesgerichtspräsidenten von Manteuffel in Magdeburg

geboren. Mit 17 Jahren trat Manteuffel in die Armee, mit 48 Jahren ward er General, mit 62 Jahren Generalfeldmarschall, Großkreuz des eisernen Kreuzes und Ritter des schwarzen Adlerordens. Der Marschall hat die höchsten militärischen Ehren erreicht, aber sein Sinn ist immer bescheiden und ohne Ueberhebung geblieben. Die Noblesse seines Wesens, das rege Interesse und Verständniß, das er dem volkswirthschaftlichen Leben der Gegenwart entgegenbringt, wird den neuen Statthalter schnell zu einer imponirenden aber auch beliebten Persönlichkeit in Straßburg machen. Als Oberbefehlshaber der deutschen Occupationsarmee in Frankreich hat Manteuffel bereits sein Talent, Franzosen und französisch Gesinnte richtig zu behandeln, bewiesen. Dies Talent wird ihm auch in Straßburg zu Statten kommen.

Unter Manteuffels Regiment werden hoffentlich die Tactlosigkeiten und Kleinigkeitskrämereien des Beamtendünkels in den Reichslanden aufhören, die dem deutschen Namen unter den Elsässern so viele Feinde gemacht haben. Fürst Bismarck selbst schilderte vor acht Jahren im Reichstage diese enfants terribles der deutschen Beamtenwelt wie folgt:

„Es ist ganz unvermeidlich, daß ein Beamter, der fremd ins Land hineinkommt, wenn auch mit dem dazu erforderlichen Bildungsgrade, doch vielleicht nicht mit der breiteren Weltanschauung, die zu einer Neumission im neuen Lande erforderlich ist, versehen, durch Mißgriffe Feindschaft, Verstimmung hervorruft, die mit den Intentionen der Regierung, die er ausführen sollte, durchaus in keinem Zusammenhang stehen. Hat er einmal sich geirrt, so liegt es der menschlichen Natur wiederum so nahe, dies nicht zuzugeben, sondern die Schuld in den Einwohnern zu suchen und nicht in sich selbst, man bekommt gegenseitige Denunciationen und Verdächtigungen gegen den Beamten auf der einen Seite und Beschwerden aus den Gemeinden auf der andern Seite. Ich fürchte viel weniger, daß die uns noch abgeneigte Stimmung dazu führen könnte, daß die Communalbeamten, wenn sie von den Gemeinden gewählt werden, gefährlicher werden könnten, als ich unser eigenes Unvermögen fürchtete, dem Land überall geeignete Beamte liefern zu können."

Hoffen wir, daß es dem Manteuffelschen Regiment gelingt, die Sorte von ungeeigneten Beamten möglichst bald außer Wirksamkeit in den Reichslanden zu setzen, und dem organisatorischen Haupt auch geschickte Hände zu schaffen. H.

Salonpost.

G. v. L. in E. Es giebt allerdings merkwürdig großmüthige Naturen, die die Liebe ihres Weibes der Bewunderung des Genies hintansetzen. Wir glauben aber nicht, daß Sie sich zu der Großmuth ehemännischer Gesinnung aufschwingen werden, wie z. B. Richard Hamel in seinem Ehe-Tagebuch, „Ein Wonnejahr" (Rostock, Werther), der seiner Frau wörtlich sagt: „Nahte sich liebend Dir ein höherer, geistigerer Mensch, vor dem ich mich beugen müßte, würd' ich Dir zuflüstern: lieb' ihn mehr als mich, Du bist es werth, daß Du ihn liebst." Wie sagt doch Goethe? „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut", — aber daß er sich selbst Hörner aufsetzen soll, — das ist der Punct, in dem sich Goethe und Hamel unterscheiden.

Auguste C. in Stolp. Ihr Uebersetzungstalent steht außer Frage, nur sind Sie mit Ihren Einsendungen immer zu spät gekommen.

W. A. in G. Wie sich Künstler in ihren Stoffen vergreifen können, dafür giebt die Münchener Kunstausstellung in mehreren Bildern schlagende Beweise. Da ist z. B. der schwedische Maler Edelfeldt. Er hat ein ekelhaftes historisches Factum zum Vorwurf genommen, nämlich die Situation, als der Herzog Karl von Schweden seinen in geöffnetem Sarge fast in verwestem Zustande liegenden Feind Flemming, Gouverneur von Finnland, in Gegenwart der trauernden Witwe und Tochter dadurch beschimpft, daß er ihn am Barte zupft. Und der florentinische Maler Ussi hat ein Gemälde geliefert, das die durchaus nicht verbürgte Anecdote behandelt, nach welcher Bianca-Capello, die Gemalin Franz I. von Medici, ihren Verwandten, den Cardinal Ferdinand von Medici, mit einem selbstgebackenen Kuchen vergiftet haben soll. Das sind Vorwürfe, die den Künstlern nur Vorwürfe eintragen können, wenn die Ausführung des unästhetischen Stoffes auch noch so sorglich und correct ist.

B. Gr. in W. Eine culturhistorische Medicin ist auf dem Wege sich zu bilden. Sie finden diesen Standpunct vertreten in Heinrich Rohlfs „Geschichte der deutschen Medicin", Stuttgart, F. Enke. Der Grundgedanke, der das treffliche Werk durchzieht, drückt sich in dem Worte aus: ein großer Arzt muß immer auch ein großer Mensch sein. Groß ist hier im moralischen Sinne gemeint. Rohlfs ist geneigt, dem Charakter des Arztes fast noch größere Bedeutung für seinen Beruf zuzumessen, als seiner technischen Ausbildung. Die Darstellung ist fesselnd und erhebt sich vielerorts zu poetischem Schwung. In folgender Stelle dürfte das Programm des ganzen Werkes ausgedrückt sein: „Nur der auch am Krankenbette menschlich handelnde Arzt verdient das Vertrauen des Publicums. Es giebt keine albernere Phrase, als wenn ein Arzt von sich behauptet, bei der und der Behandlungsweise sei er streng seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung gefolgt. Die Wissenschaft irrt stets und wird immer irren, niemals aber irrt die Stimme des Herzens. Das steht fest, daß auch die Heilerfolge am Krankenbette günstiger und glücklicher sein müssen, wenn erst alle Aerzte ebenso ethisch gebildet sein werden, als sie jetzt sich einbilden und stolz darauf sind, blos wissenschaftlich und nicht künstlerisch gebildet zu sein."

A. L. in D. In Albert Mösers Gedicht „Im Seebade" (Heft 11) ist allerdings ein Druckfehler mit untergelaufen. Es soll „selbstsüchtig" statt „selbstständig" heißen.

Bertha W. in Halberstadt. Wie Sie „weiße Spitzen" am besten waschen sollen? In Paris wird nach der „Fundgrube" folgendes, bisher als Geheimniß behandeltes Verfahren beobachtet, um werthvollen Spitzen ihre ursprüngliche Farbe wiederzugeben. Sie werden zuerst leicht gebügelt, dann zusammengefaltet und in ein reines, leinenes Säckchen eingenäht, welches vierundzwanzig Stunden in reines Olivenöl gehängt wird. Darauf wird das Säckchen fünfzehn Minuten in Seifenwasser gekocht, dann in lauwarmem Wasser gut ausgespült und endlich in Wasser getaucht, in welchem sehr wenig Stärke aufgelöst ist. Die Spitzen werden sodann aus dem Säckchen genommen und mit Nadeln zum Trocknen aufgeheftet. Auf ähnliche Weise können weiße Stickereien behandelt werden.

F. G. in Wismar. Wir rathen Ihnen zu einer Fußreise durch das auch im Herbst noch schöne Thal. Rousseau sagt sehr richtig: Quand on ne veut qu'arriver, on peut courir en chaise de poste; mais quand on veut voyager, il faut aller à pied.